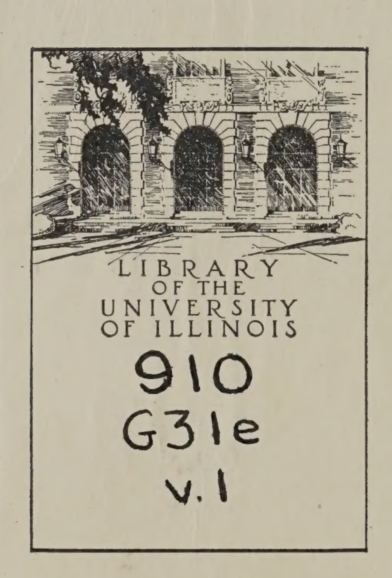
GERBING



Das Erdbild der Gegenwart



Das Erdbild der Gegenwart

Eine Schilderung
der Erde und ihrer Länder
für das deutsche Volk

in Verbindung mit

Prof. Dr. Charles Biermann, Prof. Dr. Hans Bluntschli, Prof. Fritz Braun, Privatdozent Dr. Albrecht Burchard, Prof. Dr. Karl Carnier, Dr. Heinrich Dietzel, Prof. Dr. Ludwig Distel, Prof. Dr. Hans v. Eckardt, Privatdozent Dr. Edwin Fels, Prof. Dr. Otto Flückiger, Prof. Dr. Wilhelm Halbfaß, Prof. Dr. Paul Hambruch, Dozent und Lektor Louis Hamilton, Prof. Dr. Karl Haushofer, Prof. Dr. Theodor Herzog, Dr. Fritz Hesse, Geheimrat Prof. Dr. Erich Kaiser, Prof. Dr. Carl Kaßner, Dr. Hans Kinzl, Prof. Dr. Fritz Klute, Dr. Ludwig Koegel, Prof. Dr. Clemens Lebling, Prof. Dr. Hermann Leiter, Vizekonsul Dr. Friedrich Leyden, Frau Gisela Mauer, Dr. Oskar v. Niedermayer, Dr. Carl Rathjens, Frau Cäcilie Seler-Sachs, Dr. Walter Staub, Privatdozent Dr. Bernhard Struck, Prof. Dr. Otto Stutzer, Prof. Dr. Franz Termer, Dr. Emil Trinkler, Prof. Dr. Gustav v. Zahn

herausgegeben von

Dr. Walter Gerbing

*

Leipzig 1926
Verlag List & von Bressensdorf

Das Erdbild der Gegenwart

Eine Schilderung
der Erde und ihrer Länder
für das deutsche Volk

herausgegeben von

Dr. Walter Gerbing

*

Erster Band

Die Länder Europas

Dargestellt von

Prof. Dr. Charles Biermann, Prof. Fritz Braun, Privatdozent Dr. Albrecht Burchard, Prof. Dr. Hans v. Eckardt, Privatdozent Dr. Edwin Fels, Prof. Dr. Otto Flückiger, Dr. Walter Gerbing, Prof. Dr. Wilhelm Halbfaß, Prof. Dr. Carl Kaßner, Dr. Hans Kinzl, Dr. Ludwig Koegel, Prof. Dr. Hermann Leiter, Dr. Friedrich Leyden, Dr. Carl Rathjens

Mit 173 Textkarten,
104 Tafeln in Doppeltondruck
und 15 Kunstbeilagen

Leipzig 1926
Verlag List & von Bressensdorf



Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

VORWORT

Eine Länderkunde für das deutsche Haus, also gewissermaßen ein geographisches Hausbuch will unser Werk sein. Das heißt: es soll von jedermann mit Genuß und Verständnis gelesen werden können, es soll weder lehrhaft noch gelehrt wirken, wohl aber soll es dem höchsten Ziel des wahren Geographen nachstreben: mit Hilfe einer aus eindringendem wissenschaftlichen Verständnis für die geschilderten Länder und Landschaften herausgewachsenen und auch in der Form der Sprache möglichst vollendeten Darstellung und mit Hilfe gut gewählter Bilder, Kärtchen und Diagramme auch beim Leser wieder einen richtigen Begriff vom Wesen dieser Länder zu erzeugen.

Eine gute Länderkunde hat zwei Aufgaben zu erfüllen: sie hat lebensvolle, anschauliche, plastische Bilder von den Erdteilen, Ländern und Landschaften zu entwerfen, und sie hat diese Bilder dadurch mit innerem Leben zu erfüllen, daß sie die ursächlichen Zusammenhänge zwischen den einzelnen Zügen der großen und kleinen geographischen Einheiten nachweist.

Die kausal gerichtete oder „wissenschaftliche" Seite der Geographie haben deren Vertreter schon seit 100 Jahren, seit Alexander von Humboldt und Karl Ritter, erkannt und betont. Die schildernde, die „künstlerische" Seite der Erdkunde haben die meisten wissenschaftlichen Geographen leider gering geachtet und den „Reiseschriftstellern" überlassen, denen aber wiederum häufig die genügende Einsicht in die Ursachen der erdgebundenen Dinge fehlte, ohne die eine verständnisvolle Schilderung nicht möglich ist. Als natürliche Reaktion auf diese langjährige Versäumnis ist in neuester Zeit überlaut der Ruf nach einer Geographie mit rein „künstlerischen" Zielen, nach geographischem „Expressionismus" erhoben worden. Der besonnene Beobachter erkennt aber leicht, daß diese Forderung weit über das Ziel hinausschießt, und daß die ideale Länderkunde diejenige ist, die plastische Anschaulichkeit der Darstellung mit wissenschaftlich-kausaler Verknüpfung und Begründung der dargestellten Tatsachen verbindet.

In diesem Buche wurde daher versucht, nicht nur der erklärenden, sondern vor allem auch der schildernden Pflicht des Geographen gerecht zu werden. Schilderung ist aber im allgemeinen nur auf der Grundlage eigener Landeskenntnis möglich. Dies bedingte daher die Aufteilung des Stoffes an eine größere Zahl von Mitarbeitern. Es war dem Herausgeber eine ganz besondere Freude, daß sich zu dieser Mitarbeit eine so große Zahl angesehener Wissenschaftler, meist deutsche Hochschulgeographen, bereitgefunden hat. Erst dieser Umstand ermöglichte ihm überhaupt die Durchführung seines Planes.

Einen scheinbaren Nachteil hatte die starke Aufteilung des Stoffes freilich im Gefolge: die „Einheitlichkeit" der Darstellung ging verloren.

Selbstverständlich hat jeder Mitarbeiter seine eigene Art des Stiles, hat für bestimmte Seiten der Landesnatur besonderes Interesse. Aber ist es wirklich ein Mangel, daß nun jedes Land durch ein bestimmtes literarisches und wissenschaftliches Temperament gesehen erscheint? Für unser Werk, das Interesse, Verständnis und Liebe für die einzelnen Länder erwecken will, ist das wohl eher ein Vorteil. Jedenfalls wird das Interesse des Lesers dadurch viel länger und stärker gefesselt, als es durch eine gleichmäßig glatte Darstellung möglich wäre, und daß die Grundsätze der Stoffbehandlung in allen Abschnitten die gleichen blieben, dafür sorgten die vom Herausgeber aufgestellten Richtlinien, an die sich die Mitarbeiter um so eher gebunden fühlten, als sie ihnen die nötige Freiheit in den Einzelheiten ließen.

Freilich: das höchste Ziel, das Ideal länderkundlicher Darstellung wird man wohl nie ganz erreichen können. Denn kaum irgendwo macht sich das Unvermögen der Sprache, komplizierte Erscheinungen in wenige Sätze oder gar in ein einziges Wort zu fassen, deutlicher bemerkbar als bei der Schilderung des Wesens irgendeines Landes oder einer Landschaft: der Geograph vermag wohl die wichtigen und wesentlichen Züge einer geographischen Einheit herauszufinden, sie emporzuheben über die verwirrende Fülle zufälliger und bedeutungsloser Nebenerscheinungen und ihre gegenseitigen Bedingtheiten klarzulegen. Aber aus diesen Einzelzügen das Gesamtbild wieder „zusammenzuschauen", das kann auch der genialste, auch der noch so „künstlerisch" veranlagte Geograph der nachschaffenden Geistestätigkeit seines Lesers nicht ganz abnehmen. Möchte unser Buch recht viele solche Leser finden!

Selbst die beste geographische Schilderung durch das Wort bedarf der Ergänzung durch das Bild. Bildliche Darstellungen aller Art sind dem Werke daher in reicher Fülle beigegeben worden. Kärtchen, Diagramme, Profile im Text erläutern dessen Angaben und machen oft langatmige Auseinandersetzungen entbehrlich, auf eingeschalteten Tafeln sind Photographien von charakteristischen Landschaften und Menschenwerken wiedergegeben, und eine Anzahl Farben- und Kunstdrucktafeln dient gleichzeitig zum Schmucke und zur Belehrung. Ein wesentlicher Teil der Textkarten ist von den Mitarbeitern für das Werk neu entworfen worden, und als Farbentafeln wurden nur solche Darstellungen gebracht, zu denen die Künstler an Ort und Stelle ihre Studien gemacht haben.

Die großzügige Art der Darstellung bedingte einen gewissen Verzicht auf Zahlenangaben und besonders auf eingeschaltete Tabellen, die den Fluß der Darstellung störend unterbrochen haben würden. Um das Bedürfnis nach solchen Zahlenangaben trotzdem zu befriedigen, wurde dem Werke ein statistischer Zahlenanhang beigegeben. Indem die Zahlenangaben für jedes Land und die Länder alphabetisch geordnet wurden, konnte auch für diesen Teil des Werkes eine befriedigende Form gefunden werden; überdies ermöglicht die Anordnung der Tabellen am Schlusse jedes Bandes, das rasch veraltende Zahlenmaterial bequem zu erneuern.

Leipzig O 27, Anfang November 1926

WALTER GERBING

INHALTSÜBERSICHT

EUROPA ALS ERDTEIL

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

DIE SPANISCHE HALBINSEL

VON DR. LUDWIG KOEGEL IN MÜNCHEN

FRANKREICH

VON PROF. DR. CHARLES BIERMANN (UNIVERSITÄTEN LAUSANNE UND NEUCHÂTEL)

BELGIEN UND LUXEMBURG

VON DR. FRIEDRICH LEYDEN IN NEAPEL

DIE NIEDERLANDE

VON DR. WALTER GERBING IN LEIPZIG

DIE BRITISCHEN INSELN

VON PROFESSOR DR. WILHELM HALBFASS IN JENA

DÄNEMARK

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

DEUTSCHLAND

VON PRIVATDOZENT DR. ALBRECHT BURCHARD (UNIVERSITÄT JENA) UND PROFESSOR FRITZ BRAUN (DANZIG-LANGFUHR)

DIE ALPENLÄNDER

DIE OSTALPEN UND ÖSTERREICH

VON DR. HANS KINZL IN INNSBRUCK

DIE ZENTRAL- UND WESTALPEN. DIE SCHWEIZ

VON PROFESSOR DR. OTTO FLÜCKIGER (UNIVERSITÄT ZÜRICH)

DIE APENNINENHALBINSEL

VON PRIVATDOZENT DR. EDWIN FELS (UNIVERSITÄT MÜNCHEN)

DAS DINARISCHE GEBIRGSLAND

JUGOSLAWIEN UND ALBANIEN

VON DR. CARL RATHJENS (WELTWIRTSCHAFTSARCHIV HAMBURG)

DIE SUDETEN- UND KARPATHENLÄNDER

VON PROFESSOR DR. HERMANN LEITER (HOCHSCHULE FÜR WELTHANDEL IN WIEN)

BULGARIEN

VON PROFESSOR DR. CARL KASSNER IN BERLIN

THRAZIEN

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

GRIECHENLAND

VON PRIVATDOZENT DR. EDWIN FELS (UNIVERSITÄT MÜNCHEN)

POLEN

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

BALTLAND UND LITAUEN

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

RUSSLAND

VON PROFESSOR DR. HANS V. ECKARDT (UNIVERSITÄT HEIDELBERG)

FINNLAND

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

SKANDINAVIEN

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

NORDISCHE INSELN

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

STATISTISCHE TABELLEN

ZUSAMMENGESTELLT VOM HERAUSGEBER

ÜBERSICHT DER BILDERTAFELN

ÜBERSICHT DER KUNSTBEILAGEN

FARBENTAFELN

TIEFDRUCKTAFELN



Volcano, von Lipari aus gesehen

Nach einem Original von E. Harrison Compton

EUROPA ALS ERDTEIL

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

Der Name Europa kommt uns vor wie eine Erinnerung an alte Zeiten. Mahnt uns doch das arabische Wort „Ereb“, Abendland, an längst vergangene Tage, da der Schwerpunkt menschlicher Bildung in jenen östlichen Ländern lag, die mittlerweile wieder zu menschenarmen, leblosen Steppenländern geworden sind.

Inzwischen ist auch Europas große Zeit vorübergegangen. Wo blieben die Tage, da der wesentlichste Teil der Welt, der „Orbis terrarum“, auf europäischer Erde lag, da die Sonne dem Anwohner der westlichen Küsten unseres Erdteils in unbegrenzt wogenden Fluten zu versinken schien, im fernen Süden die sagenhaften Mondgebirge dämmerten, und von den Ländern des Ostens nur das Märchen unsichere Kunde brachte, jene Zeiten, da schon über dem Norden und Nordosten unseres heimischen Erdteils das Dunkel zusammenschlug?

Damals war dies Gebiet eine Welt, für den Abendländer die Welt schlechthin, obgleich ihm heute so viele Geographen das Recht streitig machen wollen, fürderhin als Erdteil zu gelten.

Noch immer ist dieser Streit unentschieden. Immer wieder und wieder weist der Finger der Männer, die sich mit der alten Ordnung der Dinge nicht aussöhnen möchten, auf die Erdkarte hin. Sie scheint auch wirklich deutlich genug für ihre Sache einzutreten; erscheint doch auf ihr der selbstbewußte Erdteil nur als eine große Halbinsel oder besser als eine sich mehr und mehr verjüngende Fortsetzung Asiens, die sich mit breiter Fläche an den östlichen Riesenerdteil anschließt, um mit vielen Halbinseln und reich gegliederten Inseln ins große Westmeer hinauszustreben.

Aber für den Geographen bedeuten die Räume der Erde nicht Raum schlechthin; erst die Umwelt, das Klima, die Gliederung und ähnliche Eigenschaften bedingen die geographische Bedeutung eines Landes. Welche reiche Kultur vermöchten nicht die Inselräume im Norden Amerikas zu beherbergen, lägen sie unter der Breite unseres Mittelmeeres und nicht dort, wo Moschusochsen und Renntiere durch die Tundren ziehen! Kein Gebiet auf unserem mütterlichen Planeten hat den Beweis, daß nicht der Raum schlechthin, sondern die Eigenart der Räume für den Menschen entscheidend sei, einwandfreier erbracht als gerade Europa, so einwandfrei, daß der nicht übertriebe, welcher die Ansprüche der ungeheuren östlichen Festlandmasse, Europa zum bescheidenen Anhängsel herabzuwürdigen, mit Hohn abwehrte.

Für den Geographen, dem die Erde in erster Linie den Wohnraum der Menschen bedeutet, kann an der Bedeutung Europas kein Zweifel sein. Für ihn besitzt

dieses winzige Landgebiet die Eigenschaften eines selbständigen, von persönlicher Eigenart erfüllten Erdteils in so hohem Maße, daß man es eher verstehen würde, wollte dies Zwerggebilde auf seine größeren Schwestern hochmütig herabblicken. Mögen sich die Einwohner der Neuen Welt heute noch so stolz gebärden, sie verdanken doch alle Güter edleren Menschentums dem kleinen Land im Osten, und zwar so ausschließlich, daß sie gerade in den menschlichsten Dingen, in Künsten und Wissenschaften, noch recht ungelenke Schüler blieben.

GRENZEN

Kann demnach für den, der nicht an den oberflächlichsten Eigenschaften des unbeseelten Raumes haftenbleibt, kein Zweifel daran bestehen, daß Europa ein selbständiger, ja vielleicht der selbständigste Erdteil sei, so ist es doch recht schwer, diesen Erdteil unzweideutig zu begrenzen. Allerdings gilt das nur für die Ostseite des Festlandes. Im Westen ist die Grenze klar genug. Wogt dort doch jenes Weltmeer, das den Kindern des Altertums und Mittelalters als die eigentliche Grenze der Landfeste erscheinen mochte. Nicht viel anders ist es im Norden, wo die Grenzen Europas und des bewohnbaren Raumes eigentlich zusammenfallen und im Süden, wo das junge Einbruchsbecken des Mittelmeers zwischen Europa und Afrika, dem „Südlande", einen tiefen Graben zog.

Gewißlich wäre es ein Leichtes, die Bedeutung dieser Grenze mit dem Hinweis auf ihre geringe Breite entkräften zu wollen. Zu dem südlichen Spanien grüßen Afrikas Felsgestade gar deutlich hinüber, und schwellt günstiger Wind das Segel des sizilischen Fischers, so knirscht der Kiel seiner Barke noch am Abend des Tages, da er den heimischen Strand verließ, auf dem Sand der afrikanischen Küste.

Aber trotz alledem war für das Bewußtsein des Menschen zu alter Zeit hüben und drüben wesensverschiedenes Land. Die große Wüste machte ihr Herrenrecht viel zu gebieterisch geltend, als daß sich am Nordrand des Süderdteils Kulturen hätten entwickeln können, die jenen der so hochbegabten Gräkoitaliker die Wage hielten. Dieses Urteil läßt sich durch alles Hervorheben zeitlicher und örtlicher Begünstigungen, die für Nordafrika bestanden haben sollen, wohl abschwächen, aber doch nicht aufheben. Die Verschiedenheit der Rassen am Nord- und Südufer des tiefen Meeresgrabens tat dann noch ein weiteres, die Gegensätzlichkeit dieser Gebiete deutlich hervortreten zu lassen.

Ganz anders liegen alle diese Dinge im Osten. Hier stößt unser Bemühen, zwischen Europa und Asien eine scharfe Grenze zu ziehen, auf schier unüberwindliche Schwierigkeiten, und zwar im Süden so gut wie im Norden.

Wie wenig das Ägäische Meer Asien und Europa trennt, empfand wohl jeder Forscher, der sich mit der griechischen Geschichte beschäftigte, spielte die sich doch viel weniger in Griechenland als vielmehr in dem ägäischen Kulturraum ab, der auch die westlichen Küstenlandschaften Kleinasiens umfaßt. Schauen wir von den Höhen Skutaris nach Stambul hinüber, so sagt uns unsere Schulweisheit, wir ständen auf asiatischem Boden, aber die Sinne sind ehrlicher und raunen uns zu: hüben und drüben ist das gleiche Land. Erst wo droben auf der Hochebene die Wüstensteppe beginnt und öde Weite an die Stelle der fein herausgearbeiteten Landschaftsformen des Westens tritt, überkommt uns das Gefühl, fremde, nichteuropäische Gebiete erreicht zu haben. Immerhin handelt es sich hier nur um strittige Landstreifen von geringer Breite, so daß es verständlich

erscheint, wenn man dem Morphologen zuliebe darauf verzichtete, noch ein Stück Kleinasiens für Europa zu beanspruchen.

Weiter im Norden liegen die Dinge ganz anders. Hier kommen Erdräume in Frage, die einen sehr wesentlichen Teil des alten Europas bilden. Folgen wir dem Willen jener Gelehrten, welche die Grenzlinie vom Weißen Meer zum Finnischen Busen und dann von der Weichsel- zur Donaumündung ziehen wollen, so bleibt nur noch die Hälfte des alten Erdraums als ein verkleinertes Europa übrig. Andere Vorschläge geben zwar weniger von dem alten Raum preis, beanspruchen aber doch noch sehr weite Landgebiete für Asien.

Die alte Auffassung, welche das Uralgebirge, den Uralfluß, das Kaspische Meer und den Kaukasus als Ost- oder Südostgrenze unseres heimischen Erdteils annahm, war so recht eigentlich vom Kartenblatt abgelesen. Leider geschah das ohne viel Nachdenken, indem man die trennende Wirkung des himmelhohen Kaukasus und des kümmerlichen Uralwalls etwa gleichsetzte, wie ja auch der kleine Schüler Pyrenäen, Alpen, Karpathen und Ural in gleichem Tonfall herzubeten pflegt, ohne zu bedenken, daß der Ural doch nur ein bescheidenes Mittelgebirge ist.

Außerdem geschah diese Abgrenzung zu einer Zeit, da der westeuropäische Geograph von der Eigenart russischer Landschaft und russischen Lebens noch recht wenig wußte und sich damit begnügte, den russischen Staat ebenso naiv neben die Reiche Mitteleuropas zu stellen, wie er die Heere der Moskowiter in die Kriegerscharen einschaltete, die bei Leipzig den großen Weltverwirrer zu Fall brachten. Da schien jene Ostgrenze Europas, die man auf der Wandkarte mit dem Zeigestock so gut verfolgen konnte, allen berechtigten Ansprüchen zu genügen.

Aber allgemach kam die Zeit, da man die Räume der Erde nicht nur maß, sondern auch nach den Eigenschaften abschätzte, die ihnen als menschliche Wohnstätten zu eigen sind. Geographen, die auch nur einen Hauch Ritterschen Geistes verspürt hatten, brauchten bloß einen Blick auf die physikalische Karte zu werfen, um zu erkennen, daß Rußland und Mitteleuropa nicht nur hinsichtlich der Lage, sondern in ihrem tiefsten Wesen verschieden seien.

Diese Erkenntnis zu klären, wetteiferten viele Wissenschaften. Die Geschichte zeigte uns, wie voreilig unsere Väter gewesen waren, wenn sie rasch entschieden behauptet hatten, Peter der Große habe aus Rußland einen europäischen Staat gemacht. Dafür traten die Unterschiede zwischen dem westlichen und östlichen Kulturkreis des Erdteils, zwischen der römischen und byzantinischen Welt immer schärfer und schärfer hervor. Die Wirtschaftsgeographen, die das große Ostreich genauer kennenlernten, fühlten sich dort gleichfalls in einer fremden Welt, und als ein Dostojewski, ein Tolstoj dem Abendland ihr eigenstes Seelenleben offenbarten, spürte der Landsmann Goethes die tiefe Kluft, die ihn auch in geistiger und seelischer Hinsicht von dem Moskowiter trennte.

Je mehr Bücher man über Rußland las, desto fremdartiger erschien die Welt des Ostens. Nur allzu beredt erwies ein Karl Emil Franzos sein gutes Recht, schon die Außenlande des Karpathenwalls als Halb-Asien zu bezeichnen. Geschah das mit Fug, so konnte aber kein Zweifel daran bleiben, daß das Moskowiterreich mehr asiatische als europäische Züge trug, daß es also mehr zu Asien als zu Europa gehörte.

Als dann der Weltkrieg kam, zeigte der Deutsche noch mehr Neigung, sich durch eine reinliche Scheidung von Rußland zu trennen, und gewöhnte sich mehr und

mehr daran, jenseits der ostpreußischen Grenze nicht mehr Rußland, sondern Asien beginnen zu lassen.

Aber trotz alledem vermochte man sich bei diesem Urteil nicht recht zu beruhigen, und allerlei Gegengründe meldeten sich zum Wort. Man empfand doch auch, wie willkürlich es sei, Grenzen zu ziehen, wo die Natur der sich gleichmäßig dehnenden Ebenen jede Grenzlinie Lügen straft. Und hatte man vordem den mongolischen Einschlag des Großrussen hervorgehoben, so konnte man andererseits nicht leugnen, daß der Slawe dem Germanen körperlich sehr nahestand und vielleicht mehr nordische Eigenschaften zeigte als manche süd- und südwestdeutsche Sippe, in der welsches und alpines Blut mächtig geworden waren. Auch ließ sich nicht leugnen, daß die nordische Herrscherfamilie das östliche Land im westeuropäischen Sinne beeinflußt hatte, und daß westeuropäische Wissenschaften in dem Lande naturwüchsiger Bauern nicht nur in der weltberühmten Kaiserlichen Akademie zu Ehren gekommen waren, und auch unter Rußlands Dichtern fand sich so mancher, in dem man, wie in dem naturfrohen Turgenjew, eine verwandte Seele ahnte. Die Linie, bis zu der das Baltische Meer seine Wirkung äußerte, verlief doch erst recht weit im Osten, und erwies sich das russische Klima als ausgesprochenes Landklima, wenn man es mit dem des europäischen Westens verglich, so durfte der Geograph, der an Jenisseisk und Jakutsk dachte, doch noch seine ausgesprochene Milde rühmen. So kam schließlich alles auf die Entscheidung der Frage an, ob Kasan und Samara dem Atlantischen Ozean näher liegen als dem Stillen Meer, ob London für sie wesenhafter sei oder Peking. Die Antwort auf diese Fragen konnte letzten Endes nicht strittig sein, und die Folge davon war, daß sich gegen die allzu enge Abgrenzung Europas lebhafter Widerspruch zeigte.

Es liegt nahe, daß man sich unter diesen Umständen des alten Wortes von dem goldenen Mittelwege erinnerte und daraus auch für unseren Fall die richtigen Folgerungen zu ziehen suchte. Die Salzsteppen an der Mündung der Wolga, die Räume, welche Kirgisen und Kalmücken ihre Heimat nennen, die nordischen Tundren, welche der Samojede mit seinen Renntierherden durchzieht, als europäische Landschaften gelten zu lassen, ging doch nicht an.

So kam man auf den Gedanken, die Grenzen des Erdteils da anzusetzen, wo wir im Zuflußraum des Kaspischen Binnenmeers und des Nördlichen Eismeeres auf Steppenräume stoßen, deren europafremde Eigenart sich auch dem oberflächlichsten Betrachter allsogleich aufdrängt. Rein logisch erscheint diese Lösung sehr glücklich. Im täglichen Gebrauch der Wissenschaft aber, der sich in solchen Fragen fast mit dem Sprachgebrauch deckt, kann man damit nicht viel anfangen, hat doch selbst der Fachmann seine Mühe, sich den Verlauf einer solchen Grenze im Augenblick genau vorzustellen.

Daher dürfte es, so befremdlich das nach diesen Ausführungen im ersten Augenblick auch erscheinen mag, doch wohl das beste sein, die alten Grenzen Europas beizubehalten, allerdings mit dem Vorbehalt, daß wir uns der wesentlichen Unterschiede Ost- und Westeuropas stets bewußt bleiben und ebenso auch der Tatsache, daß den östlichsten Teilen des Erdteils nur noch herzlich wenig von all den Eigenschaften verblieben ist, die wir als wahrhaft europäisch zu bezeichnen pflegen. Selbst in dieser Begrenzung ist Europa noch klein genug. Hat es doch den 44 180 000 qkm Asiens deren kaum 10 000 000 gegenüberzustellen, so daß sich selbst Australien mit seinen 7 700 000 qkm schon selbstbewußt neben die nörd-

liche Schwester stellen könnte. In nordsüdlicher Richtung erstreckt sich unser Erdteil von 35° bis 71° n. Br., während seine Längenausdehnung von 10° w. L. bis zu 60° ö. L. reicht.

Auch in der vorliegenden Darstellung sind diese Grenzen des Erdteils angenommen, nur mit dem Vorbehalt, daß der ganze Kaukasus mit seinem Vorlande bis zur Kura-Manytsch-Niederung Asien überwiesen wurde, denn der Gedanke, ein so einheitliches Gebirge zwei Erdteilen zu überweisen, erschien aus geologischen und anthropologischen Gründen ganz unerträglich.

Und doch ließe sich gegen diese Begrenzung wieder mancherlei einwenden. Gerade bei Europa geht es, wenn wir wirklich geographisch denken wollen, nicht recht an, den Erdteil auf die Landfeste zu beschränken. So widersinnig das auch im ersten Augenblick erscheinen mag, überkommt uns ein eigenes Verlangen, den größten Teil der Mittel- und Zwischenmeere dem Erdteil zuzuschreiben, da sie bei keiner anderen Erdfeste in so hohem Maße wie bei Europa zum Lebensraum der Menschen gehören. Ebenso, wie es unlogisch ist, die Zwergform des alten Griechenland hervorzuheben, weil der ganze Raum des Ägäischen Meeres im höchsten Grade zum Lebensbereich dieses Volkes gehörte, in höherem sicherlich als die Gebirge Arkadiens und Nordgriechenlands, ebenso wäre es ungerecht, die Zwischenmeere Europas einer Landfeste gegenüberzustellen, mit der zusammen sie erst jenes wohnliche Gehäuse bildeten, in dem der Mensch sich dieses seines Namens erst so recht wert erweisen sollte.

WELTLAGE

Kein anderer Erdteil war hinsichtlich seiner Weltlage ähnlich begünstigt. Es versteht sich von selbst, daß es über solche Dinge kein unbedingtes Urteil gibt. In jedem Zeitalter gelten da andere Bedingungen, und Zustände, die in dem einen die größte Förderung bedeuten, können im andern zu lästigen Hemmnissen werden. Da verdient es als besondere Eigentümlichkeit unseres Erdteils hervorgehoben zu werden, daß er den Bildungsgang der Menschheit zu allen Zeiten beinahe gleichmäßig zu erleichtern schien, und daß die Beschaffenheit der Mittelmeerländer für den Hellenen nicht günstiger war als die Wesenheit Nordwesteuropas für die Kulturvölker der Neuen Zeit.

Daß die Aufgeschlossenheit des Westens, das Neben- und Durcheinander von schmalen Ländern und ebenso schmalen Meeren, das Ineinandergreifen von Meeresbuchten und Halbinseln dem Verkehr und dem wirtschaftlichen Leben der Einwohner zugute kommen mußte, das begreift sich leicht. Viel schwerer dürfte uns der Umstand einleuchten, daß auch die weiträumigen Steppen und Waldgebiete des Ostens, die endlos wogende Sandwüste südlich des Mittelmeers für Europa unschätzbare Vorteile bedeuten.

Und doch ist dem so. Wie der Gang der Geschichte selber gezeigt hat; genügte der reich gegliederte, trotz aller Scheidewände zu einem großen Ganzen zusammengefügte Raum im Süden und Westen des Erdteils vollkommen, die Grundlage eines einzig dastehenden Kulturlebens abzugeben. Die Berührung mit einer wilden, nicht nur formlosen, sondern auch aller Form feindlichen Nachbarschaft konnte dieser großen Lebensgemeinschaft nur gefährlich werden.

Sicherlich sind die endlosen Ebenen zwischen Mitteleuropa und Mittelasien ein schier unüberwindliches Hindernis für den Verkehr zwischen diesen Erdräumen.

Aber ließ sich von ihrer näheren Berührung irgendein Segen erhoffen? Zeigen uns nicht die Züge der Hunnen, Avaren, Ungarn und Mongolen gerade zur Genüge, wie die Gastgeschenke aussahen, welche die Söhne Innerasiens dem weiter fortgeschrittenen Nachbarlande zu bieten hatten? Wäre da nicht der Wunsch berechtigt, daß der Steppensand hier noch in endlosere Fernen wogte?

Und ebenso müssen wir das Schicksal preisen, daß es die Sahara dem dunkelhäutigen Menschen des tropischen Afrikas ein: „Bis hierher und nicht weiter" zurufen ließ. Den vereinzelten Negersklaven konnte man sich als Merkwürdigkeit am Hof der römischen Kaiser wohl gefallen lassen, aber als wesentlicher Bestandteil der europäischen Bevölkerung hätte diese Rasse nur schädlich wirken können, würde sie doch in jeder Hinsicht das unbedingte Gegenteil der Einflüsse bedeuten, die wir schlechthin als nordisch bezeichnen, und deren segensreiche Wirkung sich bis tief in den alten Orient hinein deutlich verfolgen läßt.

Die Aufgeschlossenheit Europas preist jeder geographische Leitfaden; von seiner „glücklichen Abgeschlossenheit" spricht man viel weniger, und doch fügen sich erst beide zu jener Meistbegünstigung zusammen, deren sich das „Abendland" erfreuen durfte.

Und wenn wir sagen, daß diese Gunst der Lage eigentlich immer in gleicher Weise fortbestand, so genügen wenig Worte, diese Behauptung schlagend zu erweisen. Wäre die griechische Geistesbildung denkbar, wenn nicht in einem Lande, dem der Orient seine technischen Fertigkeiten und der Norden seine schöpferische Geistesfrische gleicherweise vermitteln konnte? Mochte eine überholte Weltanschauung jene Einflüsse übertreibend hervorheben, mittlerweile ist uns längst klar geworden, daß die Dichtungen eines Homer, die ewigen Gedanken eines Plato weit mehr aus nordischer Seelentiefe geboren sind. So ist es denn auch nur allzu erklärlich, daß die Sonne Homers „auch uns" leuchtet; ob wir voreingenommen wären, wenn wir dafür „nur uns" sagen wollten?

Und als dann der Bildung des Altertums ein „Stirb und werde" zugerufen wurde, durfte da derselbe Erdteil nicht erweisen, daß er auch ganz anderen Aufgaben gerecht werden konnte? Auf den weiteren Räumen Mitteleuropas durchlebte ein neues Geschlecht von Erdenkindern im Mittelalter eine lange Kindheit und Jugend, wohlbehütet vor störenden Einflüssen der Außenwelt, bis es so weit herangereift war, um, von innerstem Drang getrieben, in die Fremde hinauszustreben und auf Romfahrt und Kreuzzug jene Lehrzeit zu bestehen, die in den Wagetaten der großen Entdeckungsreisen ihren glänzenden Abschluß fand.

War es nicht ein Segen, daß damals die Länder des europäischen Nordwestens noch in tiefem Schatten lagen, daß die herbe Jugend der neu erstehenden Völker Mitteleuropas nicht den Fluch übereilter Entwicklung zu befürchten brauchte? Erst als die neue Menschheit Europas weit genug vorgeschritten war, um solchen Aufgaben zu genügen, stieg als Gegengestade jener meerbespülten Westküste die neue Welt aus den Fluten, um sich von den Kindern der alten Europe, soweit es eben anging, in ein zweites, größeres Europa verwandeln zu lassen, eine Aufgabe, die der hellenische Seemann ebensowenig hätte leisten können, wie der Mönch und Ritter des Mittelalters. Wäre es eine leere Redensart, wenn man sagen wollte, Europas räumliche Begünstigung habe gerade bis zu der Zeit gedauert, da der Raum selber seine Bedeutung bis zu einem hohen Grade verlor, weil es dem Menschen gelungen war, ihn durch allerlei kunstgeschaffene Hilfsmittel zu meistern?

OBERFLÄCHENGESTALTUNG

Die Lage in der Fläche allein hätte solche Folgen aber nimmermehr gehabt, wäre sie nicht durch die Art und Verteilung der Gebirge in geradezu vollendeter Weise unterstützt worden. Nur ihrer geringen Ausdehnung und Höhe war es zu danken, daß wir den kleinen Erdteil als ein Land bezeichnen können. Bei Asien wäre das nimmermehr zulässig; was haben denn Sibirien und Indien, Japan und Arabien eigentlich noch gemeinsam? Wie dort die Meeresbuchten fast die trennende Macht von Weltmeeren gewinnen, so werden auch die Gebirge und Hochländer zu schier unüberschreitbaren Mauern, die nur wagemutige Forschungsreisende nach mühseligster Vorbereitung übersteigen können, während uns Schillers Tell in seinem Selbstgespräch nicht ohne guten Grund die lange Liste jener Menschenkinder aufzählen darf, die über die Alpenpässe guten Mutes nach Norden oder Süden pilgern. Wie gering die Meereshöhe Europas sei, geht schon aus seiner Durchschnittshöhe von rund 300 m hervor; noch klarer vergegenwärtigen wir uns aber diese Dinge, wenn wir hören, daß 60% seiner Fläche noch nicht einmal 200 m erreichen und nur 16% des Gebiets oberhalb der 500 m-Linie zu suchen sind.
Aber auch hier dürfen wir den logischen Begriff des Grenzwertes nicht außer acht lassen und uns etwa vorreden wollen, Europa wäre noch viel besser daran, wenn alle seine Gebirge zu der Bedeutungslosigkeit schmächtiger Mittelgebirge zusammenschrumpften. Gerade bei solchen Betrachtungen erkennen wir den fast keiner Steigerung fähigen Persönlichkeitswert unseres mütterlichen Erdteils. Sicherlich würden wir als Kinder eines bestimmt geformten Festlandes auch zu einem anders gearteten Erdteil mit dankbarer Kindesliebe aufschauen. Trotzdem bedeutet es keine Übertreibung, wenn wir in dem Europa, wie es einmal ist, die fast vollkommene Ausgestaltung eines menschenformenden Erdteils erblicken.
Mit dem Fehlen oder fast gänzlichen Zusammenschrumpfen der europäischen Gebirge wäre den Europäern sicherlich nicht gedient gewesen. Der Erdteil wäre dadurch nicht so sehr offen und zugänglich als vielmehr formlos geworden und hätte damit auch seine Fähigkeit, Völker und Menschen zu formen, zum allergrößten Teile eingebüßt. Dieselben Gebirge, die niedrig genug sind, um in dem Menschen mehr die Neugier nach dem „drüben" als die Furcht vor der felsigen Öde zu erwecken, halten doch andererseits die Völker recht entschieden auseinander und rufen ihnen zu: Suchet das Höchste zu erreichen, indem ihr euch nicht nur einander anähnelt, sondern auch eure Eigenart in wirtschaftlicher und geistiger Entwicklung zur Geltung bringt! Nur dort, wo die Bodengestalt Europas diese Aufgaben erfüllt, zeigt der Erdteil seinen ganzen Adel. Wie ärmlich ist es um die Menschenwelt Rußlands bestellt, wenn wir sie mit den bergdurchwallten, talzerfurchten Räumen Westeuropas vergleichen, die Shakespeare und Molière, Dante und Goethe ihre Heimat nennen!
Sicherlich ist der Umstand, daß in Mittel- und Westeuropa menschenreiche, vorwärtsstrebende Völker an enge Räume gebunden sind, die dennoch der gegenseitigen Verbindung nicht in dem Maß entbehren, daß sie nicht auf Kosten der Nachbarn nach dem köstlichsten Besitze der völkischen Gemeinschaften, nach Raum, streben sollten, einer der tiefsten Gründe dafür, daß die Kriegsgeschichte der europäischen Völker so viele, viele Bände füllt. Aber es hieße nicht geographisch denken, wollte man darüber nur jammern und klagen, denn auch hier gilt das Wort des Griechen, daß der Streit der Vater aller Dinge sei; auch Völker lernen

sich selbst nur im Kampfe miteinander in ihrer tiefsten Eigenart begreifen, und oft genug ist eben erst blutgedüngtes Erdreich der trefflichste Nährboden herrlicheren Lebens geworden.

Der Gebirgsbau Europas geht den allgemeinen Geographen viel mehr hinsichtlich der durch ihn bedingten Bodengestalt des Erdteils an als bezüglich des Alters der am Aufbau der Gebirge beteiligten Gesteinsarten, denn es ist für das Leben der Völker letzten Endes fast belanglos, ob ein Gebirge beispielsweise aus kristallinischen Schiefern oder aus unveränderten Meeresablagerungen besteht. Wie wir schon oben ausführten, könnte man den Erdteil mit gutem Grund in eine östliche und westliche Hälfte einteilen. In jener ist die Bodengestalt im großen und ganzen kulturfeindlich, während sie im Westen als überaus kulturfreundlich bezeichnet werden darf.

DIE GROSSLANDSCHAFTEN UND IHRE WESENSART

Den größten Teil Osteuropas nimmt die ungeheure russische Tafel ein, deren Schichtenfolge im allgemeinen sehr wenig gestört worden ist, während ein altes Gebirge in Südrußland völlig eingeebnet wurde. Je weiter wir nach Süden kommen, um so jüngere Schichten haben sich erhalten; aus dem unfruchtbaren Bleisand kommen wir dort in Schwarzerdegebiete, wie sie sich in solcher Ausdehnung kaum wiederfinden.

Im Grunde genommen verdient die Oberflächengestalt Rußlands aber doch wohl mehr Teilnahme, als man ihr in der Regel entgegenbringt. Von dem weiten Reich als einer ungeheuren Ebene zu sprechen, wird man sich wohl kaum jemals abgewöhnen, spukte doch sogar der Begriff der „Norddeutschen Tiefebene" auf den Karten und in den Büchern weit länger, als man hätte erwarten sollen. Das Bezeichnende dieser russischen Ebene ist aber vielleicht gerade der Umstand, daß sich mit ihr im einzelnen ziemlich viel Mannigfaltigkeit der Formen verträgt, und daß sie letzten Endes doch wieder ganz außerstande ist, auch im Menschenleben deutlich ausgeprägte Unterschiede und gaumäßig sich entfaltende Sonderart zu bewirken. Die zahllosen hübschen Bildchen, wo sich ein rascher Fluß zwischen Waldufern dahin schlängelt, die großzügigen Landschaften, wo das Steilufer eines Stromes vor uns dasteht wie die Grenze einer für sich lebenden, auf sich angewiesenen Welt, vermögen das Gefühl wie den Verstand der Reisenden innig und nachhaltig zu beschäftigen, aber in diesem Reich des unendlichen Raumes werden sie schließlich doch auch von dem Raume verschlungen. Einem begabten Erzähler liefern sie vielleicht den Hintergrund zu einem Idyll oder einer heldischen Dichtung, aber der Menschenwelt, welche diese Weiten erfüllte, scharf hervortretende Unterschiede aufzuzwingen, waren sie viel zu schwach. Auf weiten Flächen von Strom zu Strom ganz allmählich gen Osten anschwellend, um dann mit riesenhaftem Steilufer abzubrechen und jenseits des Stromes am niedrigen Wiesenufer dasselbe Spiel wieder von neuem zu beginnen, so streben diese weiten Ebenen gen Osten wie riesige Schollen dünnen Eises, die sich am Ufer eines Sees mit kaum wahrnehmbarer Neigung übereinander geschoben haben, aber für das Menschenwesen im Lande haben diese Steilhänge nicht allzuviel Bedeutung, um so weniger, als die breiten Ströme Jahr für Jahr lange Monate in Eisesbanden liegen und in der Längs- wie in der Querrichtung dann treffliche Verkehrsstraßen und sichere Brücken bilden.

Im Norden ist der gewaltige Eishobel der nordischen Gletscher über dies Land hinweggegangen und hat in ihm ganz ähnliche Landschaften geformt wie in den Seenplatten unserer deutschen Heimat. Und doch wirken diese Gebiete auf uns um so ermüdender, je mehr wir uns vom Meer entfernen. Fast haben wir das Gefühl, als ob die Ostsee auch ihren Küstengebieten sogar dort noch Anmut und Frische mitteile, wo ihre blaue Flut dem suchenden Auge schon längst entschwunden ist. Wer aus dem Inneren der russischen Ebenen kommt, mag schon an den



(Nach Hettners Länderkunde, Bd. I, 2. Aufl., S. 11, Leipzig und Berlin 1923)

Ufern der livischen Aa das Gefühl haben, in einer anderen Welt zu weilen, wo südliche Milde und fein gegliederte Form, Ader und Nerv an die Stelle der seelenlosen Wiederholung ewig gleicher Bildungen treten. Allerdings sind auch die klimatischen Verhältnisse dieser Gebiete daran schuld, indem sie jener Gleichmäßigkeit, die dem Norden nun einmal eigen ist, bis in solche Breiten hinab zur Herrschaft verhelfen, wo wir in Mitteleuropa im Pflanzen- und Tierleben ebenso stark die klimatische Begünstigung dieses Erdraums spüren.

Die Ausbreitung der mitteleuropäischen Kultur auf Rußland wurde außer durch die Eigenschaften auch durch das Maß des Raumes selber erschwert; die ungeheure Ausdehnung des so gleichmäßig gebildeten Osteuropas gehört selber zu den wichtigsten Hemmnissen des Kulturfortschritts seiner Bewohner.

Kommen wir aus Rußland in den Bereich des fennoskandischen Granit- und Gneismassivs, so empfinden wir auf Schritt und Tritt, daß wir in einen völlig wesensverschiedenen Lebensraum gekommen sind. Die einzelnen Teile dieses Gebiets sind einander lange nicht so ähnlich wie die flußumrauschten Ebenen Rußlands. Über Finnland ist das abschleifende, hobelnde Messer des nordischen Gletschers hinweggegangen, dem selbst die Granitberge nicht widerstehen konnten, und in den tausend und abertausend Vertiefungen, die dadurch entstanden, sammelte sich das Wasser. Wir hören unsere Schritte dort immer wieder auf dem nackten Fels wiedertönen, und doch ist das, was wir rund um uns schauen, keine Gebirgsgegend, ob auch in den Tälern manches Gebirges weit mehr Menschen wohnen als auf diesen Granitflächen, deren dünne Humusschicht nur recht langsam wachsende Wälder nährt, die das Land in einen blauschwarzen Mantel hüllen.

Dieselben Gesteine wie in Finnland finden wir auch in Skandinavien wieder, aber in grundverschiedener Form und Anordnung. Mögen sie auch in den meisten Fällen die rundlichen Formen dieser harten Massen nicht verleugnen, so steigen sie doch zu regelrechten Gebirgen an, welche infolge ihrer nördlichen Lage eine so reiche Schnee- und Eisdecke tragen, daß der Fremdling sich auch dort im Hochgebirge wähnt, wo sein Barometer erst die Höhenwerte bescheidener Mittelgebirge angibt. Ja, hier und da begegnen ihm schon weite Inlandeisflächen, Gletschereis, das infolge der ebenen Gesteinsunterlage nicht wandert, sondern jahraus, jahrein in gleicher Lage verharrt und uns von jenen Tagen erzählt, da die ganze Halbinsel, ein zweites, wenn auch nicht gleiches Grönland, unter einer Hunderte von Metern dicken Eisschicht begraben lag.

Noch heute leidet das Land unter den Nachwirkungen jener Zeit; auch dort, wo das Klima erträglich wird, erschwert der felsige Boden und die dünne Erdschicht den Anbau der Feldfrüchte. Immerhin empfinden wir es noch als Schicksalsgunst, daß die höchsten und breitesten Teile des Gebirges im Süden Skandinaviens liegen, und daß die breitere Abdachung nach Südosten geneigt ist und sich so des Regenschutzes der Gebirge erfreuen darf.

Hier wie dort hat der Mensch mit der Natur hart zu ringen, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Im Nordwesten, wo das Gebirge handlos und steil zu einem Meere abfällt, dessen Flut an unzähligen Stellen in die Flußtäler des sinkenden Landes eingedrungen ist, lange und schmale Meerbusen (Fjorde) formend, gönnt die Flut dem Ansiedler nur selten fruchtbare Ackerrücken, mitunter kaum die Stätte zum Hausbau. Aber sie entschloß sich dazu, ihn auf andere Weise zu entschädigen, und schüttete ihm anstatt des goldenen Kornes silberschuppige Fische auf die harte Tenne, um später den Mann, der als Fischer mit den Tücken des Meeres vertraut geworden war, als wagenden Seemann in die entlegensten Fernen der Erde zu locken.

Und doch finden wir in dieser Welt der Felsen und Fjorde hier und da an geschützten Stellen noch weit im Norden kleine Glücksstätten, wo, von lauen Lüften umkost, mächtige Obstbäume ihre Kronen wölben und schweres Vieh im hohen Grase weidet.

Da ist uns viel heimeliger zumut als in dem breiteren Vorland des Südostens, wo, von schäumenden Gebirgsströmen in klippenreichen Betten durchbraust, die felsige Hochfläche sich allmählich zum Meere hinabsenkt, dessen Küste von dem dichten Gewimmel felsiger Schären begleitet wird.

Aber hier wie dort fehlt doch die unendliche, erdrückende, alles ungewöhnliche Streben ertötende Weite des Raumes, die für Rußland so bezeichnend ist. Im Kampf mit einer mächtigen, aber doch nicht unbesieglichen Natur, hineingestellt in ein Land der Gegensätze, in das, Tatkraft und Unternehmungsgeist weckend, das Donnern der Brandung weit genug hineintönt, erwuchs hier ein Menschengeschlecht, dem zwar die Herrschaft über die Weiten der Welt versagt blieb, das sich aber dafür die größten Höhen und Tiefen einer wahrhaft menschlichen Bildung zugänglich zu machen wußte, nicht unwürdig der Rolle, die man heute dem nordischen Menschen in der geistigen Entwicklung Europas zuschreiben möchte. Und wie wir dem Sandmeer der Wüste Dank dafür wissen, daß es den mittelmeerischen Menschen von der schwarzhäutigen Brut des tropischen Afrikas trennte, so müssen wir auch dem baltischen Meere nachrühmen, daß es eine Grenzscheide zog zwischen den nordischen Kindern Skandinaviens und den Völkern des Ostens, aus deren stumpferem Auge uns die schlummermüde Öde der Steppe entgegenschaut, daß es zugleich aber die Kinder des Westens in den Stand setzte, kolonisierend nach Osten vorzudringen.

Das zu leisten, war der Beruf der Ostsee, welche die flache Senke zwischen Skandinavien und Osteuropa ausfüllt. Mag sie in der Geschichte, entsprechend der geringeren Lebensfülle ihrer Randländer, auch eine weit bescheidenere Rolle spielen als das Mittelmeer, an dessen Gestade Homer, Christus und Cäsar gewandelt sind, oder die Nordsee, in der erst jüngst wieder eine jener Entscheidungen fiel, von der die Entwickelung kommender Jahrhunderte abhängt, so brauchen wir doch nur zu den hansischen Bauten Nowgorods und Narwas aufzuschauen, um zu erkennen, daß die Ostsee immerhin eine der wichtigsten Straßen war, in der die maßvollere, menschlichere Kultur Mitteleuropas nach Osten vordrang.

Skandinaviens Eigenart glauben wir auch noch zu spüren, wenn wir von den Hochflächen Schottlands über Heidekraut und Birkengestrüpp zu den tiefeingeschnittenen Fjorden der Küste hinabschauen, über die, windgepeitscht, dunkle Regenwolken fast Tag für Tag daherkommen, um die Überfülle ihrer Regentracht auf das niemals dürstende Felsgestein herabzuschütten.

Erst wenn wir von hier aus südwärts wandern, erreichen wir völlig anders geartete Erdräume, die zu dem großen Schollenland Mitteleuropas gehören, das mit seinen an Mannigfaltigkeit kaum zu übertreffenden Landschaftsformen den größten Teil Deutschlands, Frankreichs und Großbritanniens erfüllt.

Gilt es, hinsichtlich des Altertums, den Begriff „Europa" zu bestimmen, so denken wir fast ausschließlich an die Gestade des Mittelmeeres und nehmen von diesem Europa schon dort Abschied, wo die letzten Zypressen nach seiner warmen Flut herüberschauen. Mit ähnlichem Recht können wir heutzutage dieses Schollenland als das eigentlichste „Europa" bezeichnen, denn mögen auch weit entfernte Gebiete diese oder jene europäische Eigenschaft zeigen, so findet sich doch alles das, was wir im eigentlichsten Sinne „europäisch" nennen, gerade hier in seiner vollendetsten Form zusammen.

Die ebene Decke, die einst diese Gebiete überzog, ist so gewaltig zertrümmert, gestaucht, aufgerichtet, von vulkanischen Massen durchbrochen worden, daß es auf der Erde kaum ein anderes Gebiet gibt, das der Entwicklung einer Unzahl eigenartiger Gaue, die untereinander wohl ähnlich, aber doch nie gleich sind, so günstige Bedingungen brachte.

Es ist, als ob die Natur in Mitteleuropa keine ermüdende Gleichförmigkeit dulden wolle. So zerbrach sie das rheinische Granitmassiv und überließ es dem Rhein, den Graben zwischen Wasgau und Schwarzwald mit seinen Schwemmstoffen zu überschütten, diesen Graben, der ihr schon wieder zu breit sein mochte, weil sie in ihm die Lavasteine des Kaiserstuhls emporsteigen und wölbige Kuppen formen hieß. So mußten der Rhein und seine Nebenflüsse die Hochflächen des Schiefergebirges zersägen und wieder zersägen, damit nicht nur jeder flußumrahmte Block, sondern eigentlich auch noch jedes Flußtal eine Landschaft für sich bildete. Und dort, wo in Mitteleuropa wirklich, wie in Böhmen, ein altes Massiv nicht brechen und zerfallen wollte, da mußten wenigstens die fleißigen Flüsse seiner Oberfläche regeres Leben geben, da schauten von allen Seiten eigenartig gebildete Randgebirge in das tiefere Becken hinab.

Wir lächeln wohl, wenn wir den Thüringer Wald, die Cevennen mit den Gebirgen des inneren Asiens vergleichen, denen diese Höhen kaum bis zum Knöchel reichen, und doch spielten sie in der Menschengeschichte sicherlich eine größere Rolle als manches jener mächtigen Gebirge, welche über die Hochfläche Tibets, dieses ragenden Dachs der Welt, hinwegschauen.

Vermöchten wir einen neuen Turm zu Babel aufzuführen, von dem unser Blick aus der Mitte der russischen Ebenen hier bis ins Weichselland, dort bis zu den dunklen Waldwellen des westlichen Uralhanges hinüberflöge, so beherrschte er im Grunde genommen doch nur *eine* Welt; wieviel mannigfaltiger ist nicht schon das Leben in dem Erdraume, den ihr von den Gipfeln des Schwarzwaldes, des Wasgaus, des Riesengebirges überschautet!

Anders sieht dieses Land aus, wo von dem weiten Weltmeer dunkles Regengewölk zu den schlotenreichen Hängen der englischen Gebirge herüberwellt, anders, wo im Mittsommer die glutende Südlandssonne die Hochflächen der Auvergne dörrt, anders im Neckartal, wo der Duft der Reben zu bröckelnden Burgruinen aufsteigt, anders im nebelreichen Seitental des Thüringer Waldes, wo sich Urahne, Großmutter, Mutter und Kind Tag für Tag mit harter, karg gelohnter Heimarbeit abmühen.

Und doch hat das weite Gebiet als Ganzes seine unverkennbare Eigenart. Es ist das Reich der persönlichen Eigenart, wie sie in der Geschichte uns schon in dem germanisch-romanischen Hochadel, in dem Gaufürstentum Mitteleuropas entgegentritt. Wjatka und Twer liegen weiter voneinander als Konstanz und Hamburg. Wäre von berühmten Söhnen dieser Städte die Rede, so könnte ein Kenner der Erde ihre Heimat wohl richtig in die Umwelt einfügen; ob er damit aber auch den Begriff zweier eigenartiger Gebiete verbände? — Mit dem Landgrafen von Hessen, dem Grafen von Württemberg, mit den Namen der französischen Großen, die auf die erste Kreuzfahrt zogen, verbinden wir ganz bestimmte Begriffe, in denen sich die nur einmal vorhandene Eigenart ihrer Heimat widerspiegelt. Ein durch die Riesenerfolge der neuzeitlichen Technik verblendetes Geschlecht sucht die Gründe der mitteleuropäischen Bildung oft an ganz falscher Stelle; wollen wir sie entdecken, so müssen wir viel weiter zurückgehen als bis zu den Erfindern der Dampfmaschine und des mechanischen Webstuhls. Auf der zu höherer Einheit zusammengefaßten Mannigfaltigkeit der zahllosen Gaue des mitteleuropäischen Schollenlandes beruht die Größe der Völker dieses Erdraums. Weil diese Mannigfaltigkeit in Deutschland und England noch größer ist als in Frankreich, mag auch der Niederschlag

der geistigen Arbeit bei den beiden germanischen Völkern soviel reicher geworden sein. Von diesem Reichtum werden wir auch fürderhin zehren müssen, mag auch sein Zinsertrag schon jetzt durch die ausgleichenden Mächte des Verkehrs und der Freizügigkeit wesentlich erschwert werden, mag auch dem Bannerträger einer neuen Zeit jede wesenhafte Ungleichheit der Menschen nicht als Fülle und Reichtum, sondern als ärgerliches Überbleibsel früherer Tage erscheinen.

Es war wohl ein glücklicher Gedanke, das Gebiet der europäischen Hochkultur durch einen um Köln mit einem Radius von 1000 km beschriebenen Kreis umgrenzen zu wollen, aber dennoch hieße es wohl einen an sich richtigen Gedanken übertreiben, wollte man den Ursprung dieser hohen Kultur rein örtlich, nur aus der Weltlage, erklären. Daneben müssen wir sie sicherlich auch auf die Bodengestalt im Bereich ihres Entstehens zurückführen, d. h. auf die vielgestaltigen, zugleich begrenzenden und vermittelnden Formen des mitteleuropäischen Schollenlandes. Es ist seltsam, daß man diese Zusammenhänge im Gebiet der griechisch-ägäischen Kultur so frühzeitig begriffen und so klar erfaßt hat, an die entsprechenden Verhältnisse Mitteleuropas aber nur viel seltener gedacht hat. Auch eine gewisse Wesensverwandtschaft mitteleuropäischen Wesens mag in diesen Dingen begründet sein, wie man leicht begreifen wird, wenn man etwa das Ufergelände an der oberen Themse, die Landschaften der Meister der paysage intime und die bezeichnenden Bilder des deutschen Mittelgebirges miteinander vergleicht. Wie glücklich es sich traf, daß in Frankreich wie in Deutschland auch größere Ebenen zu finden waren, werden wir an einer späteren Stelle auseinandersetzen müssen.

Die hohe Zeit des armorikanischen und variscischen Gebirges, deren Zertrümmerung die Mittelgebirge unseres Festlandes entstehen ließ, war längst vorüber, als sich in der Tertiärzeit die mächtigen Faltengebirge des Alpensystems emporwölbten. Es ist verständlich, daß der Europäer sich daran gewöhnt hat, in den Alpen die gewaltigste Ausprägung des Gebirges zu erblicken, um so verständlicher, als diesem Gebirge eine solche Formenschönheit eigen ist, daß unzählige seiner Gipfel ein gutes Recht haben, sich als eisgekrönte Majestäten bezeichnen zu lassen. Aber trotz alledem sind auch die Alpen ein Hochgebirge von der Art, wie wir es in dem Erdteil erwarten dürfen, in dem fast alle Dinge von dem apollinischen Grundsatz edlen Maßhaltens beherrscht werden, durch den allein Größe und Schönheit zu einer höheren Einheit geführt werden können.

Sehen wir auf einer größeren Karte die weiten Firnfelder der Alpen, stellen wir uns vor, wie weite Räume durch dies Gebirge dem Ackerbau und damit einer dichteren Besiedelung entzogen werden, so mag uns Europas gewaltigstes Gebirge im ersten Augenblick als ein rechtes Hindernis für die Entwicklung des Kulturlebens erscheinen.

Aber auch hier offenbart sich uns wieder die hohe Weisheit, die uns im Aufbau unseres mütterlichen Erdteils allerorten so deutlich wird, daß wir uns daran gewöhnt haben, in ihm ein rechtes Meisterstück des großen Baumeisters zu erkennen.

Im Altertum erwies sich der schier endlose Zug der europäischen Faltengebirge als ein trefflicher Schutzwall der mittelmeerischen Kultur, dem im Norden eine ähnliche Bedeutung zukam wie dem Wüstengürtel im Süden des blauen Meeres. Ob das Römerreich sich ohne diesen Wall zu einem Orbis terrarum hätte entwickeln können?

Vermessen wäre es auch, zu behaupten, dieser Vorzug habe sich im Mittelalter in sein Gegenteil verkehrt, denn ohne die Alpen hätte die römische Kultur auf Mitteleuropa noch ganz anders einwirken können. Haben wir es uns doch längst abgewöhnt, diese Einflüsse nur als segensreich hinzustellen. Sicherlich haben wir es gerade den Alpen zu verdanken, daß trotz der Stärke dieser Einwirkungen im Norden der Alpen ein deutsches Volk entstand, eine Nation germanischen Gepräges, der ein sicheres Gefühl sagte, sie könne sich nur im Gegensatz zu der „welschen" Art behaupten und zu eigenstem Lebensinhalt durchringen.

Trennenden und verbindenden Kräften in gleicher Weise zu dienen, hatten die Alpen gerade die richtige Wesensart. Mochten ihre Hochgipfel, die im Montblancmassiv zu mehr als 4800 m ansteigen, erst dem berufsmäßig geschulten Bergsteiger ihre Geheimnisse enthüllen, den Umstand, daß die Pässe der Alpen im Grunde genommen doch recht niedrig und gangbar sind, begriff der Mensch sogleich, als er die schier abergläubische Furcht vor dem Hochgebirge überwunden hatte, die dem Altertum eigentümlich gewesen war. Ausgedehnte Flächen von wirklichem Inlandeis suchen wir hier ebenso vergeblich wie größere Hochebenen, die zwischen die einzelnen Gebirgszüge eingeschaltet sind, und wir brauchen nur auf dem Globus unseren Blick zwischen den Alpen und dem Gebirgsmassiv Innerasiens hin und her wandern zu lassen, um deutlich zu erkennen, wie sehr unsere Alpen doch noch auf Menschenmaß und Menschenwitz eingestellt sind.

Welchem Gebiet des Natur- und Menschenlebens wir auch unsere Aufmerksamkeit schenken mögen, ohne die Bedeutung der Alpen recht erfaßt und genügend gewürdigt zu haben, vermögen wir darein keinen Einblick zu gewinnen. Wie anders wäre es um das Klima Europa bestellt, zögen nicht die Alpen gerade in dieser Richtung und gerade in dieser Breite vom Löwengolf bis zum Schwarzen Meer.

Wir brauchen sie uns nur vier Breitengrade weiter nach Norden verlegt zu denken, dann fänden wir in den Tälern Badens keine schwellenden Feigen mehr und keine rotglimmernden Mandelblüten. Und ob es dann jemals in Europa zu einer Vorherrschaft der germanischen Völker gekommen wäre, ob „ultramontane Kräfte" uns dann jenen Spielraum gelassen hätten, dessen wesenhafte völkische und politische Gemeinschaften nicht entraten können? Wer weiß, wo in Mitteleuropa die Grenzlinie welscher und nordischer Völker verlaufen möchte, hätten jene in einem breiteren Gebietsvorland bessere Gelegenheit gehabt, sich einem festländischeren Klima anzupassen?

Auch dieses Gebirge bedeutet, was seinen Einfluß auf die Menschenwelt angeht, wenig an sich, sondern gewinnt seine eigenartige Bedeutung erst durch die Umwelt der einzelnen Abschnitte. Vertauschten wir die Schweizer Alpen mit jenem Karpathenabschnitt, dessen Gebirgszüge zu der Hohen Tatra emporschauen, so würde das rege Leben in den dichtbevölkerten Tälern bald stiller und stiller werden und Waldeinsamkeit über so mancher Stätte zusammenschlagen, wo vordem der Feinmechaniker den Beweis erbracht hatte, daß der grübelnde Mensch auch dort lohnende Gewerbe betreiben könne, wo ihm der mütterliche Boden Kohlen und Erze vorenthält.

Fehlte nur die breite Pforte des Wiener Beckens, so hätte die Völker- und Staatenkarte Europas unzweifelhaft ein ganz anderes Aussehen, und strebten die Waldkarpathen geraden Weges zur Donau, so hätten wir heute sicherlich nicht mit einer starken rumänischen Mittelmacht zu rechnen.

Letzten Endes müssen solche Gedanken auf geographischem Gebiete gewißlich als ebenso unfruchtbar bezeichnet werden wie tiefgründige Grübeleien darüber, wie es gekommen wäre, wenn dieser oder jener geschichtliche Vorgang unterblieben wäre. Dennoch möchten wir ihrer hier nicht ganz entraten, weil sie uns die lebengestaltende Kraft der Gebirgszüge so deutlich zu Gemüt führen.

Faltengebirge, die mit eigentlichen Alpen mittelbar oder unmittelbar zusammenhängen, spielen auch auf den Halbinseln des Mittelmeers noch eine bedeutsame Rolle. Am wenigsten noch auf der Pyrenäenhalbinsel, deren namengebendem Gebirge die neuere Forschung eine recht selbständige Rolle eingeräumt hat, während das andalusische Faltengebirge, für das dies nicht in gleichem Maße zutrifft, trotz seiner gewaltigen Höhe doch eine geringere Bedeutung hat.

Hoben wir früher hervor, daß der Kulturgeograph, ohne der trennenden Wirkung des Ägäischen Meeres zu achten, am liebsten noch weite Gebiete des westlichen Kleinasiens zu Europa rechnen möchte, so müssen wir hier in gegensätzlicher Weise betonen, daß der Geologe wie der Geschichtschreiber immer wieder auf die afrikanische Wesenheit der mächtigen Scholle hinwiesen, in der wir den Südwestpfeiler Europas zu erblicken gewohnt waren.

Gerade so wie in dem benachbarten Maurenlande dehnen sich hier steppenhafte Hochebenen in endlose Weiten, überragt von schmalen „Sägen", deren Bergzacken dann um so schärfer erscheinen, wenn ihnen die alles ausgleichende Hülle des dichten Waldes fehlt.

Um so enger hängen dafür die Alpen mit dem Gebirge zusammen, das der italienischen Halbinsel den Namen gab, so enge, daß es geradezu als Preisfrage gelten muß, wo wir die beiden Gebirge gegeneinander abgrenzen sollen. Der Entschluß, den Col di Tenda bei Genua als Grenze anzunehmen, hat nur praktische Bedeutung; der tiefsten Wesenheit des Landes wird diese Lösung kaum gerecht.

Ähnlich liegen die Dinge auf der südöstlichen Halbinsel. Ihrer Eigenart dürfte der Name Balkanhalbinsel kaum entsprechen; die Faltengebirge, die im Nordwesten gleichen Zuges von den Karstgebirgen aus in sie hinübergleiten, bedecken weit größere Räume, ohne doch ihrerseits der Halbinsel das Gepräge geben zu können, denn neben dem Balkan und den Faltengebirgen des Westens dürfen wir das gewaltige thrazische Massiv nicht vergessen, dessen Gesteinsmassen von der unteren Maritza bis auf das Gebiet des alten Königreichs Serbien herüberreichen.

Bei oberflächlichem Betrachten einer Landkarte der Balkanhalbinsel könnte man wohl auf den Gedanken kommen, wir fänden hier Bodenverhältnisse, die stellenweise sehr an die in Mitteldeutschland erinnerten, wenn wir auch in der Regel mit größeren Höhenwerten rechnen müßten. In dieser Meinung mochten wir durch die Tatsache noch bestärkt werden, daß wir hier und dort, in der Geschichte noch mehr als heutzutage, weitgehender Entwicklung der Kleinstaaterei begegnen.

Aber dennoch ist es mit dieser Übereinstimmung nicht weit her.

Im Grunde genommen bleibt es doch eine der wesentlichsten Eigentümlichkeiten der deutschen und französischen Mittelgebirge, daß sie trotz aller scheinbarer Abgeschlossenheit mit dem Meer in so guter Verbindung stehen. Für die Balkanhalbinsel trifft das nicht zu; namentlich im Westen ihres breiten Sockels müssen

wir in den einzelnen Tallandschaften die wirkliche und die ideelle Entfernung vom Meere scharf auseinanderhalten. Mitunter haben wir jene mit einer recht hohen Zahl zu vervielfältigen, um den Wert zu erhalten, der für das Wirtschaftsleben in Frage kommt.

Anders liegen diese Dinge nur im Süden, wo sich einst die reiche griechische Kulturwelt entfalten konnte. Aber diese Entwicklung hatte eine ganz bestimmte Altersstufe der Menschheit zu ihrer unumgänglichen Voraussetzung, eine Zeit, da winzigste Räume genügten, Städte wie Athen zu tragen, deren verhältnismäßige Bedeutung für das ganze Kulturleben späterhin kaum von einer einzigen Siedelung wieder erreicht worden ist.

Bei dieser Gelegenheit empfiehlt es sich wohl, ein paar Worte über die Landschaftsnatur der Mittelmeerküsten einzufügen, die von jener am Gestade der Nord- und Ostsee so wesensverschieden ist. Bei Nord- und Ostsee haben wir es mit flachen Meeren zu tun, die seichte Senken flutend füllten. Ganz allmählich wird auf weite Strecken hin das ebene Land zu einem so flachen Küstenmeer, daß der Badende mitunter viele hundert Meter den Brandungswellen entgegenschreiten kann, ehe er den Boden unter den Füßen verliert. Wehe dem Fahrzeug, daß der Sturm an diesen Strand wirft, wo nur wenige Flußmündungen sichere Häfen schaffen, die richtig anzusegeln zuweilen einen erfahrenen Seemann erfordert!

Hört der Genuese, der Marseiller, der Sohn des einst meerbeherrschenden Athen, daß der Holländer, der Friese das brandende Meer von seinen Küsten zurückgedrängt hat, so wird es dem Erzähler recht schwer fallen, ihm eine rechte Vorstellung von diesen Dingen zu vermitteln, denn an den Felsküsten des Mittelmeeres, wo die riesigen Seeschiffe dicht an dem Ufer in sicherer Bucht verankert liegen, wäre niemand auf solche Gedanken gekommen. An dem Gestade dieser jungen Einbruchsbecken, die wohl noch in der Diluvialzeit ihre Gestalt sehr wesentlich verändert haben, sehen wir immer wieder, wie gewaltige Gebirge ganz unvermittelt zum tiefen Meer abbrechen und dabei Landschaften formen, wie sie uns von den norwegischen und schottischen Küsten her wohlbekannt sind. Und doch mag Fritjof, als sein Meerdrache zu den Felsküsten des Mittelmeers den Weg gefunden hatte, sich dort kaum heimisch gefühlt haben, denn Wind und Äther, Sonne und Wärme geben einer Landschaft nicht minder ihre Eigenart wie Fels und Wasser.

Könnte es wohl größere Gegensätze geben als einen norwegischen Fjord, wo sich die milde Nordlandssonne in den Scheiben der Fischerhäuschen spiegelt, über denen die ernsten Felsen dunkeln, Nebelschleier schwermütig niederwallen, und einer Fjordlandschaft Dalmatiens, deren harte Farben in der unerbittlichen Südlandssonne lohen und flammen?

Wie weit ich auch an den Gestaden des Mittelmeers umherkam, eigentlich hatte ich nur unter den freundlich schattenden und doch lichtdurchsonnten Kastanien des Athosberges, an dessen Hängen uralte Klöster von der scharlachnen Blust der Oleanderblüten umloht werden, das Gefühl: dies ist eine Mittelmeerlandschaft, wie der Deutsche sie sich in seinem waldgrünen Tale vorstellen mag.

In wirtschaftlicher Hinsicht haben die Mittelmeere Europas oft eine ähnliche Rolle gespielt, in tektonischer und landschaftlicher sind sie so verschieden wie möglich; und es wäre ein leichtes, das schon durch eine kleine Sammlung bezeichnender Landschaften deutlich zu erweisen. Hier stünde neben der kurischen Wanderdüne das schwermütige Hiddensöe, neben dem Marschendeich das graue

Wattenmeer, dort neben Taorminas Felsengestade, zu dem des Ätnas Schneegipfel herablugt, das tiefblaue Becken der Ägäis, wo die Natur an zahlreichen Inseln zeigte, mit wie kecker Linienführung sie deren Umrisse an den dunkeln Hintergrund des Himmels zeichnen konnte.

VULKANISMUS

Haben wir damit den Bau der europäischen Landsfeste im wesentlichen gekennzeichnet, so müssen wir zum Schluß noch darauf hinweisen, daß diesem Lande der Name der Landfeste in besonderem Maße zugebilligt werden kann, denn wenn die Erscheinungen des Vulkanismus und der tektonischen Ursachen und Beben auch nicht fehlen, so spielen sie doch eine viel geringere Rolle als an den Stellen der Erdoberfläche, wo, wie etwa in den Kordilleren Südamerikas und an Asiens Ost- und Südostküste, lohende Vulkane zu endlosen Ketten aneinandergereiht sind.
Unter diesen Umständen fällt es uns ordentlich schwer, das vulkanische Island mit seinen weiten Lavafeldern und riesigen Geisirs als wesenhaften Bestandteil unseres heimischen Erdteils anzusehen.
Immerhin finden wir im Einbruchsgebiet des alten Tyrrhenergebiets noch genug Zeugen vulkanischer Tätigkeit; neben dem ungeheuren Ätna den edelgeformten Vesuv, dessen junger Aufschüttungskegel uns den Beweis erbringen mußte, daß die Natur hier selbst dem Wirken der Zerstörung den Adel der Schönheit leihen mußte. Neben diesen Riesen erscheinen uns die Vulkane der Liparischen Inseln (s. die beigeheftete Farbentafel) schier knabenhaft und schmächtig, so hoch sie auch aus dem blauen Tyrrhenermeer emporwachsen.
Und doch hat sogar Mitteleuropa Zeiten gewaltiger vulkanischer Tätigkeit gesehen, jene Tage, da sich die mächtigen Domvulkane der Auvergne emporwölbten und im heute so stillen Tal der Eger die Lohe jenes Vulkans sich an dem klaren Himmel zeichnete, dem unser Goethe so manche Stunde verinnerlichter Naturbetrachtung verdanken sollte. Welche gewaltigen Kräfte sind nicht auf der Hochfläche der Eifel am Werk gewesen, als die Decken der geräumigen Maare zerstäubend gen Himmel flogen! In der Rhön, im Vogelsberg, im Böhmischen Mittelgebirge entquoll der Schmelzfluß der Erde den dunkeln Tiefen, und in den Randgebieten der Ostalpen, in Unteritalien, im Randgebiet der Ägäis erinnern tektonische Beben den Menschen auch heute noch nur allzuoft, daß er etwas voreilig war, als er dem mütterlichen Grunde den Namen der Erdfeste verlieh.
Alles in allem dürfen wir wohl behaupten, daß auch hinsichtlich des Gebirgsbaus unser mütterlicher Erdteil redlich bemüht war, sich auf das Wesen seines tätigsten und nachdenklichsten Kindes, des Menschen, einzustellen. Mochte der römische Dichter sich noch schaudernd von der Felsenöde der Alpen abwenden; mittlerweile haben wir es längst gelernt, unser Selbstbewußtsein auch diesen Bildern gegenüber zu behaupten und in alledem, was dem Ahn nur Schrecken zu künden schien, die Sprache einer zwar heldischen, aber dabei doch grundgütigen Mutter zu erkennen.

FLÜSSE

Bodengestalt und Klima haben zusammengewirkt, Europa ein Flußnetz mit recht engen, gleichmäßigen Maschen zu bescheren, und geradeso wie bei den Gebirgen können wir auch hier eine ganz bestimmte Form als europäisch bezeichnen.

Dort handelt es sich um Gebirge, deren Teile und Hänge noch durchaus im Bereich menschlicher Tätigkeit liegen, ob auch diese oder jene Spitze schon in dem Gebiet des ewigen Eises liegen und größere oder kleinere Talgletscher ins Menschenland hinabsenden mag.

Will man die Eigenart des europäischen Flusses kennzeichnen, so braucht man sich nur bei den deutschen Dichtern Rats zu erholen, die ihn, wie Goethe und Reinick, oft genug gezeichnet haben.

Es handelt sich dabei um ein Gewässer, bescheiden genug, um neben den Riesenströmen der Fremde nur als Fluß gelten zu können, und doch für den heimischen Erdteil so ansehnlich, daß der Europäer ihm den Namen des Stromes zubilligt. Im waldgrünen Gebirge ist seine Quelle, und bröckelnde Burgen schauen von freien Höhen zu seinem Oberlauf herab. Dann senken sich seine Steilufer zur Ebene hinab, und schließlich geben ihm von Menschenhand geschaffene Deiche anstatt der Gebilde der freien Natur treulich das Geleit, bis Flußwellen und Brandungswogen im weiten Meer ineinanderfluten. Dazu gehört dann noch all das Beiwerk, das den Strom als Freund und Gehilfen des Menschen kennzeichnet, der rasche Dampfer und der breite Prahm, Traften und Fischerboote, und der Dichter hat recht, wenn er bei dem Gedenken an seinen Liebling singt:

„Zwischen rankendem Wein
Schauen Dörfer darein
Und die Städte und Burgen und Dome.“

Solchen Flüssen begegnen wir dann und wann wohl auch jenseits des Weltmeers, aber wir betrachten sie dort ganz von selbst als eine seltene Ausnahme. Unwillkürlich bezeichnet der Reisende z. B. den Hudson als einen zweiten Rhein; in dem Rhein einen zweiten Hudson erblicken zu wollen, wird wohl keinem einfallen.

Aber auch hier machen wir wieder die Erfahrung, daß die kennzeichnendsten Züge des Erdteils doch nur einem verhältnismäßig kleinen Teile des Gebiets zu eigen sind, jenem Raum, den wir als Mitteleuropa zu bezeichnen pflegen. Echt europäische Flüsse sind die Themse, die Seine, der Rhein, die Weser, die obere Donau, aber schon die Weichsel können wir nur mit Vorbehalt an dieser Stelle nennen, und wäre es nur deshalb, weil sie gar zu oft eine feste Eisdecke tragen muß. Das verträgt sich schon nicht mehr mit den klimatischen Bedingungen, mit denen wir bei dem Gedanken an einen europäischen Fluß zu rechnen pflegen. Auf dem mögen zur Winterszeit weißgerandete Schollen zum Meere reisen, aber die lastende Decke erinnert uns unwillkürlich schon an andere Länder; sie ist für den Vater Rhein nicht mehr ein gewohntes Kleid, sondern eine schwer empfundene Kerkertracht.

Wie wir schon sagten, entsprechen lange nicht alle Flüsse des Erdteils diesem Bilde. Das gilt z. B. von den russischen Riesenströmen, die uns immer wieder an ihre sibirischen Geschwister erinnern. Hier und da mag uns eine waldumhegte Bucht an ihrem Steilufer nach Mitteleuropa zurückversetzen, nehmen wir aber alles in allem, so sind sie doch, um ein Wort des längst vergessenen Mendelssohn zu gebrauchen, „wässerige Öden mit nebligen Ufern“, und die wehmütig verhallenden Volksweisen der Kosaken passen besser zu ihnen als die frohen Lieder, mit denen rheinische Studenten die Jugend und den Frühling preisen.

„Mütterchen Wolga“ zeigt die Eigenart dieser Ströme in höchster Vollendung. Fast unabsehbar wälzen sich ihre Fluten zwischen dem hoch aufragenden, abweisend

starren und toten „Bergufer“ und dem niedrigen, schier wesenlosen „Wiesenufer“ dahin, über das der Frühling einen gar bunten Blütenteppich spreitet. Wenn aber der Winter kommt, wandelt sich die flüssige Bahn des raschen Dampfers und der schwerfälligen Holztraft in eine schneeweiß schimmernde Karawanenstraße, über die knirschende Schlittenkufen pfeilschnell dahinfliegen. Und doch beeinflußten, wenn wir zusammenfassend urteilen wollen, diese Riesenströme das Menschenleben im allgemeinen nur recht wenig. Den Ausdruck „rheinische Kultur“ wissen wir vollauf zu würdigen; er erscheint uns erfüllt von dunkeln Geheimnissen, die immer tieferen Schürfens der Forscher wohl würdig sind; die Begriffe „Wolgakultur“ oder „Dnjeprkultur“ dürften sich als recht fadenscheinig und wesenlos erweisen.



Die Hauptflüsse und Hauptwasserscheiden Europas

Eine Gruppe für sich bilden die Flüsse der Skandinavischen Halbinsel. Betrachten wir sie auf einer Karte des Erdteils, so wundern wir uns ordentlich, daß wir mit dem Vorhandensein dieser ansehnlichen Gewässer so wenig zu rechnen pflegen. Auch hier zeigt sich wieder, daß auch die Gebilde der Natur bis zu einem hohen Grade vermenschlicht werden müssen, um in das Bewußtsein des Menschen einzuziehen. Die Größe allein genügt dazu nicht; den Namen des schmächtigen Tiber nennt der Kulturmensch wohl hundertmal, ehe er des mächtigen Jenissei nur einmal Erwähnung tut, und niemand dächte der kristallklaren Newa, hätte nicht der kulturhungrige Barbarenzar Peter an ihrem Ufer Petersburgs Pfahlroste in das sumpfige Erdreich treiben lassen.

Skandinaviens Flüsse aber sind trotz ihrer Länge so kulturfeindlich wie alle Gewässer, die in klippenreichem, von Wirbeln zerwühltem Bett über das Vorland

eines Gebirges hinwegschäumen. Erst ein späteres Geschlecht, dem sie in ihrer Bedeutung als Kraftspender geschildert werden, wird begründetere Veranlassung haben, sich ihre klangvollen Namen einzuprägen.

Gerade umgekehrt verhält es sich mit den Flüssen Großbritanniens. Mag auch die geringe Breite des Inselreichs die Entwicklung vielumspannender Stromgebiete unmöglich machen, das regenreiche Klima verhilft hier selbst kürzeren Wasserläufen zu einer Wasserfülle, um welche sie die fünf-, sechsmal so langen Gewässer der Iberischen Halbinsel beneiden müssen. So wird es erklärlich, daß die Themse, obwohl wir sie hinsichtlich der Länge fast als Bach bezeichnen möchten, in wirtschaftlicher Hinsicht manchen Riesenstrom weit in den Schatten stellt, dem die vermenschlichte Seele fehlt.

Eine überaus reizvolle Aufgabe für den Erdkundigen ist es sicherlich, die ansehnlichen Flüsse, die zwischen der Newa und der Loire in nordwestlicher Richtung zum Meere reisen, miteinander vergleichend zu betrachten. Ganz von selber gestaltet sich diese Betrachtung zu einer rechten Reise in die europäische Kultur. In der Düna haben wir noch ein freies Naturkind vor uns, in dessen Röhricht unzählige Sprosser die lichte Juninacht mit ihrem Lied beseelen, dessen Wasserbahn im Winter in der weißen Landschaft schier verschwindet. Bei der Weichsel gilt das nur noch für jene Laufstrecken, in deren Bereich unselige staatliche Verhältnisse jede in zielstrebiger Tätigkeit zusammengefaßte Kulturarbeit der Bewohner unmöglich machten. So entstand denn das zwiespältige Bild jenes Stromes, der sich in Polen als die freie, ungebärdige Tochter der Natur gibt, während er im Ordensland zu einem Diener des Menschen ward, dem es nur noch dann und wann in stürmischer Lenznacht für kurze Stunden und Tage gelingt, die unwillig getragenen Fesseln abzustreifen. Je weiter wir gen Westen wandern, um so vermenschlichter dünken uns die Ströme, um so enger eingestrickt in das dichte Netz kultureller Beziehungen, an dem Jahrhunderte nimmermüde gewebt haben, bis uns im Stromgebiet der Loire die rötliche Blust der Mandeln, die malerisch gelappten Blätter der Feigenbäume daran erinnern, daß wir das eigentliche Mitteleuropa schon verlassen haben.

Noch viel schärfer zusammenfassen dürfen wir dann die Flüsse der Iberischen Halbinsel. Nicht zufällig hat man diesem Gebiet den geographischen Fachausdruck des Cañons entlehnt, der tiefen, rinnenartigen Schlucht, in deren Grund, fast ohne Zusammenhang mit der Menschenwelt droben auf der Hochebene, die Wellen eines Flusses sich ihr Bett tiefer und tiefer sägen. So könnte man fast behaupten, die iberischen Ströme flössen nicht durch das Hochland, sondern unter ihm. Dazu kommt noch, daß die Wasserführung der meisten von ihnen noch viel stärker schwankt als die der französischen Flüsse, obgleich doch schon die Loire bei Hochwasser hundertmal mehr Wasser führt als zur Zeit der Dürre. Das muß in einem Lande, wo man die Flüsse zur Bewässerung des Nutzlandes anzuzapfen pflegt, natürlich noch viel deutlicher hervortreten.

Die übrigen Flüsse des Erdteils lassen sich kaum noch zu Gruppen zusammenstellen, da wir sie als ausgesprochene Persönlichkeiten bezeichnen müssen. Das gilt von der Rhone nicht minder wie vom Po, das gilt vor allem auch von der mächtigen Donau, deren Ober-, Mittel- und Unterlauf so wenig miteinander gemeinsam haben, wie die Länder, durch die ihre Fluten ziehen. Dieser Strom hat so viele Gebirge durchsägt, entschließt sich zu so überraschenden Windungen seines Laufs, daß wir wirklich behaupten dürfen, er sei nur durch die Verwirk-

lichung zahlloser Unwahrscheinlichkeiten zustande gekommen. Ist es nicht, als wäre die Natur plötzlich dessen inne geworden, daß sie Mitteleuropa als menschliches Wohngebiet schon gar zu sehr begünstigt hätte, und hätte nun diesen gewaltigen Wasserlauf gen Osten, in die Steppe, in die Leere gesandt, ähnlich wie ein Arzt zum Aderlaß schreitet, um einen Körperteil zu entlasten, dem der Lebenssaft in gar zu reicher Fülle zuströmt?

Ebenso verschieden wie die Flüsse des Erdteils sind auch ihre Mündungsformen. Man könnte eine recht tiefschürfende Abhandlung über Flußmündungen schreiben und doch alle erklärenden Beispiele diesem winzigen Erdteil entnehmen. Wie es sich erwarten läßt, überwiegen an freien, von Ebbe und Flut berührten Meeren und Meeresbecken die Trichter, während wir an Mittel- und Binnenmeeren vornehmlich mit Deltamündungen rechnen müssen. Da sich aber diese Verhältnisse im Laufe der Zeit vielfach geändert haben, ist es erklärlich, daß sich an einem und demselben Meer, wie an der Nordsee und in geringerem Grade auch an dem Nördlichen Eismeer, beide Mündungsarten nachbarlich gesellt haben. Weil nun Trichter wie Delta in allen möglichen Formen auftreten, ergibt sich eine überraschende Mannigfaltigkeit dieser Bildungen. Hier scheint, wie bei der Petschora, das Delta einen alten Mündungstrichter ausgefüllt zu haben, dort widerfuhr, wie bei der Weichselmündung, dasselbe Schicksal dem Becken einer alten Gletscherzunge. An einer dritten Stelle, wie bei der Memel, wird das Delta noch durch Haff und Nehrung vom Meere getrennt, und an einem anderen Ort baut sich das neue Land, wie bei der Wolga, weiter und weiter in ein Binnenmeer hinaus, so daß Verhältnisse entstehen, die uns in mancher Hinsicht an das Delta des Mississippi erinnern.

An dieser Stelle könnten wir nun auch die Kanäle behandeln, doch ziehen wir es vor, ihnen beim Besprechen des Wirtschaftslebens gerecht zu werden. Weil sie um dessentwillen geschaffen worden sind, scheint uns diese Anordnung des Stoffes zweckmäßiger zu sein. Dagegen wollen wir die Landseen des Erdteils schon hier berücksichtigen.

SEEN

Nennen wir Europa an Landseen überreich oder behaupten wir, es sei mit ihnen nur recht spärlich bedacht: in beiden Fällen können wir unsere Ansicht wohl verteidigen, denn wenn man Finnland als das Land der tausend Seen bezeichnen darf, finden wir in der Iberischen Halbinsel und in manchen Teilen Rußlands auf weiten Strecken keinen einzigen Landsee, und in anderen Gebieten, die, wie Mähren und die französischen Gaue der Dombes und der Sologne, an Weihern schier überreich sind, bleiben die einzelnen Wasserflächen doch so klein, daß der Kartenzeichner sie auf kleineren Karten getrost fortlassen darf.

Die gewaltigsten Binnenseen des Erdteils finden wir auf der alten Gesteinsplatte von Fennoskandia, in einem Erdraum, der uns in vieler Hinsicht an die kanadische Seenplatte Nordamerikas erinnern muß. Leider liegen diese großen Wasserbecken fast zwanzig Breitengrade weiter nach Norden als die kanadischen Seen, an deren Südufer noch die Rebe reift, so daß der weithin flutende Ladoga- und Onegasee gewissermaßen noch außerhalb des Bereichs der europäischen Wirtschaft bleiben.

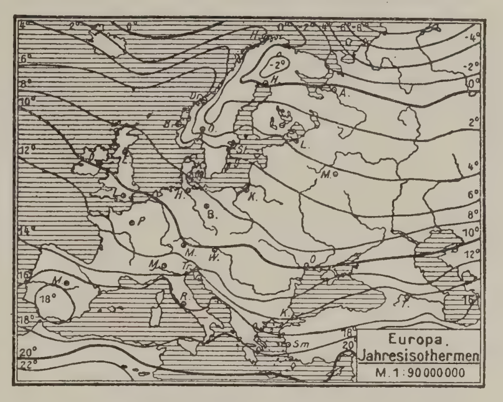
In schwächerem Grade gilt das auch von den stattlichen Seen der schwedischen Seenplatte, so erwünscht sie auch dem Kanalbauer waren, der die lebensvolleren Küsten Schwedens miteinander verbinden wollte.

Die große Mehrzahl der europäischen Binnengewässer müssen wir mit der Vergletscherung in Zusammenhang bringen, die in der Bodengeschichte der betreffenden Gebiete vor Zeiten eine entschiedene Rolle spielte. Das gilt für die Klärbecken der schwedischen Flüsse ebenso wie für die Seen Oberitaliens, für die weiten Binnenseen Estlands, welche alte Zungenbecken flutend füllten, genau so gut wie für die zahllosen Moränenseen der deutschen Ostseelande.
Hinter ihnen treten die Binnengewässer, welche durch vulkanische Kräfte gebildet worden sind, an Zahl ebenso zurück wie die zeitweiligen Wasseransammlungen der Karstpoljen, soviel Interesse der Geograph gerade um ihres Ursprunges willen den sogen. Kraterseen der Eifel und der Albanerberge entgegenbringt. Und auch bei diesen Seen zeigt sich wieder, daß der Mensch unserer Tage die Natur nicht nur nach ihrem stofflichen Nutzen würdigt. Gälte es, eine Abhandlung über die wirtschaftliche Bedeutung der oberitalischen Seen zu schreiben, so würde sich zweifellos herausstellen, daß sie gar nicht hoch genug zu veranschlagen ist, aber der überraschte Forscher müßte schließlich feststellen, daß sie weder in einer Erleichterung des Verkehrs noch in dem Fischreichtum ihrer Gewässer bestünde, sondern daß eigentlich nur — die landschaftliche Schönheit ihrer Ufer jahraus, jahrein Tausende von Fremden veranlasse, viel blinkendes Gold in ihren Küstenorten zu belassen.

KLIMA

Haben wir so die Verteilung von Land und Meer, die Ausdehnung und Richtung der Gebirge kennengelernt, so sind wir auch imstande, die Eigenart des europäischen Klimas in seiner ursächlichen Bedingtheit zu begreifen.
Aus der Tatsache, daß Europa zwischen dem 35. und 71. Grad nördlicher Breite liegt, vermögen wir an sich noch herzlich wenig zu folgern, denn dieser persönlichste aller Erdteile scheint auch hier allem Durchschnitt Hohn sprechen zu wollen.
Sicherlich ist auch der Umstand, daß an der Westküste des Erdteils der warme Golfstrom gen Nordosten zieht, nichts weniger als bedeutungslos, doch dürfte man seinen Einfluß stark übertrieben haben. Auch er hätte das Klima Europas nicht in dem Maße beeinflussen können, wäre der Erdteil nicht durch Buchten und Mittelmeere bis in sein Inneres hinein der Einwirkung des Weltmeers erschlossen worden.
Nachgerade haben wir Kinder eines beispiellos begünstigten Erdraums uns an diese Schicksalsgunst derart gewöhnt, daß wir mit ihr wie mit etwas Selbstverständlichem rechnen und schon tiefes Mitleid mit den Bewohnern solcher Landstriche Osteuropas empfinden, deren Klima wir als außergewöhnlich rauh empfinden, obgleich auch sie sich noch einer „positiven Wärmeanomalie" erfreuen dürfen. Bezeichnet doch der Rheinländer schon das Klima Ostpreußens als sibirisch, obgleich selbst Bukarest und Sofia sich mitunter mit viel größeren Kältegraden abfinden müssen als die Stadt der reinen Vernunft.
Daß sengende Glut wie erstarrende Kälte sich gleicherweise von den Grenzen Europas fernhalten, kommt schon darin zum Ausdruck, daß wir dort vergeblich nach Wüsten suchen und auch Inlandeismassen seltene Ausnahmen bilden. So weit wir auch nach Norden gehen mögen, nirgends in Europa sinkt die Höhengrenze der ewigen Schneedecke bis zu dem Spiegel des Meeres hinab.

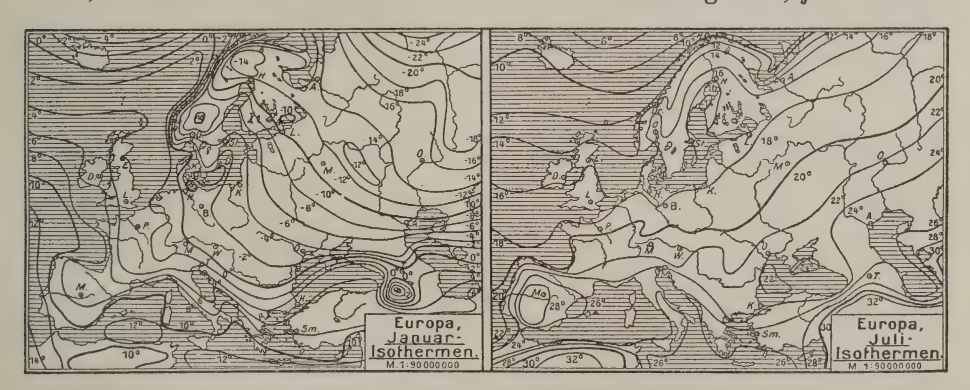
Wenn wir die Januarisotherme von 0° auf den Meeresspiegel zurückführen, erreicht ihre Südgrenze in Innerasien den 34. Grad n. Br., während dieselbe Linie in Europa auf dem Lande bis zum 58. Grad, im norwegischen Küstenmeer bis über den 70. Grad n. Br. zurückweicht. Im Juli dringt dagegen eine Durchschnittswärme von 20° in Sibirien bis zum 62. Grad n. Br. vor, während sich in Europa sogar Nordwestfrankreich mit geringeren Werten abfinden muß. Schon diese Angaben zeigen zur Genüge, wie sehr sich gerade unser Erdteil der Wohltat eines ausgeglichenen Klimas erfreuen darf.



Jahresisothermen für Europa

Aber auch bei diesen Betrachtungen zeigt sich wieder, daß wir selbst in diesem kleinen Festlande, so ausgeglichen seine Eigenschaften vergleichsweise auch sein mögen, doch im einzelnen mit recht großen Unterschieden rechnen müssen.

So bilden z. B. die Mittelmeerländer ein so selbständiges Klimagebiet, daß wir stets die Empfindung haben, es sei Europa mehr an- als wirklich eingegliedert. Sogar vom Fachmann wird die Wärme dieses Erdraums oft überschätzt. Der Gedanke, es einfach als einen Teil der subtropischen Zone gelten zu lassen, liegt zwar nahe, muß aber trotzdem als irrtümlich bezeichnet werden, weil die Winterwärme, namentlich in der nördlichen Hälfte des Mittelmeergebiets, jener wirklich



Januar- und Juli-Isothermen für Europa

subtropischer Länder doch längst nicht entspricht. Dagegen müssen wir uns andererseits wieder hüten, bei diesen Betrachtungen solche Teile der europäischen Halbinseln allzusehr zu berücksichtigen, deren rauhes Klima nur eine Folge ihrer Höhenlage ist.

Wintertemperaturen, wie sie für die subtropische Zone bezeichnend sind, finden wir im Mittelmeergebiet nur auf den meisten Inseln und an der afrikanischen Nordküste. Weil diese Länder aber daneben die meisten Eigenschaften aufweisen, die wir als mittelmeerisch betrachten, und von dem eigentlichen Afrika durch die Sahara sehr entschieden getrennt werden, empfiehlt es sich doch, an

der Einheitlichkeit des Mittelmeergebiets auch in klimatischer Hinsicht festzuhalten.

Im Gegensatz zu Mitteleuropa drängen sich am Mittelmeer die Niederschläge in eine bestimmte Jahreszeit zusammen. Fast überall dürfen wir mit einem regenarmen Sommer rechnen, während der Beginn der Regenzeit hier früher, dort später einsetzt. Die Menge der Niederschläge ist örtlich sehr verschieden; an der Bucht von Cattaro und dem Westabhange des Kaukasus finden wir Regenmengen, die uns an die feuchtesten Gebiete unserer Erde erinnern, und in manchen Teilen Spaniens und der Balkanhalbinsel hat die Landschaft infolge der Regenarmut das Aussehen der Steppe angenommen. Immerhin ist dies wie jenes als Ausnahme zu betrachten; große Teile des Erdraumes bleiben hinsichtlich der Regenmengen hinter Mitteleuropa durchaus nicht zurück und müssen nur wegen der stärkeren Sonnenbestrahlung und der dadurch vermehrten Verdunstung zu künstlicher Bewässerung ihre Zuflucht nehmen.

Diese stärkere Besonnung und die größere Sonnenscheindauer (Genua 2500, Kopenhagen 1500 Stunden im Jahr) bilden eine der bezeichnendsten Eigenschaften des Mittelmeergebiets; gerade um ihretwillen erscheint Italien dem Deutschen so beneidenswert; nicht umsonst jammerte so mancher Dichter über „die deutsche Regenluft“. Selbst im Winter trägt Frau Sonne immer wieder den Sieg über Wolken und Nebel davon, und wenn im Mittwinter schlanke Eidechsen zwischen immergrünen Gewächsen spielen und der schwarzblaue Himmel mit dem tiefdunkeln Meer um den Preis der schöneren Farbe streiten, glaubt der Deutsche an jenen glücklicheren Küsten Maienwonne und Maienglück zu finden.

Aber nicht minder groß ist doch auch die Möglichkeit, daß der Reisende am Mittelmeer vom Schneesturm begrüßt und durch naßkalte Witterung fast zur Verzweiflung gebracht wird. Man könnte fast geistreichelnd sagen, ein Winter fehle diesem Erdraum, aber dafür habe er deren vier oder fünf erhalten, denn in der Regel wechseln sonnige und warme Wochen mit anderen Zeitabschnitten, die dafür Regen und Schnee bescheren.

Nur selten vergegenwärtigt der südlandsfrohe Nordländer es sich zur Genüge, daß die Äquatorialgrenze des Schneefalls in der Ebene erst südlich der afrikanischen Nordküste verläuft und daß selbst in der warmen Campania Felix Zugverspätungen durch Schneewehen noch durchaus im Bereich der Möglichkeit liegen, mögen auch dann und wann fünf, sechs Jahre vergehen, ohne daß eine Schneebö an Sorrents schimmernder Küste entlangwirbelte. Daß dennoch in der Regel selbst die empfindlichsten Mittelmeergewächse, wie der Ölbaum und die Dattelpalme, über solche Heimsuchung hinwegkommen, liegt sicherlich daran, daß die tiefsten Temperaturen bei bedecktem Himmel erreicht werden, so daß die der Pflanzenwelt so verderbliche Strahlungskälte vermieden wird. Dennoch kämpft auch die mittelmeerische Pflanzenwelt an ihrer Nordgrenze einen harten Daseinskampf, und mitunter genügen ein paar Frosttage, den Ölbaum- oder Agrumenbestand eines ganzen Gaues auf das schwerste zu schädigen.

Immerhin sind kalte Wochen im Mittelmeerwinter gerade solche Ausnahmen, wie lenzartig milde Tage im Mittwinter Nordostdeutschlands; selbst in den kühleren Teilen unseres Erdraumes pflegt ja die Wärme des Januars der eines Danziger Aprils zu entsprechen. Dabei beginnt aber der Frühling im Osten bedeutend später als im Westen, und in solchen Teilen der Iberischen Halbinsel, deren Jahreswärme etwa der von Konstantinopel entspricht, prangen die Bäume schon im

vollen Laubschmuck, wenn es am Bosporus noch recht vorfrühlingsmäßig ausschaut.

Weder im Sommer noch im Winter entsprechen die Landschaftsbilder des Mittelmeergebiets den Vorstellungen, die der Mitteleuropäer sich von ihnen zu bilden pflegt. Mag er sich zur Sommerszeit noch so sehr des flutenden Lichtes und der heldischen Formen freuen, mit denen die steilen Küsten zu der leuchtenden Meerflut abfallen, in der Regel wird er uns doch zugeben, er habe sich diese Bilder viel grüner und lebensfrischer gedacht. Wandelt er dagegen am wolkengrauen Winterabend über grüne Wiesen, die von Feuchtigkeit triefen, hebt sich am Parkzaun die lichte Farbe der wuchernden Nesseln von dem ernsteren Graugrün der Lorbeerhecken ab, so wird ihm alles das mehr irisch als hellenisch vorkommen.

Aber mag der Erholungsreisende, der das Mittelmeergebiet um seiner Wärme willen aufsucht, auch gut tun, bis in die Breite von Neapel zu gehen oder sich an die von warmer Meerflut umrauschten Inseln zu halten, so versteht es sich doch von selbst, daß Räume, deren Jahresdurchschnitt im allgemeinen zwischen 14 und 18° schwankt, auch dem Menschen wesentlich andere Lebensbedingungen bieten als unser Vaterland, wo die betreffenden Werte zwischen 6 und 10° liegen. Nur so ist es zu erklären, daß der Mensch der Mittelmeerländer im wesentlichen zu einem Freiluftwesen wurde, dem das Haus nur Schutz vor Unwetter und Nachtkühle bieten soll, während sich der größte Teil des Lebens der Mitteleuropäer in geschlossenen Räumen abspielt.

Recht schwierig ist es, das westeuropäische Klimagebiet abzugrenzen. Zweifellos steht schon das portugiesische Küstenland ganz und gar unter ozeanischen Einflüssen. Aber schon um seines Pflanzenkleides willen wird es doch wenigstens in seiner südlichen Hälfte dem mittelmeerischen Erdraum überwiesen. Bei der Nordwestecke der IberischenHalbinsel geht das nicht mehr an; dies regenschwangere Bergland mit seinen lichtgrünen Wiesen, seinen rauschenden Wäldern und Gebirgsbächen gehört unbestritten zu Westeuropa, gerade so gut wie die Bretagne und Irland, in deren Eigenschaften nur der Umstand zur Geltung kommt, daß sie fünf bzw. zehn Breitengrade weiter nach Norden liegen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß wir selbst in den laubreichen Tälern von Killarney eine ganze Menge solcher Mittelmeerpflanzen wiederfinden, denen es mehr um einen milden Winter als um einen glühenden Sommer zu tun ist; denn gerade das, was für das Mittelmeer am bezeichnendsten ist, die vom wolkenlosen Himmel unbarmherzig herabglühende Sommersonne, suchen wir in den Gebirgstälern am oberen Minho ebenso vergeblich wie unter den Feigenbäumen der Montagnes d'Arrée.

Und je weiter wir nach Norden kommen, desto weniger haben wir Grund, die Eigenart dieses Klimas zu preisen. So laut wir noch den Ruhm der Inseln nördlich der Garonnemündung sangen, der einzigen atlantischen Inseln Europas, wo die Sonne feurige Trauben zeitigt, so paradiesisch uns der Frühling in der Obstblust der Touraine aufgehen mag, schon in der Bretagne erscheint uns das Ölzeug des Sardinenfischers als eine gar begehrenswerte Kleidung, und in Irland überwältigt uns vollends jene Schwermut, welche den Kindern dieser ozeanischen Länder des Nordwestens zu eigen ist.

Was nutzt es den Hebrideninseln an Schottlands Westküste, daß der Winter dort wärmer ist als in Venedig und die Eisberge sich in weiter Entfernung halten, wenn der Juli dort nicht soviel Wärme bringt wie am sibirischen Kältepol, so daß kein Kornfeld in Silberwellen der Ernte zuwogt? So schön die nebelverhangenen

Waldufer der schottischen Gebirgsseen sein mögen, uns behagte es doch besser in der Kornflur der Grafschaften Norfolk und Sussex, wo im Regenschatten seiner Gebirge auch der Engländer eine schwache Vorstellung von den Reizen eines mehr festländischen Klimas gewinnen mag.

Am schwersten ist dieses Klimagebiet auf dem Festlande zu begrenzen. Die Niederlande und Belgien möchten wir ihm noch anstandslos überlassen, dagegen spüren wir schwere Bedenken, ihm solche französische Landschaften wie Lothringen und Burgund einzuräumen, wo heiße Sommersonne nach Wasser lechzende Landschaften dörrt.

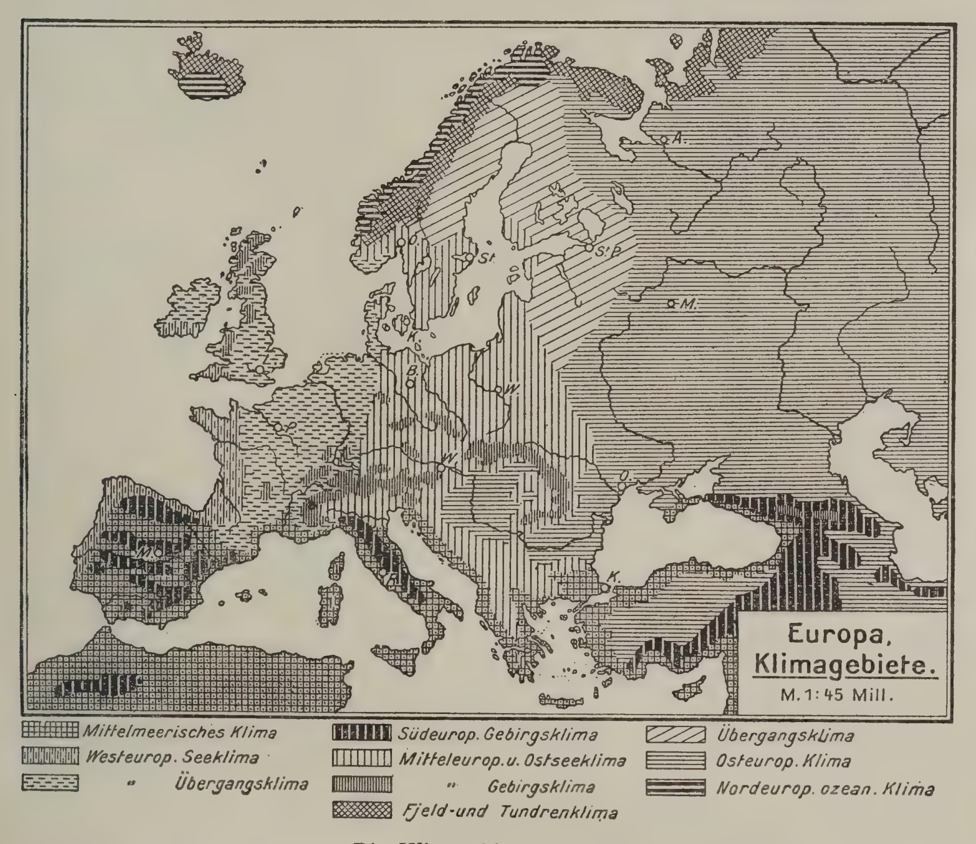
Beinahe möchte es uns so scheinen, als hätte Mutter Natur jene Länder, in denen das Weltmeerklima des Westens am stärksten zum Ausdruck kommt, die Bretagne, Großbritannien und Norwegen, durch andere Vorzüge, wie eine überaus günstige Weltlage und den Fischreichtum der Meere, für solchen Mangel entschädigen wollen, denn mögen in Irland noch die Myrten blühen und am Moldefjord alte Birnbäume süße Früchte reifen, der Kornbauer kommt bei solchem Klima doch nicht auf seine Rechnung.

Der Umstand, daß sich diese Klimaprovinz von der Iberischen Halbinsel bis zum Nordkap, d. h. über 35 Breitengrade hinzieht, bedingt in ihr natürlich bedeutende Unterschiede, wie wir sie in gleicher Stärke in dem mitteleuropäischen Klimagebiet nicht wiederfinden, so verschieden dessen Teile auch sein mögen.

Auf sehr vielen klimatologischen und phänologischen Karten dieses Erdraumes machen wir die Erfahrung, daß dort seine Erscheinungen auf Berlin als den Mittelpunkt dieser Klimaprovinz bezogen werden. Gewiß erklärt sich das bis zu einem gewissen Grade daraus, daß Berlin der staatliche Mittel- und Schwerpunkt dieses Erdraums wurde, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade, denn wir müssen wirklich zugeben, daß der Witterungsverlauf in Berlin für die klimatischen Verhältnisse Mitteleuropas durchaus bezeichnend ist. Er hält sich gleich fern von der ozeanischen Ausgeglichenheit des äußersten Westens wie den starken Gegensätzen des osteuropäischen Klimas. Da die Wintertemperaturen um Null herum schwanken, darf sich der Mensch zwar nicht in jedem Jahr der Annehmlichkeit frostklarer Winterwochen freuen, leidet aber auch nicht bis zum Überdruß unter jenem naßkalten Wetter, das für den londoner Winter so bezeichnend ist. Liegen dann die Verhältnisse einmal etwas günstiger, so können wir schon in den letzten Apriltagen unter neubelaubten Bäumen wandern, deren kühlen Schatten wir im Mittsommer oft genug angenehm empfinden, da der Sommer hier durchaus nicht immer nur einem grünangestrichenen Winter gleicht, sondern Mittsommermonate mit einer Durchschnittswärme von 20 und 21 Grad nicht eben zu den Seltenheiten gehören. Weiter im Osten schrumpft der Herbst nur allzuoft zu zwei, drei kurzen Wochen zusammen; hier in der Mark vergeht zuweilen die dreifache Zeit, bis der Winter an die Stelle des Spätsommers getreten ist. Anders verläuft das Jahr in der friesischen Marsch, anders in Ungarn oder der siebenbürgischen Beckenlandschaft, anders in der Ebene Cujaviens und wieder anders in den wohlig durchsonnten Tälern des Rheins und Neckars; aber letzten Endes sind doch alle diese Abweichungen eben nur Abwandlungen des einen mitteleuropäischen Klimas, wie sie sich aus der Höhenlage, dem Bodenbau und ähnlichen Einflüssen notwendig ergeben müssen.

Immerhin sind diese Unterschiede bedeutend genug. Auf den friesischen Inseln bleibt die Durchschnittswärme auch im Januar 2° über Null, während wir dann

an der ostpreußischen Grenze 5° Kälte finden und selbst in bergumfriedeten Alpentälern, wie etwa bei Klagenfurt, mit nicht viel höheren Temperaturen vorliebnehmen müssen. An der Küste Hinterpommerns steigt der Junidurchschnitt noch nicht auf 17°, und in der ungarischen Tiefebene läßt er es sich mit 21° kaum genügen. In Wiesbaden entfalten die Bäume und Sträucher ihr Laub bisweilen schon gegen Ende des März, in Tilsit in anderen Jahren erst im Juni. Die Waldkuppen des Schwarzwaldes empfangen im Jahr an die 200 cm Niederschläge, und zwischen Warthe und Weichsel werden ihrer 40 noch nicht erreicht.



Die Klimagebiete Europas

Trotz alledem sind diese Unterschiede nicht groß genug, um das landschaftliche Gepräge von Grund aus umzugestalten. Noch in Siebenbürgen finden wir Waldbilder, die wir dem Neuenburger Hochwald im Oldenburgischen an die Seite stellen könnten, und die Buchenwälder des pommerellischen Waldgürtels gleichen manchen Beständen des Odenwaldes und der Wiener Berge recht aufs Haar. Wollen wir uns von dem Klima eines bestimmten Gaues klarere Vorstellungen machen, so genügt es nicht, seine Lage nach Breite und Länge zu bestimmen, sondern wir müssen alle örtlichen Eigentümlichkeiten nach Gebühr in Anschlag bringen, denn auf engem Raum finden wir erhebliche Unterschiede. Hier das warme Rheintal, dort die unwirsche Eifel, hier das rebumlaubte Tübingen im Neckartal, dort die Rauhe Alb, die ihrem Namen Ehre macht, hier das von Obst-

blust umhegte Dresden, dort das kältere Vorland des Erzgebirges, hier das milde Danzig, dort die windigen, schneereichen Hochflächen Pommerellens. Was nützt München seine südliche Lage, wenn durch das Hochebenenklima seine Durchschnittstemperatur auf Werte herabgedrückt wird, die etwa denen von Königsberg in Preußen entsprechen? Wie weich und mild wehen dagegen die Lüfte im Spreewald, der doch soviel weiter nach Norden gerückt ist!

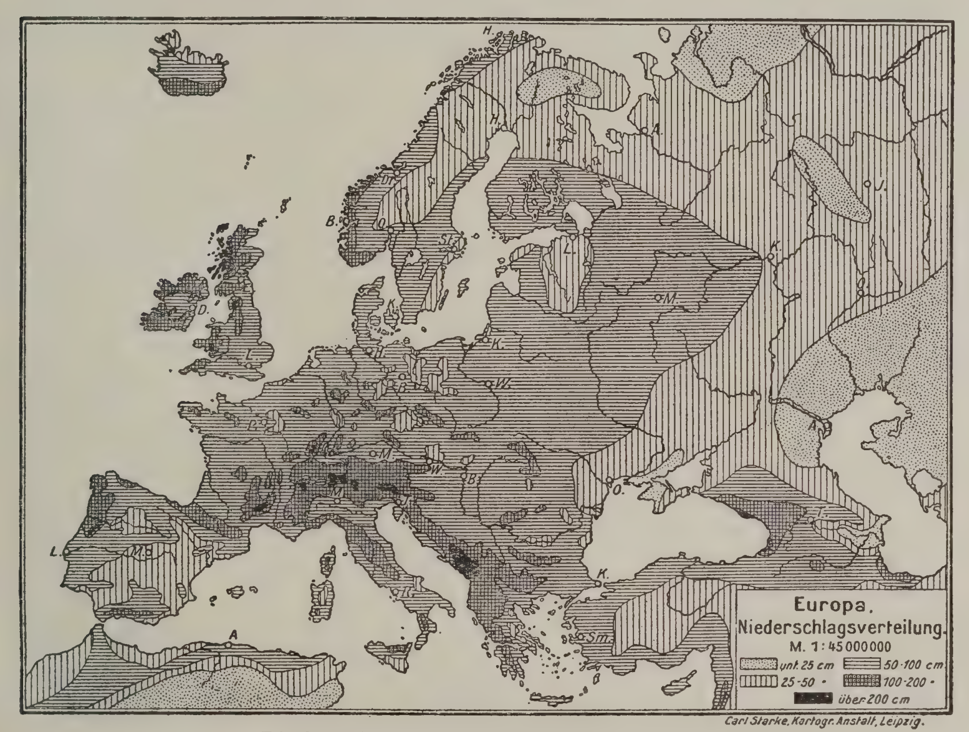
Mancher Geograph sang dem deutschen Klima ein begeistertes Loblied, und mancher Meteorologe hat ihm auf das entschiedenste widersprochen. Beides ist verständlich. Jener dachte vor allem an die wirtschaftlichen Auswirkungen dieses Klimas, dieser an das Behagen der Menschen, die mit ihm vorliebnehmen müssen. Nicht so lind und warm, um seine Kinder in weiches, wunschloses Träumen zu wiegen, nicht so hart und karg, um ihnen die Freude am Leben zu vergällen, ist Mitteleuropa trefflich dazu geeignet, sich zu einer rechten Werkstatt seiner Bewohner zu entwickeln. Und auch der Landmann kommt hier auf seine Rechnung. Nur in den reichsten Gauen weiß er von Überfluß und Fülle zu berichten, aber auch dort, wo er es schlechter hat, findet fleißige Arbeit doch noch billigen Lohn, mag er auch, namentlich im Nordosten des Gebiets, oft darüber seufzen, daß der späte Lenz, der frühe Herbst alle Arbeiten auf einen gar zu kurzen Zeitraum zusammendrängen, so daß, besonders auf größeren Gütern, dann Arbeitskräfte beschafft werden müssen, die sonst keine rechte Verwendung finden.

Anders stellen sich aber diese Dinge dar, wenn wir uns fragen, ob das mitteleuropäische, insonderheit das deutsche Klima, dem Menschen seine Heimat zu einem besonders wohnlichen Gehäuse mache. Die Leute, welche diese Frage anstandslos bejahen, gehören wohl zu jenen glücklichen Naturen, in deren Erinnerung nur die erfreulichsten Eindrücke haften. Aber leider steht es doch nicht so, daß sich an den Wonnemond sonnige Sommerwochen reihen, aus denen wir durch einen farbenprächtigen Herbst zu einem schneeschimmernden Winter wandern. Sicherlich übertreiben auch die, welche unserem Vaterlande einen trüben, regenreichen Winter, ein spätes und kaltes Frühjahr, einen kühlen Sommer und einen stürmischen, unwirschen Herbst zuschreiben, denn zumeist pflegt im Jahresverlauf eine Jahreszeit das gutzumachen, was die andere gesündigt hat. Allerdings dürfen wir bei uns weder auf einen langen, warmen Sommer rechnen, wie das in den Mittelmeerländern der Fall ist, noch auf einen sonnigen, kalten Winter, wie er den Bewohnern Osteuropas beschert wird. Dafür sind wir aber auch viel dankbarer für jede Wettergunst, die wir beinahe wie ein unverdientes Geschenk hinnehmen.

Wäre es unsere Aufgabe, die Ansprüche der baltischen Länder, eine Klimaprovinz für sich zu bilden, mit ausreichenden Gründen zu erweisen, so wäre eine solche Zielsetzung wohl berechtigt. Dennoch dünkt es uns ratsamer, diese Länder in einen recht engen Zusammenhang mit Mitteleuropa zu rücken, und wäre es nur deshalb, weil das deutsche Küstengelände der Ostsee so manche wesentliche Eigenschaft besitzt, die es mit den übrigen Gebieten Mitteleuropas teilt.

Sicherlich hätten wir ein gutes Recht, das Klima der Ostseeländer als ein Mittelmeerklima zu bezeichnen, und doch erweckten wir damit wohl nur falsche Vorstellungen, da der Leser dann sogleich an das Mittelländische Meer dächte, zu dem sich dieser Erdraum fast in allen Dingen gegensätzlich verhält. Im Mittelmeergebiet steht einem sonnigen, recht warmen Sommer ein regnerischer, nicht immer freundlicher Winter gegenüber; hier an der Ostsee finden wir ein recht

ausgeglichenes Klima, dessen Eigentümlichkeit gerade darin besteht, daß der Sommer nicht übermäßig heiß und der Winter nicht allzu kalt ist. Daß dieser Ausgleich nicht so weit geht wie an manchen Teilen der Nordseeküste, kann höchstens als ein Vorzug erachtet werden; die Stockholmer gäben ihren warmen, sonnigen Sommer und frischen Winter, der doch nicht einmal die Kältegrade Masurens erreicht, für die ewige Kühle von Borkum oder Norderney ganz gewiß nicht her. Naturgemäß vermag die ungeheure Landmasse des Ostens ihren Einfluß selbst in recht großer Meeresnähe geltend zu machen. Fährt der Dorpater nach der Insel Ösel, der Bewohner des inneren Finnlands nach Åbo, so fühlen sie sich dort, sonderlich im Mittwinter, in einer ganz anderen Welt. Wenn wir aber den sänftigenden Einfluß des baltischen Meeres richtig einschätzen wollen, so müssen wir solche Städte, die 200 oder 300 km von seiner Küste entfernt sind, nicht mit Hannover oder Köln, sondern mit Wjatka oder Nishny Nowgorod vergleichen. Erst dann werden wir über diese Dinge ein klares Urteil gewinnen, mit dem sich die Ostsee zufriedengeben könnte.



Die Verteilung der Niederschläge in Europa

Auch in diesem Gebiet vollzieht sich der Übergang nicht in ewig gleicher Weise; auch hier kommen wir aus besonders anheimelnden Gauen immer wieder in Räume, denen der Wanderer eilends entfliehen möchte. Noch heute verlohnt es sich, die Tagebücher des großen Spaziergängers Seume zur Hand zu nehmen, der im Jahre 1805 die ganze Ostsee umwanderte. Dabei wird es uns besonders klar, daß solche Stätten, die sich durch herrlichen Baumwuchs und freundliche Landschaftsformen auszeichnen, auch in diesem Erdraum so ungleich verteilt sind, wie die Rosinen im Kuchenteig.

An und für sich erscheint uns Petersburgs Januardurchschnitt von 9° Kälte ja recht streng, aber wir dürfen nicht vergessen, daß es derselbe Monat in Samara auf —12° bringt, obgleich die Wolgastadt sieben Breitengrade weiter nach Süden liegt. Selbst das vierzehn Grad nördlicher gelegene Haparanda bringt es noch nicht auf eine so tiefe Durchschnittstemperatur.

Erst in einigem Abstand von der Ostsee beginnt das Landklima, das für den Osten Europas bezeichnend ist. In seinem scharfen Gegensatz zwischen Sommerhitze und Winterkälte hat es etwas schier überraschend Einfaches; ebenso wie das Klima des Mittelmeergebiets läßt es sich viel leichter auf eindeutige Formeln bringen als das Klima Mitteleuropas, wo Jahr für Jahr der Kampf zwischen den Machtansprüchen des Weltmeers und der östlichen Landfeste ausgefochten wird und regster Wechsel der Bodenform beinahe in jeder Landschaft andere Einflüsse geltend macht.

Der gänzliche Mangel westöstlich verlaufender Gebirgsschranken schafft hier ähnliche Verhältnisse wie in Nordamerika, wenn sie auch wegen des Fehlens meridional verlaufender Gebirge an den Rändern des Gebiets — der Ural ist doch nur ein bescheidenes Mittelgebirge — nicht so stark zur Geltung kommen. Immerhin erreichen in Europa sowohl die 20°-Isotherme des Juli wie die 0°-Isotherme des Januar auf russischem Boden ihren nördlichsten bzw. ihren südlichsten Punkt. Jenes geschieht nördlich von Kasan ungefähr unter dem 57. Grad n. Br.; dieses etwa unter dem 43. Grad am Westufer des Kaspischen Meeres. In Westeuropa verläuft die zuerst genannte Linie über Paris, während die zweite den südlichsten Teil Norwegens durchschneidet. Im Juli ist Petersburg erheblich wärmer als die pommersche Küste, während im Januar ganz Westeuropa keinen in Meereshöhe gelegenen Ort aufweist, der mit einem so niedrigen Monatsdurchschnitt aufwarten könnte wie das unter dem 47. Grad n. Br. gelegene Astrachan.

In diesem gewaltigen Klimagebiet, fast möchten wir den Ausdruck Klimablock prägen, haben wir mit einer mäßigen Regenmenge zu rechnen, die im allgemeinen von Norden nach Süden und von Westen nach Osten abnimmt. Dabei weicht die größte Regenhäufigkeit immer mehr in den Frühsommer zurück. So kommt es, daß oft genug Mißernten durch Dürre auch in solchen Gegenden vorkommen, in denen während des ganzen Jahres eine ganz erhebliche Menge von Niederschlägen fällt. Dabei ist zu bedenken, daß derselbe Regenfall unter dem 58. Grad etwas ganz anderes bedeutet als unter dem 48. Grad, wo durch die Verdunstung sehr viel mehr Wasser dem Boden entzogen wird. Deshalb genügt in Südrußland die Feuchtigkeit auch nicht mehr, weite Wälder zu ernähren. Trotz der Fruchtbarkeit des Bodens herrscht dort die Steppe, und mitunter genügt der Schneefall des Winters nicht, ihre zerbröckelnden Grashalme unter der weißen Decke verschwinden zu lassen. Tolstois packende Erzählung „Der Schneesturm“ mag wohl von einem typischen, aber sicherlich nicht von einem alltäglichen Ereignis berichten. Die tiefen Januartemperaturen Südrußlands veranlassen uns leicht dazu, die Dauer seines Winters zu überschätzen. Am Nordufer des Schwarzen Meeres währt er nicht länger als in Mitteldeutschland, wobei noch zu berücksichtigen bleibt, daß die Sonnenscheindauer in der russischen Steppe viel größer ist. Liest man Gorkis Novellen, so erkennt man bald, daß auch im Russen eine gewisse Südlandssehnsucht schläft, wenn sie auch mehr auf den Blütenteppich der lenzigen Steppe als auf die kunstschöne Wunderwelt der Mittelmeerländer gerichtet ist.

Sonnenschein und Windstille machen auch in den nördlicheren Teilen des Landes den Winter erträglich. Jedenfalls ist er gesund, gesund für Leib und Seele, was man von dem naßkalten Winterklima ozeanischer Länder nicht behaupten kann. Deshalb vermochte sich der Russe viel leichter mit der langen Frostdauer abzufinden, die schon in der Breite Deutschlands fünf, weiter nach Osten zu sogar sechs Monate zu betragen pflegt. Und wenn man daran denkt, daß Rußlands Ströme ebensolange unter der Eisdecke dahinziehen, darf man doch nicht vergessen, daß sie auch in diesem Zustande gebahnte Wege darstellen, und daß der schimmernde Schnee grundlose Landstraßen in ebene Flächen verwandelt, über die dreispännige Schlitten pfeilschnell dahinsausen und ihren Lenkern Gelegenheit geben, die Schnelligkeit der berühmten Trabergespanne noch weiter zu steigern.

Und selbst im härtesten Mittwinter hat Rußland eine Stätte, über welche die Frostriesen kaum jemals Macht gewinnen. Das ist die Südostküste der Krim, von der das hohe Jailagebirge den Nordwind fernhält. Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man hier in linder Mondnacht unter dem schimmernden Laub des Lorbeers und blütenbehangenen Erdbeerbäumen lustwandelt und sich vergegenwärtigt, daß kaum 200 km davon entfernt die Fischer auf dem gefrorenen Asowschen Meer am großen Eisnetz hantieren mögen. Nur noch zwischen den Kanadischen Seen und der Hudsonbai sind die verschiedenen Zonen so dicht aneinander gerückt wie hier, wo Hellene, Gote und Tatar sich an demselben Gestade zusammenfanden.

Das Gegenstück dazu bildet im äußersten Norden, jenseits der breiten Steppe und des noch breiteren Waldgürtels, die einsame Tundra an der Eismeerküste, wo der Lemming pfeift und die Alpenlerche auf den Grasbülten der Sumpflachen ihre helle, klirrende Weise vorträgt.

PFLANZENKLEID UND TIERWELT

Nun sind wir auch imstande, die Formen zu begreifen, die das organische Leben in unserem Erdteil angenommen hat; sind wir doch mittlerweile mit seinen natürlichen Bedingungen vertraut geworden.

Wie sich erwarten läßt, bildet das Mittelmeergebiet auch in der Hinsicht eine Welt für sich. Namentlich dort, wo es von Gebirgen umrahmt wird — und das ist ja fast an der ganzen Nordküste der Fall —, verläuft seine Grenze so scharf, daß sie auch der Florist mit ruhigem Gewissen durch eine einzige Linie bezeichnen darf. Wer hier und da und dort im Alpental gen Süden zog, wird so manche Stelle kennen, wo der letzte Ölbaum, die letzte Zypresse steht.

Ein heißer dürrer Sommer und ein milder Regenwinter, der den Pflanzenwuchs nur dann und wann während einiger Wochen aufhält, geben diesem Erdraum sein Gepräge, das sich trotz der Einwanderung vieler Obstbäume, Nutz- und Wildpflanzen im wesentlichen seit Jahrtausenden gleich geblieben ist. Wir betonen das ausdrücklich um der Tüfteleien mancher Forscher willen, die im alten Italien und Griechenland am liebsten noch Waldländer nach der Art Mitteleuropas erblicken möchten. Sicherlich steckt in ihren Ausführungen ein Wahrheitskern; doch trifft das, was sie gern verallgemeinern möchten, nur für wenige Gaue zu, so daß das Gesamtbild dadurch nur wenig beeinflußt wird. Die Landschaftsschilderungen Homers gelten auch noch für unsere Tage, so daß der natur-

frohe Reisende in manchen Gegenden lieber den Baedeker als den Homer entbehren möchte.

Die Bedingungen für frischfröhlichen Waldwuchs, für taufrische Holzungen, denen auch der Sohn des Odenwalds und Pommerellens den Ehrennamen des Waldes uneingeschränkt bewilligen möchte, finden sich zumeist nur im Gebirge. Auf Bergeshöhen Mazedoniens, der Basilicata und Toscanas umweht den Wanderer echt deutsche Waldluft, die Haine der Ebenen bestehen aus Nadelhölzern und immergrünen, der Dürre gewohnten Bäumen und Sträuchern, deren Würzduft dem Mitteleuropäer sogleich verrät, daß er sich in der Fremde befindet.

Das Vorherrschen der immergrünen, durch lederartig dicke Haut der Blätter gegen Verdunstung geschützten Holzgewächse hat seine guten Gründe. Weil die Zeit der Sommerdürre für den Pflanzenwuchs kaum in Frage kommt, müssen die Gewächse jeden warmen Wintertag recht zu nutzen suchen. Aber leider kommen fast in jedem Jahr mehrmals Winterwochen vor, da der Schnee herabrieselt und der Sturm durchs Geäste fährt. Hätten nun Bäume und Sträucher das zarte Laub unserer Gewächse, so müßten sie es fast in jedem Jahre drei-, viermal erneuern. Dank der widerstandsfähigen Blätter können sie alle Unbill gut überdauern und sind beim ersten warmen Sonnenstrahl bereit, die volle Lebenstätigkeit wieder aufzunehmen.

Sehr mit Unrecht sind wir geneigt, die Dattelpalme als echte Mittelmeerpflanze zu betrachten. An der Nordküste beschränkt sie sich nur auf den Ufersaum und fehlt selbst dort überall, wo nicht viele günstige Umstände zusammenwirken, um ihr das Dasein zu erleichtern. Mit viel größerem Recht könnte man den Ölbaum als das rechte Kennzeichen der Mittelmeerlandschaft bezeichnen. Wo wir unter seinen silbergrauen Kronen rasten dürfen, führt der Winter trotz aller Launen doch jene milde Herrschaft, bei der sich Oleander und Myrte, Lorbeer und Granatapfel erst wohlfühlen.

Eine ähnliche Rolle wie bei uns der Hochwald spielt am Mittelmeer die Macchie, der Buschwald immergrüner Eichen und Lorbeerarten, denen sich Ginsterbüsche, Strauchheide und ähnliche Pflanzen beigesellen. Deutschen Waldeszauber sucht man dort vergeblich, und doch hat auch die zwei, drei Meter hohe Macchie ihre Reize und verwandelt sich in einen wahren Feengarten, wenn der Wintermorgen ihr ein schimmerndes, nur allzu vergängliches Reifkleid schenkt, das sich gar wundersam von dem blauen Himmel und der blauen Meerflut abhebt.

Doch nicht überall ist der Boden reich genug, um den Buschwald zu nähren. Dann tritt an seine Stelle jene Pflanzengemeinschaft, die der Botaniker als Phryganavegetation bezeichnet. Zwischen den kaum fußhohen Dornbüschen leuchtet allerorten der nackte Fels, wo sich Eidechsen sonnen und schwanzwiegende Steinschmätzer ihre krächzende Weise singen.

Und noch dürftiger wird die Pflanzenwelt in den eigentlichen Steppen unseres Gebiets. Am meisten Raum beanspruchen die auf der Iberischen Halbinsel, auf den sonnedurchglühten Hochebenen, über die einst Don Quijote mit seinem wackern Knappen ritt, um an der Berglehne unter schütter stehenden Korkeichen die heiße Mittagsstunde zu verträumen.

Erst wenn wir uns die Grundzüge der Mittelmeerlandschaft eingeprägt haben, die letzten Endes doch überall die gleichen sind, dürfen wir, ohne Verwirrung anzurichten, eigens hervorheben, daß sich im einzelnen auch hier viele Unterschiede finden. Dessen werden wir uns so recht bewußt, wenn wir unter den





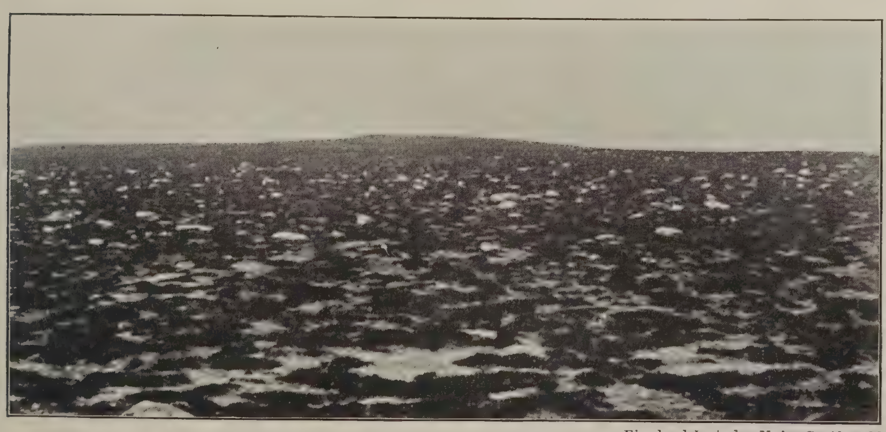
Fritz Mielert, Dortmund

Mittelmeerische Küstenlandschaft (Korfu)



Fritz Mielert, Dortmund

Deutsche Mittelgebirgslandschaft (Rothaargebirge)



Finnland-Inst. der Univ. Greifswald

Nordische Tundra bei Vadsö



Fritz Mielert, Dortmund

Terrassenkultur in Andalusien



Fritz Mielert, Dortmund

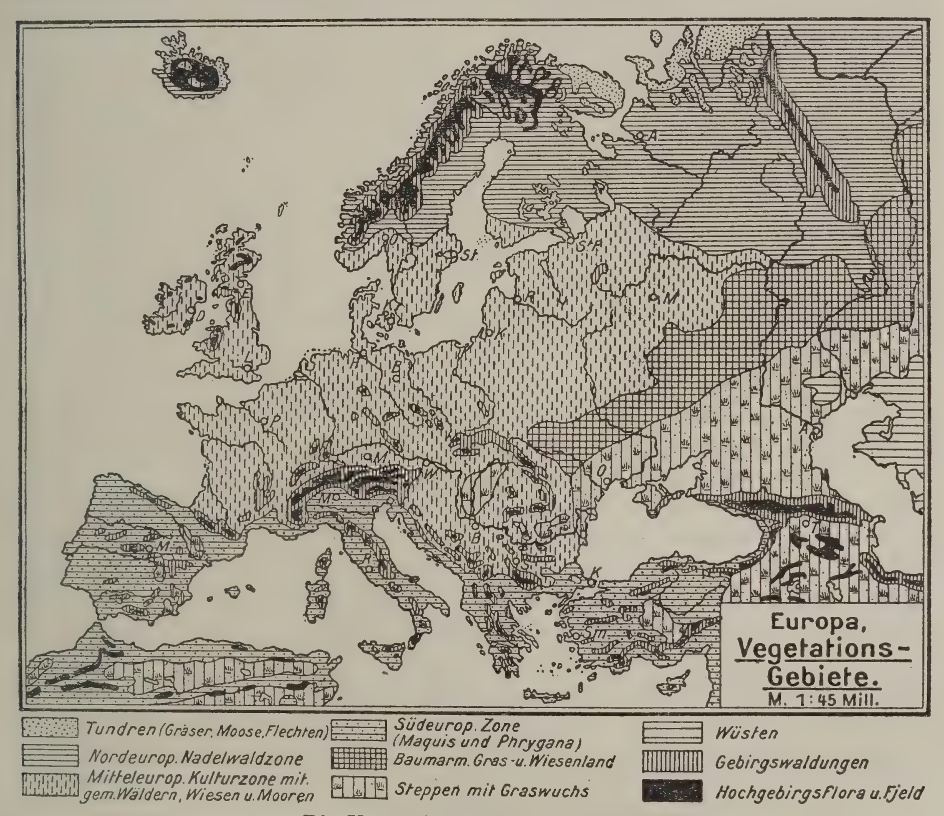
Ackerbauebene in Anhalt



Finnland-Inst. der Univ. Greifswald

Frische Rodung im Fichtenwald Finnlands

riesigen Platanen am Bosporus der himmelhohen Zypressen des Arnotals gedenken oder in den Palmenhainen der Riviera uns der Tage erinnern, da wir die Korkeichenwälder der iberischen Gebirge besuchen durften. In der korsischen Macchie finden wir andere Pflanzenarten als in dem Buschwald der Ägäischen Inseln, von wo über leuchtende Felshänge hinweg homerische Hirten zum eilenden Meerschiff hinüberschauen, und in Malagas Fruchtgefilden empfinden wir erst die ganze Dantesche Herbheit, die in Ravennas Fichtenhainen webt.



Die Vegetationsgebiete in Europa

Die freilebende Tierwelt dieses Gebiets — auf Nutzpflanzen und Nutztiere gehen wir später ein — ist im allgemeinen ziemlich unauffällig. Thraziens Löwen sind längst verschwunden und auch die Wölfe der Abruzzen, die Bären der iberischen Gebirge haben im Kampf mit dem Menschen einen schweren Stand. Der Mufflon, der noch in Südspanien, Sardinien und Korsika vorkommt, muß auch schon beinahe als Relikt gelten, und jene Säugetiere, die von Afrika aus nach Europa einwanderten, wie die Manguste und Ginsterkatze, sind viel zu selten und unauffällig, um von sich reden zu machen.

Weit reicher ist dagegen das Vogelleben; einmal, weil so stattliche Geschöpfe wie die großen Geier — auch der Lämmergeier gehört zu ihnen — in unzugänglichen Gebirgsöden eine sichere Zuflucht finden, und zum anderen, weil der Vogelzug jährlich zweimal zahllose Wanderer über das Mittelmeergebiet hinwegführt. Im Frühling aber schluchzen noch heute wie zu des Sophokles Zeit zahllose

Nachtigallen in den Waldtälern Attikas, über der Heide hängt dann die stimmgewaltige Kalanderlerche und im Olivenhain singt die schwarzköpfige Orpheusgrasmücke.

Zumeist steht die Jagdlust des Menschen hier in schier lächerlichem Gegensatz zu der Tierarmut der Natur, um derentwillen das Steinhuhn und der Eichelhäher schon beinahe als Hochwild erscheinen. Deshalb sind die Südländer auf die klägliche Beute der Wandervögel so versessen, mag auch der Norddeutsche erstaunt den Kopf schütteln, sieht er statt der heimischen Gans winzige Finken und Lerchen auf der herbstlichen Tafel prangen.

Um so reicher ist die Tierwelt des Meeres. Auf hohem Ausguck wartet der Fischer auf die Züge des Thunfisches, um das Netz rechtzeitig schließen zu können, die glitzernden Sardellen türmen sich am Strand zu leuchtenden Bergen, und wenn sich die Heere der Makrelen in den Bosporus drängen, reichen hunderte fleißiger Hände kaum aus, den Segen des Meeres mit Netz und Angelschnur zu bergen.

Auf den Fischmärkten reizen Riesenhummer und Langusten die Kauflust des Feinschmeckers, während sich die kleinen Leute mit Tintenfischen und allerlei „frutti di mare" begnügen, und in Neapels schimmerndem Golf, in den sonnenbeglänzten Syrten setzen um der Edelkorallen, der kostbaren Badeschwämme willen geschmeidige Taucher Leib und Leben aufs Spiel.

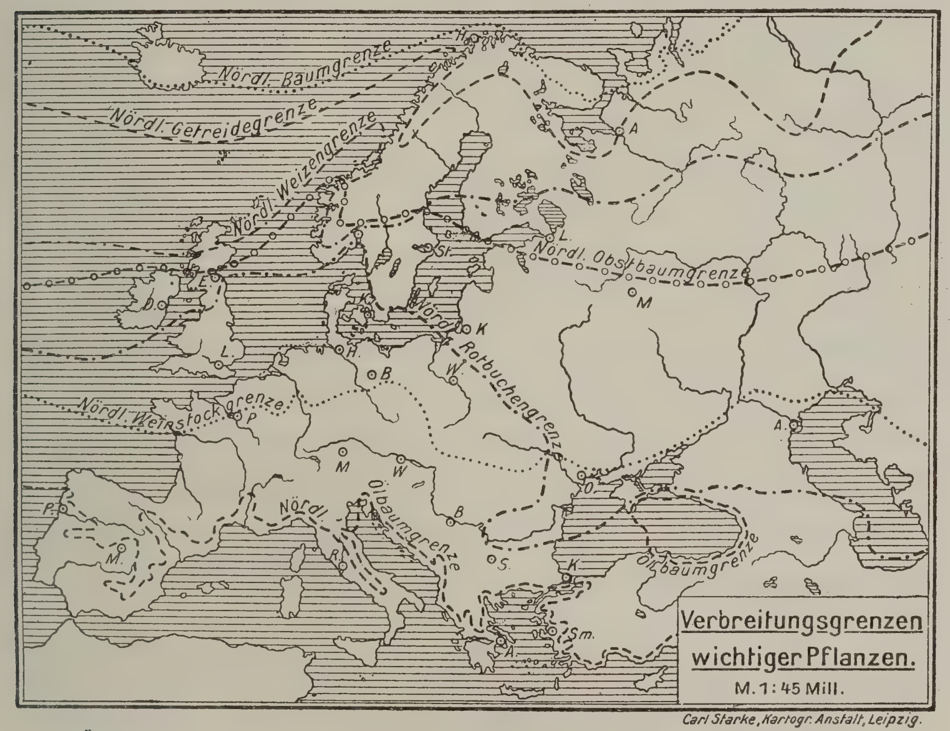
Suchen wir nun das atlantische Klimagebiet Westeuropas auf, so umgeben uns andere Pflanzen, andere Tiere. Wir befinden uns in einer Welt, die von dem Mittelmeergebiet so verschieden ist wie die feuchten Wälder der spanischen Nordküste von der sonnenverbrannten Steppe der Mancha.

Besonders auffällig wird uns dieser Gegensatz, wenn wir aus dem Tal der unteren Rhone über die Cevennen hinweg ins Becken der Garonne wandern. Auch an den Ufern der Garonne umwehen uns laue Lüfte, aber der salzige Atem des Weltmeeres läßt jene dörrende Glut nicht aufkommen, die bei Nîmes, bei Montpellier um die Trümmer alter Römerbauten flimmert. In Guyenne, im Languedoc vermag der Botaniker immer noch lange Listen von Mittelmeerpflanzen zusammenzustellen, aber gerade die auffälligsten fehlen. Nirgends zeichnen sich mehr die formschönen Kronen der Dattelpalmen an den blauen Sommerhimmel, bettet sich die Wintersonne auf das silbergrau schimmernde Laub uralter, knorriger Olivenbäume. Dafür sind wir in des Weinstocks ureigenes Reich gekommen, freuen wir uns in der lieblichen Touraine, in der herbfrischen Bretagne der fast überreichen Blust der Obstbäume.

Und selbst in Irland wachsen Lorbeer und Myrte ebenso üppig, ja, vielleicht noch üppiger als auf den felsigen Inseln des Mittelmeeres, kennt doch auch dieses nordische Land noch keine frostklaren Winternächte, die so empfindlichen Gewächsen Verderben bringen müßten. Dennoch könnten wir uns kaum größere Gegensätze denken, als einen Sommerabend in Korsikas Macchie und in dem lorbeerreichen, baumumhegten Tal von Killarney. Dort strahlt über dem Dickicht tiefblauer Südlandshimmel, blitzt das formschöne Laubwerk im Sonnenglast, ist die Luft von starkem Würzduft wie geschwängert, hier trieft Blatt und Blüte von lauer Feuchtigkeit, weben Nebelschleier um die Kronen alter Eichen, perlt schon bei 15, 16° der Schweiß auf der Stirn des Wanderers, den kein trockener Windhauch verdunsten läßt.

Dort strebt Busch und Baum, um unnötiger Wasserabgabe zu wehren, nach geschlossener, kugeliger oder zylindrischer Form, wie sie der Pinie, der Zypresse zu

eigen ist. Hier, in Großbritanniens feuchten Gauen, staunen wir über die Fülle und Üppigkeit der Laubgebirge, über die Frische des schwellenden Rasens.
Aber in den schwergelagerten Polstern der Weinreben suchen wir vergeblich nach süßen Trauben, in den weitausladenden Kronen der Obstbäume hängen die Früchte gar spärlich, und das Getreide, das so üppig in den Halm schoß, wird nur wenig Körner auf die Tenne schütten. Und steigen wir gar an der Luvseite der Gebirge, denen Regenwolken über Regenwolken zustreben, zur Höhe empor, so merken wir bald, daß wir in das eigenste Reich der Torfmoose gekommen sind, die nicht nur jede abflußlose Hochebene, sondern selbst schmale Felsgesimse mit triefenden



Äquatorial- und Polargrenzen der Verbreitung wichtiger Gewächse in Europa

Schwammpolstern überziehen. Während auf Spaniens Hochflächen die Sommersonne an mächtigen Maisstauden mehlreiche Kolben dörrt, ertrinken auf der irischen Flur die Kartoffeln oft genug in der plätschernden Regenflut, so daß uns die Abneigung des britischen Landmanns gegen den Getreidebau, seine Vorliebe für die Viehzucht sehr verständlich ist.
Aber trotz dieser Ungunst der Witterung bewegen wir uns hier fast allüberall in altem Kulturland, und Kulturtier ist fast alles, was auf vier Beinen läuft, in England noch mehr als in Westfrankreich oder gar in den urwüchsigeren Gebirgen der spanischen Nordküste. Vom Menschen ausgesetzt ist der Edelhirsch, der hochgekrönte König der schottischen Heide, der Fuchs, hinter dem die kläffende Meute, die raschen Reiter daherstürmen, das bunte Huhn, das die Jagdtasche des Weidmannes ziert. Nur auf den handlosen Klippen am Felsgestade herrscht noch Mutter Natur, die ganze Berge mit schimmerndem Gefieder deckt. Und diese

Wolken von Möwen und Seeschwalben brauchen sich um ihre Nahrung keine Sorge zu machen, denn hier wie am Felsgestade der Bretagne und Norwegens Küsten wimmelt das Meer von Fischen, vom riesigen Kabeljau der Nordsee und der Lofoten bis zur winzigen Sardine des bretonischen Küstenmeeres.

An derselben Überfülle von Feuchtigkeit leidet auch die atlantische Küste Skandinaviens. Glücklich der Mann, der sein Haus an der Sonnenseite des Fjords bauen durfte, wie Synnöve „Solbakken" in der Erzählung Björnsons, dem sich nicht in ewigem Schatten beengende Schwermut ums Herz legt.

Wie großräumig sieht nicht das norwegische Land auf der Karte aus! Und doch ist die Fläche, über die der Pflug des Bauern geht, so winzig klein. Denn hinter dem schmalen Talgrund steigen gleich die mächtigen Berge an, umhüllt von dem ernsten Mantel des dichten Fichtenwaldes, der erst in der Nähe des Nordkaps den Kampf mit dem Sturm und dem Wärmemangel — das Wort paßt besser als der Begriff „Kälte" — aufgibt.

Während das westeuropäische Klimagebiet ganz allmählich in das mitteleuropäische übergeht, ist dies gegen das mittelmeerische scharf abgegrenzt. Das kommt auch in der Pflanzenwelt zum Ausdruck. Vergebens suchen wir nördlich der Alpen nach Ölbäumen, und die wenigen Zypressen, die an besonders geschützten Stätten (z. B. auf der Insel Reichenau im Bodensee) zu finden sind, müssen in ihrer wahren Bedeutung als Seltenheiten gewürdigt werden. Andere Gewächse, wie Eßkastanien, Feige und Mandel, vermögen sich zwar in geschützten Lagen besser zu entwickeln, aber die ganze Umwelt sorgt schon dafür, daß trotzdem keine italienische Landschaft zustande kommt.

Dagegen wird selbst der größte Südlandsschwärmer zugeben müssen, daß die Pflanzenwelt Mitteleuropas uns überaus mannigfaltige Bilder zeigt. Eine Welt für sich bilden die Alpen; in den Steppen Ungarns, die mittlerweile allerdings beinahe ausnahmslos die Form der Kultursteppe angenommen haben, glauben wir die Nähe Asiens zu spüren, und auf den Dünen der Ostseeküste, in den weiten Heiden des Nordwestens finden wir uns in ganz verschiedenen, schier gegensätzlichen Landschaften wieder.

Nicht nur um der gewaltigen Bodenformen willen sind die Alpen jahraus, jahrein das Ziel so vieler Naturfreunde. Auch die Reize ihres wechselvollen Pflanzenkleides müssen wir dafür verantwortlich machen. In die sonnigen Täler, die sich nach Süden zu öffnen, scheint noch die Pflanzenwelt des Mittelmeergebiets neugierig hineinzulugen, und nahe an den Ufern des Bodensees kocht die Sommersonne edlen Seewein. Steigen wir dann höher und höher bergan, so können wir uns mit den so vielbesprochenen Erscheinungen der vertikalen Pflanzenverbreitung vertraut machen. Das edle Obst, die lichtlaubige Eßkastanie bleiben bald unter uns zurück; sie werden vom Mischwald abgelöst, in dem wir den Bergahorn, die Lärche und Arve als echte Gebirgsbäume begrüßen dürfen. Und klimmen wir höher hinauf, so umhegt uns bald das feierliche Schweigen des Nadelwaldes, bis die letzten Sturmfichten, abenteuerliche Gestalten mit langen Flechtenbärten, unter uns zurückbleiben und nur noch krüppelhaftes Knieholz, dem der Winterschnee ein warmes Bett bereitet, den Unbilden der Witterung zu trotzen wagt. Schließlich sind wir dann allein im Reich der Alpenblumen, die uns durch ihre Blütenpracht an die Flora der arktischen Zone erinnern.

Einfacher, aber darum nicht weniger anmutig ist das Land vom Fels zu Meer, denn was ihm an wilder Großartigkeit abgeht, vermag oft genug jene milde

Traulichkeit zu ersetzen, die alten Kulturstätten in der Regel zu eigen ist. Vermutlich müssen wir schon bei dem Urteil der Römer, die unser Land „starrend von Wäldern und durch Sümpfe entstellt“ nannten, berücksichtigen, daß diese Worte eben aus dem Munde eines Sohnes der so wesensverschiedenen Mittelmeerzone kamen.

Heute haben wir die Ansicht, ganz Germanien sei ein einziger, undurchdringlicher Wald gewesen, schon längst aufgegeben. Die Nordseemarschen, die Strauchheiden des Nordwestens, manche Lößgebiete im Süden waren sicherlich schon zu Cäsars Zeit offenes Gelände, dessen Ausdehnung sich bis zu den Tagen der Staufenkaiser kaum wesentlich vergrößerte.

Während im Mittelmeergebiet die Äcker und Gärten zumeist nur kleine Oasen in dem Ödland (Macchie, Phrygana, Heide, Steppe) bilden, wird Mitteleuropa durch eine gewisse Gleichgewichtslage zwischen dem Kulturlande und dem Walde gekennzeichnet, den die Tätigkeit des Menschen in der Regel in schulgerechten Forst verwandelt hat. Doch verhält sich der Forst für gewöhnlich wohl nicht gegensätzlich zu dem früheren Urwalde, sondern stellt eher eine veredelte Form der freien Holzung dar, die sich auch früher vielfach zu reinen Hochwaldbeständen durchzuringen suchte. An die Stelle der Macchie und des Gartens treten hier der Wald, die Wiese, das Kornfeld. Die Verschiedenheit der Bodenformen, die große Zahl der Laub- und Nadelbäume, die bald rein, bald gemischt vorkommen, bringen dann jene unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Landschaftsbilder zustande, um die der Sohn der östlichen Taiga unser Mitteleuropa beneiden muß. Auf weiten, weiten Flächen ergeben Wald und Lichtung ein fast schachbrettartiges Neben- und Durcheinander; das Kulturland nimmt dem Walde seine herbe Einsamkeit und der Wald gibt mancher Landschaft im Schäferstil einen großen, heldischen Hintergrund. Vielleicht dürfte man sagen, es sei gerade das Bezeichnende der mitteleuropäischen Natur, daß sie sich, so sehr sie vom Menschen beherrscht wird, doch einen Schein von Freiheit bewahrt hat. In neunzig von hundert Fällen wird der Stadtbürger, der behauptet, mit den Seinen „ins Freie, in die Natur“ zu gehen, arg übertreiben; aber er wird sich dieser Übertreibung sicherlich nicht bewußt, sondern redet im allerbesten Glauben.

Dabei ist selbst das deutsche Land hinsichtlich des Florencharakters durchaus nicht einheitlich. In Norddeutschland suchen wir umsonst nach der Edeltanne, und in vielen Mittelgebirgen fehlt wieder die Kiefer. Aber daneben findet sich doch auch manche Übereinstimmung. In Ostpreußen können wir genau so gut wie auf dem Kamm der Sudeten endlose Fichtenwälder durchwandern, und dieselben Rotbuchen, die den lichtgrünen Waldmantel des Taunus bilden, treten noch in Schleswig-Holstein und auf der Elbinger Höhe zu herrlichen Hainen zusammen. Und auch in dem Tiefland wölben sich doch hier und da und dort stattliche Hügel empor, an deren Hang, in deren Talfurchen die Waldbäume Landschaften formen können, die uns durchaus ans Mittelgebirge erinnern. Ob wir die Holsteinische, die Märkische Schweiz durchwandern, ob wir die Buchheide bei Stettin, den Pommerellischen Waldgürtel oder das ermländische Walschtal besuchen, überall werden die Einheimischen das waldige Hügelgelände nicht ohne Grund mit dem waldgrünen Thüringen vergleichen.

Aber auch in Mitteleuropa gibt es Landschaften genug, die sich von diesen Bildern scharf genug unterscheiden. In den nebelumwallten Moosen Ostfrieslands, in den einsamen Mösern der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene, in den Hochmooren

Ostpreußens, die so schwermütig ausschauen, wie ihre litauischen Namen klingen, fühlen sich nur die Torfmoose so recht wohl, und in den Strauchheiden des hannoverschen Landes hindert der Ortstein jeden Waldwuchs, bis ihn der tiefgreifende Pflug des Försters zerbröckelt. Wir brauchen nur den Namen der Düne zu nennen, dann taucht die große Gemeinschaft salzliebender Kräuter vor uns auf, die den Wiesengrund des Binnenlandes meiden, und wenn wir von der ungarischen Pußta sprechen hören, vergegenwärtigen wir uns ein Bild so steppenhaft, daß es der magyarischen Kulturlandschaft unserer Tage gar nicht mehr entspricht.

Das baltische Florengebiet von dem mitteleuropäischen scharf zu trennen, geht nicht an. In Südschweden und mehr noch auf den dänischen Inseln vermeinen wir immer wieder im „deutschen Walde" zu sein, und auch die Heiden und Kiefernwälder Jütlands haben in unserem Vaterlande wohl ihresgleichen. Aber allmählich wird das Verhältnis zwischen dem Menschen und der Pflanzenwelt nach Norden zu doch ein anderes. Schon in manchen Teilen der ostpreußischen Sumpfwälder macht der Wald dem Förster die pflichtgemäße Pflege recht schwer; für Lettland und Estland gilt das in noch höherem Grade, und auf den kargen Felsböden Finnlands und Schwedens haben selbst so anspruchslose Bäume wie Fichten und Birken oft genug liebe Not, ihren Lebenshaushalt zu bestreiten; vergleichen wir solche schwedischen Waldbilder mit dem Odenwald oder der Letzlinger Heide, so unterscheiden sie sich von denen wie ein Schlachtfeld von einem friedlichen Idyll. Und allgemach vermindert sich auch die Zahl der Laubbäume, die im Mischwald zu finden sind. Schon in Südschweden und an Ostpreußens Westgrenze bleibt die Rotbuche zurück. Nicht viel wagemutiger ist der Hornbaum; allgemach wird es auch der Eiche, der Linde, dem Ahorn zu ungastlich, und schließlich setzen nur noch Birken und Weiden helle Lichter auf den dunkeln Hintergrund des Fichtenwaldes. Da verhalten sich denn die glücklichen Inseln der Dänen, das reiche Schonen zu Norrland und manchen Gebieten Finnlands ganz ähnlich wie die rheinische Tiefebene zu den Sandrgebieten der baltischen Seenplatte; dort wohnt die Fülle, hier ist der Mangel behaust.

Die Tierwelt Mitteleuropas mußte sich wohl oder übel auf die Tatsache einstellen, daß der Mensch in diesem Erdraum eine fast unumschränkte Herrschaft führt. Nur in dem unzugänglichen Hochgebirge und in manchen Sumpfwäldern blieb er ein Fremdling, so daß sich dort so freiheitsliebende und menschenfeindliche Tiere wie der Steinbock, die Gemse, der Schwarze Storch bis in unsere Tage halten konnten. Bloß die unzugänglichsten Gebirgswälder der Karpathen bieten noch heutzutage dem Bären ein sicheres Versteck, Wolf und Luchs kommen nur noch in den Randgebieten dieses Erdraumes vor, und auch der königliche Bartgeier hat die Alpenberge schon räumen müssen, denen sein herrliches Flugbild einst zu so hoher Zierde diente.

Anderen Tierarten kam dafür wieder der Schutz des tierfreundlichen, jagdliebenden Menschen sehr zustatten. Noch immer suhlt sich im Wald der wehrhafte Eber, ruft der Brunstschrei des Hirsches die Nebenbuhler zu minniglichem Kampfe herbei. Hase und Rebhuhn vermehrten sich auf der Kultursteppe in ungeahnter Weise, und mancher kleine Dieb, den man gern los wäre, weiß durch Schlauheit den Nachstellungen des Menschen zu entgehen. Stolze Kulturflüchter, wie die großen Raubvögel, erliegen dem Blei der Schießer, aber dafür haben alle Kulturfolger, Hamster und Feldmaus, Lerchen und Ammern, desto bessere Tage. Und manche Vogelart, wie die Ringeltaube und Amsel, lernte rechtzeitig um und ver-

wandelte sich aus einem Geschöpf der freien Wildbahn in einen Bewohner der Parkanlagen und Gärten.

Dabei müssen wir auch die Tatsache erwähnen, daß gerade in Mitteleuropa der Naturschutzgedanke geboren wurde, demzufolge der Mensch sich da und dort nach Kräften bemüht, gefährdete Tierarten zu erhalten, und solche, die an gewissen Örtlichkeiten schon verschwunden sind, wieder einzuführen. So dürfen wir es freudig begrüßen, daß das Verhältnis des Menschen zu den freilebenden Tieren gerade hier zuerst auf eine sittliche Grundlage gestellt wurde, Nutzen und Schaden bei diesen Dingen nicht mehr allein den Ausschlag geben sollen.

Aber so dürftig es in manchen Teilen des Ostseegebietes aussehen mag, haben wir doch unwillkürlich das Gefühl, einer uns viel fremderen Welt entgegenzupilgern, wenn wir nunmehr die ungeheuren Ebenen Rußlands aufsuchen. Aus einer Welt voll erfreuenden Wechsels, wie sie uns namentlich in Mitteleuropa entgegentrat, kommen wir in den Bereich einförmiger, ermüdender Massenhaftigkeit, deren Größe nicht erhebend, sondern einschläfernd, oft schier betäubend wirkt. Von den Tundren, den wasserreichen Moos- und Flechtensteppen Nordrußlands, brauchen wir nicht allzuviel Wesens zu machen. Gerade so wie die Steppen des Südens bedecken sie nicht allzuviel Raum und scheinen fast um Entschuldigung zu bitten, daß sie sich in diesen menschenfreundlichsten aller Erdteile hineingewagt haben.

Um so wichtiger ist dagegen der ungeheure russische Waldgürtel; bedeckt er doch einen Raum, der ein Vielfaches von der Größe des deutschen Reiches darstellt. Wir finden hier Verhältnisse, die uns durchaus an Kanada erinnern. Bis zu der Linie Petersburg—Kasan etwa besteht dieser Riesenwald aus Nadelhölzern, südlich davon gesellen sich der Fichte allerlei Laubhölzer bei, bis dann südlich der Linie, welche die Kemamündung mit Lemberg verbindet, die weite Grasflur der Steppe beginnt, in die der Wald nur wenige Holzungen wie vorausziehende Plänkler hineingeschickt hat.

Aus diesem Waldreichtum des Gebiets könnte der Unkundige auf große Ähnlichkeit zwischen der russischen und mitteleuropäischen Landschaft schließen; der Fachmann weiß, daß Wald und Wald so verschieden sein können wie etwa der Bodensee und das Tote Meer.

In der deutschen Landschaft hat der Wald etwas Belebendes; der Wanderer weiß, daß seine Bestände nur den Maschen eines Netzes gleichen, in denen sich viel blühendes Leben gefangen hat. In Rußland ist das ganz anders; dort wird der Wald zu einer Baumwüste, einem Baummeer, in dessen Eintönigkeit der Mensch zu versinken, zu ertrinken fürchtet. In Deutschland kann der Wanderer auch Tage und Tage, Wochen und Wochen fast ausschließlich durch Wälder ziehen, aber auf jeder Lichtung grüßt ihn ein anderer Gau, ein anderes Menschenwesen; in Nordrußland kann er Strecken in der Taiga zurücklegen, die größer sind als der Weg von Berlin nach Brüssel, und wenn er dann auf der Waldlichtung wieder einmal ein Waldbauerndorf vor sich liegen sieht, weiß er doch sogleich, er ist immer noch daheim, er steckt immer noch mitteninne in dem Lebensbereich, in den er selber hineingeboren wurde.

Weiter südlich im Mischwald wird die Landschaft wohl wechselreicher, und jeder, der einen Turgenjew auf der Pirsch begleitet hat, weiß, daß es dort der hübschen Bilder gar viele gibt: hier eine Waldwiese, zu der die Sonnenstrahlen durch das Laub hundertjähriger Linden hinabzittern, dort eine stille Bucht am Bergufer

des Flusses, da einen Wiesengrund am Waldbach, wo die Hirten in der Sommernacht im „Tabun“ ihrer Herde warten. Aber selbst hier ist die Herrschaft des Waldes schier übermächtig, überkommt den Menschen nicht jene Freude an der Natur, die doch nicht ohne das Gefühl bestehen kann, dieser Natur gegenüber selbständig und frei zu sein.

Weit, gleichförmig und eintönig ist auch die Steppe des Südens, und doch hat der Mensch in ihr ein stärkeres Gefühl der Freiheit, da der Blick nach allen Richtungen ins Unendliche schweifen darf und auch das Spiel der Wolken und der Gang der Himmelslichter an dem hohen Gewölbe für eine gewisse Abwechslung sorgen. Und kommt der Frühling ins Land, regt sich in den Millionen und Abermillionen Zwiebeln und Wurzelstöcken, die im Boden schlummern, neues Leben, dann währt es nicht lange, bis sich die unabsehbare Ebene mit einem herrlichen Blumenteppich bedeckt hat, von dessen Farbenpracht uns die Meisterwerke der persischen Webekunst nur eine schwache Vorstellung geben.

In Mitteleuropa haben wir gar oft das Gefühl, in einem zwar traulichen, aber doch engen Gehäuse zu stecken, hier im Osten empfinden wir dagegen die Weite des Raumes zumeist noch viel stärker. Ellenbogen stößt hier noch nicht an Ellenbogen. Daher ist auch für die freie Tierwelt noch mehr Lebensspielraum vorhanden. In den Waldgebieten haust noch der Bär, und im Wald wie in der Steppe werden die Wölfe oft zur Landplage. Der Auerhahn, in Deutschland ein seltenes Hochwild, ist in entlegeneren Gebieten noch sehr häufig, und dort, wo die Geländeform dem Geschmack dieses Kulturflüchters zusagt, trottet noch der gewaltige Elch mit klappendem Hufschlag über die federnden Sumpfwiesen. Dabei scheint der weite Raum auch seine Kinder stattlicher gedeihen zu lassen. Wie der Russe zu den hochwüchsigsten Rassen des Erdteils gehört, werden auch der Auerhahn, der Fuchs, das Reh immer stärker, je weiter wir nach Osten vordringen.

Reich an tierischen Bewohnern ist auch die Tundra, die Welt des Renntiers. Zur Sommerszeit spielt sich auf ihren Tümpeln das wechselreichste Vogelleben ab, und die Zahl der Lemminge, dieser nordischen Nager, wird mitunter so groß, daß ungezählte Tausende gen Süden, in den sicheren Tod ziehen, um neuen Tiergeschlechtern Platz zu machen. Von Fischen wimmeln die Ströme und Flüsse des Landes, und in den Steppen des Südens sind zeitweise ganze Heere von Raubvögeln kaum imstande, der unendlichen Vermehrung der kleinen Säuger Schranken zu setzen, während die flinke Saigaantilope uns schon an die schnellfüßigen Bewohner ferner Wüsten und Steppen mahnt.

BEVÖLKERUNG

Gar oft schon mußten wir darauf hinweisen, daß gerade Europa der menschenfreundlichste aller Erdteile genannt werden müsse, daß sich das Leben des Menschen nirgends so frei, so freudig, so reich entfalten konnte, aber erst jetzt kommen wir dazu, uns die menschlichen Bewohner Europas genauer anzusehen, die mit ihren 475 Mill. (48 auf dem qkm) recht zahlreich genannt werden müssen.

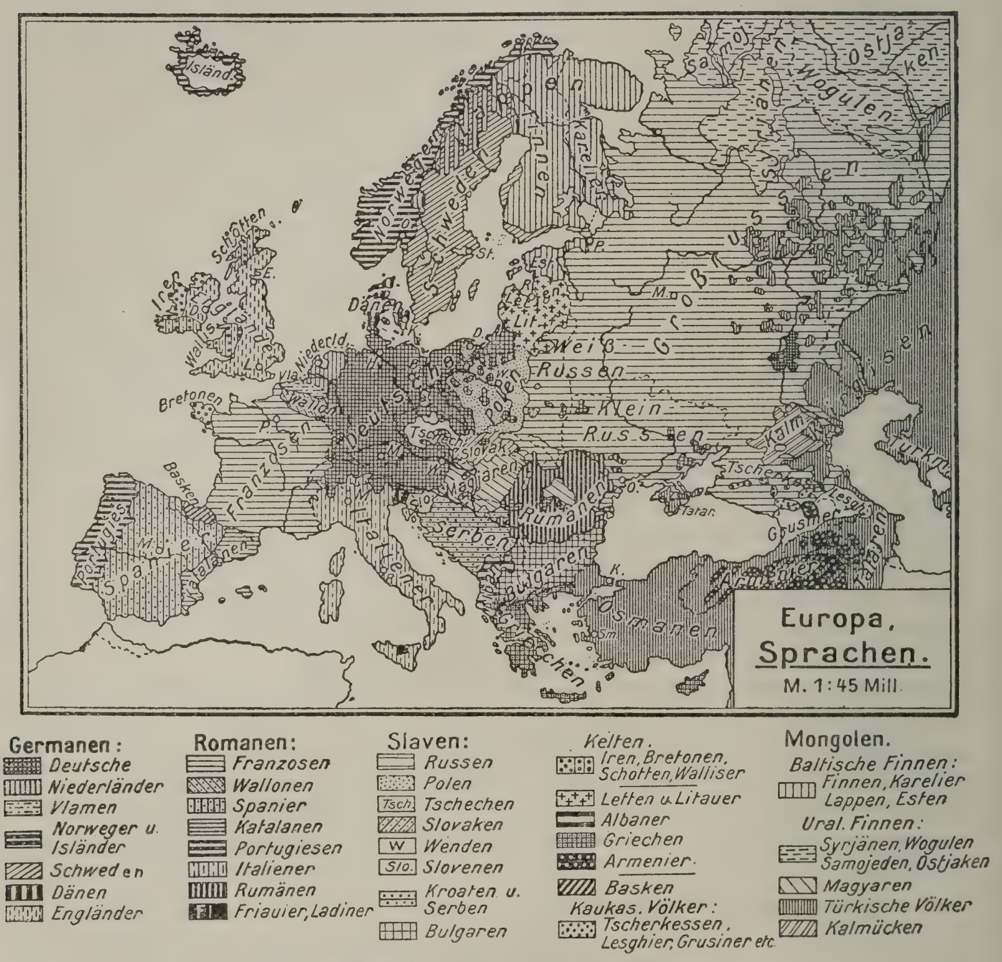
Wir haben uns an die Vorstellung gewöhnt, daß die Europäer jener großen, lichthäutigen Menschenrasse angehören, die wir wegen der nahen Verwandtschaft ihrer Sprachen als Indoeuropäer zu bezeichnen pflegen. Und doch finden wir noch heute in unserem Erdteil die Nachkommen von Völkern, die dort schon vor der Ankunft

der Indoeuropäer eine reiche Kultur entfaltet hatten. Zu ihnen gehören die Basken, die Enkel der alten Iberer im Norden der Iberischen Halbinsel, die Rhäter in den Südalpen, die vielleicht als Reste der einst so mächtigen Etrusker bezeichnet werden dürfen, und die Albanesen an der Westküste des Balkans. Alle diese Stämme gebrauchen noch heute Sprachen, in denen indoeuropäisches Sprachgut nur in Lehn- und Fremdworten vorkommt. Liegt auf diesen Stämmen nur noch der letzte Schein der Abendsonne, so hat doch auch der Tag der Kelten schon längst seinen Höhepunkt überschritten. Dieser begabte, körperlich und geistig sehr gut beanlagte Menschenschlag hätte noch ums Jahr 600 v. Chr. beinahe als die eigentliche Herrenrasse des Erdteils bezeichnet werden können. Aber der Germane, der von Osten drängte, war schwertgewaltiger als diese seine rötlichblonden Vettern, die erst Cäsars Scharfblick mit Sicherheit von den germanischen Nordlingen unterscheiden lernte. So zogen sie sich vor dem Druck der Nachbarn weiter und weiter nach Westen zurück, bis ihr Schwerpunkt in Gallien lag, dessen Volkstum uns der römische Eroberer so trefflich geschildert hat. Aber nach dem Sieg der Mittelmeerrasse war es um die völkische Selbständigkeit der großen keltischen Völker geschehen. Römisches Blut flutete nach Gallien, nach Spanien, nach England, und schließlich säumten keltische Stämme nur noch die Westküsten des Erdteils, waren sie auf die Bretagne, Irland und den vom Festland abgewandten Teil Britanniens beschränkt. Bis zuletzt aber erwiesen sie den Adel ihrer Art durch manche künstlerische Großtat, sind doch die Sagen von König Artus und das süße Lied von Tristan und Isolde als keltisches Erbgut zu bezeichnen. Heutzutage mögen in Nordamerika, der Zufluchtsstätte der gepeinigten Irländer, mehr Kelten wohnen als in Europa.

Die drei Rassen, die im wesentlichen Teil des Festlandes, sozusagen im eigentlichen Kleineuropa, die Hauptrolle spielten und im Grunde genommen auch heute noch spielen, sind die Mittelmeer-, die Alpen- und die nordische Rasse, deren Blut sich allerdings vielfach miteinander vermischt hat.

Die Mittelmeervölker (der Zahl nach kaum ein Achtel der Europäer) bewundern wir als die Träger der antiken Kultur. Äußerlich sind sie durch langgesichtigen Langkopf, dunkle Haut- und Haarfarbe, dunkle Augen und feinen Gliederbau ausgezeichnet. Der Umstand, daß das Schönheitsideal der griechischen Dichter schon frühzeitig dem nordischen entsprach, legt den Gedanken nahe, daß sie bereits damals in Berührung mit nordischen Blondlingen gekommen sind. Außerdem wird jeder, der sich mit suchender Seele in das Wesen der griechischen Kunst vertieft hat, den Gedanken nicht loswerden, das sei Geist von unserem Geist. Den Zusammenhang der hellenischen Kunst mit der des alten Orients leugnen zu wollen, liegt uns fern. Nur drängt sich uns wieder und wieder der Gedanke auf, daß die handwerksmäßige Fertigkeit, die der Orient überlieferte, und die Eigenart des mittelmeerischen Menschen allein niemals imstande gewesen wären, die Lieder Homers, die Bildwerke eines Phidias, die Dramen des Sophokles und die platonische Philosophie hervorzubringen. Wir können uns des Gedankens nicht entschlagen, daß dazu noch eine Ausgießung heiligen Geistes nötig war, der hier durch die Lichtsehnsucht der blonden Nordlinge vertreten wird, der im Südland zugleich befriedigende und zu unerhörten Großtaten des Geistes anregende Auswirkung zuteil ward. Dazu braucht die Zahl dieser neuen Menschen, die aus dem Norden in das sonnige Wunderland kamen, gar nicht nach Hunderttausenden gezählt zu haben.

Vermutlich stand der Römer dem eigensten Wesen des Mittelmeermenschen viel näher als der Hellene, gerade deshalb, weil die nordischen Lichtbringer auf italischer Erde nicht so zur Geltung kamen. Wozu das hätte führen müssen, zeigt uns ja die große Zeit der Renaissance zur Genüge, die so frei und schöpferisch war, daß wir der römischen Zivilisation mit dem Wortsinn dieses Begriffes eigentlich viel zuviel Ehre antun. Wo bleibt Vergil, wenn des nordisch beeinflußten Dante



Die Verbreitung der Hauptsprachen Europas

Riesenschatten neben ihm aufsteigt? Die Virtus Romana, den Sinn für Ordnung, den diese Mittelmeermenschen in Familie, Gemeinde und Staat stets bewiesen haben, in allen Ehren! Aber dennoch werden wir das Gefühl nicht los, daß der Grieche außer alledem noch eine Gottesgabe besaß, die wir uns nur als nordisches Bluterbe erklären können. Müßig wäre es, darüber zu streiten, ob Cäsar größer war oder Alexander, aber wer fühlte es nicht, daß uns Nordländern aus den hellen Augen des Makedonen die verwandtere Seele entgegenschaut?

Es ist auch müßig, sich darüber allzuviel Gedanken zu machen, wie wohl die Völker des europäischen Südwestens und Westens ausschauten, wenn sie nicht romanisiert,

sondern germanisiert worden wären. Die dunkle Empfindung haben wir aber doch wohl alle, daß sie sich dann weniger „zivilisiert“ erwiesen hätten und nicht so in enger Form gebunden wären. Sicherlich hätten sie dann häufiger den Weg zu wahren Kulturtaten gefunden, vermochte doch schon das spärliche Germanenblut, das zur Völkerwanderungszeit den Weg in ihre Adern fand, ungeahnte Großtaten auszulösen. So kann man viele einleuchtende wirtschaftliche und staatsgeschichtliche Gründe zusammenstellen, um das Erstarren des spanischen Volkes verständlich zu machen, aber mit einem unauffindbaren Etwas werden wir dabei doch immer rechnen müssen. Ob dieses Geheimnis nicht in der unglückseligen Blutmischung gesucht werden müßte? Heute gehört etwa ein Viertel der Europäer zu der Völkergruppe, die wir als Romanen zu bezeichnen gewöhnt sind, während den Germanen und Slawen je 32 % der Gesamtbevölkerung überwiesen werden müssen.
Die ostische oder alpine Rasse, der homo alpinus der Anthropologen, wohnt, wenn wir sie mit der mittelmeerischen vergleichen, mehr im Schatten, und doch spielt sie in der Geschichte der europäischen Menschen eine sehr große Rolle. Seit jeher fühlte man sie mehr, als daß man sie in klarer Wesenheit geschaut hätte, diese Stämme, die, ehemals Herren weiter Flächen, sich vor dem nordischen Menschen nach Süden, in Wald und Gebirge zurückzogen. Heute schildert sie uns der Anthropologe ganz genau. Schweren, gedrungenen, kurzen Wuchses stehen sie vor uns; ihrem Rundkopf fehlt das weitausladende Hinterhaupt, aber die hohe, wölbige Stirn kennzeichnet ihn doch als die Werkstatt reger Gedankenarbeit. Haar und Auge sind dunkel und die kurzen Beine scheinen den Bewohner enger Täler zu verraten, dessen Lust nicht das Wandern war. Und nun bemühte man sich, diese Menschen auch in geistiger und seelischer Hinsicht als den rechten Gegensatz zum nordischen Blondling hinzustellen, eng gebunden, pedantisch und selbstsüchtig, ohne rechten Sinn für alle tiefsten Geheimnisse, für allen Höhenflug der Gedanken, wofern er nicht tatsächlichen, am liebsten klingenden Nutzen bringt. Alle diese Schilderungen möchten wir nicht von vornherein ablehnen, zeichnet der nordische Ostpreuße doch ganz ähnlich die Salzburger, die aus dem Bergland des Südens zu ihm gekommen sind, aber andererseits wollen wir nicht vergessen, daß uns der homo Alpinus heute nur als ein Menschenkind zu begegnen pflegt, in dessen Ahnenreihe auch Nordlinge sattsam vertreten waren. Als solche Mischlinge treten uns gar viele entgegen, die zu den Größten unseres Volkes gehören, ein Luther, ein Beethoven, vermutlich auch ein Goethe. Da können wir uns kaum enthalten, das Geschick dafür zu preisen, daß es unserem Volk in dem nordischen Blondling und dem homo alpinus so verschiedene Eltern gab; fehlte uns das Blut des Ostlings, so liefen wir noch öfters als heute Gefahr, die festgegründete, sichere Erde bei unseren Träumen unter den Füßen zu verlieren, und wäre nicht der heilige Geist des Nordlands über uns ausgegossen, so würden aus unseren Nachkommen wohl nur „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“, zielstrebige, aber doch kleinliche und kleine Spießbürger werden.
Es ist wohl kein Zufall, daß nicht nur das reichste Kulturleben Europas dort entstand, wo nahverwandte, einander im Wesenskern zugewandte Völker sich miteinander vermischten, sondern daß dort auch die gewaltigsten Einzelseelen den geheimnisvollen Weg in menschliche Körper fanden. So erklärt sich das Schöpferische im Wesen des Nordfranzosen, der sich in Molière zu freiem Menschentum verklärte, so die überreichen Lebensmöglichkeiten, die in England verwirklicht wurden, so auch der Umstand, daß das Schwabenland so vieler Dichter und Denker

Heimat wurde. Das Zwiespaltige in dem Wesen vieler Völker (Italiener, Franzosen, Deutschen usw.) erklärt sich daraus, daß die eine Hälfte der betreffenden Nationen nordischen Einflüssen stärker ausgesetzt war als die andere. Sehr deutlich erkennen wir das auch bei den Franzosen; mitunter kommt uns der Gedanke, es habe kaum noch einen Sinn, die Nordfranzosen schlechthin als Romanen zu bezeichnen.

Hier müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß man uns vorwirft, unsere anthropologische Schilderung des Europäers sei überholt; namentlich durch Günthers Arbeiten sei es uns ermöglicht worden, in diesen Dingen viel mehr ins Einzelne zu gehen. Wenn wir solche Möglichkeit nicht ausnützen, so liegt das daran, daß wir vermeinen, vieles von dem, was uns jener gedankenreiche Forscher entwickelt, sei doch noch mehr als Idee denn als Erfahrung zu kennzeichnen. Ebenso wie es sehr schwer ist, den mittelmeerischen Menschen scharf von dem westischen zu trennen, ist es auch schwer, jene Rassen überall entschieden auseinanderzuhalten, die Günther als nordische, ostische und ostbaltische streng sondern möchte. Sprechen wir von diesen Dingen, so ist uns oft ähnlich zumute, als wenn wir über die Fläche eines Weihers gleichzeitig mehrere sich ausweitende Wellenringe gleiten sehen, die sich überschneiden, verwirren und leicht verwischen. Dabei haben wir selber die Gewißheit, daß sich vielleicht schon in Kürze der sichere Ertrag solcher Forscherarbeit bestimmen lassen wird. Wie hoch wir von ihr denken, das zeigt schon die Tatsache, daß wir ein von Günther entworfenes Rassenkärtchen hier einfügten; es zeigt dem Leser sogleich, in welcher Richtung sich die Gedanken dieses Forschers bewegen.

Wir werden sicher nicht fehlgehen, wenn wir überall den nordischen Menschen als den Sauerteig in dem Völkerbrei bezeichnen. Ein Houston Stewart Chamberlain mag in ähnlichen Ausführungen vielleicht hier und da zu weit gehen, sein Grundgedanke ist aber zweifellos richtig, und wie einst im Wesen der ionischen Sänger und Platos eine nordische Kraft unverkennbar wirkte, wie ein Dante und Michelangelo, ein Cervantes, Shakespeare und Molière nordische Wesensart durch ihre Werke auf das deutlichste betätigten, so finden wir diese Kraft in all den Menschenkreisen, die wir eben kennzeichneten, diese Kraft, die „im Vorwärtsschreiten Freud' und Glück findet, selbst unbefriedigt jeden Augenblick“.

Dabei kam dies schöpferische Geschlecht aus einer gar bescheidenen Heimat. Im äußersten Norden, im eben erst vom Gletschereis befreiten Südschweden und Dänemark, hatte sich die nordische Rasse in hartem Daseinskampf zu jener Höhe emporgerungen und emporgeläutert, die sie in den Stand setzte, das herrliche Gehäuse des Menschentums, als das wir Europa immer wieder erkannt haben, erst zu dem zu machen, wozu es vom Schicksal bestimmt schien.

Ob es nur Selbstberäucherung ist, wenn wir die Behauptung wagen, wir Deutsche hätten heute das meiste Recht, uns als die rechten Vertreter dieser nordischen Rasse zu bezeichnen? Sicherlich blieb sie in ihrer alten Heimat reiner und unvermischter, aber dafür fehlte ihr dort die rechte Gelegenheit, alle ihre Fähigkeiten in der Selbstbehauptung gegenüber Fremdartigem zu entwickeln und zu steigern. Daß ihr dies gerade in Deutschland in fast vollkommener Weise ermöglicht wurde, ist wieder eine Gunst der mütterlichen Erde. Ob sich unser Uhland über diese Zusammenhänge im klaren war, als ihm bei der dichterischen Schau seines zur Kaiserwahl zusammenströmenden Volkes die Seele so weit ward und das Herz so froh?

„Und jeder Stamm verschieden an Geschlecht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brudervolk!“

Sind wir nicht ungerecht gegen uns selbst, wenn wir immer wieder hervorheben, was uns alles aus dem Bereich der alten Mittelmeerkultur überkommen sei? Viel war es sicherlich, vermutlich aber zuviel, zuviel an volksfremden Rechtsanschauungen, zuviel an einer religiösen Weltanschauung, die in nordischer Seele keinen günstigen Nährboden fand. Und jene Menschen hungerte und dürstete es doch noch immer nach Neuem, nach allem, was von weither war, so daß sie die Affen der Welschen wurden, die selber sehr viel mehr Grund gehabt hätten, in den Tiefen der nordischen Seele nach den „Müttern“ zu suchen. Doch solcher Weisung Sinn würden sie wohl kaum begriffen haben.

Im übrigen dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß die Wegbarkeit Kleineuropas, das Neben- und Gegenüberwohnen der Völker für die Gesamtentwicklung der europäischen Menschheit vom allerhöchsten Werte war. Hätten die trennenden Schranken ganz gefehlt, so wäre es wohl zu einem Vereinfachen, zu einem Angleichen aller an alle gekommen, die letzten Endes nur ein schlimmes Verarmen bedeutet hätten. Und wären sie so unüberwindlich gewesen wie in Asien, so hätten hier wie dort die einzelnen Volkskulturen nach kurzer Blüte versteinern müssen.



Die Rassen Europas
(nach Günther, Kleine Rassenkunde von Europa. München 1925)

Das Wort europäische Völkerfamilie hat einen tiefen Sinn, denn wirklich sind die Völker dieses Erdteils als Glieder einer großen Gemeinschaft anzusehen. Oft genug fand das Geistesleben eines Volkes eine Nachblüte bei dem anderen. Sagenkreise, die hier entstanden, wurden dort mit neuem Leben erfüllt, solchem Leben, wie es der Eigenart des anderen entsprach. Die römische Zivilisation ist ohne die griechische Kultur nicht denkbar; während des ganzen Mittelalters bleibt das Land nördlich der Alpen in enger Abhängigkeit von Italien: als die Trovatore in Südfrankreich ihre Lieder singen, antwortet ihnen „unter der linden“ süßer Klang; hier Luther, dort Calvin. Die Geistesschätze eines Volkes werden von anderen treulich bewahrt und oft sorgfältiger gehegt als von den Enkeln der Männer, die sie einstmals schufen. Den Dichtern der Griechen dankte es ein Lessing, daß er den Born der Dichtung wieder reiner sprudeln lassen konnte. Bald übernimmt dieses, bald jenes Volk in Sachen äußerer Zivilisation und modischer Sitten die Führung; den Spaniern folgen darin die Niederländer, den Niederländern die Franzosen, dem Gallier der Brite.

Nicht immer dürfen wir uns solcher Einflüsse freuen, aber wenn wir alles in allem nehmen, ergibt sich daraus doch ein freudiger Wetteifer, ein gegenseitiges Be-

fruchten und Anregen, wie wir es in solcher Form nicht wiederfinden. Um das zu begreifen, brauchen wir nur an unser Bücherbrett zu treten. Da steht neben dem Spanier Cervantes der Brite Shakespeare, und Molière hält gute Nachbarschaft mit Andersen, Homer mit Milton und Tolstoi. Das ist eine gar bunte Reihe, aber sie zeigt vielleicht am besten, wieviel Bronnen uns laden, wenn wir den Durst nach Schönheit und Erkenntnis befriedigen wollen. Und nur allzuleicht vergessen wir doch, daß wir Erdgeborenen diese Wohltaten unserer Mutter Erde verdanken, die unsere heimische Feste so und nicht anders geformt hat.

Gerade in diesen Tagen reden und träumen die Menschen viel von den Vereinigten Staaten Europas, die uns eine nahe Zukunft bescheren soll. Ob nicht die meisten vermeinen, diese neue Gemeinschaft müßte ein Abklatsch, eine zweite Auflage der Vereinigten Staaten von Amerika werden? — Wie kurzsichtig, wie ungeographisch wäre das gedacht. Dürfen wir Pennsylvanien mit Deutschland, Wisconsin mit Schweden, Arizona mit Spanien vergleichen? Nein, sollte jener Traum jemals in Erfüllung gehen, so wäre der neue Bundesstaat ein wirklich neues Gebilde, denn nur in ihm wären wirkliche, ganze, in sich geschlossene Völker zu einem übergeordneten Ganzen vereinigt worden.

Es ist von hoher geographischer Bedeutung, daß ähnliche Verhältnisse im Mittelalter bereits bestanden haben, damals, als wenigstens dem Anspruch und der öffentlichen Meinung nach der deutsche (römische) Kaiser als Führer und Schutzherr des christlichen Abendlandes galt. Nur so konnte ja der Kreuzzugsgedanke verwirklicht werden, der den Briten neben dem Provenzalen, den Deutschen neben dem Sohne Tarents fechten ließ.

Und doch bildet auch in dieser Hinsicht nicht ganz Europa eine Einheit. Mögen auch manche slawischen Völker, und vor allem die Tschechen, schon lange den Anschluß an Westeuropa gefunden haben, ein inneres Gefühl sagt uns, daß zwischen dieser Rasse und Kleineuropa ein ähnlicher Gegensatz besteht, wie wir ihn hinsichtlich der Bodenform, des Klimas, der Pflanzenwelt zwischen Osten und Westen gefunden haben.

Und wenn wir als Geographen den Menschen in mehr als einer Hinsicht als das Kind seiner Heimat betrachten dürfen, müßte es ja auch seltsam zugehen, wäre das anders. Sicherlich hat der Historiker ein gutes Recht, diesen Unterschied auch auf geschichtliche Zusammenhänge zurückzuführen und dem römischen Westen eine Welt des Ostens gegenüberzustellen, die von Byzanz, dem anspruchsvollen und doch an jungfrischer Lebenskraft so bitterarmen Mittelpunkt des europäisch beeinflußten Orients, befruchtet wurde. Aber einzig und allein dadurch wird die Eigenart Osteuropas sicherlich nicht erklärt. Schon der Gegensatz Deutschland—Polen ist doch viel größer, als manche behaupten möchten, die polnisches Land, polnische Seele nur aus dem geographischen Schrifttum kennen.

Dabei liegen die Dinge auch in der slawischen Welt durchaus nicht so einfach, als man nach der Eigenart des von Slawen bewohnten Erdraums vermuten möchte. Der nordische, blonde Slawe ist anthropologisch ebenso rasch gekennzeichnet wie der germanische Nordling, dem er körperlich so ungemein nahe steht. Aber wo finden wir diesen Slawen noch zu Millionen rein und unvermischt?

Geradeso wie der Deutsche das Land östlich der Elbe in jahrhundertelanger Arbeit germanisiert hat, wobei viel wendisch-slawisches Blut den Weg in die Adern seiner Söhne und Enkel finden mußte, genau so hat der Slawe im Nordosten ungeheure Erdräume besetzt, wo vordem mongoloide Finnen saßen. Mögen die

auch übertreiben, die uns immer von neuem wiederholen, der Großrusse habe sich dadurch aus der Blutsgemeinschaft mit den eigentlichen Europäern sozusagen hinausentwickelt, so birgt jene Behauptung doch einen starken Wahrheitskern. Ähnliche Einflüsse, bald tatarischer, bald mediterraner Art, machten sich auch im Süden geltend. Um zu zeigen, daß diese Verhältnisse durchaus nicht so einfach liegen, brauchen wir nur daran zu erinnern, daß uns unter dem Turban der Krimtataren noch manches Gotenantlitz entgegenschaut, und daß die einst im Wolgabecken heimischen Bulgaren vermutlich ein mongoloides Volk sind, das nur eine slawische Sprache redet.

Wieviel slawisches Blut in den Adern der Ostdeutschen fließt, gelangt uns oft gar nicht recht zum Bewußtsein, und doch brauchen wir uns nur die Pommern genauer anzusehen, um uns darüber klarzuwerden. Diese Menschen sind aber so gründlich eingedeutscht, daß sie in mancher Hinsicht geradezu ihre Natur vertauscht zu haben scheinen.

Auch die Tschechen, die seit Jahrhunderten unter ganz anderen Bedingungen gelebt haben als ihre slawischen Brüder in den großen Ebenen des Ostens, haben sich von der slawischen Wesensart mittlerweile recht weit entfernt und in politischer Tatkraft, hochgespanntem Stammesbewußtsein und wirtschaftlicher Regsamkeit Eigenschaften entwickelt, die sich zu denen ihrer Blutsverwandten recht gegensätzlich verhalten. Mit den Polen steht es wesentlich anders. Soviel die Polen auch von ihrer Zugehörigkeit zu Westeuropa reden möchten, sieht die doch recht windig aus, ebenso windig, wie die westeuropäische „Bildung“ ihrer Führer, die oft mehr aus leichten Pariser Romanen als aus jenem Schrifttum geschöpft ist, vor dessen rechtem Begreifen die Götter den leidigen Schweiß setzten.

Die gewaltige „imperialistische“ Geschichte des Russenreichs dürfen wir nicht heranziehen, wenn es gilt, die Wesensart des russischen Volkes zu begreifen, denn diese Geschichte ist zum allergrößten Teil von Nichtrussen, von Nichtslawen gemacht worden, und der Sturz der westeuropäischen Dynastie war eine Art Sklavenaufstand des stets gegängelten Slawentums.

Heute stehen wir gerade den Grundfragen slawischer Weiterentwicklung gegenüber recht vor den Toren, und es wirkt halb rührend, halb komisch, wie vergeblich wir uns abmühen, ins Innere dieser Dinge einzudringen. Wenn wir aber aufrichtig sein wollen, müssen wir wohl zugeben, daß die russische Volksseele uns immer ein Buch mit sieben Siegeln war. Mag hier und da ein deutscher Schriftsteller, dem das am fernsten Liegende am besten zu sein dünkt, um sich selber bemerkbar zu machen, noch so sehr von seiner Seelenverwandtschaft mit Dostojewsky fabeln, der großen Menge unseres Volkes liegen solche Menschen nicht. Ein Turgenjew, der bei uns soviel gelesen wird, kann in seelischer Hinsicht kaum als Russe bezeichnet werden, und Tolstoi, dessen Jugendwerke wir um ihrer Frische und Kraft willen noch lieben konnten, entfremdete sich dem Deutschen um so mehr, je weiter er auf den nebligen Ozean echt slawischen Geisteslebens hinausfuhr, der alles Feste, Naturgeformte in Tränen und Sehnsucht löst.

Sicherlich haben die Slawen vor uns eine gewisse Jugendlichkeit voraus; ob aber diese Jugend gesunde Jugend ist? — Vorläufig überraschen sie uns eigentlich nur durch die kindische Wesensart, selbstherrlich geprägte Meinungen aller Erfahrung und allen sachlichen Widerständen zum Trotz verwirklichen zu wollen. Ob das der Weg zur Erneuerung der abendländischen Kultur werden dürfte, muß

uns doch sehr fraglich dünken. Augenblicklich scheint es so, als ob die Ostslawen gerade dadurch mehr und mehr von Europa abrücken, was auf der Gegenseite einen desto stärkeren Anschluß der Westslawen an die kleineuropäische Staatenwelt zur Folge haben könnte.

Auf die vorwiegend slawisch bestimmte Völkerwelt des Balkans werden wir noch im staatswirtschaftlichen Teil dieser Abhandlung zu sprechen kommen; hier möchten wir nur auf die Rumänen besonders hinweisen, dieses romanische Volk des Ostens, dessen Grundlage im Gegensatz zu den überwiegend keltischen Romanenvölkern des europäischen Westens slawisch-östlich gewesen ist.

Von den kleineren Völkertrümmern des Ostens viel Redens zu machen, erübrigt sich wohl; einmal spielen sie, wie Samojeden, Kirgisen, Kalmücken, Tataren, nach Zahl und Einfluß nur eine sehr geringe Rolle, und zum anderen sind es im Grunde genommen nur verirrte Asiaten, mit denen die Kunde Asiens mehr zu tun hat als die unseres heimischen Erdteils. Andere, wie die mongoloiden Bewohner Finnlands und die Magyaren, verdienen um ihrer kulturellen Fähigkeiten und politischen Tatkraft wohl größere Beachtung, werden aber besser bei der Darstellung der betreffenden Länder gewürdigt werden. Auffällig bei ihnen allen ist, daß sie durch die still wirkenden Kräfte ihrer neuen Heimat den Völkern der betreffenden Erdräume immer ähnlicher werden, so daß mancher der mongoloiden Esten z. B. heute schon als typischer Vertreter der blonden Nordlinge gelten könnte.

Eine besondere Rolle spielen die Juden (etwa 8 Mill.); am dichtesten wohnen sie dort, wo sie als Vertreter der Geldwirtschaft in wirtschaftlich zurückgebliebenen Gebieten (wie in Osteuropa und seinen westlichen Randstaaten) besonders reichen Gewinn erhoffen. In den alten Kulturländern finden wir unter ihnen ebenso solche Leute, die streng an den Sitten der Väter festhalten, wie Stammesgenossen, die am liebsten in dem Wirtsvolk aufgehen möchten. Stark zersetzend wirken die, welche sich nur noch als „Europäer“ fühlen und nach Kräften bemüht sind, einer völlig unnationalen Weltanschauung den Boden zu bereiten.

RELIGIONEN

In diesem Zusammenhange möchten wir auch von den Religionen der europäischen Völker einige Worte sagen. In den religiösen Vorstellungen der Europäer scheint sich die freundliche Natur des heimischen Erdteils widerzuspiegeln. Wer weiß, ob nicht die furchtbarsten der griechischen Sagen, wie die Tantalussage, Erbgut waren, das von asiatischer Erde stammt?

Auf europäischer Erde vollzog sich die Entwicklung des Christentums, und selbst in seinen einzelnen Bekenntnissen mag sich die Natur der verschiedenen Teile dieser Erdfeste widerspiegeln. Oder vermeint jemand, wir könnten den sinnenfrohen Kult der Italiener an der friesischen Küste und den herben, nüchternen Protestantismus der Niedersachsen an dem schimmernden Golf Neapels heimisch machen? Der norwegische Fichtenwald, das schlichte Holzkirchlein mitten darin und das Bekenntnis der nordischen Waldbauern bilden ebenso eine untrennbare Einheit wie die gelbe Wüste, das schlanke Minarett und die Lehre des arabischen Händlers, die der Hodscha den lauschenden Schülern auseinandersetzt. Ob wir fehlgreifen, wenn wir den finsteren Geist der Unduldsamkeit, der auch hier Religionskriege über Religionskriege entfesselte, einerseits auf die heiße Leidenschaft-



Fritz Mielert, Dortmund

Torrente des Mittelmeergebietes: Der Neto in Kalabrien



Otto Haeckel, Berlin-Fried.

Strom im mitteleuropäischen Hochkulturland: Der Rhein bei Nierstein (Rheinpfalz)



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Gebirgsfluß im nordeuropäischen Waldland: Der Angermanälv in Norrland



Fritz Mielert, Dortmund

Kloster Walaamo am Ladogasee

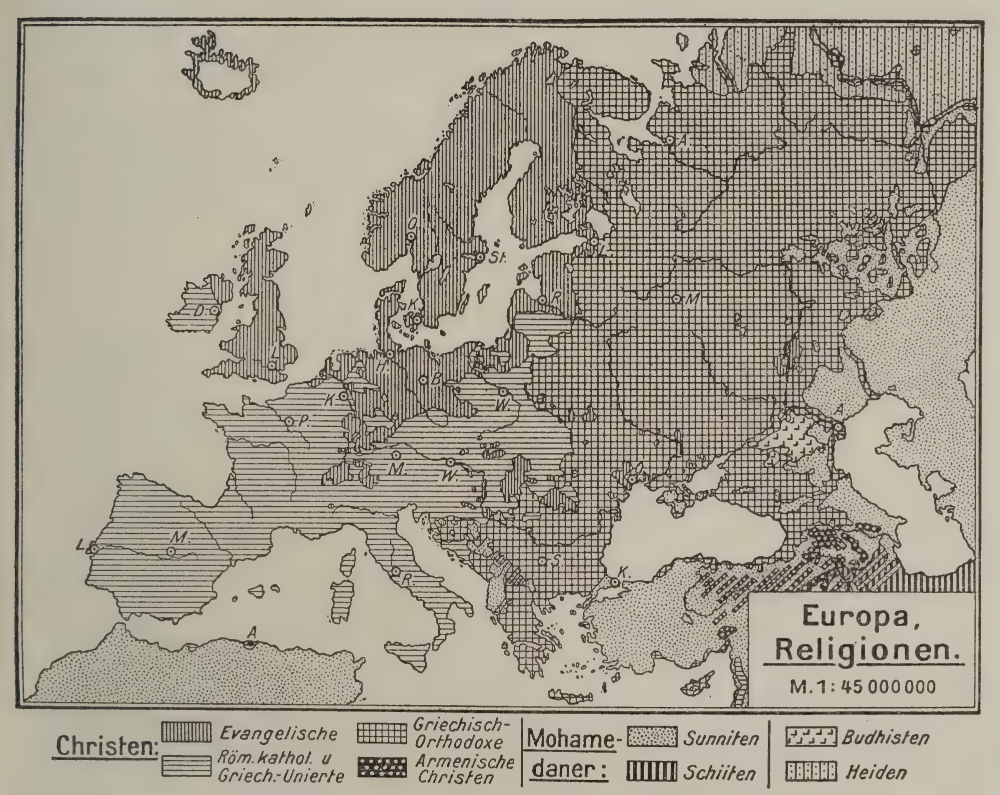


Fritz Mielert, Dortmund

Der Tollensesee in Mecklenburg

lichkeit des Mittelmeermenschen, andererseits auf den finsteren Nebelhimmel des ozeanischen Westens zurückführen? Hier die flammende Brunst des Inquisitors, dort der unerbittliche Ernst des Puritaners. Und mitteninne die gemütvolle Innigkeit deutschen Glaubenslebens: Madonna im Rosenhag!

Wie starr und schwer lastet dagegen der pedantische Geist des Byzantinertums auf den weiten Ebenen des Ostens, unwandelbar wie eine Natur, die in wenigen Formen dauert. Neben 43% Katholiken und 24% Protestanten bilden diese „Orthodoxen“ 28% der europäischen Bevölkerung.



Die Verbreitung der wichtigsten Konfessionen in Europa

Zu diesem waldgrünen Erdteil mochte die Lehre Mohammeds, die den weiten Horizont der Steppe und Wüste zu verlangen scheint, nur schlecht passen, ob auch maurische Baumeister in Granadas grünen Tälern köstliche Steingedichte schufen, bei denen niemand mehr an Mekkas sonnenverbrannte Tempel denkt. Nicht nur Karl Martels scharfes Schwert und Johann Sobieskis krummer Reitersäbel wehrten dem Drange des Islams; der Erdteil selbst scheint sich gegen eine Weltanschauung verteidigt zu haben, die mit seinem innersten Wesen unvereinbar war. Und ebenso konnte der Materialismus der neuesten Zeit erst in der entgötterten Steinwüste der Großstadt Anhänger werben, wo die freundliche Natur ihre Kinder nicht mehr mit kindlichen Schauern vor den gütigen Genien dieser mütterlichen Erde erfüllen konnte.

WIRTSCHAFT

Es versteht sich von selbst, daß ein so begünstigter Erdraum schon frühzeitig Schauplatz einer regen Wirtschaft wurde. Dennoch spielt sich die rege Verkehrswirtschaft der griechisch-römischen Zeit auf einem so engen Raume ab, daß wir sie kaum kurzerhand als europäische Wirtschaft bezeichnen dürfen, sondern viel besser tun, diese Dinge auf das Mittelmeer zu beziehen. Selbst zur Zeit seiner höchsten Macht war der Römer von geographischen, hauptsächlich wohl von klimatischen Bedingungen abhängiger, als wir zumeist meinen. Sollte es ein Zufall sein, daß die Nordgrenze des römischen Reiches sich zwar nicht im einzelnen, aber doch im großen ganzen mit dem Verlauf der Nullisotherme des kältesten Monats deckt?

Die gewaltsamen Umwälzungen der Völkerwanderungszeit vermochten die Verkehrswirtschaft zwar nicht mit Stumpf und Stiel auszurotten, führten aber doch den größten Teil Europas zur Naturalwirtschaft zurück. Erst die hohen Anforderungen, welche die Kreuzzüge auch in Fragen der Wirtschaft und des Verkehrs an die abendländische Menschheit stellten, verhalfen der Geldwirtschaft, zuerst in Oberitalien, zum vollen Sieg über veraltete Lebensformen. In Deutschland gehen das Aufkommen der Geldwirtschaft und das Erblühen städtischer Kultur Hand in Hand. Gerade die Geldwirtschaft gab dem deutschen Bürger jenes gewaltige Übergewicht über die noch in der Naturalwirtschaft verharrenden Länder des Nordens und Nordostens, auf dem die beispiellose Blüte der deutschen Hansa beruhte. Es lag aber in der Natur dieser Entwicklung selbst begründet, daß die Hansen den anfangs Bevormundeten allmählich zu höherer Kultur und größerer wirtschaftlicher Selbständigkeit verhalfen, so daß sie schließlich gezwungen wurden, die Mündel als gleichberechtigte Partner anzuerkennen.

Die gewaltigste Tat der durch die Kreuzzüge geschulten Tüchtigkeit des italienischen Seemanns war dann die Entdeckung einer neuen Welt im Westen. Erst durch diese Tat wurde Europa in den eigentlichen Welthandel und Weltverkehr einbezogen, doch traten die wirtschaftlichen Folgen der seemännischen Großtaten eigentlich erst sehr spät hervor. Fast Jahrhunderte hindurch beschränkte sich der Handel mit dem großen Neuland eigentlich nur auf die Einfuhr hochwertiger Metalle. Schiffe von dem Raumgehalt der ganzen spanischen Silberflotte laufen zu unserer Zeit in jedem unserer zahlreichen Großhäfen tagtäglich ein. Um von der Neuen Welt den rechten Nutzen zu haben, mußte man sie erst durch jahrhundertelange Arbeit dem alten Europa ähnlicher und immer ähnlicher machen, eine Aufgabe, der die kriegerischen Söhne der Pyrenäenhalbinsel nicht gewachsen waren. Dabei blieb das europäische Wirtschaftsleben eigentlich noch immer auf Kleineuropa beschränkt, zu dem der Osten und Nordosten in einem ähnlichen Verhältnis stand wie heute die überseeischen, Getreide und Rohstoff liefernden Kolonien.

So könnte denn ein Gelehrter, der die Geschichte der modernen Wirtschaft schreiben sollte, es wohl verantworten, wenn er erst mit dem Zeitalter begänne, in dem die Entdeckung der Dampfkraft, die Erfindung des mechanischen Webstuhls jene ehernen Sklaven fand, von denen schon Aristoteles geträumt hatte. Von nun an war der wirtschaftliche Aufschwung der Völker nicht nur von der Weltlage der Länder, der Arbeitsfreudigkeit und Geschicklichkeit ihrer Bewohner abhängig, sondern es handelte sich dabei auch in erster Linie um ihren natürlichen

Reichtum an Kohlen und Erzen. Erst in allerneuester Zeit entdeckte man dann andere Kraftquellen, wie die des bewegten Wassers, welche es auch kohlenarmen Ländern erleichterten, an dem gewerblichen Wettbewerb teilzunehmen. Jedoch schien es ein seltsames Zusammentreffen so zu wollen, daß jene Roh- und Hilfsstoffe vornehmlich solchen Ländern zu Gebote standen, die auch in anderer Hinsicht auffällig bevorzugt waren.

Bloße Bodenfruchtbarkeit gewöhnte man sich, im Verhältnis zu jener Schicksalsgunst, ziemlich gering einzuschätzen, bis die politische Entwicklung den Beweis dafür erbringen sollte, wie unsicher eine rein wirtschaftlich-technische Machtstellung sei, wenn sie nicht durch die Natur selber so wirksam verteidigt wird, wie das etwa bei dem Inselreich Großbritannien der Fall ist.

Diese geschichtliche Einleitung war notwendig, wenn wir die wirtschaftlichen Zustände des zeitgenössischen Europas verstehen wollen. Sie sind verschieden und wechselreich genug, da Klima und Bodenart schon die Landwirtschaft in mannigfachster Weise beeinflussen.

LANDWIRTSCHAFT

Die Tundra im Nordosten, die Wüstensteppe im Südosten verhindern beinahe jede Besitzergreifung durch den Menschen, so daß jene Gebiete auch in der Hinsicht ein durchaus uneuropäisches Gepräge tragen. Anders liegen die Dinge schon in der nordeuropäischen Waldregion, im Bereich des Fichten- und Birkenwaldes. Hier vermag der Landwirt schon als Viehzüchter auf seine Rechnung zu kommen, um so mehr, als er, je weiter wir nach Süden gehen, in immer steigendem Maße imstande ist, Gerste und Hafer und schließlich sogar etwas Roggen anzubauen. Da auch die Kartoffel und einige Rübenarten in diesem Klima bereits gedeihen können, ist dort sogar schon für einige Mannigfaltigkeit der pflanzlichen Nahrung wohl gesorgt.

Und doch empfindet der Mitteleuropäer nur zu gut, wie ärmlich diese Gebiete sind. Die Bevölkerung bleibt fast überall unter 25 Menschen auf dem Quadratkilometer zurück; in der Regel sind es weniger als 10. Die Siedelungen haben etwas Oasenhaftes und verschwinden in der Waldwüste wie die Gärten der Mittelmeerländer in Macchie und Steppe; finden wir irgendwo ansehnliche Orte, so müssen wir die zu Landräumen in Beziehung setzen, die fünf Grad weiter südlich mehrere Großstädte beherbergen. Und doch sind auch diese Gebiete heute in die Weltwirtschaft hineinbezogen; einmal um der Erzeugnisse der Viehzucht willen und zweitens wegen ihres Holzreichtums, auf den unser papier- und zeitungsfrohes Jahrhundert (Zellulose) in immer steigendem Maße angewiesen ist.

Gehen wir in Osteuropa in dem gewaltigen Baummeer, das die Feste von der Ostsee bis zum Ural und weit, weit darüber hinaus in seinen schwarzblauen Mantel gehüllt hat, weiter nach Süden, so werden die Lichtungen größer und größer, blaue Flachsfelder täuschen uns weite Seen vor, Spatzenflüge rauschen aus dem reifenden Hanf empor, und der Roggen wogt im Sommerwinde. Die Bevölkerungsdichte erreicht allmählich 50 Menschen auf dem Quadratkilometer, und in besonders günstigen Lagen wohl noch mehr. An die Stelle der Flecken und Kleinstädte tritt die Mittel- und Großstadt, und der Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen wird immer lebhafter.

Dennoch vermögen wir uns auch hier noch keine rechte Vorstellung davon zu machen, wie reich die Schwarzerde des Südens den Landmann lohnen kann, wenn einmal viele günstige Umstände zusammenwirken. Denn dessen bedarf es in den südrussischen Steppengebieten, wo der Mensch sich vielfach darauf beschränkt, den Segen der Mutter Erde zu erwarten, ohne selber sein Möglichstes zu tun, ihrer Schöpferkraft durch künstliches Düngen, Wasserzufuhr und anderes mehr zu Hilfe zu kommen. Heute sind diese Gebiete schon viel zu lange unter dem Pfluge, als daß es erlaubt wäre, auch künftighin bei ihnen von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit einer jungfräulichen Erde zu schwärmen. Auch in Mittel- und Westeuropa empfindet es der Landmann immer wieder, daß auch der Fleißigste und Umsichtigste auf den Segen des Himmels angewiesen ist; hier in Südrußland aber wird die Landwirtschaft fast zu einem Glücksspiel, wechselt Fülle mit Hungersnot. Aber es wäre ungerecht, wollte der russische Landwirt dafür nur den Himmel verantwortlich machen; trägt er doch selbst einen großen, vielleicht sogar den größeren Teil der Schuld an diesen Zuständen, die kindisches Gehenlassen niemals planvoll zu meistern suchte.

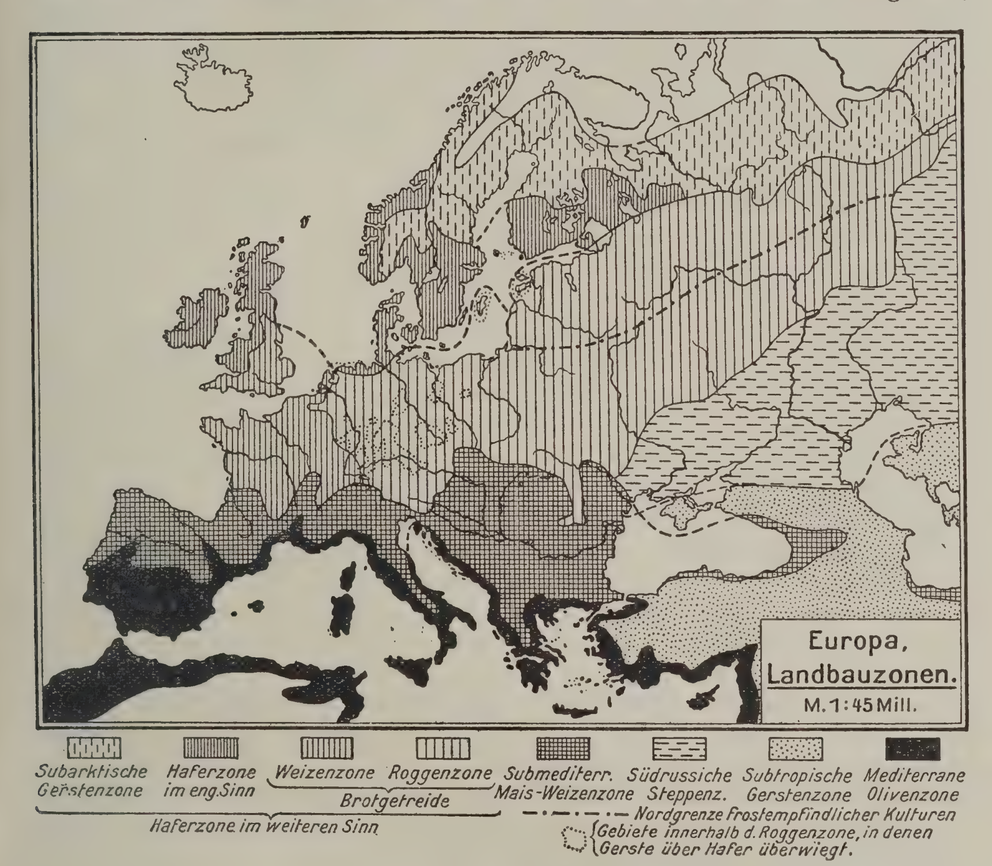
Demzufolge können die Länder des Ostens heute nur noch sehr bedingungsweise als Überschußländer gelten. Selbst dann, wenn das zaristische Rußland gewaltige Getreidemengen ausführte, wurde die Möglichkeit dazu oft genug mit beispiellosen Entbehrungen des armen Landvolks erkauft. Auch geht es nicht an, hier mit Ernteerträgen zu rechnen, wie sie dem dänischen, dem deutschen Landwirt geläufig sind. Wenn wir die halben Werte einsetzen, werden wir in der Regel zu — hoch greifen.

Die Bemühungen des deutschen Landwirts, seine Ernten so zu steigern, daß er unter allen Umständen imstande sei, die wachsende Einwohnerzahl seines Vaterlandes zu ernähren, sind nicht ohne Erfolg geblieben, wenn das Ziel auch noch nicht erreicht sein dürfte. Als Beispiel wollen wir nur anführen, daß das kleine Westpreußen in dem letzten Menschenalter schließlich dieselben, ja noch größere Getreidemengen zur Ausfuhr bereitstellte als vordem das soviel geräumigere Polen, das sich inzwischen aus einem Überschußgebiet in ein Einfuhrgebiet verwandelt hatte.

Mancher Laie hat sich gewöhnt, mit dem Ertrag des Bodens wie mit einem einmal gegebenen Werte zu rechnen. Wie wenig das seit dem Wirken eines Liebig und Thaer berechtigt ist, lehrt uns gerade die Geschichte der neueren Landwirtschaft, so ungern wir es auch sehen mögen, daß durch Vereinfachen des Betriebes, Einsetzen von Maschinenkräften immer mehr Menschen von der mütterlichen Erde losgelöst und in die Steinöde der Goßstädte getrieben werden.

Auch in Deutschland überwiegt noch der Anbau des Roggens und der Kartoffel, geradeso wie in Rußland, doch treten hier schon eine lange Reihe anderer Nutzpflanzen hinzu, die weiter nach Osten zu höchstens in südlicheren Breiten reiche Erträge liefern, wie der Weizen und die Zuckerrübe. In besonders günstigen Südlagen reift schon der Mais, und gerade in Mitteleuropa ist der Wein kühn genug, bis in die Breite von Berlin vorzudringen. Bei richtiger Auswahl der Sorten lieferte er noch an den Elbufern (Meißener Frühburgunder) einen begehrenswerten Trunk. In den Hochtälern der Alpen erinnert uns die Landwirtschaft vielfach an nördlichere Gebiete, während zu dem sommerwarmen Ungarn, dessen Pußten größtenteils in Mustergüter verwandelt worden sind, trotz alledem der Ostwind Grüße des nahen Orients zu tragen scheint.

Die Landwirtschaft des atlantischen Westeuropas ist in den einzelnen Teilen der Gebiete je nach dem Klima recht verschieden. An der Westküste Skandinaviens finden wir Ackerbau bis in beispiellos hohe Breiten hinauf, wenn er sich auch nicht gleichmäßig auf breiten Flächen dehnen kann, sondern auf besonders günstige Lagen beschränken muß; erreicht doch die Ackerfläche Norwegens kaum die Größe des Freistaats Danzig. Gar nicht allzufern vom Nordkap finden wir aber doch noch Kartoffeläcker und Haferfelder. Daß Mißernten hier häufig sind,



(Nach Troll, Geogr. Zeitschrift 1925, S. 269)

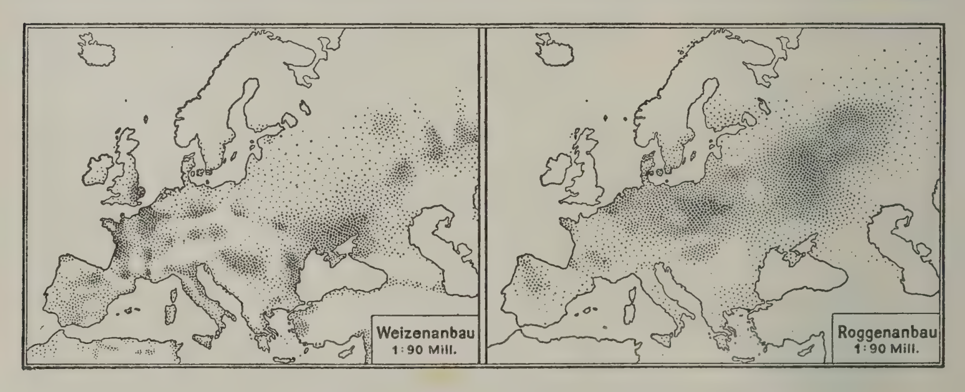
versteht sich von selber. Ihr Schaden ist um so größer, weil Saatgut, das aus südlichen Breiten stammt, im hohen Norden kaum verwandt werden kann.

Im allgemeinen ist man überall dort, wo das Seeklima eine ungebrochene Herrschaft führt, vom Körnerbau allmählich mehr und mehr zur Viehzucht übergegangen. Schließlich geschah das in viel höherem Maße, als es um des Klimas willen nötig gewesen wäre, denn namentlich in dichtbesiedelten, städtereichen Gegenden merkte der Landmann bald, daß er dabei vorzüglich auf seine Rechnung kam. In großen Teilen Englands hatte auch die gesellschaftliche Umformung des Volkskörpers wichtige Folgen für den Betrieb der Landwirtschaft. Der ungeheure Reichtum weniger Adelsfamilien ermöglichte es ihnen, weite Landstrecken in grüne Parkanlagen zu verwandeln, die den Reichtum ihrer Besitzer bezeugen

und doch als Weideland noch erheblichen Nutzungswert besitzen. Aber mag England solchem Gelände auch einen großen Teil seiner landschaftlichen Schönheit verdanken, der Germane und der Pflug gehören nun einmal zusammen, und nicht ohne Wehmut gedenkt der Brite der goldenen Zeit, da der Boden seiner Heimat noch jenen jovialen Freisassen gehörte, die uns ein Dickens in so manchem köstlichen Nachfahr (Wardle in den Pickwickiern z. B.) gezeichnet hat.

Verfehlt wäre es auch, den Rückgang der irischen Landwirtschaft allein dem Klima zur Last zu legen. Selbst in dem glücklichen Sizilien hat ja eine ähnliche Landverteilung auch ähnliche Folgen gezeitigt; wer einem Volke das Recht an dem ererbten Boden nimmt und seine Bauern zu Kleinpächtern herabdrückt, deren Stellung mit dem Wort Sklave besser bezeichnet würde, darf sich nicht wundern, wenn seine Dörfer zu Wüsteneien werden und auf den verkommenen Äckern das aufgestaute Regenwasser plätschert.

Auch in Frankreich finden wir noch Gebiete, wo sich das Seeklima in kulturfeind-



Die Hauptgebiete des Weizen- und Roggenbaues in Europa
Weizenbau Roggenbau

licher Weise geltend macht. Doch in der Regel handelt es sich dabei nur um schmale Küstenstreifen, reicht ja der Weinbau noch über die Südgrenze der Bretagne hinaus.

Aber selbst in den Strichen Frankreichs, wo wir durch die natürlichen Bedingungen an unsere Heimat erinnert werden, treibt es der Landwirt doch anders als bei uns. Immer wieder haben wir die Empfindung, daß der Garten ihm lieber sei als die Ackerflur; Weinbau und Gemüsekultur liegen ihm mehr als die Feldbestellung, und die stattlichen Maisstauden erfreuen ihn mehr als die silbrige Flut des wogenden Korns. Dabei gibt es in diesem glücklichen Lande doch auch Gaue genug, die ihren Bewohnern eine ganz bestimmte Wirtschaftsform vorschreiben; wieviel Deutsche wissen es wohl, daß mancher hochgeschätzte Edelkäse (Roquefort) aus Schafmilch gewonnen wird?

Auch in Mitteleuropa haben wir gesegnete Weingaue, und doch liefern sie alle zusammengenommen kaum den zehnten Teil der französischen Weinernte; dagegen müssen wir unsere Vorstellung von dem Weizenbau des westlichen Nachbarlandes sehr berichtigen, wenn wir hören, daß in diesem Lande des Weißbrotes doch nur doppelt soviel Weizen geerntet wird als im Deutschen Reich, und daß Rußland, das Hauptroggenland der ganzen Erde, vor dem Weltkrieg sozusagen im Nebenamt noch doppelt soviel Weizen wie Frankreich zu gewinnen pflegte.

Einem ganz anderen Wirtschaftsgebiet gehört dann schon das Becken der unteren Rhone an. Wandern wir hier zwischen den Reihen lichtgrüner Maulbeerbäumchen, sehen wir die heiße Sommerluft über den silbergrauen Kronen der Oliven zittern, glühen uns aus dem dunklen Laube der Orangen die goldenen Früchte entgegen, so wissen wir, daß wir zu jener wärmeren Welt gekommen sind, welche die Kindheit der europäischen Menschheit gesehen hat.

Übereilt wäre es, behaupten zu wollen, wir hätten hier das Gebiet fleißigster Bodennutzung erreicht, das wir in Europas Grenzen finden, denn neben paradiesischen Gärten dehnen sich unabsehbare Halden, über die nur der Schafe grauvliesige Herden ziehn. Damit verträgt es sich sehr wohl, daß wir hier Gaue finden, in denen jeder Geviertmeter mit beispiellosem Fleiße bestellt wird. Schon im Schwemmlandgebiet der mitteleuropäischen Ströme, wie etwa im Weichsel-Nogat-Delta, staunen wir wohl über die Sorgfalt der Bodenbestellung, aber dort haben wir doch immer noch das Gefühl, daß der Mensch mit größeren Räumen rechnet, während dem Gartenbauer der südeuropäischen Halbinseln jeder tischplattengroße Erdfleck wichtig genug erscheint, besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden.

Auch dem Mittelmeergebiet fehlt das Kornfeld nicht, doch wundern wir uns in der Regel weniger über sein Vorhandensein, als über seine geringe Größe; das Maisfeld und selbst die künstlich in Sümpfe verwandelten Reispflanzungen fügen sich viel besser in das Landschaftsbild hinein.

Am meisten scheinen jene Örtlichkeiten der Eigenart dieses Gebietes zu entsprechen, wo der Mensch bei emsiger Terrassenkultur an sonnigen Hängen gleichzeitig eine ganze Anzahl von Nutzpflanzen auf demselben Raume seiner Sorgfalt würdigt, wo unter stattlichen Obstbäumen Bohnen keimen und saftige Salatstauden den trockenen Gaumen des Wanderers reizen.

Ruhen wir hoch über dem blauen Meer unter grauen Oliven, in deren Gezweig die Fischer endlose Schnüre mit silbrigen Fischlein geworfen haben, um sie von der Sonne dörren zu lassen, leuchten uns neben dem Weinlaub, das über die Gartenmauer herabfällt, die kupferigen Blätter der Brombeere entgegen, aus deren Rankenpolster die schlanken Wildlinge der Mandel, vielleicht sogar der hohe Blütenstiel einer Agave emporstreben; beobachten wir auf den saftstrotzenden Trugblättern des Feigenkaktus das Spiel flinker Eidechsen, während unter uns das schwarzgrüne Dickicht des Orangenhains in der Sonne flimmert: dann wissen wir, auch wir sind dort zu Gast, wo mancher deutsche Dichter seiner Sehnsucht Altäre baute.

Auch in Mitteleuropa fanden wir bereits Bauerngaue, die rund 100 Einwohnern und noch mehr auf dem Quadratkilometer Obdach boten, ob auch kein Fabrikschlot über die reichen Fluren hinwegschaute, hier im Mittelmeergebiet vermag das Gartenland stellenweise mehr als die doppelte Zahl zu ernähren, so daß wir Werte finden, wie sie uns sonst nur in Industriegebieten begegnen.

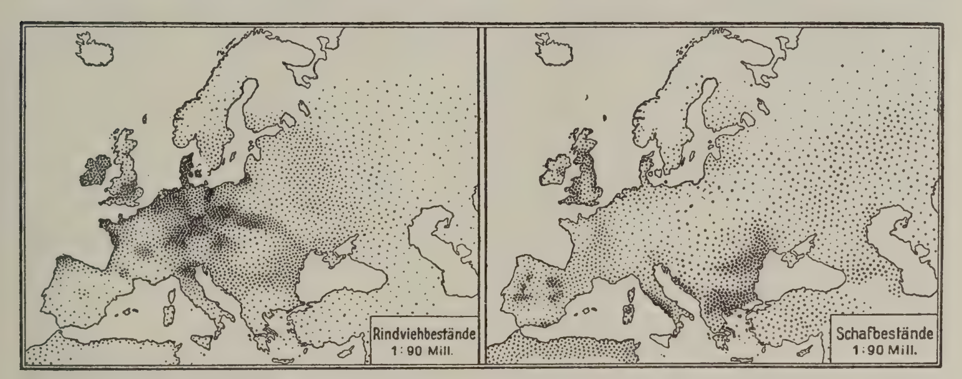
Dabei dürfen wir allerdings nicht vergessen, daß manche Industrien, wie die Seidenspinnerei, die Herstellung des Makkaroni u. a. m., mit der mittelmeerischen Landwirtschaft eng und ursächlich verbunden sind. Aber dennoch handelt es sich dabei nur selten um Großbetriebe, wie sie im Nordwesten des Erdteils vorherrschen. Mögen wir auch überall, wo das frischgrüne Laub der Maulbeerbäume in der Frühlingssonne leuchtet, die kasernenartigen Gebäude der Seidenfabriken finden, die Werte, die dort geschaffen werden, lassen sich mit dem Umsatz der

englischen und deutschen Textilindustrie doch nicht vergleichen, so daß wir trotz alledem den unvergleichlichen Einfluß mittelmeerischer Bodenkultur auf die Vermehrung der Siedler gebührend betonen müssen.
Und doch wohnt im Mittelmeergebiet, wie wir schon betont haben, oft genug dicht neben der Fülle die Armut. Vergeblich suchen wir nach saftigen Wiesengründen, die dem schleppfußigen Rind saftige Weide bieten könnten; dafür treibt der Ziegenhirt Morgen für Morgen seine hurtige Herde in die Großstadt, um der Kundschaft die duftige Milch frisch von dem Euter ins Geschirr zu füllen. Je anspruchsloser ein Nutztier ist, desto willkommener dünkt es dem Mittelmeermenschen, deshalb muß sich das mutige Roß von dem oft recht kümmerlichen Esel vertreten lassen, führt das Maultiergespann die ratternde Postkutsche über die sonnverbrannten Steppen der Iberischen Halbinsel.
Sollten wir hier eine genaue Darstellung der Kulturen geben, die uns im Mittelmeergebiet begegnen, so würde unsere Schilderung sobald kein Ende nehmen. Von den Rosenfeldern des bulgarischen Kazanlyk müßten wir zu den Tabakspflanzungen Mazedoniens wandern, in Sizilien den Segen der Blutorangen bergen und in Murcias Palmenhainen zuschauen, wie sehnige Enkel der Mori an himmelhohen Dattelpalmen emporklimmen, um die zuckerigen Früchte einzuheimsen. Doch würde diese Fülle der Gesichte nur verwirrend wirken; darum mag ein jedes an seiner Statt bei der Schilderung der einzelnen Länder zu rechter Geltung kommen.

VIEHZUCHT

Neben der Bodennutzung spielt in Europa auch die Viehzucht eine sehr große Rolle; wenn uns die Viehhaltung überseeischer Länder soviel größer erscheint, liegt das doch nur daran, daß sie viel dünner bevölkert sind als etwa England oder Deutschland, und deshalb auch ein geringerer Viehstapel gewaltige Fleischmengen zur Ausfuhr liefert. An und für sich hat Argentinien nicht viel mehr Rinder als das Deutsche Reich, ernährt das winzige Dänemark deren fast ebensoviel als das weit größere Neuseeland, und auch die Riesenzahl, mit der Indien aufzuwarten vermag (136,5 Mill.), kann uns nur solange blenden, als wir sie nicht auf die Einwohnerzahl des Landes beziehen. Wenn wir das tun, sehen wir, daß manche europäischen Länder die große britische Kolonie weit übertreffen. Dabei stellen wir fest, daß die europäischen Steppen- und Heideländer durchaus nicht den größten Viehstapel besitzen; auch die 37 Mill. Rinder, die Rußland im Jahre 1916 besessen haben soll, hätten wir größtenteils im Waldland suchen müssen.
Das Überwiegen der Schweinezucht im Norden (Rußland 1916: 16 Mill., Deutschland 1925: 16,8 Mill.) hat wohl hauptsächlich klimatische Gründe; im Süden besteht nach so fetter Kost kein sonderliches Verlangen. Daher überwiegt dort, entsprechend dem Pflanzenkleid der Erde, die Ziegen- und Schafzucht, obgleich Deutschland mehr Ziegen ernährt als das rinderarme Italien (Italien 1918: 3,1 Mill. Ziegen; Deutschland 1925: 4,3 Mill.). An Schafen besaß es allerdings doppelt soviel (Italien 1918: 11,8 Mill.; Deutschland 1925: 5,7 Mill.), und in Spanien betrug deren Zahl gar 19,3 Mill. Daß Großbritannien und Irland gar 24,2 Mill. aufwies, erklärt sich aus der gewaltigen Ausdehnung, die gerade dort ärmliche Bergweiden und solche Flächen besitzen, die einer besseren Nutzung nicht zugänglich sind.

Die meisten Pferde finden wir in den industriereichsten Gebieten und in jenen großräumigen Ländern, wo der Kraftwagen noch ein seltener Gast ist. Hier wäre Rußland mit 23 Mill. (1916), dort Deutschland mit 3,7 Mill. (1921) zu nennen. Die Mittelmeerländer haben vielfach in Eseln und Maultieren einen anspruchslosen, wenn auch wenig leistungsfähigen Ersatz für das edlere Roß gefunden. Daß diese



Die Verbreitung der Rindvieh- und Schafbestände in Europa
Rindviehbestände **Schafbestände**

Einhufer in germanischen Ländern so selten bleiben, liegt sicherlich auch in einer gewissen Abneigung des Germanen gegen die Langohren begründet, die ein deutscher und englischer Kutscher nur ungern betreuen möchten. Das Verbreitungsgebiet des Renntiers ist vor allem die Tundra und das Fjeld des Nordens. So sehr es auch den Geographen anzieht, ist seine volkswirtschaftliche Bedeutung doch vergleichsweise recht gering.

FISCHEREI UND JAGD

Neben den zahmen Nutztieren werden auch die Geschöpfe der freien Natur wirtschaftlich auf die mannigfaltigste Weise verwendet. An den Westküsten des Erdteils und im Mittelmeer spielt die Fischerei eine sehr große Rolle. Ihr Ertrag wird auf 350 Mill. Mark im Jahr berechnet, vermutlich nicht viel mehr, als die japanische Fischerei für sich allein einbringen dürfte, wenn wir den Angaben glauben können, daß 3 Mill. Japaner diesem Gewerbe obliegen.

Die Erträge der Jagd werden dahinter wesentlich zurückbleiben, obgleich sie für Deutschland allein auf 30 Mill. Mark errechnet wurden. Das Pelzwerk spielt dabei wohl eine größere Rolle als der Fleischertrag, liefert doch selbst das dichtbevölkerte Deutschland im Jahr noch rund 50 000 Baummarderfelle, d. h. eines auf 10 Quadratkilometer. Dies sind Zahlen, die dem Nichtfachmann recht überraschend und beinahe unglaublich klingen.

BERGBAU

Wie ungeheuer der Wandel ist, der sich innerhalb der letzten zwei Jahrhunderte im europäischen Wirtschaftsleben vollzogen hat, wird dem Geographen so recht klar, wenn er sich vergegenwärtigt, daß sein Vorfahr, an diesem Punkte der Arbeit angelangt, sich damals dem Ziele schon recht nahe wußte, während heute

die Arbeit des Landmanns hinter der des Gewerbetreibenden immer mehr und mehr zurücktritt und der Wohlstand der Völker mehr in den Tiefen des Bergwerks und vor dem lohenden Rachen des Schmelzofens als auf Sturzacker und Trift erworben wird.

Neben dem ungeheuren Wert der Kohlen, des Eisens, der Kalisalze tritt heute die Bedeutung jener Metalle, in denen frühere Zeiten den Inbegriff des Reichtums erblickten, für Europa ganz zurück. Das spanische Quecksilber ist heute wertvoller als alles in Europa geworbene Edelmetall, dessen Mengen neben den in Übersee gewonnenen kaum in Betracht kommen, macht doch selbst die an und für sich ziemlich bedeutende Kupferausbeute Europas nur etwa 6% der Welterzeugung aus. Etwas günstiger für unseren Erdteil liegt das Verhältnis bei Blei und vor allen Dingen bei Zink, wo 1913 Deutschland und Belgien zusammen fast ein Drittel der ganzen Menge lieferten. Aber gerade hier ist die Welterzeugung dann sehr stark zurückgegangen. Höchstens bei der Erdölgewinnung kommt die ungeheure Überlegenheit der Vereinigten Staaten von Amerika noch so stark zum Ausdruck wie gerade auf dem Gebiet der Metallförderung.

Viel günstiger schneiden wir dagegen ab, wenn wir die Kohlenvorräte und Eisenerzlager der Erde vergleichend mustern. Die nackten Zahlen für die Kohlenverteilung (Amerika 68,4%, Asien 17,6%, Europa 16,8%, Ozeanien 2,4%, Afrika 0,8%) liegen für uns ja auch nicht besonders günstig, doch müssen wir dabei bedenken, daß mehr als die Hälfte des amerikanischen Kohlenvorrats aus Braunkohle besteht, während deren Anteil an der Gesamtmenge in Europa recht gering ist. Der Wert der europäischen Eisenerzlager (etwa ein Drittel der Gesamtmenge) wird dagegen dadurch sehr gesteigert, daß sie in der Regel dicht neben ergiebigen Kohlengruben erschlossen wurden, was namentlich für die ungeheuren Erzlager Südamerikas durchaus nicht zutrifft.

Außerdem müssen wir noch besonders hervorheben, daß die Lage dieser Schätze Europas zu den großen Straßen des Welthandels ganz ausgezeichnet ist. Schlagen wir wieder um Köln jenen Kreis mit einem Halbmesser von 1000 km, der die Welt europäischer Vollkultur begrenzen soll, so kommen fast alle Kohlengebiete, fast alle wichtigen Erzlager des Erdteils darin zu liegen.

INDUSTRIE

Dabei sehen wir auch, daß die wichtigsten Industrieländer des Erdteils sich rings um die verkehrsreiche Nordsee lagern, daß der allergrößte Teil europäischen Gewerbefleißes in England, Deutschland, Nordwestfrankreich und Belgien vereinigt ist.

Hier nahm das Wirtschaftsleben eine vollkommen neue Form an; der allergrößte Teil der Bevölkerung zog in die städtischen Siedelungen, deren Zahl so rasch anwuchs, daß schließlich ganze Gaue sich in eine einzige Großstadt zu verwandeln schienen und auf weiten Räumen kaum noch 10% der Bevölkerung in landwirtschaftlichen Betrieben tätig waren. Denn es versteht sich von selbst, daß auch die Textilindustrie dorthin strebte, wo die Hilfsstoffe lagerten und die großen Häfen des Weltverkehrs für die Zufuhr fremdländischer Rohstoffe, wie vor allem der Wolle und Baumwolle, sorgen konnten.

Da die meisten Volkswirtschaftler in enger Beziehung zu dem gewerblichen Leben standen, ist es erklärlich, daß sie dessen raschen Aufschwung mit großer Freude

verfolgten und in der Zunahme der erzeugten Werte zuerst einen unzweideutigen Vorteil erblickten. Dabei mußten es sich dann vorwiegend landwirtschaftlich genutzte Gegenden wohl gefallen lassen, als rückständig bezeichnet zu werden. Erst allmählich begriff man die Schattenseiten der einseitigen Entwicklung und sagte sich, es sei doch eigentlich kein erfreulicher Zustand, wenn z. B. Belgien an Lebensmitteln die anderthalbfache Menge der eigenen Erzeugung einführen mußte. Besonders unerquicklich erschien der Wandel der Dinge, wenn die Fabrikarbeiter auch in geistiger Hinsicht verkümmerten, wie das gerade für Belgien zutrifft, und auf weiten Räumen Zustände eintraten, wie sie Zolas unerbittliche Wahrheitsliebe im „Germinal" so ergreifend geschildert hat.



Die Verbreitung wichtiger Kraftquellen (Kohlenlager, Wasserkräfte) in Europa

Auch urteilsfähige Männer in unserem Vaterlande verfolgten den Aufschwung der deutschen Industrie mit unverhohlener Freude und stellten bei jedem Jahresabschluß frohlockend fest, daß der Abstand, der uns von England trennte, wieder kleiner geworden sei und wir daher ihrer Ansicht nach auf dem besten Wege wären, ein zweites England zu werden. Sie vergaßen aber dabei, daß die Industrie in Großbritannien mit ganz anderen politischen Bedingungen zu rechnen hatte wie in einem Lande, das sich nicht nur nicht des Vorteils insularer Lage erfreute, sondern ganz im Gegenteil von Feinden umringt war, die nur darauf lauerten, es in die Knie zu zwingen.

Außerdem schätzten sie auch den Umstand nicht genügend ein, daß die durch die Industrie verdienten Riesensummen kein rechtes Glück und keine Zufriedenheit ins Land brachten, sondern im Gegenteil sehr viel Unzufriedenheit und Klassenhaß schürten, in einem solchen Grade, daß die Bevölkerung in Stände

auseinanderfiel, die durch bitteren Klassenhaß geschieden waren. Daß diese Mißstände in solchen Ländern besonders gefährlich werden müßten, wo, wie bei uns in Deutschland, das nationale Gefühl, das völkische Selbstbewußtsein an und für sich schwach entwickelt waren, versteht sich von selbst.

Da wird es denn begreiflich, daß die Lobredner der Industrie von Leuten ersetzt wurden, die im Gegensatz zu ihnen an dieser wirtschaftlichen Entwicklung kein gutes Haar ließen und den Bahnbrechern des technischen Zeitalters als Todfeinden der Menschheit fluchten. Sie übertrieben genau so wie ihre Gegner, und wäre es nur aus dem Grunde, weil sie die innere Notwendigkeit dieser Entwicklung, die nicht mehr beseitigt werden kann, nicht klar genug erkannten.

Auch wir sehen nicht rosig genug, um in den schlimmen Folgen der Großindustrie, durch die viele Millionen Menschen naturfremd und heimatslos geworden sind, nur die Kinderkrankheiten eines neuen Zeitalters zu erblicken, sagen uns aber, daß wir mit diesen Dingen als mit etwas Gegebenem rechnen müssen. Damit wächst auch unsere Zuversicht, daß die menschlichen Dinge, stofflich und seelisch, auch in den Industrieländern allmählich eine gewisse Gleichgewichtslage finden werden, und daß man Mittel entdecken wird, die auch dem wirtschaftlich Schwachen seine Lebensfreude zurückgibt. Gerade hier wird der Mensch Gelegenheit haben, den Beweis zu erbringen, daß letzten Endes doch nicht nur Hunger und Liebe die Welt regieren, sondern Gemeinsinn und sittliche Zielsetzung diese tierischen Triebe bändigen können.

Oft genug machen wir die Erfahrung, daß es als ganz selbstverständlich angesehen wird, die allgemeine Volksbildung nehme in demselben Maße zu wie die Industrialisierung eines Landes. Das ist ein Irrtum, der scharf bekämpft werden muß. Beispielsweise hat Belgien mehr Analphabeten als Estland, und Mittelengland mehr als Island oder Norwegen. Dazu kommt noch, daß viele Menschenkinder, die in der Großstadtschule notdürftig lesen und schreiben gelernt haben, an harmonischer Ausbildung ihrer Geisteskräfte hinter gleichaltrigen Landkindern zumeist weit zurückstehen werden. Außerdem ist in den Hauptländern der Großindustrie eine ganz neue Abart der Stadt aufgekommen, Siedelungen, deren geistige Spannungen im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl auffällig gering sind, so daß sie in der Hinsicht mit gleichgroßen Siedelungen früherer Zeiten keinen Vergleich aushalten. Mustert man von diesem Gesichtspunkte aus die Städtehaufen Mittelenglands und des rheinisch-westfälischen Industriegebiets, so wird manche Siedelung von mehr als 100 000 Einwohnern als zu leicht befunden werden, und dort, wo Industrieräume inselgleich in agrarischen Gebieten entstehen (etwa in Mittelrußland und Westpolen), pflegt es in der Hinsicht noch übler zu stehen.

Der verhältnismäßige Anteil der europäischen Staaten an den Bodenschätzen des Erdteils ist durch den Weltkrieg stark verändert worden, und zwar auf Kosten unseres vergewaltigten Vaterlandes. Erst durch den Weltkrieg ist Frankreich in die Reihe der erzreichen Länder eingetreten. Dank den lothringischen Gruben besitzt es nunmehr 16,3% des Weltvorrats an Eisenerzen, während Deutschland nur 2,29% (selbst Kuba 9,67%!) sein eigen nennt. In Oberschlesien fielen dagegen gewaltige Kohlenschätze und überreiche Lager von Zinkerzen an das rückständige Polen, bei dem diese Reichtümer vorläufig noch übel aufgehoben sind.

VERKEHR

Daß die Verkehrsverhältnisse Europas sich rasch und vorteilhaft entwickeln würden, ließ sich schon nach der Bodengestalt des Erdteils erwarten, dessen höchstes Gebirge den Erbauern der Eisenbahn keinerlei unüberwindliche Schwierigkeiten bot. Daß in anderen Fällen, wie z. B. bei den Pyrenäen, solche Bahnlinien fehlen, liegt letzten Endes nicht an technischem Unvermögen, sondern an mangelndem Bedürfnis. Studieren wir heute eine Eisenbahnkarte Europas, so wundern wir uns öfter über die Fülle als über den Mangel an Verkehrslinien. Zumeist werden die Küsten der Länder — vergleiche Italien — auch dort von



Die Hauptverkehrswege (Eisenbahnen und Wasserstraßen) und Haupthäfen Europas

den blitzenden Schienen begleitet, wo unter dürftigen Verhältnissen — das trifft noch für manche Gegenden der Iberischen Halbinsel zu — auch die Schiffahrt den wirtschaftlichen Aufgaben gerecht werden könnte, und erst in Rußland pflegen die großen Ströme den Verkehr in ihrer Stromrichtung allein zu bewältigen; der Rhein, die Elbe und die untere Weichsel werden zumeist beidseitig von Eisenbahnlinien begleitet.

Am dichtesten drängen sich naturgemäß die Eisenbahnlinien in den Hauptgebieten der Industrie zusammen. Dort wird ihr Netz stellenweise so dicht, daß es auf weiten Räumen kaum möglich ist, sich auch nur ein paar Kilometer von der Eisenbahn zu entfernen. Und dabei ist die Arbeitsleistung solcher Strecken ungeheuerlich groß, wenn wir sie mit manchem Schienenweg der großräumigen Länder des Nordens und Ostens vergleichen, der entlegene Öden dem Verkehr

erschließen soll. Wie gegensätzlich verhalten sich in der Hinsicht nicht die Eisenbahnen des Ruhrkohlengebietes und die nordrussische Eisenbahn, die Petersburg mit Archangelsk verbindet. Jede Eisenbahnlinie hat einen größeren oder kleineren Persönlichkeitswert, wenn auch der Unterschied nicht immer so stark zu sein braucht wie der zwischen der Strecke Hamburg—Berlin auf der einen und der skandinavischen Nordbahn auf der anderen Seite.
Bei solchen Betrachtungen kommen wir bald zu der Erkenntnis, daß der Volkswirt nicht einfach die Kilometerlänge der Schienen messen darf, sondern die Leistungen der einzelnen Strecken richtig einschätzen muß. Dabei wird er finden, daß die Betriebsstärke der deutschen Bahnen die der schwedischen etwa um das Vierfache übertrifft und daß in der Schweiz der Personenverkehr im Verhältnis zur Güterbeförderung eine ganz andere Rolle spielt als etwa in Großbritannien. Im allgemeinen scheint es jedoch europäische Eigenart zu sein, daß Personen- und Güterverkehr sich so ziemlich die Wage halten, läßt sich doch kaum ein Land ausfindig machen, dessen Eisenbahnstatistik doppelt soviel Gütertonnenkilometer als Personenkilometer aufweist, während in Amerika diese Zahlen sich wie 8 : 1, ja wie 10 : 1 verhalten können.
Über den Eisenbahnen haben wir heute die Landstraßen fast vergessen, und manche naive Seele mag ein dichtes Netz trefflicher Chausseen für einen selbstverständlichen Besitz der Länder halten. Das wäre allerdings ein schlimmer Aberglauben; auch die deutschen Landstraßen sind in der Regel nicht viel älter als 100 Jahre, und der Ausbau dieser Kunstwege bedeutete in der Verkehrsgeschichte eigentlich einen ebenso großen Fortschritt wie die Anlage der Eisenbahnen. Wie wichtig diese Kunststraßen sind, kommt uns heute, im Zeitalter der Kraftwagen, wieder mehr zum Bewußtsein als zur Zeit unserer Väter, da die Eisenbahn das alleinherrschende Verkehrsmittel war. Allerdings ist gerade bezüglich der Selbstfahrer Europa noch immer recht rückständig, denn während in den Vereinigten Staaten von Amerika ein Automobil auf 10 Einwohner kommt, begnügen sich in Belgien 228 mit einem einzigen Kraftwagen, und selbst in Großbritannien, wo die Dinge in der Hinsicht sehr günstig liegen, steht durchschnittlich erst 90 Menschen ein Selbstfahrer zur Verfügung.
Dank der Bodengestalt des Erdteils und der recht gleichmäßigen Verteilung des Flußnetzes wird der Landverkehr durch den Wasserverkehr fast überall erfolgreich unterstützt, um so mehr, als die alten Kulturvölker schon frühzeitig dazu übergingen, die Flüsse durch Kanalbauten miteinander zu verbinden. Dabei liegen die Dinge durchaus nicht so, daß die großen Ebenen des Ostens in der Hinsicht besonders bevorzugt wären. Wir lassen uns hier leicht dadurch täuschen, daß wir diese Riesenräume zumeist auf Karten recht kleinen Maßstabes mustern. In Wirklichkeit kommt in Rußland erst auf 95 qkm 1 km fahrbarer Wasserstraße, während bei den Hauptindustrieländern des Westens die Verhältnisse wesentlich günstiger liegen. Die entsprechenden Zahlen für Deutschland, Frankreich und Großbritannien sind 35, 39 und 35 qkm; wir erkennen daran, daß Deutschland den Vorsprung, den die Weststaaten noch vor einem Jahrhundert besaßen, mittlerweile schon eingeholt hat. Außerdem sind die eben erst erbauten Kanäle unseres Vaterlandes in der Regel moderner und leistungsfähiger als die französischen Kanäle, die auf die Verkehrsverhältnisse längst verflossener Zeiten berechnet sind. Am besten stehen die Niederlande, wo 1 km Wasserstraße auf 7,6 qkm kommt, am schlechtesten wohl Spanien, wo das erst bei 1000 qkm der Fall ist. Eine

Liste aller Länder zu bringen, erübrigt sich wohl, weil ein geographisch nur einigermaßen geschultes Auge diese Dinge schon von der physikalischen Landkarte ablesen kann. Daß die Mittelmeerländer in der Hinsicht auffällig benachteiligt sind, erklärt sich schon aus ihrem Klima, das eine sehr unregelmäßige Wasserführung bedingt, während umgekehrt in dem regenreichen Großbritannien selbst solche Gewässer der Schiffahrt dienen, die uns auf der Landkarte nur wie größere Bäche erscheinen.

Auf klimatische Gründe ist es auch zurückzuführen, daß der Wert der Flüsse und Kanäle für die Schiffahrt immer geringer wird, je weiter wir nach Osten und Nordosten gehen. Während noch auf Rhein und Weser der Schiffer nur selten durch Eis behindert wird, macht das ihm auf der Elbe schon erhebliche Schwierigkeiten, und jenseits der Weichsel muß der Flußverkehr in jedem Winter für mehrere Monate unterbrochen werden. Im Herzen Rußlands tragen die Ströme ihre Eisdecke schon ein halbes Jahr, und im äußersten Nordosten des Erdteils ist nicht das freie Wasser, sondern der Eisstand der normale Zustand geworden.

Was ein Fluß im Wirtschaftsleben des Erdteils leistet, hängt nicht nur von seiner natürlichen Eignung, sondern noch vielmehr davon ab, was seine Anwohner von ihm fordern. Deshalb spielen nicht die Riesenströme Rußlands, sondern der Rhein im europäischen Wirtschaftsleben die Hauptrolle. Mit welch ungeheuren Warenmengen wir es im Rheinhandel zu tun haben, zeigt uns schon der bloße Hinweis darauf, daß im Rheinhafen Duisburg 1910 ein Warenumschlag von 28,4 Mill. t bewältigt wurde, während Londons Seehandel es im gleichen Jahre nur auf 17,8 Mill. t gebracht hat.

Nach dem Weltkriege ist allerdings der Gesamtverkehr auf den deutschen Binnenwasserstraßen sehr zurückgegangen, am meisten auf den östlichen Wasserstraßen, wobei wieder die seltsamen Segnungen des Versailler Vertrags zur Geltung kommen. Nur im Ems-Wesergebiet haben dank des Baus der großen Kanäle die Umschlagziffern des Binnenhandels in der allerletzten Zeit wesentlich zugenommen.

Als den wichtigsten Kanalbau des Erdteils müssen wir wohl den Kaiser-Wilhelm-Kanal bezeichnen, durch den dem Seemann die oft gefahrvolle Umsegelung Jütlands erspart wird. Nach seinem Schiffsverkehr dürfen wir ihn getrost neben die großen Kanäle der Erde, den Suez- und Panamakanal stellen. Im Jahre 1913 wurde er von Schiffen mit mehr als 10 Mill. Registertonnen benutzt und 1923 war diese Zahl auf mehr als 15 gestiegen, wobei wir allerdings bedauernd hinzufügen müssen, daß der Anteil der deutschen Flagge an diesen Werten damals 57,1%, 1923 dagegen nur 43,4% betragen hat.

Noch vor einem Jahrhundert hätte man es kaum für berechtigt gehalten, den Binnenverkehr eines Erdteils vor seinem Seehandel zu besprechen, weil man ihn im Vergleich zu jenem für recht nebensächlich hielt. Heute sieht man auf Schritt und Tritt, daß sie beide zusammen einen und denselben Organismus bilden. Wie wenig bleibt von dem Stromhandel Europas übrig, wenn wir den Verkehr auf jenen Strömen ausschalten, die den verkehrsreichen Meeren des europäischen Nordwestens zustreben! Nur hier liegen aber auch die großen Häfen des Weltverkehrs reihenweise nebeneinander, so dicht, daß der Kartenzeichner für sie keine sonderlich auffällige Signatur wählen darf, weil sonst ein Zeichen das andere verdecken würde.

Wir sprachen eben erst von dem Gebiet europäischer Hochkultur, das man durch einen um Köln mit einem Halbmesser von 1000 km beschriebenen Kreis umgrenzen

will. Es ist bezeichnend, daß diesem Raum auch fast alle großen Seehäfen des Erdteils angehören, bei denen der eben geschilderte Zusammenhang zwischen See- und Flußhandel besteht.

HANDEL

Alle die, welche uns Europa als altes Mühmchen schildern möchten, das von der jung aufstrebenden neuen Welt, vor allem von den frisch aufstrebenden Vereinigten Staaten längst überholt sei, vergessen ganz, daß noch immer der allergrößte Teil der Erde von Europa politisch bevormundet und wirtschaftlich beherrscht wird. Allerdings hat namentlich der Weltkrieg es den Vereinigten Staaten ermöglicht, auf manchen Gebieten, wie in Ostasien und Südamerika, gewaltige Fortschritte zu machen, aber dort liegen die Dinge wohl so, daß erst das eiserne Würfelspiel des Krieges über die Zukunft entscheiden wird, und hier würde Europa bei klugem Verhalten wohl manchen Posten zurückgewinnen können, da die Südamerikaner sich erklärlicherweise immer wieder fragen, ob sie in dem Yankee mehr den Freund und Nachbar begrüßen oder den künftigen Herrn und Vormund fürchten sollen.

Noch immer müssen wir in dem britischen Weltreich den gewaltigsten politischen Organismus der Erde bewundern, dessen Größe sich in dem weltumspannenden Handel des Mutterlandes wiederspiegelt. Und doch war neben der führenden Handelsmacht der Erde in Europa noch Raum für so erfolgreiche Wettbewerber, wie sie Deutschland und, in ziemlichem Abstande davon, Frankreich, geworden waren. Im letzten Jahrfünft vor dem Weltkriege fiel diesen drei Staaten etwa ein Drittel des gesamten Handels zu, hatte es doch Großbritannien auf einen Warenumschlag von mehr als 21 Milliarden Mark gebracht, während Deutschland rund 18 und Frankreich etwa 12 Milliarden umsetzte.

Überraschend groß ist auch der Handel der Niederlande, einmal wegen ihres wichtigen Kolonialbesitzes, zum anderen infolge des Reichtums ihres weiten Hinterlandes. Der an und für sich bedeutende Handelsumsatz Frankreichs erscheint uns klein, wenn wir feststellen, daß jener der Niederlande noch nicht um ein Zehntel dahinter zurückblieb.

Fast kommt es uns so vor, als ob die Luft im Westen und Nordwesten unseres Erdteils den Menschen zu unermüdlicher Arbeit antreibe. Daß Belgien den gewaltigen Umschlag von 8 Milliarden Mark erzielte (Durchschnitt von 1909—1913, wie bei allen diesen Ziffern), läßt sich bei seinem Reichtum an Bodenschätzen wohl verstehen. In der kleinen Schweiz lagen die Dinge aber nicht so günstig; dort mußte menschliche Klugheit die stiefmütterliche Behandlung durch eine harte, fast feindliche Natur erst wettmachen. Und doch erzielte dieser Kleinstaat einen Handelsumsatz von 1,6 Milliarden Mark. Im Verhältnis zur Einwohnerzahl hätte danach der Gesamthandel Rußlands weit über 50 Milliarden betragen müssen; in Wirklichkeit blieb er mit 7 Milliarden noch hinter dem Belgiens weit zurück. Auch daran müssen wir denken, wenn wir uns recht vergegenwärtigen wollen, wie maßlos die Macht dieses Riesenstaates immer überschätzt wurde.

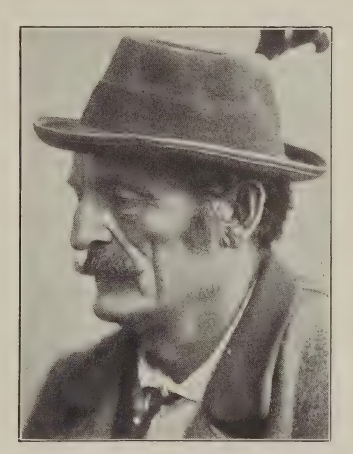
Auch vor der Tatkraft der Schweden gewinnen wir gehörige Achtung, wenn wir hören, daß ihr armes nordisches Land einen Handelsumsatz von rund 2 Milliarden Mark erzielte. Nach der Einwohnerzahl berechnet hätte Italien im Verhältnis



Nordisch: Schwede



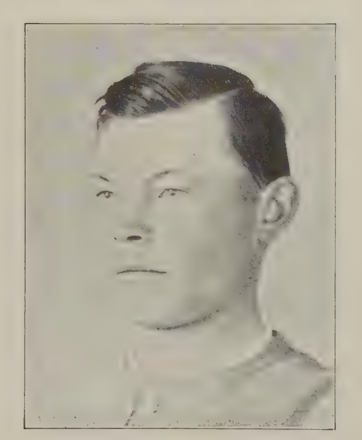
Westisch: Südfranzösin aus Arles



Dinarisch: Tiroler aus Ritten



Ostisch: Schwarzwälderin



Ostbaltisch: Schwede

Aus Hans F. Günther, Kleine Rassenkunde Europas
München, J. F. Lehmann, 1925



Technophotogr. Archiv, Berlin

Lappenhütte



Fritz Mielert, Dortmund

Bergstädtchen in Süditalien



Fritz Mielert, Dortmund

Deutsche Dorfstraße (Burg, Kr. Glogau)

dazu mindestens 12 Milliarden umsetzen müssen, während es in Wirklichkeit kaum auf sechs gekommen ist. Und doch überflügelte Italien damit weit die übrigen Mittelmeerstaaten, von denen selbst Spanien mit $2^1/_4$ Milliarden noch hinter der Schweiz weit zurückgeblieben ist.

Vergleichen wir nun bei den einzelnen Staaten den Wert der Ein- und Ausfuhr, so sehen wir, daß gerade die größten Handelsmächte (Großbritannien, Deutschland, Frankreich, die Niederlande, Belgien usw.) viel mehr einführten als ausführten, d. h. eine passive Handelsbilanz hatten. Aber anstatt dadurch zu verarmen, nahm ihr Wohlstand doch von Jahr zu Jahr zu, da ihr Kapital überall in der Welt unmerklich, aber erfolgreich für sie arbeitete. Dabei ist es kein Zufall, daß die Spannung bei Großbritannien und den Niederlanden als den reichsten Kolonialmächten besonders groß war.

Diesen Verhältnissen entspricht natürlich auch die Verteilung der großen Welthäfen. Daß sich fast alle großen Flußhäfen auf dem eng umgrenzten Gebiet europäischer Hochkultur zusammendrängen, haben wir bereits hervorgehoben. Hier scharen sie sich dort am dichtesten, wo Großbritannien, Deutschland, die Niederlande, Belgien und Frankreich das verkehrsreiche Gebiet der Nordsee und des Ärmelkanals umgeben. Legen wir den Handelsumsatz ums Jahr 1910 zugrunde, so ergibt sich für diese Häfen folgende Rangordnung:

London	17,8	Mill.	Netto-Registertonnen	
Hamburg	12,7	,,	,,	
Liverpool	11,0	,,	,,	
Rotterdam	10,8	,,	,,	
Antwerpen	10,8	,,	,,	
Kardiff	10,7	,,	,,	
New-Castle	10,2	,,	,,	
Southampton	5,8	,,	,,	
Havre	4,8	,,	,,	
Bremen	3,5	,,	,,	
Amsterdam	2,2	,,	,,	usw.

Diese Zahlen erweisen zur Genüge, daß den Häfen des europäischen Nordwestens der Löwenanteil an dem Seehandel des Erdteils zugefallen ist. Wie bescheiden erscheint uns daneben die Reihe der Seehäfen, welche den Verkehr vom Mittelmeer in die Länder jenseits der Alpen leiten sollen (Triest, Venedig, Genua und Marseille), obgleich sie sich sonst mit ihrem Handelsumschlag, der für alle vier zusammen mehr als 22 Mill. Registertonnen beträgt, schon sehen lassen könnten. Die übrigen Häfen müssen als Individuen gewürdigt und aus der wirtschaftlichen Lage ihrer Umwelt begriffen werden, höchstens könnten wir die beiden großen Durchgangshäfen Konstantinopel (8,3 Mill. Registertonnen) und Kopenhagen (4,0 Mill. Registertonnen) noch zusammenstellen. Zu den anderen, über den weiten Raum verstreuten Häfen gehören auch so ansehnliche Plätze wie Neapel (7,9 Mill. Registertonnen), Lissabon (7,2 Mill. Registertonnen) und Stockholm (3,2 Mill. Registertonnen), doch schätzen wir diese Verkehrswerte weniger hoch ein, wenn wir bedenken, welche Riesenräume hier in der Hauptsache von einem einzigen Hafen versorgt werden.

Durch den Weltkrieg sind die Verhältnisse im Welthandel natürlich sehr zu Ungunsten Deutschlands verschoben worden. Bezeichnen wir Deutschlands Handelsbetätigung im Jahre 1913 durch die Zahl 100, so würden die entsprechenden Werte bei Großbritannien und den Vereinigten Staaten durch die Zahlen 144 und 80 bezeichnet worden sein. Zehn Jahre später entsprechen dem die Zahlen 58, 175

und 158. Und trotzdem hatten, wenn wir nicht den Handel der Länder miteinander vergleichen, sondern die Entwickelung in den einzelnen Ländern selbst verfolgen, von den europäischen Staaten nur Frankreich einen größeren (33%) und Belgien einen kaum nennenswerten Fortschritt gemacht. Außer diesen Staaten hatten alle europäischen Länder im Jahre 1922 einen wesentlich geringeren Seeverkehr zu verzeichnen als im Jahre 1913.

Das wichtigste Werkzeug des Welthandels ist natürlich die seegehende Flotte der großen Handelsstaaten. Auch hinsichtlich deren Verteilung ist durch den Weltkrieg vieles anders geworden. Das erhellt schon aus den bloßen Zahlen, wenn wir den Werten des Jahres 1923 die Beträge der Zeit vor dem Weltkrieg gegenüberstellen. Es ergibt sich dann folgende Reihe:

	1923:	Vor dem Weltkrieg:	
Großbritannien	19 282 000	11 878 807	Registertonnen
Deutschland	2 590 000	4 800 424	„
Frankreich	3 737 000	1 518 518	„
Italien	3 034 000	1 137 109	„
Niederlande	2 626 000	616 698	„
Norwegen	2 552 000	1 718 606	„
Spanien	1 260 000	794 406	„
Schweden	1 208 000	805 386	„

Ob es dem Willen der germanischen Welt entspricht, daß gerade die romanischen Staaten (Frankreich und Italien vor allem) so mächtig vorangekommen sind? — Auffällig groß ist die norwegische Handelsflotte, doch ist deren wirtschaftliche Tätigkeit von ganz eigener Art. Während die Flotten der anderen Staaten hauptsächlich dem Warenverkehr der eigenen Länder dienen, wird ein sehr großer Teil der norwegischen Schiffe durch den Frachtverkehr in entlegensten Meeren (Ostasien!) beschäftigt.

Bei allen diesen Betrachtungen und Zahlenzusammenstellungen müssen wir uns immer dessen bewußt bleiben, daß wir es im Grunde genommen nur mit Eintagswerten zu tun haben. „Die Welt ist aus den Fugen“, Osteuropa zum Teil so gut wie ganz aus dem Wirtschaftsleben ausgeschaltet, die Besiegten des Weltkrieges gleichen Rekonvaleszenten, die eben erst von einer schweren Krankheit erstehen, und der wirtschaftliche Flor mancher Siegerstaaten gleicht im Gegensatz dazu nur allzusehr einer rasch erschlossenen, aber auch wohl rasch dahinwelkenden Treibhausblüte. Dabei kann niemand voraussagen, wie lange es dauern wird, bis alle diese Dinge in eine gewisse Gleichgewichtslage zurückkehren; wer weiß, ob nicht die Welt von neuem brennt, ehe es überhaupt so weit gekommen ist? —

STAATENBILDUNG

Von den natürlichen Bedingungen, die der Erdteil bot, war auch die Staatenbildung abhängig. Während der mittelmeerischen Zeit des Altertums beschränkte sie sich in der Hauptsache auf die Halbinseln und Küstenländer des Mittelländischen Meeres. Was abseits davon lag, gliederte sich wohl zumeist in kleinere Stammesstaaten, denen der moderne Mensch die Eigenart des Staates wohl nur mit Vorbehalt zuerkennen möchte. Erst zur Zeit seiner höchsten Macht drang das Römerreich, namentlich in dem klimatisch begünstigten Westen, weit nach Norden vor. In dem romanisierten Gallien wurzelte römische Art noch fest und

tief, als der Altitaliker schon längst den Rassentod gestorben war und ein wüster Völkerbrei dort brodelte, wo einst die stolzen Altrömer, die „Marsi et Apuli“ des Horaz, für Freiheit und Macht gekämpft hatten.

Als die Unrast der Völkerwanderungszeit vorüber war, gewann der Erdteil allgemach ein ganz anderes politisches Gepräge. Sein Schwerpunkt war über die Alpen an den Rhein gewandert. Das gilt trotz der scheinbaren Macht und Größe des oströmischen oder byzantinischen Reiches, denn einmal dürfen wir das nur sehr bedingungsweise als europäischen Staat bezeichnen, und zum anderen war es von Anbeginn an doch nur ein getünchtes Grab. Weder auf ihm selbst noch auf den Wirkungen, die von ihm ausgingen, lag ein Segen. Ihm verdankt der von Byzanz beeinflußte Osten des Erdteils seine spröde, keiner rechten Fortbildung und Entwicklung fähige Wesensart, um derentwillen das russische Reich nur äußerlich vergrößert, aber nicht innerlich durchgebildet werden konnte, so daß hier auf eine scheinbar unerhörte Machtentfaltung ein noch beispielloserer Zusammenbruch folgen mußte.

Auch das Erbe Roms war für die mitteleuropäische Menschheit sicherlich nicht in jeder Hinsicht segensreich, kam doch von Süden her ein fremder Zug in ihr Gemütsleben, ein fremder Geist in ihre Rechtsanschauungen. Aber andererseits können wir doch nicht leugnen, daß unseren Ahnen von dorther ein gut Teil jener geistigen Spannkraft kam, ohne den der Aufbau der politischen Welt des Mittelalters kaum möglich gewesen wäre. Seine jungen Völker bedurften der Anlehnung an geschichtliche Bildungen, und das große Germanenreich mochte unseren Altvorderen schon deshalb fester begründet erscheinen, weil sich die deutsche Nation in dem Heiligen Römischen Reich zusammenfinden durfte.

Dieses Reich stand so recht im Mittelpunkt jener Welt. Es ist begreiflich, daß der Nachfahr wünscht, es wäre etwas weniger römisch und etwas mehr deutsch gewesen, aber wir dürfen auch hier nicht vergessen, daß alles Seiende der Ausdruck eines Notwendigen zu sein pflegt.

Jedenfalls bildete dies Reich lange, lange Jahrhunderte hindurch das rechte Kernstück des Erdteils, und selbst dann noch, als seine politische Macht den halb religiösen, halb staatlichen Vorstellungen einer früheren Zeit schon längst nicht mehr entsprach, hielt doch der gemeine Mann im Abendland an den alteingewurzelten Anschauungen gläubig fest.

Im Gefolge der Kreuzzüge schien der alten Weltherrin Italien eine neue Zeit der Größe kommen zu sollen. Aber so herrlich und unvergleichlich sich auch das Geistesleben in dem von germanischem Blut befruchteten Lande entfalten mochte, gelang es dem italienischen Volke doch nicht, seinen politischen Zusammenschluß zu erreichen, so daß auch fürderhin fremde Völker auf dem Boden der Apenninenhalbinsel ihre Schlachten schlugen.

Und doch blieb die seemännische und wirtschaftliche Schulung der italienischen Stadtbürger nicht ohne entscheidenden Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte. Dem Bündnis zwischen italienischem Weitblick und Wagemut und der Hilfsbereitschaft der neu erstehenden Fürstenmacht verdankt die Menschheit die Entdeckung Amerikas, durch die der politische Schwerpunkt Europas für einige Zeit nach der Iberischen Halbinsel gerückt wurde.

Mittlerweile hatte das Wirken des deutschen Kaufmanns, die macht- und geldgierige Tätigkeit der Hansa auch den Norden und Nordosten Europas der Mitte des Erdteils nähergerückt, war die Ultima Thule in immer entlegenere Weiten zurück-

geflohen. Auch hier folgte dem Schiffe des Kaufmanns, der Güter suchte, nach des Dichters Wort „das Gute“. „Güter zu suchen, geht er“ und führt dabei die Völker des Nordens und Nordostens einer wirtschaftlichen, geistigen und politischen Reife zu, die seinen Wünschen schließlich nicht im mindesten entsprechen konnte. Aber die europäische Staatengesellschaft wurde so um jugendfrische und tatenfrohe Mitglieder bereichert, die bald mitbestimmend in die Geschicke des Erdteils eingreifen sollten.

Der politischen Geschichte unseres großen deutschen Vaterlandes leuchteten dagegen keine günstigen Sterne, so sehr es zuzeiten, wie während der Blüte des deutschen Ordens, scheinen mochte, als ob die Nation endlich ihre wichtigsten Aufgaben erkannt hätte. Als Ulrich von Hutten den großen Reformator und das „edle, junge Blut aus dem Hause Habsburg“ mit gleicher Begeisterung begrüßte, ahnte er nicht, daß er in ihnen die Vertreter entgegengesetzter Kräfte feierte, die sich auf deutscher Erde blutig befehden sollten, bis die Macht unseres Volkes zugrunde ging.

Noch einmal schien das Deutsche Reich unter Karl V. das Reich schlechthin, die wichtigste Machtverkörperung des Abendlandes werden zu sollen, aber dieses scheinbar so gewaltige Festlands- und Kolonialreich, „in dem die Sonne nicht unterging“, glich doch der Frucht des Granatbaums. Äußerlich erschien es als ein einziger, prächtiger Apfel, und in Wirklichkeit war es doch von einer Unzahl von Teilfrüchten erfüllt, die zu selbständigem Dasein bestimmt waren.

Nicht der Heimat Dantes und Michelangelos, in der Zwietracht und Neid wohnten, nicht dem Vaterlande eines Cortez und Pizarro, dessen Kinder von Geldgier so verblendet waren, daß sie die eigentliche und im Grunde genommen einzige Quelle des Reichtums, schlichte wirtschaftliche Arbeit, nicht zu erkennen vermochten, nicht den klugen und wehrhaften Bürgern der holländischen Städte, die hinter der Vaterstadt das Vaterland nicht mehr zu erkennen vermochten, war es beschieden, in einem neuen Zeitalter die politische Führung des Erdteils zu übernehmen. Diese Aufgabe harrte der großen Völker des Nordwestens, deren politischen Machtmittel von starken Fürsten wirksam zusammengefaßt wurden.

An dem Widerstand der Niederlande gegen die Herrschgelüste Philipps II., an dem Selbstgefühl des jungen englischen Volkes ging die Spannkraft der spanischen Weltmacht zugrunde, deren unbesiegliche Armada von den grauen Wogen der Nordsee zerschlagen wurde. Ludwig XIV. gelang es dann wohl, den politischen Schwerpunkt des Erdteils aus Mitteleuropa nach Paris zu rücken, aber selbst dem Feldherrngeist eines Napoleons glückte es nicht, der nordischen Zähigkeit des germanischen Europas Herr zu werden. In diesem Sohne des Mittelmeergebiets scheint noch einmal der imperialistische Herrscherwille des alten Römerreichs erstanden zu sein, aber nicht ihm, sondern dem individuellen Leben der Völker, dem Nationalstaat gehörte die Zukunft des Erdteils.

Für uns Deutsche bedeutet erklärlicherweise die Schlacht bei Leipzig das Symbol der Zeitenwende, die mit dem Aufstieg und Fall jenes Riesen verknüpft ist, der Weltherrschaft suchte und nur einen einsamen Kerker auf wogenumbrandetem Eiland gefunden hat, für die allgemeine Geschichte des Erdteils durfte aber der Sieg bei Trafalgar, der Frankreichs stolze Armada vernichtete, weit wichtiger sein.

Durch diesen Sieg wurde jener Zustand geschaffen, daß die politische und wirtschaftliche Macht Europas den fremden Erdteilen gegenüber in erster Linie durch

England vertreten wurde. Im Vergleich zu dem britischen Weltreich erschien das zusammenhängende, in weiten Teilen aber fast menschenleere Riesenreich der Moskowiter, dessen Ausdehnung den Unkundigen blenden mußte, dem Schärferblickenden immer mehr als eine Art unbehilflicher Lagerpflanze, arm an stützenden Organen, arm an nährenden Säftebahnen, unfähig, sich der Sonne zuzuwenden, um, vom Lichte beseelt, kraftvolle Lebensvorgänge erfolgreich durchzuführen.

Auf dem Festlande entstanden nach dem Zusammenbruch der politischen Phantasiegebilde von Napoleons Gnaden eine Reihe von Großmächten, zwischen denen sich eine Art Gleichgewichtslage herausbildete, die auch durch die deutschen Einigungskriege nicht in dem Grade verändert wurde, wie das Selbstgefühl des Siegers vermeinen mochte.

Im Osten dehnte sich das Riesenreich des weißen Zaren, in das der West-, der Volleuropäer kaum hineinschauen konnte, geschweige, daß er imstande gewesen wäre, es in seiner ziemlich wesenlosen Unendlichkeit recht zu erfassen und als Kraftquelle richtig zu würdigen. Immer wieder hielt man dies Reich für unüberwindlich, und immer wieder zeigte die harte Wirklichkeit (Krimkrieg, Türkenkrieg von 1877/78, der japanische Krieg um die Jahrhundertwende usw.), daß es doch nur einen „Koloß auf tönernen Füßen" darstellte. Ob es nicht noch kränker war als der „kranke Mann" auf der Balkanhalbinsel, der in ahnenstolzem Dünkel den einzigen Weg zur Gesundung seines Staates, die Abstoßung der nicht von Osmanen bewohnten Landesteile eigensinnig ablehnte?

Weit überschätzt wurde von uns Norddeutschen auch die Macht des habsburgischen Kaiserreichs, dessen Thron der Glanz der tausendjährigen Reichsgeschichte noch immer so wirksam vergoldete. Und doch waren die Kräfte, welche auf den Untergang dieser Großmacht hinarbeiteten, nicht schwerer zu erkennen als die, welche sie zusammenhielten.

Zu schwach und klein, um selbst auf die Dauer wirtschaftliche und politische Einheiten bilden zu können, kamen alle Nationen, die sich unter dem habsburgischen Doppeladler zusammengefunden hatten, bei diesem Zusammenschluß zweifellos recht gut auf ihre Rechnung. Aber das änderte doch nichts daran, daß sich kaum eine dieser Nationen mit der Tatsache aussöhnen konnte, daß gerade die Deutschen das Salz des Nationalitätenstaates bildeten. In nationalistischer Verblendung wollte man lieber eigene, wenn auch noch so unsichere und steinige Wege gehen, als sich gegängelt fühlen.

Weit glücklicher und gesünder mochten dem Beobachter die jungen Nationalstaaten des deutschen Reichs und Italiens erscheinen. In Wahrheit war man aber in diesen eben „geeinten" Staaten von wirklicher Eintracht doch sehr weit entfernt. Im deutschen Reich erfüllte die neue Arbeiterpartei den völlig leeren Begriff einer internationalen Standesgemeinschaft mit phantastischem Traumleben und arbeitete der Wehrhaftmachung des Staates entgegen, die allein die Flur beschützte und den weiteren Aufschwung wirtschaftlichen Lebens gewährleistete. In Italien dagegen zerklüftete der Gegensatz zwischen Freimaurertum und Klerikalismus ein Volk, das in weiten Gebieten auch unter wirtschaftlichen Nöten schwer zu leiden hatte.

Im Gegensatz dazu schien die Niederlage von 1870/71 die Franzosen zu größerer politischer Reife erzogen zu haben. Der Gedanke daran, erlittene Scharten wieder auszuwetzen, nie verschmerzte Verluste wieder gutzumachen, veranlaßte die

Kinder dieses Landes, in allen großen politischen Fragen das Vaterland doch mehr als anderswo über die Partei zu stellen. Solche Gedanken verliehen dem französischen Volk eine Willenskraft und Zähigkeit, die man bei den Enkeln „der beweglichen, neuerungssüchtigen Gallier“ nicht hätte erwarten sollen. Dennoch dürfen wir über diesen Dingen nicht vergessen, daß die geringe natürliche Vermehrung der Franzosen auf die Dauer ihren politischen Machtgelüsten wirksam entgegenarbeiten muß. Um die dahinschwindende Kraft des eigenen Volkes zu schonen, bewaffneten sie in immer stärkerem Maße die fremdrassigen Bewohner ihres Kolonialreichs. Dadurch gefährdeten sie aber nicht nur die Reinblütigkeit ihres Volkes, dessen leidenschaftliche Sinnlichkeit dem Rassenstolz schon sowieso mehr als anderswo entgegenwirken dürfte, sondern sie drückten unberechenbaren Helfern Waffen in die Hand, die sie gegebenenfalls zweifellos auch gegen ihre Herren führen werden.

Alle Staaten Europas, die wir bisher nicht erwähnt haben, liegen mehr oder weniger im Schatten. Spaniens politische Energien gehören der Vergangenheit an, das Kolonialreich der Niederländer dauerte trotz aller Tüchtigkeit seiner Herren nicht durch deren eigene Kraft, und den Reichen des Nordens fehlt trotz der Liebenswürdigkeit ihrer geistig hochstehenden Bewohner der rechte Wille zur politischen Macht, ein Zustand, der nicht zum mindesten in der geographischen Lage dieser Gebilde seine Erklärung findet.

Als der Weltkrieg ausbrach, hatte die politische Geschichte Europas schon Jahrzehnte ohne Aufrichtigkeit, Wohlwollen und guten Willen hinter sich. Bündnisse begegneten Bündnissen und Versicherungen stießen auf Rückversicherungen. Alles redete vom Frieden, und doch wollte französische Revanchelust von diesem Frieden im Grunde genommen ebensowenig wissen wie englischer Handelsneid. Im Gefühl innerer Schwäche suchte die Regierung des weißen Zaren die Aufmerksamkeit der unzufriedenen Bürger auf Fragen der äußeren Politik abzulenken, und der Italiener war voll glühenden Hasses gegen den maledetto Austriaco, an den ihn das innerlich verlogene Bündnis des Dreibundes fesselte, dessen Schwächen wohl schon seinem großen Begründer nicht entgangen waren.

Heute leben wir in den Trümmern der europäischen Staatenwelt. Aber wir wären kurzsichtige Narren, hätten wir unserem Geschichtsatlas nicht schon ein leeres Blatt eingeheftet, das die Verhältnisse von morgen zeigen soll. Der Optimist wird mit dem nahen Zusammenschluß der zerstückelten deutschen Lande rechnen und von dem größeren Deutschland Ernst Moritz Arndts träumen; der Pessimist wird das abgetrennte Ostpreußen in der slawischen Flut verschwinden sehen: mit der Dauer der unnatürlichen Grenzlinien rechnet wohl niemand. Die Landverteilung im Osten hat ein hilfloses Rußland zu ihrer Voraussetzung; wer möchte aber dem stärksten Block einheitlichen Volkstums, den unser Erdteil besitzt, auf Menschenalter hinaus völlige politische Ohnmacht voraussagen? Wirtschaftliche Nöte drängen die Völker des Donaugebiets zu engerem Zusammenschluß; serbische, bulgarische, griechische Bandenführer haben das rostige Gewehr schon längst aus seinem sicheren Versteck hervorgeholt, und die Isolierung der Alpendeutschen erscheint wie ein Hohn auf das Zeitalter, das die Selbstbestimmung der Völker so oft als Schlagwort braucht.

Weitere Gegensätze ergeben sich aus den überseeischen Belangen der europäischen Groß- und Weltmächte. Hier wühlt Rußland in Ostasien, dort sucht Frankreich Englands Pläne im nahen Orient zu durchkreuzen und nimmt dabei nur allzu-

leicht jene herrischen Gebärden an, die dem gallischen Hahn schon so viele Feinde gemacht haben.

Wer möchte den politischen Zuständen in einer Welt, die durch diese Hinweise gekennzeichnet wird, Dauer verheißen? Die Bestimmungen des Versailler Friedens haben unser Volk zur Ohnmacht verurteilt. Aber ihnen zum Trotz besteht im Herzen Mitteleuropas „keine Leere“. Es wohnt dort ein zahlreiches, fleißiges Volk, das seiner Eigenart nicht so weit entfremdet werden kann, daß es nicht den Weg zu planvoller, klug geordneter Arbeit zurückfinden sollte. Deshalb braucht man nicht Hegelianer zu sein, um den festen Glauben zu gewinnen, dieses Wesenhafte, Seiende werde sich auch in dem politischen Leben des Erdteils wieder zur Geltung bringen. Weil wir nur noch daran dachten, Ernten über Ernten einzuführen, sind wir zugrunde gegangen. Laßt uns in einem neuen Lenz wieder junge Saaten bestellen, dann dürfen auch unsere Kinder ihren Austmond erwarten. Laboremus!

GEISTIGE KULTUR

Gilt es, von der geistigen Kultur eines Erdraumes zu berichten, so pflegen wir an erster Stelle von der religiösen Zugehörigkeit seiner Völker zu sprechen.

Gerade auf diesem Gebiet pflegt man die sonst überall hervorgehobene Selbständigkeit der Europäer noch am wenigsten zu betonen, hat man sich doch an die Vorstellung gewöhnt, der Orient sei schlechthin die Wiege der Religionen, und wir Europäer verhielten uns zu dessen gotterfüllten Lehrern nur als Empfangende. Es fragt sich aber, ob man bei solcher Darstellung einen im Grunde richtigen Gedanken nicht ungebührlich übertreibt. Ohne uns vorbehaltlos auf den Standpunkt derer zu stellen, die in dem Heiland einen nordischen Menschen, zum mindesten einen Mischling mit durchaus nordisch gerichtetem Seelenleben erblicken möchten, müssen wir doch die Tatsache hervorheben, daß erst seine Lehren orientalische Weltanschauung derart umwandelten, daß sie nordischem Geiste verständlich und annehmbar wurde, eine Arbeit, welche dann der hellenisch, d. h. europäisch gebildete Apostel Paulus mit tiefer Menschenkenntnis fortführte. Daß sich die junge Religion, die unseren ganzen Erdteil erobern sollte, so bald in verschiedene Bekenntnisse spaltete, wird den Geographen am wenigsten wundernehmen. Mag der gelehrte Theologe im einzelnen nachspüren, wo die Ketzer erstanden, der Geograph weiß zur Genüge, daß die Länder selber ketzerisch waren, und daß die Söhne des nebligen Schottlands in Religionsübungen, wie sie in Siziliens sonnigen Ölbaumhainen gepflegt wurden, kaum ihr Genügen finden konnten.

Schon die Spaltung des Christentums in eine westliche und östliche Bekenntnisform entspricht nur allzugut der Zwiespältigkeit unseres Erdteils. Jede der beiden Hälften hat ihre, d. h. die ihrer Eigenart entsprechende Religion, der Osten die im Dogmenkram versteinerte Orthodoxie, der Westen eine lebensvollere, gedankenreichere Religion, die ein Augustin, die Mönche von Cluny und viele, viele Reformatoren vor Luther am Erstarren verhinderten.

Entsprechend der in ihrer Hierarchie verewigten Willensrichtung liebt es die katholische Religion, sich als das überall gleiche, in derselben Wesensform den Erdball umspannende Bekenntnis hinzustellen. Der Erdball und seine Völker müßten aber viel einförmiger aussehen, wenn diese Forderung verwirklicht werden sollte. Wie

die Dinge liegen, finden wir auch bei den Bekennern der Lehre Roms ein wesentlich verschiedenes Verhältnis zum Übersinnlichen, je nachdem wir uns in Sizilien, in deutschen oder slawischen Landen umsehen.
Der Statistik zufolge zählt die römische Kirche auch heute noch in Europa die meisten Anhänger. Aber gerade bei diesen Dingen muß sich ja der mit Zahlen arbeitende Forscher an die plumpsten Äußerlichkeiten halten, so daß er sich gezwungen sieht, auch Millionen freigeistiger südromanischer Freimaurer und unbedingt weltlich gerichteter Franzosen der Gefolgschaft Roms zu überweisen.
Während sich die mittelmeerisch-romanischen Völker zum allergrößten Teil zu Rom halten, sind die nordisch-germanischen Menschen ganz überwiegend Protestanten aller möglichen Richtungen, die unter sich so verschieden sind wie das trauliche, waldumhegte Heimatstädtchen der deutschen Pietisten und die ernste, erhabene Gebirgsheimat der schottischen Pilgerväter. Die Behauptung, wir müßten unter diesen nordisch-germanischen Protestanten die ernstesten Gottsucher unserer Zeit vermuten, ist wohl nicht nur eine Folgerung unserer eigenen Weltanschauung.
Die Zukunft der griechisch-katholischen Kirche, deren steinernes, aller Entwicklung feindliches Beharrungsvermögen die russische Geistesgeschichte in mehr als einer Hinsicht beeinflußt, wir möchten nicht kürzer sagen: gehemmt hat, erschien bei dem Zusammenbruch der russischen Weltmacht ernstlich gefährdet, denn ihre Glaubenstyrannei, welcher das Zarentum immer wieder seinen starken Arm lieh, hatte schon längst als Gegenwirkung den rücksichtslosesten Nihilismus ausgelöst. Und doch dürfte es selbst den gewaltigen Kräften, die Fürsten verschwinden ließen, hunderttausende Widerstrebender aus dem Wege räumten und aus dem Nichts geborene, moderne Phrasen an die Stelle jahrtausendealter Dogmen setzten, kaum gelingen, der Religion des alten Rußlands einen neuen Geist einzuhauchen. Die Wogen des Aufruhrs werden verebben, die russische Taïga wird weiter rauschen, die Steppe blühen und der langbärtige Pope die alten Litaneien nach der Vorzeit Weise weitersingen.
Während sich 43% der Europäer zum Katholizismus, 28% zu der Lehre von Byzanz und 24% zum Protestantismus bekennen, bleiben für die allerort zerstreuten, im östlichen Übergangsgebiet am dichtesten siedelnden Juden nur 2,2% übrig, und die Mohammedaner bringen es kaum noch auf 1%. Hören wir den Muezzin von dem speerschaftschlanken Minarett der Stambuler Achmedmoschee die Gläubigen zum Gebet rufen, so steigt vor unserem geistigen Auge wohl eine gewaltige Schau geschichtlicher Bilder auf, aber wir wissen nur zu gut, daß der Islam in Europa nunmehr der Vergangenheit angehört. Noch viel uneuropäischer mutet uns aber das heidnische Schamanentum der Nomadenstämme des äußersten Nordostens an, das uns seelisch und kulturell gleich fern steht.
Jedenfalls dürfen wir wohl kühnlich behaupten, daß heute auch auf religiösem Gebiet von Europa die stärksten Wirkungen ausgehen. Würde es uns nicht befremden, wenn es anders wäre? Hat doch auf allen Gebieten der G e i s t e s k u l t u r Europa die führende Stellung gehabt, wenn das auch nicht zu allen Zeiten in gleicher Weise hervortreten mochte.
Während in den Ländern des Orients die Glut der Sonne auch das Seelenleben der Menschen zu überhitzen schien, während in der Lebensfülle des tropischen Indiens die Werke der Kunst, die Formen des Kultus den Überschwang einer unermeßlich reichen, aller Üppigkeit übersatten Natur widerspiegeln, scheint in

Europa ein milder Himmel, eine schlichtere, aber formschöne oder doch wenigstens stimmungsvolle Natur auch die Kunst und den Gottesdienst veredelt zu haben. Wie Losungsworte, die Jahrtausende überdauern sollten, muten uns die tiefen Lebensregeln an, die den Gläubigen in Delphi grüßten: *Μηδὲν ἄγαν* und *Γνῶθι σεαυτόν*, diese Worte, die uns zu edlem Maßhalten und zum Streben nach Selbsterkenntnis auffordern.

Es ist echt europäischer Geist, der aus diesen Weisungen spricht, und der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts kann die Erziehung seiner Kinder ebensogut auf sie einstellen wie die Zeitgenossen des Sophokles und Plato. Anderswo strebte man nach Ungeheurem, suchte man die sinnliche Erfahrung durch abenteuerliche Schöpfungen einer überhitzten Einbildungskraft zu überbieten; hier in Europa glaubte man sich dem Höchsten am nächsten, wenn es gelungen war, echtes Menschentum in edler Einfalt und stiller Größe zu zeichnen, ganz gleich, ob es sich um Sophokles oder Walter von der Vogelweide, um Raffael oder Goethe handelt. Und doch blieb die geistige Entfaltung Europas, bei der nordischer Geist, wie ein Edelreis, das auf andere Stämme gepflanzt wird, in Hellas wie im Deutschland der Stauferzeit, im Italien der Renaissance wie im Spanien des Cervantes allüberall herrlichste Blüten zeitigte, weit entfernt von irgendwelcher Einseitigkeit.

Die Kulturen anderer Erdräume sehen wir schnell zu einer gewissen Höhe aufsteigen, dann erstarren sie und sind zur Zeit der Enkel nur noch getünchte Gräber. In Europas Völkerfamilie geht es zu wie in einem Garten, den ein kundiger Gärtner mit den mannigfaltigsten Ziersträuchern besetzt hat. Jeder blüht zu seiner Zeit, so daß die Blust vom ersten Frühling bis zum Spätherbst währt, und mancher Strauch blüht wohl gar zwei- oder dreimal. Aber auch dieses Bild würde nicht zutreffen, denn in unserem europäischen Zaubergarten beeinflußt die Blüte der einen Sträucher auch die Lebensfülle der anderen, so daß sie bei der nächsten Blust uns die Farbenpracht der eben verblühten Nachbarn ins Gedächtnis zurückrufen.

Für alle wesenhaften Erscheinungen des europäischen Geisteslebens scheint das Dichterwort: Stirb und werde!“ Geltung zu haben. Auf die sinnenfrohe Kultur des Altertums legt sich der Staub von Jahrhunderten; doch sie ist nicht tot, sie schlummert nur und feiert in der italienischen Renaissance eine frohe Urständ. Und wieder nach einem halben Jahrtausend blickt die Sonne Homers hinab auf das kleine Weimar, wo die Zauberkraft der deutschen Klassiker die Schatten der Iphigenie und des Achill heraufbeschwört. Lange Jahrhunderte schlafen schon die großen Staufenkaiser, ruht die Harfe Ofterdingens, da blüht im deutschen Waldtal die blaue Blume, und die ferne Vergangenheit erwacht zu neuem Leben. Und doch ist's keine bloße Wiederkehr des Gewesenen; wohl trägt das Neuerstandene die ehemals geliebten, still redenden Züge der Vergangenheit, aber neues Leben kreist in seinen Adern, neue Wesenheit strebt in ähnlichen Formen nach höherer Vollendung! „In weiten Bahnen kreist der menschliche Genius“, aber jedesmal, wenn er suchende, strebende Menschen bei schöpferischer Tätigkeit beseelt, blicken die mit jungfräulichen, überraschten Augen auf die unerschöpflich hohen Werke, die ihnen herrlich dünken wie am ersten Tag. In weiten Bahnen kreist der menschliche Genius: bis er wiederkehrte, lag auch der europäische Geist immer wieder in den Banden dieses Schlafes, kamen Zeiten, da man in unfreier Nachahmung überlieferter Formen das höchste zu leisten glaubte, da begabte Völker sich zu den „Affen“ anderer Nationen herabwürdigten.

Aber dennoch ward es kaum jemals volle, schwarze Nacht; selbst in den dunkelsten Zeiten begegnet uns dann wohl ein Märchen, ein leise verzitterndes Volkslied, und legt dafür Zeugnis ab, daß der Sinn für schlichte Natürlichkeit, der Geist, der aus dem Dunkeln ins Helle strebt, in Europa nie völlig erstorben sind.

Gerade in ihrem schlichten Verhältnis zur Natur zeigt sich die adlige Art der europäischen Kunst. Alle wahrhaft Großen, die hier wirkten, wußten nur allzugut, daß im Bereich einer schlichten, unverschandelten Natur, von deren tiefstem Wesen ein künstlerisches Temperament uns künden soll, alles Menschliche beschlossen sei. Darum werden auch die Verirrungen der Neuesten, welche die Natur durch Übernatur übertrumpfen und uns durch viertdimensionale Enthüllungen zu Übermenschen machen möchten, genau so vergehen wie die Künstelei der Meistersänger, und der Firlefanz des Prezieusentums. In naher oder ferner Zukunft werden sicherlich wieder Künstler in unserem heimischen Erdteil erstehen, die sich zu Michelangelo und Goethe verhalten wie diese zu Phidias und dem naiven Sänger des Altertums.

Und ebensowenig wie auf völkischem und politischem Gebiet brauchen wir auch auf geistigem in absehbarer Zeit mit der Geburt des „Durchschnittseuropäers" zu rechnen. Auch fürderhin wird die Geistesarbeit der europäischen Völker dem Zusammenspiel eines großen Orchesters gleichen, in dem kein Instrument wie das andere ist und doch alle zusammen eine Harmonie ergeben, an welcher der Genius der Menschheit sein Wohlgefallen haben mag. Weisen doch schon die Schöpfungen der einzelnen Völker genug stammesmäßige Verschiedenheit auf. Tartarin de Tarascon und Costers flämische Mären sind in der gleichen französischen Sprache geschrieben, und doch sind sie genau so verschieden wie die Novellen eines Storm und Keller, wie die friedevollen Naturbilder eines Turgeniew und die visionären Schöpfungen eines Dostojewski.

Aber trotzdem kehrt in allem wahrhaft europäischen Geistesleben ein schwer zu erklärendes Etwas wieder, das seine Schöpfungen kennzeichnet wie einst der rote Faden das Tauwerk der englischen Kriegsmarine. Wir spüren es in den Chorliedern des Sophokles, begegnen ihm, wenn uns Ovid von Philemon und Baucis erzählt; Walter von der Vogelweide kündet uns davon „unter der Linden, wo unser beider Bette was", und in Shakespeares Sommernachtstraum rührt es mächtig an unsere empfängliche Seele. In der litauischen Daĭna ringt es schmerzlich froh nach innigem Ausdruck, und Selma Lagerlöfs kleiner Held erzählt uns davon, wenn er mit den Wildgänsen nach dem Nordland zieht.

Was die geistige Spannkraft angeht, dürfen wir Deutsche uns auch heute noch trotz Niederlagen und politischer Ohnmacht des Genius unseres Volkes freuen. Wie vor Zeiten können wir uns auch heute noch rühmen, ein Volk der Dichter und Denker zu sein, und auch den verirrten Volksgenossen, die das Wesen unserer wirren Zeit am leidigsten wiederspiegeln, wird es sicherlich nicht gelingen, den naturfrischen Born zu verschütten, aus denen die Großen unseres Blutes zu allen Zeiten Wasser des Lebens tranken.

Wäre es zuviel gesagt, wenn wir behaupten wollten: Germane sein heißt geistig sein? Spricht dafür nicht die reiche Ernte, welche die geistigen Führer der kleinen nordischen Völker neuerdings auf die Tenne führten? Welche Namen könnten uns die Romanen entgegenhalten, die den hellen Klang von Namen wie Andersen, Ibsen, Björnson, Lagerlöf mächtig übertönten? Spricht dafür nicht auch die große Geistesgeschichte der Briten, die einem Kopernikus und Keppler ihren Newton,

einem Kant ihren Darwin, unseren deutschen Klassikern den „Stern der höchsten Höfe", ihren William Shakespeare gegenüberstellen können? Spricht dafür nicht auch der Umstand, daß Nordfrankreich so viel mehr geistige Führer der Menschheit hervorgebracht hat als der Süden dieses Landes, der germanischen, nordischen Blutes so viel barer ist?

Und sollen wir uns etwa darum grämen, daß neuerdings die technischen Zauberkünstler neben die Helden der Geisteswissenschaften getreten sind? Auch in ihren Werken spüren wir den Geist des Künstlers, der die Harmonie sucht und die Schönheit zu bannen weiß. Adelt der nicht die Form der Brücke, die über den Bergstrom, die Meerenge kühn hinwegspringt? Tönt uns nicht auch aus dem Propellersang des Luftschiffes etwas entgegen, was uns an das Schicksalslied des Prometheus erinnert?

Nur das eine haben wir zu besorgen, daß diese jungen Künste mit der Überlegenheit des Emporkömmlings auf die Geisteswissenschaften herabschauen. Durch nichts könnte der menschliche Geistesadel unseres Erdteiles mehr gefährdet werden; besteht der doch gerade in dem einhelligen Zusammenwirken aller menschlichen Geisteskräfte.

Sogar auf dem Gebiete technischer Leistungen braucht das alte Europa von seiner frühreifen Tochter jenseits des Weltmeeres noch lange nicht de- und wehmütig zusammenzusinken. Trotz aller gewaltigen Erfindungen der Amerikaner, eines Edison vor anderen, hatte doch auch Europa seinen Montgolfier, seinen Lilienthal, seinen Zeppelin. Als Eckeners Wunderschiff aus den Nebelwolken des stürmischen Weltmeeres der weiten Feste der neuen Welt zustrebte, hatte sicherlich auch der smarteste Yankee nicht das Gefühl, in jenem Sendling den Boten eines greisenhaft gewordenen Ahnherrn zu erblicken.

Auch in Zukunft wird es sich für Europa nicht so sehr darum handeln, frühere Zustände zu überwinden, als vielmehr, längst vorhandene Kräfte in der rechten Weise zu entwickeln. Mit gutem Grund ruft der deutschesten Dichter einer seinem Volke zu, es solle der Wurzeln nicht vergessen. Die allerstärkste Wurzel der lebenschaffenden Kräfte, die in unserem Erdteil gewirkt haben, ist jener menschliche Sinn, der den „Heiland" in Prometheus wie in Herakles und Christus zum Größten aller Großen machte und eine zahlreiche Gemeinde verschiedenen Bluts, verschiedener Religion im Dienst des Guten, Wahren und Schönen zusammenführte. Nur wenn dieser Geist auch unseren Enkeln verbleibt, die sich, wie wir alle vermeinen, zu titanischen Beherrschern der Naturkräfte entwickeln werden, wird Europa das echte, rechte Europa bleiben können.

So wollen wir trotz der trüben Weissagungen eines Spengler uns des frischen Lebens freuen, das unseren Erdteil heut' wie eh' erfüllt und auch in Zukunft dem stolzen Ziele nachstreben, der Menschheit Edelbild zu verkörpern, indem wir unseres Volkes ererbte Natur läutern und vertiefen.

LITERATUR

Andere zusammenfassende Darstellungen Europas sind: Kirchhoff, Unser Wissen von der Erde, Bd. 2—4 (Wien 1887—1908). — Philippson, Europa (2. Aufl., 1906). — Hettner, Grundzüge der Länderkunde, Bd. I (3. Aufl. 1925). — Gerbing, Geogr. Bilderatlas von Europa (Neudruck 1920/23). — Sonderdarstellungen: Hann, Handbuch der Klimatologie, Bd. III (3. Aufl. 1911). — Ripley, The races of Europe (London 1900). — Haberlandt, Die Völker Europas und des Orients (1920). — Günther, Kleine Rassenkunde Europas (1925). — Vogel, Das neue Europa (2. Aufl. 1925). — Andrees Geographie des Welthandels, Bd. I (1910).

BILDERTAFELN

Die Bildertafeln sind als Zusammenstellungen von Haupttypen geographischer Begriffe gedacht, die innerhalb Europas in verschiedener Ausbildung auftreten:

Tafel 1 stellt drei Hauptformen europäischer Landesnatur nebeneinander: die Mittelmeerische Landschaft mit ihrem Ineinandergreifen von Land und Meer, ihren oft schroffen kahlen Berggestalten; eine deutsche Mittelgebirgslandschaft mit ihren weichen Umrissen und ihrem dichten Pflanzenkleid und die öde, flache, nordische Tundra.

Tafel 2 zeigt einige Formen der Bodenbenutzung: Terrassenkultur mit künstlicher Bewässerung im Mittelmeerklima, eine Ackerflur in höchster Kultur im mitteleuropäischen Klima und eine junge Rodung auf dem bewaldeten Felsboden Finnlands.

Tafel 3 bringt drei Flußtypen, deren gegensätzlicher Eindruck teils auf der Verschiedenheit der Kultur beruht, in die sie eingebettet sind (Weingärten am Rhein, Wälder am schwedischen Fluß), teils auf der Gegensätzlichkeit des Klimas (der Fluß des Mittelmeergebietes, dessen Geröllbett zur Trockenzeit nur von einem schwachen Rinnsal durchzogen wird, und die Flüsse der Gebiete mit Regen zu allen Jahreszeiten, deren Wasserfläche kaum jemals von den Ufern zurückweicht).

Tafel 4 zeigt zwei Seen, die innerhalb des zur Eiszeit vom Binneise bedeckt gewesenen Gebietes liegen; während jedoch der Ladogasee im Ausräumungsgebiet liegt, aus dem der vorrückende Gletscher allen Verwitterungsschutt fortführte, gehört der Tollensesee der äußeren Zone an, wo dieser fort- und mitgeführte Schutt als Grundmoräne unregelmäßig abgelagert wurde; der Ladogasee füllt daher eine Felsmulde, der Tollensesee eine Schuttmulde aus. Gegensätzlich ist außerdem die Kultur ihrer Umgebung: oben das russische Kloster, in Wald gebettet, unten die von einzelnen Buchenwaldstücken unterbrochene Kulturlandschaft.

Tafel 5 und 6 sind der Bevölkerung gewidmet: Tafel 5 führt die Hauptrassen Europas in typischen Vertretern vor, die K. F. Günthers „Kleiner Rassenkunde Europas“ mit Erlaubnis des Verlages entnommen wurden. Tafel 6 zeigt einige gegensätzliche Siedlungsformen: ein kahles Städtchen auf einem Berggipfel Italiens, einen ganz in Bäume gebetteten deutschen Dorfanger und die Sommerhütte einer Lappenfamilie — Gegensätze, die nur teilweise auf dem Klima, zum Teil sicher aber auch auf dem Volkstum beruhen.

DIE SPANISCHE HALBINSEL

VON DR. LUDWIG KOEGEL IN MÜNCHEN

ALLGEMEINE ÜBERSICHT

„Die Iberische Halbinsel ist eine Welt für sich, eine Welt der Gegensätze", dieses Leitwort entnehme ich Theobald Fischers vielgerühmten „Mittelmeerbildern". Liegt diese Veröffentlichung auch zeitlich schon einigermaßen zurück, heute noch läßt sich kaum ein charakteristischeres Wort an den Anfang einer landeskundlichen Darstellung dieses Erdraums stellen.

Eine „Welt für sich" blieb diese weit an den Westrand Europas hinausgeschobene Halbinsel nicht zuletzt durch die Auswirkung der konservativen Kräfte des schwer zugänglichen, wenig lockenden Zentralgebietes; als „Welt der Gegensätze" wird sie uns immer deutlicher vor Augen treten, je mehr wir in der Kenntnis ihrer Vielgestaltigkeit im Einzelnen vordringen. Gegensätze im Großen, Gegensätze im Kleinen werden uns immer klarer zum Bewußtsein kommen. Oft nah benachbart sehen wir da z. B. die feuchtesten und trockensten Gebiete Europas, schroffe Gebirgsketten neben tafelförmigen, weiten Ebenheiten, schmale maritime, niedere Küstenländer an weitgedehnte, echt kontinentale, hochgelegene Binnenländer angelehnt. Bevölkerungselemente, Siedlungsformen und Wirtschaftstypen von bunter Mannigfaltigkeit finden sich in den von der Natur so verschieden ausgestatteten Einzellandschaften. All das sind Gegensätze, wie sie kaum größer gedacht werden können. Und doch ordnet sich diese Buntheit im Einzelnen zwanglos einem Hauptgestaltungsprinzip unter, einem grundlegenden Gegensatze, in den die meisten Einzelverschiedenheiten irgendwie einmünden.

Mit den Merkworten „zentral" und „peripher" ist dies unterscheidende Hauptprinzip gekennzeichnet. Einen so scharfen Gegensatz von Randlandschaften und Binnenlandschaften finden wir sonst nur bei viel größeren Erdräumen, bei den Kontinenten. Aber tatsächlich ist die Iberische Halbinsel einem Kontinent in mancher Beziehung verwandt. Asien ist es, an das das vergleichende Auge des Geographen zunächst erinnert wird.

Unter drei verschiedenen Namen kennen wir die Halbinsel in der Literatur. Von der „Iberischen" sprach Fischer, vom alten Volke der Iberer ist hier der Name geborgt; Hettner tritt mit gutem Rechte dafür ein, von einer „Spanischen" Halbinsel zu sprechen, der alte Römername Hispania und der heutige Hauptstaat Spanien (España) gestatten sehr wohl diese Bezeichnung, die wir im Titel übernahmen. In einem Zusammenhange, der die natürlichen Landschaften durch Schilderung stark hervorhebt, wäre auch die verbreitete Bezeichnung „Pyrenäenhalbinsel" nicht ohne Berechtigung.

WELTLAGE UND LANDESERFORSCHUNG

Mit ihren 580 000 qkm ist unsere Halbinsel die größte der drei südeuropäischen. Bei einer meridionalen Erstreckung von gegen acht Breitegraden liegt Spaniens Nordkante etwa im gleichen Äquatorabstande wie das mittlere Italien; der südlichste Punkt des festländischen Griechenlands ist dagegen immer noch ein gut Teil nördlicher zu suchen als Spaniens Südspitze. Mit dieser, der Punta Marroqui bei Tarifa, erweist sich die Halbinsel auch als die am meisten äquatorwärts vorgeschobene der genannten drei südeuropäischen. Doch nicht nur gegen Süden, auch gegen Westen ist unser Land vom gesamteuropäischen Rumpfe bedeutsam hinausgereckt. Eine doppelte Vorpostenstellung also, so könnte man sagen, scheint diesem Erdraum, vom europäischen Gesichtswinkel aus betrachtet, zugedacht zu sein. Doch wir müssen bedenken, daß es sich um ein trapezähnliches, äußerst gedrungenes Länderindividuum handelt, das zu $^7/_8$ meerumschlungen, noch dazu durch tiefgreifende Golfe und eine hohe Gebirgsschranke wirkungsvoll vom übrigen Europa abgeschnürt ist. Groß und vielgestaltig genug, um Eigenart zu entwickeln und zu wahren, blieb dieser europäische Südwestpfeiler in seiner inselähnlichen Isolierung lange Zeit ein Stiefkind europäischer und, wenigstens was die inneren Landesteile betrifft, auch mittelmeerischer Entwicklung.

Diese Benachteiligung erklärt sich unter anderem daraus, daß der Westen von den alten Kulturherden Vorderasiens und Ägyptens weit ablag. Zudem war unsere Halbinsel nicht, wie die Ägäis oder England, mit nahen Gegenküsten durch schmale Meeresteile und Inselbrücken mehr verbunden als getrennt. Günstig gelegene Gegenküsten fehlten der atlantischen Seite unseres Erdraums einst nahezu vollständig, der mittelmeerischen Seite, der es zudem an Aufgeschlossenheit und einer genügenden Zahl natürlich guter Häfen gebricht, vergleichsweise beträchtlich. Für den Süden konnte afrikanisches Land einigermaßen als naher Gegenpol dienen; es bot im allgemeinen seine Gestade bequemer dar als Frankreich, das zwar zu Lande, aber mühsamer erreichbar war. So ruhte unsere Halbinsel gleichsam hinausgeschoben am europäischen Außenrande, wurde im Altertum und Mittelalter für Europa, ja selbst für Teile des Mittelmeers zum Hinterlande, bis der Atlantik seine Rolle als Grenzsaum der bekannten Welt ausgespielt hatte. Als dieser Ozean sich immer mehr zum völkerverbindenden Gewässer entwickelte, konnten die Wirkungen auch auf unser Land nicht ausbleiben. Hinsichtlich der Lagebeziehungen zu Afrika sei nur daran erinnert, daß reiche Fruchtländer an den feuchtigkeitsgesegneten, blühenden Südhängen der andalusischen Hochgebirge die Afrikaner anlocken mußten.

Wir sehen also, unsere Halbinsel nimmt wohl eine gewisse Zwischenstellung zwischen Europa und Afrika ein, ist aber mit beiden nur durch lose Bande verknüpft, so daß es beiden gegenüber eine weitgehende Selbständigkeit bewahren konnte. Glaubten die französischen Nachbarn in ihrem Hochmute mit dem Spottworte, daß gleich hinter den Pyrenäen Afrika anfange, den Unwert dieses Landes genugsam gekennzeichnet zu haben, so zeugt es von dem wirtschaftlich und politisch geschulten Weitblick der Briten, daß sie nicht nur Portugals dauernde maritime Lagebedeutung erkannten, sondern auch frühzeitig auf Gibraltar, den westlichen Schlüsselpunkt des Mittelmeeres, die Hand legten.

Dem Wesen eines Hinterlandes und der geringeren Initiative, die es in der Neuzeit im Verhältnis zu dem fast allzu stürmisch fortschreitenden Nordwesten

Europas entwickelte, entspricht auch die Tatsache, daß die wissenschaftliche Landeserschließung lange vernachlässigt wurde. Dafür sprangen Ausländer vielfach helfend in die Lücke. Neben den französischen Nachbarn sind auch deutsche Forscher verdienstlich hervorgetreten. Grundlegende, große Werke danken wir zunächst dem Botaniker Moritz Willkomm, der auf vieljährigen Reisen fast alle Teile der Halbinsel kennen lernte. Nicht nur dem Pflanzenfreund, auch dem Landeskundler hat Willkomm heute, mehr als ein halbes Jahrhundert nach Erscheinen seiner ersten Werke, noch genug zu sagen. Zum Preise der Arbeiten eines Theobald Fischer, von dem ja eingangs ein Merkwort zitiert wurde, beitragen zu wollen, wäre Anmaßung; Fischers Hauptveröffentlichung, die ausführliche Beschreibung der iberischen Halbinsel in Kirchhoffs Länderkunde, ist das deutsche Fundamentalwerk für jeden Geographen. Im Jahre 1892 hatte Fischer sein Manuskript abgeschlossen, noch lange Jahre waren seine fortlaufenden Berichte von Wichtigkeit, später trat O. Quelle hierin in Fischers Spuren. Dieser ist wohl heute nicht nur der beste Kenner der einschlägigen Fachliteratur, sondern hat auch durch eigene, ausgedehnte Reisen unser Wissen bedeutungsvoll befruchtet. Besonders nach der anthropogeographischen Seite hin war er tätig, seine wirtschaftsgeographische Zusammenfassung unserer Kenntnis des Gesamtgebietes sei hervorgehoben.

Als deutsche Reisende und Förderer der geographischen Landeskunde unseres Gebietes mögen hier noch Namen wie: G. Braun, G. Dierks, A. Hettner, O. Jessen, A. Penck, A. Philippson, F. Regel und O. Schmieder genannt sein, einige Hauptwerke sollen später angeführt werden. Nicht vergessen sei die neuerlich energischer einsetzende Tätigkeit einheimisch-spanischer Geographen, wobei der Geographischen Gesellschaft in Madrid besondere Hervorhebung gebührt.

Einen gewissen Maßstab für den tatsächlichen Erforschungszustand eines Erdraumes pflegt die mehr oder weniger fortgeschrittene kartographische Darstellung zu bieten. Als ein Kartenmaterial, das modernen Anforderungen einigermaßen entsprechen kann, wird man die alten spanischen Provinz- und Wegekarten des Coello-Atlasses, meist im Maßstabe 1 : 200 000, kaum mehr betrachten dürfen. Sie finden einen guten Ersatz in der „Mapa militar itinerario de España" (ohne Geländedarstellung) und den spanischen Provinzkarten (mit 100 Meter-Höhenlinien). Beide Kartenwerke tragen den Maßstab 1 : 200 000. Seit 1884 erscheint langsam eine recht schöne Höhenschichtenkarte im Maßstabe 1 : 50 000. Einzelne Landesteile, vor allem Katalonien, gehen mit der Herausgabe guter Spezialkarten, meist im Maßstabe 1 : 100 000, in anerkennenswerter Weise voran. Auch die geologische Kartierung ist in Katalonien am weitesten fortgeschritten, doch ist man auch in anderen Landesteilen an der Arbeit. Die geologische Erforschung geht besonders von dem „Instituto geologico de España" in Madrid aus. Es existiert eine geologische Übersichtskarte (Mehrblatt-Karte 1 : 500 000), die wenigstens einen rohen Überblick gewährt. Sonst ist man oftmals auf die internationale geologische Karte von Europa (1 : 1 500 000) angewiesen. Portugal besitzt für sein Gesamtgebiet eine fertige, mäßig gute topographische Karte im Maßstabe 1 : 100 000.

BAU UND OBERFLÄCHENGESTALT

Um ein Bild von dem Bau unserer Halbinsel in seinen Hauptzügen zu gewinnen, wollen wir unsere Bauplanskizze näher ins Auge fassen. Sie soll dem Verständnis des „gegenwärtigen" Antlitzes des Landes dienen, wofür wir nur wenige Blicke in die Erdgeschichte benötigen.

Als Kern der Halbinsel tritt uns schon auf der Skizze Mitte und Nordwesten klar entgegen. Betrachten wir nur die Räume, die im Westen und Nordwesten das Meer umrandet, im Nordosten (südlich des Ebro), im Osten (in Valencia) und im Süden (nördlich des Quadalquivir) Bruchlinien gegen außen begrenzen, so verrät schon unsere Signatur Großflächigkeit und eine gewisse Einheitlichkeit. Diese „iberische Rumpfscholle" ist ein sehr altes Stück des europäischen Festlandes, aufgebaut aus uralten archäischen und paläozoischen Felsarten. Dies Baumaterial wurde in der Steinkohlenzeit zu einem gewaltigen Gebirge von alpinen Höhen zusammengefaltet. Die Hauptrichtungen (Südost—Nordwest) der alten Falten machen sich noch vielfach in der heutigen Gestaltung der Oberfläche geltend. In der Sierra Morena z. B. treffen wir vielfach von Südosten—Nordwesten ziehende Rücken; doch ist im Nordwesten der Halbinsel ein auffälliges, allmähliches Umbiegen wahrnehmbar. Das Schichtstreichen wendet sich aus der Südost—Nordwest-Richtung zuerst mehr gegen Norden, an der Ostgrenze Galiciens gegen Nordosten, um endlich in Asturien annähernd westöstliche Falten aufzuweisen. Doch nur noch in einem Sockel ist das alte Faltengerüst auf unsere Tage überkommen. Gewaltige Abtragung hat seit der Steinkohlenzeit ihr Werk getan, es entstand ein eingeebneter Rumpf, den teilweise spätere Meereswogen überspülten und mit ihren Sinkstoffen bedeckten. Wir kennen z. B. in Asturien flache Meeresablagerungen schon aus der ausgehenden Steinkohlenzeit, die glatt abgeschnittene, alte Falten horizontal überlagern; einzelne Landesteile müssen also schon damals unter den Meeresspiegel herabgesunken sein. Da und dort quollen ebenfalls schon in sehr weit zurückliegenden Perioden glutflüssige Massen der Tiefe an Spalten hervor und setzten der alten Unterlage granitische Hügelländer auf.

Die randlichen Flächen weisen auf eine kompliziertere und abwechslungsreichere Geschichte hin. Im Mesozoikum, dem Mittelalter der Erdgeschichte, wurde nämlich die alte Zentralscholle weithin überflutet. Die Ablagerungen dieser Meeresbedeckungen sind noch heute zum guten Teil im westlichen, vor allem aber nordöstlichen und östlichen Randgebiet der Zentralscholle erhalten. Insbesondere in der Kreidezeit stießen solche Meere weit ins Innere der Großscholle vor, Kartenskizzen, die der französische Geologe Douvillé entwarf, lassen das Ausmaß der verschiedenen mesozoischen Überflutungen erkennen. Für unsere Zwecke genügt es vorerst, die allgemeine Verbreitung dieser Schichttafelauflagerungen kennen zu lernen. Eine dritte Signatur zeigt uns noch jüngere Bedeckungen des alten Rumpflandes an, die in sehr flachen Becken meist aus (tertiären) Süßwasserablagerungen bestehen. Die horizontale Lagerung dieser Seeabsätze erzeugt z. B. in Altkastilien und Neukastilien zusammen mit noch jüngeren Überstreuungen die idealen Verflachungen des Geländes im Gegensatze zum sanften Gewell des unbedeckten, echten Rumpflandes.

Die also geschilderte Großscholle des iberischen Rumpfes wird durch das ostwestlich verlaufende Kastilische Hauptscheidegebirge in zwei annähernd



Fritz Mielert, Dortmund

Das Dourotal im nördlichen Portugal



Fritz Mielert, Dortmund

Das Tal der Sella in Asturien



Fritz Mielert, Dortmund

Picacho de Veleta, der zweithöchste Gipfel der Sierra Nevada

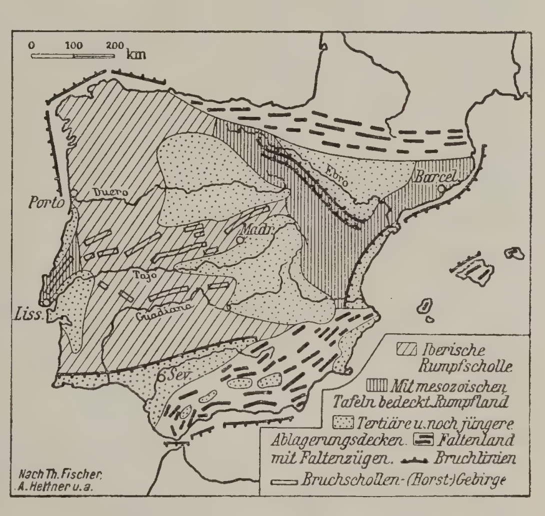


Kurt Hielscher, Berlin (aus: „Das unbekannte Spanien“)

In den Picos de Europa (Asturien)

gleich große Teile zerlegt. Beim Aufbau dieser teilweise hoch aufragenden Erhebungen kommt vermutlich Bruchbildungen der ausschlaggebende Anteil zu. Eine zweite Höhenflucht verläuft dem Hauptscheidegebirge ungefähr parallel, aber niedriger, südlich des Tejo.

Soviel zur Kenntnis der alten iberischen Großscholle. Es erübrigt noch des Baus der jüngeren Angliederungen im Nordosten und Süden zu gedenken. In tertiären Zeiten, d. h. erst als bereits die mesozoischen Tafeln den Nordosten der Großscholle bedeckten, erfolgte die Angliederung der pyrenäisch-kantabrischen Faltenzüge im Norden und der andalusischen im Süden. Beide junge, dem Alter sowie der Gestaltung nach unseren Alpen vergleichbare Faltenwürfe sind nur einseitig mit der Großscholle verwachsen. So konnte es in den spitzwinklig-dreieckigen Zwischenräumen zur Herausbildung trompetenähnlich gestalteter Tiefländer kommen, die durch junge Meeres- und Seeablagerungen eingeebnet wurden und zur Herausbildung abgesonderter Stromlandschaften Veranlassung gaben. Ein Unterschied tritt uns freilich sofort bei Betrachtung unseres Kärtchens entgegen. Während sich nämlich das andalusische Becken frei zum Ozean, der es noch im Tertiär durchflutete, öffnet, ist im Ebroniederungsgebiet die Ozeanfront durch querende Höhenzüge verbarrikadiert. Ich habe dies abriegelnde katalonische Gebirge nicht ohne Bedenken zum mesozoisch bedeckten Schollenland gezogen; schien mir doch nach Fischer und neueren Angaben, daß dort Bruchbildung den Einfluß der nicht fehlenden Faltungskräfte noch überbiete. Doch dürfte es bei dem heutigen Stande unseres Wissens weder hier noch im kantabrisch-asturischen System möglich sein, zwischen dem Wirkungsbereich dieser beiden Kräftegruppen reinlich zu scheiden. Jugendlicher, tertiärer Entstehung sind endlich die Brüche, welche die heutige Küstengestaltung im Süden und in Katalonien mit bedingt haben.



Der Bauplan der Halbinsel

Nach dieser Schilderung des grundlegenden Bauplanes unserer Halbinsel ist nur noch ein kleiner Schritt notwendig, um die Hauptzüge des heutigen Reliefs zu erfassen. Trotz mancher Unklarheit im Einzelnen ist gerade in unserem Erdraum noch den heutigen Formen ein selten klares Durchleuchten des Werdegangs im Großen abzulesen. Die Flußsysteme können uns bei der Formbetrachtung teilweise erwünschte Führerdienste leisten.

Die Hauptachse der heutigen Entwässerung verläuft, wie unsere Skizze der Flußgebiete (S. 83) klar erkennen läßt, vom mittleren Norden zunächst gegen Südosten, um dann von einem auffälligen Quellknotengebiet aus in allgemeine Südrichtung überzuspringen. Das großräumigere Land im Westen dieser Scheidelinie sendet seine Gewässer in den Atlantik, das viel schmälere im Osten zum

Mittelmeer, dem daher nur im Nordosten ein bedeutendes Einzugsgebiet tributpflichtig ist. Klar hebt sich somit der uns schon bekannte, meist mit mesozoischen Tafeln bedeckte, nordöstliche Rand des Rumpflands als wasserscheidender Wall heraus. Dies breit hingelagerte Erhebungsgebiet, das mit seinen über 55 000 qkm mehr als $^1/_{10}$ der Fläche Gesamtspaniens einnimmt, ist im Einzelnen sehr vielgestaltig. Mit Durchschnittshöhen von mehr als 1000 m steigt es in einzelnen Massiven noch über 2200 m an. Die höchsten Teile liegen im Nordosten, dem Abbruch zur Ebroniederung genähert. Der einheitliche Name „östliches oder nordöstliches Randgebirge“ für dies gesamte Hoch-System, das gegen Süden abklingt, ist vom hydrographischen Standpunkte aus jedenfalls erlaubt.

Von dieser mächtigen, breiten Achse aus fällt das Land gegen Westen zu in sehr allmählich sich senkenden Hochflächen ab; die Flußläufe des Duero, Tajo, Guadiana folgen der allgemeinen Abdachung. Doch wir brauchen uns nur diese Flußsysteme etwas näher anzusehen, um zu erkennen, daß regelmäßig gestaltete Verzweigungen der Oberläufe in verschmälerte, teilweise nebenflußärmere Mittel- und Unterläufe übergehen. Besonders lehrreich ist die Betrachtung des wundervoll harmonisch entwickelten Gewässernetzes im flachen, altkastilischen Becken des Duero etwa im Gegensatz zu der verhältnismäßig schmalen Furche des mittleren Tajosystems. Letzteres muß sich zwischen den genäherten Erhebungen des Hauptscheidegebirges im Norden und den ähnlich gebildeten, niedrigeren Bergen der Montes de Toledo hindurchzwängen. Einen durchbrechenden Fluß hat daher Fischer mit Recht diesen großenteils schluchtenartig eingekerbten Strom genannt. Einen Schlüssel zum besseren Verständnis der Flußgestaltung des Westens bildet der Gedanke, daß sich diese drei Ströme, vom Ostrande herabkommend, zunächst in den hochgelegenen, flachen Landschaften von Alt- und Neukastilien gewissermaßen breit machen können. Weiter im Westen werden sie von der Anziehungskraft des tieferen Meeresspiegels erfaßt, so daß sie sich in starkem Gefälle durch hartes Gestein hindurchsägen. Diese Arbeit ist heute großenteils aus den flacheren, küstennahen Gebieten bis in die spanisch-portugiesischen Grenzgebiete zurückverlegt, woselbst wir noch unausgeglichen anmutende Schluchtenlandschaften vorfinden.

Noch einen Fingerzeig gibt uns das Bild der genannten westlichen drei Flußsysteme. Während nämlich nur ein Strom, der Duero, das altkastilische Becken durchzieht, wird die neukastilische Ebene nach drei Seiten hin entwässert; zwei Westflüsse, Tajo und Guadiana, sind dabei beteiligt, während der Jucar gegen Osten zum Mittelmeer zieht. Der neukastilischen Ebene fehlt somit, schon von diesem Standpunkte aus betrachtet, jene Geschlossenheit, die Altkastiliens Gelände auszeichnet; ja sie wird zu einer gänzlich vagen Wasserscheide nicht nur zwischen den sich gegenseitig etwas beschränkenden Systemen des Tajo und des Guadiana, sondern auch zwischen dem ganzen Westen und Osten der Halbinsel. Der Jucar, der heute in seinem Oberlaufe, scheinbar ungewiß, wohin er sich auf der Ebenheit wenden solle, teilweise Guadianaquellflüssen parallel fließt, hat sich nämlich durch die hier minder bedeutsamen Höhen des Ostrands hindurch gefressen. Auch er wurde durch die nahe Meerestiefe in seinem Gefälle angeregt und hat so die wohl früher noch näher dem Mittelmeere gelegene Hauptwasserscheide gegen Westen zurückgeschoben. Nun verstehen wir auch besser den früher genannten auffälligen Quellknotenpunkt, der im Norden des Jucar die Wasserscheide gegen Osten ausbuchten läßt. Das Bild lebendiger Kraftwirkungen

in ihrem Kampfe steigt vor uns auf, die noch heute an der spanischen Landschaft umformend arbeiten. Dies Einfühlen in die Landschaft geschah lediglich auf Grund eines genaueren Besehens einer Flußgebietskarte und der Auswertung des viel gescholtenen, scheinbar papiernen Begriffs einer Wasserscheide.

Ebro und Guadalquivir haben unter ganz anderen Bedingungen als die bisher verfolgten Ströme der Zentralscholle ihre bedeutsamen Systeme entwickeln können. Wir haben ja schon anläßlich der Besprechung des Bauplans dieser dreieckähnlichen Zwischenländer gedacht, in die sich jene Gewässernetze harmonisch hineinschmiegen. Daß der Ebro sich, nach seinem gewundenen Unterlaufe zu urteilen, anscheinend qualvoll hindurchwinden mußte



durch die katalonische Gebirgsbarriere, während die Ebene des Guadalquivir in breiter Trompetenöffnung sich hindernislos dem Golf von Cadiz erschließt, wird aus dem besprochenen Bauplan verständlicher. Auch der Guadiana findet schließlich in noch schärferer Südablenkung den Weg zu diesem Golf. Die kleineren Flußsyteme, besonders die kurzen Küstenflüsse, haben uns weniger zu erzählen.

An wichtigen Gebirgssystemen brauche ich des kastilischen Scheidegebirges kaum nochmals Erwähnung zu tun. Duero und Tajo werden durch seine Züge gewaltsamer geschieden, als dies den niedrigeren, freilich durch ihre Öde gleichwohl trennenden Erhebungen der Montes de Toledo für das Tajo- und Guadianagebiet möglich ist. An Gipfelaufragung wetteifern mit dem Hauptscheidegebirge die asturisch-kantabrischen Ketten, welche die Halbinsel gleichsam feindselig gegen das Meer im Norden aufgetürmt hat. Im Osten

reichen sie den Pyrenäen die Hand, im Westen wachsen sie sich als breit ausladende Hochländer von Galicien und Nordportugal zum Nordwestpfeiler unseres Gesamtgebietes aus. Endlich sind die rund 3400 und 3500 m erreichenden Kolosse der Pyrenäen im Norden und der andalusischen Faltenketten im Süden zu erwähnen, die mit ihren sommerweißen Häuptern am meisten jenes Gepräge aufweisen, das wir Deutsche unter Hochgebirgscharakter verstehen. Die Sierra Morena erscheint nur von der Guadalquivirtiefe aus betrachtet als geschlossenes Gebirgssystem. In der Tat ist sie der Südrand der Zentralscholle, deutlich gezeichnet, wie schon erwähnt, durch deren alte Faltungsrichtung.

Noch ein Wort über die Küstenlandschaftsformen. An der Nordküste und in Granada nur angedeutet, säumen ebene Flächen teilweise das Gebirgsland in Katalonien, mehr noch in Valencia und Murcia; weiträumige Ausdehnung gewinnen sie im portugiesischen Westen und in Andalusien. Im Norden und Nordwesten handelt es sich um untergetauchtes Land, so daß das Meer in Gebirgsbuchten hereingreifen konnte, das Land aber nur ganz spärlich Randflächen entwickelte. Im Süden und Osten finden wir dagegen flach geschwungene Bögen, mit Steilküsten an den Vorsprüngen und flachem Schwemmland im Grunde, eine im Mittelmeer häufige Erscheinung. Die Westküste, woselbst dem nicht mehr einheitlichen Hochlande auch abgesehen von jüngsten Anschwemmungen weithin niedriges Land vorgelagert ist, verläuft im allgemeinen geradlinig. Die Rias des Nordens und die trompetenförmigen Flußmündungen des Westens bieten dem Menschen gute natürliche Häfen dar, woran die gliederungsarme Halbinsel im allgemeinen Mangel leidet.

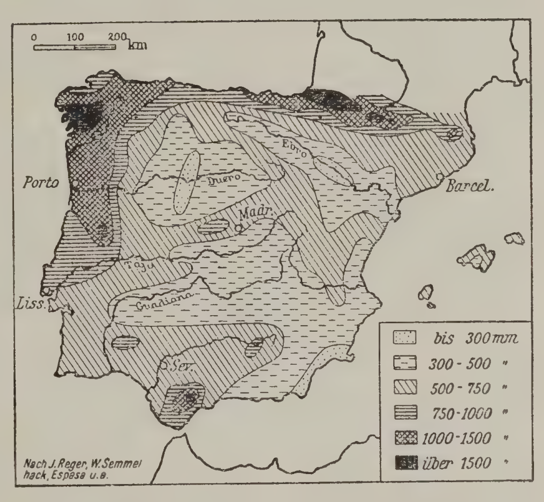
KLIMA

Das Klima unseres Erdraums wird beherrscht von den Lagebeziehungen im großen und der Eigenart des Bauplanes. Vermöge ihrer Lage hat die Halbinsel im Norden noch Teil an der atmosphärischen Zirkulation der gemäßigten Zone in Europa, die von den auch uns Deutschen gut bekannten, wesentlich westöstlich wandernden barometrischen Depressionen bestimmt wird. Feuchte, atlantische Westwinde spielen somit eine Rolle, aber noch in größerem Ausmaße wird die Halbinsel beherrscht vom Klimagang der typischen Mittelmeerländer. Letzterer ist im allgemeinen durch Milde mit vorherrschenden Winterregen ausgezeichnet. Diese einfache Zweiteilung in eine nördliche und eine südliche Großklimazone ist unschwer schon aus der Betrachtung unseres Regenkärtchens ablesbar. Diese Skizze läßt den schroffen Gegensatz zwischen dem feuchten Norden und Nordwesten und dem trockenen übrigen Lande erkennen, freilich wirken die vielen örtlichen Unterschiede, vor allem aber der Hauptgegensatz zwischen zentralen und peripheren Landesteilen vielfach störend.

Im Norden, Westen und Südwesten bespült die gewaltige Wassermasse des freien Atlantik die Küsten, im Osten und Südosten nur das kleinflächigere, allseits festlandumgürtete Mittelmeer. Das Innere des Landes lernten wir als küstenferne, noch dazu teilweise gebirgsumwallte Hochebenen kennen. Kontinentale Einflüsse können sich trotz der mäßigen Größe unserer Halbinsel im Innern geltend machen, während sich da und dort Randlandschaften dem Meere und seiner klimatischen Ausgleichswirkung erschließen. Zu diesen Gedankenreihen

paßt gut die Betrachtung der Sommer- und Wintertemperaturkarte (S. 87). Wir sehen aus dem Verlaufe der Isothermen oder Linien gleicher Temperaturen deutlich, wie das Innere der Halbinsel im Winter kälter, im Sommer heißer ist als seine Umgebung. Daher bildet es bis zu einem gewissen Grade auch ein selbständiges Gebiet der Luftdruckverteilung.

Bei Betrachtung des Temperaturkärtchens wird der Geograph unwillkürlich an Monsunländer erinnert, die im Hochsommer Gebiete der Luftauflockerung mit allseits einströmenden, feuchten See-Winden, im Winter dagegen Zentralgebiete absteigender Luftbewegung mit aus dem Innern ausströmenden trockenkalten Luftmassen darstellen. Doch schon die Niederschlagsskizze mit ihren mangelnden Regenmengen besonders in den südöstlichen Randgebieten mahnt zur Vorsicht gegenüber einer allzu schematischen Vorstellung. Wenngleich monsunähnliche Erscheinungen in unserem Gebiete nicht völlig fehlen, so ist unsere Halbinsel als Ganzes doch nicht groß genug, um die Einflüsse der allgemeinen atmosphärischen Zirkulation ausschalten zu können.



Skizze der Niederschlagsverteilung

Eine Würdigung des jährlichen Gangs der Niederschlagsverteilung im Anschlusse an Eckardts neue Untersuchungen wird uns das Klimabild unseres Gebietes anschaulicher und verständlicher machen. Wie an allen Küsten mittlerer und höherer Breiten herrschen auch hier in den Randgebieten Herbstregen, in den Binnenlandschaften Frühlingsregen vor. Der Februar pflegt aus noch nicht genügend geklärten Gründen überall mehr oder weniger trocken zu sein. Im März wird das Land zwischen dem Guadiana und dem Berglande von Granada schon reichlicher beregnet, während der Osten und Nordosten Spaniens vorerst noch trocken bleiben. Im April verschiebt sich die Regenzone von Südwesten weiter gegen das Innere, das Tajogebiet, die östliche Sierra Morena bis hinüber zum Bergland von Murcia erhalten mehr Niederschläge, während der vorher feuchtere Westen schon wieder regenärmer wird. Im Mai dehnt sich die Niederschlagszone dann noch weiter nach Nordosten aus, so daß eigentlich nur noch das hochumrandete, altkastilische Becken, das oberste Tajotal, die Ebroniederung und die Ostküste verhältnismäßig trocken bleiben. Diese charakteristische Wanderung der Regenzone von Südwest landeinwärts in nordöstlicher Richtung, also die Entwicklung der für die Binnenlandschaften bezeichnenden Frühlingsregen, ist in der Hauptsache der in gleicher Richtung fortschreitenden Erwärmung und Luftauflockerung zuzuschreiben. Diese Erklärung paßt gut zur Annahme eines kontinental-monsunähnlichen Aktionszentrums; die einseitige Herkunft so gut wie aller Regenwinde dieser Jahreszeit aus Westen, vom Atlantik, zeigt aber schon den Anteil weitergreifender, nicht rein innerspanischer Einflüsse.

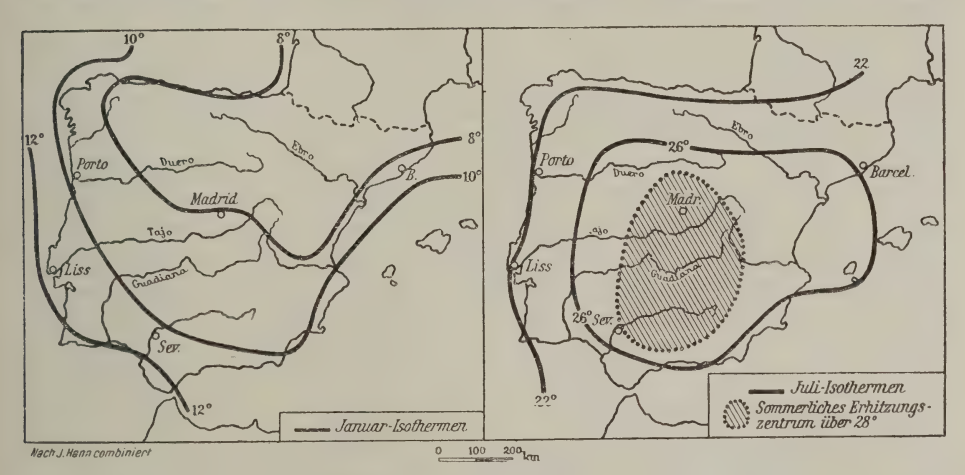
Nur im Norden der Halbinsel verstärkt monsunartige Ansaugung selbst im sonst trockenen Hochsommer noch die Regenmengen für die ja stets im Bereich der ozeanischen Westwinde gelegenen Küstenzonen. Hier werden die wassertragenden Luftmassen teilweise über den hohen Gebirgsrand ins erhitzte Binnenland hereingezogen. Da lasten sie, in kühlere Hochregionen aufsteigend, ihren Wassergehalt an den Bergschultern ab; freilich jenseits der asturisch-kantabrischen Ketten kommen sie nicht mehr als Feuchtigkeitsspender in Betracht. Im allgemeinen beginnt die Halbinsel vom September ab nach trocken-heißen Hochsommermonaten wieder feuchter zu werden. Von Nordwesten dringen regenbringende, zyklonale Luftbewegungen wieder mehr gegen das Innere vor, doch setzt nun auch im Südwesten und im Ostküstengebiet Spaniens stärkere Beregnung ein. Der Herbst bringt den Ostküstenlandschaften geradezu die Hauptregenzeit; Herbstregen lernten wir ja als typische Erscheinung mittlerer und höherer Breiten kennen. Mit zunehmender Erstarkung des zentralen, winterkalten Hochdruckgebiets des Innern wird den westöstlich wandernden feuchtigkeitsspendenden Luftwirbeln ein Widerstand entgegengesetzt, der auf unserer Halbinsel typische Winterregen nicht recht zur Entwicklung kommen läßt. Mit dem Winter wäre der Kreis des jährlichen Niederschlagsganges geschlossen, dessen Würdigung unsere Vorstellung von einem Zusammenspiel großräumiger und monsunartiger Gesetzmäßigkeiten im Klima unserer Halbinsel wesentlich bereicherte.

Als Gesamtergebnis der Betrachtung gelangen wir nach Willkomm und Hann zu einer Ausscheidung von vier Hauptklimaprovinzen unseres Erdraumes: Eine nördliche atlantische Provinz, eine Südprovinz, eine rein mittelmeerische Provinz und eine Inlandsprovinz lassen sich ziemlich ungezwungen herausschälen. Linienhaft scharfe Abgrenzungen bei Klimaregionen haben stets etwas Künstliches an sich, können sie doch nur als schematische Notbehelfe dienen zu kartographischer Festlegung anstelle der von der Natur tatsächlich gebotenen, verschieden breiten Grenz- und Übergangs-„säume“. Zwischen diesen Übergangssäumen sind die besprochenen vier Provinztypen in ihren Kernräumen jedoch klarer unterscheidbar, als ähnliches von sehr vielen anderen Klimaprovinzen der Erdoberfläche behauptet werden kann. Wie scharf ist zum Beispiel der Gegensatz zwischen den beiden Seiten des wirklich beinahe linienhaft trennenden asturisch-kantabrischen Gebirgswalles ausgeprägt! Werfen wir nur einen Blick auf unser Regenkärtchen, so erkennen wir den schroffen Gegensatz zwischen extrem trockenen und sehr feuchten Landschaften. Ein weiteres Studium des gleichen Kärtchens lehrt uns, daß auch innerhalb der gleichen Provinz nicht unbedeutende, freilich mehr örtliche Gegensätze vorkommen. Doch nun zur Abgrenzung und kurzen Charakterisierung der Provinzen selbst, die wir der Einfachheit halber einfach als „Nordprovinz“, „Südprovinz“, „Ostprovinz“ und „Binnenprovinz“ bezeichnen wollen.

Die Binnenprovinz umfaßt in erster Linie das Kerngebiet des hochgelegenen Rumpf- und Tafellandes, doch gehört auch das ganze Ebrobecken samt seiner Umrahmung noch dazu. Typisch kontinentale Charakterzüge, d. h. kalte und trockene Winter und heiße, ebenfalls trockene Sommer, treten hervor; Winterfrost in den feuchteren Höhen, mitunter sogar starke Schneelagen, große jährliche, monatliche und tägliche Temperaturausschläge gehören mit zu dem Bilde dieses innerspanischen Klimas. Die im allgemeinen so bescheidenen Regenmengen fallen noch am ergiebigsten in den stürmischeren Übergangsjahres-

zeiten, besonders im Frühling. Als reiner Typus kann besonders der abgeschlossenste Teil der Hochflächen, nämlich Altkastilien, gelten; einige besonders charakteristische Zahlen werden diese Verhältnisse illustrieren. Das Ebrobecken hat infolge seiner tieferen Lage noch höhere Sommertemperaturen als Altkastilien, freilich auch geringere Winterkälte. Die jährlichen Regenmengen veranschaulicht unser Kärtchen, ihre jahreszeitliche Verteilung wurde schon gewürdigt. Daß die Temperaturen unter sonst gleichen Umständen auf den Hochflächen südwärts allmählich ansteigen, bedarf keiner Erklärung, wohl aber dürfte es schon an dieser Stelle angebracht sein, auf die klimatische Bedeutung des annähernd westöstlich ziehenden Hauptscheidegebirges hinzuweisen. Hiervon wird die Schilderung der Einzellandschaften noch des Näheren zu berichten haben.

Zur Nordprovinz rechnen wir das Küstengebiet selbst sowie die zur Nordküste gewandten asturisch-kantabrischen und baskischen Gebirgsgehänge, dann Galicien und Portugal etwa bis zur Tajomündung, also den gesamten Nordwesten



Januar- und Julitemperaturen

der Halbinsel. Diese Provinz gehört dem ja auch uns Deutschen bekannten, westeuropäischen Klimatypus an. Atlantische West-, Nordwest-, in Galicien und Portugal vielfach Südwestwinde sind eigentlich zu allen Zeiten ergiebige Regenbringer. Die großen, stellenweise sehr großen Niederschlagsmengen geben diesem dem Ozean zugewandten Gebietsstreifen maritim gemäßigte Temperaturen mit geringen Extremen und geringen Schwankungen. Schneefall und Frost sind seltene Erscheinungen; freilich die heftigen Nord- und Nordweststürme beeinträchtigen die Annehmlichkeit des Küstenklimas.

Die Südprovinz umfaßt die Randlandschaften Südportugals, Andalusien fast ganz, den Süden von Granada und Murcia, sowie Valencia etwa bis einschließlich Alicante. Ihr Charakter wird besonders in den Küstengebieten und Talebenen durch heiße, trockene Sommer von teilweise afrikanischer Glut und milde bis warme Winter beherrscht, die noch etwas mehr Niederschläge empfangen. Die Hochgebiete des Innern sind, besonders im Winter, mehr binnenländisch geartet; teilweise kommt aber auch der Einfluß der gewaltigen Gebirgserhebung, so besonders der Sierra Nevada, zur Geltung. Nicht nur sich selbst heben diese Hochregionen aus der anders ausgestatteten niederen Umgebung heraus, auch ihre

Nachbarschaft ziehen sie vielfach machtvoll in ihren Bannkreis. Dies kann durch Windschutz, durch Einwirkung auf die Besonnung, durch vermehrten Feuchtigkeitsempfang, durch Abgabe und Aufspeicherung der Niederschläge geschehen. Das herrliche, subtropische Klima der Südküste von Granada, dem das „Schneegebirge" auch sommerlich verwertbare Wassermengen zuschickt, geht jenseits des Bannkreises der Hochgebiete ziemlich unvermittelt in den afrikanischen Typus der Südostküste der Halbinsel über. Ohne Nebel, fast ohne Wolken, so erscheint dieser dürre Küstenstreifen bis hinauf etwa gegen Alicante; Murcia und seine Umgebung wird gern als extremes Beispiel angeführt, soweit nicht künstliche Bewässerung eingriff.

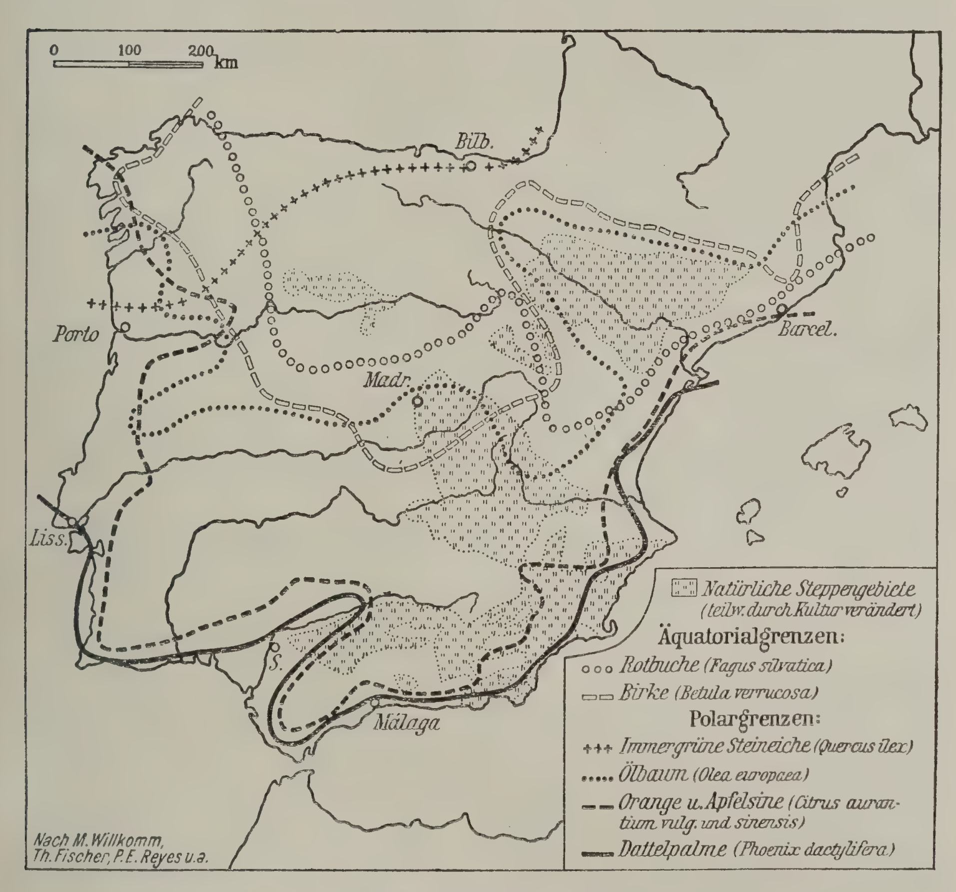
Die Ostprovinz endlich umschließt wesentlich die Mittelmeerküsten um Valencia bis hinauf in die Umgebung von Gerona und erinnert ganz an sonstige gesegnete Mittelmeerlandschaften. Warmes Klima mit vorwiegenden Winter-, hier genauer gesagt Herbstregen, nicht freilich ohne größere Temperaturschwankungen, tritt auf. Gewitter im Frühling und Herbst fehlen nicht ganz, Nebel bei Nordostwinden finden sich im nördlicheren Küstenabschnitt, überhaupt ist der Ostwind im allgemeinen der Schlechtwetterwind und Regenbringer der spanischen Ostküstengebiete. Diese Feststellung paßt wieder einigermaßen in den Rahmen der Monsunvorstellung.

Zum Abschlusse des Klimabildes unserer Halbinsel mögen noch ein paar charakteristische Zahlen folgen; wichtiger noch aber scheint mir ein nochmaliger Hinweis auf unsere Klimakärtchen, besonders die Regenskizze. Letztere bringt uns nicht nur über die Einzelausprägung der geschilderten Provinztypen weitere Anhaltspunkte, sondern auf ihr kommt ganz besonders klar noch ein Hauptcharakteristikum der Halbinsel zum Ausdruck. Ich meine die allgemeine Abnahme der Feuchtigkeit in Richtung Nordwesten—Südosten oder Galicien—Murcia. Diese Abstufung drückt sich vielleicht noch deutlicher als in den jährlichen Regenmengen in der Zahl der Regentage aus. Freilich spielt bei all diesen Großgesetzmäßigkeiten das vielgestaltige Relief unseres Erdraums noch eine modifizierende Rolle. Ich weise nur auf die Erhöhung der Niederschlagsmengen im charakteristischen Querband der Skizze hin, das dem Verlauf des Hauptscheidegebirges folgt, oder auf sein Gegenspiel, die Herabsetzung der Regenmengen im umrandeten Becken Altkastiliens.

a) Temperaturen	Binnenprov. Madrid 40° 24′ N. Breite 3° 42′ W. L. 655 m Höhe	Binnenprov. Salamanca 40° 58′ N. Breite 5° 41′ W. L. 811 m Höhe	Nordprov. Santiago 42° 53′ N. Breite 8° 34′ W. L. 270 m Höhe	Südprov. Murcia 37° 59′ N. Breite 0° 39′ W. L. 60 m Höhe	Ostprov. Barcelona 41° 22′ N. Breite 2° 9′ Ö. L. 40 m Höhe
Kältester Monat (Mittel) .	4,3° (Jan.)	2,7° (Jan.)	7,3° (Jan.)	10,1° (Jan.)	8,0° (Jan.)
Wärmster Monat (Mittel) .	24,3° (Juli)	21,8° (Juli)	18,9° (Aug.)	26,0° (Juli u. August	23,3° (Juli)
Jahr (Mittel)	13,3°	11,8°	12,7°	17,7°	15,2°
Mittl. Jahresextreme Min.	−7,6°	−9,2°	−2,2°	−1,8°	−0,8°
Mittl. Jahresextreme Max.	39,8°	39,3°	35,2°	40,0°	34,2°
b) Niederschläge					
Trockenster Monat . . .	12 mm (Juli u. August)	7 mm (August)	52 mm (Juli)	5 mm (August)	22 mm (Juli)
Feuchtester Monat . . .	47 mm (April u. Nov.)	35 mm (Mai)	197 mm (Jan.)	48 mm (Sept.)	86 mm (Sept.)
Jahr	419 mm	287 mm	1652 mm	380 mm	537 mm

PFLANZENDECKE

Die Pflanzendecke pflegt im Naturzustande ein lehrreiches Spiegelbild von Bodenbeschaffenheit und Klima eines Landes zu sein. In ihrer näheren Betrachtung haben wir also gewissermaßen ein äußerst empfindliches Instrument zur Verfügung, um die Grundbedingungen eines Landes näher kennenzulernen. In unserer Halbinsel schimmern allüberall durch das Pflanzenkleid aufs deutlichste die Züge des Bauplans und der Feuchtigkeitsverteilung hindurch.



Pflanzengeographische Skizze

Schon die Tatsache, daß diese Pflanzendecke einen recht lückenhaften Teppich der Oberflächen gerade unseres Erdraumes darstellt, gibt zu denken. Diese Lückenhaftigkeit zeigt sich schon darin, daß die sogenannten offenen Formationen — darunter wollen wir ganz allgemein Pflanzengenossenschaften verstehen, welche die Bodenunterlage nicht restlos bedecken — in unserem Lande weitaus den größten Raum einnehmen. Wechselnder Gebirgscharakter und periodische Trockenheit weiter Gebiete, besonders im Zentrum und Südosten, sind Hauptursachen dieser Mängel der grünen Decke, die sich vielfach ins Rotbraune verfärbt. Neben den häufig recht engräumig und übergangsarm sich ablösenden, verschieden ge-

arteten Formationen sei vor allem auch des außerordentlichen Formenreichtums unserer Halbinsel Erwähnung getan. In keinem gleichgroßen Lande Europas wird letzterer auch nur annähernd erreicht. Dies gilt von dem bunten Wechsel der Gattungen und Arten, unter denen sich recht viele endemische, d. h. nur diesem Lande eigentümliche, finden, aber auch den abwechslungsreichsten biologischen Anpassungen. Gerade das Überwiegen ausdauernder Gewächse, nicht selten ein Charakteristikum schwieriger Platzbehauptung im Kampf mit natürlicher Ungunst, paßt trefflich in diesen Zusammenhang. „Eine Welt für sich, eine Welt der Gegensätze", als solche wurde einleitend unsere Halbinsel vorgestellt; das Wenige schon, was wir bisher zur Kennzeichnung ihrer vegetativen Decke erfuhren, es zeigt uns aufs neue, wie treffend das Geographenauge eines Th. Fischer das Wesen unseres Erdraums erfaßt hatte.

Die Armut unseres Gebietes an hochstämmigen Waldungen (nur etwa 5—7% des Areals ist Waldland) ist zwar teilweise durch menschliche Einflüsse verschuldet, beruht aber in erster Linie darauf, daß sich so anspruchsvolle Formationen in iberischen Landschaften nur engräumig dauernd durchsetzen konnten. Die erhaltenen echten Wälder sind in der Hauptsache Nadelwälder oder teils sommer-, teils immergrüne Laubwälder. Kiefernarten überwiegen in ersteren, Rotbuche und Edelkastanie geben den sommergrünen, Eichen und Ölbäume den immergrünen Laubwäldern hauptsächlich das Gepräge. Weisen uns der Nadelwald und vor allem die Rotbuchenbestände auf den für den Norden charakteristischen westeuropäischen Klimatyp hin — man beachte die Buchen- und die ihr ähnliche Birkengrenze unserer Karte — so versetzen uns die Immergrünen ganz ins Milieu der Mittelmeerländer. Daß diese räumlich überwiegen, ist nach unserer Klimaschilderung nicht mehr auffällig.

Sträucherformationen, „monte bajo", Niederwald im weiteren Sinne, genannt, nehmen, örtlich sehr verschieden geartet, auf der Halbinsel mindestens einen ebenso großen Teil des unkultivierten Landes ein, wie die steppenähnlichen Trockenformationen. Nur Wachholderarten haben als Vertreter der Nadelbäume an der Bildung des Niederwaldes stellenweise Anteil; Zwergpalmen und Oleander sind im Süden, Brombeerhecken im Norden daran beteiligt. Vor allem aber sind Heiden recht verschiedener Zusammensetzung als Hauptbestandteile des Niederwalds zu nennen. Besonders sandig-kiesige Böden des Nordwestens, sowie Bergeshöhen beherbergen vielfach die eigentliche oder „Ericaceenheide", die nur sommergrüne „Ginsterheide" ist besonders in Niederandalusien und dem portugiesischen Südwesten verbreitet. Unter allen Ausbildungen der immergrünen Gebüschformationen ist die Cistusheide die wichtigste; weithin bedeckt sie ganze Landschaften. Die Gattung Cistus — unser Sonnenröschen gehört in diese Verwandschaft — wird spanisch „Jara" genannt, „Jarales" heißen daher ihre Verbreitungsgebiete, die so eindrucksvoll sind, daß eine ganze Landschaft in der Provinz Toledo dieser Heideform ihren Namen, „La Jara" verdankt. Tausende von Quadratkilometern sandiger Lehmböden, meist aus verwitterten alten Schiefern hervorgegangen, in Leon, Altkastilien, ganz besonders aber in Estremadura und dem portugiesischen Alemtejo sind mit diesen Jarales bedeckt. Unter den Halbsträuchern sind vor allen Thymiangewächse als wichtig für die Vegetationsdecke der Halbinsel zu nennen. Die charakteristischen „Tomillares", nach „Tomillo", dem spanischen Worte für Thymian so benannt, bedecken weite Flächen vor allem der trockenen Zentralgebiete, besonders in Nachbarschaft echter Steppen.

Die Steppen selbst kennzeichnen die Trockengebiete des Innern und des Südostens. Auf dem Tertiärboden des Ebro- und Guadalquivirbeckens, im alt- und neukastilischen Tafelland, auf den Plateaus der Terrasse von Granada und Murcia, im Seguragebiet und den südöstlichen Küstengegenden breiten sie sich aus; unsere Karte stellt die Steppenverbreitung nach einer neuen spanischen Veröffentlichung dar. Abgesehen von den altkastilisch und aragonensischen Beckengebieten finden wir somit das Steppenphänomen in der erwähnten Richtung zunehmender Trockenheit gegen den Südosten der Halbinsel in immer breiterer Entfaltung. Kalk, Gips, Mergel, Geschiebe und Sandflächen, die der Dammerde fast gänzlich entbehren, dafür aber vielfach Salz enthalten, bilden die Steppenböden. Zwei verschiedene Typen treten unter den Steppen hervor, nämlich die Salzpflanzenformation und die Espartograsländer. Letztere Form, die auf weniger salzhaltigem Boden zur Ausbildung gelangt, macht durch das in Massen auftretende Espartogras (botanisch Stipa tenacissima) einen viel einheitlicheren Eindruck als das bunte Artengemisch der Salzpflanzenformation. Das Espartogras, bald völlig ebenem, bald welligem Gelände eng angeschmiegt, findet sich in weiter Ausdehnung in der Litoralsteppe des Südostens, um Cartagena z. B., und im granadinischen Hochlande.

Neben den eigentlichen Steppengebieten beherbergt unser Erdraum auch viele steppenähnliche Übergangsgebiete. Beispiele kennen wir bereits, doch auch ausgedehnte Weidetriften machen steppenhaften Eindruck, bei deren Zustandekommen nun aber historische Veränderungen mitsprechen, ich denke an das seit Jahrhunderten geübte Herumwandern ungezählter Schafherden. Wiesen und Sümpfe, wie sie unsere deutsche Heimat kennt, fehlen bekanntlich den eigentlichen Mittelmeerländern, auf unserem Halbinselgebiet sind sie im Nordwesten und in Gebirgshochlagen jedoch noch zu finden. Sand-, Schutt-, Felsenformationen kommen natürlich auch vor, doch sollen sie bei ihrer geringen flächenhaften Bedeutung ebenso wie die mit dem Küstencharakter wechselnden Strandformationen hier nicht eingehender geschildert werden.

Dies Bild der Pflanzendecke hat wieder etwas tiefer in das Verständnis der Natur unserer Halbinsel hineingeführt; es knüpft die ersten Beziehungen zwischen dem Leben und den Lebensgrundlagen. Unser Kärtchen führt neben der Steppenverbreitung auch einige wichtige Vegetationsscheidelinien vor, gleichsam ein paar Frontlinien, die vom Kampfe westeuropäischer, mittelmeerischer, ja afrikanischer Pflanzentypen auf spanisch-portugiesischem Boden erzählen. Rotbuche und Birke greifen vom westeuropäischen Klimagebiet aus noch herein ins Tafelland mit seinem mediterranen Binnenprovinzcharakter, beide haben noch nach Altkastilien vorzustoßen vermocht; die Birke, im Westen Vorkämpferin, weicht im Osten dem Ebrobecken aus, das die Buche noch umfaßt. Recht weitgehend der Südgrenze der Birke vergleichbar verläuft die Nordgrenze des Ölbaums. Dieser typische Mittelmeerbaum, bei dem freilich vielfach auch Anbau in Frage kommt, hat sich also etwa gleichweit ins klimatische Kampfgebiet vorgewagt. Wohl kann sein Anbau sich im tiefgelegenen, also winterwärmeren Ebrobecken noch behaupten, aber die kalten Winter der altkastilischen Hochflächen stellen ihm unübersteigbare Grenzen entgegen. Die immergrüne Steineiche hat sich unter den Gewächsen mittelmeerischen Typs wesentlich weiter gegen Norden vorzuschieben gewußt als der empfindlichere Ölbaum, aber schließlich fand auch dieser zähe Kämpe im feuchtgemäßigten Nordwesten der Halbinsel

eine unbezwingbare Schranke. Interessant ist noch die Betrachtung des Verlaufs der Polargrenze der Orange. Ihr Anbau entfernt sich nur ausnahmsweise, z. B. im warmen Tiefland Andalusiens, nennenswert von der klimamäßigenden Küstennähe.

Die Dattelpalme endlich scheint Afrika nach Europa herüber gezogen zu haben, mit den Füßen im Wasser und der Krone im Feuer, so sagt ein Sprichwort, ist sie tatsächlich nur dort heimisch geworden, woselbst Glutsonne und Bodenwasser zur Verfügung standen; der noch aus arabischen Zeiten stammende Palmenhain von Elche hat in Europa nicht seinesgleichen. Mit dieser Kartenbetrachtung sind wir aus der Würdigung der „natürlichen" Pflanzendecke, die uns, so weit sich dies in einem Altkulturlande durchführen läßt, vorerst wesentlich beschäftigen sollte, schon hinübergeglitten in einige Fragen künstlichen Anbaus. Letzterer soll uns eingehender erst im Zusammenhange mit der Wirtschaftsentwicklung der Halbinsel beschäftigen.

Im Anschlusse an die natürliche Vegetation, sei noch mit ein paar Worten der Tierwelt unseres Gebietes gedacht. Auch in deren Zusammensetzung macht sich die Änderung in nordsüdlicher Richtung geltend, wie die Pflanzen sind auch die Tiere des Nordens in Wald und Feld etwa dieselben wie bei uns. Je weiter wir aber nach Süden und vor allem nach dem Innern der Halbinsel vordringen, um so mehr treten an Stelle der auch in Mitteleuropa noch verbreiteten Formen einheimische oder an Afrika gemahnende Arten, es sei nur an Pantherluchs und Genettkatze, Chamäleon und Aasgeier erinnert. Man kann die Halbinsel in verschiedene tiergeographische Regionen gliedern. Von ihnen ähnelt die pyrenäische und die kantabrische Region am meisten dem übrigen Europa, während schon die galicische Region stärkere Beziehungen zum Innern aufweist. Auch die Tiergeographie ist ein Abbild physisch-geographischer Sonderentwicklung. Wieder erscheint das Heraustreten des Gegensatzes zwischen Zentralgebieten und periphischen Landschaften deutlich genug. Die geologisch wie klimatisch als Zwischen- und Übergangsländer gekennzeichneten Niederungsgebiete des Ebro und des Guadalquivir sind auch in der Tiergeographie als abgegliederte Teilräume wieder vertreten. Allgemein kann festgestellt werden, daß die Säugetierwelt der Gegenwart ärmer ist als die der Eiszeit.

DIE HALBINSEL ALS MENSCHENLAND

Um einen Erdraum als Menschenland voll zu verstehen, bedarf es auch geschichtlicher Betrachtungsweise. Das menschliche und staatliche Werden gibt wertvolle Aufschlüsse zur Erfassung des heutigen Zustandes, der dann in seiner „Erdgebundenheit" eigentliches Betrachtungsobjekt für den Geographen darstellt. In dieser Darstellung soll daher auch das geschichtliche Moment weder bei Betrachtung der einzelnen Landschaften, noch im Gesamtüberblick ganz vernachlässigt werden, wenn es uns auch in erster Linie nicht um Herausschälung der zeitlichen, sondern der räumlichen Gebundenheiten zu tun ist. Am Schlusse sollen die heutigen Staaten und Städte der Halbinsel noch besondere Würdigung finden, in diesem Zusammenhange wird auch der geschichtlichen Entwicklung etwas näher zu gedenken sein, während wir hier nur ein paar Anhaltspunkte zur leichteren Erfassung der „kulturellen" Erscheinungen im Raume aufsuchen wollen.

Auf die älteste Bewohnerschaft der Halbinsel haben im Laufe der Geschichte Phönizier, Griechen, Karthager, Römer, später Germanen und Mauren eingewirkt. All diese Völker, besonders die beiden letzteren, hinterließen in irgendeiner Weise bis auf den heutigen Tag ihre Spuren auf spanisch-portugiesischem Boden. Oft schwer entwirrbare oder gänzlich unsichtbar gewordene Fäden verknüpfen die heutige Bevölkerung mit all diesen rassischen und kulturellen Bauelementen, die auch aus anders gearteten Ausgangsländern stammendes, fremdes Kulturgut der Halbinsel einverleibten. Ein zweites historisches Hauptmoment, das sich noch im heutigen Zustande spiegelt, ist die Erinnerung an eine glänzende Vergangenheit, die anbrach, als nach Vertreibung der, in vieler Beziehung auch gewinnbringenden, maurischen Fremdherrschaft die christlichen Halbinselvölker sich hinauswagten in ozeanische Weiten. Ihr Mut unterwarf sich gewaltige Neuländer, besonders des Westens. Doch der kühne Eroberer vergaß die zähe Sicherung des Gewonnenen, jenseits der Meere sowohl, als ganz besonders in der alten Heimat. So folgte auf eine verhältnismäßig kurze spanisch-portugiesische Glanzperiode schwerer Verfall, der sich für Jahrhunderte lähmend auf Land und Volk wälzte. Erst in den letzten Jahrzehnten machen sich aufsteigende Tendenzen bemerkbar, für die auch die Gewinne aus der von spanischer Seite streng beobachteten Neutralität während des Weltkrieges, sowie folgende Valutagunst, einen Antrieb bedeuteten.

Das heutige Wirtschaftsbild der Halbinsel kann daher nicht als fortschrittlich bezeichnet werden. Ist auch für Spanien, noch mehr für Portugal die Landwirtschaft bei weitem der wichtigste Wirtschaftszweig, so zeigt sie doch großenteils noch ziemlich ursprüngliche Formen. Über die Hälfte des Flächenraums verblieb so gut wie unproduktiv. Die Methoden des Ackerbaus, noch mehr vielleicht der Viehzucht, sind zudem fast überall, besonders in den Zentralräumen, keineswegs modern intensiv, sondern extensiv, d. h. naturhaft großflächig. Eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse ist demgegenüber für den Anbau der im einzelnen so vielgestaltigen Halbinsel charakteristisch. Diese Vielgestaltigkeit erfuhr durch stärkere Anwendung moderner Kunstmethoden mit ihrer größeren Unabhängigkeit gegenüber den natürlichen Bedingungen noch wenig Nivellierung. Wie groß die landwirtschaftlich benutzte Fläche Spaniens ist, entzieht sich zwar nach Quelle infolge geflissentlicher Falschangaben aus Steuergründen jeder sicheren Berechnung; immerhin gibt dieser Autor folgende interessante Schätzung für das Jahr 1905 wieder:

Bei einer Gesamtfläche von 50,3 Mill. ha entfallen auf:

Forsten[1]), Weideland und Steppen . . .	24,0 Mill. ha
Ackerland	16,3 „ „
Ölbaumplantagen	1,3 „ „
Weinberge	1,4 „ „
andere Kulturarten	2,6 „ „
Häuser, Wege, Wasserflächen u. a. . .	4,7 „ „

Raubbau herrscht infolge der wirtschaftlichen Unvernunft der Bevölkerung weithin vor, beklagenswert ist zudem die ausgedehnte Waldvernichtung, die sich freilich auch in anderen Gebieten Südeuropas unheilvoll geltend machte;

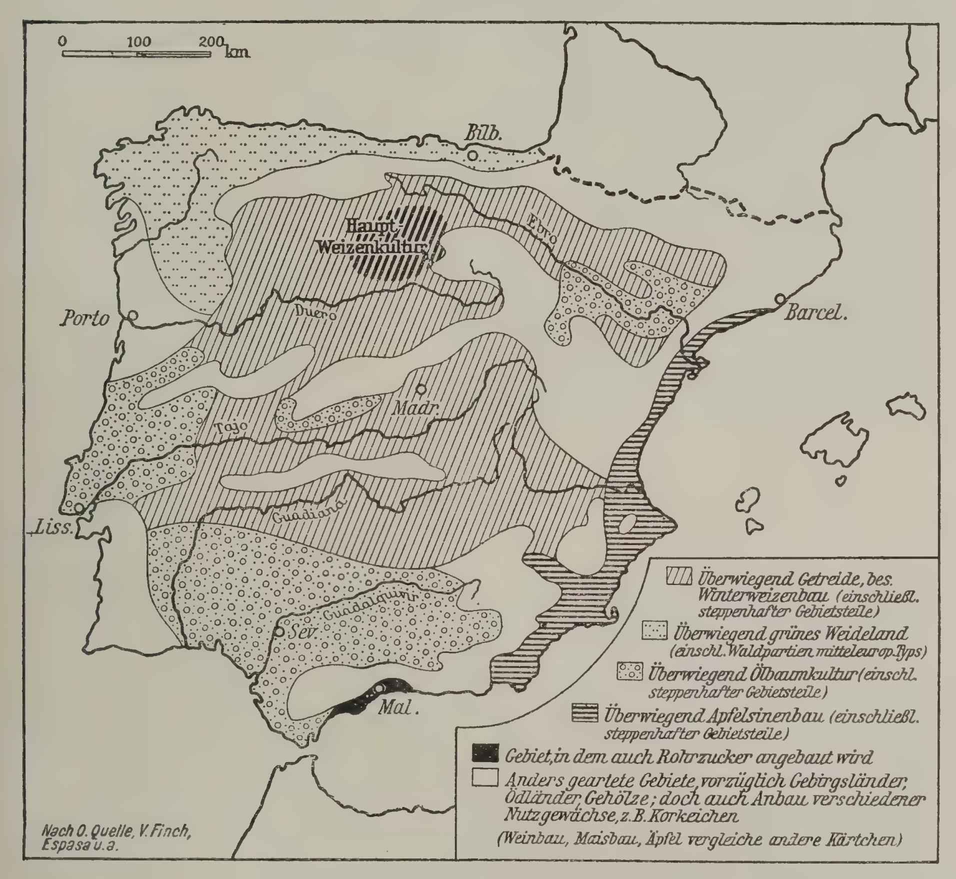
[1]) Forste sind in Spanien und Portugal wesentlich Naturwälder, denen jegliche sorgliche Bewirtschaftung fremd blieb.

die ausgedehnte Schafzucht hat gleichfalls den Ackerbau wesentlich geschädigt. Die wichtigste räumliche Gliederung der Bodenkultur ist in dem Hauptunterschied zwischen jenen Landstrichen gegeben, in denen Anbau „ohne Bewässerung" noch möglich ist und vor allem Getreidearten, Hülsenfrüchte und mitteleuropäische Fruchtbäume gezogen werden, und jenen Landstrichen, die nur mit Hilfe „künstlicher Wasserzuführung" Ernten ergeben, dann freilich in gartenartiger Fülle und Mannigfaltigkeit.

Als Anbaugebiete ohne künstliche Bewässerung kommen etwa alle Flächen in Betracht, auf denen bei günstiger jahreszeitlicher Verteilung noch mehr als 400 mm Niederschlag jährlich zu erwarten sind. Unser Niederschlagskärtchen zeigt uns, daß nicht nur der regenreiche Norden und Nordwesten der Halbinsel in dieses Gebiet fällt, sondern der überwiegende Teil der Gesamtfläche. In Altkastilien und Aragonien sind Teilräume mit geringerer atmosphärischer Benetzung vorhanden, doch nehmen diese Räume (wir dürfen nur die Kerngebiete unserer zwei ersten Regensignaturen ins Auge fassen) erst im Südosten, also jenseits des Querwalles des Hauptscheidegebirges, umfassendere Flächen ein. Es wurde eine Skizze kleinen Maßstabes beigefügt (S. 97), die uns in den eben ausgeschiedenen Trockengebieten die tatsächliche Lage der Oasen künstlicher Bewässerung, die unter dem Namen der „Huertas" und „Vegas" bekannt und berühmt sind, aufzeigen will. Nach einer Angabe von Quelle soll das Gesamtareal dieser Berieselungsgebiete schätzungsweise 10 000 qkm betragen, das wäre also rund $^1/_{50}$ des spanischen Bodens; diese Angabe mag uns andeuten, daß unsere Skizze diese Gebiete schon eher etwas zu groß als zu klein angibt.

Als Brotfrucht steht der Weizen, und zwar fast ausschließlich Winterweizen, der also die eigentliche Sommerdürre nicht zu überstehen braucht, an erster Stelle, im feuchteren Norden und Westen spielt Maisbau die Hauptrolle. Bei der extensiven Kultur sind starke Schwankungen der Erntebeträge sehr natürlich, zumal verfrühtes Einsetzen der Trockenzeit oft Mißernten hervorruft. Auf unserer Bodenbewirtschaftungskarte wurde versucht, die Hauptgetreideanbaugebiete der Halbinsel (Gerste kommt neben Winterweizen hier noch erheblich in Betracht) darzustellen. Eigentlich handelt es sich um jene Teilflächen, in denen das Wirtschaftsbild durch Getreidebau seinen Stempel erhält; Altkastilien ist die wichtigste Kornkammer der Halbinsel, die auch die größten Ernteerträge auf der Flächeneinheit erzielt. Neben Neukastilien, das Getreidebaubezirke auch gegen Westen, bis nach Portugal hinein vorschickt, und Aragonien kommen für Weizen auch noch Teile von Niederandalusien sehr wesentlich in Betracht. Wenn letztere auf genannter Karte nicht zur Darstellung gelangen, so rührt das daher, daß mir für die andalusischen Gegenden die Ölbaumkultur im allgemeinen als noch tonangebender erschien. Ähnlich wie auch in anderen Fällen wurden die von Getreideland umgebenen, noch unbestellten Steppengebiete nicht ausgeschieden. Annäherungsweise könnte dies durch Vergleich mit unserer pflanzengeographischen Skizze geschehen, doch schien mir die meist völlig unscharfe Übergangszone zwischen beiden Gebieten in der Natur eine solche Ausscheidung wenig zu empfehlen. Versucht doch hier, wie auch in anderen Steppenländern vielfach die Kultur ins Steppenbereich vorzudringen, andererseits erinnern auch Teile der Anbaugebiete, besonders nach der Aberntung, oft so stark an echte Natursteppe, daß scharfe Scheidung in jedem Sinne untunlich erscheint.

Andere Flächen dieses gleichen Kartenbildes lassen uns die Gebiete überwiegend grünen Weidelandes erkennen, es sind das ungefähr, etwas verkleinert, dieselben Flächen, die wir auch für die Maiskultur ausscheiden durften, die starke Benetzung begünstigt eben beide Arten der Bodennutzung. Von dem Ölbaum als Charakterkulturgewächs des andalusischen Südens haben wir schon gesprochen, er spielt besonders für Spanien, weniger für Portugal, eine hochwichtige Rolle in der Wirtschaft. Flußnahe Gebiete in Aragonien sowie ein Landstrich im Süden



Skizze der Hauptbodenbewirtschaftung

der höchsten Teile des Scheidegebirges, von ihm geschützt und bewässert, kommen daneben wesentlich als Ölbauländereien in Betracht; auch in Portugal weit verbreitet, ist hier der Olivenbau doch seit Jahrzehnten in ständigem Rückgange begriffen. Länder der Südfrüchte, wesentlich die Gebiete der Vegas oder Huertas, zugleich Stätten reichster Gemüsezucht, werden insbesondere durch Orangenkultur charakterisiert. Als abgesonderter, schmaler Küstenstreifen des Ostens mit einigen Einbuchtungen landeinwärts tritt uns diese Zone entgegen. Wohl sind noch größere Gebiete, in erster Linie der weitere Umkreis von Malaga, mit Orangenbäumen geziert, doch schien mir im letzteren Falle, in Übereinstimmung mit Espasas Angaben, Rohrzuckeranbau das Vorrecht zu beanspruchen.

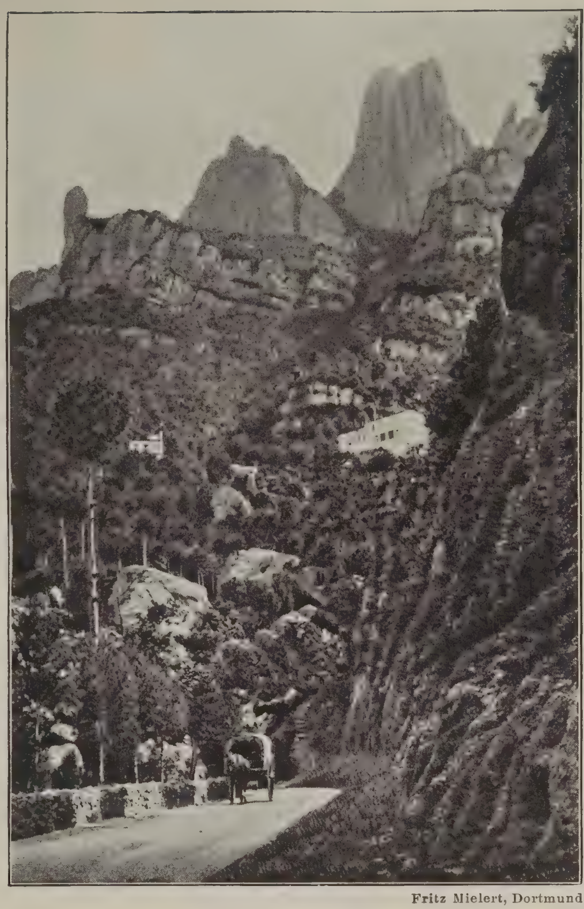
Eine derartige Flächenskizzierung kann ja niemals alles Wissenswerte veranschaulichen, muß vielmehr tunlichst nach Beschränkung auf die Hauptcharaktermerkmale der Teilräume streben.

Unter den Südfrüchten folgen dem Werte nach Mandeln, etwa in gleicher räumlicher Verbreitung, dem Orangenbau. Zwiebeln und spanischer Pfeffer dürfen nicht übersehen werden. Für Portugal, in dem fast überall Obst und Gemüse gezogen werden, kommt die Orangenausfuhr, bei dem starken Inlandsverbrauch, auch nicht annähernd in ähnlicher Weise wie für Spanien in Betracht; wesentlich die Südprovinz Algarve ist das Land der Südfrüchte. Die Zucht hochwertiger Apfelsorten kommt, dies versuchte ich nebenher anzudeuten, wesentlich für die Gebiete von westeuropäischem Klimatyp in Frage, wozu wir auch einige mittlere Lagen des Hauptscheidegebirgs, jener feuchteren Insel inmitten trockener Hochländer, zählen dürfen. Mit dem Weinbau, dessen „Hauptregionen" ich gleichwohl kartographisch auszuscheiden bemüht war (ganz fehlt nämlich die Rebe eigentlich nirgends auf der Halbinsel), haben wir Portugals wichtigstes Ausfuhrerzeugnis vor uns.

Trotz allerhand Schwierigkeiten, mit denen diese Kultur in Spanien in den letzten Jahrzehnten zu kämpfen hatte, ist auch für Spanien der Weinbau und seine Exportmöglichkeit eine Lebensfrage. Der Anbau übersteigt sehr erheblich den nicht geringen Eigenverbrauch des Landes, somit wird Wein, Versandtraube und Rosine zum Exportgut von größter Wichtigkeit; dies spiegelt sich auch in den Kämpfen wider, die Spanien um seine Handelsverträge führt. Endlich sei noch der Korkeichenbestände, besonders in der spanischen Provinz Gerona und Niederandalusien sowie in Südportugal Erwähnung getan, doch auch des Gewächses der erwähnten Espartosteppen. Dies Gras wird nämlich außer als Verpackungsmaterial neuerdings auch zur Papier- und Seilwarenfabrikation (Papierhölzer sind ja in Spanien nicht reich vertreten) immer mehr verwendet und hat bereits Ausfuhrbedeutung gewonnen.

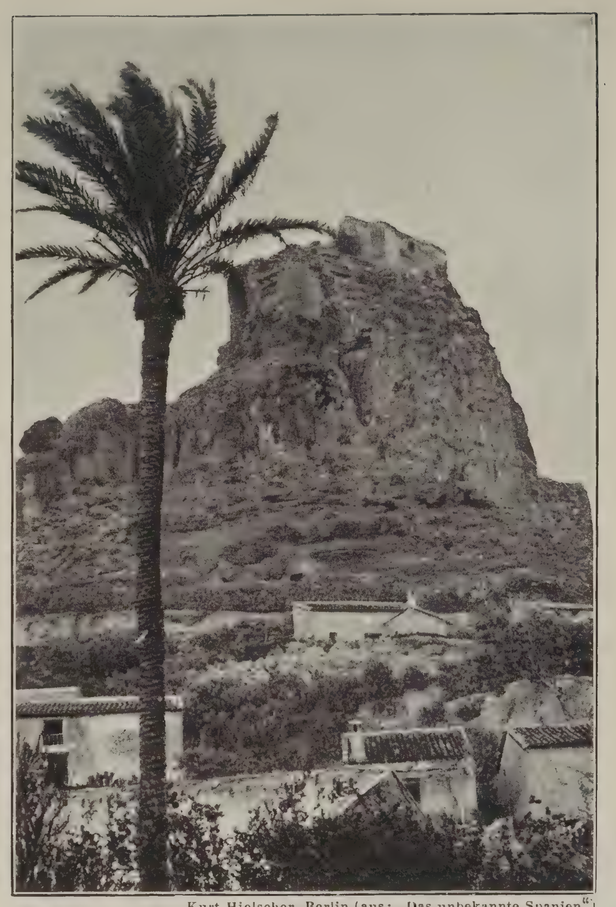
Leicht zu überblicken ist das geographische Bild der tierischen Produkte unserer Halbinsel. Wir haben schon der Weideflächen im Norden und Nordwesten unseres Erdraums Erwähnung getan. Noch im Hochsommer grüne Wiesen und winterliche Heuvorräte begünstigen daselbst eine Viehzucht, die in erster Linie auf Rinder, ganz wie bei uns, abzielt. Daneben hat das Schwein hier, wie gewöhnlich in Gebieten mit Maisbau, erhebliche Bedeutung, doch pflegt z. B. auch Estremadura diese Zuchtart, wobei Eichelmast, ähnlich wie dereinst auch in unserem Vaterlande, eine Rolle spielt. In erster Linie charakteristisch für die Hochländer des Inneren, mit ihrer periodisch stark ausgeprägten Trockenheit, ist die Zucht des genügsamen Schafes. Die Wanderungen der Schafherden, die der jeweils verwendbareren Weide folgen, sind in traditioneller Weise an die jahreszeitliche Niederschlagsgunst harmonisch angepaßt. Ziegen und Maultiere bilden gleichfalls charakteristische Haustiere trockener Hochländer, letztere, sowie Esel, sind im allgemeinen hier verwendbarer als das edle, aber anspruchsvollere Pferd. Etwa gleichartig wie für Spanien liegen die Viehzuchtbedingungen auch für Portugal in Übereinstimmung mit den Eigenschaften von Klima und Pflanzenkleid. Freilich wird in Portugal der Viehhaltung erst seit recht kurzer Zeit gebührende Aufmerksamkeit gewidmet.

Während die Seidenzucht nicht die alte, besonders für Spaniens Maurenzeit berühmte Höhe wahren konnte, ist der Fischfang, gerade für das „maritimere"



Fritz Mielert, Dortmund

Der Montserrat



Kurt Hielscher, Berlin (aus: „Das unbekannte Spanien“)

Monte Agudo in der Provinz Murcia



Anton Ziegler, München

Zigeunerwohnungen auf dem Albaicin bei Granada (Aloe, Kakteendickicht usw.)

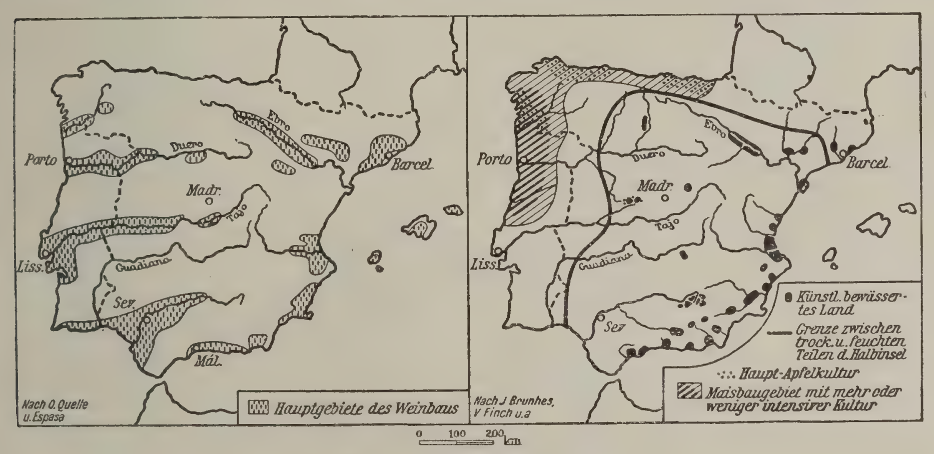


Kurt Hielscher, Berlin (aus: „Das unbekannte Spanien“)

Steineichen in der Sierra Nevada

Portugal, doch auch für Spanien, von Wichtigkeit. In Portugal beschäftigt dieser Erwerbszweig gegen 40 000 Menschen mit rund 10 000 Fahrzeugen. Besonders fängt man die Sardine. Bei der Geringfügigkeit der stehenden, ja selbst der fließenden Gewässer unserer Halbinsel handelt es sich naturgemäß wesentlich um Seefischerei. Es sei bei dieser Gelegenheit des starken einheimischen Fischkonsums Erwähnung getan; ein Fischgericht irgendwelcher Art fehlt fast bei keiner Mahlzeit.

Einst das klassische Land des Bergbaus hat unser Erdraum in jenen Zeiten, in denen sein Volk sich gewöhnte hinüber zu blicken über weite Meere nach fernen Gold und Silberländern, lange die Schätze des eigenen Bodens gering geachtet. In den letzten Jahrzehnten ist dies nun allerdings wieder ganz anders geworden, aber zum Schaden der Spanier und Portugiesen ist es wesentlich landfremdes Kapital, das die Ausbeutung der liegenden Schätze in die begehrlichen Hände bekam. Unter den europäischen Ländern marschiert die Halbinsel mit an erster Stelle in der Kupfer-, Eisen-, Blei- und Quecksilberförderung. Das Kupfer wird,



Landwirtschaftliche Sonderkulturen

wie unsere Skizze der Bodenschätze und Industrien zeigt, vornehmlich im Südwesten, im spanischen Rio Tinto-Gebiet und in benachbarten portugiesischen Landschaften gewonnen. Blei und Silber spendet in größter Menge der Südosten, doch fehlt es gleichfalls nicht im Bereich der Sierra Morena, wo sich zudem die altberühmten Quecksilbergruben von Almaden finden. Eisenerze und Steinkohle, deren benachbartes Vorkommen, ja stets erst ergiebigen Gewinn verspricht, treten besonders im Norden, in den baskischen Provinzen und Asturien, in bedeutenden Mengen auf. Der Süden der Halbinsel, z. B. die Nähe von Sevilla, sowie das Gebirgsland des alten Königreichs Granada birgt Eisenerz da und dort, das kleinere Kohlenbecken von Belmez, wieder in der Sierra Morena gelegen, sei nicht vergessen.

Das alte Gewerbe, einst wegen seiner Kunstfertigkeit weitbekannt, ist leider vielfach eingegangen. Die moderne Industrie hat dagegen bisher erst in einigen Landesteilen, besonders in solchen der Peripherie, energischer Fuß gefaßt. Wohl begünstigt der größere Reichtum der Randgebiete an Bodenschätzen deren Voranschreiten, doch möchte ich auf die von auswärts einwirkenden belebenden Kultureinflüsse als eigentlich treibende Kräfte das Hauptaugenmerk lenken. Es kann kein

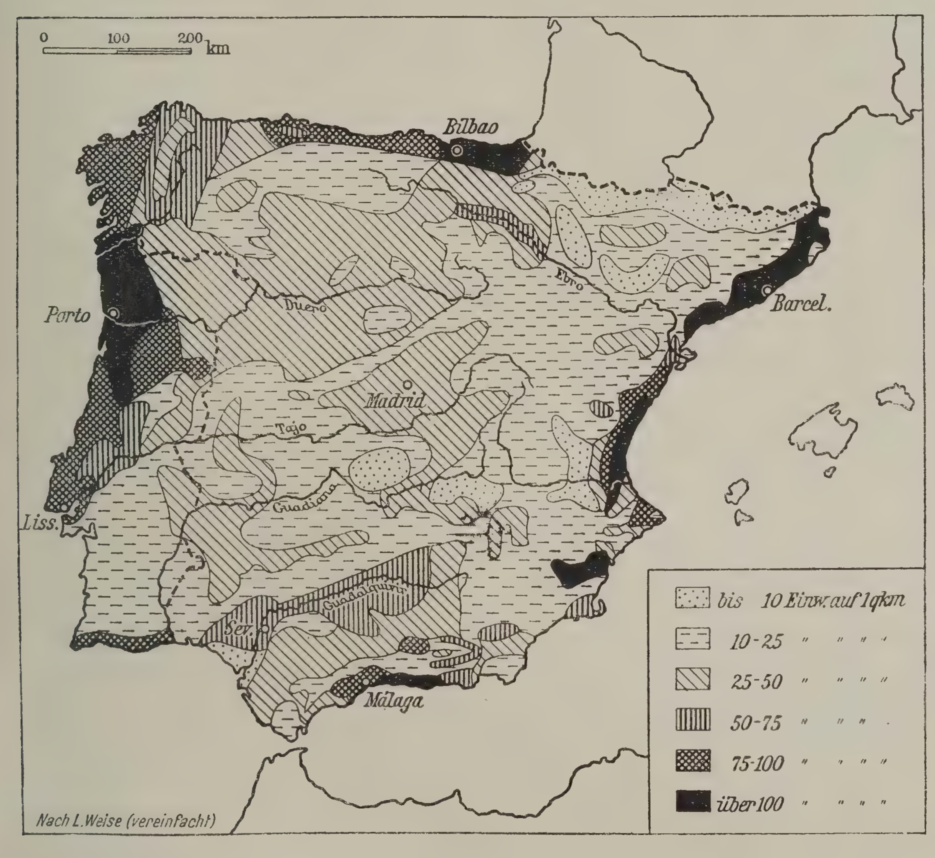
Zufall sein, daß gerade die Bewohner Kataloniens und der baskischen Provinzen industriell an der Spitze marschieren. Abgesehen vom Bannkreis der Hauptstädte, die naturgemäß zu Knotenpunkten der Einstrahlung, aber auch der Ausstrahlung moderner Einflüsse sich entwickeln mußten, wirkte in den beiden genannten fortschrittlichen Randlandschaften am regsten der Trieb zur Nachahmung des Auslandes, wobei das benachbarte Frankreich besonders als Vorbild gelten kann. Aber auch in Valencia und Ausschnitten des gesegneten Südens treten modernere



Verkehr, Erdschätze, Industrie

Wirtschaftsmethoden schon stärker hervor. Unser Kärtchen der Erdschätze läßt auch die räumliche Gruppierung der beiden wichtigsten Industriezweige, Metall- und Textilverarbeitung, übersichtlich ablesen. Daß die Einfuhr dieses erst im Anfange der Modernisierung seiner Gesamtlebenshaltung stehenden Erdraums hauptsächlich aus Fabrikaten besteht, kann nicht Wunder nehmen, ebensowenig daß Kohle und noch einige andere Rohstoffe eingeführt werden müssen. Daß aber in einem Schafzucht- und Agrarlande Wolle und Nahrungsmittel von außen hereingenommen werden müssen, ist fraglos bedenklich. Nur Eisen- und Kupfererze, Wein, Öl und Südfrüchte kommen für eine nennenswerte Ausfuhr aus Spanien in Frage; Wein, etwas Kork und Sardinen exportiert Portugal.

Das Verkehrsbild der Halbinsel ist wesentlich aus ihren Naturbedingungen leicht verständlich, aber auch hier macht sich die kulturelle Zurückgebliebenheit geltend. Die gewaltige Länge der Küste wirkt sich infolge der starken Abkammerung des Inlandes gegenüber dem wenig hafenbegünstigten Saum nicht so stark aus, als vielleicht zunächst erwartet werden könnte. Selbst in der Zeit der Kolonialblüte hat der Großteil der Halbinselvölker seine kontinentale, meerabgewandte Veranlagung nicht verleugnet. Spanien verfügte 1922 über 1,3 Mill.



Volksdichte

Reg. T. eigener Schiffstonnage, Portugal sogar nur über 286 000 Reg.-T. Dieser Schiffsraum reicht natürlich zur Bewältigung des Handels nicht aus, der somit von fremden Fahrzeugen gestützt werden muß. Die Flußschiffahrt kann bei der geringen, zudem sehr wechselnden Wasserführung der Gerinne wenig bedeuten; abgesehen vom teilweise etwas verbesserten Mündungsbereich der Hauptströme kommen nur die zwei großen Tieflandsflüsse als Binnenwasserstraßen in Betracht. Der Guadalquivir ist seit langem gut schiffbar im Unterlaufe, etwa bis Sevilla, neuerdings soll er auch wieder im Mittellaufe bis nach Cordoba für Schiffe mäßigen Tiefgangs benutzbar gemacht werden. Der Ebro, weit hinauf durch die steppenhafte aragonische Ebene von Kanälen flankiert,

7*

die freilich in erster Linie als Hauptadern der Berieselung in Frage kommen, hat heute nur noch geringe Schiffahrtsbedeutung. Die übrigen, teils sehr reißenden Hochlandsgewässer kommen trotz stellenweise vorhandener alter Kanalanlagen, z. B. in Altkastilien, heutigen Tages für den Handel nicht mehr als Lebensadern in Betracht.

Der Landverkehr hat in vielen Landesteilen mit erheblichen Geländeschwierigkeiten zu kämpfen. Einst war man fast überall auf wenig bequeme Saumwege angewiesen, die auch heute noch den Kleinverkehr im gebirgigen Gelände allein bewältigen müssen. Seit 1848 hat ein, wenn auch bis heute noch etwas weitmaschiges, so doch nicht ungünstiges Eisenbahnnetz die wichtigsten Verkehrsfunktionen übernommen. Wenn man bedenkt, daß die Halbinsel in diesen Zeiten nicht nur durch trübe politische Zustände heimgesucht war, sondern auch, daß die kontrastreiche Landesnatur den Bahnbau teilweise sehr erschwerte und verteuerte, so wird man das heutige Netz brauchbarer Schienenstränge wohl beachten dürfen. Trotzdem ist auch heute noch der Verkehr auf dem, stellenweise, z. B. in den baskischen Provinzen, gut entwickelten Straßennetz nicht geringfügig. Unsere Verkehrskarte zeigt aufs deutlichste das Konvergieren der Hauptbahnlinien gegen das zentral gelegene Madrid, hinter dem alle anderen Bahnknoten stark zurücktreten. Immerhin sammeln auch das altkastilische Becken, das Tal des Guadalquivir, Barcelona und Lissabon wichtige Schienenstränge. Eine große, europäische Hauptverkehrslinie, nämlich Paris-Bordeaux-Valladolid-Lissabon, durchquert unsere Halbinel. Die Pyrenäenmauer, die noch bis vor kurzem nur beiderseits in Küstennähe von Bahnen umgangen wurde, wird heute auch von zwei Schienensträngen überstiegen.

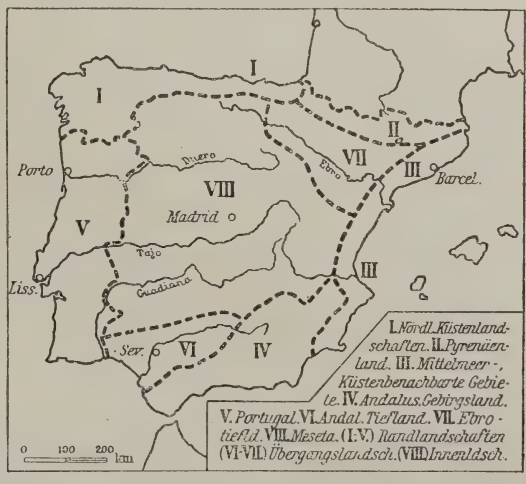
Aus dem gezeichneten Wirtschaftsbilde läßt sich nicht allzu schwer das grundlegende Verständnis für die heutige Bevölkerungsverteilung gewinnen. Unsere Karte zeigt, daß sich die Bewohnerschaft nur in verhältnismäßig beschränkten Teilräumen stärker zusammenballt. Im Innern finden wir fast durchwegs äußerst geringe Siedelungsdichte. Nicht nur die Gebirgsländer des Ostens, der dürre Südosten und der größte Teil Südportugals sind menschenarm, auch die südwestspanischen Hochländer, z. B. Estremadura, und vor allem der Bereich der Ebroniederung (natürlich nicht minder das spanische Pyrenäenland) haben es oft noch nicht zu 20 Einwohnern pro qkm gebracht. Diesen stiefmütterlich bedachten Wohnräumen gegenüber ist der größte Teil der küstennahen Gebiete weit dichter bewohnt, nur verhältnismäßig kleine Ausschnitte erreichen noch nicht 25 Einwohner auf den qkm. Als Gebiete dichtester Besiedlung treten der Nordwesten und Teile des Nordens hervor, das Gebiet von Katalonien und von Valencia, sowie Teile von Granada. Die andalusische Niederung bewahrt ihre Sonderstellung.

Endlich hat auch die geistige Kultur eines Landes erdgebundene, räumliche Beziehungen, die sich der geographischen Methode, freilich nur verhältnismäßig wenig erschließen. Wir wollen uns daher in diesem Rahmen mit einem Hinweis genügen lassen. Die starke, nicht ganz so wie manche glauben, nur äußerliche Durchdringung des spanisch-portugiesischen Kulturlebens mit geistlichen, speziell katholischen Elementen, hat teilweise starke Voreingenommenheiten ausländischer Kritiker ausgelöst. Wohl kann stark jenseitige Einstellung in einem Volke mit Veranlassung geben zu Besitzverachtung und mangelndem Erwerbsgeist, doch es dürfte angezeigt sein, gerade in unserer Zeit des weltbeherrschenden Dollar-

wahns, der auch unserem Vaterlande nicht erspart blieb, der Genügsamkeit weiter spanischer Volkskreise rühmend zu gedenken. Es gibt in Spanien (ich denke u. a. an Ausführungen in dem bekannten Buche von Lothar „Die Seele Spaniens“, dem ich sonst nicht überall hin folgen möchte) nicht unbeachtliche Kreise, welche der von West- und Mitteleuropa ausgehenden Kulturwelle nicht unbedenklich gegenüberstehen, welche wünschen: „Spanien möge spanisch bleiben“, ja sogar afrikanische Hinneigungen werden laut. Diese Stimmen geben uns nachdrücklich zu bedenken, ob denn ein überwiegend wirtschaftlich und intellektualistisch ausgeprägtes Kulturideal, an dem spanische Zustände oft gemessen wurden, restlos berechtigt sei. Ebenso dürfte es nichts schaden, wenn neben den Vielen, welche die negativen Seiten des spanischen Kulturbildes beleuchtet haben, neuerdings auch wieder spanienfreundlichere Richtungen sich durchsetzen.
Den geschätzten Büchern eines Diercks, die in katholisch-geistlichen Einflüssen fast nur Rückschrittselemente für Spanien sehen, tritt da neuerdings in L. Pfandl ein Verfechter der fördernden Einflüsse dieser Art entgegen, dessen Werk „Spanische Kultur und Sitte usw.“ den viel gelästerten Philipp II. in ganz anderem Lichte zeigt. Auch kein Geringerer als der bekannte Geograph S. Passarge hat sich nicht gescheut, den Eskorial neuerdings als Zeugen der Größe Philipp II. anzusprechen. Spanien wird uns von Passarge in künstlerischem Sinne als Kolonialland geschildert, in dem sich als national-spanische Reaktion gegenüber dekadentem Kunstimport der überaus einfache, streng klassische Herrerastil, als Ausdruck einer politisch großen und religiös tief empfindenden Zeit, entwickelte. Als Träger dieser Zeit, als größter König des spanischen Weltreiches, erscheint ihm die umstrittene Person Philipps II.

DIE EINZELLANDSCHAFTEN

Wir haben bisher unsere Halbinsel als Ganzes betrachtet. Ihre Lage, ihr Bauplan, Klima, Pflanzendecke, Tierwelt beschäftigten uns, endlich war sie auch bereits als Schauplatz menschlicher Betätigung unser Studienobjekt; es wird weiterhin unsere Aufgabe sein, uns in die Verschiedenartigkeit ihrer Einzelausstattung einigermaßen zu vertiefen. Es zeigte sich mehrfach, daß wir es mit einem vielgestaltigen Erdraum zu tun haben, „eine Welt der Gegensätze“ wurde er genannt, und die Gesamtheit der Gegensätze der Teilräume kommt zum Ausdruck in dem wechselnden Habitus der Landschaften, die wir nun näher kennen lernen sollen.



Natürliche Haupt-Landschaftsgliederung

Bei einer Zerlegung unserer Halbinsel in Einzelräume kann man in verschiedener Weise vorgehen. Doch wie man auch immer die Einzelabgliederung und Reihenfolge der Besprechung einrichten mag, ein Streit darüber erscheint mir müßig,

stets sollte man bestrebt sein, den grundlegenden Hauptunterschied recht klar in Erscheinung treten zu lassen. Ich meine den Gegensatz zwischen dem einheitlichen Zentralraum und seiner wechselnd gestalteten Peripherie, oder, wie man auch sagen kann, zwischen Innenlandschaft und Randlandschaften. Während auf diese Weise recht klar die Hauptgegensätze räumlich getrennt uns zum Bewußtsein kommen, wird ganz von selbst uns auch die Tatsache klar werden, daß jene beiden grundverschiedenen Halbinselteile nicht durchwegs engräumig aneinander grenzen, sondern daß auch Übergangsgebiete eingeschaltet sind. Wir werden bei unserer Stoffbehandlung die Halbinsel zunächst vom Nordwesten ausgehend, im Sinne des Uhrzeigers umkreisen, um dann das Andalusische und Ebrobecken als typische Übergangsländer kennen zu lernen und mit der Schilderung des Kernlandes, der Innenlandschaft, zu schließen. Auf diese Weise hoffe ich zu erreichen, daß das eigentliche Spanien, die Meseta, wie die zentralen Hochflächen nach ihrer tischähnlichen Oberfläche gerne genannt werden, uns recht verständlich und plastisch vor Augen trete, jenes Spanien, das Theobald Fischer ganz besonders im Sinne hatte, als er unseren Gesamterdraum „eine Welt für sich" genannt hat.

DIE LANDSCHAFTEN DES NORDWESTENS

Galicien. Galicien ist, wie wir schon wissen, ein Teil der „iberischen Rumpfscholle". Ähnlich wie im nördlichen Portugal nehmen hier neben den alten Schichtgesteinen granitische, aus dem Erdinnern stammende, sehr widerstandsfähige Baumaterialien einen großen Teil der Oberfläche ein. Die Höhen überschreiten zwar nicht 1200 m, aber das Gebiet ist von Flüssen stark zerschnitten. Wechselvolle Unebenheit, ohne wirklich beherrschende Systeme, charakterisiert im allgemeinen das Gelände. Die härteren Gesteinspartien erscheinen heute als höhere Rücken erhalten, während das weichere Material den von außen angreifenden, modellierenden Kräften der Abtragung bereits zum Opfer fiel. Die Rücken streichen mit Vorliebe von Südwesten nach Nordosten, die gleiche Richtung bewahrt etwa der äußere Bruchrand, der die Nordwestecke der Halbinsel abgestumpft hat. Noch auffälliger kommt diese Südwest-Nordost-Richtung in der völlig gleichlaufenden Anordnung einer ganzen Reihe von sehr tief ins Land hineingreifenden Buchten zum Ausdruck, die südlich von Kap Finisterre in die Westflanke Galiciens eingekerbt sind. Diese Randzerschlitzung, durch die das Meer bei einer Landsenkung gierig hereingriff, ging aus der Umwandlung ehemaliger Flußmündungen hervor. Der spanische Name dieser großen Felsbuchten in ziemlich hoher Gebirgslandumgebung ist „Ria". Da die Formen untergetauchter Gebirgstäler hier besonders typisch erscheinen, hat man sich daran gewöhnt, als Gattungsbegriff auch außerhalb Spaniens von Riasküsten zu sprechen.
Das Wetter ist in Galicien zu allen Jahreszeiten feucht und regnerisch (vergleiche unser Regenkärtchen), der Spanier hat daher manches Spottwort für die ewig tropfenden Gefilde um Santiago geprägt; die Temperatur zeigt maritime Ausgeglichenheit, wobei allerdings oft heftige, rauhe Winde den Aufenthalt in der Küstennähe weniger erfreulich gestalten. Nicht die gelegentlich auftretenden, immergrünen Gewächse der Mittelmeerregion bestimmen den Eindruck des Landschaftsbildes, sondern die sommergrünen Buchen-Eichenwälder, denen allerdings die zugesellte Edelkastanie schon einen südlicheren Anstrich verleiht. Höhere

Gebirgsflanken tragen Edeltannen und Kiefernbestände, Alpenrosendickicht ziert die Gehänge, feuchte Wiesen vervollständigen das Bild, das uns Deutsche gewiß nicht allzu fremd, nicht „spanisch", möchte man sagen, anmutet. Die Nordgehänge bilden im Ostteil waldreiche romantische Landschaften, im Süden breiten sich einförmigere Mulden und Hochflächen aus. Das Gebirge zeigt im übrigen viele sogenannte „Parameras", kahle Hochflächen, die in Galicien nicht selten von kleinen Hochseen belebt werden, eine für Spanien seltene Erscheinung. Der natürlichen Pflanzendecke entsprechend zeigt auch die landwirtschaftliche Nutzung dem westlichen Europa verwandte Züge. Maisbau, wie schon erwähnt, daneben Weizen und in Hochlagen Roggen wiegen neben der ausgedehnten Rinderweide vor. Keine delikaten, erlesenen Südlandsfrüchte, sondern uns Nordländern vertrautere Genüsse, wie Äpfel und Wallnüsse, sind galicische Erzeugnisse. In Römerzeiten war Galicien auch ein Goldland, Eisen-, Zinn- und Wolframerze haben heute größere bergmännische Bedeutung. Die Galicier, Gallegos genannt, sind ein kräftiger, arbeitsamer, ehrlicher Menschenschlag, die leichte, bewegliche Art des Südländers, man könnte vielleicht auch sagen Weinländers, ist ihm fremd. Mehr noch freilich ist der Zug zur See dem Volke eingeboren, als Fischer lockt es den Galicier auf schwankem Fahrzeug oft weit hinaus aus der schützenden Nähe seiner heimatlichen Buchten. Wohl bewässert, fruchtbar, von arbeitsamen Bewohnern belebt gehört dies ehemalige Königreich zu den dichtest bevölkerten Landschaften Spaniens. Vom Sil und Miño durchflossen, ist gerade durch diese Flußtäler als Verkehrswege Galicien enger mit dem übrigen Spanien verknüpft. Das von mir noch oft zu nennende Bilderwerk von Kurt Hielscher führt uns ein paar Ausschnitte der Riasküste unserer Landschaft vor Augen. Da breitet sich vor uns die Bucht von Pontevedra aus, in üppiges Grün gebettet; ein typisches Fischerfahrzeug, natürlich ein kleiner Segler, liegt am Strande vor Anker; das nächste Bild, „Spiel der Wellen" zubenannt, will uns von der Gewalt der die talartigen Riaseinschnitte benagenden Meereswoge erzählen. Der Hafen von Vigo kann wesentlich als Stimmungserzeuger gewertet werden, nur Weniges von Vegetation und Küstengestaltung läßt er erkennen, endlich die Kathedrale von Santiago de Campostela, eines weltberühmten Wallfahrtsortes, spricht zum Beschauer in der Sprache des romanischen Stils; groß und aus einem Guß, ist dieser Bau für zahlreiche andere Kirchen Spaniens Vorbild geworden, ich denke etwa an S. Pedro in Avila.

Asturien. Im Osten des Miño verwandelt sich das geschilderte, unregelmäßige galicische Bergland in ein ausgesprochenes Kettengebirge. Es zieht unter dem Namen „asturisch-kantabrisches" Gebirge der Küste annähernd parallel in mittlerer Kammentfernung von etwa 30—60 km. Ist auch die geologische Stellung dieser Züge zum Rumpfland und den Pyrenäen nicht völlig geklärt, so dürfen wir doch geographisch das Kantabrische Gebirge von den Pyrenäen unbedingt trennen. Der geschlossene Hauptkamm bildet die Wasserscheide zwischen den ungemein feuchten und vegetationsreichen Nordgehängen und den dürren Hochflächen des Südens. Im wilden, verkarsteten Kalkhochgebirge eingebettet liegt der tiefe Talkessel von Liebana. Seine mit gletscherartigen Firnflecken und Bergseen geschmückte Umrahmung erreicht in den Peñas de Europa die stattliche Höhe von 2642 m. Wichtig ist das Auftreten des einzig bedeutenden Kohlenreviers Spaniens, nebst Eisen, Kupfer, Blei und Zinklagerstätten im Längstal von Oviedo, dem fruchtbaren Herzland des dereinstigen Fürstentums Asturien.

Als Verkehrsweg besitzt der Einschnitt des Besayatals große Bedeutung. Ihm folgt heute eine Eisenbahn, die den Ebro nahe seinem Ursprunge kreuzt, wo sich der Fluß noch nicht tief in seine Umgebung eingeschnitten hat; weiter im Osten wären bereits „zwei" Höhenzüge zu übersteigen. Nicht zuletzt die mauergleichen Aufragungen im Westen dieses Einschnittes geben diesem Verkehrsdurchgang erhöhte Bedeutung; man hat somit nicht mit Unrecht den Kopfpunkt dieser Verkehrsader, Santander, als eigentlichen Hafen von Madrid bezeichnet. Als Ausfuhrhafen der Hochlandsprodukte, vor allem Weizen, Mehl, Wolle, kommt Santander in Betracht, doch mehr noch für Eisen- und Zinkerze, auch Metallverarbeitung spielt daselbst eine Rolle. Auf eine Reihe instruktiver Bilder, aus der Gegend um Santander, Potes und den Peñas de Europa, wieder bei Hielscher, sei ausdrücklich zur Illustration des Gesagten hingewiesen; eine Römerbrücke hat uns zudem noch von alten Kultureinstrahlungen in dieser Gegend zu erzählen.

Baskenland. Wer von San Sebastian nach Madrid oder Bilbao reist, durchfährt stundenlang Gebirgslandschaften, die bald an die lieblichen süddeutschen Berggebiete, bald an Südtirol erinnern. Grün prangende Hügel, weithin schimmerndes Gold der Getreidefelder, wie mit Perlmutter gemalte Berge voll kantiger Formen und ein opalfarbenes, buchtenreiches Meer, das ist das Gesicht der Landschaft im Baskenlande. Die Basken sind einer der ältesten Volkstypen der Halbinsel; sie gehören wohl einem noch älteren Bevölkerungselement an als die von Süden her sich ausbreitenden Iberer, zu denen sie sprachlich einige Beziehungen aufweisen. Körperlich sind die Basken, die insgesamt gegen 700 000 Köpfe zählen mögen, ein kräftiger Menschenschlag; so sagt eine spanische Redensart „laufen wie ein Baske". Einst wesentlich Ackerbauern und Hirten, haben sie sich in den Maurenkämpfen durch besondere Kriegstüchtigkeit ausgezeichnet. Der Freiheitsdrang des Volkes, der unter anderem die Basken auch zu den Helfershelfern der Karlisten machte, kommt auch in sozialen Einrichtungen zum Ausdruck, z. B. in der Gleichberechtigung der Frau. Unternehmungslust im Zusammenhang mit der Küstenbeschaffenheit und der verhältnismäßig guten Durchgängigkeit des Ländchens machte die Basken auch zu hervorragenden Seeleuten. Sie sollen die ersten europäischen Wallfischfänger in nördlichen Meeren gewesen sein, ihr Unternehmungsgeist drängte sie auch nicht selten zur Auswanderung, vorzüglich nach Mexiko und Argentinien.

Zahlreiche Rias, besonders die prächtige, flußartig gewundene Bucht von Pasages verdienen Erwähnung, hat letztere doch nicht nur oft und oft Fischerflottillen, sondern auch gewaltige Kriegsflotten beherbergt und hinausgesandt auf weite Meere. Neuerdings beweisen die Basken ihre großen Fähigkeiten auch auf industriellem Gebiete. Eisengießereien, Hochöfen, Gewehrfabriken, Papiererzeugung und Baumwollspinnerei sind in die grünen Täler eingezogen. Auch die allgemeine Volksbildung steht hier auf höherer Stufe als in den meisten übrigen spanischen Landesteilen; unter den jüngeren Leuten wird man kaum einen finden, der des Lesens und Schreibens unkundig wäre, eine sonst in spanischen Bezirken recht häufige Erscheinung. Trotz dieser Fortschrittlichkeit in guten Dingen ist dem Basken doch auch zähes Beharren eigentümlich. Ich denke u. a. an die schweren Pflüge, die Vollradkarren, letztere bei den steinigen Gründen freilich nicht ganz unzweckmäßig, an die altpatriarchalischen Tänze und Trachten dieses fleißigen, gastfreien, lebensfrohen Völkchens.



Einfahrt in den Hafen von Pasages (Guipuzcoa)

Nach Photographie von Curt Hielscher in Berlin (aus seinem Werk „Das unbekannte Spanien“)

DAS PYRENÄENLAND

Die Pyrenäen sind zwar zunächst in ihrem Gestaltungscharakter dem baskischen Gebirgslande verwandt, nehmen aber doch eine weit selbständigere Stellung ein, steigen sie doch in langer Westosterstreckung als gewaltiger Grenzwall auf zwischen den französischen Niederungen im Norden und dem spanischen Ebrobecken im Süden. Die Westpyrenäen, die meist bis zum 2504 m hohen Pic d'Anie gerechnet werden, erreichen erst im Ostteil größere Höhen, während der Westen mehr Mittelgebirgscharakter aufweist. Gut bewaldete, sanft gerundete Formen walten vor, Wegsamkeit verbindet und verband die Menschen enger mit einander, so daß hier die baskische Bevölkerung zu beiden Seiten des Gebirges sich ausbreiten konnte, ja daß sich ein Staat herausbildete, das kleine, alte Königreich Navarra. Auch heute verläuft die spanisch-französische Landesgrenze noch keinesewgs auf der wenig markanten Wasserscheide. Pamplona, im Quertal des Arga, eines Ebronebenflusses, entwickelte sich dort zur Hauptstadt des spanischen Navarra, wo sich die drei fahrbaren Pässe der Westpyrenäen vereinigen.

Zu gewaltiger Höhe steigt dann das Gebirge mauerartig auf in den Zentralpyrenäen. Hier stehen wir echtem Hochgebirgscharakter mit stark trennenden Eigenschaften gegenüber. Geringe Schartung, d. h. große Höhe der schwer passierbaren Übergänge, tritt hervor; so führt auf einer Erstreckung von 190 km keine einzige fahrbare Straße über das Gebirge. In der Eiszeit war ein großer Teil der Pyrenäen unter Gletschermassen begraben, die freilich nur ausnahmsweise über das Gebirge ins Vorland hinausgriffen. Zahlreiche kleine Hochseen, ich denke nicht zuletzt an das Massiv des Pic Carlitte, freilich gar keine größeren Talseen, wie sie unseren Alpenrand zieren, gemahnen mit wohl größerer Sicherheit als manch andere Großformen an dereinst schürfend sich betätigende Eisarbeit. Heute ist die Vergletscherung des Gebirges nur noch bescheiden und hält keinen Vergleich mit den Alpen aus. Auf französischer Seite hat man die Schneegrenze, d. h. die konstruktive Linie, die den Bereich des ewigen Schnees nach unten begrenzt, zwischen 2700 m und 2800 m Höhe angesetzt. Auf der spanischen Südseite ist die gleiche Linie erst über 3000 m zu suchen. Diese Tatsache läßt uns schon erkennen, daß sich unter solchen Umständen zu großartiger Gletscherentwicklung wenig Möglichkeit darbietet. Nur da und dort, an höher aufragenden Gipfelflanken, macht sich das Gletscherphänomen in den Pyrenäen tatsächlich geltend, kulminieren ihre Ketten doch im Pic d'Anethou schon mit 3404 m. Die Wasserscheide windet sich im Zentralgebiet vielfach hin und her, die höchsten Gipfel sind teilweise nördlich oder südlich vorgeschoben. So liegt der gewaltige, 3352 m hohe Mont Perdu schon nicht mehr in der aus ganz alten Gesteinen zusammengesetzten Zentralregion, sondern in der südlich anschließenden Kalkzone.

Waldarm erscheint das eigentliche Hochgebirge, selbst der Rasenteppisch ist keineswegs üppig zu nennen. Das sind Züge, die schon an mittelmeerische Gebirgslandschaftstypen, nicht mehr an das gemäßigte, europäische Nordland erinnern. Weit stärkere Ausprägung findet dieser Charakter der Vegetationsarmut in den spanischen Südabdachungen, während der französische Nordabfall vielfach auch nach dieser Richtung bevorzugt erscheint.

Eine Reihe von Quertälern ziehen von den Höhen der Zentralpyrenäen in die Ebroniederung herab, nicht wenige davon finden sich drunten in der Ebene im Segre zusammen. Ein solcher Gebirgsbach ist auch die Balira; an ihren Gerinnen

hat sich der volkärmste Miniaturstaat Europas entwickelt, der kleine Bauernfreistaat Andorra. Nur 6 Gemeinden katalonischer Landleute haben sich in diesem Staatswesen zusammengefunden, das sich in seiner Selbständigkeit seit dem 9. Jahrhundert erhalten konnte. Einst zu Aragonien, dann zu Frankreich gehörig, wird der primitive Staatsorganismus heute in gemeinsamer Oberhoheit von Frankreich und dem Bischofe von Urgel betreut. Wir haben hier ein sprechendes Beispiel von politischer Schutzlage vor uns, denn nur in einer so trefflich schützenden Gebirgsumwallung konnte sich ein solch zwerghaftes Staatengebilde erhalten. Mit winzigen Ausfuhrmengen von Holz, Eisenerz, Wolle und Käse, und mit Getreideeinfuhr stehen diese etwas über 5000 Einwohner auf rund 450 qkm Flächenraum, seit dem Jahre 805 unabhängig, mit der Außenwelt nur in ganz loser Verbindung.

Die Ostpyrenäen beginnen mit der großen Furche, die von Ostnordosten, im Tale des Tet, herüberzieht gegen Westsüdwesten ins Tal des schon genannten Segre, der breiten Einsattelung des 1610 m hohen Col de la Perche. Diese Sattelzone ist einer der bequemsten Pyrenäenpässe, der heute auch eine Bahnlinie zustrebt, aber daß sie zu den wenig bevölkerten Steppen Aragoniens hinüberleitet, beeinträchtigt die Bedeutung dieser Naturstraße. Der Ostteil des Gesamtgebirges, der sich schon durch seine abweichende Hauptstreichrichtung (Westsüdwest—Ostnordost) von den Zentralpyrenäen unterscheidet, erhebt sich nicht mehr so gewaltig, als wir dies etwa im Maladettamassiv kennen gelernt; doch kann man noch keineswegs von Mittelgebirgscharakter sprechen.

Im Süden lehnt sich an den Hauptkamm ein breiter Gürtel höheren Landes, das im Einzelnen noch wenig durchforscht wurde. Man kann etwa von einer großenteils aus Kalkgestein aufgebauten Zone des Mont Perdu, dann einer breiten Zone des Aragon sprechen, in der Mergel und Konglomerate vorherrschen, und endlich von einer Zone der Sierren, die noch einmal gewaltige Kalkfelsmassen aufweist. Eine der höchsten Aufragungen der letztgenannten Zone bestieg dereinst der unermüdliche Willkomm, seine Schilderung des instruktiven Rundblicks vom Gipfel aus dem Jahre 1852 mag hier folgen: „Das Panorama von dem Gipfel der Peña de Oroël ist ungemein umfassend, doch mit Ausnahme der Ansicht der Pyrenäen, welche namentlich in der glühenden Abendbeleuchtung ein unbeschreiblich imposantes Bild gewähren, kaum schön zu nennen, weil dem weiten Berglande, welches man gen Süden, Westen und Osten überschaut, der Schmuck des Anbaues und der menschlichen Wohnungen fast gänzlich fehlt und man daher nichts sieht, als walderfüllte Täler, sandige, wüste Niederungen und kahle, felsige Bergkämme. Hinter den letzten Erhebungen dieses Berglandes steigen, gleich einem grauen, düstern Nebelstreifen, die gewaltigen Ebenen des Ebrobassins oder Niederaragoniens empor, welche im fernsten Südwesten von den ungewissen Umrissen der anderthalb Tagereisen westwärts von Zaragoza auf der Grenze Altkastiliens gelegenen Sierra de Moncayo begränzt erscheinen". Diese Schilderung kennzeichnet genügend den in mehreren Wellen ausklingenden spanischen Südabfall der Pyrenäen als ein großenteils ödes, armes Land. Wohl war die Natur in diesen Ländereien nicht freigebig gegenüber den menschlichen Bewohnern, aber auch die letzteren, ehrliche, finstere Kriegergestalten, nicht ohne eine gewisse Lethargie haben bei weitem nicht Alles getan, um diese Öden nutzbar zu machen. Diesen Eindruck verstärken da und dort die Berieselungsstreifen in der Nähe der wasserreichen Pyrenäenflüsse, die mannigfache Ernten gestatten, deren Flächen aber leicht vergrößert werden könnten.

DER MITTELMEERKÜSTE BENACHBARTE GEBIETE

Katalonien. Katalonien wird vom aragonesischen Binnenlande durch das katalonische Gebirge getrennt; besser gesagt durch die ziemlich isolierten Gebirgsstöcke, deren man eine ganze Reihe unter diesem Namen zusammenfaßt. Der vielberühmte Klosterberg „Monserrat“ ist ein Beispiel dieser unvermittelt aus der Ebene aufragenden Massive. Ein Längstal, das sich zwischen die niederen Küstenzüge und die höheren Erhebungen des Berglands einschaltet, ist das eigentliche Herzland Kataloniens. Es zieht sich als fruchtbare und dicht besiedelte, breite Furche, die auch die wichtigsten Verkehrswege beherbergt, von Ampurdan bis Tarragona. Klimatisch gehört Katalonien zu den meistbegünstigten Teilen der Halbinsel. Weinbau, Olivenzucht haben große Bedeutung, die Korkeichen von Gerona sind berühmt, Bewässerung steigert auf weiten Flächen die Erträge. Die Katalonier, übrigens keine ganz echten Spanier, sondern verwandt mit den Provenzalen, sind die rührigsten Arbeiter der ganzen Halbinsel. Sie haben nicht nur den Anbau ihres Landes vorbildlich gestaltet, sie haben auch, trotz Mangel an Steinkohle und Erzlagerstätten, ihr Land zum industriereichsten der Halbinsel gemacht. Der weitere Umkreis der Hauptstadt Barcelona wurde das Zentralgebiet der spanischen Textilverarbeitung; doch auch andere Industriezweige, so Maschinen-, Glas-, Korkwarenerzeugung, erblühten daselbst. In der Nutzung des Meeres stehen die Katalonier mit obenan, obwohl die Küstenbeschaffenheit nicht bevorzugt ist. Im Mittelalter schon unter den seefahrenden Völkern des Mittelmeers berühmt, ist auch heute noch der größte Teil der spanischen Handelsflotte in katalonischen Händen. Dieses Randland zeigt uns also aufs deutlichste, wie ein begabtes, arbeitsames Volk auch mäßige Gunst der Naturbedingungen zu adeln vermag. Freilich gerade in diesem Falle haben nachbarliche Berührungen mit dem regen Erwerbsleben des südlichen Frankreich, ja auch italienische Anregungen lockend und erweckend mitgewirkt.

Valencia. Südlich des Ebrodeltas, das sich mit seinen sumpfigen Niederungen weit ins Meer hinausschiebt, beginnt die Küstenlandschaft von Valencia. Zum guten Teil drängt hier das Gebirgsland des Meseta-Ostrands nahe heran an die Küste und gibt erst im Süden breiterem Schwemmlande Raum. Das Klima ist dem katalonischen in mancher Beziehung ähnlich, doch extremer. Der größeren Trockenheit des Sommers wußte aber der rührige Valencianer durch verstärkte Sorgfalt in Durchführung und Überwachung der ausgedehnten Bewässerungsanlagen zu begegnen. Eine fein ausgebildete Wassergerichtsbarkeit mit bodenständigem, demokratischen Anstrich wacht ständig über diesem kärglich gebotenen Lebenselement der Gesamtbevölkerung. So wurde Valencia das klassiche Land der Berieselungsoasen der Halbinsel, das Land der Huertas mit ihrer wahrhaft paradiesischen Pracht, die in Europa ihresgleichen sucht. Als Beispiel solcher Üppigkeit sei etwa das Palanciatal bei Vivér und Jérica genannt. So weit das Auge reicht, sind die Talgehänge mit Weinreben bedeckt. Unterhalb dieser breiten, goldgrünen Rebenzone beginnt die bewässerte Fläche, die reizende Huerta des Talgrunds. Alle Abhänge sind, bis ans Ufer der Palancia hinab, terrassiert und mit Bäumen bepflanzt, unter deren Schatten die verschiedenartigsten Getreide- und Gemüsearten in reichster Fülle gedeihen. Große, bald durch das Gestein gesprengte, bald über Schluchten hinweggeführte Wasserleitungen mit kunstvoll angelegten Gräben und Schleusen verteilen das befruchtende Element auf alle Felder der

manchen Orts mehr als hundert Terrassenflächen. Die Ränder der Terrassen sind gern mit Maulbeer- oder Feigenbäumen bepflanzt, armdicke Weinreben schlingen sich um die Stämme und klettern bis in die Baumwipfel empor. Wo sich der Boden minder gut zu Gartenbau eignet, breiten sich Olivenhaine aus, kein Fleckchen bleibt ungenutzt. An jedem Grabenrande sieht man noch spanischen Pfeffer, Tomate, Kürbissen und andere fetten, feuchten Boden liebende Gewächse gedeihen. Dies Beispiel mag uns ein Bild geben von dem unermüdlichen Fleiße des Valencianers, der uns gemahnt, die überhebliche Phrase von dem trägen Spanier nicht zu verallgemeinern. Groß ist der Unterschied zwischen dem Anbau auf diesem bewässerten Lande und dem der unbewässerbaren Flächen, woselbst gerne Johannisbrotbäume gepflanzt werden; die Sumpfgebiete der Albufera, übrigens beliebte Jagdgründe der Valencianer, werden zu Reispflanzungen genutzt. Noch ist der Stand der Industrie in diesem so stark der „spezifischen Huertakultur" angepaßten Lande nicht zur gleichen Höhe wie in Katalonien aufgeblüht. Die Seidenindustrie von Valencia selbst, Papiererzeugung um Alcoy, Espartowebereien um Alicante, die weinberühmte Stadt, seien nur andeutungsweise erwähnt.

Murcia. Noch einmal ändert sich der Charakter bei unserer Umwanderung der Halbinsel südwärts. Die Ketten des andalusischen Systems springen im Kap de la Nao weit gegen Osten vor und berühren da und dort die Mittelmeerküste, zwischen ihren Erhebungen kleine Anschwemmungsebenen umfassend. Die Flüsse sind klein und wasserarm, dazu kommt die immer stärker ausgeprägte Sommerdürre, so daß der Kampf mit diesem Feinde andere Formen als in Valencia annehmen muß. Aufspeicherung der Frühjahrsniederschläge wird nunmehr zur Notwendigkeit, Staubecken finden Verwendung, doch steht die Wasserwirtschaft Murcias nicht mehr auf der gerühmten Höhe der Vollkommenheit wie im nördlichen, valencianischen Nachbargebiet. Die Wüstensteppe mit Espartograsflächen gewinnt so großenteils die Oberhand über die Berieselungsoasen. Afrikanische Anklänge machen sich hier breiter, Kaktusgestrüppe, die großblättrigen, zäh fleischigen Aloepflanzen und vor allem die Königin der Oasenlandschaft, die Dattelpalme; der Palmenhain von Elche ist weltbekannt. Im allgemeinen siedelt in diesem Trockenlande die Bevölkerung wieder dünner, und ihre Verteilung ist ungleichförmiger als in dem Gartenlande Valencia. Das untere Seguratal zieht in erster Linie die Besiedelung an sich. Alicante, das durch das Tal des Vinalapo besser als der vom seemännischen Standpunkte aus ungleich günstigere Hafen von Cartagena mit den Hochländern des neukastilischen Binnenlandes in Verbindung steht, ist der Haupthandelshafen Murcias.

DAS ANDALUSISCHE GEBIRGSLAND

Das andalusische Gebirgsland breitet sich im Süden der Guadalquivirniederung aus; von der Straße von Gibraltar zieht es mit nordöstlicher, später mehr östlicher Hauptstreichrichtung hinüber zum Mittelmeerrande, woselbst wir seine Ausläufer bereits in Murcia vorfanden. Das im Norden fruchtbare, im Süden dürre Bergland von Jaen stellt die nördliche Vorbergzone dieses Systems dar, das zwischen Meseta im Norden, Guadalquivirtiefland im Westen und den Hauptfaltenzügen im Süden vermittelt. Bei dem andalusischen Gesamtsystem handelt es sich um im Einzelnen recht vielgestaltige Hochgebiete, die teilweise bis zu echt

alpinen Höhen aufragen. Das Schneegebirge der berühmten Sierra Nevada trägt am auffallendsten echten Hochgebirgscharakter zur Schau. Sie kulminiert im Mulahacen mit 3481 m, doch nicht nur Sommerschnee glänzt herab von diesen Höhen, sogar ein kleiner Gletscher hat sich in einer schattenden Karmulde erhalten. Auch Reste einer vertriebenen Fremdbevölkerung haben sich in den schwer zugänglichen Verstecken dieser Hochregionen zu halten vermocht; die Alpujarras beherbergen noch heute ein Völkchen mit halbmaurischem Dialekt.
Quelle, der diese Gegenden eingehend bereiste, schildert uns die Sierra Nevada als ein teilweise im eigenen Schutte begrabenes Steppengebirge. Während seine West- und Südwestflanke noch reichlicheren Niederschlag empfängt, herrscht im Norden und Osten größte Trockenheit. Trotz allgemeiner, teils noch künstlich geförderter Waldarmut konnten doch stellenweise Kiefernbestände bis gegen 2000 m beobachtet werden, während Laubwaldungen noch etwa 100 m höher ansteigen; die letzten Zwerge (Eichen von 3—4 m Höhe) wurden bei mehr als 2500 m gefunden. Im allgemeinen sinkt das Vegetationskleid mit der zunehmenden Dürre vom feuchteren Westen gegen den trockeneren Osten allmählich ab; ähnlich von Norden gegen Süden. So finden wir also trotz allerhand Gefahren für die Pflanzendecke diese doch ziemlich kühn vorgedrungen, ja selbst der Getreidebau hat sich weit hinaufgeschoben; Roggenfelder wurden noch in 2350 m und sogar einmal bei 2500 m angetroffen. Die stärker beregnete Gebirgsflanke ist zugleich jene, welche dichtere Besiedelung aufweist, bis gegen 1700 m steigt sie da und dort empor, während Einzelsiedlungen stellenweise noch hunderte von Metern höher vordringen.

Nicht alle Teile des andalusischen Gebirgslandes können aber als so ausgesprochene Hochgebirgslandschaften gelten. Nicht nur hat der Faltenwurf in seiner Auswirkung recht ungleiche Aufragungen geschaffen, sondern diese Rücken und Kämme erfuhren auch noch nachträglich eine bunte Zerstückelung, als eine Reihe von wesentlich nordsüdlich verlaufenden Bruchlinien, heute Flußtälern, die Systeme voneinander rissen. Doch nicht nur lineare Tiefenzüge zerschlitzten den vordem wohl einheitlicher anmutenden Bau des Gebirges, sondern es kamen auch Becken von wechselvoller Gestalt und Größe zustande, die teilweise noch durch junge Aufschüttung ausgestaltet wurden. Wo sich diese Becken reichlicher natürlicher, später oft vervollkommneter Bewässerung erfreuten, entstanden gesegnete Siedlungsräume inmitten der Gebirgsumfriedung. Die berühmte Vega von Granada an den Ufern des Geuil, die letzte Zuflucht der sinkenden Maurenmacht, ist als wichtigstes Beispiel dieser Art zu nennen.

In diesem kleinen Paradies träumt als Schatzkästlein der Maurenzeit die Alhambra mit ihren gerühmten Hallen und Höfen, die heute noch an verschwundene Größe gemahnen. Das schönste aber an der Alhambra ist, so meint z. B. Israels, ihre herrliche Umgebung, die durch alle Türen und Fenster den Blick gefangen hält. Es ist dieselbe Landschaft, die ein Velasquez so oft als Hintergrund wählte, die braun-grauen Berge, durchädert von kleinen Wasserströmen, und die feine, blaue Luft mit milchweißen Streifen. Der überaus rasch wechselnde Lichteffekt jener Gebirgswelt gehört mit zum Landschaftscharakter; bald strahlt sie auf in heiße Südlandssonne getaucht, bald wird sie von gespenstigen Wolkendrachen neidvoll umlauert, bald von flammenden Blitzen tosender Gewitterstürme umbrandet. Freilich mit wunderbarer Schnelligkeit bricht nicht selten die sieggewohnte Sonne wieder durch das nächtig geballte Gewölk. Doch es fehlt auch keineswegs an

gemäßigter abgestimmten Landschaftsausschnitten. Nicht alle Beckenlandschaften, das sei noch kurz erwähnt, wetteifern in paradiesischer Pracht mit der Vega von Granada, das Becken des Guadiana menor enthält z. B. nur die unbedeutenden Städte Quadix und Baza; trostlose Steppenfluchten, teilweise von wirren Schluchtsystemen zerrissen, sind sein Anteil.

Noch einige Worte zur Einfühlung in die Fülle des südlichen Küstenstreifens. Die ganze Südküste von Gibraltar bis Almeria ist steil und nur von bogenförmigen Buchten einigermaßen gegliedert. Vom Binnenlande ist sie trotz der Gebirgsschranken nicht vollkommen abgeschlossen, wir hörten ja bereits von Querbrüchen mit Flußtälern. Ein ansehnlicher Verkehr zu den Hafenplätzen folgt diesen Bahnen. Besondere Wichtigkeit aber beansprucht die Tatsache, daß der Gebirgswall, der vollen Sonne hingebreitet, reichlicher befeuchtet wird; dies gab zu der Entwicklung blühender Terrassenkultur Veranlassung. Eine Überfülle köstlicher Südfrüchte und edlen Weines findet üppigstes Gedeihen, aber sogar Kulturen des Rohrzuckers oder der Banane haben hier eine Heimat. Almeria, einst zur Zeit regen Verkehrs mit den afrikanischen Gegengestaden eine wichtige Seestadt, hat neuerdings anregende Impulse durch den wieder erblühenden spanischen Bergbau erhalten. Die küstennahen Regionen um Almeria, noch erheblicher um Malaga, den wichtigsten Hafenplatz der Südküste, und um das schon zu Murcia gehörige Cartagena sind heute auch durch Eisen- und Erzverhüttungsindustrie wichtig geworden. Über die „Meere sperrende Zwingburg" von Gibraltar, in der sich mit selbstverständlicher Ungeniertheit natürlich der See- und Weltbeherrscher Albion eingenistet hat, sehr zum Ärgernisse der stolzen Spanier, brauche ich kein Wort mehr zu verlieren.

PORTUGAL

Portugal ist seinem Wesen nach nichts anderes als der maritimere Westabfall der Hochländer des spanischen Binnengebietes. Von Feuchtigkeit spendenden Seewinden großenteils bestrichen, unterscheidet sich sein Außenrand deutlich genug von der kontinentalen Gegensätzlichkeit und Dürre der spanischen Zentralgebiete; zwar erfolgen diese Übergänge nicht in einer Linie, sondern in breitem Saume, doch fehlt es nicht an trennenden Einschnitten, an die sich die in erster Linie geschichtlich begründete Ostgrenze des Staates Portugal anlehnen konnte. In tief eingesenkten Schluchten rauschen nämlich die drei großen Ströme, Duero, Tajo und Guadiana gerade in jenem Grenzsaum dahin, so daß ihre Täler weithin als prächtige Grenzgräben dienen können. Der kleinere Miño im galicischen Norden ist ebenfalls streckenweise Grenzfluß, obgleich sich seine Ufer sonst wenig voneinander unterscheiden. Außer dieser Naturbegrenzung scheint sich auch im Volkstume selbst eine trennende Eigenart gegenüber Spanien geltend zu machen. Mehr keltische Elemente haben sich hier erhalten, die nasalierende Aussprache des Portugiesen erinnert vielfach an das Französische. Sein abgeschliffeneres Wesen unterscheidet meist den beweglicheren Portugiesen von dem verlässigeren, aber schrofferen und selbstbewußten Spanier, besonders Kastilier.

Das gesamte Portugal läßt sich in eine Reihe von untergeordneten Landschaftstypen gliedern, in zwei Hauptteilgebiete, die wieder in Einzelgebiete zerfallen. Fürs erste zeigt sich der grundlegende Unterschied zwischen dem feuchten Norden und dem trockenen Süden des Landes, wie ihn unser Regenkärtchen deutlich

genug in Erscheinung treten läßt. Der Nordteil ist wesentlich ein Hügelland, im allgemeinen ähnlich jenem des benachbarten Galicien gestaltet. Die kalten Stürme Galiciens machen sich in Portugal jedoch kaum mehr geltend, so daß dieses ein höchst angenehmes, ausgeglichenes Klima, einen ewigen Frühling hat. Diese Zone wird gegen Süden abgeschlossen durch die Sierra de Estrella mit ihren überreichen Regengüssen. In schroffem Gegensatze zum feuchten Norden beginnt hier das niedrige, regenarme Tafelland des südlichen Portugal mit seinen armseligen Gebüschdickichten, dürren Heiden und Weidetriften. Aber aus dem Großraum dieser wenig erfreulichen, steppenähnlichen Erstreckungen heben sich zwei mehr von der Natur begünstigte Kleinlandschaften deutlich heraus: Erstlich der reicher benetzte Südrand der ausklingenden Sierra Morena, die gut angebaute, schmale Küstenlandschaft von Algarve; doch wichtiger noch für Gesamtportugal erweist sich der Umkreis des Tajo-, portugiesisch Tejo-Unterlaufes, der das eigentliche Herzland ganz Portugals darstellt. Nach seinem Austritte aus der spanischen Hochlandsumrahmung einigermaßen schiffbar geworden, wendet sich der Strom, der nun in breitem, fruchtbarem Tale dahinzieht, gegen Süden und erweitert sich vor seiner Mündung zu einem etwa 330 qkm großen Binnensee. Dies ist der prächtige Naturhafen von Lissabon, von dem aus die portugiesische Kapitale sich als eines der schönsten Städtebilder der Erde am rechten, hohen Hügelufer des Tejo emporrankt. Diese breiten Flußmündungen sind eine Besonderheit Portugals, die eine Gunst für das Land mit hafenarmer Küste bedeutet. Ihre Entstehung und Ausgestaltung als breite Trichter wird durch den starken Gezeitenhub und die überwiegend senkrecht zum Küstenverlauf gerichtete westliche Hauptwindrichtung des atlantischen Meeres verständlich. Als letzte portugiesische Teillandschaft wäre dann vielleicht noch der westliche, ziemlich schmale Küstensaum zu nennen, im wesentlichen eine öde Dünen- und Haffküste.

Ein paar Worte der Veranschaulichung seien noch gestattet. In Nordportugal läßt sich gut der Unterschied zwischen der an Galicien erinnernden Granitlandschaft und der eigentlichen Rumpfebene erkennen. Braun erzählt uns davon, daß dort, wo der lockere Granitsand von den Hängen fortgeführt ist, Verwitterungsformen auftreten, die der Geologe gerne mit übereinandergeworfenen Wollsäcken vergleicht. Die Landschaft ist öde, doch werden die wilden, grauen Blockmeere durch unübersehbare, weißblühende Ginsterheiden belebt. Nur in den Tälern sind noch spärliche Orangen- und Ölbaumkulturen zu sehen. Ganz anders wird das Gesamtbild dort, wo die tischebene, unzerschnittene Rumpffläche einsetzt. Eine dicke Verwitterungsdecke überzieht hier das Gestein, Anbau tritt auf und Eichenwälder machen sich dazwischen breit. Über den berühmten Waldpark von Bussaco und seine wechselvolle Vergangenheit berichtet Zimmermann. Die alte Hauptstadt Porto an der schluchtartig eingerissenen Mündung des wasserreichen Duero (portugiesisch Douro) sei noch kurz erwähnt. Von hier aus gehen die besseren portugiesischen Weinsorten als Portwein hinaus in die Welt. Auch etwas Textilindustrie ist um Porto heimisch geworden, das einst, als Zentrum des Norden, wesentlich auch aus dem Getreidebau der Umgebung Nutzen zog. Unweit der Universitätsstadt Coimbra werden Kohlen gewonnen.

Die nächste Umgebung Lissabons ist durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, Wein-, Reis- und Olivenbau wären hervorzuheben; doch sei auch der jungen Eisen- und Wollindustrie gedacht. Von der unvergleichlichen Verkehrslage der natürlichen Landeshauptstadt Portugals brauche ich nicht weiter zu sprechen; ist doch

gerade dieser Naturhafen erster Ordnung vom europäischen Westen hinausgereckt ins Gebiet des freien Atlantik mit seinen amerikanischen Gegengestaden.

Noch ein paar Worte über die bevorzugte kleine Küstenlandschaft Algarve. Eine mäßige Decke fruchtbarer Roterde, Schotterebenen zumeist aufgelagert, bietet die Grundlage des Getreidebaus. Ende März pflegt bereits die Blüte zu beginnen, die grünen Schoten der Johannisbrotbäume, Feigen, Orangen, Mandeln leuchten uns entgegen. Auf schlechteren Böden haben ganze Wälder von Korkeichen oder Bohnenfelder Platz gefunden. Agaven und stachelige Feigenkaktusdickichte dienen als scheidende Hecken. Bewässerung wird ausgiebig angewendet, doch unterscheidet sie sich z. B. von den im spanischen Valencia üblichen Formen. Das Wasser steht hier nämlich nicht wie dort oberflächlich zur Verfügung aus Bachgerinnen, sondern es handelt sich um Grundwasservorräte, welche erst an die Oberfläche geschafft werden müssen. Ein Maultier oder Esel muß zumeist, im Kreise sich bewegend, die lebendige Kraft liefern, so daß das Wasser dann mittels recht primitiver Schöpfräder gehoben werden kann.

Zu dieser landwirtschaftlichen Bodennutzung gesellt sich gerade im Süden auch bergbauliche Betätigung. Neben dem führenden Kupfer der Sierra Morena-Ausläufer kommen noch Zinn, silberhaltiges Bleierz, Eisen, Mangan und Antimon in Betracht. Die ergiebige Nutzwirtschaft hatte dichte Besiedelung zur Folge. Die kräftigen Gezeitenunterschiede, deren Bedeutung uns ja schon an den Flußmündungstrichtern der Westküste klar wurde, erleichtern die Anlage der auch in Spanien beliebten Salzgärten. Man läßt das Meerwasser in seichten Bodenaushebungen an der Sonne verdunsten, um das zurückbleibende Kochsalz zu verwenden; besonders die Konservierung des Fischfangs jener Küsten erfordert erhebliche Salzmengen.

DAS ANDALUSISCHE TIEFLAND

Zwischen dem Rande der Meseta, der gewöhnlich den Namen Sierra Morena führt, im Norden, dem südlichen Portugal im Westen und dem Andalusischen Faltensysteme im Süden und Südosten breitet sich die Senke Andalusiens aus, die vom Guadalquivir durchströmt wird. Dies Gebiet hat jüngst Jessen mehrfach bereist und uns eine prächtige Landeskunde geschenkt, die er Südwest-Andalusien betitelte. Seiner Führung wollen wir uns im folgenden wesentlich anvertrauen.

In den weiten Niederungen haben wir einen alten Meerbusen vor uns, dessen heute höher gelegene, östliche Teile in ein von Rinnsalen zerschnittenes Hügelland aufgelöst sind, während im Westen ein aus jungen Anschwemmungen aufgebautes, echtes Tiefland auftritt. Der Guadalquivir zeichnet sich hier durch ruhige, in die Breite strebende Wasserführung aus, weshalb er als der einzige spanische Fluß gelten kann, der der Schiffahrt brauchbare Bedingungen auf größere Strecken bietet. Das Klima, im Westen noch durch feuchte Seewinde begünstigt, nimmt im Osten des Tieflands zwischen den umrahmenden Hochregionen einen recht exzessiven, kontinentalen und trocken-heißen Charakter an, der Name „Bratpfanne" für die Stadt Cordoba illustriert diese Tatsache. Berieselungsanlagen, die freilich — seit der Maurenzeit vielfach vernachlässigt — nicht die zweckmäßige Durchbildung wie in Valencia mit seiner strebsamen Bevölkerung erhielten, erhöhen da und dort die Bodenergiebigkeit.



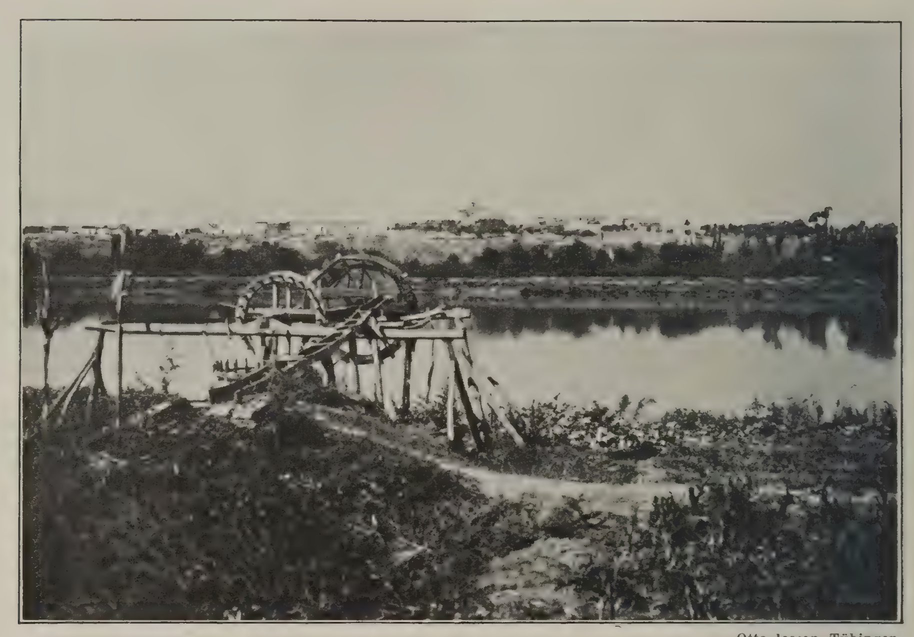
Kurt Hielscher, Berlin

Alhambra, dahinter die Sierra Nevada



Anton Ziegler, München

Tajobrücke bei Toledo



Otto Jessen, Tübingen

Der Guadalquivir bei La Puebla (unterhalb Sevilla), vorn Wasserschöpfvorrichtung



Kurt Hielscher, Berlin (aus: „Das unbekannte Spanien")

Dorf im südlichen Estremadura

Der Guadalquivir ist im allgemeinen ein Randfluß, der sich größtenteils an den durch die Sierra Morena gebildeten Abbruch der Meseta hält. Doch bleibt er nicht bis zu seiner Mündung dem Bruchrande treu, sondern biegt nördlich von Sevilla gegen Süden ab. Jessen hat gezeigt, daß der Südosten noch länger unter Meeresbedeckung geblieben sein muß als der Nordwesten, so daß wir also ein dereinstiges Gefälle gegen Süden annehmen dürfen, das wohl die Flußablenkung verschuldete. Hand in Hand mit der Hebung des Landes ging allmähliche Verlandung der Meeresbucht, wobei ein ausgedehntes Ästuar, d. h. verzweigte, trichterförmige Flußmündungsarme, entstanden. Dieses wurde dann durch eine der Hebung folgende, wenn auch schwächere Senkung teilweise in einen Haffsee verwandelt. Nach Stillstand dieser jungen Bewegungen erfolgte, durch Flußanschüttung, Gezeitenstau und nordsüdlich wirksame Küstenversetzung begünstigt, von neuem eine Verlandung, welche die heutigen Geländeformen schuf.

Die sehr ausgedehnte junge Flußniederung wird im Westen und Nordwesten von einer älteren Platte diluvialer Entstehung umsäumt und vom Meer durch ein stattliches Dünengebirge geschieden. Das Landschaftsbild, welches sich von dort aus dem Beschauer bietet, schildert Jessen folgendermaßen:

„Ist man im Schweiße seines Angesichtes durch breite Mulden und enge Täler, über sanfte Rücken und scharfe Grate, über firnharte Luvseiten und schneeweiche Sandschüttungen zu dem 113 m hohen Asperillo (einer imposanten Küstendüne) aufgestiegen, so wird man durch die wundervolle Aussicht reichlich belohnt. Der Blick umfaßt die wichtigsten Landschaftselemente des ganzen Mündungsgebietes: Im Westen das Meer, belebt durch einzelne Fischerboote und in der Ferne, weitab von der hafenlosen sandigen Küste durch größere Schiffe, die dem Guadalquivir, Cadiz oder der Straße von Gibraltar zustreben; parallel zur Küste zieht die an Formenreichtum mit dem Hochgebirge wetteifernde Dünenkette, dahinter liegt das öde, graue Diluvialplateau, und dehnen sich die tischebenen, leicht bräunlich getönten oder wie ein matter Spiegel glänzenden Marismen. Einzelne Windungen des großen Flusses und die randlichen Tertiärhöhen von Trebujena und Lebrija sind im Dunst der Ferne nur eben noch sichtbar."

Der Asperillo steht im Norden der heutigen Strommündung auf der mit jüngerem Flugsand überdeckten diluvialen (d. h. während der Eiszeit entstandenen) Deltaaufschüttung; die Marismen, aus richtigen Watten, Formen, woran auch unsere Nordseeküste so reich ist, hervorgegangen, füllen den erwähnten, alten Haffsee in einer Ausdehnung von 490 qkm aus. Sie sind öde, baumlose Flächen, die gleichmäßig auf die Provinzen Huelva, Sevilla und Cadiz übergreifen. In der Trockenzeit sind sie gefahrlos zu überschreiten, freilich in sengender Sonnenglut über die Trockenrisse des teilweise ganz kahlen Bodens und über Büschel von verdorrtem Gras und Salzpflanzen hinweg, stellenweise auch vorbei an den schon aus Algarve geschilderten Salinen. Anders im Frühjahr, wenn sich die öden Flächen mit Blüten schmücken und das Vieh darauf weidet, wobei man wohl acht haben darf auf die oft etwas ungemütlichen, grasenden Kampfstiere. In der Regenzeit werden die Überschwemmungen so groß, daß für Mensch und Vieh unpassierbare und gefährliche Moräste entstehen, die übrigens auch die sonst auf spanischem Boden fehlende Malaria beherbergen. Marismendörfer, wie Willkomm meint, gibt es nicht, nur da und dort elende Hirten-, Arbeiter- oder Zollwächterhütten.

Die Diluvialplatten dagegen sind teils mit prächtigen Pinienwäldern bestanden, teils, vermutlich dort, wo der Seewind Hochstämme nicht aufkommen läßt, mit

Macchien, einer schwer passierbaren, menschenleeren Wildnis, aber einem Dorado für den Jäger. So steril und im allgemeinen wirtschaftlich geringwertig die Marismen und die Diluvialplatten sind, so fruchtbar sind die Tertiärlandschaften. Besonders das wellige, im Mittel 50—80 m hohe, aus Mergeln bestehende Plateau, das von Coria bis gegen Sevilla steil zum Flusse abfällt, ist begünstigt. Nordwestlich setzt es sich bis an den Rand der Sierra Morena, westwärts bis an den unteren Rio Tinto fort, als einer der fruchtbarsten, bestangebauten und dichtest bevölkerten Teile Andalusiens. Ausgedehnte Weizenfelder, Wein- und Gemüsegärten, meist umschlossen von saftstrotzenden Agaven- und Opuntienhecken, wechseln mit Oliven und Orangenhainen ab.

Wer einen der niederandalusischen Orte jener Tertiärflächen gesehen hat, der kennt sie eigentlich alle. Teils in Senken, teils mitten auf dem Plateau gelegen, haben sie durchwegs städtischen Anstrich, wozu die nie fehlende Plaza im Mittelpunkte des Ortes, der zum größten Teil aus einstöckigen Häusern besteht, beiträgt. Ganz ähnlich wie Jessen das Guadalquivirland beschreibt, erzählt uns auch Wegener, freilich weniger tief schürfend, von der Umgebung der Bahnroute Cadiz-Sevilla, so daß unsere Beschreibung also im wesentlichen auch für das etwas höher gelegene Land gelten kann.

Bei Sevilla sei nur kurz der bedeutsamen Tatsache gedacht, daß sich hier für die nordsüdlich verlaufenden Landwege von jeher ein bequemer Flußübergang bot. Das alte Tartessos, das Tharsis der Bibel, wurde nach Jessens Untersuchungen dagegen wohl zu Unrecht an diesen Ort verlegt, es ist näher dem Meere an einem alten verlandeten Ufer des Guadalquivir zu suchen. Sevillas Bedeutung ist neuerdings wieder stark im Wachsen, wozu auch seine natürliche Vermittlerrolle bei der Verschiffung der reichen Erz-, besonders der Kupferschätze, des Hinterlandes erheblich beiträgt. Auch Cadiz, die schon aus Phönizierzeiten berühmte, weit in den Ozean hinausgerückte Seestadt alten Typs, hat sich am Aufblühen Gesamtspaniens beteiligt, ebenso Huelva, die Kupferexportstadt an der Rio Tintomündung. Doch werden beide Städte etwas in ihrer Entwicklung gehemmt unter dem weithin reichenden Schatten des größeren und auch auf dem Gebiete geistiger Kultur bedeutsameren Sevilla.

Oberhalb von Sevilla beginnt die Niederung des Guadalquivir allmählich immer mehr binnenländischen Charakter anzunehmen. Zudem verschälert sich auch das eigentliche Tiefland, die bergige Umrahmung tritt beiderseits näher heran, ja auch das Tiefland selbst nimmt mehr und mehr wellige Geländeformen an. Vielleicht war es gerade die exzessivere Veranlagung dieser Landesteile, welche die Mauren, an heimatlich-afrikanische Landstriche erinnernd, hierher besonders lockte, denn nicht das noch etwas maritimere Sevilla, sondern das kontinentale Cordoba mit seiner sommerlichen Glut war lange Zeit Zentralgebiet maurischer Machtentfaltung. Etwa bei Linares keilt dann das Andalusische Tiefland in das umrahmende, bereits kurz gewürdigte Bergland von Jaen aus. Nicht zufällig hat sich gerade hier, in diesem auch durch Metallindustrie bekannten Winkel, ein Knotenpunkt verschiedener Verkehrsadern entwickelt.

DAS EBROTIEFLAND

Das Ebrotiefland, der Kern des alten berühmten Königreichs Aragonien, bildet eine trogähnliche Einsenkung von dreieckigem Grundriß. Im Westen schmäler

und höher beginnend, löst es sich ostwärts mehr und mehr aus seiner Verschmelzung mit dem benachbarten Hochlande und bildet eine breite Niederung, die allerdings, wie wir schon wissen, gegen das Mittelmeer durch ein quer vorgelagertes randliches Gebirge verbaut ist. Der Geologe Born hat uns, entgegen älteren Anschauungen, neuerdings gelehrt, daß diese Niederung nicht lediglich als eine flache Schichtmulde mit Westostachse aufgefaßt werden darf. Es überwiegen vielmehr in ihrer Entstehungsgeschichte Bruchbildungen, welche das Tiefland von der höheren Nachbarschaft abtrennten.

Willkomm schildert uns den landschaftlichen Charakter also: „Während noch der letzte Absatz der malerischen, den Pyrenäen gegenüber liegenden Bergterrasse das Auge durch das anmutige Grün seines reichen Buschwerkes erfreut, tragen bereits die längs seines Fußes sich hinziehenden Ebenen den Stempel der traurigsten Öde und Nacktheit, und je mehr man sich dem Ebro nähert, desto steriler wird der Boden, desto kahler das Land. Der bei weitem größte Theil der gewaltigen Ebenen, durch welche der Ebro in vielfach gekrümmtem Laufe dem Meere entgegeneilt, besteht nämlich aus sandigen Mergeln, aus Thon und Lehm, aus Geschieben, die häufig durch ein erdiges, kalkiges Bindemittel zu einem lockeren Konglomerat verkittet sind, und aus mächtigen Ablagerungen von Gips. Letztere, desgleichen die Mergel- und Thonschichten, pflegen mit Salz geschwängert zu sein, bisweilen in einem so hohen Grade, daß sich nach Regengüssen bei heißem Sonnenschein die Oberfläche des nackten Erdreichs mit einem weißen Überzuge kristallisierten Koch- und Glaubersalzes bedeckt und die durch solches Terrain fließenden Bäche gesalzenes Wasser führen“. Keine schützende Hütte findet sich, die dem Wanderer bei den oft plötzlich heftig einsetzenden Gewitterstürmen Schutz gewähren könnte, und die längere Beschreibung klingt aus wie folgt: „Kein freundliches Grün, keine bunten Blumen, sondern nur mißfarbige, in sparsam zerstreuten Büscheln wachsende Steppenpflanzen bedecken den nackten, hellfarbigen Boden: kahl und öde dehnt sich die ebene oder hügelige Fläche, oft so weit das Auge reicht, nach allen Seiten hin aus, eine wüste, dem Ackerbau unzugängliche, und deshalb unbewohnte Salzsteppe“.

Die Hitze erreicht sehr bedeutende Grade in diesen nackten, kreideweißen, wasserlosen Gefilden, deren trauriger Landschaftscharakter noch durch den Nebelschleier der „Calina“ gesteigert werden kann. „Wie ein riesiges Gespenst“, so schreibt Willkomm anderen Ortes, „kann dann vor uns der hohe Wall des immer näher rückenden Moncayogebirges im Dämmer erscheinen, der seine Basis gänzlich verschleiert, selbst das Himmelsgewölbe mit einem durchsichtigen, grauen Dunst erfüllt. Dieser Hitzenebel läßt dann auch das Licht der Sonne nur noch gedämpft durchdringen, die Schatten aller Gegenstände erscheinen grau; lautlose Stille über der wie tot unter der Hitze schmachtenden Einöde läßt die Landschaft geradezu unheimlich erscheinen.“ Infolge der im ganzen Gebiet meist sehr spärlichen Niederschläge und der fast völlig mangelnden Vegetationsbedeckung ist an den trockenen Gehängen Schutterzeugung und Schuttransport lebhaft. Bei den doch gelegentlich eintretenden Regengüssen pflegt dann, nach Born, die abschwemmende Wirkung auf den kahlen Flächen eine sehr heftige zu sein.

Erinnert das Ebrotiefland der Lage nach auch einigermaßen an die Oberitalienische Tiefebene, so unterscheidet es sich doch auch — abgesehen von ihrem gebirgigen Abschluß gegen die Mittelmeerküste — recht erheblich von der Poebene. Während sich nämlich am Po alle Alpenübergänge vereinigen, laufen am Ebro nur einige

Pyrenäenstraßen zusammen, zu dem nicht gerade die wichtigsten. Die neuen Bahnen, welche den Pyrenäenkamm übersteigen, haben allerdings diese Verhältnisse etwas zugunsten Aragoniens verschoben. Während aber die Oberitalienische Ebene ein hervorragend üppiges Fruchtland ist, gilt dies für den größten Teil des Ebrobeckens nicht. Freilich, an Wasseradern der Ebene sind einige wenige üppige Anbaugebiete entstanden, besonders im Umkreis von Zaragoza — der berühmte Kaiserkanal dient weithin der Berieselung — und um Lerida am Segre. Hielschers Abbildungen aus Aragoniens Tiefland führen uns Beispiele von Steppenlandschaften, von wehrhaften, düsteren Städten mit ihren zähen, ungeschliffenen Bewohnern vor. Letztere können nicht gerade als Lieblinge der Fremden gelten, denen sie im Gegensatz zu den benachbarten Basken oft mit finsterem Mißtrauen begegnen; ihrer Tapferkeit und Zuverläsisgkeit dankt Spanien aber zum gut Teil die Befreiung vom Joche der landfremden Mauren. Freilich, ähnlich dem Kastilier mehr zum Krieger als zum friedlichen Arbeiter geboren, ist der Aragonier wenig geeignet, sein von der Natur kümmerlich beschenktes Heimatland durch emsigen Fleiß und gewandte Betriebsamkeit zu raschem wirtschaftlichen Aufschwung zu führen, wie es die benachbarten Katalonier und Basken verstanden haben.

DAS KERNLAND DER SPANISCHEN MESETA

Das östliche, trockene, kontinentale Andalusien um Cordoba und vor allem das steppenhafte aragonische Tiefland des Ebrobeckens zeigten eine Mischung peripher-maritimer und zentral-kontinentaler Eigentümlichkeiten, und zwar schon mit Vorwalten der letzteren. Den vordem betrachteten Randlandschaften und den soeben angeführten Übergangsgebieten steht die nunmehr zu schildernde Region der zentralen Hochländer, das Hauptgebiet der spanischen Meseta, als Kernland, gegenüber. Meseta, d. h. „Tafel" wird dies einförmig großräumige Kernland, wie wir schon wissen, genannt. Ebenheit, bedeutende durchschnittliche Erhebung über den Meeresspiegel, Trockenheit und Ozeanferne mit ihrem extremen Klimacharakter und ihrer Abgesondertheit sind besonders bezeichnende Merkmale der Meseta. Dazu kommt noch ein teilweises Ertrinken der Oberflächen im eigenen Verwitterungsschutt, worauf Braun neuerdings hinwies.
Nicht nur im Lande, auch im Volke der Meseta entwickelten sich besondere Eigenschaften, durch die sich der Bewohner der Zentralflächen bedeutsam vom Randländer unterscheidet. Der Kastilier, der sich zum eigentlichen Beherrscher der Halbinsel aufgeschwungen hat, wie er seine Sprache zur allgemeinen Schriftsprache zu erheben wußte, ist hart, militärisch hervorragend tüchtig und stolz, aber in seiner Selbstgefälligkeit neigt er bedenklich zur Verachtung der friedlichen Arbeit, ja nicht selten glaubt man in seinem Wesen noch Nachwirkungen aus der Maurenzeit zu begegnen. Der Aragonier hat im Charakter am meisten Ähnlichkeit mit dem Kastilier, wogegen z. B. der vielfach mit arabischen und jüdischen Elementen gemischte Andalusier wohl größere Lebhaftigkeit, Regsamkeit und Zuvorkommenheit zur Schau trägt, aber, auf die Probe gestellt, unzuverlässiger sich erweist als der Kastilier, dem er an Arbeitsscheu nicht nachsteht. Von den erwerbstüchtigen, beweglichen Valencianern und gar Kataloniern oder Basken sowie von den durch Nüchternheit und etwas weichlichere Höflichkeit ausgezeichneten Portugiesen wurde schon früher berichtet.

In den Randteilen und zwei schmalen Zügen des Innern haben wir es mit wesentlich aus alten Gesteinen aufgebauten Bergländern zu tun, dazwischen dehnen sich weite Hochebenen, in denen vielfach das Grundgebirge durch jüngere Ablagerungsdecken verhüllt wird. Die Gebirge trugen einst wohl reichlichen Wald, der im Norden mitteleuropäisch, im Süden mehr mittelmeerisch war; heute sind die natürlichen Waldbestände Spaniens stark verkleinert. Trotta hat die heutige und dereinstige Waldbedeckung unlängst kartographisch gegenübergestellt. Die Hochebenen dagegen sind schon von der Natur zu baumarmen Gras-, teilweise Salzsteppen bestimmt. Extensiver Getreidebau und Schafzucht, die eingeborene Merinorasse ist ja weltberühmt, waren hier die natürlichen Erwerbsquellen der Bevölkerung. Vermöge des allzu großen Konservativismus des Zentralspaniers ist es leider bei recht primitiven Wirtschaftsmethoden meist bis auf den heutigen Tag verblieben.

Nach diesen Allgemeinbemerkungen über die Meseta zur Einzelschilderung. Die Gesamtmeseta wird durch das Hauptscheidegebirge quer geteilt, annähernd in eine nördliche und südliche Hälfte. Dies Hauptscheidegebirge ist streng genommen kein einheitlicher Gebirgszug, sondern ein zusammengesetztes System von Einzelgruppen, unter denen wir besonders die vier bedeutsamsten nennen wollen. Im Osten setzt es ein mit der wesentlich granitischen, in der Basisregion verhältnismäßig gut bewaldeten Sierra de Guadarrama; an sie schließt sich der höchste Teil des Gesamtsystems, die Sierra de Gredos, westlich an. Ihr wollen wir, als Hauptvertreterin dieses Gebirgstyps, im folgenden noch eingehendere Betrachtungen widmen. Dann folgt, durch die Senke von Bejar deutlich abgeschieden, die Sierra de Gata, worauf der ganze Zug in der gegen Westsüdwest vorgeschobenen portugiesischen Sierra da Estrella ausläuft.

Zur Charakterisierung der Sierra de Gredos, die uns Schmieder trefflich geschildert, diene das Folgende: Drei lehrreiche Profile, alle nordsüdlich gezogen, lassen klar erkennen, daß wir es stets mit steilen Südabfällen und sanfteren Nordgehängen zu tun haben, so daß also dieser ganze Bergstock pultähnlich, durch Bruchlinien, aus seiner Nachbarschaft herausgehoben scheint. In hiermit harmonierender Weise führt Schmieder Züge des Flußnetzes und die Entstehung einer ganzen Reihe von größeren Senken auf Beckeneinbrüche zurück. Nur der höchste Teil der Sierra, die Umgebung der bis über 2650 m aufragenden Plaza de Almanzor, zeigt typische Hochgebirgsformen, deren Entstehung wohl mit auf eiszeitliche Gletschertätigkeit hinweist. Dies kann nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß auch heute noch die höchsten Teile des Scheidegebirgs schneereich sind, so daß sie auch in den dürren Hochsommermonaten ihre Rinnsale reichlicher als die übrigen Gebirgsteile mit Wasser speisen. Die Pflanzenwelt ist naturgemäß in den feuchteren Hochregionen üppiger als in der umgebenden steppenähnlichen Landschaft. An Stelle der Hartlaubgewächse mit kleinen Blättern, denen das bestaubte Grün der Mittelmeerflora eigen ist, treten uns Deutschen wohl bekannte sommergrüne Wiesen, Birken, Pappeln und Eichen entgegen. Freilich ist der Eichenbergwald sommergrüner Arten meist nur Niederwald, doch finden sich da und dort noch Reste prächtiger Kiefernbestände, besonders am wild zerrissenen, südlichen Steilabsturz.

Zur Zeit der Reconquista bildete für ein paar Jahrhunderte das Scheidegebirge den natürlichen Grenzwall zwischen dem christlichen Altkastilien und dem Reiche der Mauren. Damals gedieh die Stadt am Nordfuße der Gredos, das wehrhafte

Avila, nicht umsonst als Etappenhauptort „Avila de los caballeros“ genannt, zu höchster Blüte; heute ist Avila ebenso wie die Burgstadt der Herzöge von Alba, nämlich „Barco“, an der dereinst hochwichtigen Straße nach Plasencia gelegen, ohne größere Bedeutung. Schade, daß die Erben ritterlichen Glanzes, die adeligen Großgrundbesitzer (Großgrundbesitz ist an sich der Natur des Landes angepaßt) sich einer rationellen Bewirtschaftungsweise bisher noch viel zu wenig befleißigen.

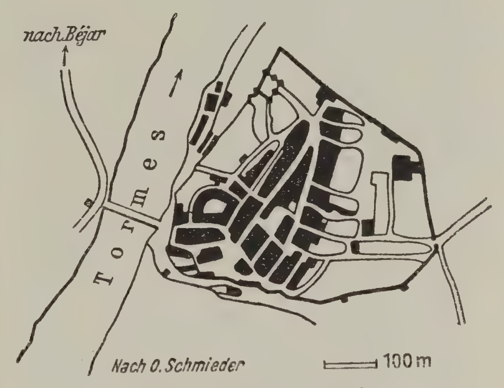
Das Scheidegebirge ragt wie eine klimatische Insel aus seiner gleichförmig dürren Umgebung auf. Ähnlich wie im „Valle Amblés“, in dem ein Kranz von Siedlungen gerade dort auftritt, wo sich am Rande der mächtigen Aufschüttungen der Beckenmitte noch Wasser findet, ist auch im nördlichen, altkastilischen Vorlande der Gredos das Wasser die Hauptvorbedingung regeren Wirtschaftslebens. Wo es durch Brunnen leichter erreichbar war, entwickelten sich Ansiedlungen, so daß heute noch zahlreiche Ortsnamen auf Wasser hindeuten. Einfache Haustypen aus Lehm und Ziegeln wiegen vor, die wenigen Städte suchen in auffallender Weise möglichst nach Schutzlagen, eine Erinnerung an die langen Kampfjahrhunderte. Eigentümlich ist zudem die heutige Wegentwicklung der Ebene und des Gebirges. Ein Netz von Naturwegen verbindet gleichmäßig alle Ortschaften der Ebene auf nächster Linienführung miteinander, im Gebirge muß dagegen allzu verkehrsfeindliches Gelände oft umgangen werden. Durch dies Netz hindurch ziehen von allen Seiten Kunststraßen durch Gebirge und Vorland auf die Provinzhauptstadt Avila zu, die Bahnverbindung hat. Interessant ist, daß der Verkehr in der gleichförmigen Ebene weit schwächer ist als im Gebirgslande, wo die örtlichen Verschiedenheiten der Erzeugung und des Bedarfs trotz aller Verkehrshindernisse einen regen, guten Austausch erzwingen.

Vom nördlichen Ebenenvorlande der Sierra de Gredos sagt Schmieder selbst: „Die natürliche Vegetation ist überall zurückgedrängt worden, auch da, wo die Kulturlandschaft nicht an ihre Stelle getreten ist. Die Ebene mit ihren ausgedehnten Feldern und der kurzen Vegetationsperiode der Kulturgewächse erweckt im Sommer den Eindruck einer weiten Steppe. Trocken und staubig ist das ganze Land, und nur am Bachbett entlang zieht sich ein dünner, grüner Vegetationsstreifen hin. Selten trifft man ein Dorf, das sich von dem staubigen Grau der Umgebung kaum abhebt und nur in seiner nächsten Nähe ein paar grüne, künstlich bewässerte Gärten hat. Vereinzelt liegt auf einem erhöhten Punkt eine verfallene Burg, und aus der heißen, flimmernden Luft tauchen in der Ferne die grauen, hohen Stadtmauern auf, die heute noch wie vor einem Jahrtausend die Siedlung umgaben.“ Ganz anders mutet das Bild an, das uns Schmieder von der wassergesegneten „Vera von Plasencia“ im Süden entwirft: „Das matte Grün der mediterranen Xerophyten mischt sich mit dem saftigen Grün mitteleuropäischer Kulturgewächse. Mitten darin liegen die weißen Häuser der Dörfer. Das Ganze gewährt einen ungemein üppigen und lieblichen Eindruck“.

Schon sind wir mit Schilderung des nördlichen Sierrenvorlandes mitten hineingeraten in eine Würdigung Altkastiliens, zu dessen Verständnis noch einige Ergänzungen gegeben werden sollen. Die echte altkastilische, besser leonischaltkastilische Hochebene hat eine Durchschnittshöhe von etwa 800 m, doch liegen ihre Ränder im Norden und Süden ungefähr 600 m höher. Trotz der einebnenden jungen Aufschüttung, die wir bereits kennen, tritt doch nach Willkomm eigentlich nur ausnahmsweise auf weitere Erstreckung eine ungeteilte Ebenheit

auf, in der Regel handelt es sich um spitzwinklig zulaufende Teilflächen zwischen eingetieften Flußtälern. Die allgemeine Abdachung spiegelt sich prächtig im schon gewürdigten symmetrischen Flußsystem des Duero. Die ebenflächige Landesnatur und der aus den nördlichen Randgebirgen stammende Wasserreichtum hat eine Kanalverbindung ermöglicht, der Willkomm noch große Bedeutung für den Getreidetransport Altkastiliens, dieser Kornkammer Spaniens, zuschrieb. Heute dient dieser Kanal weniger dem Verkehr als der Berieselung. Die Klimaverhältnisse dieser hochgelegenen, flachen Beckenlandschaft brauchen nach dem im Klimateil Gesagten nicht mehr eingehend gewürdigt zu werden, es mag genügen, auf die extremen Wintertemperaturen Salamankas mit seinem kontinentalen Trockenklima nochmals hinzuweisen. Diese Winterkälte ist es ja gerade, die empfindliche Südlandsgewächse, wie etwa den Ölbaum, aus Altkastiliens Niederungen verbannt.

Die exzentrische Lage der Städte verdient noch hervorgehoben zu werden; sie haben gern höhere Randlagen aufgesucht, weil sie hier vor Überschwemmungen besser geschützt waren, auch bezeichnen sie, abgesehen von dem annähernd zentral gelegenen, verhältnismäßig spät gegründeten Valadolid, mehr den Rand der alten Gebirgsfestung mit den Hauptdurchlässen. Von Asturien aus, das war jene Naturfestung, sollte ja die Rückeroberung der Gesamthalbinsel seitens der Christen ihren Ausgangspunkt nehmen. Hingewiesen sei noch auf den höchst auffälligen Rückgang der Einwohnerzahl der meisten befestigten, mittelalterlichen Kleinstädte, der, wie unsere Planskizze von Barco zeigt, den alten Mauerring heute vielfach zu weit erscheinen läßt.



Planskizze von Barco de Ávila
(geschrumpfter Häuserkern im mittelalterlichen Mauerring)

Ähnlich wie in Altkastilien sind die Grundzüge des schon mehr gegen Süden vorgeschobenen Neukastilien. Diese großflächigste Einheit der Halbinsel, die sich südlich des Scheidegebirges bis gegen die andalusischen Gefilde hinstreckt, und im Westen zwei Ausläufer nördlich und südlich vom Hochlande der Montes de Toledo entwickelt, war naturgemäß nach Überwindung der Scheidegebirgsmauer zur Beherrschung des gesamten Spaniens berufen. Weniger geschlossen in ihrer Umrandung, stellte sie weit vollkommener als Altkastiliens flaches Becken allseits die Verbindung zu den Nachbargebieten her, von denen die meisten nur über Neukastilien in gegenseitige Verbindung treten konnten. Es würde zu weit führen, hier aller Einzelheiten zu gedenken, haben wir doch schon bei Besprechung der natürlichen Flußgebiete der Halbinsel manchen wichtigen Hinweis zum Verständnisse der Oberflächengestaltung Neukastiliens gegeben. Es sei hier auf die extreme Öde der trostlosen Steppenfluchten der Mancha hingewiesen, den Schauplatz der berühmten Windmühlenkämpfe des edlen Ritters Don Quijote. Ich erinnere an Willkomms meisterhafte Schilderungen der aragonesischen Steppenfluchten, die wenig abgewandelt auch hierher trefflich passen würden, und möchte

auf die von allen Reisenden, z. B. auch von Hackländer, hervorgehobene, trügerisch klare Fernsicht der Mancha hinweisen, wo man Orte nahe vor sich liegen zu sehen glaubt, die nur in mehrstündigem Ritt erreichbar sind. Auch der extrem kalten Winterwinde auf diesen weithin baumlosen, menschenarmen Ebenen sei kurze Erwähnung getan.

Die mäßigen Erhebungen der Montes de Toledo am Rande der trostlosen Mancha beleben das Auge des Reisenden, ja ein phantasiebegabter, süddeutscher Reiter glaubte, umrahmt von der dürren Steppe, die vertraute Gestalt des bayrischen Wendelstein hier aufragen zu sehen. Ihren Namen tragen sie nach der berühmten spanischen Hauptstadt. Wir wollen diese romantische, an den befestigten Burgberg geschmiegte Stadt voll alter prächtiger Baudenkmäler, die nur 25 000 Einwohner zählt, einen Augenblick mit Israels Künstleraugen betrachten, der einst bei Regen dort eintraf: „Die an beiden Seiten erhöhten Straßen mit den großen Steinen sind Bergpässe; jetzt waren sie mit einem breiten Wasserstrom, der durch den Wind und den Andrang von oben einem Sturzbach glich, gefüllt . . . Nach den kalten Tagen, wie herrlich, sich in Licht und Wärme zu baden! Die Straßen sind mit sauber gekleideten, Sonntag feiernden Menschen gefüllt; mit Eleganz und Würde tragen sie ihre Mantillen und Fächer und haben die Kirche zum Versammlungsort gemacht. Willig folgen wir dem Strome der Menge und durchschreiten eine hohe Pforte, über der ein großes weißes Kreuz angebracht ist und eine Fahne weht. Wir befinden uns nun auf einem großen Platz, der die Kirche umgibt. Solch ein Vorplatz oder Patio hat etwas charakteristisch Malerisches in Spanien. Hier plätschert in der Mitte ein Wasserstrahl, der in einem großen umgitterten Marmorbassin aufgefangen wird. Da herum stehen und sitzen Leute, die warten, oder sich ausruhen. In Spanien ruht man oft aus . . . Aber das Schönste ist die Sonne, die durch die Bäume flimmert, die hier und da unregelmäßig in dem Patio stehen, und deren Grün so schön mit der grauen, steinernen Umgebung der Mauer und Erde harmoniert“. Diese Schilderung von Toledos Steinen, Wetterlaunen und Menschen hat uns ein wenig eingewiesen ins Leben der alten zentralspanischen Kapitale.

In das westlich gelegene Estremadura, ein dünn bevölkertes Viehzuchtgebiet mit seinen ärmlichen Wohnstätten, führt eine Reihe Hielscher'scher Bilder trefflich ein, darüber noch an anderem Orte.

Im Süden der neukastilischen Hochebene steigt das Land zur Sierra Morena, eigentlich nur dem etwas erhöhten Südrande der Meseta selbst, allmählich an. Von der atlantischen Westküste streicht dieses System ostnordöstlich hin bis zu seiner Verschmelzung mit den nördlichen Zügen des jungen andalusischen Faltenwurfs. Im allgemeinen ein einsames, wenig bewohntes Bergland, dem der weit verbreitete dunklere Niederwald dem Namen verlieh, ist die Sierra Morena mit außergewöhnlichem Reichtum an Bodenschätzen bedacht. Weltberühmt seit alters sind Almadens Quecksilbergruben, und neuerdings bringen die, zwar seit dem Altertum bekannten, aber erst seit ein paar Jahrzehnten mehr in Aufschwung geratenen Kupferbergwerke des Huelvagebietes ein reges bergmännisches Leben in diese Einöden. Auch an anderen Erdschätzen, so Blei mit Silber, Eisen selbst Kohle fehlt es nicht, die bisher geringe Erschließung verspricht zudem noch manch unerwartetes Geschenk für zukünftige Zeiten.

Der gesamte breite Ostrand der Meseta — als „östliches oder nordöstliches Randgebirge“ wurde er bereits bei Schilderung der Gesamtoberfläche unserer Halb-



Blick auf Albaicin und Kloster San Miguel el Alto bei Granada

Nach einem Original von E. Harrison Compton

insel kurz gewürdigt — kann von uns mit wenigen Worten gekennzeichnet werden. Flache Tafellagerung höher gehobener Schollen, durch spätere Störungen freilich oft wirr verändert, beherrscht das wenig übersichtliche Gelände, über dessen Gestaltung im Einzelnen es noch an genügend zuverlässigen Untersuchungen gebricht. Diese Randgebiete wurden wirtschaftlich bisher gering gewertet, ihre rauhen, oft dürftig heidebestandenen Höhen boten geringe Anlockung. Auch der Bahnbau hatte hier mit besonderen Schwierigkeiten der Geländebewältigung zu kämpfen. So bildeten sie bislang mehr eine breite Trennungszone spanischer Landschaften, als ein Land mit geschätztem Eigenwert. Wenig Beachtenswertes darüber findet sich daher in der Literatur, am besten bekannt ist noch der eigentliche Randabbruch gegen die vorgelagerte paradiesische Niederung von Valencia selbst. Der Vorgang der Randzerschneidung ließ hier zwischen den tiefen Einschartungen die sogenannten „Muelas" stehen, eigenartig hervortretende Rücken, welche die Phantasie des Spaniers eben mit Backenzähnen zu vergleichen beliebte.

DIE INSELN

Abgesehen von kleinen Küsteneilanden von geringer Bedeutung sind als enger mit dem Bauplan unserer Halbinsel verknüpft nur die Pityusen und Balearen zu nennen, die zusammen fast 5000 qkm einnehmen. Es scheint sich bei diesen Inseln um eine teilweise Fortführung andalusischen Faltenstreichens zu handeln. Klimatisch ist hier naturgemäß der Einfluß des umgebenden warmen Meeres von ausschlaggebender Bedeutung, das auch die nötigen Feuchtigkeitsmengen liefert. Die Hauptinsel Mallorca ist noch durch einen bis 1571 m aufragenden Höhenzug gegen rauhe Nordwinde geschützt. Die Vegetation zeichnet sich durch große Frische aus; in der prächtig gedeihenden Weinrebe besitzt die Inselgruppe eine gute Erwerbsquelle. In äußerst malerischer Anordnung wechseln gebirgige und hügelige Gebiete mit ebeneren Teilen ab. Erzherzog Ludwig Salvator und H. Praesent verdanken wir eingehende Schilderungen der Balearen. In der ziemlich dichten Bevölkerung mischen sich verschiedene ethnische Bestandteile, im allgemeinen überwiegt wohl das katalonische Element. Ergiebiger Ackerbau, Rebenkultur und Gewerbe sind zu nennen; Palma, einer Bucht der Westküste angeschmiegt, ist eine ansehnliche Stadt von etwa 70000 Einwohnern.

STAATLICHES LEBEN DER HALBINSEL

Wir haben unsere Halbinsel näher kennen gelernt, sie erschien uns als ein vielzelliges Gebilde mit einheitlicherer Gestaltung im zentralen, differenzierterer Ausbildung im peripheren Gebiet. Wie in unserem deutschen Vaterlande haben in ihr allmählich die größten Raumeinheiten die politische Führung übernommen. In deutschen Landen waren dies die norddeutsche Tiefebene und die oberdeutsche Hochebene, Preußen und Bayern erwuchsen hier zu deutschen Vormächten. Auf unserer Halbinsel waren die zentralen Hochflächen der beiden Kastilien, in teilweiser Gemeinschaft mit dem ähnlich begabten aragonischen Tieflande, zur politischen Führung des spanischen Gesamtraumes berufen. Daneben konnte sich der großräumigste Teil der Peripherie mit seiner ganz abweichenden Gesamteinstellung, nämlich Portugal, selbständig behaupten. Die kleinräumigen Randlandschaften waren dagegen lange Zeit in bunter Kleinstaaterei befangen, so die

wechselnden andalusischen Staatengebilde, der gebirgige Norden, der natürlich abgegliederte Ostrand, das dereinstige Königreich Valencia. Ja bis auf den heutigen Tag hat sich das baskische Völkchen in seinem Hochlande in einer gewissen Absonderung erhalten und die hochgetürmten Pyrenäenmauern ließen sogar in dem kleinen Bauernfreistaat Andorra ein zwerghaftes Staatswesen viele Jahrhunderte bis zur Gegenwart überdauern.

War es auch der gemeinsam bestandene, heldenhafte Kampf der Reconquista, der Wiedereroberung des heimischen Bodens aus den Händen landfremder Eroberer, der die verschiedenen Stämme der Halbinsel einander näher brachte, so fehlte es doch auch nicht an Naturbedingungen, die diese historische Auswirkung erleichterten. Die spanischen Landschaften sind bis zu einem gewissen Grade wirtschaftlich auf einander angewiesen. Die Produkte der Zentralflächen werden vorteilhaft ergänzt durch die vielgestaltigeren Erzeugnisse der Randländer; das Zentralgebiet selbst ist aber, wie schon bei Neukastilien betont wurde, der Vermittler, das natürliche Band zwischen den unter sich sonst schlecht oder gar nicht verknüpften Einzelgliedern der Peripherie.

Der Gegensatz der randlichen zu den Zentrallandschaften ist, worauf Jessen besonders hinweist, seit langer Zeit wesentlich ein psychologischer. Er liegt in der Abneigung und Wesensfremdheit der Randvölker unter sich und in der aller übrigen Stämme gegenüber dem stolzen, selbstbewußten Kastilier, der sie tatsächlich regiert. Zu diesen mehr als Imponderabilien zu wertenden Momenten kommt noch die verschiedene Wirtschaftshöhe beider Hauptlandesteile: die Ränder, mehr dem Fortschritt geöffnet, empfinden den konservativen Zentralraum als ein rückständiges, einseitig agrarisches Hinterland. Doch bei aller Verschiedenheit im einzelnen und trotz aller Abneigung fühlt sich der Spanier, gleichgültig ob Kastilier, Andalusier, Valencianer, Katalonier, Galicier oder Baske gegenüber dem Auslande stets mit Stolz als „Spanier", eine Eigenschaft, die gerade uns Deutschen zu denken geben dürfte.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl wird auch durch die gemeinsame Landeshauptstadt Madrid verstärkt, die gerade zu diesem Zwecke von dem staatsmännisch hochbegabten Philipp II. erwählt wurde. Ganz anders als von irgendeiner Provinzzentrale aus, etwa dem erinnerungsstolzen Toledo, konnte diese Funktion der Zusammenfassung von hier aus geübt werden. Eingehend hat besonders Passarge auf die Gunst der zentralen Lage der Hauptstadt Madrid hingewiesen, das wie wenige andere Plätze der Halbinsel geeignet ist, West und Ost, Nordost und Süd mit Hilfe der in ihr zusammenlaufenden Verkehrsstränge zusammenzuhalten. Dazu kam die gewollte Zentralisierung der Geisteskultur am erkorenen Sitze des Königtums, für die das einzigartige Prado-Museum der Hauptstadt ein äußeres Zeichen ist. Im Jahre 1897 von Neumann noch mit 470000 Einwohnern angegeben, zählt Madrid heute schon über 750 000 Einwohner.

Ganz anders als im mehr kontinentalen Spanien liegen die Dinge im maritimeren Portugal. Bei ihm handelt es sich nicht so sehr, wie wir schon sahen, um ein fest umgrenztes Teilgebiet, als vielmehr um die atlantische Front der Halbinsel überhaupt, wenn auch Spanien davon noch ein Stücklein übrig behielt. Portugal ist in sich vielgestaltig genug, um einer nachbarlichen Ergänzung weit weniger zu bedürfen als die übrigen Randgebiete, sein östliches Hinterland erzeugt etwa die gleichen Produkte wie die spanischen Hochflächen. Ausschlaggebend ist aber

die Meeresfront; Heinrich der Seefahrer hatte dies zuerst voll begriffen und wies die Portugiesen mit zäher Energie hinaus auf die Meere. In afrikanischer Küstenschiffahrt wurde das ursprünglich mehr binnenländisch eingestellte Volk zum Seefahrertum erzogen, bis weite transatlantische Küsten ihm zufielen.

Diese führten ihre Schätze der emporgeblühten Hauptstadt, die naturgemäß eine gute Hafenstadt sein mußte, in Fülle zu. Zimmermann meint, es sei kaum ein größerer Gegensatz möglich als derjenige zwischen dem vielfach an den Orient erinnernden, stolzen (binnenländischen!) Madrid mit seinen grauen Steinbauten auf der kahlen Hochfläche und dem von südlichem Leben durchwogten malerischen Lissabon auf seinen steilen Hügeln am grünen Ufer des blauen Tajo. 1897 beherbergte Portugals Kapitale 242000, heute hat sie nahe an 500000 Einwohner.

In zähen Kämpfen, die bis zur Gegenwart eine heftige Abneigung zwischen Spaniern und Portugiesen zur Folge hatten, hat sich dies maritime Randvolk seine Unabhängigkeit zu wahren gewußt. Auch heute noch leuchtet durch die politische Konstellation die verschiedene Einstellung beider Halbinselteile hindurch. Spanien, das von den anderen Staaten Europas teilweise als etwas rückständig betrachtet wird, hat seine volle staatliche Unabhängigkeit bis heute unangefochten gewahrt. Nur Gibraltar, dieser, wenn ich so sagen darf, „überspanische“ Ambitionen einschließende Angelpunkt des Weltverkehrs, mußte dem auf sich selbst gestellten spanischen Staate verloren gehen. Portugal dagegen, dessen lange, teilweise mit erstklassigen Häfen begabten Küsten begehrlich hinausblicken auf atlantische und transatlantische Weiten, verfiel den Fallstricken des weltbeherrschenden Briten, der sich keine naturbegünstigte Verkehrsfront Europas entgehen läßt. Nicht nur wirtschaftspolitisch wurde Portugal von England unterjocht, man scheute sich auch nicht, von dem armen Land Blutopfer für die nicht portugiesische, sondern britische Sache zu fordern.

Ein paar Worte mögen hier noch über die wichtigsten Städte der Halbinsel Platz finden. Von den beiden Landeshauptstädten war schon die Rede, für Portugal sei nur noch die wichtigste Stadt des Nordens Porto genannt; von 105 000 Einwohnern im Jahre 1897 ist es auf mehr als 200 000 Einwohner angewachsen. Die Dueromündung, an der es liegt, stellt einen guten Hafen dar; der in der Nähe massenhaft gebaute Wein ist Hauptausfuhrprodukt, doch wurde in Porto neben etwas Metallverarbeitung auch die Seiden- und Baumwollspinnerei heimisch.

Spaniens größte Industriestadt, an Einwohnerzahl mit Madrid rivalisierend, ist Barcelona mit 1897 noch 317 500, heute rund 710 000 Einwohnern. Es ist die Zentrale der gewerbtätigsten spanischen Landschaft, nämlich Kataloniens, auch sein ausgezeichneter Hafen ist bedeutsam. Der Größe nach folgen die Städte Valencia und Sevilla, wovon Andalusiens Hauptort noch in anderem Zusammenhange zu besprechen sein wird, während Valencia, jetzt über 250 000 Einwohner beherbergt. Es verdankt seine Blüte überwiegend der üppigen Berieselungskultur der Umgebung, ist wichtiger Mittelmeerhafen, doch sind auch Textil-, Eisenwaren, Leder-, Zigarren-, Seifenherstellung erwähnenswert. Malaga, heute über 150 000 Einwohner, ist der Hauptverschiffungsplatz der köstlichen spanischen Südfrüchte; Wein, Öl spielen eine Rolle, doch auch Eisen- und Textilindustrie. Murcia mit über 140 000 Einwohnern treibt, abgesehen von seiner gerühmten Gartenkultur, Seidenweberei. Noch seien Saragossa, der Hauptort Aragoniens, heute besonders als Eisenbahnknotenpunkt des Nordostens wichtig, mit seinen ebenfalls gut 140 000 Einwohnern und Bilbao, die rasch gewachsene baskische

Eisenindustriestadt des Nordens, genannt. Bilbao zählte noch 1884 nur 33 315, 1897 50 800 Einwohner und ist heute zu einer Großstadt von gegen 120 000 Einwohner erwachsen. Wir haben weder Granada, Cordoba, Cadiz, noch Toledo oder Salamanca und manch anderen altberühmten Ort unter den regen Großstädten unserer Tage nennen dürfen, ein beredter Beweis für die Tatsache, daß das moderne Spanien trotz aller konservativen Neigungen nicht mehr völlig in den alten Bahnen wandelt.

Wir werden das heutige Staatsleben unserer Halbinsel nie voll verstehen, wenn wir nicht auch einiger geschichtlicher Hauptmomente gedenken. Die europäische Randlage war es vor allem, die sich im Laufe des geschichtlichen Geschehens immer von neuem geltend machte. Vom teilweise noch im Dunkel gehüllten Urvolke der Iberer wollen wir nicht weiter sprechen, erst durch Mischung der, wohl Afrika entstammenden Iberer mit den von Norden andrängenden Kelten entstand jene Bevölkerung, die Jahrhunderte hindurch die Halbinsel erfüllte, die „Keltiberer". Von außen her berührten die seefahrenden Nationen des Mittelmeers wohl die Küsten, Phönizier, Karthager und Griechen gründeten daselbst ihre Pflanzstädte; nachhaltiger war die Beeinflussung, die von den weltbeherrschenden Römern ausging und sich heute noch in gewaltigen Ruinen zu erkennen gibt. Ein Fall im Norden wurde schon von uns gestreift, ich möchte weiterhin Sagunts und des Aquädukts Erwähnung tun, der in Segovia heute noch in mächtigen Bogen prangt. Gerade diese ehrwürdige Ruine lehrt uns, daß nicht die Araber allein es waren, von denen der spanische dürre Südosten die Kunst der Bodenbewässerung lernen konnte, wie es zuweilen dargestellt wird.

Dann kamen die Wellen der germanischen Völkerwanderung, die von Norden gegen das ersehnte, wonnige Südland hin die Halbinsel durchbrausten. Westgoten und Vandalen sind durchaus nicht spurlos von der spanischen Erde verschwunden. Abgesehen von der schwer nachzuprüfenden Blutauffrischung sei nur an Bauwerke aus der Gegend um Oviedo erinnert, die heute noch als „Obras de los Godos" bezeichnet werden. Die Vandalen haben der Landschaft Andalusien den Namen gegeben. Später kam eine Sturzwelle von Süden herangebraust, die Araber und Berber fluteten aus Afrika herüber, und lange Jahrhunderte verfiel dies europäische Randland der Fremdherrschaft. Doch es gelang den christlichen Spaniern allmählich vom bergumwallten Asturien aus zum Angriff überzugehen, der Jahrhunderte hindurch die Geschichte des Landes bestimmte.

Der Mangel an offenen Orten in den kastilischen Ebenen, der Burgen- und Befestigungsreichtum daselbst ist Erbe dieser Kampfjahrhunderte. Als die christlichen Sieger ihr Banner endlich hinübergetragen hatten über die lange trennenden Höhen des Scheidegebirges, da bot sich den Bekennern des Halbmondes nochmals ein natürlicher Stützpunkt dar in den Gebirgszügen des andalusischen Systems, um dessen Pässe zahlreiche Schlachten geschlagen wurden. Doch im denkwürdigen Jahre 1492 fiel die letzte maurische Herrschaft, das Reich von Granada, in die Hände der katholischen Könige. Wichtiger noch als dies wesentlich Spanien interessierende Ereignis war die gleichzeitige Entdeckung Amerikas, die nicht nur für die Pyrenäenhalbinsel allein von grundstürzender Bedeutung wurde. Immerhin wirkte diese Entdeckung der westlichen Neuländer sich zuerst für Spanien und Portugal folgenschwer aus.

Nun erst war eine bisher latente Begabung unserer Halbinsel offen zutage getreten, das westwärts, in die scheinbaren ozeanischen Öden hineinragende Land wurde

zur Brücke, die hinaus aus der europäischen Enge führte hinüber in transkontinentale Weiten. Freilich, die berühmten Gold- und Silberflotten erwiesen sich nicht als ein dauernder Segen für die neuen Weltmächte. Die Spanier waren keine geborenen Seefahrer, keine arbeitsamen Kolonisatoren, sondern kühn zugreifende Krieger, die zu erobern, aber nicht zu behaupten und zu erschließen verstanden. Zudem lenkte der auf die neuen Goldländer gebannte Blick das Interesse völlig ab vom eigenen Heimatland und ließ dessen fürsorgliche Nutzung gänzlich in den Hintergrund treten. Eine Stadt freilich hatte reichen Gewinn von der Aera der Silberflotten: Sevilla, der das Handelsmonopol mit den Überseeländern von der Krone übertragen wurde. Freilich auch die Blüte Sevillas schwand dahin, und erst neuerdings hat der langsame, doch allgemein spürbare Aufschwung des ganzen Landes, diese viertgrößte spanische Stadt zu rund 210 000 Einwohnern gehoben.
Mit dem Erwachen des neuen Erwerbslebens im Nordwesten Europas, dessen Führung mehr und mehr das meerumspühlte englische Inselreich übernahm, sank damals auch die Blüte unserer Halbinselstaaten dahin. Diese waren zudem mit der späteren Überflügelung des tropischen Amerika durch das temperierte nicht mehr wie ehedem im Besitze der günstigsten amerikanischen Gegenküsten. Auch noch im Weltkriege zeigte sich Spaniens europäische Randlage. Spanien vermochte, im stillen Winkel gewissermaßen geborgen, die gewaltigen Stürme ungestört sich austoben zu lassen, seine Neutralität blieb gewahrt; während das maritimere Portugal mit hineingezogen wurde in den Strudel der Kriegsereignisse. Der Krieg und die Nachkriegszeit ließ die Wirtschaft Spaniens, zum Teil dank der Gunst einer stabilen Valuta, erstarken; ob Spanien seinerseits wohl daran tat, als Ausgleich für die vorangegangenen Verluste seiner überseeischen Kolonien sich in marokanische Abenteuer zu stürzen, ist eine umstrittene Frage. Das konservativere Spanien mit seinen etwa $21^1/_2$ Millionen Einwohnern auf 505 000 qkm Flächenraum blieb bis heute Königreich, das kleine neuerungssüchtige Portugal mit gut $5^1/_2$ Millionen Einwohnern auf 89 000 qkm Fläche ist Republik.
Wir sahen, daß dies zweigeteilte europäische Randland, groß und vielgestaltig genug, um eine „Welt für sich", eine „Welt der Gegensätze" zu entwickeln, einstmals aus langem Schlafe plötzlich zu regstem politischen Leben erwachte, als die Tore der Neuen Welt krachend aufgestoßen wurden. Dann aber allmählich, von allzu leicht erworbenem Reichtum geblendet, sank unsere Halbinsel neuerdings in schwere politische Apathie zurück, andere europäische Staaten, die den Geist der vorwärts drängenden Zeit besser erfaßt hatten, schoben sich vor. In den letzten Jahren scheint nun allerdings eine Wendung zum Besseren eingetreten zu sein, wenigstens für das spanische Hauptland. Wird ihm wiederum eine glänzende staatliche Zukunft beschieden sein? Wir wissen es nicht, wohl aber wird Spanien darauf bedacht sein müssen, sich auf eigene Füße zu stellen.
Großmachtpolitik, so scheint es freilich, dürfte heute kaum mehr von einem bescheidenen Randstaate wie Spanien mit Aussicht auf Erfolg angestrebt werden, wohl aber kann unserem Lande die Wohltat eines sich voller Unabhängigkeit erfreuenden Gebietes zuteil werden. Unter zeitgemäßer, nicht überstürzter Förderung besonders seiner landwirtschaftlichen Produktion kann es zum völlig „autarkischen", d. h. sich restlos selbst versorgenden Staate werden, wozu ihm die Natur bei seiner Mannigfaltigkeit (in Verbindung mit seinen afrikanischen Kolonien) ja alle Hilfsmittel in den Schoß warf. Ich denke nicht zuletzt auch

an die Möglichkeit, auf spanischem Boden selbst die viel begehrte und gerade auch in Spanien schon viel verarbeitete Baumwolle zu ziehen. Ein gewisser von den zentralen Hochlandsgebieten ausgehender Konservatismus könnte bei einsichtsvoller Staatsleitung sogar zum Segen Spaniens ausschlagen.

Weniger günstig als für Spanien dürfte ein Horoskop für Portugal ausfallen. Dies Land ist zu klein, zudem innerlich viel zu zerrüttet, als daß man sich im Ernste der Hoffnung hinzugeben vermöchte, daß es sich so leicht wieder seines fremden, englischen Oberherrn erwehren könnte. Auch die scheinbar lockende, paniberische Idee eines Zusammenschlusses der ganzen Halbinsel krankt nicht nur an der gegenseitigen Abneigung der Halbinselvölker, besonders der Portugiesen gegen die Spanier, sondern ihre Durchführung würde vorläufig auch am Widerstand des meerbeherrschenden Englands scheitern.

BESONDERS EMPFEHLENSWERTE LITERATUR

Neben den einschlägigen Kapiteln der großen „Allgemeinen Länderkunden" von Kirchhoff (Iberische Halbinsel von Th. Fischer), von Sievers (Pyrenäenhalbinsel von A. Philippson) und A. Hettner möchte ich auf O. Quelles Abschnitt „Die Pyrenäenhalbinsel" in Karl Andrees „Geographie des Welthandels" hinweisen.

Für das geologische Verständnis ist vor allem R. Douvillés Darstellung „La Péninsule Iberique, A. Espagne" im Handbuch für Regionale Geologie III/3, Heidelberg 1911 förderlich. Die Pflanzendecke schildert M. Willkomm zusammenfassend in „Grundzüge der Pflanzenverbreitung auf der Iberischen Halbinsel", Vegetation der Erde 1., 1896. Neuerdings liegt auch ein großes spanisches landeskundliches Werk vor: „España", als Teil der vielbändigen „Enciclopedia universal ilustrada europeo-americana", Hijos de J. Espasa editore, Bd. XXI, reichhaltig für kritische Verwendung.

Als prächtige Beispiele modern-geographischer, spezieller Bearbeitungen einzelner Gebietsteile sei noch O. Jessens „Südwest-Andalusien" angeführt, Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 186 (1924) und O. Schmieder: „Zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie Zentralspaniens, insbesondere der Provinz Avila". Mittl. Deutsch-Südamerikan. Inst. VII, 1919.

Über 300 Baukunst, Landschaft und Volksleben betreffende, prächtige Kupfertiefdrucke legt K. Hielscher vor in „Das unbekannte Spanien", Berlin 1925.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 7—12

Unsere Bilder wollen in engster Verbundenheit dem Verständnisse des Textes dienen. Tafel 7 und das obere Bild von Tafel 8 sowie die Kunstbeilage bei S. 104 führen uns hinein in die Natur- und Menschenlandschaften des Nordwestens mit den teilweise alpin anmutenden, wasserreichen asturischen Kettengebirgen und den sanfteren Riasformen der Küstennähe. Von Tafel 9 zeigt das untere Bild das jäh emporschießende Kalkmassiv des Montserrat, das obere einen anderen, südlicheren Ausschnitt der Mittelmeernachbarschaft, der ähnlich dem oberen Bild von Tafel 10 und dem aus derselben Gegend stammenden farbigen Bild Comptons bei S. 120 schon an afrikanische Lebensformen für Pflanze und Mensch erinnert. Die unteren Bilder auf Tafel 8 und 10 und die Alhambra auf Tafel 11 bringen uns das andalusische Faltengebirge von der gemäßigten, wie von der wildromantischen Seite näher, wobei das Maurenschloß schon hinüberführt von der Naturlandschaft zum Menschenwerk. Letzteres tritt uns in dem Bild von Toledo (Tafel 11) am tief eingeschnittenen Tajo in bodenständig kriegerischer Art näher. Endlich erzählt das obere Bild von Tafel 12 einiges vom südlichen Leben an den Ufern des träg hinziehenden unteren Guadalquivir, woselbst Altes und Neues sich mischen. Auf dem letzten Bild träumen die Hütten Estremaduras, umrahmt von den sanften Linien zentralspanischer Hochflächen heute wie dereinst in unabänderlicher Ruhe hin.

FRANKREICH

VON PROFESSOR DR. CHARLES BIERMANN
(UNIVERSITÄTEN LAUSANNE UND NEUFCHÂTEL)[1]

ALLGEMEINE ÜBERSICHT

LAGE

Frankreich hat in Europa eine einzigartige Lage, denn von Osten her ist hier der eurasiatische Kontinent zum erstenmal so stark verschmälert, daß ein einziger Staat den ganzen Raum zwischen den Meeren im Norden und im Süden einnimmt. Zwar reicht hier das Mittelmeer nicht so weit nach Norden wie im Adriatischen Meer oder selbst im Golf von Genua, dafür stoßen wir hier aber auf den äußersten Westen des europäischen Festlandes. Im Süden Frankreichs beträgt der Abstand zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Mittelmeer nur noch 400 km. Das Festland setzt sich jedoch nach Südwesten noch in der Iberischen Halbinsel fort, so daß Frankreich doch nicht isoliert ist, obgleich es am Rande Europas liegt. Außer an der atlantischen Westseite, wo das Gegenufer mehrere 1000 km entfernt liegt, schließen die Meere, die Frankreich bespülen, es stärker an die Nachbargebiete an, als daß sie es von ihnen trennen: Im Süden wird Frankreich von den beiden großen Halbinseln, Spanien und Italien, sozusagen überflügelt. Im Norden rückt es so nah an England heran, daß man von seinem äußersten Punkte, am Ärmelkanal, von der Höhe des Uferabbruches in Frankreich die Klippen der Südküste Großbritanniens erblicken kann. Schließlich wird seine Verschmälerung nach Südwesten, gegen Spanien hin, mehr als ausgeglichen durch seine breite Ost- und Südostgrenze; hier grenzt es an Belgien, Deutschland, die Schweiz und Italien und steht durch sie mit Nord-, Mittel- und Südeuropa in unmittelbarer Verbindung. In diesem sich mehr und mehr verschmälernden Lande mußten sich die friedlichen wie die kriegerischen Völkerbewegungen zusammendrängen, ebenso wie heute hier die Verkehrswege zusammenlaufen: Frankreich ist ein Land der Konzentration.

DIE KÜSTEN

Die französischen Küsten sind sehr mannigfaltig. Die Mittelmeerküste ist östlich der Rhonemündung ganz anders gestaltet als westlich von ihr. Im Osten treten die Gebirge ans Meer, außer den Alpen, auch kristalline Massive, das Estérel-Gebirge und die Kette der Maures, sowie Kalkketten, Sainte-Baume und Estaque, deren Ausläufer als Vorgebirge ins Meer hineinragen und sichere Reeden einschließen. In den Kalkzonen münden kleine Flüsse in breite und lange

[1]) Ins Deutsche übertragen vom Herausgeber.

Aestuare von der Art der galicischen Rias, die „Calanques“. Die Rhone tritt mit einem großen Delta in das Mittelmeer, das alljährlich um 5 m anwächst. Sie hat schon das große Haff von Berre abgeschnürt und wird auch bald den Golf von Fos in ein Haff verwandelt haben. Ihre Sinkstoffe, welche die Camargue begrenzen, werden durch eine Küstenströmung westwärts geführt und lagern sich hier als Nehrungsbögen ab, ähnlich wie dies an der preußischen Küste der Fall ist. Aber die dadurch gebildeten Haffe haben nur einen schmalen Ausgang zum Meere. Durch die Geröllmassen, welche die von den Cevennen und den Pyrenäen kommenden Flüsse in sie hineintragen, werden sie allmählich ausgefüllt. Sie sind sehr fischreich, einzelne von ihnen sind in Salzsümpfe verwandelt. Die Küste von Nieder-Languedoc ist durch die Nehrungsbildungen mindestens ebenso regelmäßig geworden, wie die der Provence unregelmäßig ist. Erst am Fuße der Pyrenäen beginnt wieder der Wechsel zwischen felsigen Vorgebirgen und geschützten Buchten, die in sehr flache Ufer auslaufen.

Die atlantische Küste ist gleichfalls symmetrisch gestaltet. An ihren beiden Enden stellen sich die Pyrenäen und die Bretagne den Angriffen des Meeres senkrecht entgegen. Dort bricht es sich an den hohen Klippen von St.-Jean-de-Luz, hier dringt es kräftig in die erweiterten Mündungen der Flüsse ein, zerschneidet die Vorgebirge, reißt Klippen und Inseln los. In dem zurücktretenden Winkel zwischen beiden herrscht dagegen die Anhäufung. Die Landes sind vom Meere durch Dünenzüge abgeschnitten, die heute durch Anpflanzung von Seekiefern befestigt sind, und hinter ihnen sammeln sich die Abflüsse des Binnenlandes in Haffen an. Aus dem gleichen Grunde ist die Mündung der Gironde nach Norden verlegt worden und wird es immer weiter. Die Inseln, die weiter nördlich der Küste vorgelagert sind, Oleron, Ré, Noirmoutier, liegen ganz nahe dem Festland, von dem sie nur durch flache Wasserstraßen getrennt sind. Die Sümpfe an der Küste von Poitou wie der Bretagne sind in der Verlandung begriffen und werden trocken gelegt.

An den Küsten des Ärmelkanals, in dem sich die Gezeitenwellen zusammendrängen, aber gleichzeitig auch höher und stärker werden, wirken die Angriffe des Meeres am kräftigsten. Nur an den Enden der geschütztesten Buchten, wie an der von Mont-Saint-Michel, nehmen die Ablagerungen an Umfang zu. Die Schieferhochflächen sind von Buchten zerschnitten, die Kalkgebiete sind ihrer geringeren Widerstandsfähigkeit entsprechend gänzlich abradiert, wie an den Felsen von Calvados, die nur noch bei Ebbe zutage treten, oder in senkrechte Klippen zerschnitten, wie in der Landschaft Caux oder im Boulonnais, mit ihren „valleuses“, den Hängetälern, die sich zu den Steilküsten öffnen. Die Halbinsel Cotentin, die sich den Gezeitenströmungen quer in den Weg legt, ist am stärksten mitgenommen: zum Teil ist sie ganz zertrümmert; die normannischen Inseln Jersey, Guernesey, Sercq, Aurigny sind die Reste eines größeren Landstückes, das in die Fluten gerissen worden ist. Zwischen ihnen und um sie sind noch Inselchen, Klippen und Untiefen übrig geblieben. Erst jenseits des Pas de Calais umsäumen wieder Dünen, von denen Dünkirchen seinen Namen hat, das Meeresufer.

BODEN UND GEWÄSSER

Französisch-Flandern, der äußerste Norden, gehört im Ganzen zu der Zone der Niederlande, d. h. zu dem Gebiet, das tiefer liegt als die Meeresoberfläche. Von dort gelangt man in eine sehr deutlich begrenzte Zone, die fast den ganzen Nord-



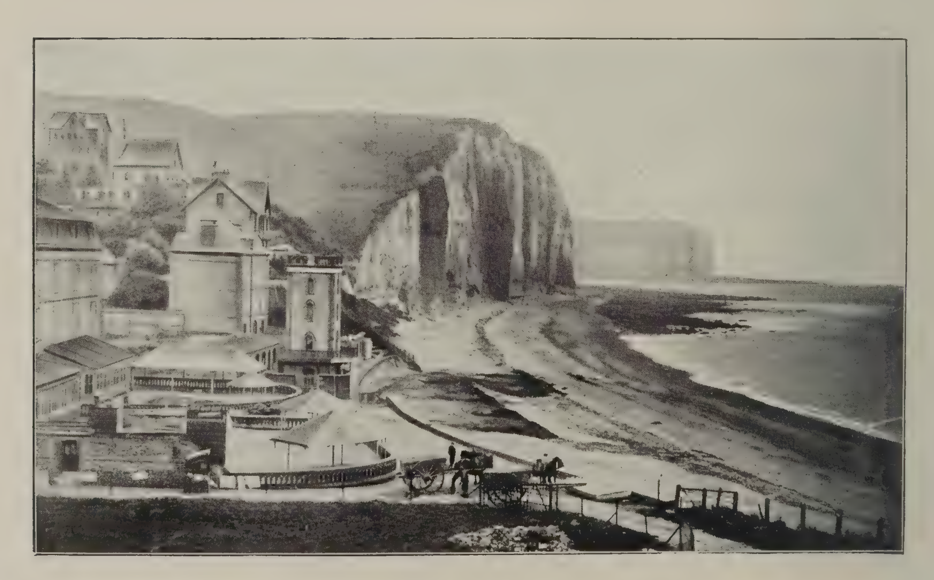
Etang (Lac du Doul) bei Peyriac le Mer (Languedoc)



Calanque de Port-Pin bei Marseille



Pointe du Raz an der Küste der Bretagne



Falaises der Normandie (Les petites Dalles)

teil Mittelfrankreichs umfaßt, das Becken von Paris. Es besteht aus einer Anzahl konzentrisch aufeinanderfolgender Kreise, die ihrem geologischen Alter nach umso jünger sind, je mehr man sich dem Mittelpunkt des Beckens nähert. Hier treten tertiäre Sand- und Kalksteine auf, die stellenweise von Alluvionen der Quartärzeit überlagert sind, während man weiter nach dem Außenrande zu in Kreide- und Jurakalke gelangt. Das Ganze bildet eine große Mulde mit dem Mittelpunkt Paris, die sich nach Nordwesten zum Meere öffnet. Jede der in dieser Mulde ineinandergelagerten Gesteinsschalen bricht nach außen zu mit einem Steilrand ab; das sind die Hügelreihen und Steilabstürze (côtes) der Isle de France, der Montagne de Reims und die Côtes der Maas und Mosel. Jedesmal, wenn man einen solchen Steilabbruch überschritten hat, tritt man in eine neue Landschaft, da die Gesteine, die sie aufbauen, teils durchlässig und trocken, teils undurchlässig und einer starken Abspülung unterworfen sind. Infolgedessen wechseln hier „Champagnes" oder abgetragene und einförmige Strecken mit „Bocages", wo der Überfluß an Wasser üppige Wiesen und Obstgärten gedeihen läßt, und mit „Gâtines", d. h. unfruchtbaren Sumpfstrecken.

Im Nordosten wird das Becken von Paris durch das Meer abgeschnitten, an den übrigen Seiten legt es sich an ältere und im allgemeinen höher liegende Gebiete an. Nach Belgien und Deutschland zu ist dies die Hochfläche der Ardennen, deren Boden aus Gesteinen der Devon-, Carbon- und Permzeit besteht. Jenseits der lothringischen Hochfläche bedecken in den Vogesen permische oder triassische Sandsteine Granitmassive oder umhüllen solche, so daß sie mehr oder weniger zutage treten. Dann folgt eine neue Einsattelung im Jurakalkgebiet von Langres. Im Morvan tritt der Granit wieder zutage, im Osten geschlossen, im Westen durch die Erosion in einzelne Erhebungen zerlegt, welche noch die ursprüngliche Oberfläche erkennen lassen. Der Morvan reicht bis an das zentrale Hochland heran.

Nach Westen zu ist die bretonische Masse verwickelter gebaut, hier schließen zwei Granitzonen von Westen nach Osten eine Schiefer- und Sandsteinzone ein. Alle drei Zonen setzen sich übrigens über die eigentliche Bretagne hinaus noch fort und bilden den größeren Teil der westlichen Normandie mit der Halbinsel Cotentin; nach Süden zu setzen sie sich über die Loire hinaus bis zur Schwelle von Poitou fort. Diese, vielleicht das Gegenstück zu der von Langres, bildet den Übergang zum Zentralmassiv.

Das Zentralmassiv besteht größtenteils aus Granit. Wie die im Nordwesten und Norden von ihm ausgehenden Bergzüge stellt es ein sehr altes Faltungsgebiet des Grundgebirges dar, in dem sich die beiden Streichrichtungen dieser ältesten Faltung, nämlich die Nordwest-Südost-Richtung oder armorikanische Streichrichtung der Bretagne und die Nordost-Südwest- oder varistische Streichrichtung im spitzen Winkel begegnen. Trotz seiner starken Auffaltung ist dieses Gebiet heute verhältnismäßig eben und niedrig, dank der außerordentlich lang andauernden Abtragung, der es ausgesetzt war. Stark erhöht ist es nur nach Osten zu, wo es durch die Aufrichtung der Alpen stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Damals änderte es nicht nur seine Neigung, die heute nach Norden und Westen gerichtet ist, sondern wurde auch zerbrochen und durch zahlreiche Verwerfungen geteilt, die seinen Fuß begrenzen. Vulkane türmten sich auf, teils vereinzelt stehend, wie die riesige Quellkuppe des Cantal, die heute zum Teil wieder abgetragen ist, teils in Reihen angeordnet, wie die Reihe der Puys oder Monts d'Auvergne, aus der

der höchste Gipfel Zentralfrankreichs emporragt, der Puy de Sancy. Die Vulkanbildungen sind also in der Auvergne der alten Fastebene des Grundgebirges aufgesetzt.

Südwestlich vom Zentralmassiv öffnet sich ein Becken gleicher Art wie das von Paris: das Becken von Aquitanien. Jedoch ist es kleiner, die mesozoischen Gesteine haben geringeren Anteil an ihm, und die Tertiärgesteine, hauptsächlich Molassebildungen, erreichen die Gestade des Golfes von Gascogne. Am Fuße der Pyrenäen erreicht es sein Ende.

Die Pyrenäenkette liegt zwar etwas abseits vom alpino-himalayischen System, ist aber trotzdem den Alpen nahe verwandt. Jedoch sind hier die Vorberge nach Süden, d. h. nach Spanien zu, entwickelt, während das Gebirge nach Norden, zu den Ebenen der Gascogne unmittelbar steil abfällt, wenigstens im westlichen Abschnitt; nach Osten zu schiebt sich allmählich eine Kalkzone zwischen das alte Zentralmassiv und die Terrassen am Fuß des Gebirges. Aber diese Zone verbreitert sich nur so allmählich, daß sich in ihr ein Längstal erst in der Landschaft Ariège bilden konnte. Im äußersten Osten tritt ein Wechsel in der Richtung ein: die Pyrenäen biegen nach Nordosten zu um und berühren sich mit dem Zentralmassiv, das nach dieser Richtung die granitische Montagne Noire entsandte. Zwischen beiden verbindet der Paß von Naurouze das Becken von Aquitanien und das Rhonegebiet.

Zwischen den Alpen und dem Jura einerseits und dem Zentralmassiv und seinen Ausläufern anderseits ist nur eine lange, schmale Senke erhalten geblieben; in ihrem südlichen Teil, wo ein alter Meeresgolf mit den Ablagerungen der Alpen- und Cevennenflüsse ausgefüllt worden ist, verbreitert sie sich, weiter nach Norden zu wird sie so stark zusammengeschnürt, daß sie nur noch einen Engpaß bildet, oberhalb von Lyon verbreitert sie sich wieder stark in der Ebene der Saône und des Doubs und schließlich verengert sie sich wieder zur burgundischen Pforte, die zwischen Vogesen und Jura zur Oberrheinebene führt. Dieser lange Talweg, der bis in das Gebiet der oberen Saône hinein unter 200 m Meereshöhe bleibt, bildet eine wichtige Verkehrsstraße. In ihren westlichen Teil treten über den Paß von Langres die Straßen ein, die vom Ärmelkanal heraufkommen, und durch den burgundischen Engpaß die aus Deutschland und Zentraleuropa kommenden Straßen, um gemeinsam das Mittelmeer zu erreichen.

Die Formen des Bodens spiegeln sich auch im Verlauf der Gewässer wider. In der Rhonesenke führt ein langer Wasserlauf von den Westabhängen der Vogesen bis zum Golfe du Lion. Außer von den Cevennen, dem Südrand des Zentralmassivs, an dem sich die Herbstregen des mittelmeerischen Klimagebietes niederschlagen, empfängt er von rechts her nur kleine Zuflüsse; dafür strömen ihm zur Linken vom Jura und aus den Alpen starke Wasserläufe zu, deren einer, die von mächtigen Gletschern des Wallis und Savoyens gespeiste Rhone, ihm soviel Wasser zuführt, daß sie von ihrem Eintritt in das Tal ab diesem ihren Namen gegeben hat.

Die beiden Becken zeigen in ihrer Entwässerung eine auffallende Ähnlichkeit. Die Seine, die am Nordfuß des Morvan entspringt, sammelt die Gewässer des Nordens, des Ostens und Südostens durch die Oise, die Aisne, die Marne und die Yonne; ehemals nahm sie sogar die Gewässer des Südens auf; die Loire und der Allier, die vom Zentralmassiv herabkommen, benutzten einst das breite Tal, das von Briare nach Fontainebleau führt, ehe sie nach dem Ozean hin abgelenkt

wurden. In Aquitanien entsteht aus der Vereinigung der Gewässer der Pyrenäen und des Zentralmassivs die Garonne; auch hier beschreibt ein Fluß, der Adour, der zuerst der Garonne parallel fließt, einen großen Bogen, der ihn zu einer eigenen Mündung am Pyrenäenfuß hinführt.

Ein Auseinanderstreben der Gewässer kennzeichnet dagegen die Hochfläche von Lannemezan am Pyrenäenfuß. Hier breiten sich die Wasserläufe fächerförmig aus und zerlegen den großen Geröllkegel in regelmäßig begrenzte Abschnitte; die des Ostens streben der Garonne, die des Westens dem Adour zu. Auch das Zentralmassiv entsendet seine Gewässer fast nach allen Himmelsrichtungen, zur Garonne, zur Charente, zur Loire. Der Norden endlich ist das Hauptgebiet der Flußursprünge: alle Flüsse, die auf der flandrischen Ebene, auf den Hochebenen von Lothringen, der Ardennen und der Vogesen entspringen, führen aus Frankreich hinaus und münden in Belgien oder den Niederlanden in die Nordsee: Schelde und Maas, die großen Verkehrsadern Belgiens, Mosel und Ill, die Zuflüsse des Rheins. So wechseln Gebiete des Auseinanderstrebens und des Zusammenstrebens der Gewässer oder, was dasselbe bedeutet, Gebiete, welche die Verkehrsstraßen anziehen und solche, von denen sie sich fernhalten, während die Rhonefurche, die senkrecht zu den anderen Flußgebieten verläuft, letztere miteinander verknüpft.

Unter den Quellen, welche dem französischen Boden entspringen, sind manche weniger durch ihre Stärke als durch ihre chemische Zusammensetzung und ihre Temperatur von Bedeutung: Frankreich ist reich an Thermal- und Mineralwässern. Hauptsächlich treten sie in den Gebieten auf, die besonders stark zerrüttet oder besonders hoch gehoben worden sind: in den Vogesen, dem Zentralmassiv, den Pyrenäen. Im Norden sind Vittel, Contrexéville und Plombières die bekanntesten, in Mittelfrankreich Vichy, La Bourboule und der Mont Dore, im Süden Bagnères und Cauterets. In denselben Gebirgsgebieten treten die Mineralschätze auf: Steinkohlen am Fuß der Ardennen und des Morvan und rings um das Zentralmassiv, Eisenerze in Lothringen, auf der Hochfläche von Langres, im Zentralmassiv, den Pyrenäen und an den Grenzen der Bretagne, in der Normandie und in Anjou.

So sind die von den Verkehrswegen gemiedenen Gebiete nicht ganz zurückgesetzt, nur besitzen sie andere Anziehungskräfte, die ihnen eine Rolle innerhalb des französischen Organismus verbürgen.

DAS KLIMA

Die gleiche Mannigfaltigkeit herrscht beim Klima. Frankreich reicht bis 43° nördlicher Breite, ist also eines der südlichsten Länder Europas. Ein ebenso wichtiger Vorteil seiner Lage ist die unmittelbare Nähe des Atlantischen Ozeans und seiner warmen Gewässer; in der Tat ist denn auch, wenigstens im Winter, die Temperatur der Küsten der Bretagne trotz des Breitenunterschiedes gleich hoch, an manchen Punkten sogar höher als die der Mittelmeerküsten. Die Wärme nimmt ebenso sehr nach Osten wie nach Norden zu ab.

Der Meereseinfluß beherrscht das französische Klima. Über dem nördlichen Atlantik entstehen fortwährend Depressionen, die mehr oder weniger weit über das Festland vordringen und dorthin die hohen und gleichmäßigen Temperaturen südlicher Meeresteile tragen. Der Winter ist verhältnismäßig mild; Frost ist zwar

keineswegs unbekannt, hält aber immer nur kurze Zeit an; das Kontinental-Hochdruckgebiet, das ihn erzeugt, verweilt nicht lange in der Nähe Frankreichs. Auch der Sommer ist verhältnismäßig mild. Große Hitze ist selten in der Bretagne, die ein völlig maritimes Klima hat, und auch im Inneren des Landes bleibt die Wärme in erträglichen Grenzen. Der Abstand zwischen den Mittelwerten des kältesten und des wärmsten Monats überschreitet fast nirgends 15°. Man darf also mit Recht von dem „milden" Frankreich sprechen.

Ganz allmählich sind auch die Übergänge zwischen den am stärksten und den weniger begünstigten Landesteilen. Der Abstand vom Meere spielt dabei nicht die einzige Rolle; vielmehr spiegeln sich auch die geringsten Unterschiede der Höhe, der Auslage und des Bodens in diesen Klimaabweichungen.

Dieses vom Meere beherrschte Land ist nicht regenarm, jedoch beträgt die mittlere Niederschlagshöhe nur 832 mm. An der Küste und besonders in der Bretagne



Januar-Isothermen Juli-Isothermen

Frankreich: Januar- und Juli-Isothermen

regnet es sehr oft das halbe Jahr hindurch und noch länger; aber es sind meist schwache, ruhige, sanfte Regen, die ganz dem Boden zugute kommen. Die Gesamthöhe bleibt jedoch zurück hinter der Niederschlagshöhe des Ostens, wo die Regen seltener, aber heftiger und zum Teil sogar als Platzregen niedergehen. Am niederschlagsreichsten sind die Gebirge, wie denn überhaupt die Regen in Frankreich in der Hauptsache Steigungsregen sind. Die Vogesen, der Morvan, das Zentralmassiv werden sehr stark befeuchtet, noch stärker die Pyrenäen, die unmittelbar an den Golf von Gascogne grenzen; ihre westlichen Vorberge empfangen jährlich eine Regenmenge von mehr als 1300 mm.

Längs des Atlantischen Ozeans steigert sich die Häufigkeit der Niederschläge mit dem Eintritt des Winters; in Paris sind die Zwischenjahreszeiten die regenreichsten, weiter östlich aber gelangt man in das mitteleuropäische Klimagebiet, wo die Hauptmenge der Regen im Sommer fällt. An der Mittelmeerküste ist der Winter oder sind vielmehr die Monate vom September bis zum März wie im atlantischen Klimagebiet die niederschlagreichsten; anderseits sind die Sommermonate Juni, Juli und August völlig regenlos. Zu dieser Zeit herrscht dort der Einfluß der Sahara, wo die Sonne im Zenith steht und sich über dem überhitzten

Boden ein Tiefdruckgebiet bildet, das seinen Wirkungsbereich bis über das Mittelmeer ausdehnt. Die Trockenheit herrscht sogar in den Gebirgen, und das mittelmeerische Ende der Pyrenäen hat daher ein völlig anderes Klima als das entgegengesetzte Ende. Unter dem ständig wolkenlosen Himmel erhitzt sich die Luft sehr stark und an der Küste der Provence treten daher die höchsten Temperaturen Frankreichs auf, ebenso wie hier eine beispiellose Lichtfülle herrscht: es ist die Côte d'Azur.

PFLANZEN- UND TIERWELT

Die Pflanzendecke der Mittelmeerküste spiegelt deren klimatische Sonderart wider. Viele Pflanzen haben ihre Ruheperiode während der sommerlichen Trockenzeit. Die anderen schützen sich gegen die übermäßige Verdunstung durch verschiedene Einrichtungen, wie kleine und schmale Blätter, harte Oberhaut, kugelförmigen Wuchs und dergl. Die Mehrzahl der Bäume gehört zu den Gattungen der Kiefern und der Eichen; die Pinie (Pinus pinea) gehört zu den schönsten Erscheinungen des Südens. Die Steineiche (Quercus ilex) ist überall verbreitet; die Korkeiche (Q. suber) findet sich hauptsächlich auf kieselreichen Böden. Der Hochwald macht oft einer Strauchvegetation Platz, die je nach der Bodenart verschieden ist. Auf Granit herrscht der Macquis, der sehr reich an Stauden und kleinen Bäumen ist; auf Kalk breitet sich die „Garrigue“ aus, zuweilen herrscht sogar ausschließlich die Kermeseiche (Quercus coccifera). An die Stelle der Gräser treten stark duftende Lippenblütler: Tymian, Quendel, Lavendel, das Lieblingsfutter der Ziegen.

Diese Mittelmeervegetation ist nicht auf das Meeresgestade beschränkt; im Rhonetal dringt sie ziemlich weit aufwärts vor, allerdings nur mit einer gewissen Auslese ihrer Bestandteile. Die Kalkflächen tragen wegen ihrer Wärme und Trockenheit, die Ebenen des Ostens wegen ihrer warmen Sommer noch Mandel- und Nußbäume und Weinreben. Über die kalkigen Cevennen und den Fuß des Zentralmassivs dringen dank ihrer Wärme und ihrer trockneren Sommer andere Vertreter der Flora des Südens, die Steineiche und die Tauzin- (Tozza-) Eiche, bis zur Saintonge vor. Der Oleander, die Myrthe und andere immergrüne Sträucher finden in der Bretagne wenigstens sehr milde Winter.

Die Pflanzendecke des übrigen Frankreichs ähnelt mehr der von Nordwesteuropa. Stieleiche, Buche, Linde und weiter südlich Quercus occidentalis (eine Art Korkeiche) sind die herrschenden Bäume. Die Bodenverhältnisse spielen bei der Verteilung der Baumarten fast eine ebenso wichtige Rolle wie die Klimaverhältnisse. Die Granite der Auvergne und der Vogesen sagen selbst der echten Kastanie zu, die im Süden auch reine Bestände bildet. Aber sehr oft tragen magere und undurchlässige Böden nur Heide- und Moorbildungen, Pflanzengemeinschaften, die weiter nördlich zu Hause sind. Die Heiden, die an die Stelle von Wäldern getreten sind, sind die Gebiete des Heidekrautes, des Besenginsters und der Farrenkräuter. Die feuchten Hochflächen, z. B. die der Picardie, sind baumfeindlich und bilden daher offene und freie Strecken, ähnlich den südlichen Landesteilen. Die Tonböden tragen häufig dunkle Wälder oder wenigstens baumreiche Hecken.

Bei der Tierwelt ist die Verteilung umgekehrt; in ihr spielen die nördlichen Formen die Hauptrolle. Die Arten des Südens sind auf die Mittelmeerküste beschränkt,

so einige Eidechsen und Schlangen, der Skorpion und verschiedene Spinnenarten und Insekten, darunter die Zikade, die auf den Maulbeerbäumen singt und das literarische Symbol der Provence geworden ist.

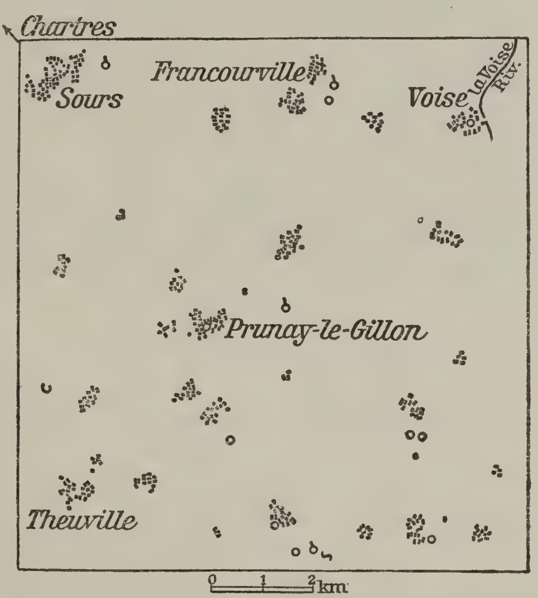
BEVÖLKERUNG

Die Bevölkerungselemente sind stark gemischt; reine Typen der Stämme, die längere oder kürzere Zeit im Besitz Frankreichs gewesen sind, gibt es überhaupt nicht mehr. Seit den ältesten Zeiten ist eine Völkerwelle auf die andere gefolgt. Die ältesten Rassen, die man überhaupt kennt, bis zum Neandertaler hinauf, haben im französischen Boden ihre Spuren hinterlassen. Die ältesten Kulturen, das Chelléen, Acheuléen, Moustérien, Aurignacien, Solutréen, das Magdalenien mit ihren großartigen Kunsterzeugnissen, haben in Frankreich geblüht und ihre Bezeichnungen nach französischen Örtlichkeiten erhalten, an denen ihre Spuren zuerst entdeckt wurden. Der Cro-Magnon-Mensch und die negroïde Grimaldi-Rasse haben einander abgelöst. Hier und da treten bei einzelnen Individuen immer noch einmal die Merkmale dieser primitiven Rassen auf.
In geschichtlicher Zeit folgten auf die Iberer, deren Nachkommen vielleicht die Basken sind, die Ligurer, die südwärts weiterzogen, ehe die aus dem Osten gekommenen Gallier oder Kelten nach zahlreichen Wanderungen den größeren Teil des Landes besetzten. An der Mittelmeerküste spielte die griechische Kolonie Massilia (Marseille) eine größere Rolle, als ihrer Einwohnerzahl entsprach. Auch die Römer sind nur in geringer Zahl nach Frankreich gekommen, und während sie Gallien zugleich mit ihrer politischen Herrschaft auch ihre Sitten und ihre Sprache aufzwangen, haben sie doch sein Volkstum nicht verändert. Seinen heutigen Namen erhielt Frankreich von den germanischen Franken, aber auch diese haben den körperlichen Typus der Franzosen nicht wesentlich beeinflußt, ebensowenig wie die anderen germanischen Stämme, die Westgoten, die Burgunder, die Alemannen, die dänischen Normannen.
Wie in allen von zahlreichen Erobererwellen überfluteten Ländern ist auch in Frankreich eine Mischbevölkerung entstanden, in der sich die Züge der einzelnen Bevölkerungselemente nur schwer nachweisen lassen. Vielleicht ist in Frankreich die Rassenmischung sogar besonders stark. Jedenfalls scheinen die am stärksten vom Durchschnitt abweichenden Teile der Bevölkerung, die Basken und die Bretonen, ihre Sonderstellung nur ihrer Isolierung zu verdanken, und sie büßen dieselbe in dem gleichen Maße ein, wie ihre Nationalsprachen vom Französischen verdrängt werden.
Die ersten Bewohner Frankreichs haben mit Vorliebe die Gebirge aufgesucht; in den Pyrenäen, im Zentralmassiv und seinen Ausläufern sind die wesentlichsten archäologischen Funde gemacht worden. Aber vielleicht verdanken diese ihre gute Erhaltung zum Teil der Natur des Geländes. Heute gehören die Gebirgsteile zu den schwächer besiedelten Gebieten Frankreichs, jedenfalls hauptsächlich wegen ihrer unebenen Oberfläche, die den Verkehr erschwert und das Leben verteuert und einengt. Aber auch die Bodenbeschaffenheit ist für die Volksdichte von Bedeutung, denn die ebenfalls schwach besiedelten Ursprungsgebiete der Seine, Marne und Maas sind leichter zugänglich, bestehen aber aus den armen Granit- und Schieferböden des Maasplateaus, des Morvan, von Limousin und der Bretagne. Auch die Causses der Lozère und des Aveyron mit ihren Kalkschluchten sind un-

fruchtbare Strecken und können nicht stark bevölkert sein. Umgekehrt ziehen da, wo fruchtbare Ebenen in das Bergland eindringen oder dieses Mineralschätze enthält, der Ackerbau oder die Industrie die Bevölkerung an und halten sie fest; das ist z. B. an den Nord- und Ostflanken des Zentralmassivs der Fall.

Die Ebenen sind keineswegs überall dichter bewohnt als die Gebirge. Die Ebenen nördlich und südlich der Loire, an der mittleren Garonne und an der Saône sind trotz ihrer Fruchtbarkeit nicht stärker besiedelt als die alten Gebirgsteile. Ihre Bevölkerung war früher zahlreicher, ist aber zurückgegangen, seitdem die Einführung landwirtschaftlicher Maschinen einen Teil der Arbeiterschaft überflüssig gemacht hat und vielfach die Viehzucht an die Stelle des Ackerbaues getreten ist.

Am dichtesten bewohnt sind solche Strecken, die gleichzeitig für den Ackerbau und wegen ihrer leichten Zugänglichkeit auch für die Industrie gut geeignet sind; das sind besonders die Randgebiete, die Küsten des Mittelmeeres, der Bretagne und ein Teil der Normandie. Oft erzeugt ein großer Hafen durch sein reges Wirtschaftsleben eine Bevölkerungsanhäufung in seiner Nachbarschaft. In der Bretagne drängt sich die Bevölkerung an den Küsten zusammen und nimmt um so mehr ab, je weiter man in das Innere gelangt. Die größten Zusammenballungen der Bevölkerung treten im Norden und Nordosten auf, besonders in der Gegend von Paris. In der Picardie, in Artois, in Flandern mit seinen fruchtbaren Flußablagerungen, seinem Wasserreichtum, seinen Kohlengruben, in Lothringen und dem Elsaß mit ihren Eisenerzen und Lößböden hat die Mannigfaltigkeit der Betätigungsmöglichkeiten eine hohe Volksdichte erzeugt.



Siedlungsform auf der Beauce

Auch die Mannigfaltigkeit der Siedlungsformen ist groß. Im ganzen Westen herrscht eine zerstreute Wohnweise, jedoch gibt es nur in Flandern Wohnstätten von der Art der deutschen Einzelhöfe. Die Einheit ist vielmehr der Weiler, der aus zwei oder mehr Gehöften besteht. Nirgends ist diese Siedlungsform so häufig wie in der Bretagne, wo die Wasserläufe, die den undurchlässigen Boden allenthalben durchziehen, den Verkehr erschweren und den Bauern zwingen, inmitten seiner Felder zu wohnen (siehe die Textkarte auf S. 152). Hier bildet eine Anzahl von Weilern eine Gemeinde, ohne daß einer von ihnen als Sitz des Gemeindevorstehers und der Kirche die übrigen überflügeln könnte. Im Morvan herrscht dieselbe Wohnweise, die offenbar durch den Quellenreichtum begünstigt wird.

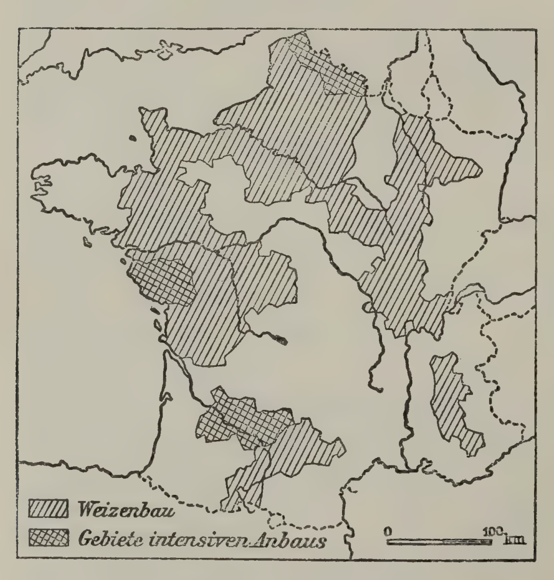
Auf durchlässigeren Böden sind die Ortschaften größer. Sie gruppieren sich um eine Vertiefung, in der sich das Regenwasser sammelt, oder um einen Brunnen,

der bis zum Grundwasser führt. Dadurch unterscheidet sich die Beauce mit ihren großen, regelmäßig über das Land verteilten Dörfern scharf von ihrer Nachbarschaft im Westen; weil hier unter einer fruchtbaren Lehmdecke durchlässiger Kalkstein liegt, der das Wasser nicht festhält, ist sie ein Land ohne Täler (siehe die Textkarte auf S. 135). Übrigens werden diese Unterschiede in der Besiedelung nicht allein durch die Wasserverhältnisse bedingt; auch die Besitzverhältnisse sind verschieden, denn hier gibt es große Rittergüter, während der Westen, wie der größere Teil Frankreichs überhaupt, ein Kleinbauernland ist.

Auch viele Städte sind Ackerbürgerorte und nichts weiter als die Stapelplätze für die Erzeugnisse ihrer ländlichen Umgebung, Mittelpunkte eines kleinen Gebietes; sobald eine Verwaltungsbehörde, ein Gerichtshof, eine höhere Schule oder ein kirchlicher Mittelpunkt dazukommen, wachsen sie an Einwohnerzahl; größere Orte aber entstehen nur mit Hilfe der Industrie oder des Handels. Nur wenige französische Städte sind indessen Großstädte, und die Hälfte von diesen 15 sind Häfen, die Mehrzahl der übrigen liegt in den Randgebieten. Sie liegen vereinzelt, höchstens zwei von ihnen benachbart, wie Lyon und Saint-Etienne, Rouen und Le Havre, Lille und Roubaix. Nirgends finden sich solche Anhäufungen von Großstädten wie in England oder im deutschen Rheingebiet. Die Städte spielen überhaupt in Frankreich keine so wichtige Rolle wie in den benachbarten Industrieländern, mehr als die Hälfte der Bevölkerung lebt noch auf dem Lande.

ACKERBAU UND VIEHZUCHT

Ein großer Teil dieser Bevölkerung lebt auch vom Lande. Der Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der Franzosen, fast die Hälfte des Staatsraumes besteht aus Ackerland. Die Arbeit vieler Jahrhunderte hat die verschiedensten Böden, auch die minder fruchtbaren, der Kultur zugeführt. Selbst ganz undurchlässige, sumpfige Landstriche, die mit dem Schimpfnamen Gâtines belegt werden, hat man nutzbar zu machen verstanden. Das milde, gemäßigte Klima ist für den Bodenbau überall günstig. Seiner Verschiedenheit im einzelnen entspricht auch die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse.

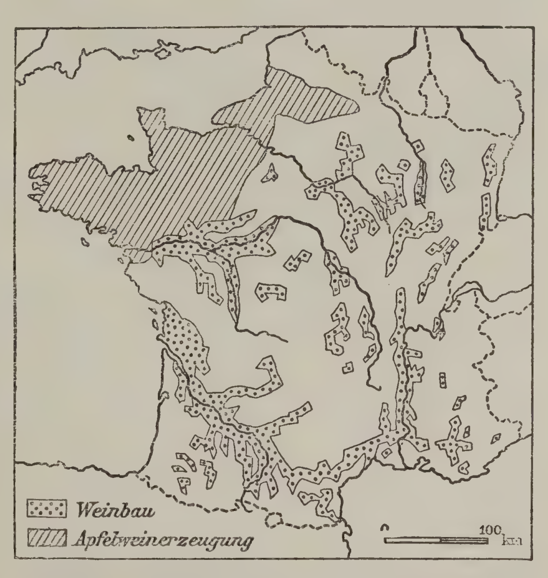


Hauptgebiete des Weizenbaus

An erster Stelle steht das Getreide; es nimmt mehr als die Hälfte des Ackerbodens ein. Die wichtigste französische Getreideart ist der Weizen, der wiederum fast die Hälfte der Getreidefläche einnimmt. Man baut ihn überall, auf schlechten wie auf guten Böden, daher ist sein Durchschnittsertrag in Frankreich geringer als in anderen Ländern, die für den Weizenbau an sich weniger

geeignet sind; der Weizen hat in den letzten 100 Jahren sogar die phosphatarmen Böden der alten Gebirgsmassive erobert, indem man dem Boden die fehlenden Mineralien, Phosphate und Kalk, zuführte. Auf guten Böden erzielt man dagegen reiche Ernten mit Stalldünger allein, und Kunstdünger wird hier noch wenig verwendet. Der Weizen findet die besten Klimabedingungen im Süden, im Norden aber die besten Böden, die Tonböden der Beauce und der Picardie, auf denen er in der Koppelwirtschaft mit Industriepflanzen und Futterkräutern wechselt. Der Roggen ist von den für ihn besonders geeigneten Flächen, den „ségalas" des Zentralmassivs, noch nicht ganz verschwunden, ebensowenig der Buchweizen aus dem Limousin und der Bretagne; doch geht ihr Anbau zurück.

Beinahe ebensoviel Raum wie der Weizen, das Hauptnahrungsmittel für den Menschen, beansprucht der Hafer, das Nahrungsmittel für das Vieh. Er wird überall angebaut, am stärksten aber immer noch im Norden. Auch die Gerste wird besonders im Norden kultiviert, weil das aus ihr bereitete Malz beim Brauen des Bieres, eines Hauptgetränkes des Nordens, unentbehrlich ist. Der wärmebedürftigere Mais gedeiht am besten in den Ebenen der Garonne und Rhone.

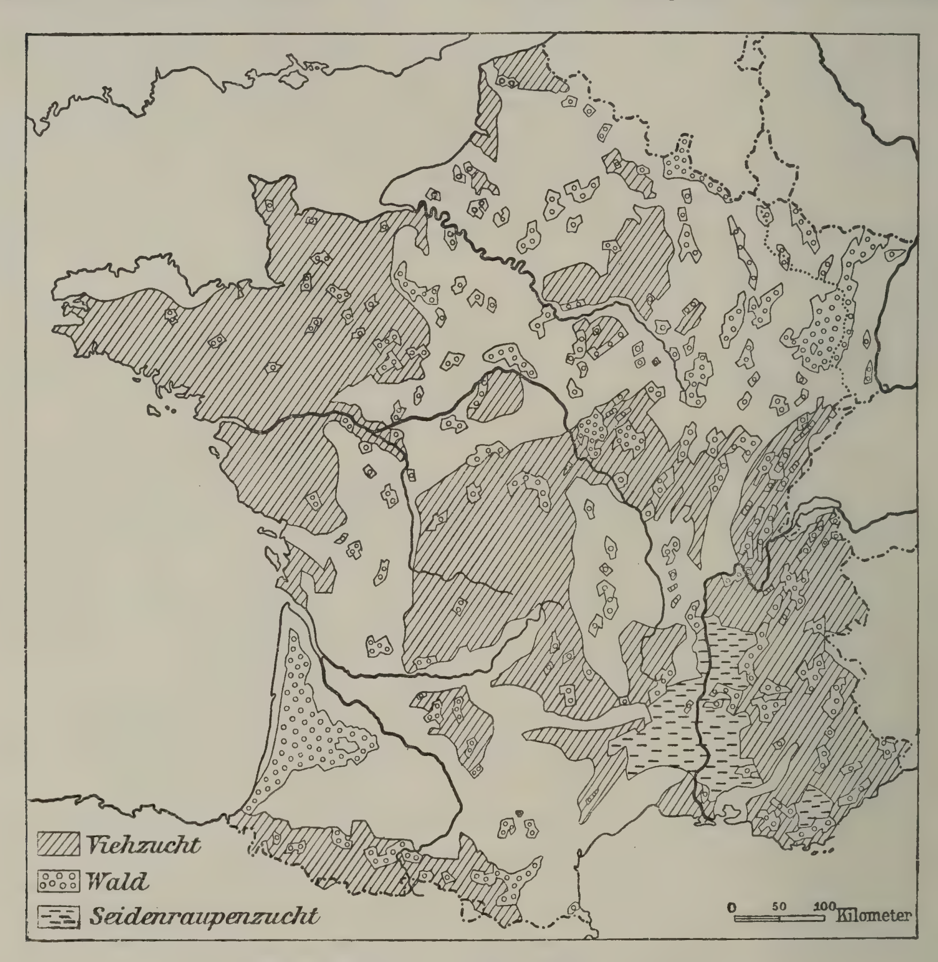


Gebiete des Weinbaus und der Apfelweingewinnung

Der Gemüsebau ist in Frankreich vielleicht stärker entwickelt als in jedem anderen Lande. Paris mit seinem riesigen Bedarf hat natürlich die mannigfaltigste Gemüseerzeugung in seiner Umgebung hervorgerufen. Andere, entlegenere Gegenden haben sich dem Gemüsebau wegen ihres besonders günstigen Klimas zugewendet. Die Bretagne und die Normannischen Inseln mit ihren milden Wintern und lauwarmen Sommern liefern fast das ganze Jahr hindurch Blumenkohl, Artischocken, Zwiebeln und Kartoffeln; die Mittelmeerküste, wo nach der Trockenheit des Sommers die Pflanzenwelt im September wieder zu wachsen beginnt, liefert die ersten Gemüse, junge Erbsen, grüne Bohnen, Spargel und Blumenkohl. Die Rhone-Ebene und Roussillon sind daran noch stark beteiligt, weil sie im Sommer bewässert werden. Die Côte d'Azur von Toulon bis Nizza züchtet Blumen: Nelken und Rosen unter Glas, Mimosen und Lavendel unter freiem Himmel.

Die Industriegewächse finden sich in erster Linie im Norden, wo sie fettere Böden finden, mehr Arbeitskräfte und mehr Kapital, das an ihnen verdienen will. Die wichtigste ist die Rübe, sowohl zur Zuckerfabrikation wie zum Brennen. Der ehemals so verbreitete Lein findet sich heute nur noch in Flandern, noch stärker geht der Anbau des Hanfs zurück. Hopfenfelder findet man vereinzelt im Norden und Nordosten. Der Tabak, der einem Staatsmonopol untersteht, wird auf den Ebenen des Elsaß und der Garonne kultiviert.

Der Obstbau ist außerordentlich umfangreich. Jedes Gebiet hat dabei seine Besonderheiten: Lothringen die Kirsche, die Normandie und die benachbarten Bocages („Haine“) den Apfel und die Birne, die Auvergne und die Cévennen die Kastanie, welche die Bauern selbst im Winter in den Ebenen verkaufen, das Garonnebecken hat die Zwetsche, das Rhonetal Pfirsich, Aprikose und Melone. Der Ölbaum des Mittelmeergebietes liefert gleichzeitig Früchte und Öl. Vom gleichen Gebiet aus hat sich die Weinrebe über einen großen Teil Frankreichs



Waldwirtschaft, Viehzucht, Seidenraupenzucht

verbreitet; nur der Nordwesten und der Norden sagen ihr nicht zu, weil dort die Sommer zu kühl und zu feucht sind. Nach den furchtbaren Krisen von 1854, die durch die Traubenfäule, und von 1879—89, die durch die Reblaus hervorgerufen wurden, hat sich der Weinbau im Süden, d. h. längs des Mittelmeerrandes, große Flächen erobert, auf denen die mit Weinstöcken besetzten Flächen mit dem Pflug bearbeitet werden können; hier ist die Kultur in erster Linie auf die Erzeugung von großen Mengen eines billigen Gewächses eingestellt. Im Südwesten, in der Charente und in Armagnac stellt man Weinbrand her. Bordelais,

Burgund und die Champagne, mit geringerer Berechtigung auch die Talränder der Loire und das Elsaß, erzeugen an ihren Kalk- oder Kieshängen die berühmtesten Gewächse.

Die beständige Abnahme der bäuerlichen Bevölkerung und die Verkehrserleichterungen, durch welche zur Ergänzung der gewohnten Weidewirtschaft überall die künstlichen Futtermittel verwendet werden können, haben zu einer starken Ausbreitung der Viehzucht geführt. Die meeresnahen Ebenen des Westens und die Gebirge sind die Hauptweidegebiete. Das Schaf ist das Tier der armen Strecken, der Pyrenäen, der Landes, der Causses, von Limousin, der Sologne und der Champagne. Wichtiger ist jedoch heute das Rindvieh. Lange hat man sich damit begnügt, das Rind einige Jahre hindurch als Zugtier zu verwenden und dabei schlachtreif werden zu lassen, heute steht dagegen die Milchviehzucht an erster Stelle. Die Normandie, die den großen Verbrauchszentren am nächsten gelegen ist, versorgt diese nicht mehr allein mit Milch, Butter und frischem Käse, sondern auch Poitou ist ein Hauptsitz der Genossenschaftsmolkereien geworden, die Paris mit Butter beliefern. Die Landschaft Brie, die Vogesen und die Auvergne stellen harte und Weichkäse her.

Das Schwein fehlt in keiner Ackerwirtschaft. Die Ziege weidet die würzigen Kräuter des Mittelmeergebietes ab. Die Pferde der Normandie und von Tarbes, die schweren Percherons, die Boulonnaiser und Ardennenpferde sind neben dem Rind die Arbeits- und Zugtiere. In Poitou züchtet man Maultiere.

Der „magnan", die Seidenraupe, bildete einst den Reichtum des Rhonetales; Krankheiten und Mangel an Arbeitskräften haben ihre Zucht sehr zurückgebracht. Die Seidenkokons aus den Cevennen sind jedoch noch heute sehr gesucht.

Die Wälder bedecken ungefähr den fünften Teil des Bodens von Frankreich, der Ardenner-, der Argonnen- und der Wasgenwald sind schon ihrem Namen nach Waldgebiete. Der Morvan und die Auvergne haben längere Zeit hindurch Paris mit Brennstoffen versorgt, jener mit seinem Holz, das auf den Nebenflüssen bis in die Seine hinabgeflößt wurde, diese mit Holzkohle. Die Chaine des Maures und der Estérel am Mittelmeer werden alljährlich von furchtbaren Waldbränden heimgesucht, die durch die sommerliche Trockenheit begünstigt werden. Die Landes, die so lange Ödland waren, sind nach fünfzigjährigen Mühen das holzreichste Gebiet Frankreichs geworden, die Wälder der Ebenen sind dagegen größtenteils den Bedürfnissen der Industrie zum Opfer gefallen.

Der Baumbestand der Wälder hat sich stark verändert. An Stelle des Brennholzes, das infolge der zunehmenden Benutzung der Kohle als Brennstoff seine Bedeutung verloren hat, hat man nach Möglichkeit Bäume angepflanzt, die Zimmerholz oder Nutzholz liefern; zu ersterem verwendet man vorwiegend Nadelbäume, wie die Seekiefer, die gewöhnliche Kiefer, Tannen, zu letzterem Fichte, Esche und andere.

GEWERBE UND INDUSTRIE

Der Bodenbau versorgt eine Reihe von Industrien mit Rohstoffen, in erster Linie die Lebensmittelindustrie. Fast jede französische Provinz erzeugt eine mehr oder minder berühmte Lebensmittelspezialität, sei es eine Backware, Pastete, eine Wurstsorte oder ein Konfekt. Die besonders sorgfältige Herstellung des Weines, die Apfelwein- und Branntweinerzeugung, die Gewinnung des Olivenöls und der

Wohlgerüche aus Blüten erfolgen teils noch in Hausbetrieben, teils in großen Fabriken. Die Mahlmühlen, die Zuckerfabriken und Raffinerien, die Brauereien, die Brennereien, die Fabriken von Konserven aller Art sind im allgemeinen neuzeitlich eingerichtet.

Auch die Textilindustrie ist wie die Lebensmittelindustrie auf dem Lande erwachsen und hat auch heute noch zum Teil dort ihren Sitz, allerdings hat sie viele Wandlungen durchgemacht. So ist die Bearbeitung des Flachses heute nicht mehr auf das Lystal und seine Umgebung beschränkt, auf Lille, Cambrai, St. Quentin, wo zuerst Leinwand, Battist, feine Gewebe und Spitzen hergestellt wurden. Die Wolle hat ihre Standorte besser gehalten, ihre Industrie konzentriert sich in Roubaix und Tourcoing (Flandern), Elbeuf in der Normandie, Reims in der Champagne und in Sedan. Wie in den übrigen Ländern hat die Baumwolle, deren Verarbeitung bequemer ist, die einheimischen Webstoffe großenteils verdrängt, selbst auf dem Lande. Die Webstühle in den Kellern der Bauernhöfe in der Picardie und der Normandie verarbeiten jetzt Baumwolle. Nur historisch jedoch ist es zu erklären, wenn das Verspinnen und Verweben der neuen überseeischen Textilfaser auch heute noch vorwiegend im Binnenlande erfolgt, in Roanne an der Loire, beiderseits der Vogesen und in Mülhausen. Lille, das seine Baumwolle über Dünkirchen erhält, und die Gegenden von Amiens und Rouen, die bequem zu Le Havre liegen, eignen sich besonders gut für die neue Industrie. Die Hauptstütze der französischen Industrie bilden die gut geschulte Arbeiterschaft und eine geschickte Spezialisierung. Die Herstellung von Kleidungsstücken und von Modeartikeln aller Art runden diese Seite der industriellen Betätigung Frankreichs ab.

Bis jetzt war immer von Nordfrankreich die Rede. Im Süden herrscht die Seide. Obgleich nur noch ein kleiner Teil der Rohstoffe im Lande selbst erzeugt wird, blüht die Seidenindustrie weiter in der Gegend von Lyon und in Saint-Etienne. Lyon und seine Umgebung erzeugen besonders Seidenstoffe, Saint-Etienne Bänder und Posamenten, während die Spinnereien über das Rhonetal verteilt sind.

Die Wälder ernähren einige kleine Gewerbe: die Holzschuhmacher, die Kisten-, Fässer- und Möbelfabrikanten. Die Strandkiefern der Landes liefern das Harz, aus dem man das Terpentin gewinnt. Das sehr verbreitete Papierstoffgewerbe war sicher ursprünglich auf einheimischen Rohstoffen aufgebaut, kommt aber heute mit diesen nicht mehr aus.

Die Metallindustrie hat sich geteilt: in Zentral- und Südfrankreich, wo der Abbau der Erze nicht mehr lohnt, haben sich die Stahl- und Hüttenwerke der Herstellung von Spezialerzeugnissen und von Eisenkonstruktionen zugewandt. Auch die Automobilindustrie ist stark entwickelt, besonders um Paris und Lyon. Die Schwerindustrie, die Erzeugung von Gußeisen und Stahl, ist im Nordosten (Lothringen), im Norden und im Westen (Normandie) zu Hause, wo sich die wertvollen Erzlager befinden.

BERGWERKE UND STEINBRÜCHE

Frankreich ist so reich an Eisen, daß es heute nur die wertvollsten Lagerstätten ausbeutet, wie die der östlichen Pyrenäen oder der Normandie, welche ein besonders gutes Erzeugnis liefern, oder die besonders großen Lagerstätten Lothringens. Das phosphorreiche und eisenarme Erz Lothringens galt lange Zeit hin-

durch als minderwertig, als „minette“; das Thomas-Gilchrist-Verfahren hat jedoch seine Verwendung möglich gemacht, und heute wird es von Metz bis Thionville und von Briey bis Longwy eifrig abgebaut. Dort öffnen sich an allen Abhängen Stollen und Schächte, deren Ausgänge mit den Hüttenwerken durch Eisenbahnen oder Drahtseilbahnen verbunden sind.

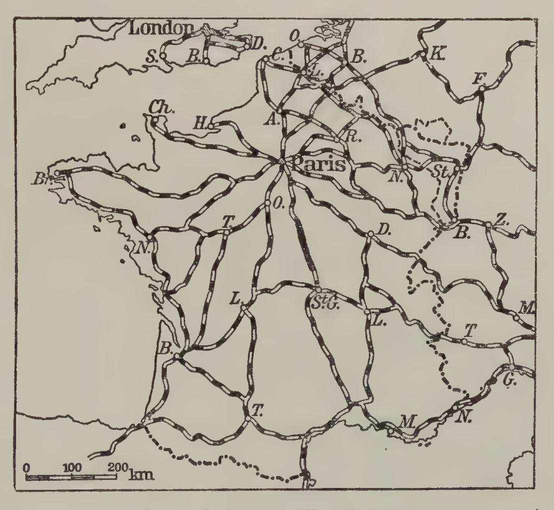
Aber zur Verarbeitung des Eisens ist viel *Kohle* nötig, und daran ist Frankreich sehr arm. Eine einzige Lagerstätte kann sich mit denen der großen Kohlenländer messen, es ist die in den Departements Nord und Pas de Calais, die alle Kohlensorten liefert, jedoch nur schwierig und mit hohen Kosten ausgebeutet werden kann. Der kohlenreiche Norden und der eisenreiche Nordosten versorgen zusammen mit ihren Erzeugnissen die Hochöfen. Bei Saint-Etienne an der Loire bedingt ein kleines Kohlenbecken ein anderes Industriegebiet. Die Kohlenflöze der Bourgogne und des Zentralmassivs haben nur örtliche Bedeutung.

Um diesen Mangel an Kohlen auszugleichen, macht Frankreich die *Wasserkräfte* nutzbar, die ihm in seinen Gebirgsteilen in Fülle zu Gebote stehen. Nächst den Alpen sind die Pyrenäen, nach ihnen das Zentralmassiv und die Vogesen am besten damit ausgestattet. Mit Hilfe hydroelektrischer Kraftwerke können die zahlreichen *Bauxit*lager des Mittelmeergebietes ausgenutzt werden, aus denen das Aluminium hergestellt wird.

Das *Salz* wird in Salinen und aus den Solquellen gewonnen, die besonders in Lothringen und der Franche-Comté zahlreich sind, sowie in den Salzsümpfen der atlantischen und Mittelmeerküste, aus denen die Salzsiedereien ihren Rohstoff erhalten. Das Elsaß besitzt ein großes Lager von Kalisalzen und bei Pechelbronn die einzige Petroleumquelle Frankreichs.

Die *Baustoffe* Kalk, Zement, Ton, Schiefer, Baustein gibt es in den verschiedensten Gegenden, und Tausende von Steinbrüchen sind angelegt worden.

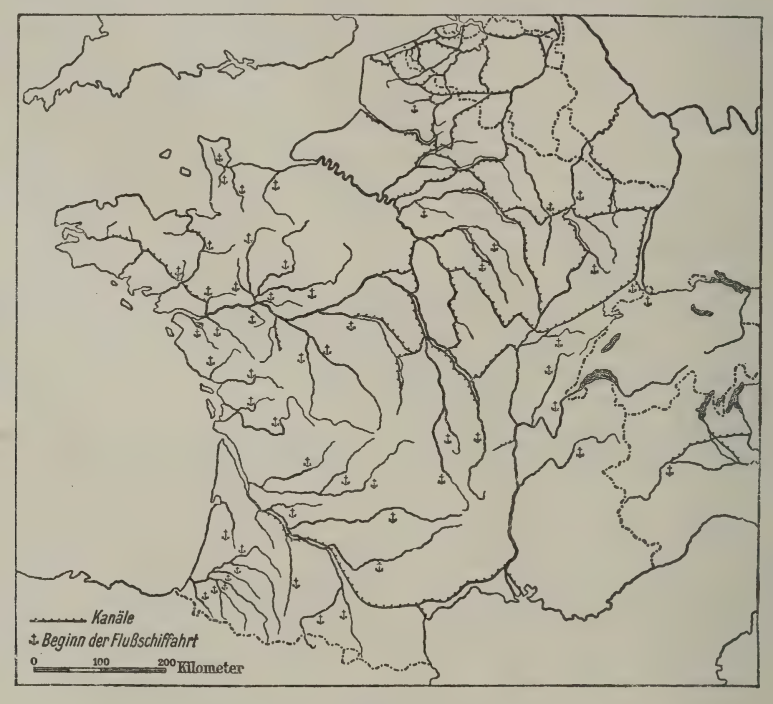
VERKEHR



Die wichtigsten Eisenbahnen

Die starke industrielle Tätigkeit *Nordfrankreichs* zeigt sich in der Entwicklung der Verkehrsmittel in diesem Gebiet. Abgesehen von den Hindernissen der Ardennen und Argonnen, von denen hier nicht die Rede ist, konnten allerdings die Ebenen leicht von den Verkehrswegen durchzogen werden; in keinem anderen Teile Frankreichs bilden sie ein so enges Netz. Man erkennt hier noch die Spuren der geradlinigen römischen Straßen; die modernen Straßen, die aus den Zeiten Ludwigs XIV. und XV. stammen, sind ihnen oft gefolgt; sie waren in der Nähe der Grenze zahlreicher. Die langsam fließenden Flüsse sind in jahrhundertelanger Arbeit

durch Schiffahrtskanäle verbunden worden; so verbindet eine große, halb natürliche, halb künstliche Verkehrsader die Seine mit der Oise und die Somme mit der Schelde und entsendet nach Osten und Westen Abzweigungen. Die Seine ist erst in jüngster Zeit reguliert und der Schiffahrt erschlossen worden; ihre Nebenflüsse und die Kanäle, die sie nach Osten und Süden verlängern, lassen eine beschränktere Schiffahrt zu. Doch hat der nach Osten führende Rhein-Marne-Kanal, der erst vor einem halben Jahrhundert erbaut worden ist, einen ziemlich starken Verkehr. Zu den älteren Verkehrswegen sind die Eisenbahnen getreten; sie stellen teils die Verbindung mit England, Belgien, Deutschland her, teils dienen sie dem starken inneren Verkehr.



Die Wasserstraßen

Die Straßen des Nordens finden ihre natürliche Ergänzung in dem großen Verkehrswege, den die Rhone-Furche zwischen dem Zentralmassiv und den Alpen zum Mittelmeer öffnet. Auch sie dient gleichzeitig den örtlichen Bedürfnissen, der Industrie von Marseille, Lyon und Saint-Etienne, der Landwirtschaft der Bourgogne und der Provence, und den zwischenstaatlichen Verkehrsbedürfnissen, den Beziehungen zwischen Nordwesteuropa und den Ländern des Südens. Auch hier laufen Straße, Eisenbahn und Wasserweg nebeneinander her. Die Rhone ist wasserreicher als die Flüsse des Nordens, aber stürmischer; sie bleibt reißender Alpenfluß bis zur Mündung; diese selbst ist unbenutzbar. An ihre Stelle tritt als Schiffahrtsweg der Kanal von Marseille zur Rhone, dessen Rovetunnel soeben fertiggestellt worden ist. Am meisten fehlen ihr die Massengüter, die auf den Wasserweg angewiesen sind; nur die Eisenbahnen können mit der nötigen Schnelligkeit die Gemüse, Früchte und Blumen des Südens befördern, und auch

die leichte Seide bevorzugt dieses Transportmittel. Zur Verbindung zwischen der Rhone und der Saône mit der Loire, der Seine und dem Rhein wurden schon seit dem 18. Jahrhundert Kanäle gebaut, die aber für die jetzigen Bedürfnisse zu klein geworden sind. Dagegen ist das Netz der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn das wichtigste von Frankreich, auch durch die Verbindungen mit der Schweiz und Italien.
Die anderen Gebiete Frankreichs sind nicht so gut mit Verkehrswegen versehen wie der Norden und der Osten. Das Zentralmassiv wird nicht so völlig von den Verkehrswegen umgangen wie man denken sollte; Wege und Eisenbahnen überqueren es von Nord nach Süd. Die tiefen Flußtäler, die es den westöstlich ziehenden Eisenbahnen in den Weg stellte, wurden überbrückt, seine Bergzüge durchtunnelt. Die im Gange befindliche Elektrifizierung des Gebietes wird die letzten Schwierigkeiten beseitigen.
Der Westen hat keine Schiffahrtswege. Nur die Trichtermündungen einiger Flüsse sind benutzbar; die Oberläufe sind in der Nähe des Zentralmassivs tief in das harte Gestein eingeschnitten. Die Wasserführung schwankt sehr stark, und ein schwaches Rinnsal kann sich im Verlauf weniger Tage in einen stürmischen Strom verwandeln, wenn das undurchlässige Einzugsgebiet von Dauerregen betroffen worden ist. Die Loire macht keine Ausnahme von dieser Regel und besitzt als einziger von den großen Flüssen Frankreichs keine Verkehrsbedeutung. Daher sind seine Zuflüsse auch nicht durch Kanäle verbunden worden.
Der Südwesten ist kaum mehr begünstigt. Zwar hat man den Golf von Gascogne mit dem Löwengolf durch den Zweimeere- oder Südkanal (Canal du Midi) verbunden, aber dieser Kanal, der schon aus dem 17. Jahrhundert stammt, reicht nicht mehr aus. Die Eisenbahnen, welche die starken Steigungen am Pyrenäenfuß zu überwinden haben, wurden als erste in Frankreich elektrifiziert, leiden aber einerseits an dem Fehlen einer Großindustrie, die einen dauernden starken Frachtverkehr zur Folge haben würde, und anderseits an dem Fehlen eines nennenswerten Durchgangsverkehrs; der Verkehr mit Spanien läßt sich nicht mit dem zu den Nachbarländern im Norden und Osten vergleichen.

DIE NATÜRLICHEN LANDSCHAFTEN

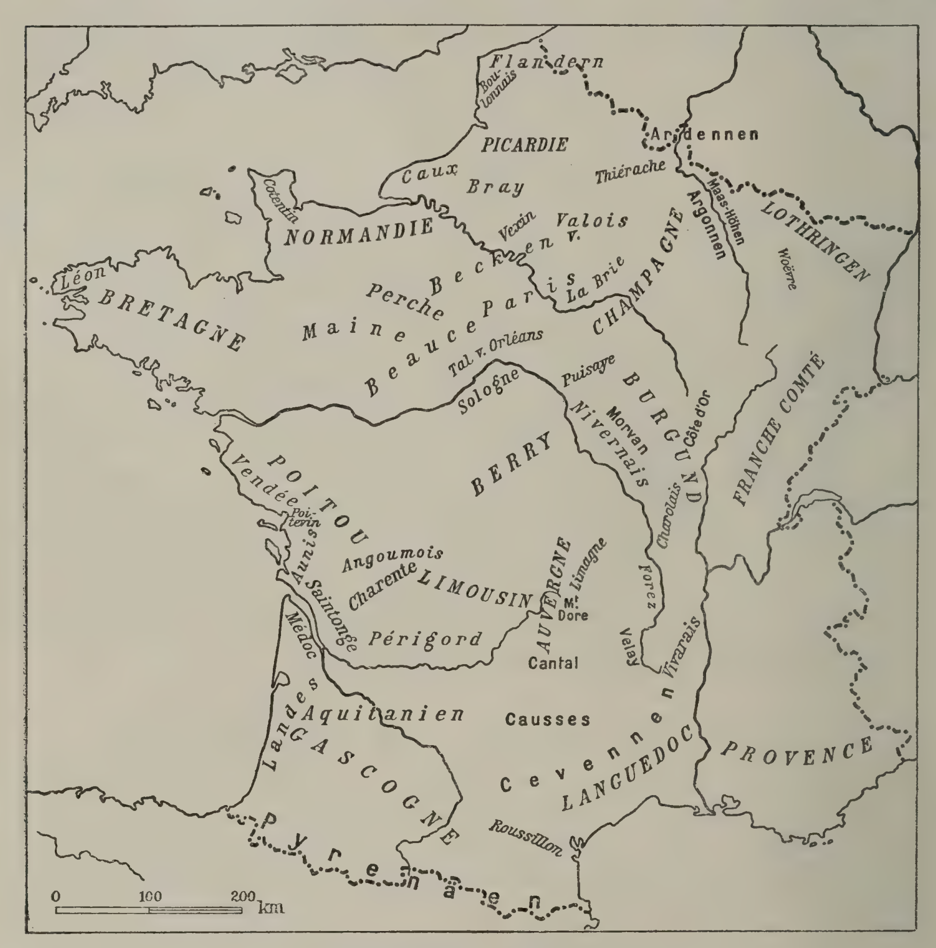
Entsprechend der Mannigfaltigkeit der Böden und der Oberflächenformen gibt es in Frankreich viele Naturgebiete; teils kleine, die schon das Volk als „Landschaften" erkannt und mit eigenen Namen belegt hat, teils größere, die auch politische Einheit erlangten und schließlich die Provinzen des alten Frankreichs bildeten.

LOTHRINGEN UND ARDENNEN

Lothringen besteht wieder aus sehr verschiedenen Naturgebieten. Es beginnt am Fuße der Vogesen mit einer Waldzone, die es auf drei Seiten, im Norden, Osten und Süden, umgibt und deutlich umgrenzt. Aus der Waldzone gelangt man auf eine freie, gleichmäßige Hochfläche, wo die aus den Vogesen kommenden Flüsse parallel verlaufen. Aus Triasschichten aufgebaut, entnimmt sie diesen auch ihre wichtigste Nahrungsquelle, das Salz, welches schon seit vorgeschichtlichen Zeiten ausgebeutet und verhandelt wird. Nach Westen zu betritt man den Lias, welcher den reichsten Ackerboden Lothringens bildet. Trotz ziemlich hoher Lage und kontinentalem Klima mit harten Wintern und Frühlingsfrösten ist die Landwirt-

schaft hier lohnend, selbst der Weinstock gedeiht an den Abhängen. Im Vergleich zu Luxemburg und Belgien ist es schon ein sonniges Land, aber es fehlt ihm die Anmut und die Lieblichkeit der südlicheren Gegenden. Die wenig zahlreiche Bevölkerung wohnt in gleichmäßig verteilten Dörfern mit stadtartig zusammengedrängten Häusern.

Auf den Liasmergel folgt westwärts die Zone des oolithischen Kalkes, der parallel dem Grenzwall zwischen Luxemburg und Burgund zieht. Dieser Kalk, der sozu-



Die Landschaften Frankreichs

sagen das Rückgrat von Lothringen bildet, krönt einen hohen Kamm mit steilen östlichen Abstürzen, die Moselhöhen. Die Flüsse der Vogesen haben Zeugenberge davon abgeschnitten und sogar Durchbrüche erzeugt, in deren Nähe sich die Städte Toul (12000 Einw.) und Nancy (113000 Einw.) angesiedelt haben, aber die Erosion hat die steilen Kalkwände hervorgerufen, die ihre Süd- und Nordrichtung den Flüssen des Gebietes Meurthe, Mosel und Maas aufgezwungen haben. Jenseits der Moselhöhen wiederholen sich dieselben Landschaftsformen in größeren oder geringeren Abständen. Jedes Zutagetreten des harten Gesteins erzeugt einen nach



Der Puy Griou im Cantal



Val Suzon im Kalkplateau von Burgund



Das Tal der Somme bei Corbie



Viehweide in der Camargue

Osten gerichteten, von Wald gekrönten Steilabsturz, an dessen Fuß sich Wiesen und Felder auf tonigen Böden ausbreiten. Die Dörfer liegen am Fuße des Steilabhanges, wo die Quellen zutage treten. Solcher Art sind vor allem die Maashöhen und die reiche Woëvre-Ebene.
Diese Ackerbau- und Waldgebiete entvölkern sich zugunsten der Becken von Briey und von Metz-Thionville, die vom Qualm der Hochöfen verdüstert und von den Halden des Minettebergbaues verunziert werden. Um die Bergwerke und Hüttenwerke herum liegen im Norden und Süden des Ornetales die Arbeiterorte, die mehrere Tausend Einwohner zählen.
Die Maas fließt einsam zwischen den Côtes, die ihren Namen tragen, und dem Gebirge; die Nebenflüsse haben die in einem früheren Entwicklungsstadium der Landschaft von den Flüssen erzeugten Durchbruchstäler benutzt, um sich ihr zu entziehen, die einen zur Mosel, die anderen zur Aisne. An diesen Durchbruchstellen liegen kleine Städte, deren wichtigste Verdun (29000 Einw.) ist. So geschwächt fließt die Maas träge an den Korallenkalken entlang, ehe sie den harten Kampf mit dem Gesteinsmassiv der Ardennen aufnimmt.
Der größte Teil der Ardennen liegt schon in Luxemburg und Belgien. Die Maas gräbt sich hier ein sehr enges steilwandiges Tal durch die harten Schiefer, die steil aufgerichtet und unvermittelt fast wagerecht abgeschnitten sind. Dieses in die geneigten Schichten eingeschnittene Engtal, mehr noch die von Wäldern, Heiden und Hochmooren eingenommenen Hochflächen erwecken den Eindruck eines Gebirges, womit die absolute Höhe kaum in Einklang steht. Die Bevölkerung ist hier besonders dünn.

FLANDERN

Die Ardennen wirken durch ihre Oberflächengestalt, ihre Moore, ihre Wälder und ihre Einöden verkehrsfeindlich. Den Vorteil davon hat zum geringeren Teil Lothringen, zum größeren aber Flandern, ein niedriges und flaches Gebiet, das sich bis zum Meer hinzieht, bis zum Pas-de-Calais, der seinerseits einer der verkehrsreichsten Meeresarme ist, die es überhaupt gibt.
Flandern besteht aus den Ablagerungen der Meere des Mesozoikums und der Tertiärzeit, die auf dem Kontinentalsockel der Ardennen abgesetzt wurden. Ihr Hauptbestandteil ist undurchlässiger Ton, und in dem feuchten Seeklima, das hier herrscht, ist daher die Oberfläche überreich an Wasser. Die Flüsse sind hier sehr wasserreich und breit und oft von Sümpfen begleitet. Infolge ihrer gleichmäßigen Wasserführung und ihres regelmäßigen Gefälles konnten sie leicht schiffbar gemacht und durch Kanäle verbunden werden und stellen heute das vollkommenste und am stärksten befahrene Wassernetz Frankreichs dar. Sie endigen in einer Ebene, die noch tiefer liegt als der Spiegel des Meeres, das sie oft und noch im 19. Jahrhundert überschwemmt hat, hinter der Linie einer natürlichen Dünenreihe, die durch Eindeichungs- und Austrocknungsarbeiten befestigt worden ist, ähnlich wie in den Niederlanden. Hier liegt also am Rande des Meeres ein kleines Holland mit Poldern, Marschen, „Watergands“, mit langgestreckten Ortschaften längs der Dünen, der Kanäle und Straßen.
Das innere Flandern ist weniger einförmig. Sandige Hügel bedecken die Reste einer alten Einebnungsfläche, die durch die Wasser aller Art leicht abgetragen werden konnte. Diese Sandböden sind weniger fruchtbar als die Lehme der Küstenebenen, und die Binnenbevölkerung, die sich nicht gegen das Meer zu wehren

braucht, muß ihre ganze Kraft der Verbesserung des Bodens zuwenden. Wie in den tiefer gelegenen Landstrichen nehmen Felder und Wiesen den Boden ein. Darüber erheben sich teils einzelne Bäume, teils Waldstückchen, die den Namen rechtfertigen, den die Tieflandbewohner dieser Gegend gegeben haben: Pays du bois oder Houtland, d. h. Holzland. Auf den beackerten Höhenwellen liegen abseits der großen Straßen verstreut die Bauernhöfe, die „Hofstede".
Freilich herrscht in diesem harten und armen Land nicht allein der Ackerbau; auch die Industrie spielt eine wichtige Rolle; sie verwertet in erster Linie die Landeserzeugnisse, vor allem den Flachs, die Spezialität des Landes, und die Gewässer, diese sowohl zur Beförderung wie zum Rösten der Pflanzenfasern. Einen weiteren Anreiz hat sie in den Kohlenlagern gefunden, die im Westen bis Lens und Béthune reichen. Diese Industrie bedingt die Blüte der Städte, zunächst der drei großen Nachbarstädte Lille (200000 Einw.) Roubaix, (113000 Einw.), Tourcoing (80000 Einw.), dann all der anderen durchwegs alten Orte, die stolz sind auf ihre Geschichte, auf ihre Rathäuser mit den hohen Belfrieden, und schließlich der Städte des Bergwerksgebietes, die von den endlosen Flächen der Hüttenwerke und der Siedlungen mit den kleinen, erbärmlichen und einförmigen Häuschen der Bergleute umgeben sind.

PICARDIE

Während Flandern sich mehr nach Norden senkt, gehört die Picardie schon zum Pariser Becken. Diese beiden Länder kehren sich den Rücken zu. Die Grenzzone liegt in der Mitte etwas tiefer, so daß hier der Hauptverkehr stattfindet, nach Osten und Westen steigt sie an. Im Westen sind durch verstärkte Abtragung die alten Schichten und selbst die primären Bildungen im Boulonnais freigelegt worden; so entstand ein sehr unebenes, mannigfaltiges und feuchtes Land. Im Osten gegen die Ardennen zu tritt die Kreide an die Oberfläche; sie ist hier zu einem feuersteinreichen Ton zersetzt und wegen ihrer Undurchlässigkeit reich an Quellen und Gewässern und an Obstgärten: das ist die Thiérache, das Land der Apfelbäume.
Die Picardie ist ebenfalls ein Kreideland, aber ihre Kreide ist nicht zersetzt. Dank einer schützenden Lehmhülle hat sie ihren durchlässigen Charakter behalten. So ist sie ein trockenes Land, ohne Wasser, ohne Flüsse, beinahe ohne Täler, eine einförmige baumlose Ebene, die infolge der Fruchtbarkeit des Lehms doch die reichsten Ernten trägt. Sie ist ein Land des Ackerbaus, ähnlich der flandrischen Küstenebene, doch mit leichteren, besser zu bearbeitenden und ertragreicheren Böden. Seit alters ist sie mit Weizenfeldern bedeckt gewesen, wozu seit dem 16. Jahrhundert der Raps-, Lein- und Hanfbau, im 19. Jahrhundert Rübenbau getreten sind, während heute die Futterkräuter immer mehr Platz einnehmen. Das Wasser erreicht man nur durch viele Meter tiefe Brunnen, um die sich die enggebauten, in Bäume eingebetteten Dörfer zusammendrängen. Die Industrie, von der flandrischen angeregt, hat lange Zeit ihren Sitz auf dem Lande gehabt, jetzt konzentriert sie sich in den Städten Saint-Quentin (37000 Einw.) und Cambrai (26000 Einw.), die Mittelpunkte für die Erzeugung feinerer Stoffe bilden.
Während die Ebene offen und leicht gangbar ist, führen die Täler ein Sonderdasein. Sie beginnen mit einer trockenen Strecke, senken sich dann bis unter den

Grundwasserspiegel herunter, und nun entspringt an ihren Abhängen eine große Quelle, „somme" genannt, nach der anderen, die sich zu stattlichen, breiten, regelmäßig und ruhig fließenden Flüssen vereinigen. Städte wie Amiens (93000 Einw.) und Abbeville (22000 Einw.) sind an den Furten solcher Flüsse entstanden.

CHAMPAGNE

Wie die Picardie, so ist auch die Champagne ein Kreidegebiet, aber hier ist die Kreide nicht mit Lehm bedeckt und der Boden daher durchlässig. So finden wir hier offene, leichtgewellte, im allgemeinen wasserarme, aber wenig fruchtbare Hochflächen. Die reichen Ernten fehlen hier, und in den langen Jahren der Brache, welche die mageren Ernten trennen, wurde die Champagne ein Land der Schafzucht, das berühmte Wolle erzeugt. Das hat sich noch heute nicht geändert. Die künstlichen Futterkräuter und die Fichtenwälder haben erst geringe Flächen erobert. Das Leben der Bevölkerung konzentriert sich abseits der Hochflächen in den Tälern. Die Flüsse, die diese Täler benutzen, entstammen einem anderen Gebiet und sammeln an den tiefsten Stellen höchstens die Abflüsse der „sommes" oder Kreidequellen. Längs des Wassers folgen die Dörfer in einer langen fast ununterbrochenen Reihe aufeinander.
Aber die Täler sind selten, die Bevölkerung ist nicht dichter als im Gebirge. Die Champagne hätte ohne ihre Umgebung keine Einheit werden können. Im Norden, Nordosten und Osten tragen ganz verschiedene Gebiete den Namen Champagne. Im Norden ziehen sich jüngere Bildungen aus tertiären Kalken hin, die durch Erosion in Einzelberge und Hügelzüge zerlegt worden sind, die Höhen von Reims (77000 Einw.) und von Epernay (22000 Einw.); auf diesem warmen Boden konnten Dörfer und Kulturen entstehen, besonders die weit und breit berühmten Weinberge. In den kreidigen Untergrund sind die Keller eingegraben, in denen die Champagnerweine reifen. Aber Reims ist nicht nur eine Weinstadt, sondern auch eine Tuchmacherstadt und verarbeitet die Wolle der Schafe der Kreide-Champagne.
Im Nordosten und Osten tritt dagegen die untere Stufe der Kreideformation als undurchlässiger Ton zutage, da die Schichten gegen die Ardennen hin ansteigen. Infolge seines Kieselsäuregehaltes erhärtet, ist dieser Ton als Erhöhung stehen geblieben und trägt den großen Argonnenwald, ein noch fast wegeloses Land der Holzhauer. Im Naturzustand bildet der Ton die Oberfläche der feuchten Champagne, mit undurchlässiger Oberfläche und ebensolchem Überfluß an Wasser, Teichen, Sümpfen, Flüssen, wie die andere Champagne daran Mangel hat. Dieses grüne Land enthält auch viele weite Täler, die wichtige Land- und Wasserverkehrswege enthalten; dort liegt Troyes (55000 Einw.), die zweite Hauptstadt der Champagne, ebenfalls eine Tuchmacherstadt; sie beherrscht die Zugänge nach Burgund, ebenso wie Reims die nach Lothringen.

MORVAN

Unter den Gebieten, die im Südosten das Becken von Paris einrahmen, hebt sich keines so deutlich heraus wie der Morvan. Das verdankt er seinem abweichenden geologischen Bau; er ist eine Scholle aus alten archäischen Gesteinen, aus Gneis und Granulit, die zu einer Fastebene abgetragen ist, beim Aufsteigen

der Alpen dann aber von neuem der Erosion unterworfen wurde, da ihr Ostrand bis zu 900 m Höhe emporgehoben wurde und ringsum Verwerfungen entstanden. Der Morvan ist ein wenig ertragreiches Gebiet mit kalten und feuchten Klima und einem Überfluß an Bodenfeuchtigkeit; von seinem phosphor- und kaliarmen Boden konnten nur beschränkte Teile kultiviert werden. Infolge einer überreichlichen Ausstattung mit Quellen liegen die Wohnstätten als Einzelhöfe oder kleine Weiler abseits der Bäche. Die Weiden und Wälder reichen nicht aus und das Land entvölkert sich um so leichter, als an seinem Rande in Auxois und Charolais Straßen vorbeilaufen, welche die Rhonefurche mit dem Becken der atlantischen Abdachung verbinden. Auf diesem Wege streben die Auswanderer Paris zu.

DAS GEBIET VON PARIS

Der mittlere Teil des Pariser Beckens wird ganz von Ablagerungen der Tertiär- und der Quartärzeit eingenommen. Die ersteren bestehen aus einer Folge von Kalkschichten, die durch Mergel-, Gips-, Ton- und Sandbänke getrennt werden. Die Erosion während der Quartärzeit hat bald die eine, bald die andere dieser Schichten an die Oberfläche gebracht, je nach ihrer Höhenlage. Die Kalke bilden Terrassen, die Sandschichten Senken, außer wo sie zu widerstandsfähigem Sandstein verfestigt worden waren. Die Ton- und Mergelschichten bilden Quellhorizonte.

In der Gegend von Paris überwiegen die Hochflächen. Im Norden sind sie an den groben Kalk gebunden, der die untere Stufe des Tertiärs bildet, er baut das Valois auf, das reiche Getreideland, das über einem anderen Untergrund den Boden der Picardie fortsetzt. Jenseits des Einschnittes von Bray, wo die Erosion ältere Schichten bis zur Kreide freigelegt hat, die in die Höhenlage des Tertiärs gehoben worden waren, bildet der grobe Kalk das Vexin, das noch einförmiger als die picardische Ebene und ganz wie diese mit großen Bauernhöfen und Dörfern besetzt ist. Auf dieser Hochfläche treten einige Hügel auf, die wegen ihrer Bedeckung mit Sand trockene Wälder tragen — in dem Wald von Ermenonville gibt es sogar wandernde Dünen —, und in ihre Oberfläche sind Täler eingeschnitten, die bis zu den unteren Sanden herabreichen. Südlich des weitesten Tales, des der Oise, beginnt endlich das Gebiet, das Isle de France heißt.

Im Osten von Paris heißt die Hochfläche La Brie, ebenso wie der Kalk, aus dem sie besteht. In ihrem östlichen Teil ist sie ein feuchtes und kaltes Land, das nur Wäldern zusagt; der Ton, der hier vorherrscht, hält das Wasser an der Oberfläche fest. Nach Paris zu nimmt die Höhe ab, der Tonboden ist nicht mehr vorherrschend, und das Land ist teils von Natur, teils durch die Arbeit des Menschen entwässert worden; schließlich bedeckt derselbe Hochflächenlehm, dem wir schon in der Picardie, in Valois und Vexin begegnet sind, den Kalkboden und macht das Land fruchtbar. Trotzdem wird hier weniger Weizen angebaut als Futterpflanzen, und das Gebiet versorgt Paris mit Vieh- und Milcherzeugnissen. Weniger das Dorf als der große ummauerte Bauernhof ist die Siedlungsform.

Südlich von Paris ist der Kalk noch jünger, es ist der Beauce-Kalk, nach der Landschaft Beauce benannt, für die er charakteristisch ist. Er liegt über Sandschichten, die ebenso durchlässig sind wie er selbst, und erst in großen Tiefen bilden Tonschichten einen Grundwasserhorizont; seinerseits trägt er eine Lehmdecke, die hier ein Gegenstück zur Picardie schafft. Die Beauce ist in der Hauptsache ein Getreideland. Hier herrscht der Weizen fast allein; Bäume sind selten, selbst um

die Dörfer herum. Feuchte und holzreiche Täler fehlen ganz; kilometerweit gibt es keine einzige Unebenheit des Bodens. Es gibt kein einförmigeres Land als dieses, monoton in seinem Reichtum. Es fehlt sogar an geeigneten Örtlichkeiten für die Städte, und Chartres (23000 Einw.), die Hauptstadt, liegt fast am Außenrande.

Wo der Lehm fehlt, wie östlich von Puiseaux, ist die Beauce unfruchtbar und verdient nicht mehr ihren Namen. Sie hört in den Gebieten auf, wo zu dem Lehmmangel noch die Umgestaltung des Kalkes kommt und undurchlässiger Ton auftritt; dann kommt man in die Gâtines („Einöden"), baumreiche Gebiete mit stehenden Gewässern.

Zwischen diesen Hochflächen hat die Erosion der großen Flußläufe der Quartärzeit eine viel stärker gegliederte und mannigfaltigere Landschaft erzeugt. Sie hat Täler gegraben, die nicht immer zu den Flüssen gehören, die sie heute benutzen, sie hat die weniger widerstandsfähigen Flächen abgetragen und nur vereinzelte Berge oder Rücken übrig gelassen; sie hat die Ablagerungen herbeigeführt, die den guten Boden liefern.

Dieser Wechsel zwischen fruchtbaren und leicht durchgängigen Strecken ist Paris (gegen 3 Mill. Einw.) zugute gekommen. Wie oft ist nicht schon die Lage dieser großen Stadt beschrieben worden! Zu der Vereinigung großer und kleiner Flüsse, Marne, Bièvre und Oise, traten Inseln, die den Übergang über die Seine erleichtern und die Grundlage einer lebhaften Flußschiffahrt bilden, ein Kranz von Kalk- und Gipshügeln, der die natürliche Umrahmung der Landschaft bildet und an Ort und Stelle die Baustoffe liefert, und schließlich die stark bevölkerten Hochflächen und Hügel im Gegensatz zu den Einöden, auf denen Rom und Berlin entstanden. Da andere Städte an sich ebenso günstig für die Hauptstadt eines großen Reiches lagen, zögerte die Geschichte, ehe sie endgültig Paris wählte.

NORMANDIE

Die Normandie nimmt eine Sonderstellung ein. Lange Zeit hindurch hat sie nicht zum Einflußbereich von Paris gehört, obwohl die Gebiete, die sie zusammensetzen, vorwiegend zum Pariser Becken gehören. Als erste der Landschaften, die wir beschreiben, hat sie maritimen Charakter. Vom Kap de la Hève bis zum Vorsprung von Barfleur öffnet sich eine große Bucht; diese löst sich wieder in kleine schmale Einschnitte auf, die ehemals sehr günstig für die Verbindung mit dem Meere waren. Die Seeleute des Nordens, die Normannen, haben ihren Tätigkeitsbereich noch weiter nach Westen ausgedehnt, wo die Sandsteine mit den Graniten des armorikanischen Massivs zusammenstoßen, auf den westlichen Teil der Halbinsel Cotentin und die Inseln, die das Meer davon abgetrennt hat. Die günstige Lage zum Meer erwies sich mächtiger als die geologische Verwandtschaft. Sie hat hier einen Staat großgezogen, der sich lange Zeit Frankreich widersetzt hat — ein Grenzgebiet, das Vexin, hat sich in Normannisch- und Französisch-Vexin geteilt —, und hat ganz verschiedenartige Gebiete unter dem gemeinsamen Namen der Normandie vereinigt. Infolge dieser äußeren Einflüsse liegt sogar die westliche Normandie im Widerstreit zur östlichen; in jener ist das fremde Element über die Küste eingedrungen und gegen das Innere zu immer schwächer geworden, in dieser ist die aus hohen Felsenhängen bestehende Küste weniger zugänglich, dagegen eröffnet das breite Tal der Seine einen bequemen Zugang in das

Hinterland. Dieser Weg ist in neuerer Zeit immer mehr landeinwärts ausgedehnt worden und jetzt die beste Verbindung der östlichen Normandie mit Paris, während andererseits der Seeverkehr immer mehr von der westlichen Küste verschwindet.

Die Landschaft Caux liegt auf einem Kreidegrund, der mit einer dicken Lehmdecke überlagert ist; es sind die gleichen Verhältnisse wie in der Picardie, von der sie durch die ganz abweichende Landschaft Bray getrennt ist. Während hier eine reiche Bewässerung große Wiesenflächen schuf, so daß das normannische Vieh fette Milch liefert, aus der die Butter von Gournay und der Käse von Neufchâtel gewonnen werden, ist die Landschaft Caux eine weite einförmige Hochfläche, die im Süden höher liegt, am Meere aber noch mit einer über 100 m hohen Steilküste abbricht. Diese Hochfläche ist feuchter als die Picardie, teils durch den Einfluß des Klimas, teils weil hier eine Tonschicht mehr an der Oberfläche liegt. Es ist ein Getreideland, aber mit Knicks besetzt, um die Gewalt des Seewindes zu brechen, und mit Bauernhöfen, die zerstreut und versteckt inmitten von Obstgärten liegen. Der Bodenbau herrscht hier souverän und drängt die umliegenden Waldungen zurück. Doch beschäftigt sich die Bevölkerung dieses Gebietes auch mit Heimindustrie.

Die Industrie hat ihren Hauptsitz in den kleinen, aber steilen Tälern, die über reiche Wasserkräfte verfügen, und längs der Seine. Vor allen Dingen verarbeitet man hier, in der Umgegend von Rouen (125000 Einw.), die Baumwolle; aber der Rohstoff kommt über den Hafen von Havre (165000 Einw.) ins Land, in dem der Baumwollhandel konzentriert ist, während der Hafen von Rouen, der den stärksten Güterverkehr unter den französischen Häfen hat, hauptsächlich die für Paris nötige Steinkohle einführt. Südlich der Seine folgen Landschaften aufeinander, die der Landschaft Caux entsprechen, nur noch offener sind; sie verbinden Seine und Loire mit Orleans durch die Campagne du Neubourg und die Beauce. Der Name „Campagne", der offenen Gegenden beigelegt wird, kehrt in der Campagne von Caen wieder. Ihr Untergrund besteht aus sehr alten Kalken, deren Festigkeit sich in der Schönheit der Kirchen und anderen Baudenkmäler des Gebietes widerspiegelt. Weiter westlich gelangt man im Bessin auf Liastone, in der normannischen Bocage auf Sandsteine der Bretagne; jene sind fetter, diese magerer, beide aber tragen in dem feuchten Klima Weiden, Hecken von Büschen und Bäumen, Obstgärten; es ist ein Land der Viehzucht und des Obstbaues, das die Normandie ebenso im Westen umrahmt wie die Landschaft Bray im Osten.

Die Sandstein- und Granitschichten treten westwärts immer mehr an die Oberfläche, ihre Eisenerze versorgen die Hochöfen von Caen (55000 Einw.), sie bauen die ganze Halbinsel Cotentin auf und auch noch die Normannischen Inseln Jersey und Guernesey, die trotz ihrer Küstennähe ein ganz selbständiges Leben führen und dank ihrem warmen Klima und einer sehr sorgfältigen Bodenausnutzung England mit den ersten Gemüsen versorgen.

BRETAGNE

Wie in der Normandie, so hat das Meer auch in der Bretagne eine sondernde Rolle gespielt. Die Urgesteine reichen weit über ihre Grenzen hinaus; wir sind ihnen in der Normandie begegnet und werden sie auch an der Loire wieder-

finden. Die Bretagne umfaßt nur den 100—150 km breiten Halbinselteil der Urgebirgsmasse. Der keltische Name „Armor“ (Armorica), mit dem man sie zuweilen bezeichnet, bedeutet „Meerland“ und bezieht sich eigentlich nur auf die Küste.

Die bretonische Küste wird, wie die von Cotentin, durch die Gezeitenströme, die Brandung und die Stürme stark angegriffen und ist daher in Inseln und Inselchen und leuchtturmgekrönte Riffe aufgelöst. Zwischen diesen Vorsprüngen liegen Buchten, die eigentlich nur die zurückspringenden Winkel der Küste sind, Reeden, Golfe, d. h. vom Meer überschwemmte Senken, und „Rivières“, d. h. ertrunkene Flußtäler, in welche die Flutwellen hineindringen. Dank dieser lebhaften Gliederung dringt das Seeklima weit ins Land hinein; der Winter ist mild. Die vor den furchtbaren Weststürmen geschützten Küstenstrecken sind am meisten begünstigt. Endlich ist das Erdreich der Halbinsel äußerst fruchtbar, stellenweise, wie in Léon und Trégorrois, bedeckt eine quartäre Lehmdecke den Boden, ganz ähnlich wie in der Picardie oder in Caux; vielfach verfügen die Bauern in dem Seegras der Küsten, in kalireichen Algen und in den kalkreichen Muschelhaufen des Strandes auch über die nötigen Stoffe, um den Boden zu verbessern und zu düngen. Das Küstenland ist daher ein Gebiet intensiven Bodenbaus, wo der Roggen oft dem Weizen Platz gemacht hat; besonders an der Nordküste liefert ein starker Obst- und Gemüsebau frühe Ernten, die für schweres Geld nach auswärts abgesetzt werden.



Die Form der Siedlung in der Bretagne

Der Fischfang ist nicht allzu einträglich. Im Süden fängt man Sardinen, die dann in den Fabriken am Ufer zubereitet werden, die Bewohner der Insel Groix liegen im Golf von Gascogne dem Thunfischfang ob. Die Schiffahrt ist „staatlich“, denn die Bretonen sind eingeschriebene Seeleute, d. h. für die Kriegsflotte angeworben, und die Haupthäfen, Brest (75 000 Einw.) und Lorient (46 000 Einw.), sind Kriegshäfen, die von Marinewerkstätten umgeben sind. Die jetzigen Einwohner, die Bretonen, sind aus Großbritannien herübergekommen; aber besonders seitdem die Großschiffahrt zur Herrschaft gekommen ist, sind diese nebelverhüllten Küsten schwächer besucht, und die Bretagne ist vereinsamt.

Noch einsamer ist das Arcoat, das „Holzland“, d. h. das Innere. Es ist ein armes Land, das ganz aus Schiefern und Sandsteinen des Urgebirges und

Graniten besteht; die weicheren Schiefer bilden Senken, die Sandsteine erheben sich als lange, 200—400 m hohe Kämme, die Granite sind zu Hochflächen eingeebnet, auf deren zu Sand verwitterter Oberfläche sich Moore ansiedelten. Moore, Wälder und noch öfter sandige Heiden nehmen kaum weniger Raum ein als Weiden und magere Roggen- und Buchweizenfelder. Die Bevölkerung wohnt ganz zerstreut in einsamen Höfen, die kaum untereinander und mit der Außenwelt in Verbindung stehen wegen des Labyrinthes von stehenden und fließenden Gewässern. Das Land ist nicht reich genug, um eine Stadt zu erhalten, und hat seine Hauptstadt, Rennes (82000 Einw.), außerhalb seiner Grenzen suchen müssen, auf der Landenge, die es mit dem Festland verbindet, in einer großen und für dichtere Besiedlung günstigeren Senke.

DAS GEBIET DER LOIRE

Die Landschaften längs der mittleren und unteren Loire gehören dem südlichen Gebiet des Pariser Beckens an; sie sind zwischen die alten Massive der Bretagne und das Zentralmassiv eingeschlossen und diesen nahe verwandt.

Im Westen gehört ein Teil von Maine, nämlich Nieder-Maine, noch ganz zum bretonischen Massiv. Es zeigt denselben Wechsel von Sandsteinen und Graniten und ist daher ebenfalls ein Wald- und Heidegebiet. Die Wälder, die lange Zeit Verbrechern als Zuflucht dienten, sind zwar zum Teil niedergeschlagen worden, aber dafür konnten die Heiden zum Teil aufgeforstet werden. Die Mündung der Loire ist durch abwechselndes Vordringen und Zurückweichen des Meeres trichterförmig erweitert worden. Sie ist bis Nantes (185000 Einw.) schiffbar, weiter aufwärts ist der früher benutzte Wasserweg wegen des stark wechselnden Wasserstandes nicht mehr brauchbar. In dieser Hinsicht hält die Loire den Vergleich mit der Seine nicht aus.

Auch nach anderen Richtungen ist dies nicht der Fall. Zwar haben die Flüsse Maine, Vienne und Clain zwischen Angers (86000 Einw.) im Norden und Tours (75000 Einw.) im Süden durch die Cenomansande breite Täler graben können, die ausgezeichnete Wege zwischen der Seine und Aquitanien darstellen. Ebenso ist die Kreide, die bei Tours wieder erscheint, besonders fein, weich genug, um sich schneiden zu lassen und widerstandsfähig genug, um längs des Flusses Steilabhänge zu bilden; sie trägt berühmte Weinberge und enthält in ihren Abhängen Höhlenwohnungen. Endlich bilden die Anschwemmungen der Flüsse Loire, Cher, Vienne Auen, die allmählich urbar gemacht werden. Andrerseits sind aber nur die Täler dichter bewohnt, während die unfruchtbaren Schieferhochflächen nur magere Weiden, Gebüsche und Holzschläge tragen. Die gotischen oder Renaissanceschlösser, die sich an der Loire und ihren Nebenflüssen aneinanderreihen, sind kein Beweis für Reichtum; ihre Erbauer sind offenbar vom Wildreichtum dieser Einöden angezogen worden.

Bis nach Orléans (70000 Einw.) erstreckt sich diese Überlegenheit des Loiretales über die Gebiete, wo der Fluß von hohen Ufern eingeschlossen wird. Oberhalb dieser Stadt öffnet sich eine große, offene Senke in dem Kalk der Beauce. Die Loire fließt an ihr entlang und verliert hier durch Einsickern Wasser, das dann in zahlreichen Quellen wieder hervorkommt; die stärkste davon ist die des Loiret. Dieses „Tal von Orléans“ ist eine fruchtbare Oase inmitten unfruchtbarer Gegenden. Die Unfruchtbarkeit beruht auf den Ton- und Sandablagerungen, die

die Loire vom Zentralmassiv zur Tertiärzeit, wo ihre Erosionskraft durch die Veränderungen der Höhenlage des Massives neu belebt wurde, herangeführt hat. Diese granitischen Ablagerungen tragen nördlich der Loire den Wald von Orléans und im Süden die Teiche und Sümpfe der Sologne.

Die Sologne mit ihren mageren, kalk- und phosphorarmen Böden ist beinahe eine Wüste, ihre Häuser sind ärmliche Hütten, ihre Wege Schluchten.

Von der Puisaye an kann man das Land mit seinem Überfluß an Wasser, Wiesen, Bäumen und Hecken nicht mehr als Heide bezeichnen. Es handelt sich hier um dieselben dem Jura und der Kreide angehörigen Tonablagerungen, denen wir schon in den Argonnen und in der feuchten Champagne begegnet sind. Wir kommen hier in das Gebiet der fetten Weiden, wo die schönen Nivernais- und Charolais-Rinder gedeihen.

Das Nivernais liegt wie die Puisaye rechts der Loire und reicht andererseits bis zum Morvan; da sie ein abgetragenes Faltenland einnimmt, besteht sie aus nordsüdlich gerichteten Streifen verschiedener Gesteine. Der feuchte Lias trägt Wiesen, der Granit Waldungen, die alten Gesteine enthalten Kohlengruben, die Jurakalke sind durch breite Täler und regelmäßige Abhänge gekennzeichnet; es ist ein kleines, aber sehr abwechslungsreiches Gebiet.

BERRY

Das Berry berührt die Loire, kehrt ihr aber den Rücken zu, denn die Flüsse, die es durchziehen und sich der Loire anfangs nähern, darunter der Cher, münden erst viel später in sie. Mehrere vereinigen sich unter den Mauern von Bourges (46 000 Einw.), dessen Lage mitten in einem freien Gelände, nahe dem Zentralmassiv und den großen Ebenen, im geometrischen Mittelpunkt von Frankreich, äußerst günstig ist. In einem Teil von Berry sind die Jurakalke von Lehm überlagert; hier wechseln Weizenfelder mit Brachfeldern, auf denen große Schafherden weiden. Aber diese sonnigen und reichen Gebiete sind im ganzen doch recht beschränkt; man gelangt sehr schnell zu lehmlosen Flächen, den „brandes", d. h. buschholzreichen Heiden, zu der mit Teichen besäeten „Brenne" und zum „Boischot", einem gehölzreichen Gebiet, das durch Flußwiesen zerschnitten ist. Der Raseneisenstein, der hier eine lebhafte Eisenindustrie hervorgerufen hatte, wird heute nicht mehr verwertet. Endlich folgen auch die Verbindungen zwischen dem Osten und dem Westen mehr der Loire als den Hochflächen von Berry; der zu klein angelegte Kanal von Berry ist verlassen. So hat das Gebiet seine natürlichen Vorzüge durch die Vereinsamung, der es anheimgefallen ist, eingebüßt.

POITOU UND VENDÉE

Poitou ist ebenfalls ein Durchgangsgebiet, hat aber diese seine Stellung besser bewahrt als Berry. Es hebt sich allerdings auch deutlicher ab. Einerseits bilden hier die Jurakalke, die im Süden das Pariser Becken begrenzen, wie in Berry eine breite Hochfläche, aber sie reichen noch über das Gebiet hinaus bis zu den entsprechenden Ablagerungen des Beckens von Aquitanien; so entsteht ein Verbindungsglied zwischen dem Norden und dem Süden, das daher zum Teil auch schon südliche Züge aufweist. Andererseits setzen sich die alten Sedimentär- und Eruptivgesteine, Granite, Sandsteine und Schiefer, die das Zentralmassiv

bilden und an der Grenze von Limousin von der Oberfläche verschwinden, unter den Kalken fort, bleiben an den Abhängen und im Grunde der Täler sichtbar und tauchen schließlich, mehr oder weniger mit mesozoischen und tertiären Schichten vermischt, wieder auf und vereinigen sich mit dem bretonischen Massiv. Zwischen den beiden alten Massiven, die den Weg zwischen dem Norden und dem Süden versperren, besteht hier eine Senke, die wiederholt Heere und Kulturen benutzt haben und der heute noch die Eisenbahnen zwischen Paris und Spanien folgen.

Der Name Poitou, der ursprünglich für das ganze Gebiet galt, ist allmählich auf die Kalkhochfläche beschränkt worden. Wie in allen Kalkgebieten sind hier die Täler selten, ihre Anfänge liegen trocken und erst weiterhin treten mächtige Quellen auf, die „dives", aus denen sich Flüsse entwickeln. Den Flächen zwischen den Tälern fehlt das Wasser, nur mit tiefen Brunnenbauten erreicht man es. Der Ackerboden besteht aus einer leichten, roten Erde, der „groie", einem vorzüglichen Getreideboden. Doch fehlen die Bäume nicht ganz, denn von den benachbarten alten Massiven sind durch die Flußläufe in der Quartärzeit alluviale Anschwemmungsstreifen herbeigetragen worden, in denen phosphor- und kalkarme Quarze vorherrschen. Diese Streifen bilden auf der Hochfläche sozusagen fremde Gebiete, wo der Baum herrscht, bald der Nußbaum, dessen Frucht in Poitou ganz besonders geschätzt ist, bald Wälder, noch öfter die Heide („brande"), in der Ginster und Stechginster zwischen Teichen wuchern. Die ganze Hochfläche bildet mit den sie durchziehenden abweichenden Strecken ein Gebiet, das außer dem Getreidebau, der Grundlage seiner Ernährung, auch alle anderen Lebensnotwendigkeiten besitzt. Die Städte sind im allgemeinen klein und bauen sich an den Talhängen auf. Poitiers (38000 Einw.) ist die Hauptstadt.

Im westlichen Poitou sind die alten Gesteine nicht mehr auf die Oberfläche beschränkt. Infolge der Neigung des Landes gegen das Meer hin erheben sich Grate und lange Rücken zwischen parallelen Senken. Soweit hier Sandsteine oder Granite herrschen, sind es arme Böden, die bis vor kurzem noch von Heiden eingenommen wurden, mit wenigen Feldern, auf denen nur Buchweizen und zuweilen Roggen fortkommt. Im Norden reicht diese Landschaftsform bis zur Loire und bildet dort die kleine Landschaft Mauges. Wo der Schiefer vorherrscht, breitet sich die Bocage von Poitou und der Bretagne aus, letztere hat sich auf dem Rand des armorikanischen Massivs gebildet. Die Häuser liegen zerstreut inmitten der Weiden, die Felder sind von lebenden Hecken, Gebüschen und Bäumen umgeben. Es ist ein Land mit beschränktem Horizont, in dem die Kriegsführung erschwert ist, wie der Kampf der Einwohner gegen die Revolution gezeigt hat. Von dem aufrührerischen Departement hat es den Namen Vendée bekommen.

DAS WESTLICHE KÜSTENLAND

Dieses Küstengebiet hat wiederholte Verschiebungen des Meeresniveaus erlebt. Bald drang das Meer vor und vom Festland lösten sich Inseln los, Noirmoutier, Ré und Oleron, und das Meer überschwemmte die Flußmündungen und verwandelte sie in Aestuare. Dann wieder, und das ist gegenwärtig der Fall, trat eine Hebung des Landes ein, die Aestuare füllen sich aus, und hinter der Küste bildet sich ein Überschwemmungsgebiet, an dessen Trockenlegung Unternehmungen von der Art der flandrischen „wateringues" arbeiten; trägt doch einer der Polder der

Charente den Namen „Kleinflandern“. Diese ehemaligen Sümpfe in der Bretagne und in Poitou, die der Kultur gewonnen sind, ernähren jetzt Kuhherden, deren Milch von großen Genossenschaften zu Butter verarbeitet und nach Paris gesandt wird.

Der Hafen von La Rochelle (40000 Einw.), der auf der Landseite durch zwei dieser Sümpfe, auf der Meeresseite durch Inseln und Untiefen geschützt wird, hat früher eine große Bedeutung gehabt. Heute ist er ebenso wie sein Hinterland zurückgegangen. Letzteres besteht aus den Jura- und Kreidehochflächen der Saintonge und des Aunis, die am Meere liegen, und von Angoumois weiter landeinwärts. Die einzige Ausfuhr von La Rochelle besteht jetzt aus den Erträgnissen der Weinstöcke, die hier in der Großen und Kleinen Champagne und auf den sie umrahmenden Abhängen wachsen. Der Getreidebau ist auf diesen Hochflächen stark zurückgegangen.

Mit diesen Kalkgebieten sind wir wieder in eine Landschaftsform gelangt, die wir beim Becken von Paris schon mehrfach beschrieben haben, und doch befinden wir uns hier schon am Rande von Aquitanien. Noch mehr als in Poitou sind wir hier in einem Übergangsland. Die Einflüsse des Nordens machen sich noch bemerkbar, die „langue d'oil“, die alte Sprache Nordfrankreichs, reicht hier am weitesten nach Süden; aber andrerseits zeigen hier viele Dinge die regelmäßigen Beziehungen zum Süden an, besonders die römisch-byzantinischen Kirchen von Angoulême und von Saintes.

LIMOUSIN

Mit dem Limousin treten wir in das Gebiet der Langue d'oc ein; die Beziehungen zum Süden sind noch viel deutlicher, der Himmel ist noch viel südlicher. Dabei gelangen wir hier wieder in das Gebiet der gleichen alten Gesteine, die auch die Bretagne und den Morvan aufbauen. Überdies ist die Meereshöhe um einige 100 m größer als die der Berge der Bretagne, am höchsten ist sie in der Nachbarschaft des Zentralmassivs, dessen westlichen Rand Limousin im ganzen darstellt. Dort sind rauhe, windgepeitschte, im Winter lange Zeit mit Schnee bedeckte Hochflächen, wo allein das Heidekraut den Härten des Klimas und der Armut des Bodens widerstehen kann. Aber die Abhänge sind bewaldet, oben mit Buchen, unten mit Kastanien, die schon zur Flora des Südens gehören. Hier werden auch verschiedene Bodenkulturen mit Erfolg betrieben; besondere Sorgfalt widmet man den Wiesen, die je nach Bedarf be- oder entwässert werden. Das Vieh von Limousin ist wegen seines kräftigen Baues weithin bekannt. Dennoch reichen diese verschiedenen Einnahmequellen nicht aus, und der Gebirgsbewohner wandert aus. Er geht bis Paris, freilich nur, um später mit seinen Ersparnissen nach Hause zurückzukehren.

Die niedriger gelegene Hochfläche ist gastlicher. Sie ist sanft nach Norden und Westen geneigt, und in derselben Richtung fließen auch die Flüsse; diese sind tief eingeschnitten, ein Zeichen dafür, daß die Erosion in dem bereits eingeebneten Land neu belebt ist. Der Ackerbau ist hier stärker, und dem Getreide kommt der Kalkdünger zugute, der auf den benachbarten Ebenen von Poitou gewonnen wird. Daher tritt mehr und mehr der Weizen an die Stelle des Roggens. Die Naturwiesen sind stets bewässert, und mit Hilfe von Kunstdünger baut man auch Futterkräuter an. Noch mehr als im Gebirge ist hier die Rindviehzucht zu Hause. Man

zieht mehr Tiere auf, als man mästet, und das Jungvieh wird nach Gegenden mit üppigeren Weiden verkauft, wo es fett werden kann.
Die Städte sind ländliche Marktplätze und liegen auf der Grenze zwischen Gebirge und Hochfläche oder an den Grenzen der alten Gesteine. Limoges (90000 Einw.) hat eine besonders günstige Lage.

AUVERGNE

Während Limousin trotz seiner wechselnden Höhenlage einförmig wirkt, ist die Auvergne das abwechslungsreichste Gebiet von ganz Frankreich, schon durch ihre Höhenverhältnisse. Die große Senke der Limagne im Norden geht unter 300 m herab, die Hochfläche im Süden über 1000 m hinauf. Die Gipfel erheben sich so hoch wie in keinem anderen französischen Gebiet außerhalb der Grenzgebiete, da mehrere von ihnen 1800 m hoch sind. Zum ersten Male tritt also eine alpine Zone in die Landschaft, in der die Härten des Winters dauernde Siedlung unmöglich machen.
Die Auvergne hat ein unendlich verschiedenes Aussehen. Wie Limousin umfaßt sie Hochflächen, die von Tälern zerschnitten sind, aber manche von ihnen, die durch starke Brüche begrenzt sind, nehmen infolge ihrer Ausdehnung eine ziemlich selbständige Stellung ein: die Limagne und das Forez. Aber über diese schon bekannten Oberflächenformen erheben sich ganz neue und in Frankreich einzigartige Formen, nämlich Vulkane. Die Vulkane der Auvergne sind in mehreren Reihen angeordnet und nach Alter wie nach Erhaltungszustand verschieden. Am besten bekannt sind die Puys, deren Ausbrüche noch in das Zeitalter des Menschen fallen, einfache oder zusammengesetzte Krater, bald vollständig, bald einseitig geöffnet. Kegel aus Schlacken und Asche ziehen sich in der Nähe von Clermont-Ferrand (83000 Einw.) von Süden nach Norden hin. Einer von ihnen, der Puy de Dôme (1465 m), erhebt sich mit seiner regelmäßigen Masse unmittelbar über der Limagne. Weiter südlich liegt der Mont-Dore (1886 m), der in einer Reihe von Perioden vulkanischer Tätigkeit zu einer zusammengesetzten Masse mit einer Anzahl von Adventivkratern emporgewachsen ist; einige von ihnen beherbergen hübsche kreisförmige Seen. Ein Kegelberg, der Puy de Sancy, ist der höchste Berg des Zentralmassivs. Noch weiter südlich liegt der Cantal (1858 m), ein riesiger Vulkan, dessen Grundfläche die des Ätna übertrifft, und der ebenso hoch wie dieser gewesen sein muß, ehe die Erosion den Gipfel abgetragen hat. Seine Abhänge sind von regelmäßig angeordneten Tälern durchfurcht, welche Hochflächen oder „Planèzes" trennen. Andere Vulkane im Velay, d. h. auf den östlichen Rändern der Auvergne, sind noch viel stärker abgetragen, trotzdem sind sie sehr hoch geblieben. Von allen diesen Vulkanen sind Lavaströme herabgeflossen, die den Tälern gefolgt sind oder sie verstopft und Abdämmungsseen gebildet haben.
Die Böden der Auvergne sind nach Herkunft und Güte verschieden. Die Granite, die die Masse der Hochflächen bilden, sind mäßig fruchtbar, wie im Limousin; allerdings sind sie mit reicheren tertiären Schichten bedeckt gewesen, die die Erosion verschont hat, soweit sie von den vulkanischen Auflagerungen geschützt wurden; die Limagne, das Forez und verschiedene kleinere Senken der Hoch-Auvergne sind daher sprichwörtlich geworden durch ihre Fruchtbarkeit. Die vulkanischen Böden sind verschieden; im allgemeinen enthalten sie alle

Bestandteile, die zu einer guten Ackererde gehören. Zuweilen sind die Lavaströme so jung, daß der Basalt noch ganz unverwittert ist und allen Anstrengungen des Bauern widersteht.

Infolge des feuchten und kontinentalen Klimas ist die Pflanzendecke verhältnismäßig einförmig. Allenthalben zeigen natürliche und künstliche Wiesen, daß die Hauptbeschäftigung die Viehzucht bildet. Das Vieh wird im Sommer ins Gebirge getrieben und kommt im Herbst, zur Zeit der Märkte, in die Ebene zurück, wo die Tiere, die man im Winter nicht durchfüttern kann, verkauft werden. Die Bodenbeschaffenheit bedingt einen Unterschied in der Benutzung der Weiden. Die Vulkane sind die „Mastberge", wo das Vieh für das Schlachthaus vorbereitet wird, die Granitkuppen sind die „Milchberge", wo in den Käsereien, ähnlich den Sennereien der Alpen, geschätzter Käse hergestellt wird. Getreidefelder, Obstbäume, Kastanien-, Pfirsich- und sogar Mandelbäume nehmen weniger Platz ein.

Infolge seiner mannigfaltigen Eignung ist das Gebiet schon sehr früh und sehr dicht besiedelt worden. Die Industrie und die jahreszeitliche Auswanderung brachten den Bewohnern noch weitere Nahrungsquellen. Die Auswanderung hat mit der Erleichterung des Verkehrs zugenommen, und die Auvergnaten sind vor allen Dingen in Paris zahlreich; wie die Limousiner kehren sie nach Hause zurück, um dort ihr Leben zu beschließen.

Dafür ist die Auvergne zu keiner wirklichen politischen Einheit gekommen, und das Land ist durch äußere Einflüsse zerrissen worden, wie seine Flüsse von denen der Nachbargebiete angezogen wurden. So hat sich in dieser zerrissenen Gegend auch keine große Stadt entwickelt.

CEVENNEN UND CAUSSES

Im Süden erreichen die Granite der Auvergne beinahe die gleiche Höhe wie die Vulkankegel: der Aigoual ist 1567 m, der Mont Lozère 1700 m hoch. An diesen Punkten hört die Hochfläche am Rande des Rhonetales unvermittelt auf. Dieser Absturz heißt Cevennen. Infolge seiner relativen Höhe und der Nähe des Mittelmeers erhält er seine Niederschläge in Gestalt von Platzregen, die auf dem undurchlässigen und abschüssigen Boden sehr rasch abfließen. Die Cevennen werden daher stark erodiert, die Gardons (Zuflüsse des Gard) und ihre Nachbarn zerschneiden sie in zahlreiche Abschnitte, die man „Serres" nennt. Die Täler, die dadurch hoch in das Gebirge hinaufsteigen, öffnen zuweilen einen Weg nach dem Zentralmassiv, und der Einfluß des Südens macht sich daher bereits in dem Gebiet des Allier und der Loire geltend. An anderen Stellen gibt es nur Schafpfade, die „drailles", über die die Herden des Languedoc die Weiden von Gévaudan erreichen. Zwischen diesen Wegen sind die zahlreichen verstreuten Weiler, die an dem Rande der Bäche in Kastanienhaine gebettet liegen, in ihrer Einsamkeit geblieben, und die Einwohner, die Cevenols, haben sich ihren evangelischen Glauben erhalten können. In früheren Zeiten der Verfolgung fanden sie eine Zuflucht in der Einöde der Causses.

Die Causses sind ganz verschieden von den Cevennen. Es sind große Jurakalk-Hochflächen, die in die Hebung des Zentralmassivs mit einbezogen und so zu 1000 und mehr Meter Meereshöhe gehoben worden sind. Sie sind im Gegensatz zu den Cevennen, wo fast aller Niederschlag oberirdisch abfließt, ausnehmend

wasserdurchlässig; das Schneeschmelzwasser und der Regen bleiben jedoch mehr oder weniger lang auf dem Grunde der mit Ton ausgekleideten „sotches", einer Art blinder Täler, stehen. Dort sind die einzigen, übrigens unsicheren Kulturen und die einzigen Siedlungen. Der Rest der Hochfläche ist von Höhlen oder Dolinen durchlöchert, von tiefen Schluchten, die „avens" oder „puits" genannt werden; hier versickert das Wasser und tritt erst einige hundert Meter tiefer wieder in wenigen engen Tälern zutage, die stellenweise zu Cañons mit überhängenden Wänden verengt, stellenweise aber breit genug sind, um größere Ortschaften und mittelmeerische Kulturen zu beherbergen. Die einförmigen stürmischen Hochflächen tragen magere Weiden für Hunderttausende von Schafen; aus ihrer Milch stellt man in Höhlen des Kalkgesteins, die als Keller dienen, den Roquefortkäse her.

DAS BECKEN VON AQUITANIEN

Die Causses von Gévaudan oder Großen Causses sind nicht die einzigen. Jenseits eines letzten Ausläufers des alten Massives in Gestalt des rauhen Rouerge treten nach Westen zu im Quercy die Jurakalke wieder zutage und bilden die niedrigeren und weniger wilden Kleinen Causses: die Hochflächen tragen hier mehr Felder zwischen lichten Wäldern und niedrigen Eichen und Wacholderbäumen, die Täler sind breiter.

Noch deutlicher tritt die Wandlung im Périgord zutage, dessen Untergrund aus Korallenkalk der Kreidezeit besteht. Die Täler liegen dort dem warmen Hauche des Ozeans offen und schneiden die freundlichen Heiden ab, die sich in Saintonge fortsetzen.

Auf diese wenigen Randgebiete des Aquitanischen Beckens beschränken sich die mesozoischen Schichten, die im Becken von Paris so weit verbreitet sind. Im Unterschied zu diesem besteht das Aquitanische Becken zum größeren Teil aus tertiären Ablagerungen, und zwar in Gestalt von Mergeln und Molasse. Da außerdem das Becken viel enger von viel höheren Gebirgen umrahmt ist, nämlich vom Zentralmassiv und den Pyrenäen, haben die Flüsse einen viel stürmischeren Abfluß, ihre Erosionskraft ist viel größer, und die Quartärschichten in den Tälern werden von jungen Anschwemmungen überschüttet. Diese Anschwemmungen haben die Mündungen der vom Zentralmassiv kommenden Gewässer, die weniger Sinkstoffe führen, nach abwärts verlegt und auch das Tal des Hauptflusses, der Garonne, erweitert.

Ein alter Meeresgolf hat die Mündung der Garonne bestimmt und in ihren ebenfalls breiten Mündungstrichter, Gironde genannt, die Dordogne und ihre Nebenflüsse einbezogen. Bei einem Vorstoß des Meeres hatte sich vorher in diesem Küstengebiet, nämlich dem Médoc zwischen der Gironde und dem Meer und dem Entre-deux-mers zwischen Dordogne und Garonne, eine Meeresmolasse gebildet, die reich an Muschelschalen und daher ein kalkhaltiges, warmes, fruchtbares Gestein ist, das dem Weinstock zusagt. Dort breiten sich denn auch die Weinberge von Bordeaux aus, deren Erzeugnisse im Ausland, namentlich in England, sehr beliebt sind. Dasselbe Gestein liefert den Baustein, dem Bordeaux (270000 Einw.), das durch seinen Handel reich geworden ist, sein monumentales Aussehen verdankt.

Das Garonnetal nimmt bis in die Umgebung von Toulouse an diesem Reichtum teil; überall auf den Flußterrassen und vor allem in den Becken, wie dem von Agen, liegen Weinberge und Obstgärten, über die einzelne Bauernhöfe verstreut sind, während kleine Städte die Eintrittsstellen der Nebentäler kennzeichnen. Toulouse (175000 Einw.), das wie Montauban (26000 Einw.) auf einer älteren Kiesterrasse liegt, verdankt seine Bedeutung und Einwohnerzahl, die es zu einer der größten Städte Frankreichs macht, seiner Lage an der Stelle, wo die Garonne dem Mittelmeer am nächsten kommt, nahe dem Paß von Naurouze. Es wäre ebenso emporgeblüht wie Bordeaux, wenn die Garonne schiffbar wäre und wenn die Kanäle, die sie ersetzen, nicht so alt und damit untauglich für den gegenwärtigen Gütertransport wären.

Der große Bogen, den die Garonne bei Toulouse beschreibt, schließt eine sehr einförmige Gegend ein: rasch strömende, noch nicht fertig ausgebildete Pyrenäenflüsse streben auf den Molasseterrassen fächerförmig auseinander und zerschneiden sie in regelmäßige Abschnitte. Ihre tiefen Täler bieten dem Verkehr von Osten nach Westen immer neue Hindernisse. Es ist ein Gebiet mit schweren Böden, die ausschließlich dem Getreidebau dienen, jedoch ist hier die Bodenbenutzung mannigfaltiger als weiter im Norden, wo entweder nur Viehzucht oder nur Obstbau oder nur Weinbau getrieben werden. Die Bauernhöfe oder „bordes“ sind über die ganze Fläche verstreut, sie nehmen ihr Wasser aus den Weihern, die von den häufigen Regen gespeist werden. Trotz ihres Reichtums entvölkern sich diese Bauerngebiete langsam, vielleicht wegen ihrer Einförmigkeit.

Dieser südliche Teil des Beckens von Aquitanien, die Gascogne, läuft in eine sandige Meeresküste aus. Das Sickerwasser hat in geringer Tiefe eine „alios“ genannte Ortsteinschicht erzeugt. Auf diesen undurchlässigen Schichten bleibt das Wasser um so leichter stehen, weil jedes Gefälle fehlt und der Abfluß nach dem Meer durch Sanddünen versperrt ist. Dieses Sumpfgebiet gehörte lange Zeit zu den unfruchtbarsten Teilen Frankreichs; es trägt eine Heidevegetation, von der es seinen Namen Landes hat. Hier lebten magere Schafe, von Hirten auf Stelzen bewacht. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts sind jedoch große Anpflanzungen von Seekiefern gemacht worden, sowohl auf den Dünen, um diese zu befestigen, wie in der Ebene, um diese gesünder zu machen. Aus diesen Kiefern gewinnt man Grubenholz und Harz („gemme“) für die Terpentinbereitung. Die Bevölkerung ist wohlhabender geworden, aber immer noch sehr spärlich.

PYRENÄEN

Die Pyrenäen bringen wie das Zentralmassiv einen neuen, in Nordfrankreich unbekannten Zug in das Landschaftsbild; zunächst durch ihre Höhe, die gleich oder größer ist als bei allen Gebirgen Europas mit Ausnahme der Alpen, sodann im Zusammenhang damit durch die frühere und gegenwärtige Gletschertätigkeit; auf die Eiszeit gehen die zahlreichen kleinen Seen, die Zirkustäler, die Trogform der Täler und ihre Gliederung in Stufen zurück. Mit der Einschaltung von Steilstufen in die Talbecken hängt der Reichtum an weißer Kohle zusammen, der durch eine zweckmäßige Heranziehung der Seenbecken noch gesteigert werden kann. Dazu kommt die Geschlossenheit der jungen, durch die Erosion erst unvollkommen zerschnittenen Gebirgskette; Pässe sind selten und sehr hoch, und

der Verkehr zwischen den beiden Abhängen ist schwierig. Die Pyrenäen sind daher eine Schranke, die von den internationalen Verkehrswegen an ihren Enden umgangen wird.

Die Westpyrenäen sind den Winden des atlantischen Ozeans voll ausgesetzt. Trotz ihrer geringeren Höhe sind sie außerordentlich regenreich, und es entstanden daher zahlreiche „Gaves" (Gebirgsbäche), die dem Adour zufließen und sich in das Kalkgestein mit engen Schluchten eingeschnitten haben, ehe sie auf die Ebene heraustreten. Überall, wo der Mensch sie nicht rücksichtslos abgeschlagen hat, haben sich reiche Eichen- und Eschenwälder erhalten; die Bauernhöfe liegen auf dem feuchten Wiesenland verstreut. In ihnen lebt ein sehr eigenartiges Völkchen, die Basken, deren Sprache mit den anderen europäischen Sprachen nicht verwandt ist, und deren Staat, Navarra, einst beide Gebirgshänge umfaßte.

Die Zentralpyrenäen sind im Westen höher und von tiefen Quertälern zerschnitten. Im Osten der Garonne schieben sich zwischen die granitischen Zentralketten und die Ebene „Vorpyrenäen" aus Kalk oder Marmor, hinter denen sich die Längstäler des Salat und der oberen Ariège hinziehen.

Die Ostpyrenäen sind den Mittelmeereinflüssen breit geöffnet. Der Olivenbaum, die Korkeiche und die Steineiche lösen sich ab, wenn man aus den Senken zu den Becken, aus den Tälern zu den Hochflächen hinaufsteigt. Bodenbau ist nur mit künstlicher Bewässerung möglich. Oberhalb der Bewässerungskanäle dehnt sich die unbebaute und wilde „aspre" aus. Ganz verschieden sind die „soulas" oder die Sonnenseite und der „ubac" oder die Schattenseite. So reicht der Anbau bis über 1500 m Seehöhe hinauf. Die große Ebene von Roussillon gehört schon zur Umgebung des Golfe du Lion.

LANGUEDOC

Als gleichmäßig breiter Küstenstreifen sollte Languedoc ein sehr einheitliches Gebilde sein, in Wirklichkeit ist es jedoch recht mannigfaltig. Im Süden stößt es an das zu den Pyrenäen gehörige Massiv der Corbières, nach Westen an den südlichsten Ausläufer des Zentralmassivs, die Montagne Noire, nach Norden an die Jurakalke der Provence. Die Küste besteht zwar nur aus jungen Anschwemmungen, aber diese lehnen sich an ältere Erhebungen, von denen der Mont-Saint-Clair bei Cette der bekannteste ist. Die Ebene zwischen den Anschwemmungen und den von ihnen eingeschlossenen Strandseen und der Gebirgsumrahmung hat nicht den einförmigen Charakter, den man ihr zuschreibt; durch einen Steilhang, die Coustière, die eine Geröllterrasse begrenzt, wird sie wenigstens in zwei Teile zerlegt.

Jeder dieser Bildungen entspricht eine besondere Oberflächenform. Die Kalke tragen die „garrigue" (Weide), eine lichte Pflanzengemeinschaft des trockenen Bodens, in der die Kermeseiche herrscht. Sie reicht vom Fuß der Cevennen bis in die Nähe der Montagne Noire. Die Ebenen und Terrassen sind vom Weinstock besetzt, der sich dort so unabsehbar weit erstreckt, wie nirgends anderswo. Auf der Coustière, die den doppelten Vorteil der Weinterrassen und der Meeresnähe bietet, ist eine Reihe von Städten entstanden. Aber wenn auch der Fischfang in den Strandseen immer lohnend ist und auch die Salzgewinnung eine wertvolle Einnahmequelle bildet, so hat doch die Schiffahrt diese Ufer verlassen; weder



Salzsumpf und Salzgärten auf der Insel Oleron bei Trojan les Bains



Pferdeweide in der Perche

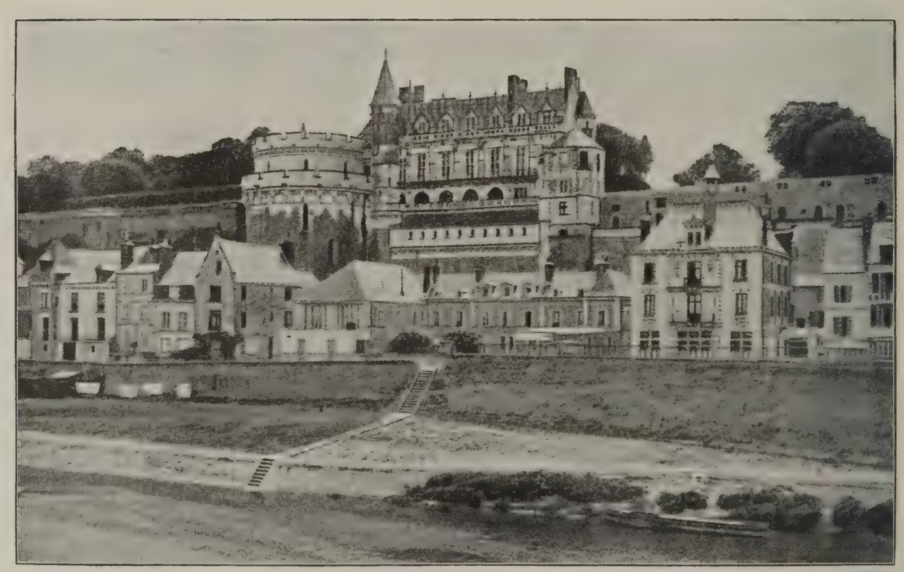


Bocage in der Vendée



Photoglob Co., Zürich

Rouen und die Seine



E. M. Newman (Nat. Geogr. Magazine, Juli 1923)

Schloß Amboise an der Loire

Narbonne (30000 Einw.) noch Montpellier (82000 Einw.) noch Aigues Mortes haben heute mehr Schiffsverkehr, während Cette (37000 Einw.) hauptsächlich ein Ausfuhrhafen für Wein ist.
Im Südwesten und im Westen heben sich Durchgangsgebiete heraus; das eine, Roussillon, leitet zu den Pyrenäen und nach Spanien hin, das andere, Hoch-Languedoc mit dem Mittelpunkt Carcassonne (30000 Einw.), zu der Garonneebene. Roussillon umschließt südlich von seinen trefflich bewässerten, wein- und obstreichen Anschwemmungsebenen am Rande der Albères mehrere sehr geschützte Buchten; eine davon ist das stark besuchte Port-Vendres. In Carcassonne ist der Mittelmeercharakter der Vegetation verschwunden; durch eine lange, sanfte Furche zwischen den Pyrenäen und der Montagne Noire laufen die Straße, die Eisenbahn und der Canal du midi, die den ozeanischen und den mittelmeerischen Süden verbinden.

PROVENCE

Die Provence versinnbildlicht noch mehr als Languedoc den französischen Süden. Zweifellos ist sie mannigfaltiger. Sie umfaßt nicht nur einen Teil der Alpen (die an anderer Stelle beschrieben sind), sondern im Süden und Westen auch westöstlich gerichtete Kalkketten, den Ventoux, die Alpilles, die Sainte-Baume, die man oft von den eigentlichen Alpen unterscheidet, endlich alte Massive, die Maures und den Estérel, das eine aus Gneis und Sandsteinen, das andere aus Porphyr, die von dem Meere die lange Senke von Argens abtrennen. Im Westen gelangt man jenseits der Becken von Marseille und Aix in andere Landschaften: die Crau, ein Schuttkegel der Durance aus der Eiszeit, eine große Geröllebene, die vom Meere den Strandsee von Berre abgedämmt hat, und die Camargue, das jetzige Rhone-Delta zwischen der Großen und Kleinen Rhone, ein amphibisches Gebiet, das zum Teil landfest geworden ist, zum Teil aber aus großen Seen besteht.
Diese Teile der Nieder-Provence heben sich von den Alpen nicht nur durch ihre Oberflächenformen scharf ab, sondern auch durch ihre stärkere Gliederung. Sie sind viel leichter zugänglich und werden durch die Eigenheiten ihres Klimas, die Trockenheit des Sommers wie die Milde des Winters, stark beeinflußt.
Die Küste ist gegenwärtig der Treffpunkt der Winterfrischler, reicher Nordländer, die vor der Rauheit ihrer Heimat flüchten; denen aber, die im Norden zurückbleiben müssen, bringen wenigstens ihre Blumen und Parfums eine Ahnung von dem herrlichen Klima. Die Crau und die tieferliegenden Teile des Westens, die künstlich mit Durance-Wasser bewässert werden, entwickeln sich mehr und mehr zu riesigen Gärten, deren Frühgemüse waggonweise in die Großstädte befördert werden. In der Crau und in der Camargue schrumpfen die Schaf-, Pferde- und Stierweiden zugunsten der Wiesen, der Getreidefelder, selbst der Weinberge zusammen, und in der ehemaligen Einöde breiten sich jetzt die „mas“ aus, niedrige und schlecht gebaute, von wenigen Bäumen beschattete Bauernhöfe. Marseille (gegen 600000 Einw.) ist nach seiner Einwohnerzahl die zweitgrößte Stadt Frankreichs und sein erster Mittelmeerhafen geworden.

DAS RHONETAL

Ohne am Ufer der Rhone zu liegen, gewinnt Marseille einen großen Teil seiner Bedeutung durch dieses Flußtal. Mit seinen Handelswegen steigt der mittelmeerische Einfluß hoch in das Rhonetal hinauf. Dieses ist im allgemeinen eng, denn es wird zwischen die Alpen und das Zentralmassiv eingepreßt. Talengen, wie die von Donzère, zerlegen es in Abschnitte von verschieden starkem Gefälle und verschiedenem Aussehen. Bei Donzère, etwas südlich von Montélimar, hören die südliche Vegetation, der blaue Himmel, der mächtige Hauch des „mistral" auf, vor dem die empfindlichen Kulturen hinter Zypressen und Rohrwänden geschützt werden müssen. Dort wird die Rhone zwischen den Steilwänden der provenzalischen Ketten und einem Kalkzug eingeengt, dessen Abhänge von mächtigen Gipsbrüchen zerschnitten werden. Es sind dieselben Züge, die weiter südlich die Garrigues von Languedoc tragen. Die Jurakalke, die sich nach dem Zentralmassiv zu an sie anschließen, erinnern an eine andere Landschaft des Südens: Die „Gras" sind nichts anderes wie die Causses, kahl, nackt, wasserlos; die Flüsse durchbrechen diese Steinwüste in Schluchten. Sie sind zwischen das Rhonetal und das Vivaraisgebiet eingeschaltet, ein gebirgsartiges Mergelgebiet, das von den vom östlichen Abhang des Zentralmassivs kommenden Flüssen stark zerschnitten ist. Die zahlreichen Einwohner wohnen teils zerstreut an den wasserreichen Hängen, teils in Weilern, Dörfern und Flecken. Das Vegetationsbild, das noch vom Kastanienbaum beherrscht wird, die durch die Wasserfälle begünstigte Industrie, die Abgeschlossenheit, der Protestantismus der Einwohner, alles erinnert an die Cevennen und erklärt, daß der Name der Cevennen, wenn auch mit Unrecht, auf dieses Gebiet ausgedehnt worden war. Das war sogar noch weiter im Norden der Fall, wo zwar kürzere, aber sonst ähnliche Tälchen von der Boutièreskette nördlich des alten Vulkans von Mézenc herabkommen.

Das Tal des Gier und die nördlicheren Täler haben einen anderen Charakter; in dieser Breite ist das Zentralmassiv schon stark erniedrigt und die Zuflüsse der Rhone haben ihre Quellen bis nahe an die Loire heran zurückverlegen können. Dieser Teil des Zentralmassivs von Saint-Etienne bis Tarare hängt im ganzen mit Lyon und dem Rhonetal eng zusammen.

In Lyon (562000 Einw.) zeigen die Nebel, die von den beiden hier sich vereinigenden Flüssen Saône und Rhone aufsteigen, die nördlichere Lage an. Und in der Tat sind wir hier an der Klimagrenze, wir verlassen den abwechslungsreichen, scharf ausgeprägten, reichen Süden.

BURGUND

Zwei Tatsachen kennzeichnen Burgund als ein typisches Durchgangsgebiet: sein Zusammenhang mit dem Westen und sein völlig nördlicher Charakter. Etwas oberhalb von Lyon weicht der Rand des Zentralmassivs von der Rhonefurche zurück, und wenn auch die alten Gesteine im Morvan bald wieder erscheinen, so sind doch in der Höhe von Charolais weniger widerstandsfähige Gesteine eingeschaltet, und im Morvan selbst gibt es so viele Verwerfungen, so viele Einschnitte und Öffnungen, daß die Verbindung zwischen der Loire und Seine leicht hergestellt werden konnte. Der Canal du Centre benutzt das Tal zwischen Chagny

und dem Charolais. Ein anderer Weg führt von Mâcon über Cluny zur Loire. Der Hauptverkehr vollzieht sich aber weiter im Norden, weil er direkt zur Seine gerichtet ist; hier verlaufen nahe nebeneinander der Kanal von Bourgogne und die Eisenbahn Lyon-Paris über Dijon (80000 Einw.). Daß dieses Gebiet für den Durchgangsverkehr am besten geeignet ist, ergibt sich auch aus der Ausdehnung des Namens Burgund, der hier bis zum Tal der Yonne, eines Zuflusses der Seine, und seiner Nebenflüsse reicht.

Noch weiter nördlich treten immer neue Gesteine zutage. Die undurchlässigen Liasmergel bedingen in der Gegend von Langres (10 000 Einw.) ein quellenreiches Gebiet, wo die Seine, die Marne und die Zuflüsse der Saône nahe beieinander entspringen; durchlässige Muschelkalke herrschen dagegen auf der Vôge und bilden zwischen der oberen Saône und den Zuflüssen der Mosel eine offene Landschaft mit schnurgeraden Straßen.

Aber damit ist Burgund noch nicht zu Ende. Zu ihm gehören auch die Köpfe der Schichten, die nach dem Becken von Paris absinken; sie bilden im Osten einen Kalkabfall, die Côte d'Or, die die berühmtesten Weinberge Frankreichs trägt. Am Fuße dieses Abfalles zieht sich eine fast ununterbrochene Reihe von Dörfern und Städten hin. Dann folgt die Saône-Ebene mit ihren bewaldeten Terrassen und ihren Auenwiesen.

Dieses Wald- und Flußauengebiet ist das eigentliche Burgund, eine reiche Landschaft mit vielen Städten und mächtigen Abteien. Zu ihr gehören mehrere Landschaften von etwas verschiedenem Charakter, die Bresse mit ihren Hecken, Gebüschen und Teichen, und die Franche-Comté, die sich an den Jura anlehnt. Doch verleugnen auch Bresse und Franche-Comté durch die Straßen, die nach Savoyen und der Schweiz führen, nicht den Charakter Burgunds als Durchgangsgebiet. Zur Franche-Comté gehört auch einer der wichtigsten Pässe, die Burgundische Pforte, die sich zwischen den Ausläufern des Jura und der Vogesen, zwischen den Tälern der Nebenflüsse des Doubs und der Ill öffnet und so die bequemste und nächste Verbindung zwischen dem Rhone- und dem Rheintal schafft.

FRANKREICH ALS STAAT

DAS POLITISCHE LEBEN

Zum Gebiet der französischen Republik gehören nicht die Normannischen Inseln Jersey, Guernesey u. a., die wir mit der Normandie zusammen erwähnt haben; dagegen umfaßt sie mehrere Landschaften, die in diesem Buch an anderer Stelle besprochen sind: den westlichen und südlichen Jura und einen Teil der Westalpen vom Montblancmassiv ab (s. die Westalpen), Korsika (s. Italien) und die Vogesen und das Elsaß (s. Deutschland). Sie bedeckt so eine Oberfläche von 550 986 qkm. Nahe der Südostgrenze schließt sie das winzige Fürstentum Monaco ein.

Die Grenzen sind auf der Meeresseite gut ausgeprägt; alle Külsteninseln sind französisch außer den anglo-normannischen; Korsika ist französisch, wenn es auch Italien näher liegt; die Festlandsgrenzen verlaufen im Süden und im Südosten auf den Gebirgsketten, ohne jedoch dauernd der Firstlinie oder den Wasserscheiden zu

folgen. Die Nordostgrenze ist von dem Punkte an, wo sie den Rhein verläßt, in keiner Weise geographisch begründet.

Frankreich ist kein richtiger Nationalstaat. An allen seinen Grenzen leben fremdsprachliche Bevölkerungsteile: Im Elsaß und in einem Teil Lothringens wird deutsch gesprochen, im westlichen Flandern flämisch, in der westlichen Bretagne bretonisch, an einem Ende der Pyrenäen baskisch und an dem anderen katalanisch, auf Korsika italienisch. Dafür umfaßt der französische Staat nicht das ganze französische Sprachgebiet in Europa, zu dem auch die Normannischen Inseln, das wallonische Belgien, die Französische Schweiz und das Talgebiet von Aosta in Italien gehören.

Frankreich hat auch starke außereuropäische Interessen. In allen Erdteilen besitzt es Kolonien. Die ältesten stammen, wie der französische Staat selbst, aus dem 17. und 18. Jahrhundert, sie sind aber nur die Reste eines großen Reiches, das einesteils Kanada und den mittleren Teil der heutigen Vereinigten Staaten, anderenteils Indien umfaßte. Diese alten Kolonien sind mit dem Mutterland eng verbunden und im Parlament vertreten. Im Laufe des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts hat sich Frankreich ein neues Kolonialreich aufgebaut; es hat Algerien erobert, das Marseille gegenüber liegt und der Stützpunkt der barbareskischen Seeräuber war, und hat die beiden benachbarten Länder Tunis und Marokko (dieses zum Teil) unter sein Protektorat gestellt; es hat die Kolonie Senegal beinahe über den ganzen Sudan ausgedehnt, die Kolonie Gabon bis zum Nordrand des Kongo, die von Diégo-Suarez und von Nossi-Bé über ganz Madagaskar, endlich in Asien die von Cochinchina über ganz Französisch-Indochina. Außerdem besitzt es noch eine Bucht an der Somaliküste in Afrika, Neukaledonien und verschiedene Inselgruppen im Pazifischen und Australischen Ozean. Mit Réunion, den Antillen und Guayana ist das französische Kolonialreich 12 Mill. qkm groß, von denen mehr als 11 Mill. auf die afrikanischen Kolonien entfallen.

Außerhalb der alten Kolonien und Nordafrikas sind die französischen Kolonisten wenig zahlreich. Dafür besitzt Niederkanada einen starken Bevölkerungskern französischen Ursprungs, der seine Muttersprache bewahrt hat.

Schließlich hat Frankreich lange Zeit einen beträchtlichen Einfluß im Orient gehabt, wo ihm jahrhundertelang der Schutz der Christen anvertraut war; auf Grund dieser Beziehungen wurde es mit dem Verwaltungsmandat über Syrien betraut.

WIRTSCHAFTSLEBEN

Die wirtschaftliche Tätigkeit Frankreichs ist weniger nach außen gerichtet als sein politisches Streben. Der Außenhandel gibt von ihr nicht das richtige Bild, man muß auch den bedeutenden Innenhandel in Betracht ziehen. Leider fehlen uns die statistischen Unterlagen über die Stärke des Binnenverkehrs zwischen den französischen Provinzen, der durch den Austausch ihrer Erzeugnisse bedingt ist. Das gilt besonders auch für die Lebensmittelerzeugung. Ein Beweis dafür ist die Größe des Weizenhandels vor dem Kriege. Durchschnittlich erzeugte Frankreich annähernd soviel Weizen, wie es verbrauchte, und es verbrauchte außerordentlich viel. Heute hat sich dies Verhältnis geändert; ein Teil der Weizengebiete, Flandern und die Picardie, ist durch den Krieg verwüstet worden, und die Verminderung der Arbeitskräfte durch Kriegsverluste hat ebenfalls einen bedauerlichen Rückgang des Weizenanbaus hervorgerufen. Infolge-

dessen muß jetzt Frankreich einen Teil von dem, was es früher selbst erzeugte, vom Ausland kaufen. Von Zucker gilt dasselbe wie vom Weizen. Die Weine, die als Luxus gelten, finden nicht mehr so glatten Absatz im Auslande wie vordem. So ist Frankreich heute aus einem Land mit einem Ausfuhrüberschuß ein Gebiet mit Einfuhrüberschuß geworden. Trotz dieser Änderungen ist es aber immer noch eines der wenigen großen Länder Europas, die fast ihren ganzen Lebensmittelbedarf selbst erzeugen.

Es kauft auch verhältnismäßig wenig Fabrikate vom Ausland. Lange Zeit hindurch beruhte die französische Industrie darauf, daß die Rohstoffe, Textilfasern oder Mineralien, die Arbeitskräfte, die einen Nebenverdienst suchten, und die Absatzmärkte ganz oder fast ganz örtlich zusammenfielen. Die Rohstoffe des Landes reichten jedoch für die moderne Großindustrie nicht mehr aus; das Ausland mußte als Lieferant von Rohstoffen wie als Abnehmer von Fabrikaten herangezogen werden. Am unangenehmsten macht sich in der französischen Industrie das Fehlen der einheimischen Kohle bemerkbar. Die Kohlengruben des Nordens, die einzigen, die der Rede wert sind, haben den französischen Bedarf niemals decken können. Die jüngsten Ereignisse haben die Lage noch verschlechtert[1]): einerseits sind die Gruben im Krieg stark beschädigt worden und ihre Förderung hat die Höhe von 1913 noch nicht wieder erreicht; andrerseits verfügt Frankreich jetzt über die ganzen lothringischen Eisenerze, zu deren Verarbeitung noch mehr Kohle nötig wäre. Infolge des Kohlenmangels hat Frankreich auf seine Wasserkräfte zurückgegriffen, auf die „weiße Kohle", an der es besonders in den Alpen reich ist. Es erbaute die ersten hydro-elektrischen Werke besonders in den Alpen (siehe die Karte im Abschnitt Westalpen) und marschiert durch diese heute in bezug auf die Ausnutzung der Wasserkräfte an der Spitze der europäischen Staaten.

Die aus den Wasserkräften der Pyrenäen und des Zentralmassivs gewonnene Elektrizität ist teils zur Verwendung in größerer Entfernung, teils zum Betrieb der Eisenbahnen bestimmt. So ist ein Teil der Kohle zu anderer Verwendung frei geworden. Außerdem wird ein bedeutender Teil der Alpenwasserkräfte direkt zur Metallverarbeitung verwendet, zur Erzeugung von Eisenlegierungen, von Spezialstahlen, von Aluminium und für die Elektrochemie (Erzeugung von Karbiden, Azetylen, Kalkstickstoff, Chloraten usw.). Trotzdem ist der Mangel an Kohle nicht ganz beseitigt, und Brennstoffe nehmen in der französischen Einfuhr nach Wert und Gewicht immer noch die erste Stelle ein. Die Eisenerze der Normandie und Lothringens, die nach England und Deutschland ausgeführt werden, erreichen bei weitem nicht den Wert der eingeführten Kohle.

Infolge seines Kohlenmangels war Frankreich, ebenso wie die anderen Länder, die sich in derselben Lage befinden, gezwungen, sich Sonderindustrien zuzuwenden. Die Schwerindustrie beschränkt sich auf die Kohlen- und Eisengebiete, d. h. den Norden und Nordosten. Überall sonst stellt die Metallindustrie lieber hochwertige Stähle, Halbfabrikate und Feineisenwaren her. Die Herstellung von Eisenkonstruktionen ist stark entwickelt.

Der Wert der ausgeführten Textilwaren ist größer als der der Metallwaren. Auch die Textilindustrie kann, weil sie über eine alteingearbeitete Arbeiterschaft ver-

[1]) Für die nächsten Jahre verfügt Frankreich zwar durch die Ausbeute der Saar-Kohlengruben und die deutschen Reparationslieferungen über überreichliche Kohlenmengen, doch sind dies immer „fremde" Kohlen, die auch in der Einfuhr verbucht werden.

fügt, anstelle von billigen, minderwertigen Massenwaren hochwertige Erzeugnisse herstellen. Sie erzeugt nicht nur Garne, sondern aus diesen auch Gewebe und verarbeitet diese Stoffe weiter; Wäsche und Kleidungsstücke bilden einen der wichtigsten Ausfuhrposten. Zusammen mit den Erzeugnissen der Mode, den Pelzen, den Handschuhen, den Parfums bilden sie die berühmten „Pariser Artikel". Die erste Stelle unter den Textilwaren nimmt die Seide ein; den Seidenmarkt beherrscht Frankreich ziemlich konkurrenzlos. Auch hier bilden die feinsten Gewebe, die Musseline, Schleierstoffe, Kreppstoffe den größeren Teil der Erzeugung.

Da die französische Industrie also hauptsächlich Luxusartikel erzeugt, sucht sie ihre Hauptabnehmer in den reichen Ländern mit einer starken städtischen Bevölkerung, mit altem bewährtem Geschmack und gediegenem Luxus. So nehmen Großbritannien, Belgien, die Vereinigten Staaten und die Schweiz zusammen die Hälfte der französischen Ausfuhr auf, dann folgen Italien, Deutschland, Spanien. Umgekehrt stehen Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Belgien offenbar deshalb an der Spitze der Lieferanten, weil in der Einfuhr Kohle, Petroleum, Baumwolle und Getreide die wichtigste Rolle spielen.

Die neuen Länder, darunter auch die französischen Kolonien, spielen dagegen eine verhältnismäßig geringe Rolle in den französischen Handelsbeziehungen. Mit Ausnahme von Algerien hat ihre Bevölkerung nur eine geringe Kaufkraft; außer Algerien und Argentinien, die Weizen und Wolle liefern, erzeugen sie auch nichts, was Frankreich brauchte.

Im großen und ganzen erzeugt also Frankreich die Lebensmittel, die es braucht, annähernd selbst, aber seine alte Industrie ist durch den Mangel an Kohlen behindert. Dadurch nimmt es eine ganz andere Stellung ein, als die anderen europäischen Staaten, besonders England und Deutschland, die beide mit ihrer Lebensmittelversorgung auf das Ausland angewiesen sind, aber diesen Nachteil durch ihren Kohlenreichtum ausgleichen.

SOZIALES UND GEISTIGES LEBEN

Mit 40 Mill. Einwohnern bleibt Frankreich hinter Deutschland und England weit zurück. Das ist der Hauptgrund für den Unterschied, der im Wirtschaftsleben beider Länder besteht.

Wenn sie gleichmäßig über das ganze Land verteilt wären, würden 71 Franzosen auf dem qkm wohnen, d. h. nicht nur weniger als in England und Deutschland, sondern auch als in Belgien und den Niederlanden, in Italien, der Tschechoslowakei, der Schweiz, Ungarn, Österreich und sogar Dänemark. Die Dichte der französischen Bevölkerung entspricht also der eines ausgesprochenen Ackerbauvolkes. Dabei gibt es in Frankreich mehr Industrie als in Ungarn oder Dänemark, in Österreich oder Italien. In der Tat sind die Industriegebiete sehr normal bevölkert, dafür gibt es aber eine Anzahl von Ackerbaugebieten, die viel zu schwach bevölkert sind: dazu gehören nicht allein die Departements in den Gebirgen, den Alpen, den Pyrenäen oder dem Zentralmassiv, oder in den benachteiligten Gebieten wie den Landes, sondern auch fruchtbare Gegenden wie Aquitanien, Poitou, Berry und das Gebiet der oberen Seine mit ihren Zuflüssen Yonne und Marne.

Besonders bemerkenswert ist, daß die Bevölkerungszahl stehen bleibt. Die Einwanderung ist ziemlich schwach (die hohe Einwandererzahl für 1924, 240 000, wird vielleicht eine Ausnahme bleiben), noch geringer ist die Geburtenzahl. Im

Norden und Nordosten ist zwar ein Geburtenüberschuß vorhanden, dafür ist aber in den Ackerbaugebieten und besonders in Aquitanien die Zahl der Sterbefälle größer als die der Geburten. Das Flachland ist nicht nur schwach bevölkert, es entvölkert sich auch. Lange Zeit hat es ohne Mühe seine Bewohner ernährt, heute, wo die Konkurrenz der neuen Länder da ist, wo soviel Krankheiten gekommen und gewisse Kulturen verschwunden sind, muß sich die Landwirtschaft umstellen. Bei den gegenwärtigen Ackerbaumethoden scheint keine so starke Bevölkerung wie früher ihr Leben darauf fristen zu können.

Die schwache natürliche Vermehrung der Franzosen ist der Grund für ihre schwache Auswanderung; Frankreich versorgt seine Kolonien mit Beamten und Soldaten, aber kaum mit Ansiedlern. In Algerien wären die Franzosen weniger zahlreich als die Spanier und Italiener, wenn diese nicht die französische Staatsangehörigkeit annehmen müßten. Auch an der Besiedelung Amerikas haben sich im 19. Jahrhundert sehr wenig Franzosen beteiligt.

Trotzdem wachsen bestimmte Stellen Frankreichs an Volkszahl, nämlich die großen Städte. Paris vergrößert sich auf Kosten der Provinzen.

Das Verwaltungssystem Frankreichs ist denn auch besonders stark zentralisiert, die Selbstverwaltung der Gemeinden und Bezirke ist stark beschränkt oder gänzlich der Kontrolle der Pariser Verwaltung unterworfen. Das politische Leben ist ganz in Paris konzentriert. Dieser Zustand besteht schon mehr als zwei Jahrhunderte, er hat die Stärke und Größe Frankreichs hervorgerufen, nützt aber augenblicklich am meisten Paris.

Paris ist nicht nur die politische Hauptstadt von Frankreich, es ist auch sein geistiger und künstlerischer Mittelpunkt. Es besitzt großartige Sammlungen; Schulen, Laboratorien und wissenschaftliche Forschungsinstitute erleichtern hier die Studien. Ein kluges und geistig hochstehendes Publikum nimmt die Gelehrten, Schriftsteller und Künstler mit offenen Armen auf. Diese Hilfsmittel bedeuten mehr als man denken sollte. Sie ziehen nicht nur eine ganze Anzahl Studenten und Forscher nach Paris; nicht nur, daß jedes Jahr die Besucher in Massen kommen, um die künstlerischen Arbeiten früherer Jahrhunderte zu bewundern, die große Stadt übt auch eine wahre geistige Herrschaft über einen großen Teil Europas und der Welt aus.

Paris, ganz Frankreich, seine Sprache, seine Literatur, seine Künste üben auf den Ausländer einen wahren Zauber aus. Und man kann nicht leugnen, daß die Landesnatur daran einen gewissen Anteil hat, denn sie hat aus Frankreich dieses harmonische Ganze von verschiedenen und einander ergänzenden Gegenden gemacht und ihm eine so günstige Lage inmitten der Völker gegeben.

BIBLIOGRAPHIE

Werke in deutscher Sprache: Haas, Frankreich (1910). — Hanslik, Frankreich (in Andrees „Geographie des Welthandels", Bd. I, 1910). — Neuse, Landeskunde von Frankreich (Sammlung Goeschen; 1910). — Pappritz, Frankreich und die Franzosen (1922). — Scheu, Frankreich („Jedermanns Bücherei", 1923).

Werke in französischer Sprache: Paul Vidal de la Blache: Tableau de la Géographie de la France. Paris 1905. — Jean Brunhes: Géographie humaine de la France. 2 vol. Paris 1920 u. 1926. — Emmanuel de Martonne: Les régions géographiques de la France. Paris 1921. — Fernand Maurette: Pour comprendre les Paysages de la France. Paris 1923. — Raoul Blanchard: La Flandre. Paris 1906. — Albert Demangeon: La Picardie et les régions voisines. Paris 1905. — Jules Sion: Les paysans de la Normandie orientale. Paris 1909. — Camille Vallaux: La Basse-Bretagne. Paris 1907. — René Musset: Le Bas-Maine. Paris

1917. — Charles Passerat: Les plaines du Poitou. Paris 1909. — Antoine Vacher: Le Berry. Paris 1908. — J. Levainville: Le Morvan. Paris 1909. — Maximilien Sorre: Les Pyrénées méditerranéennes. Paris 1913. — Paul Vidal de la Blache: La France de l'Est (Lorraine, Alsace). Paris 1917.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 13—18

Tafel 13 und 14 zeigen einige der Hauptküstenformen Frankreichs, und zwar Tafel 13 zwei von der Mittelmeer-, Tafel 14 ebenfalls zwei von der atlantischen und Kanalküste. Der Lac du Doul bei Peyriac ist eines der Haffe des Languedoc, gehört also einer Ausgleichsküste an, während die Calanque de Port-Pin bei Marseille im Gegenteil im Bereiche einer Ausräumungsküste liegt, es ist eine vom Meer in Besitz genommene, „ertrunkene" Talmündung, eine Ria. Auch an der Küste der Bretagne und der Normandie arbeitet die Brandung des Meeres, aber je nach der Art des Gesteins erzeugt sie ganz verschiedenartige Küstenformen: an der bretonischen Küste bleiben zwischen zurückweichenden Stellen steile Felsnasen stehen, die allmählich in Klippen aufgelöst werden, an der normannischen Kanalküste weicht das homogenere Kalkgestein in geschlossenen, mauerartigen Abstürzen zurück, dazwischen entstehen Hängetäler.

Den Oberflächenformen Frankreichs sind Tafel 15 und 16 gewidmet. Tafel 15 bringt zwei Erosionsformen: einen der Gipfel oder Radialrücken, in die der einst ätnahohe alte Vulkan Cantal in der Auvergne von der Erosion aufgelöst worden ist, und ein in den Rand der Kalkhochfläche von Burgund eingeschnittenes Tal. Auf Tafel 16 sehen wir dagegen Anschwemmungsgebiete: oben das breite Tal der unteren Somme mit dem beim Frühjahrshochwasser ausgeuferten Flusse und unten eine Landschaft in der Deltaebene der Rhone: der Camargue.

Tafel 17 und 18 beziehen sich auf die Anthropogeographie. Tafel 17 zeigt einige Wirtschaftsformen: oben einen jener Salzgärten, wie sie an der Küste von Poitou, der Gascogne und von Languedoc häufig sind, in der Mitte eine Weidelandschaft, die weite Teile, namentlich der feuchteren Küstengebiete einnehmen und in der Perche besonders auch der Zucht schwerer Pferde, der Percherons, dienen; unten eine der in der Vendée, der Bretagne und der Normandie häufigen „bocages", in denen die einzelnen Landstücke durch Baum- oder Gebüschreihen (Knicks) getrennt sind. Tafel 18 endlich bringt zwei Siedlungsbilder: unten eines der zahlreichen, für das Loiretal charakteristischen Renaissanceschlösser und oben Rouen, das Hamburg der Seine, 130 km oberhalb der Mündung noch im Bereich von Ebbe und Flut an einer durch Inseln geteilten Flußstrecke gelegen.

BELGIEN UND LUXEMBURG

VON DR. FRIEDRICH LEYDEN IN NEAPEL

Belgien und Luxemburg — ein Mittel- und ein Kleinstaat, westlich dem Deutschen Reiche benachbart, bilden zusammen ein Gebiet von ungefähr dreieckiger Gestalt, welches ziemlich willkürlich einen Teil von Westeuropa herausschneidet, so zwar, daß in großen Zügen die Hypothenuse in nordwestlicher Richtung durch die Grenze gegen Frankreich gebildet wird, während diejenige gegen die nördlich angrenzenden Niederlande nahezu ostwestlich, diejenige gegen Deutschland nordsüdlich verläuft. Der Flächengröße nach entspricht Belgien mit 30 000 qkm ungefähr der Provinz Pommern, das kleine Luxemburg dagegen mit 2500 qkm etwa der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau; beide Länder liegen etwa zwischen den Breiten von Nürnberg und Halle a. S.

Der Name Belgien ist erst jung, noch kein Jahrhundert alt; er wurde in Erinnerung an jenes Volk, welches zu Cäsars Zeiten den nördlichen Teil des keltischen Galliens bewohnte, anläßlich der Trennung der südlichen von den nördlichen Niederlanden 1830 für die ersteren gewählt. Luxemburg dagegen verbirgt unter der welschen Maske des entstellten Namens ein wichtiges Sinnbild deutscher Vergangenheit: der alte Name „Lützelburg“ erinnert an die niedersächsische Gründung, welche aus einer Burgwarde des Herzogtums Oberlothringen später zum Ausgangspunkt einer in der deutschen Geschichte des späten Mittelalters überaus bedeutsamen selbständigen Macht wurde. Als Staaten sind beide Gebiete merkwürdige Zwitterbildungen: in weitem Umfange ihrer Bevölkerung und Sprache nach Grenzmarken germanischen Volkstums, sind sie seit langem den starken kulturellen Einflüssen des welschen Nachbarn unterworfen; Gebiete alter und selbständiger geschichtlicher Entwicklung, sind sie in ihrer heutigen Form erst Bildungen einer ganz jungen Vergangenheit.

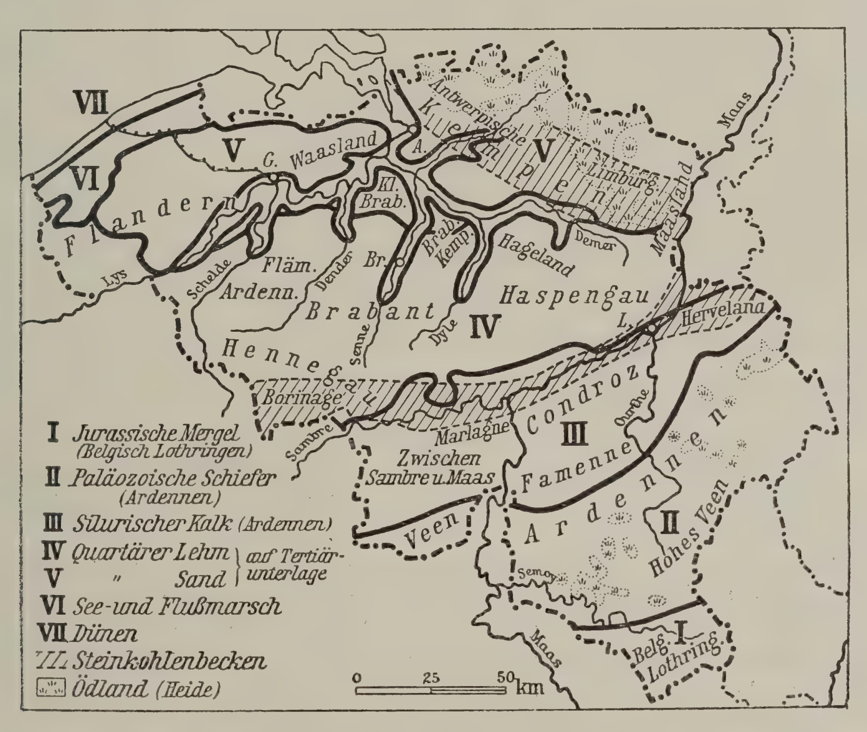
Fast nirgends lehnen sich die Grenzen beider Staaten an bedeutendere Geländeformen an. Auf ganz kurze Strecken nur folgen sie den Adern des Gewässernetzes: im Westen zwischen Armentières und Menen der Leie (Lys), an der luxemburgischen Ostgrenze der Mosel, Sauer und Our, dann noch einmal im Norden, wo die Maas ein Stück weit die belgischen und niederländischen Provinzen Limburg voneinander trennt. Sonst erscheint der politische Grenzverlauf in weitgehendem Maße willkürlich und ist in der Hauptsache nur geschichtlich zu verstehen. Die Raubkriege des Sonnenkönigs haben brückenkopfartige Ausbuchtungen der französischen Nordgrenze zur Folge gehabt, und in jeder derartigen Ausbuchtung liegt noch heute eine Festung: Lille gegen Flandern, Condé an der Schelde und vor allem Maubeuge gegen den Hennegau, Givet im weit nordwärts vorstoßenden Maaszipfel gegen Namur. Aber schon hier im Süden beginnt jene Art der Grenz-

begründung, welche gegen Osten und Norden eigentlich ausschlaggebend ist: sie führt durch siedlungsfeindliche Gebiete, wo ausgedehnte Wälder und Sümpfe in der Natur viel eindringlichere Grenzgürtel darstellen, als der äußere Anblick eines Kartenbildes verrät.
Auf rund 65 km Länge hat Belgien Anteil am Meere. Aber die eintönige und ungegliederte Küste bildet nur die natürlichste Grenzstrecke des Landes und läßt heute kaum noch etwas von der Bedeutung ahnen, die sie im Mittelalter für Wirtschaft und Leben des Landes besessen hat.

OBERFLÄCHENGESTALT UND AUFBAU

In diesen Rahmen spannt sich nun ein Teil Westeuropas, der seiner Oberflächengestalt und seinem Aufbau nach in fast jeder Hinsicht einen Übergang und Durchgang darstellt. Das weite und flach gespannte Gewölbe des Rheinischen Schiefergebirges dacht sich in seinem Westflügel unter dem Namen der Ardennen sanft ab und taucht unter anders gearteten Elementen unter. Ausschließlich aus paläozoischen Gesteinen aufgebaut und seit undenklichen Zeiten der Erdgeschichte jeder Meeresbewegung entrückt, zeigt es als Hauptmerkmal die Alterserscheinung weitgehender Abtragung. Endlos dehnen sich die Ardennen als Hochflächen, durchaus ohne den Eindruck eines wirklichen Gebirges zu erwecken; und auf diesen weiten Flächen spielen Hochmoore eine so wesentliche Rolle, daß weite Teile des Gebirges ihren Namen davon erhalten haben: das Hohe Venn südlich von Aachen wie die Haute Fagne im belgischen Luxemburg oder die Fagne in den Ausläufern der Ardennen in den südlichen Teilen der Provinzen Hennegau und Namur. Eine Bahnfahrt von Luxemburg nach Namur (an der Hauptstrecke Straßburg—Brüssel) überquert die Hautes Fagnes bei Libramont und gewährt ungemein eindrucksvolle Ausblicke auf die flachen Wellenlinien der sanft geschwungenen Kulissen, wo zwischen den endlosen Hochwäldern der Rauch der Köhlerhütten aufsteigt und armselige Ortschaften in weiter Streulage sich an Lichtungen und Taleinschnitte anklammern.
Die Einheitlichkeit des Ardennenflügels des weiten Gewölbes des Rheinischen Schiefergebirges bedingt eine allmähliche Abnahme der Höhen von Osten nach Westen. So kommt es, daß die höchsten Erhebungen von Belgien in den am weitesten nach Osten vorgeschobenen Landesteilen liegen, und zwar in denjenigen, welche infolge des Versailler Vertrages von Deutschland abgetrennt worden sind. Hier erreicht das Hohe Venn in der Botrange und im Weißenstein noch fast 700 m, die eigentlichen Ardennen erreichen bei der Baraque de Fraiture nördlich Houffalize noch 651 m, aber bei Gedinne nahe der Grenze des französischen Givetzipfels sind es nur noch 500 m, und weiter westwärts werden die Höhen noch geringer. In Luxemburg ist der Oesling bei Rindschleiden 562 m hoch.
Die erst in geologisch junger Vergangenheit allmählich entstandene Aufwölbung des Rheinischen Schiefergebirges hat zur Folge gehabt, daß die die alten Hochflächen kreuzenden Gewässer sich in engen, steilwandigen Tälern in diese eingeschnitten haben. Die Tiefe dieser Durchbruchstäler und Schluchten ist natürlich von dem Ausmaße der Aufwölbung abhängig und am stärksten in deren Mittelachse; letzterer folgt das mittlere Rheintal, dessen landschaftliche Schönheit hierdurch bedingt ist. Je mehr die Aufwölbung nach Westen ausklingt, um so geringer wird die landschaftliche Wirkung der Flußdurchbrüche. Immerhin sind

auch die Täler von Maas und Sambre und besonders diejenigen der Maaszuflüsse Weser, Ourthe und Amblève, Lesse, Semois landschaftlich außerordentlich reizvoll, aber auch ebenso große Hindernisse für jeden Querverkehr. Die leuchtenden Kalkfelsen bei Namur gehören derselben Formation an wie jene Kalke, welche die Lesse durchbricht und welche infolge ihrer Wasserdurchlässigkeit im Zusammenhange mit dem Tiefereinschneiden der Täler zur Herausbildung ausgedehnter Karsthöhlen geführt haben: die berühmten „grottes de Han" sind dadurch entstanden, daß die Lesse einen weiten Bogen ihres Tales unterirdisch auf kürzerem Wege abschneidet.



Die Bodenarten

Während Luxemburg ausschließlich zum Flußgebiet der Mosel und ihrer kleineren Nebenflüsse, insbesondere der Sauer, gehört, wird der belgische Ardennenanteil fast ganz zur Maas entwässert. Das Gewässernetz der Fagnes, der Famenne und des Condroz wird beherrscht vom südnördlichen Allgemeingefälle des Landes; Maas, Ourthe und Amblève, aber auch der Oberlauf der Lesse werden von dieser Richtung bestimmt. Aber daneben fallen schon bei einer Betrachtung des Kartenbildes quergerichtete Linien auf, welche durch das Längstal der Maas zwischen Namur und Lüttich und dessen westliche Fortsetzung im Sambretal, wie auch durch das östlich sich anschließende Wesertal besonders betont werden. Während die Talrichtung des Semois ähnlich derjenigen des benachbarten französischen Chiers mit den Randgebieten der nordfranzösischen Schichtstufenlandschaft in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden kann, liegen die Verhältnisse im Sambre-Maas-Längstal anders: hier handelt es sich um die Folge verhältnismäßig junger

Erdkrustenbewegungen, welche in der Richtung eines uralten Gebirgsplanes zu einer leichten Verbiegung der Oberfläche, zu einer Einsattelung der weitgespannten Hochflächen geführt haben. Dadurch ist in das Gewässernetz ein fremder Zug hineingetragen worden; jenseits des Längstales herrscht wieder die südnördliche Entwässerung, und die auffallend kurzen linken Seitenflüsse des Längstales selber zeigen mit ihren vielfach nordsüdlich gerichteten Oberläufen und den dann gleichsam rückläufigen Unterläufen die hier erfolgte Umgestaltung aufs deutlichste an. Ein besonders gutes Beispiel dieser Art bietet der oberhalb von Charleroi von links in die Sambre einmündende Piéton.

Mit dem Absinken des Ardennengewölbes nach Westen und Norden tauchen die paläozoischen Schichten und der von ihnen aufgebaute alte Gebirgsrumpf unter jüngeren Schichten unter. Nach Westen, auf französischem Boden, geschieht dies unter den Kreideschichten des Rückens von Artois; nach Norden beginnt die Herrschaft des Tertiärs. Landschaftlich ist der Übergang fast unmerklich, kaum wahrnehmbar sind die Höhenunterschiede. Aber der Boden ist grundverschieden. An Stelle der alten Kalke und Schiefer, der Grauwacken und Steinkohlen treten Sande und Tone, und über alles legt sich weiter nördlich ein dichter Mantel von Lehm und Löß, den feinsten Ablagerungen des Eiszeitalters. Die Täler bleiben scharf und verhältnismäßig tief eingeschnitten, nehmen aber an Breite zu und stehen in dieser Hinsicht mitunter scheinbar in keinem Verhältnis zu den heute sie durchfließenden Gewässern. Löß und Lehm sind im allgemeinen Waldfeinde. An ihrer Südgrenze, teilweise noch auf Tertiärboden, sind noch heute ausgedehnte Reste einst viel umfangreicherer Waldungen erhalten, der im Mittelalter als Reisehindernis viel genannten Koolwide (silva carbonaria), und an diesen alten Waldgürtel knüpft sich in Belgien die Sprachgrenze zwischen Welschen und Dietschen oder nach heutiger Bezeichnung zwischen Wallonen und Flamen.

Die Höhenunterschiede des Tertiärgebietes sind so gering, daß es allgemein nur noch als Hügelland bezeichnet werden kann. Aber mit einem eigenartigen Steilrande bricht es nach Norden gegen das eigentliche Niederland ab. Die Aus- und Einbuchtungen dieses Steilrandes und die ihm vorgelagerten zeugenartigen Einzelerhebungen bekunden seine Entstehung durch die Erosion der Tieflandsflüsse oder der ins Tiefland hinaustretenden Gewässer. Demgemäß erfährt er im Bereich des Doppeltales der Schelde und Leie eine besonders weit nach Süden ausreichende Ausbuchtung. Hier sind seinem Rande beherrschende Einzelhöhen mit schier unermeßlichen Fernsichten vorgelagert: im Osten der Mont Saint Aubert bei Doornik und der Dreifaltigkeitsberg bei Ronse, im Westen der im Kriege vielgenannte Kemmelberg, alle drei fast genau gleich hoch (um 150 m).

Nördlich des Steilrandes, mit welchem das Tertiärhügelland endigt, breitet sich das belgische Niederland aus, das bis auf eine kleine Zone in Westflandern durchweg über dem Meeresspiegel liegt und daher grundsätzlich anders geartet ist als die nördlichen Niederlande. Hier ist die Schelde mit ihren Nebenflüssen die ausschlaggebende Wasserader. Ihr merkwürdig dreigeteilter Lauf und besonders das im Tiefland erst recht unerwartete Längstalstück zwischen Gent und der Rupelmündung ist wieder nur aus der geologischen Vergangenheit des Landes heraus erklärlich: der ostwestliche Verlauf der Südgrenze des diluvialen Inlandeises im Gebiet der Rheinmündung hat auch eine seitliche Abdrängung der Maas zur Folge gehabt, welche eine Zeitlang anscheinend durch das heutige Tal der Demer und

der mittleren Schelde westwärts geflossen ist. Dieser Talzug hat mit den „Urstromtälern“ der norddeutschen Tiefebene eine nicht nur oberflächliche Ähnlichkeit. Er fängt gewissermaßen alle die nordwärts gerichteten Gewässer ab, welche dem Tertiärhügellande entströmen: von Westen nach Osten die Leie, die obere Schelde, die Dender, Senne, Rupel-Dijle und Demer. Heute sammeln sich alle diese Flüsse und mit ihnen die aus Nordosten, also aus der einst vom Inlandeis heranführenden Richtung kommenden Gewässer der antwerpischen Kempen (Nete und Aa) zu einem Flußfächer von seltener Regelmäßigkeit und Weiträumigkeit. Alles sammelt sich in der unteren Schelde, welche noch im Mittelalter nur ein unbedeutender Zufluß des Niederrheines war, dessen Mündungsgebiet sie weit im Norden, in der Gegend von Dordrecht, erreichte.

Die belgische Küste war im Mittelalter durch tief eingreifende Haffe reich gegliedert. Die Haffe waren seewärts durch langgezogene Nehrungen abgeschlossen. Am Innenrande eines solchen Haffes lag die Stadt Veurne, seine Öffnung gegen das Meer erfolgte durch die Ijzer bei Lombardzijde. Dann begann eine neue Nehrung, deren West- und Ostende noch heute durch die gleichnamigen Orte gekennzeichnet wird. Bei Brügge endlich öffnete sich eine weite Meeresbucht, der Zwijn, in welchen die kleine Waardamme einmündete. Diese Buchten und Haffe waren der Seeschiffahrt zugänglich und die Grundlagen für die Blüte Flanderns im Mittelalter. Aber gegen Ausgang des Mittelalters versandeten sie mehr und mehr, und dieselben Sturmfluten, welche hier aufbauend und ausgleichend wirkten, rissen weiter nordwärts tiefe Lücken in den seeländischen Küstensaum. Durch diese Lücken aber wurde die untere Schelde in enge und leichte Verbindung mit dem Meere gebracht. Sie wurde damit in die erste Reihe der Schiffahrtsstraßen gerückt, und Antwerpen konnte das Erbe von Brügge und Gent antreten.

So lassen sich also in Belgien zwei große Landschaften grundsätzlich einander gegenüberstellen: das alte Rumpfgebirge von Hochbelgien und das belgische Niederland. Zwischen beide schaltet sich als schmales Bindeglied das Tertiärhügelland. Das Tiefland wieder ist östlich der unteren Schelde weitgehend mit groben diluvialen Sanden bedeckt, und ausgedehnte, jetzt fossile Dünen bewirken auf den Riedeln zwischen den Flüssen Gebiete großer Unfruchtbarkeit; das sind die Kempen. Nördlich der mittleren und westlich der unteren Schelde bedeutet das sandige und nasse Waasland den Übergang zu den Niederungen der Scheldemündung jenseits der niederländischen Grenze. Hinter den landfest gewordenen Dünen und Nehrungen der Küste erstreckt sich ein schmales, mit Mühe trocken gelegtes Poldergebiet, welches im Gegensatz zu den nördlichen Niederlanden nicht ein Ausgangspunkt menschlicher Leistung und daher auch staatlicher Organisation geworden ist, sondern eben infolge seiner räumlichen Beschränkung und in der Nachbarschaft eines ungleich leichter zu bebauenden Geestlandes stets ein Außenposten blieb, der auch in der wirtschaftlichen Entwicklung der Neuzeit zu den Gebieten mit ausgesprochener Rückläufigkeit gehört.

Endlich aber ist noch der Bodenschätze des Landes zu gedenken, der gewaltigen Kohlenlager, welche in den Provinzen Hennegau und Lüttich in geringer, neuerdings auch in der Provinz Limburg in großer Tiefe abgebaut werden und eine schwerindustrielle Entwicklung dieser Gebiete zur Folge gehabt haben, ohne Rücksicht auf die bisherigen Verhältnisse von Gunst oder Ungunst der Landschaft. Niemand ahnt heute mehr, daß der Hennegau mit seinen Hochöfen und Fördermaschinen, mit seinen gewaltigen Schlacken- und Kohlenhalden und dem schier

unübersehbaren Netz stadtähnlicher Ortschaften einst eine Kornkammer des Landes war; ähnlich wird es mit Limburg ergehen, wo gerade die ödesten, bisher gemiedensten und unfruchtbarsten Strecken seit der Erschließung der tiefen Kohlenschätze den stärksten Zustrom von Bewohnern aufzuweisen haben. Diese Art der Industrie- und Stadtkulturlandschaft zeigt in mancher Hinsicht ausgesprochen amerikanische Züge, wie ja auch das ungeheuer schnelle Wachstum bisher unbedeutender Ortschaften in diesen Gebieten in gleicher Richtung weist.

KLIMA UND PFLANZENKLEID

Die Dünen der Kempen, welche während des ausgehenden Eiszeitalters zur Ausbildung gelangt sind, zeigen in ihrer Anordnung eine besondere Gesetzmäßigkeit: sie sind fast alle nach Südwesten geöffnet. Aus dieser Richtung kam daher der für ihre Entstehung maßgebende Wind. Und dieser Südwestwind bildet noch heute im Klima von Belgien den ausschlaggebenden Bestandteil. In der jährlichen Windrose aller meteorologischen Stationen des Landes kehrt er als der beherrschende Faktor wieder. Er ist das auffälligste Kennzeichen der ausgesprochenen Maritimität des Klimas von Belgien. Am Meere und in dessen Nähe gelegen — auch der meerfernste Punkt ist keine 300 km von der Küste entfernt —, wird es von diesem beherrscht. Nebel, reichliche Feuchtigkeit, geringe Temperaturextreme, verhältnismäßig niedrige Durchschnitts-Jahrestemperaturen (3—10°) sind die entsprechenden Folgen eines derartigen Klimas. Die Größe des Abstands zwischen den Monatsmitteln wie auch der Unterschied zwischen den tiefsten Januar- und den höchsten Julitemperaturen nimmt von der Küste landeinwärts allmählich etwas zu, ohne aber ausgesprochen kontinentale Züge zu erlangen; erstere beträgt an der Küste gegen 17°, letztere 22°. Auch die Luftfeuchtigkeit sinkt im Niederland von der Küste ab landeinwärts, steigt aber wieder in Hochbelgien, wo der ostwärts gerichtete Anstieg der Ardennen in besonders wirksamer Weise die Feuchtigkeit der aus Südwesten herangebrachten Luft abfängt. Letzteres äußert sich in der Verteilung der Niederschläge besonders eindringlich, wenn auch die hierüber vorliegenden Grundlagen keine einheitliche Darstellung zeigen.

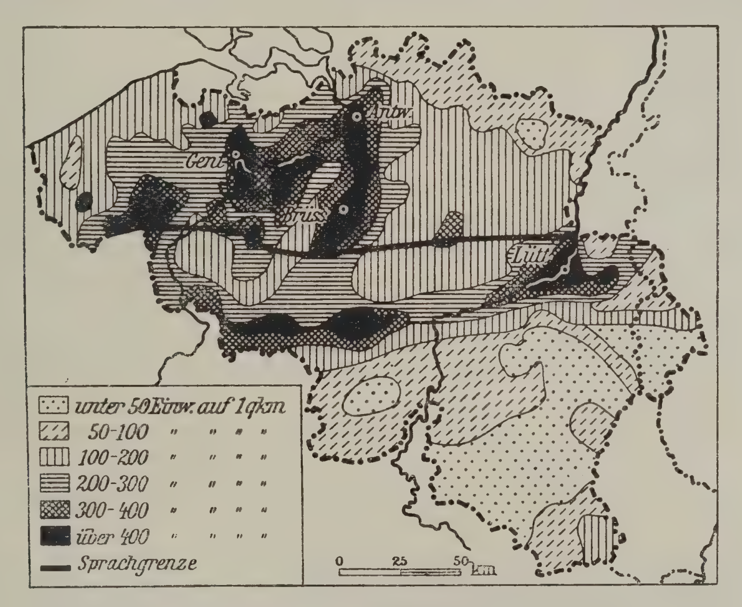
Natürliche Landschaften. Klima, Landformen und Boden bedingen die Gliederung des Landes in drei ganz entgegengesetzte „harmonische Einheiten". Die unfruchtbaren, bewaldeten oder moorigen Hochflächen der Ardennen sind kulturfeindlich, nur in geringem Maße aufgeschlossen, dem Übergang von der Natur- zur Kulturlandschaft noch verhältnismäßig nahe. Das fruchtbare Niederland und die nicht minder fruchtbaren, löß- und lehmbedeckten Teile des Tertiärhügellandes bilden einen anderwärts unerreichten Höhepunkt menschlicher Bodennutzung — kennt man doch in Flandern schon lange nicht mehr den Begriff des Brachlandes! — und stellen einen besonders weit vorgeschrittenen Typus der Kulturlandschaft dar.

Soweit das Pflanzenkleid des Landes noch die ursprünglichen Verhältnisse erkennen läßt, ergibt sich wieder eine scharfe Dreigliederung, welche aber nicht ganz mit derjenigen der „harmonischen Einheiten" übereinstimmt. Über die Höhen der Ardennen erstrecken sich gewaltige Hochwälder, beliebte Jagdgebiete des Adels und der Hochfinanz, mit dem vorherrschenden Merkmal der Fichten und Tannen. Aber auf dem Kalkboden der devonischen Schichten schalten sich dazwischen nicht unbeträchtliche Gebiete vorwiegenden Laubwaldes ein. Dieser

wird nach Norden hin herrschend: all die alten Reste des Waldes der Koolwide und eines sich an diese anschließenden, Westflandern in einigem Abstand von der Küste und mit dieser gleichlaufend durchziehenden Waldstreifens sind Laubwälder, in welchen neben der Buche vor allem auch die Eiche einen wesentlichen Bestandteil bildet. Der sandige Lockerboden der Kempen von Antwerpen und Limburg ist dagegen vielfach für so anspruchsvolle Pflanzenfamilien zu dürftig und zeigt daher neben seinen Sümpfen und Mooren ausgedehnte Kiefernwaldungen. Hier wie in den Einsamkeiten der Hochardennen ist die einheimische Tierwelt noch am ungestörtesten erhalten, und neben dem jagdbaren Wilde sind die einsamen Moore und Tümpel Sammelstätten einer außerordentlich reichen und interessanten Vogelwelt.

BEVÖLKERUNG UND BESIEDELUNG

Die Besiedelung des Landes ist einmal durch die natürlichen Voraussetzungen weitgehend bedingt. Gegenüber den weit zerstreuten und meist kleinen Orten in den Ardennen folgt sich im Niederland Dorf an Dorf in so enger Gedrängtheit, daß im Herzen von Brabant und Flandern zahlreiche Ortschaften durch ihre



Volksdichte und Sprachgrenze zwischen Flamen und Wallonen

Doppelnamen ein nachträgliches Zusammenwachsen benachbarter Siedlungen dartun. Als ein verhältnismäßig schmaler Streifen reihen sich dagegen im Hennegau und bei Lüttich die an die Kohlenvorkommnisse gebundenen Ortschaften aneinander, wie eine endlose und außerordentlich eintönige Riesenstadt, in welcher die Individualität der einzelnen ursprünglichen Bestandteile meist ganz verloren gegangen ist. Diese Gebiete weisen daher auch die allergrößte Volksdichte auf, aber man kann sie schwer abgrenzen: der dicht besiedelte, städteartige Komplex fällt nicht mit den Grenzen der Gemeinden zusammen, und deren Außenteile können wieder schon der Zone geringer Besiedelung angehören. Wie ungeheuer die

Bevölkerungsanhäufung in solchen Stadtgebieten werden kann, möge an dem Beispiel von Großbrüssel gezeigt werden, wo fast 1700 Menschen auf einen Quadratkilometer entfallen! Dabei ist die Wohndichte (Zahl der durchschnittlich auf ein Haus entfallenden Bewohner) in Belgien und Luxemburg mit 5 bemerkenswert konstant.

Es ist bezeichnend, daß die größte Volksdichte nicht in denjenigen Provinzen liegt, in welchen die Schwerindustrie einen so wichtigen Faktor bildet, sondern im Tertiärhügellande und Niederland, wo die Landwirtschaft den weitaus überwiegenden Erwerbszweig der Bewohner bildet. An der Spitze steht die Provinz Brabant mit einer Volksdichte von 464 — womit selbst die größte Dichte deutscher Teilgebiete nahezu erreicht wird. Es folgen Ostflandern mit 368, Antwerpen mit 359 Bewohnern auf 1 qkm, dann erst der Hennegau mit 328, Lüttich mit 298, Westflandern mit 248 und in weitem Abstand die unfruchtbarsten Teile des Landes, nämlich Limburg mit 125, Namur mit 95 und Luxemburg mit gar nur 51 Bewohnern auf 1 qkm. Im Großherzogtum Luxemburg beträgt die Dichte 101; hier ist jedoch zu beachten, daß fast ein Fünftel der Gesamtbevölkerung des Ländchens allein auf die Hauptstadt Luxemburg entfällt.

Einen gewissen Anhaltspunkt für die Abhängigkeit der Bevölkerungsverhältnisse und Besiedelung von den naturgegebenen Voraussetzungen gewährt fast noch mehr als die Betrachtung der für größere Gebiete als Durchschnitt berechneten Volksdichte die Berücksichtigung der kleinsten, d. h. an Bewohnerzahl unbedeutendsten Ortschaften der einzelnen Landesteile. In der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle liegt die Bewohnerzahl der kleinsten Orte aller belgischen Kreise sowie des Großherzogtums Luxemburg zwischen 200 und 370. Darunter sinkt sie bezeichnenderweise gerade in allen Kreisen des Hennegaus, mit einziger Ausnahme des Kreises Charleroi — in den Kreisen Doornik und Thuin sogar unter 100 — und in sämtlichen Kreisen der Provinz Namur (Kreis Dinant und Philippeville unter 100), in der Provinz Luxemburg dagegen nur im Kreise Neufchâteau, in Limburg in den Kreisen Tongern (unter 100) und Hasselt, in Lüttich in den Kreisen Huy und Waremme (beide unter 100); in Brabant und Antwerpen dagegen nirgends, in Ostflandern wird die untere Grenze kaum unterschritten (Poulaathem im Kreise Oudenaarde hat 199 Bewohner); in Westflandern macht sich die wirtschaftliche Ungunst des Poldergebietes in den Kreisen Diksmuiden und Veurne geltend, in letzterem liegt die überhaupt kleinste Gemeinde von Belgien, Zoetenaai mit 37 Bewohnern. Umgekehrt wird die obere Grenze des obigen Durchschnittswertes gerade in Flandern und Antwerpen wiederholt ganz erheblich übertroffen: der kleinste Ort des Kreises Roeselare zählt 1162 Bewohner! Aus diesen westflandrischen Beispielen ergibt sich gerade wegen der verhältnismäßig nahe benachbarten Lage der fraglichen Örtlichkeiten in besonders eindringlicher Weise die Abhängigkeit der Besiedelung von den naturgegebenen Voraussetzungen.

Unter den Siedlungen kommt gerade in Belgien den Städten insofern eine besondere Bedeutung zu, als in diesem Lande das städtische Wesen in früheren Zeiten eine besondere Rolle gespielt hat. In besonderem Maße gilt dies von den Städten des flämischen Landes. Aber auch im wallonischen Landesteil gibt es alte Städte, welche wie Limburg oder Bouillon schon durch ihre Namen eine Fülle wichtigster geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Ereignisse wachrufen. Der neue belgische Staat hat von den alten städtischen Siedlungen nur einem kleinen Teile die



F. E. Laven †, Trier

Die Stadt Luxemburg



Alfred Gruber, Leipzig

Straße im wallonischen Dorfe Courcelles bei Charleroi



Alfred Gruber, Leipzig

Das Sambretal bei Thuin



Photoglob Co., Zürich

Antwerpen und die Schelde



Photoglob Co., Zürich

Großer Markt und Belfried in Brügge

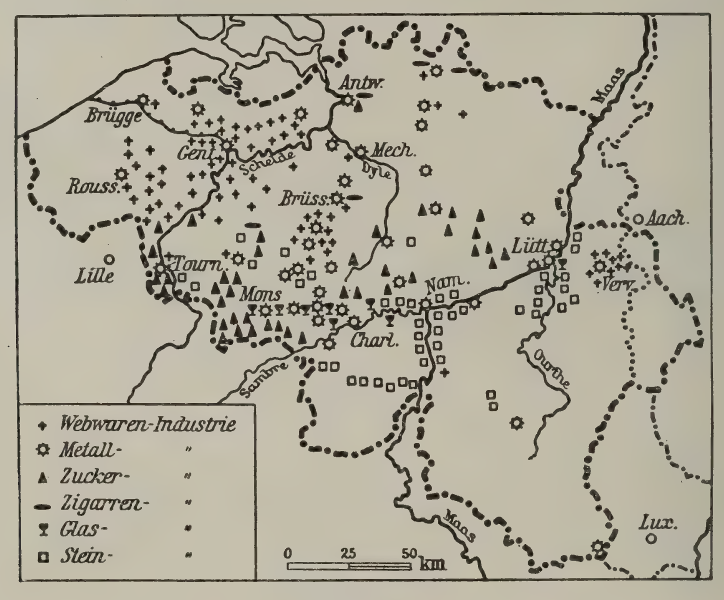
auszeichnende Unterscheidung als Stadt belassen. Viele heute unbedeutende Landgemeinden führen im Namen oder mehr noch im Grundriß und in den Resten früherer Befestigung Hinweise auf ihre einstige Bedeutung. Umgekehrt aber haben auch die rasch emporgewachsenen städtischen Siedlungen der Industriegebiete nirgends die Bezeichnung als Stadt erhalten, sie sind Landgemeinden geblieben trotz ihrer die meisten Städte überbietenden Bevölkerungszahl. Die größte Landgemeinde ist der Brüsseler Vorort Schaarbeek mit fast 110 000 Einwohnern, die kleinste noch heute so bezeichnete „Stadt" Durbuy an der Ourthe im belgisch-luxemburgischen Kreise Marche mit 366 Einwohnern. Gerade für den Hennegau mit seiner Fülle großer industrieller Landgemeinden mit Zehntausenden von Bewohnern ist es bezeichnend, daß von den 21 heutigen Städten der Provinz nur 4 über 12 000 Bewohner zählen und 6 sogar weniger als 5000.
Im übrigen ist die Verteilung der heutigen Städte in den einzelnen belgischen Provinzen außerordentlich ungleich. Sie bilden im Verhältnis zur Gesamtzahl sämtlicher Gemeinden der betreffenden Provinz 2—3 % in den Provinzen Antwerpen, Brabant, Limburg und Lüttich, in Namur nur 1,3 %, in Ostflandern dagegen 3,7 %, im Hennegau und in Luxemburg 4,7 % und in Westflandern sogar fast 6 %. Die absolut größte Zahl heutiger Städte weist der Hennegau auf, die geringste (je 4) die Provinzen Antwerpen und Limburg. Da indessen die heutigen Städte nur einen Bruchteil der einst mit Stadtrechten begabten Ortschaften ausmachen und nur die Gesamtheit der letzteren das geographisch wichtige Moment darstellen kann, so müßte eine Betrachtung der belgischen Städte weit über den hier möglichen Rahmen hinausführen; vergleichsweise sei nur noch betont, daß allein im flämischen Landesteil von Belgien (den Provinzen Ost- und Westflandern, Antwerpen und Limburg sowie den brabantischen Kreisen Brüssel und Löwen nebst kleinen Teilgebieten von Lüttich und Hennegau) den 36 heute noch als solche bezeichneten Städten mehr als die doppelte Zahl von solchen Orten gegenübergestellt werden kann, welche auf Grund ihrer geschichtlichen Entwicklung als Städte im geographischen Sinne anzusprechen sind. Ähnliches, wenn auch nicht in ganz demselben Umfange, gilt auch gegenüber den heutigen 47 (einschließlich Eupen 48) Städten der wallonischen Landesteile.

WIRTSCHAFT

Auf Grund der bereits gemachten Angaben ergibt sich eigentlich fast zwangsläufig das Bild der belgischen Wirtschaft. Sie ist notwendigerweise extensiv in den armen Gegenden der Hochardennen, intensiv dagegen in kaum noch zu überbietender Weise sowohl im überaus fruchtbaren Niederland als auch in den durch die Bodenschätze räumlich begrenzten Industriegebieten. Wenn aber auch das Tiefland einen überwiegend agrarischen Charakter bis heute bewahrt hat, so ist doch auch hier schon seit Jahrhunderten eine besondere Art heimischer Industrie entwickelt worden, welche im Mittelalter neben der Gunst der flandrischen Häfen dem flämischen Landesteil eine so überragende Bedeutung verschafft hat: die aus der Schafzucht frühester Jahrhunderte sich ergebende Tuchindustrie. Flandrische Tuchmacher sind es gewesen, welche unter dem Druck politischer Verhältnisse nach England auswanderten und dort den Grund zu der bis heute behaupteten Überlegenheit der britischen Tuchindustrie gelegt haben. Und die zierlichste Verfeinerung dieser Industrie hat in der Erzeugung weltberühmter

Spitzen seit dem Mittelalter bis heute dem belgischen Niederland eine Hausindustrie besonderer Art geschaffen.

Die Neuzeit hat den Boden und die Formung des Landes in besonderer Weise zu nutzen gelehrt. Die unfruchtbaren Sande der Kempen haben wegen ihres Kaolingehaltes den Anlaß zur Entstehung einer bedeutenden Glasindustrie gegeben. Die geringen Höhenunterschiede ermöglichten die Anlage eines weitverzweigten Netzes von Kanälen, und diese wieder eine weitgehende Dezentralisation der modernen Schwerindustrie, welche für die Anlage großer Antimon- und anderer chemischer Fabriken die unfruchtbarsten und entlegensten Teile der antwerpischen und limburgischen Kempen bevorzugt. In den Städten ist es zur Entwicklung einer hochstehenden Eisen- und Maschinenindustrie gekommen,



Industrie

welche in der Provinz Lüttich der seit alters dort heimischen Waffenindustrie einen neuen, bedeutenden Aufschwung verliehen hat. An den Minetteerzen von Lothringen hat auch das Großherzogtum Luxemburg einen, wenn auch bescheidenen Anteil, der die Entwicklung einer zugehörigen Industrie ermöglicht hat.

Erstaunlicherweise ist es trotz der Dichte der Bevölkerung und der fortschreitenden Industrialisierung des Landes bisher zu einem eigentlichen Bevölkerungsproblem nicht gekommen: nur ein geringer Strom von Auswanderern ergießt sich aus diesem scheinbar doch bis zum Siedepunkt überhitzten Dampfkessel; und die größte Zahl solcher Auswanderer wendet sich den Grenzgebieten von Flandern und Hennegau in Frankreich zu, wo in der Fortsetzung der fündigen Kohlenbezirke des Hennegaus ähnliche Arbeits- und Lebensbedingungen herrschen wie dort und bei der Nähe der Heimat die Verbindung zu dieser stets eng geknüpft bleiben kann.

Die Dichte der Bevölkerung und die Gunst des Geländes hat, mit Ausnahme des eigentlichen Ardennenlandes, zu einer außerordentlich weitgehenden Aufschließung

des Landes durch die verschiedensten Mittel des Verkehrs geführt. Auf einem Gebiet, welches etwa den fünfzehnten Teil der Fläche des Deutschen Reiches umfaßt, ist ein Eisenbahn- und Kleinbahnnetz entwickelt, dessen Kilometerlänge etwas weniger als ein Sechstel der in Deutschland bestehenden Eisenbahnlinien beträgt. Durchschnittlich kommt heute schon je 1 km Eisen- und Kleinbahn auf je 3 qkm des gesamten belgischen Gebietes, und wenn man hierzu noch die verhältnismäßig geringe Aufschließung des Ardennenlandes berücksichtigt, so erkennt man klar die außerordentliche Dichte der Landverkehrswege. Tatsächlich entspricht die Länge der mit Dampf betriebenen Kleinbahnen fast derjenigen der Vollspurbahnen, und von den letzteren sind wieder neun Zehntel Staatseigentum. Aber neben diesen Normalspurbahnen gibt es, vor allem im Industriegebiet des Hennegaus, elektrische Straßenbahnen von außerordentlicher Ausdehnung, welche weiter zu einer Entlastung des hier besonders dicht gedrängten Verkehrs beitragen. An die Verwendung von Kraftomnibussen ist man erst nach dem Kriege in größerem Umfange herangetreten.

Und zu alledem tritt noch ein weit ausgebautes Netz vortrefflicher Wasserstraßen, welche nicht nur im Niederland die einzelnen Flußgebiete untereinander verbinden und z. B. von der Maas zur Schelde, von dieser zur Küste führen, sondern auch weit ins Tertiärhügelland und bis ins Industriegebiet des Hennegaus, also bis in die Ausläufer der Ardennen zurückgreifen, das Gebiet der Henne mit demjenigen der Schelde und der Sambre eng verknüpfen und u. a. auch Brüssel in unmittelbare Verbindung mit dem Antwerpener Überseeverkehr gebracht haben. Im eigentlichen Tieflande sind die Kanäle häufig höher gelegen als ihre Umgebung; indessen kommt ihnen hier in keiner Weise die Bedeutung für die Entwässerung und Trockenhaltung des Landes zu wie in den nördlichen Niederlanden, und die für letztere bezeichnenden Windmühlen, welche die Rolle der Pumpen und Wasserregulatoren versehen, fehlen in Belgien an den Kanälen fast durchweg. Der Verkehr auf den Kanälen ist überwiegend Treidelverkehr, wobei oft genug noch Menschenkraft (sogar nicht selten von Frauen!) den Schleppdienst leistet; gelegentlich sieht man auch Segelboote auf diesen Binnenwasserstraßen, aber sie sind eine solche Seltenheit, daß z. B. auch die Kanalbrücken, welche in den nördlichen Niederlanden mit ihren weißgestrichenen hohen Aufzugbalken ein so bezeichnendes Element der Landschaft bilden, in Belgien durchweg als eiserne Drehbrücken ausgebildet sind.

DAS FLÄMISCHE UND DAS WALLONISCHE LAND

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß es in einem so kleinen Lande an sich schon schwierig ist, „harmonische Einheiten“ in der Landschaft zu bestimmen, und daß die Abgrenzung derselben anders ausfallen muß, je nachdem man den Aufbau, den Formenschatz, die Pflanzendecke oder die Besiedelung zur Grundlage nimmt. In Belgien liegen die Verhältnisse insofern noch besonders eigenartig, als das Land in ungefähr zwei gleich große Hälften mit jeweils grundverschiedener Bevölkerung zerfällt. Von den 7,5 Millionen Einwohnern sind etwas über 4 Millionen Flamen und nicht ganz 3 Millionen Wallonen; dazu kommen im äußersten Osten und Südosten noch gegen 70 000 Deutsche, unter Einschluß der überwiegend deutschen Bevölkerung von Eupen und Malmedy. Die belgische Statistik ist in diesen Fragen allerdings nicht zuverlässig; geflissentlich werden z. B. neben

flämisch und französisch redenden Personen auch solche aufgeführt, welche beide Sprachen sprechen — was für den Kenner der Verhältnisse gleichbedeutend mit einer entsprechenden Zahl von Flamen ist, da der Wallone nur in ganz besonderen Ausnahmefällen die ihm verhaßte niederdeutsche Mundart lernt —, und für die überwiegend deutsch sprechenden Kreise Arel und Bastnach in der Provinz Luxemburg wird nach dem Kriege nur die Hälfte von deutsch sprechenden Personen angegeben wir vor demselben. Das völkische Doppelgesicht von Belgien ist auch vom geographischen Gesichtspunkt aus viel wichtiger als alle anderen, mehr oder weniger unbedeutenden Unterschiede und Gliederungen innerhalb des Landes. Das flämische und das wallonische Land sind die zwei großen Einheiten innerhalb des belgischen Staates; sie stehen sich fast in jeder Hinsicht ungleich schärfer gegenüber als etwa die deutschen und welschen Kantone der Schweiz, und der zwischen beiden eigentlich nie ruhende heiße Kampf ist wohl nur durch die Stärkung der gemeinsamen belgischen Staatsidee infolge des Krieges vorübergehend abgeschwächt worden, obschon die Nachkriegsereignisse auf dem Gebiete der innerbelgischen Politik gerade in dieser Hinsicht manches bezeichnende Vorkommnis gezeitigt haben.

Die Sprachgrenze (vgl. die Karte der niederländischen und flämischen Dialekte auf S. 203) läuft quer mitten durch das Land und scheidet den breitgedehnten flämischen Norden von dem gedrungeneren wallonischen Süden. Im großen und ganzen wird sie durch die Nordgrenzen der Provinz Lüttich, des brabantischen Kreises Nivelles und der Provinz Hennegau bezeichnet, obwohl im einzelnen kleine Abweichungen vorkommen. Seit einem Jahrtausend ist die Sprachgrenze auf belgischem Boden, von ganz unbedeutenden Schwankungen abgesehen, ungefähr beständig geblieben. Wie bereits betont, lehnt sie sich an eine ursprünglich ziemlich geschlossene Waldzone an, welche das offene Nieder- und Mittelbelgien von dem höheren Lande im Süden trennte; eine Lücke im Waldgürtel beiderseits der oberen Leie wurde zur Ausfallspforte, durch welche flämische Siedelung bis weit in die Picardie hinein ermöglicht wurde. Ganz vereinzelt sind die Fälle, wo die Sprachgrenze politische Gemeinden durchschneidet; fast durchweg fallen Sprachgrenze und Gemeindegrenze, vielfach sogar auch Provinzgrenze zusammen. Aus dem Verlauf des alten Waldgürtels ergibt sich, daß all die zahlreichen Äste im Flußfächer des Scheldesystems in ihren wesentlichen Teilen, besonders soweit die mittelalterliche Schiffahrt in Frage kam, dem flämischen Lande angehören, andererseits ist die Maas mit all ihren Zuflüssen bis zu ihrem Eintritt in die niederländische Provinz Limburg das Flußsystem des wallonischen Landes. Da aber, wie dargelegt wurde, das Maasgebiet eng mit dem alten Gebirgsrumpfe der Ardennen und seinen Ausläufern sowie mit der jungen Tektonik, welche diesen betroffen hat, verbunden ist, so läßt sich mit leidlicher Genauigkeit das wallonische Hochbelgien dem flämischen Niederland auch landschaftlich gegenüberstellen.

Das flämische Land besitzt seinen Mittelpunkt im Herzen von Brabant und Flandern, wo nicht nur die stattlichsten Flüsse besondere Verkehrsbedeutung besitzen, sondern auch der Boden die größtmögliche Entfaltung einer intensiven Bewirtschaftung erlaubt und wo wahrscheinlich schon von vornherein, also schon zur Zeit des Eindringens der germanischen Siedler während der Völkerwanderung, innerhalb des wiederholt erwähnten ursprünglichen Waldgürtels offenes Land vorhanden war. Hier drängen sich die alten Städte wie diejenigen der Gegenwart,

und in rund 50 km gegenseitigem Abstand haben sich innerhalb eines besonders günstigen Dreiecks drei Großstädte entwickeln können: Brüssel, Antwerpen und Gent. Brüssel, mit seinen Vororten eine weitgedehnte Stadt mit über $^3/_4$ Million Einwohnern, hat Antwerpen (mit Vororten über 400 000 Einwohner) und Gent (mit Vororten über 200 000 Einwohner) weit hinter sich gelassen. Aber auf der kurzen Strecke zwischen Antwerpen und Brüssel liegt auf halbem Wege die Stadt Mecheln mit fast 60 000 Bewohnern, und auf dem Wege von Gent zur Küste hat Brügge noch heute mit Vororten ebenfalls rund 70 000 Bewohner. Fünf Städte mit über 50 000 Einwohnern, davon drei Großstädte, alle eng miteinander benachbart — wie groß und überaus eindringlich ist der Gegensatz gegenüber dem wallonischen Lande, wo Lüttich als einzige Großstadt mit Vororten 200 000 Bewohner überschreitet, gleichzeitig aber auch die einzige wallonische Stadt mit mehr als 50 000 Einwohnern ist! Alle flämischen Städte verdanken der Gunst ihrer Verkehrslage ihre besondere Bedeutung; weitaus die überwiegende Mehrzahl von ihnen ist durch die Lage an einem mindestens in früherer Zeit schiffbaren Flusse begünstigt. Je vier flämische Städte liegen längs der Leie, der Schelde und der Demer, drei an der Dender, zwei an der Senne, je eine an der Dijle und Gete, womit bereits über die Hälfte der jetzigen flämischen Städte aufgeführt sind. Die alten, aus dem Niederrheingebiet heranführenden Überlandstraßen, welche unter Ausschluß wallonischen Gebietes bei Maastricht das flämische Land erreichten und deren Ziel die alten Handelsemporen an dei mittleren Schelde und am Zwijn bildeten, haben, ursprünglich wohl in einer gewissen Anlehnung an das römische Straßennetz, einer großen Zahl flämischer Städte zu besonderer Bedeutung verholfen; die hauptsächlichste unter ihnen schnitt die Nebenflüsse der Schelde dort, wo deren Schiffbarkeit begann, und noch heute ist sie durch eine Kette von Städten gekennzeichnet, welche von Tongern über Sint Truiden, Tienen, Löwen, Brüssel, Aalst, Gent, Deinze, Tielt und Torhout nach Brügge hinleitet.

Im flämischen Lande sind die Städte die Angelpunkte der Landschaft. Ihre hohen Belfriede sind im Niederland auf große Entfernung als ragende Landmarken zu erkennen. Ihre gewaltigen Kirchtürme versinnbildlichen die Bedeutung der kirchlichen Macht im Lande. In geringen Abständen voneinander gelegen, so daß sie im Mittelalter bequem in einer Tagfahrt untereinander erreichbar waren, bilden sie die kulturellen und wirtschaftlichen Mittelpunkte, von denen das Leben in die benachbarten Landgemeinden ausstrahlt. Ihre Glockenspiele künden vom Frohmut der Bewohner, der prächtige Schmuck alter Bauten von vergangener Herrlichkeit. Und draußen, auf dem Lande, da reiht sich Ort an Ort. Die meisten Dörfer verraten in ihrem Grundriß die Abhängigkeit von den Verkehrswegen, an welchen sie gelegen sind; diese sind in vielen Fällen innerhalb der Orte zu ungeheuer breiten, langgezogenen Marktplätzen geweitet, an denen meist Kirche und Gemeindehaus stehen; der Grundriß erinnert lebhaft an denjenigen der märkischen Angerdörfer — sollten diese, welche ja vielfach von flämischen Kolonisten des Mittelalters gegründet worden sind, den Grundriß aus dem flämischen Lande entlehnt haben?

Und vor den Städten und Dörfern, da drehen im Niederland die zahllosen Windmühlen ihre Flügel, Sinnbild der Landwirtschaft und besonders des so überaus intensiven Getreidebaus. An abgelegenen Plätzen findet man die ungeschlachten Vorgänger der Windmühlen, ungeheure Wassermühlen mit moosbewachsenen

Dächern, Zeugen einer längst entschwundenen Vergangenheit und vielfach heute außer Gebrauch. Die Felder von Hecken abgegrenzt, Baumreihen längs der großen Hauptstraßen, keine Fernsicht, aber ein steter Wechsel in der Anordnung, im Durchblick, in der im Grunde gleich bleibenden Harmonie des Ganzen, darüber der lichtblaue Himmel und die frische, feuchte, oft etwas dunstige Luft; plötzlich wieder, zwischen Feldern und Ort, ein riesiger Park um ein märchenhaft malerisches, jahrhundertealtes Wasserschloß, eine Kapelle am Wege oder ein Kreuz mit dem merkwürdigen Papierflitter, von fern über Feld und Baum und Hecke der unschöne, aber machtvolle Bau des Klosters im Nachbardorfe; in den einsamen Kempen zwischen Sumpf und Kiefernwald Schafhürden auf sonniger Heide und uralte, strohgedeckte Höfe eigenartiger Bauart, mit dem einen Eingang auf der abgeschrägten oder ausgesparten Hausecke, dahinter je nach dem Grundwasserstande Schwengelbrunnen oder Zisternen; nahe der Küste trutzige, rings geschlossene Gehöfte rein fränkischer Art, inmitten der Wassergräben des Polderlandes wie lauter einzelne Festungen wirkend; je und dann unerwartet ein ungeheurer Kirchturmstrunk oder ein anderer Zeuge vergangenen Machtstrebens . . .

Der Reiz, die Eigenart und das Wesen des flämischen Landes liegt neben dem rein landschaftlichen Element in dem fast überall wirksamen Abglanze einer großartigen, reichen, kunstliebenden Vergangenheit. Der Gegensatz zu den heutigen Verhältnissen ist oft recht schroff: nicht nur läßt man mancherorts malerische Tore oder ehrwürdige Holzhäuser verkommen und verfallen, auch der anspruchslose und fleißige Menschenschlag steht unter dem Zeichen auffallend weitgehenden Analphabetentums und langgewohnter Fronarbeit. In dem reichen Lande ist die Mehrzahl der Bauern nur Pächter; der ungeheure Kinderreichtum führt oft zu einer Armseligkeit der Lebensführung, die der Fernerstehende nicht ahnt. Die Heimindustrie der Spitzenklöppelei durch die Frauen ist oft genug notwendigste Ergänzung des kargen Lebensunterhaltes. Daher haben die umstürzlerischen Gedanken der Neuzeit gerade hier besonders Fuß fassen können, und die Eigenart der sog. „flämischen Bewegung“ und ihre innere Kraft beruht nicht zuletzt darin, daß das Volk sich von der bisherigen Lage befreien will und zunächst die Ketten zu zerbrechen sucht, welche ihm am augenscheinlichsten sein Eigenleben einengen: die Verdrängung der flämischen Sprache im öffentlichen Leben des Landes zugunsten der französischen, die geistige Unterjochung durch die welsche Minderheit.

Diese Sachlage wird im äußeren Stadtbild der Landeshauptstadt Brüssel in selten klarer Weise veranschaulicht. Drunten, in der Niederung des Sennetales, dehnt sich die Altstadt mit ihrem prächtigen Renaissancemarkt, dort wie in den angrenzenden Vororten wird flämisch geredet. Die Altstadt beherrschte lange die Kirche der Heiligen Gudula auf halber Höhe des Talhanges; aber über ihr ragt jetzt, droben auf der Hochfläche des Tertiärhügellandes, der Riesenbau des Justizpalastes empor, das Wahrzeichen der beherrschenden Oberstadt, wo sich die Regierungsviertel dehnen und wo die Intelligenz wohnt und wo man nur französisch spricht. Und in die Altstadt hat die Neuzeit, als sie im Boulevard Anspach eine durchgehende Verkehrsstraße schuf, Profanbauten ausgesprochen französischer Eigenart gestellt, das Theater, die Börse, und jeder Brüsseler legt mit Stolz Gewicht darauf, daß seine Stadt ein „Klein-Paris“ sei. Die beherrschende Lage der welschen Oberstadt ist das Symbol für die welsche Vorherrschaft im flämischen Lande.

Verdankt Brüssel neben seiner Bedeutung als Landeshauptstadt der besonderen Gunst seiner Verkehrslage an der Kreuzung der Bahnlinien Amsterdam—Paris

und Niederdeutschland—Calais sowie Straßburg—Ostende, ferner infolge des Ausbaues einer unmittelbaren Binnenschiffahrtsverbindung mit der unteren Schelde den raschen Aufschwung, der es in absehbarer Zeit zu einem der größten europäischen Stadtwesen heranzubilden verspricht, so beruht die Bedeutung von Antwerpen auf der Lage an der unteren Schelde selber, welche noch dem Wechsel der Gezeiten unterliegt und selbst den größten Überseeschiffen zugänglich ist. Der Umschlag des Antwerpener Hafens hat 1925 mit über 20 Millionen Brutto-Register-Tonnen sowohl Hamburg als auch Rotterdam weit hinter sich gelassen, wobei allerdings gerade gegenüber Hamburg zu berücksichtigen ist, daß es nicht nur wie dieses ein Ausgangshafen, sondern auch ein Umschlagplatz ersten Ranges ist. Die Stadt mit ihrem rein flämischen Gepräge widersetzt sich, weil Ausfallstor der Wirtschaft des gesamten Landes, weniger lebhaft der welschen Firnis und Bevormundung als das flandrische Gent, in welchem selbst die Universität der fortschreitenden Verselbständigung der ihrer Vergangenheit bewußt gewordenen Bevölkerung angepaßt worden ist. Löwen ist innerhalb der viel zu weit gewordenen einstigen Umwallungslinie eine stille Stadt, wo die geistliche Hochschule noch mit Erfolg das französische Gewand trägt. Mecheln, Sitz des Primas von Belgien, ist die Hochburg des kirchlichen Lebens im Lande, daneben aber infolge der Nähe von Antwerpen und Brüssel bereits stark in die industrielle Entwicklung der modernsten Gegenwart einbezogen. Brügge zehrt vom Ruhme seiner Vergangenheit und vermag trotz des mit gewaltigen Kosten künstlich neu geschaffenen Hafens von Zeebrügge innerhalb der gegenwärtigen Wege von Verkehr und Wirtschaft den Anschluß nicht zu gewinnen. Ostende ist berühmt als internationales Luxus-Seebad; der Verkehr nach England hinüber leidet unter dem erfolgreichen Wettbewerb des dem Gegengestade näher benachbarten französischen Calais.

Das wallonische Land ist in seiner wirtschaftlichen Bedeutung und in seiner ganzen, intensiven Lebensäußerung in den Schwerindustriegebieten des Sambre-Maastales konzentriert; diese sind das Rückgrat des Landes, und die ungleich ausgedehnteren südlichen Landesteile in den Hochardennen sind ihnen nur wie ein Glacis vorgelagert. Diese Schwerindustrie ist aber ein Kind der Gegenwart; die Industriegebiete sind daher gekennzeichnet durch all die wenig erfreulichen äußeren Merkmale allzu raschen Emporwachsens rein städtisch angelegter Siedelungen. An Stelle der freundlichen Backsteinbauten, vielfach mit Fachwerk und Strohdach, an Stelle der Windmühlen, Belfriede und gewaltigen Kirchen im flämischen Lande treten hier mehrstöckige Steinhäuser aus den düster wirkenden Grauwacken der Nachbarschaft, schwarze Schieferdächer, reizlose Straßen und Plätze auch in den Städten. Wer vom flämischen ins wallonische Land reist, ist erstaunt über den Mangel der wallonischen Städte an städtebaulichem Reiz wie auch besonders an denkwürdigen Zeugen einer reichen Vergangenheit. Wie nüchtern ist Charleroi, wie unscheinbar der kleine Belfried am bescheidenen Stadtschloß zu Mons, wie vollkommen reizlos als Stadt das strategisch so wichtige Namur. Was Städten und Dörfern hier oft allein einen Reiz verleiht, ist lediglich die landschaftliche Lage; in Dinant wie Bouillon oder Namur sind die schroffen Felspartien an den Hängen der steil eingeschnittenen Flußtäler unvergleichlich anziehender als die Orte selber.

Auch im wallonischen Lande bilden die zahlreichen, von prächtigen Parks oder Waldungen umgebenen Schlösser ein wesentliches Moment der Kulturlandschaft. Im Herzen des Borinage zwischen Charleroi und Mons unterbricht das Schloß von

Mariemont am Hange des Hennetales die endlos in grauer Eintönigkeit sich erstreckenden städtischen Straßen zwischen Manage und Morlanwelz. Umgekehrt sind in den endlosen Wäldern der Hochardennen die prächtigen, an den Hängen der Haupttäler hingestreuten Schlösser oft auf weite Erstreckung die einzigen Siedelungspunkte.

Wie im flämischen Lande weisen auch in der Wallonie sehr viele Ortsnamen auf die Erdgebundenheit der Siedelungen hin. Tritt in den flämischen Namen der Hinweis auf Wälder und Bäche besonders in Erscheinung, so in den wallonischen derjenige auf die wichtigen Furten (welz aus lat. vadum) über die in engen Tälern und Tälchen dahinfließenden Gewässer.

Nur zwei Städte des wallonischen Landes heben sich aus dem grauen und etwas schwermütigen Gesamtbilde heraus: Lüttich und Doornik (Tournai). Beide liegen an der äußersten Nordgrenze, in enger Nachbarschaft und lebhaften Wechselbeziehungen zum flämischen Lande. Lüttich bewahrt noch ansehnliche Reste einstiger Bischofsherrlichkeit, wenn sie sich auch an Reichtum und eindrucksvoller Zusammenfassung nicht entfernt mit dem reichen Schmuck der flandrischen Städte vergleichen lassen. Eine welsche Hochschule, an welcher es keinerlei Sprachenfrage gibt, besitzt trotz ihrer zum Lande etwas randlichen Lage wesentlichen Einfluß auf das belgische Geistesleben. Der Hauptreiz der Stadt liegt aber auch hier in der rein landschaftlichen Lage, inmitten und an den Flanken des hier breit ausladenden Maastales, zu beiden Seiten des mächtigen Flusses, dessen Brücken äußerst anmutige Stadtansichten gewähren. Von den Vororten aus breitet sich talaufwärts das zweite große Industriegebiet der Wallonie aus, dessen bereits mehrfach Erwähnung geschah. — Ganz anders, einzigartig im wallonischen Lande, ist Doornik (Tournai), eine bescheidene Mittelstadt, aber ein wahres Museum prächtiger Bauten aus den Zeiten der Römer bis ins späte Mittelalter. Die wunderbare Kathedrale kündet in ihrer Verbindung romanischer und frühgotischer Bestandteile die enge Verquickung welschen und niederdeutschen Wesens gerade an dieser Stelle: war doch die Stadt im Mittelalter jahrhundertelang der geistliche Mittelpunkt von Flandern, das Ziel unzähliger Wallfahrten aus dem flämischen Lande.

Auch im wallonischen Lande liegen alle Städte von einiger Bedeutung an den Hauptgewässerlinien: an der Schelde, Dender, Henne, Sambre, Maas, Weser, Ourthe, Amblève bis hinunter zum Semois liegen mehr als ein Drittel aller wallonischen Städte. Aber auch für die ländlichen Siedelungen spielen hier, im gebirgigen Lande, die Flußtäler eine ungleich größere Rolle als im flämischen Lande. Eine Ortschaft verdient wegen ihrer ursächlichen Bedeutung besondere Hervorhebung: wenn auch der Vulkanismus der Eifel nicht mehr auf belgisches Gebiet hinüberreicht, so sind doch die Quellen von Spa an der Außenseite des Hohen Venn gleichgearteten Ursachen zuzuschreiben. Sonst aber ist im Ardennenlande alles weiträumig, in die Ferne wirkend, in schroffem Gegensatze zu der kaum überbietbaren Konzentration im flämischen Lande oder auch in den Industriegebieten des Borinage und der Umgebung von Lüttich.

Außerhalb des Maasgebietes, der Fagnes und der Ardennen ist das kleine Großherzogtum Luxemburg ein Grenzwinkel rheinfränkischer Siedelung. Die Namen der Orte, die Sprache der Bewohner, das äußere Bild der Siedelungen wie der Gesamtlandschaft ist gleichsam „moselgebunden", im Grundklang und in der wesentlichen Eigenart vom benachbarten Gau um Trier nicht zu trennen. Nur aus der geschichtlichen Entwicklung heraus, welche das Ländchen als Bestandteil

der spanischen und später österreichischen Niederlande niemals zu einer Vereinigung mit Gesamtdeutschland gelangen ließ und es seit Jahrhunderten den französierenden Einflüssen der Brüsseler Regierung aussetzte, welche gerade unter österreichischer Herrschaft wie vordem zur Zeit der Burgunder besonders stark wirksam waren, ist es überhaupt verständlich, daß seiner Zugehörigkeit zum Deutschen Bunde und seinem Beitritt zum Deutschen Zollverein nicht die Eingliederung ins Reich folgte, trotz aller französischen, von Lothringen her begreiflichen Widerstände. Die Landeshauptstadt, einst eine wichtige Festung, ist durch besonders malerische Lage auf den flachen Höhen zu beiden Seiten der scharf eingeschnittenen Alzette ausgezeichnet und im übrigen eine Duodezresidenz schärfster Prägung. Von den rund 260 000 Einwohnern des Ländchens sprechen nur etwa 4000 französisch; aber die amtlichen Veröffentlichungen erscheinen ebenso in französischer Sprache wie andererseits das Regierungsorgan die einzige französische Zeitung im Lande ist. Das deutsche Fürstenhaus hat allerdings durch die Heirat der gegenwärtig regierenden Großherzogin mit einem Prinzen von Parma-Bourbon einen starken französischen Einschlag erhalten.

Wirkt das Fortbestehen des Luxemburger Ländchens eigentlich wie ein Anachronismus, der sich nur aus der gegenseitigen Eifersucht der Anrainer erklärt, so liegt dem größeren belgischen Staate eine wichtigere Rolle ob: diejenige eines Pufferstaates. Die Schwierigkeiten bei der Wahl des Monarchen anläßlich der Losreißung der südlichen Niederlande vor fast einem Jahrhundert sind letzten Endes nicht anders begründet als das prompte Eintreten Englands in den Weltkrieg nach der Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland: dieser Staat, der in seiner Vereinigung mit den nördlichen Niederlanden politisch ungefährlich erschien, hätte in dem Falle, wo er allzu stark unter den Einfluß erst Frankreichs, dann Deutschlands geraten wäre, für diese Staaten eine zu bedeutende Machtvergrößerung herbeigeführt. Zunächst suchte sich der junge Staat nach allen Seiten strategisch zu sichern. Gegen die Niederlande, von denen er sich mit Waffengewalt losgerissen hatte, sperrte er seine Grenze durch eine fortlaufende Reihe von kleineren Forts, Lüttich erhielt eine besonders betonte Wichtigkeit mit einer gleichzeitig nach Norden (Niederländisch-Limburg), Osten (Deutschland) und Süden (Frankreich) gerichteten Front, dem vorspringenden Zipfel von Givet wurde der Riegel von Namur entgegengesetzt.

Allein aus der Natur des Landes und besonders seiner Bevölkerung ergab sich allmählich eine gewisse Verschiebung der geopolitischen Einstellung. Seit Jahrhunderten von welschem Wesen durchdrungen, ist das Land zu diesem hingezogen worden. Die Flamen trennte von ihren niederländischen Stammesbrüdern nicht nur Glaube und Lebensweise, sondern noch viel mehr die von jeher getrennte geschichtliche Überlieferung. Der Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche war in Belgien wie in den Niederlanden seit Jahrhunderten verloren gegangen. Die französische Beeinflussung war dagegen um so wirksamer, als sie hier ohne machtpolitische Hintergedanken erfolgte. Wohl war Belgien seit langer Zeit im Rahmen der französischen Machtpolitik ein Mittel zum Zweck (gegen Deutschland), aber nie Selbstzweck. Als die flämische Bevölkerung die welschen Fesseln abzustreifen versuchte, hat es lange gedauert, ehe auf die flämische völkische Bewegung eine wallonische Antwort erfolgte. Der Gedanke einer Verwaltungstrennung der beiden verschiedensprachigen Landesteile wird auch heute noch auf flämischer Seite viel stärker verfochten als auf wallonischer. Die Waffenbrüderschaft mit Frankreich

während des Weltkrieges hat die Hinneigung zu diesem Lande zunächst wesentlich gestärkt, aber schon in der ersten Nachkriegszeit, anläßlich der französischen Ruhrpolitik, hat sich eine notwendige Entfremdung vollzogen, welche wieder im wesentlichen in einer Auflehnung des flämischen Bevölkerungsteiles begründet war. Belgien ist weder landschaftlich noch völkisch eine Einheit. Es umfaßt lediglich Randgebiete der Nachbarländer. Es ist eine Grenzmark, welche aus politischen Gründen der Nachbarn heterogene Elemente zusammenschweißt. Die Stärke des Staates liegt in der einheitlichen geschichtlichen Überlieferung, welche das Land seit Jahrhunderten von seinen heutigen Nachbarn getrennt hat. Aber die neue Zeit hat zu neuen Fragestellungen geführt. Das Schlagwort vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ ist nur eine Folge der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung seit einem Jahrhundert. Die flämische Bewegung hat durch die Maßnahmen der deutschen Besatzung in Belgien während des Krieges einen mächtigen Ansporn erhalten, der in bemerkenswerter Weise auch die schließlich eingetretene Niederlage Deutschlands überdauert hat. Schärfer als je stehen sich Welsche und Dietsche gegenüber. Es ist fraglich, ob auf die Dauer die Einheit des Staates gegenüber den sprengenden Tendenzen gewahrt bleiben kann.

WICHTIGERE LITERATUR

J. Barzin, Excursiones scientifiques organisées par l'extension de l'université libre de Bruxelles. 1910/11. 3 Bände. — O. Baschin, Belgien. Land, Leute, Wirtschaftsleben. 1915. — R. Blanchard, La Flandre. 1906. — H. Gehrig u. R. Waentig, Belgiens Volkswirtschaft. 1918. — G. Kurth, La frontière linguistique en Belgique et dans le nord de la France. Mémoire couronné par l'Académie des Sciences de Belgique, collection in 8°, XLVIII. 1895/98. 2 Bände. — M. A. Lefèvre, L'habitat rural en Belgique. 1926. — F. Leyden, Die Städte des flämischen Landes. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde XXIII/2, 1924, S. 123. — J. Massart, Excursions scientifiques etc. de l'université libre des Bruxelles. Relations faites par J. Schouteden-Wery. 3 Bände. 1908/13. — H. Pirenne, Geschichte Belgiens. Deutsch von R. Arnheim. Allgemeine Staatengeschichte, herausgegeben von K. Lamprecht. I. Abteilung, 30. Werk. 4 Bände. 1899/1913. — J. Vincent, Traité de Météorologie. Brüssel 1914. S. 377ff.: Le climat belge.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 19 UND 20

Von unseren beiden Bildertafeln 19 und 20 zeigt die erste oben einen Teil der zwischen Sandsteinwänden eingeschlossenen Unterstadt der alten Reichsfeste Luxemburg, unten das in den Silurkalk der nördlichen Ardennen eingeschnittene Tal der Sambre bei dem gewerbtätigen Städtchen Thuin oberhalb Charleroi, in der Mitte eine mit nüchternen gleichförmigen Bergmannshäuschen besetzte Straße in der Gemeinde Courcelles im westbelgischen Kohlen- und Schwerindustriegebiet. Die zweite Seite ist der flämischen Städtebaukunst gewidmet; oben sehen wir die Scheldefront von Antwerpen, beherrscht vom 123 m hohen gotischen Turm der Hauptkirche Notre Dame, unten den noch ganz altertümlichen Hauptplatz des stillen Brügge mit dem über die Tuchhalle ebenfalls 122 m aufragenden Belfried und links dem gotischen Stadthaus.

DIE NIEDERLANDE

VON DR. WALTER GERBING IN LEIPZIG

NAME, LAGE UND GRENZEN

„Niederlande" wollen wir unser Gebiet im folgenden stets nennen und nicht „Holland", wie man es leider sehr oft in Deutschland hört, denn in Wirklichkeit ist Holland nur der zwar wirtschaftlich und politisch wichtigste, aber doch eben nur ein Teil der Niederlande, ebenso wie die Holländer nur ein Teil ihrer Bewohner, der Niederländer, sind, die „holländische" Sprache nur ein Dialekt des Niederländischen ist.

Die Niederlande bilden nur einen kleinen Ausschnitt aus dem europäischen Boden. Mit 34 000 qkm Fläche stehen sie im Größenrange den größeren preußischen Provinzen gleich. Sie stellen auch kein eigenes Naturgebiet dar, sondern nur den am stärksten mit dem Meere verbundenen Teil des nordwestdeutschen Flachlandes. Ihre Naturzonen setzen sich ohne weiteres in die benachbarten Staatsgebiete, Deutschland im Osten und Belgien im Süden, fort, ihre Grenzen könnte man weder aus einer physikalischen noch aus einer Karte der Völkerstämme herauslesen, aber doch erscheinen sie nicht ganz willkürlich: verläuft doch die Nordhälfte der Ostgrenze durch ein breites, noch heute nur auf einzelnen, künstlich geschaffenen Wegen überschreitbares Hochmoorgebiet, das durch viele Jahrhunderte hindurch die Niedersachsen Hannovers und ihre Brüder in Drenthe hermetisch voneinander abschloß, und ein großer Teil der Südgrenze zieht durch das schwach bewohnte, vielfach sumpfige, unfruchtbare Heide- und Waldgebiet der Kempen. Anderseits ist das Staatsgebiet durch den Rhein, dessen Delta- und Mündungsgebiet es hauptsächlich darstellt, aufs engste mit Deutschland, durch die Schelde fast ebenso innig mit Belgien verknüpft.

Nicht minder eng als mit dem mittel- und westeuropäischen Festlande erscheint das kleine Land freilich mit dem Meere, der Nordsee, verbunden; zwar hält der flache Schelf größere Schiffe wirksam vom größten Teil der Küste fern — die 20 m-Tiefenlinie verläuft stellenweise 25 km, selten näher als 10 km von ihr entfernt —, aber durch tiefeinschneidende Flußtrichter und Buchten, vor allem die Zuidersee, ist sie gewissermaßen verdoppelt und verdreifacht und bedeutend länger als die Landgrenze; ein gut Teil des Staatsgebietes ist des Meeres Werk oder ihm abgerungen, dem Kampfe gegen das Meer, im Angriff und noch mehr in der Verteidigung, hat seit Jahrtausenden ein großer Teil der Arbeit und Sorge der Bewohner der Niederlande gegolten, das Meer bot ihnen aber auch ein gut Teil ihrer Nahrung und ihres Verdienstes dar — was Wunder, daß der Sinn der Niederländer eigentlich mehr dem Meere und dem, was an dessen Gegengestaden liegt, zugewandt ist als dem Hinterlande?

INNERER UND ÄUSSERER AUFBAU

An vier Naturgebieten Nordwest-Mitteleuropas haben die Niederlande teil: Ganz im Süden umfassen sie ein kleines Stückchen der Vorhügelzone des rheinischen Schiefergebirges, die sich vom deutschen Rheinland nach dem belgischen Brabant hinüberzieht. Dann folgt ein breiter Geeststreifen, der durch Flußtäler zerschnitten ist, darauf ein von einer großen flachen Meeresbucht, der Zuidersee (Südsee), in zwei Abschnitte zerlegter Streifen Marschlandes, und schließlich als schützender Außensaum gegen das Meer hin ein freilich nicht lückenloser Dünenwall.

Von diesen vier Naturgebieten mutet das zwischen deutschem und belgischem Staatsgebiet eingeklemmte Stückchen zerschnittener Kreidehochfläche, die in der äußersten Südecke des Staates bei Vaals nahe Aachen mit 322 m die höchste in den Niederlanden vorkommende Seehöhe erreicht, landschaftlich als ein Fremdbestandteil im Körper des niederländischen Staatsgebietes an. So klein es ist, so wichtig ist es freilich für die niederländsiche Volkswirtschaft durch die fruchtbare lößartige Lehmdecke, die Hochflächen und Hänge überzieht, durch den tuffartigen Kalkstein des St. Pietersberges bei Maastricht, der fast den einzigen brauchbaren Baustein des Landes darstellt, und vor allem durch die Kohlenschätze, die sein Boden birgt.

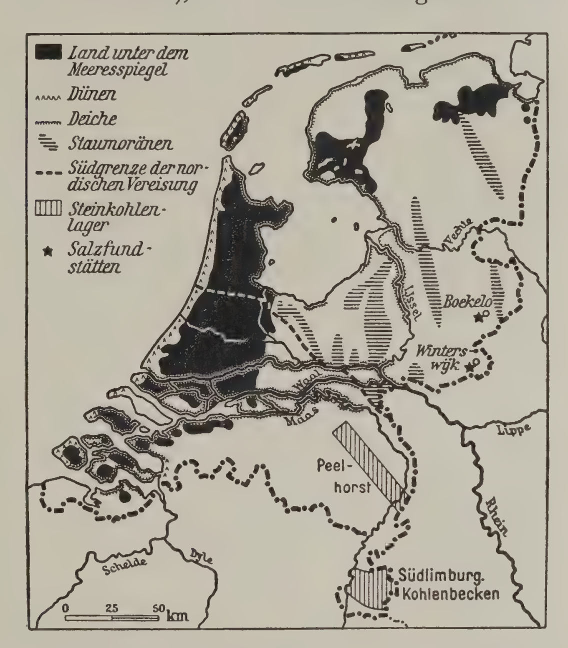
Die drei übrigen Zonen des Landes aber bilden, einander ergänzend, durchaus eine geographische Einheit oder, insofern sie sich nach Südosten und nach Osten über die Staatsgrenzen hinaus fortsetzen, einen Teil eines Naturgebiets, welcher als Wohn- und Wirkungsstätte einer besonderen Nation zur selbständigen Einheit ward.

Der Boden der Niederlande ist bis tief unter die heutige Meeresoberfläche hinab fast ganz aus Bildungen der jüngsten Entwicklungsperiode unserer Erde aufgebaut: des Tertiärs, des Diluviums und des Quartärs. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß die geologische Geschichte des niederländischen Bodens einfach sei. Im Gegenteil zeigten die Untersuchungen der letzten Jahre und Jahrzehnte und besonders auch die Tiefbohrungen, die der Suche nach Bodenschätzen im Untergrunde dienten, daß in den erwähnten Zeitabschnitten ganz ungeahnt mannigfaltige Hebungen und Senkungen, damit Vordringen und Zurückweichen des Meeres, Wechsel zwischen aufschüttender und einschneidender Tätigkeit der Flüsse stattgefunden haben, auch wohl gleichzeitig in verschiedenen Abschnitten des Gebietes infolge von Verwerfungen ungleichförmige Bewegungen, also hier Senkung, dort Hebung. Auch heute ist der Boden der Niederlande noch nicht zur Ruhe gekommen, sondern in langsamer Senkung begriffen, und zwar um 1,8 mm im Jahr.

Im ganzen betrachtet bestehen die heutigen Niederlande aus einem gewaltigen Schuttkegel, den die Flüsse Maas und Rhein teils schon in der Tertiärzeit, teils in der Diluvialzeit als Delta abgelagert haben, zu einer Zeit, als sie, namentlich der Rhein, in diesem Teile ihres Laufs noch viel stärkeres Gefälle hatten als heute und daher noch Gerölle, nicht nur wie jetzt schwebende Lehm- und Sandteilchen, fortbewegen konnten. Der Untergrund der Niederlande entstammt also großenteils den westdeutschen Gebirgsgebieten. Im Süden, d. h. im nördlichen Teil der Provinz Limburg und in der Provinz Nordbrabant, und im Osten, in den Provinzen Gelderland, Overijssel und Drenthe, liegt dieses Delta auch heute noch über dem Meeresspiegel, in seinen höchsten Teilen etwa 100 m. Jedoch ist es nachträglich

durch die Flüsse, die sich darein wieder eingeschnitten haben, in mehrere gesonderte Abschnitte zerlegt worden. Es bildet daher jetzt mehrere Diluvialplateaus, die durch von jüngeren Flußablagerungen erfüllte Täler geschieden werden.

Die nördlich des Rheins gelegenen Plateauabschnitte sind in der Eiszeit noch unter dem von Nordosten kommenden Binneneise begraben und großenteils mit Moränenmaterial überlagert, zum Teil auch zu endmoränenartigen Hügelzügen („Staumoränen", z. B. der Hondsrug in Drenthe) zusammengeschoben worden. Der äußerste Südrand der Eiswirkung wird wahrscheinlich durch die Hügel des Gooi (bei Hilversum südlich von der Zuidersee), die Utrechter Hügel und die Erhebungen südöstlich von Nimwegen bezeichnet. Die Südgrenze der nordischen Vereisung und die Staumoräne zeigt das Kärtchen auf dieser Seite.



Ausdehnung des Landes unter dem Meeresspiegel, Bodenschätze, Staumoränen und Südgrenze der nordischen Vereisung
(Moränen und Vereisungsgrenze nach Tesch)

Weiter nach Westen und Nordwesten zu sinken die Deltaablagerungen allmählich unter den Meeresspiegel hinab, und wir gelangen hier in ein heute teils von Wasser (besonders die Zuidersee und das Wattenmeer), teils von Marschen und Moorbildungen eingenommenes Gebiet, das den Raum eines ehemaligen Meereshaffes bezeichnet. Die Nehrung, welche dieses Haff gegen das Meer abschloß, ist der Dünenwall, der die heutige Festlandsküste begleitet und sich dann in Unterbrechungen auf den westfriesischen Inseln fortsetzt. Auch wo dieses ehemalige Haffbecken heute landfest ist, liegt es noch großenteils unter dem Meeresspiegel, ist vom Menschen teilweise künstlich trockengelegt und wird von ihm vor neuen Überflutungen bewahrt.

Wie in Nordwestdeutschland sind also auch in den Niederlanden Geest, Marsch und Dünen die drei Hauptnaturgebiete. Von ihnen nimmt der Dünensaum natürlich nur einen kleinen Anteil der Landesfläche ein, während sich das Marschen- und Geestgebiet mit je 15 000 bis 16 000 qkm ungefähr die Wage halten und zusammen etwa neun Zehntel des Landes erfüllen.

In ihren extremen Ausbildungsformen gibt es keine größeren Gegensätze als Geest und Marsch. Hier zäher, schwerer, grauer, tischglatter, ebener Lehmboden, bei Trockenheit hart, bei Nässe schlüpfrig, wasserundurchlässig; dort heller, unfruchtbarer, durchlässiger, streckenweise zu Dünen aufgewehter, anderwärts Bodenwellen oder Hügel bildender Sand, Grus und Geröll. Hier gewöhnlich Wassers die Fülle, ja Überfülle — dort Trockenheit und Wasserarmut. Hier üppige Wiesen

und Felder, kein Fleckchen ungenützt, dichte Bevölkerung, reger Verkehr zu Wasser und zu Lande — dort weite, fast unverwertete Heideflächen, sonnendurchglühte, kaum schattengebende Kiefernschonungen, Buchweizenfelder, dürftige Äcker, schwache Besiedlung. Hier Rind, Kiebitz und Möve die Charaktertiere, dort das Schaf und die Honigbiene.

Aber zwischen Geestland und Marschland gibt es vielfache Übergänge. Besonders verwischt ist der Unterschied da, wo sich nachträglich Moorbildungen — auf Marschboden vorwiegend Grünland-, auf Geestboden Hochmoore — auf ihnen angesiedelt haben, und namentlich da, wo diese Moorbildungen vom Menschen in Kulturland verwandelt worden sind, wie das große, ehemalige Hochmoorgebiet im östlichen Drenthe längs der deutschen Grenze und die ehemaligen Grünlandmoore auf der Grenze zwischen Geest und Marsch im südlichen Groningen.

Bei der Geest beruhen die Wesensunterschiede, abgesehen von den Verschiedenheiten zwischen den vermoorten und den nichtvermoorten Teilen, auf dem Gegensatz zwischen den ehemals vereisten und den unvereist gebliebenen Teilen und auf der verschiedenen Höhenlage gegenüber den begrenzenden Flußtälern.

Die lebhaftesten Formen und die schwächste Bindung des Sandes finden wir in dem mittleren der drei hauptsächlichen Geestgebiete der Niederlande, das im Süden vom Rheintal, im Norden von der Zuidersee, im Osten vom Ijssel- und im Westen vom Vechttal begrenzt und durch eine Senke, die früher von einem Rheinmündungsarm benutzte Geldersche Vallei, in einen kleineren westlichen und einen größeren östlichen Teil gegliedert wird. Der östliche Teil ist die Veluwe, d. h. das fahle, öde Land. Sie erreicht in ihrer Südostecke, nahe Arnhem, die größte Meereshöhe der niederländischen Geest, etwas über 100 m (Zijpenberg 110 m) und fällt hier unvermittelt mit bewaldetem Steilrande zu den begrenzenden Flußmarschen ab. An Unebenheit der Oberfläche steht ihr der niedrigere Westabschnitt nicht nach, wo an einem alten Binneneisrande eine allerdings schon verwaschene, aber in der flachen Umgebung doch sehr kräftig hervortretende End- oder Staumoränenlandschaft entstanden ist — die Utrechter Hügel und die Hügel des Gooi bei Hilversum. Hier, zwischen den bewaldeten Kuppen, kann man sich sehr wohl in eine märkische Endmoränelandschaft versetzt fühlen, wenn auch die Seen fehlen. Dafür treffen wir im mittleren Teile sowie nahe dem Nordrande der Veluwe noch ziemlich große Strecken mit losem, dem Spiel des Windes ausgesetzten und zum Teil zu Dünen zusammengewehten Sande, und die braunschimmernde Heide weicht nur langsam den Kiefernaufforstungen. Dies ist wohl der am schwächsten besiedelte Teil des Landes.

Der nördliche Geestabschnitt, der die Provinzen Gelderland und Drenthe fast ganz und auch noch die angrenzenden Teile von Groningen und Friesland erfüllt, ist bedeutend niedriger und nähert sich durch starke Vermoorung in seinem Wesen stark dem benachbarten hannoverisch-oldenburgischen Geest- und Moorgebiet. Das bedeutet aber nicht, daß dieses Geestgebiet öder wäre als die Veluwe. Im Gegenteil: die Moorgebiete haben sich der Kultivierung zugänglicher erwiesen als die Heide und Seenflächen. Wo einst weite unbetretbare Öden sich streckten, da dehnen sich heute unabsehbare Kartoffelfelder, und an Kanälen, von denen aus man einst die Moordecke abgegraben und abgefahren hat, ziehen sich im Schatten hoher Bäume stundenlang saubere Häuser zwischen gepflegten Gärtchen hin, rauchen die Schlote von Kartoffelmehl- und Flockenfabriken und von Strohpapierfabriken. Und wo noch Reste

des wilden Moores vorhanden sind, da geht man ihnen von neuangelegten Fehnkolonien aus energisch zu Leibe, und Zehntausende finden hier durch harte Arbeit allmählich ein Heim und einen Acker, der sie nährt. Von den Heiden der Sandflächen sind dagegen noch große Strecken unberührt, und die Dolmen, die hier aus den Findlingsblöcken der Eiszeit errichtet wurden, werden nur vom Schäfer mit seiner Herde besucht.

Ein nur 20 bis 25 m Seehöhe erreichender flacher Sandrücken, der Hondsrug, bildet das Rückgrat des nördlichen Teiles dieses Geestgebietes in der Provinz Drenthe; weiter im Süden, im östlichen Teil der Provinz Overijssel, erheben sich einige stärker ausgeprägte Hügel zu 60 und 70 m Seehöhe. Nach Osten zu, gegen die Zuidersee hin, und nach Norden, gegen die Marsch hin, fällt die Geest ganz langsam ab. Die Grenze zwischen Geest- und Marschboden ist unter einem breiten Saum von Grünlandsmooren begraben, die ebenfalls größtenteils als Weiden oder Buschwald, oder, wie östlich von Groningen, gar für gärtnerische Betriebe (zum Teil unter Glas) nutzbar gemacht worden sind.

Am einförmigsten ist der südliche Abschnitt der Geest, der den größten Teil der Provinz Nordbrabant und den nördlichen Teil der Provinz Limburg, also den Süden des Landes einnimmt, denn seine Oberfläche ist nicht wie die nördlicheren Teile vom Eisrande umgepflügt und stellenweise zu Hügeln zusammengeschoben worden. Ihm muß man fast jede Art von natürlichem Reiz absprechen, der den eigentlichen Geestplateaus mit ihren Heiden und Hügelzügen keineswegs abgeht. Eine ausgeprägte Oberflächengliederung fehlt hier durchaus. Unansehnliche Kiefernwälder und mit Buschwerk bestandene Flächen wechseln mit nassen Weiden, Hochmooren und Heiden. Das wenige Ackerland dazwischen ist überall von Hecken durchzogen. Doch gibt es hier nur ein einziges größeres Hochmoor, den Peel, dem die Grenze zwischen den Provinzen Nordbrabant und Limburg folgt. Da der Peel höher liegt als das Hochmoorgebiet längs der Ostgrenze in der Provinz Drenthe, ist er weniger leicht für Kanäle erreichbar, und seine Entwässerung und Abtragung ist daher noch nicht weit vorgeschritten. Die Dörfer sind wenig zahlreich und teilweise industrialisiert, und auch die Städte leben hauptsächlich von der Industrie.

Nach Norden und Westen zu sinkt der alte Deltaschuttkegel, wie erwähnt, allmählich unter das heutige Meeresniveau herab, aber nur auf kurze Strecken bespült heute das Meer, und zwar Teile der Ost- und Südküste des Zuidersee, seinen Fuß. Noch weniger stoßen junge Meeresanschwemmungen, also Marschen, direkt an ihn; von diesen wird er vielmehr fast überall durch einen breiten Saum von Grünlands- oder Wiesenmooren getrennt.

Diese Moore sind als Verlandungserscheinungen an den Rändern eines Süßwasserhaffes entstanden, das sich zwischen dem Geestrande und dem — wohl noch weiter draußen als heute liegenden und nur mit einigen schmalen Öffnungen versehenen — Dünenwall ausbreitete und in das alle Flüsse der heutigen Niederlande, auch die großen, einmündeten. Später senkte sich das Gebiet, Sturmfluten zerrissen den schützenden Dünenwall und nahmen große Strecken des bereits großenteils zugewachsenen und verlandeten Haffs in Besitz; die halb oder ganz schwimmenden Moorflächen wurden dabei gutenteils losgerissen und in die offene See entführt. Die über 3 100 qkm große, aber immer nur 3,5, an der tiefsten Stelle 5,9 tiefe Zuidersee, der Dollart und das Wattenmeer sind die Reste dieses Einbruchsmeeres.

Erhalten geblieben sind Streifen von Grünlandsmoor längs des nördlichen Abschnittes der Geest an der Ijsselmündung bis gegen den Dollart hin mit einer größeren Unterbrechung zwischen Leeuwarden und Groningen, sowie im Westen zwischen dem Dünensaum und dem Westrande der Geest in der Gegend von Utrecht.
Man sollte denken, daß ein so amphibisches Gebiet, das im Naturzustande nur dürftige saure Gräser und Torf erzeugt und weder Vieh noch Wagen zu tragen vermag, noch wertloser sei als die höherliegenden Sandgebiete. Aber das Gegenteil ist der Fall: die Flachmoorgebiete gehören heute zu den wertvollsten Strecken der Niederlande, sie umfassen die fettesten Weidegebiete und die größten Städte (Rotterdam und Amsterdam) sowie auch sehr ertragreiche Ackerbaustrecken.
Diese Ackerbaustrecken sind aus ehemaligen Seeflächen hervorgegangen, solchen nämlich, deren Boden aus (älterem) Seeklei oder Marschenlehm besteht, der vielfach auch den Untergrund der Grünlandmoore bildet. Solche Seen umgab man, teils schon im 17., teils erst im 19. Jahrhundert, mit einem Damm und pumpte sie aus; zahlreiche Windmühlen, neuerdings aber immer mehr Dampf- und elektrische Pumpwerke entfernen dauernd das Wasser aus ihnen, das in den zahlreichen Gräben, die man allenthalben durch den Grund gezogen hat, zusammenläuft, und halten sie trocken. Solche ausgepumpte, eingedeichte Seebecken nennt man Trockenlegungen (droogmakerijen) oder auch ebenso wie die jungen, dem Meere abgerungenen Marschflächen Polder.
Die mit Sauergräsern bestandenen Moorflächen selbst aber hat man durch Aufbringen von fetter Erde in die üppigsten Weiden verwandelt, zu deren Heuernte die Arbeiter von weither zusammenströmen und auf denen ungezählte Tausende von Kühen grasen. Ein großer Teil der holländischen Butter und Käse stammt von ihnen; liegen doch auch die durch ihre Käsemärkte berühmten Städte Gouda, Alkmaar, Edam in oder unmittelbar an den Flachmoorgebieten.
Lange nicht in dem Maße, als man es von den deutschen Nordseemarschen her gewohnt ist, dienen der Viehzucht die Seemarschen der Niederlande, die in drei voneinander ganz getrennte Abschnitte zerfallen: die groninger und friesische Marsch längs des Wattenmeeres vom Dollart bis zum nördlichen Teil der Zuidersee, die westfriesische Marsch im nördlichen Teil der Provinz Nordholland, etwa von der Breite von Alkmaar an, und die seeländische Marsch auf den Inseln des Rhein-Maas-Schelde-Mündungsgebietes.
Allerdings unterscheidet sich die sehr tiefliegende Marsch Westfrieslands von dem südlich angrenzenden Flachmoorgebiet in ihrem Wesen nur durch größeren Baumreichtum und stärkere Besiedelung und dient wie diese hauptsächlich der Viehzucht. Auch die friesländische und die Utrechter Marsch tragen größerenteils Weiden und gehören zu den wichtigsten Viehzucht- und Milchwirtschaftsgebieten des Landes. Dagegen sind die groninger und die seeländische und Teile der friesischen Marsch die Kornkammern des Landes; außer Weizen, Gerste und Hafer liefern sie aber auch Erbsen, Bohnen und Wicken, Kartoffeln, Rüben, Ölsämereien (Raps u. dgl.) und allerlei sonstige Früchte, wie Kanariensaat, Zichorie usw.
Obgleich die Marsch tafeleben ist, wirkt sie keineswegs eintönig. Dafür sorgen außer der weitgespannten Himmelsglocke mit ihren ständig wechselnden Farbenwirkungen und Wolkenbildungen die zahlreichen Bäume, die sie trägt; hohe Alleen begleiten die Straßen, und jedes der über ihre ganze Fläche verstreuten stattlichen Bauerngehöfte ist zum Schutze gegen den Wind von hohen Bäumen umgeben. Dazwischen liegen hier und da Dörfer: in den älteren, erst nach ihrer Besiedlung



Im Poldergebiet von Süd-Holland

Nach einem Original von E. Harrison Compton

eingedeichten Teilen dicht gedrängte Haufendörfer auf künstlichen Aufschüttungen, den Terpen oder Wierden (deutsch Wurten), in den jüngeren, durch Einpolderung dem Wattenmeere abgezwungenen Strecken langgezogene „Streckdörfer“ längs der Deiche.

Die Außenküste längs der offenen Nordsee trägt einen Dünenwall, der von Hoek van Holland bis Helder fast ganz geschlossen, zwischen den Schelde-Maas-Rhein-Mündungen im Süden und den westfriesischen Inseln im Nordosten aber unter-



Bodenarten und Bodenbenutzung
(Nach Handbook voor de kennis van Nederland und anderen Quellen)

brochen ist. Der Sand ist vermutlich aus dem westlichen Teil des Ärmelkanals, von den Küsten der Bretagne und von Cornwallis, vom Flutstrom (der den entgegengesetzten Ebbestrom an Stärke übertrifft) mit Unterstützung der Westwinde und einer schwachen Abzweigung des Golfstromes herangeführt worden und hat sich als Nehrung an zwei getrennten Punkten angesetzt: dem Kap Gris Nez bei Calais und dem diluvialen Kern der Insel Texel. Er bildet ein regelloses Gewirr von Sandhügeln, erreicht stellenweise, so bei Haarlem, 5 km Breite, in manchen Kuppen 50 m Höhe und ist, obgleich nur mit Dünengras bestanden und für jede Kultur unbrauchbar, für das ganze Land von unschätzbarem Wert als Schutz

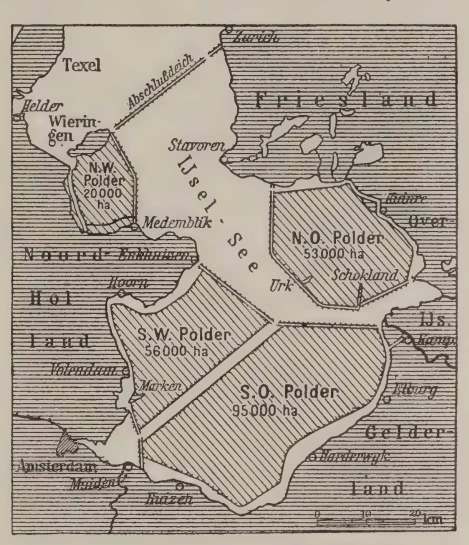
gegen den Ansturm der Nordsee. Auch wird das Regenwasser, das in ihm versinkt, durch Pumpwerke gewonnen und verschiedenen Städten, z. B. Amsterdam, als gutes Quellwasser zugeführt. Sein Außenrand trägt eine Reihe stark besuchter Seebäder (Scheveningen, Nordwijk, Zandvoort, Wijk, Egmond, Bergen).
Der hinter dem Dünenwall gelegene Streifen des Marsch- und Flachmoorgebietes ist mit einer Schicht Dünensand überweht. Mit Moorschlamm oder Marschenlehm vermengt, eignet sich dieser von den Niederländern „Geest“ genannte Streifen (die Geest im deutschen Sinne heißt bei ihnen „Gaast“) vortrefflich zum Gartenbau und hat zu der berühmten Blumenzwiebelzucht (Hyazinthen, Tulpen, Krokusse) geführt, die, mit Haarlem (80 000 Einw.) als Mittelpunkt, von Endegeest im Süden bis Uitgeest im Norden reicht. Außerdem wird viel Gemüse für die Nachbarstädte gebaut.
Der unmittelbar hinter dem Binnenabfall der Dünen liegende, besonders windgeschützte Streifen war einst dichtbewaldet und der Lieblingssitz und der Lieblingsjagdgrund der Adelsgeschlechter; hier liegen s'Gravenhage, das vom Sitz der Grafen von Holland zur Landeshauptstadt mit 400 000 Einw. erwuchs, und Brederode und Egmond, die stille Dörfer geblieben sind. Jetzt ist, obgleich man neuerdings die binnenwärts gelegenen Dünen selbst aufzuforsten sucht, wenig Wald mehr vorhanden (z. B. der Haagsche Bosch zwischen dem Haag und Scheveningen), um so mehr trifft man hier aber Landsitze in schönen Gärten mit prächtigen Baumgruppen; in der Nähe der Städte wachsen sie zu ganzen Dörfern und Kolonien zusammen, z. B. Bloemendal bei Haarlem.
Auf der Festlandsstrecke der Küste ist der Dünenwall nur an einer Stelle im Norden unterbrochen und mußte durch einen Deich ersetzt werden. Die ehemalige Mündung des alten Rheins bei Leiden ist vom Küstenstrom längst zugeworfen worden. Auch die Inseln, sowohl die seeländischen im Süden, wie die westfriesischen im Norden, tragen vollständige Dünenrüstungen an ihren Außenseiten mit Ausnahme von Walcheren. Eine künstliche Durchbrechung des Dünenwalls schuf man bei Ijmuiden für die direkte Verbindung Amsterdams mit der Nordsee durch den Nordseekanal; sie ist natürlich durch Schleusen (die größten Europas) wohl verwahrt.
Während die Meeresmarschen, vom Flutstrom geschaffen, höchstens 1 m über Mittelwasserhöhe des Meeres liegen, z. T. aber unter dem Meeresniveau, steigen die Flußmarschen längs der Flüsse weit höher hinauf, da sie aus den dünnen Schlammlagen aufgebaut sind, welche die Hochfluten des Rheins und der Maas beim Zurücktreten auf den überschwemmten Talflächen zurückgelassen haben. Seitdem die großen Ströme eingedeicht wurden, beschränkt sich die Aufschlickung auf die viel schmäleren Streifen zwischen den Deichen, die daher heute bereits 1 bis 1,5 m höher liegen als die eingedeichten Talstrecken. Um so schlimmer, wenn einmal bei einem starken Hochwasser, wie im Winter 1925/26, Deichbrüche erfolgen! Zur besseren Entwässerung und zum Schutze bei solchen Katastrophen sind die Flußmarschen durch Querdeiche noch weiter in einzelne Abteilungen („Polder“) zerlegt.
Als ein knieförmig gebogener Streifen umgeben die Flußmarschen die Veluwe im Osten (Ijsselmarsch) und Süden (Rhein- und Maasmarschen). In der weit schmäleren Ijsselmarsch wechseln Weiden mit Obstanlagen und Gemüsefeldern; Weiden- und Pappelalleen, Hecken und kleine Flächen üppigen Auenwaldes sorgen für Abwechslung. Weit größer und breiter sind die Flußmarschgebiete, die zwischen Rhein-Lek und Maas liegen: zwischen Rhein und Waal die Betuwe (wohl nach

den Batavern genannt), zwischen Waal und Maas „Maas en Waal“, „Bommerwaard“, „Land van Altena“. Südwestlich der Betuwe erstreckt sich die Flußmarsch im Tal des Krummen Rheins bis gegen Utrecht hin.

Diese Marschstrecken sind vorwiegend angebaut. Außer Getreide liefern sie auch Tabak, Zuckerrüben, Hülsenfrüchte und Kohlsaat, auch viel Obst und Gemüse. Nur die Außenflächen zwischen den Deichen und den Flußbetten und besonders nasse eingepolderte Flächen dienen der Viehzucht allein (z. T. auch der Pferdezucht).

DIE GEWÄSSER

Die ganze Blüte der heutigen Niederlande beruht auf der Herrschaft über das Wasser. Die großen Ströme, deren Mündungsstrecken zu den Niederlanden gehören, neigen in starkem Maße zu Laufverlegungen und werden von großen Hochfluten durchlaufen, die ihre Wasserführung auf das Elffache der normalen erhöhen können. Etwa die Hälfte des ganzen Landes liegt höchstens 1 m, über ein großer Teil von ihm unter dem mittleren Wasserstand des Meeres. Schutz vor den großen Flüssen, Schutz vor dem Meere ist nur durch gewaltige Deichbauten möglich. Solche hat man denn auch schon seit wohl 2000 Jahren aufgeführt, zunächst um die zu normalen Zeiten trockenliegenden und mit Hilfe von künstlichen Erhöhungen (Wurten, in den Niederlanden Terpen oder Wierden genannt) bewohnbaren Seemarschen vor den Sturmfluten zu schützen. Aber Eindeichungen sind nur ein unzulängliches Hilfsmittel, wenn man nicht auch des Wassers Herr werden kann, das sich in den eingedeichten Flächen sammelt. So war zunächst nur solches Land eindeichbar, das mindestens während der Ebbezeit natürlichen Abfluß nach dem Meere hatte, solange man nicht auch bequeme und billige Wasserhebungseinrichtungen kannte. Solche boten sich erst in den Windmühlen, die man während der Kreuzzüge im Orient kennen lernte. Nun konnte man auch solche Flächen gegen von außen kommende Fluten abschließen, die tiefer lagen als ihre ganze Umgebung. Mit Hilfe der Windmühlen wagte man sich schon im 17. Jahrhundert an die Trockenlegung einer Reihe von Seebecken im Niedermoorgebiet, deren aus Lehm bestehender Boden zur Gewinnung von fettem Ackerboden reizte. Im 19. Jahrhundert kamen Dampfpumpwerke hinzu, die das gleiche leisten wie hundert Windmühlen, und überdies sicherer. Jetzt konnte man an so große Aufgaben herangehen, wie die Beseitigung des 180 qkm großen Haarlemermeeres zwischen Haarlem, Amsterdam und Leiden, dessen vom Sturm nach einer Ecke getriebene Wasser



Die geplante Aufteilung und teilweise Trockenlegung des Zuidersee

(Nach Bos und Niermeyer, 1925)

gelegentlich sogar die beiden letzten Städte bedroht hatten, und an das Auspumpen eines Stückes der Zuidersee, des Ijbusens bei Amsterdam. Das 20. Jahrhundert hat diesen technischen Hilfsmitteln ein noch wirksameres hinzugefügt, das elektrisch betriebene Pumpwerk; nun kann der Mensch sogar seine Hand ausstrecken nach der Überwältigung des bei weitem größten Gewässers in den Niederlanden: der Zuidersee, von der, wie das Kärtchen auf Seite 195 zeigt, vier Flächen von 200, 530, 560 und sogar 950 qkm Inhalt (die Stadtgemeinde Berlin umfaßt 878 qkm) abgetrennt und ausgepumpt werden sollen, um einigen hunderttausend Menschen neue Heimstätten zu schaffen.

Es gibt wohl kein Land auf der Erde, dessen Gewässer mehr vom Menschen unterjocht worden sind als die der Niederlande. Außer den großen Strömen: dem Rhein und der Maas, gibt es dort kaum Wasserläufe, die frei ins Meer münden. Und selbst die großen Ströme haben es sich gefallen lassen müssen, daß sie des größten Teils ihrer Hochwasserbetten beraubt, daß sie gerade gelegt und daß ihre Mündungsarme teils abgeschnitten, teils getrennt oder vereinigt worden sind und daß ihre Wasserführung weitgehend umgestaltet wurde.

Der Rhein, dessen Fall auf der niederländischen Laufstrecke noch 10,5 m bei Flut, 12 m bei Ebbe beträgt, teilt sich bald nach dem Übertritt auf niederländischen Boden in Rhein und Waal, der Rhein dann bei Arnheim, wo er gegen die Veluwe stößt, nochmals in Rhein und Ijssel. Die Ijssel ist heute der einzige Mündungsarm, der in die Zuidersee geht. Der Rhein selbst nimmt, sobald er an der Veluwe vorbei ist (bei Wijk bij Duurstede, an der künstlich abgeschlossenen Abzweigung des Krummen Rheins) den Namen Lek, und kurz oberhalb Rotterdam den Namen Neue Maas an; als solche vereinigte er sich bis zum Jahre 1907 mit der „Alten Maas“. Damals wurde die Vereinigungsstelle geschlossen und die Neue Maas erhielt einen neuen künstlichen, aber nicht durch eine Schleuse geschlossenen Ausgang zur Nordsee bei Hoek van Holland, den „Neuen Wasserweg“ (Nieuwe Waterweg). Der Neue Wasserweg ist zwar die stark belebte Zufahrtsstraße zum Welthafen Rotterdam, die eigentliche Fortsetzung des deutschen Rheins als Schiffahrtsstraße ist aber die viel wasserreichere Waal; die Wasserführung von Waal, Rhein und Ijssel verhält sich bei Mittelwasser wie 6 : 2 : 1; dieses Verhältnis ist künstlich herbeigeführt worden, als dem Rhein-Lek die Gefahr völligen Versiegens drohte.

In die Waal mündete bis 1904 bei Gorinchem die Maas, die sich ihr vorher schon einmal auf etwa 1 km genähert hat. Seitdem hat man ihr aber eine neue Mündungsstrecke gegeben, die einem alten Maaslaufe folgt. Die Mündungsstrecke der Waal, die Merwede, und die der Maas umfassen im Norden und Süden den Biesbosch, ein Wasser-, Sumpf- und Rohrgebiet, ein Paradies der Wasservögel, das durch eine Sturmflut entstanden ist, und vereinigen sich im Hollandsch Diep, dem nördlichsten der schmalen Meeresarme, welche die Inseln Seelands voneinander scheiden.

Einige andere Mündungsarme sind in historischer Zeit vom Rhein abgeschlossen worden: der Krumme Rhein mit seiner Fortsetzung, der Utrechtschen Vecht, die bei Muiden unweit Amsterdam in die Zuidersee mündet, und der Alte Rhein, der bei Leiden in die Nordsee ging. Der Alte Rhein führt heute überhaupt kein Rheinwasser mehr, der Krumme Rhein ist mit dem Lek noch durch ein Schleusenwerk verbunden; durch dieses kann im Kriegsfalle längs seines Laufes eine künstliche Überschwemmungszone hervorgerufen werden, zum Schutze von Süd- und Nordholland gegen einen zu Lande vorrückenden Feind.

Außer Rhein und Maas ist die Vecht, die aus Westfalen (Grafschaft Bentheim) kommt und unter dem Namen Schwarzwasser (Zwarte Water) nahe der Ijssel in die Zuidersee geht, der einzige nennenswerte freimündende Fluß der Niederlande; auch ihr Unterlauf wie der der wenigen sonstigen „offenen" Flüsse wird von Deichen begleitet, weil sich in ihren Mündungsstrecken noch Ebbe und Flut bemerkbar machen.

Alle anderen Flüsse der Niederlande stehen mit dem Meere nicht mehr in offener Verbindung; zusammen mit allen stehenden Wasseransammlungen der tiefliegenden Landstrecken bilden sie das sog. Binnenwasser, das Gebiet der Polder, d. h. der eingedeichten Gebiete aller Art.

Ein Teil dieser Gewässer hat noch Flußcharakter, d. h. Fall und Strömung, ist aber an der Mündung mit einer Schleuse versehen. Diese Schleusen sind meist so eingerichtet, daß der Fluß sie bei Ebbe aufdrückt, dagegen die Flut des Meeres sie schließt, so daß die Mündungen dieser Flüsse nur zu den Ebbezeiten in Tätigkeit treten.

Andere Wasserläufe haben zwar ebenfalls Schleusenmündungen und können also noch durch natürlichen Fall zur Ebbezeit Wasser an das Meer abgeben, endigen aber auch an ihrem „oberen", entgegengesetzten Ende mit einer Schleuse; sie gleichen bereits mehr Kanalstufen als Flüssen.

Eingedeicht, d. h. mit Dämmen oder Deichen zum Schutz gegen von außen drohende Überschwemmungen umgeben, sind etwa vier Zehntel des Bodens der Niederlande. Weniger als 1 m über dem Mittelwasser der Nordsee am Amsterdamer Pegel liegen allein schon 38% der Staatsfläche; dieses ganze Gebiet würde schon durch jede normale Flut zweimal täglich überströmt werden, wenn es nicht eingedeicht wäre. Eingedeicht sind aber auch manche höher liegende Flächen, die ohne künstlich geregelte Wasserabfuhr der Gefahr der Versumpfung ausgesetzt wären.

Alles eingedeichte Land faßt man als Polderland im weiteren Sinne zusammen. Zu ihm gehören also auch jene Marschgebiete, die schon bewohnbar und bewohnt waren, als man sie durch Deiche schützte, und die noch wirkliche Flüsse mit schwachem Gefälle und natürlicher Strömung besitzen.

Polderland im engeren Sinne ist jedoch nur dasjenige eingedeichte Land, das durch weitere Deiche, die seine Fläche durchziehen, in einzelne Abteilungen zerlegt ist, zu dem Zwecke, den Wasserstand durch Wasserhebevorrichtungen nicht über einen bestimmten Höchststand steigen zu lassen (der übrigens zuweilen im Winter höher angenommen wird als im Sommer). Hierzu gehört vor allem das, was man an den deutschen Nordseeküsten „Köge" nennt, also die eingedeichten Flächen des Wattenmeeres, die durch Anschlickung bis zur Fluthöhe aufgefüllt waren, und die Trockenlegungen (droogmakerijen), d. h. ehemalige Seen innerhalb des eingedeichten Gebiets, die man mit besonderen Deichen umgeben und dann ausgepumpt hat. Der Boden der „Trockenlegungen", die hauptsächlich in Utrecht und Holland angelegt worden sind, liegt bis zu 5 und 6 m tiefer als der Meeresspiegel; aber auch die Fläche der Köge sinkt im Laufe der Jahrhunderte oft unter das Meeresniveau herab, weniger infolge der erwähnten allgemeinen Landsenkung, als weil ihr Boden durch Verschwinden seiner organischen Bestandteile zusammensinkt; die älteren Köge müssen daher ebenfalls durch Wasserhebewerke trocken gehalten werden.

Eine dritte Art des Polderlandes ist das Busenland (boezemland). Das sind solche Gebiete, die so tief liegen, wie das Polderland im engeren Sinne, also meist durch

natürlichen Ablauf entwässert werden können, aber nicht durch Deiche abgeteilt sind. Infolgedessen ist ihr Wasserstand weniger gut regulierbar, er schwankt innerhalb weiterer Grenzen, im Winter werden oft weite Flächen überschwemmt. Meist enthält daher ein Busen Seen, in denen das Wasser aufgespeichert werden kann. Das einzige größere Busenland liegt in Friesland. Zu seiner Entwässerung wurde vor wenigen Jahren das leistungsfähigste Dampfpumpwerk Europas gebaut, das in der Minute 4000 cbm, innerhalb eines Tages (zweier Ebbezeiten) 6 Mill. cbm Wasser aus dem Busen herauszupumpen vermag. — Im ganzen gibt es in den Niederlanden über 2000 Wasserhebesysteme, von denen gegen 1500 noch durch Windkraft (Windmühlen) betrieben werden, etwa 500 durch Dampf, 60 bis 70 durch Elektrizität.

BODENSCHÄTZE

Abgesehen von den großen Torfmengen, welche für den Hausbrand in den ganzen Niederlanden eine große Rolle spielen und durch besondere Torfschiffe in die meisten Landesteile billig gebracht werden können, vom Raseneisenstein, der heute kaum mehr gewonnen wird, und von einem tertiären Braunkohlenlager im südlichen Limburg (bei Sittard), das nur in der Zeit der größten Kohlennot gegen Ende des Weltkrieges vorübergehend im Tagebau ausgenutzt wurde, sind Bodenschätze nur in den älteren Schichten des Untergrundes zu erwarten, und diese liegen, wie wir sahen, überall tief unter jüngeren Ablagerungen begraben, um so tiefer, je näher dem Meere.

Bohrungen nach den Fortsetzungen der großen Bodenschätze Nordwestdeutschlands (Steinkohlen und Salz) boten also um so größere Aussicht auf Erfolg, je näher man der deutschen Grenze blieb. So stieß man denn auch nahe der westfälischen Grenze bei Boekelo (Prov. Overijssel) in 275 m Tiefe im Röt (obersten Buntsandstein) auf Steinsalz, bei Winterswijk (Prov. Gelderland) in 500 bis 900 m Tiefe auf Steinsalzlager des Perms mit Kalisalzeinlagerungen. Die Saline Boekelo brachte 1919 das erste Steinsalz auf den Markt.

Bei Corle, in der Nähe von Winterswijk, wurde in über 1000 m Tiefe Petroleum angetroffen, das dem Kupferschiefer oder dem Karbon entstammen mag.

Weit wichtiger als Salz und Erdöl sind aber die Anteile der Niederlande an dem großen niederrheinischen Steinkohlenbecken, das den Nordrand des Rheinischen Schiefergebirges umgibt. Das Limburgische Becken, ein Teil des Steinkohlenbezirks, der aus der Gegend nördlich und östlich von Aachen (Herzogenrath, Eschweiler) nach dem belgischen Kempenlande hinzieht, war zwar schon seit dem 12. Jahrhundert bekannt, seine Erschließung ist aber erst seit dem Beginn unseres Jahrhunderts ernstlich begonnen und während des Weltkrieges besonders rasch gefördert worden. Heute werden von etwa 25 000 Bergleuten aus einem Dutzend Bergwerken jährlich etwa 4 Mill. t Steinkohlen gewonnen. Ein zweiter kohlenhaltiger Landstreifen, der sog. Peelhorst, zieht sich von Erkelenz aus nordnordwestlich. Innerhalb desselben sind die Flöze auf niederländischem Gebiet beiderseits der Maas erbohrt, links der Maas (bei Helenaveen) erst in 900 bis 1100 m Tiefe, rechts der Maas, bei Vlodrop, in geringerer Tiefe; hier wird die Kohlenförderung demnächst aufgenommen werden. Schließlich sind auch bei Winterswijk nördlich des Rheins Steinkohlen erbohrt worden, aber erst in 1200 m Tiefe.

KLIMA, PFLANZEN- UND TIERWELT

Klimatisch stehen die Niederlande durchaus unter dem Einflusse der Nordsee, die mit ihrer Durchschnittstemperatur von 11° etwas wärmer ist als das Land, also namentlich im Winter erwärmend wirkt. Das Klima ist um so milder und ausgeglichener, als im Sommer nordwestliche, im Winter südwestliche Winde vorherrschen. Die Luftbewegung ist weit stärker als im deutschen Binnenlande, die Luftfeuchtigkeit fast stets groß, der Niederschlag wegen der geringen Erhebung des Landes über den Meeresspiegel zwar nicht sehr bedeutend (unter 600 bis 830 mm jährlich), die Stärke der Bewölkung und die Zahl der Regentage aber groß (108 bis 182 jährlich), nässende Nebel häufig. Der niederschlagsreichste Monat ist im Südosten der Juli (wie in Deutschland), in der Mitte des Landes der August, im Westen der Oktober (wie in Nordwesteuropa). Der Winter ist sehr wechselvoll und naß und bringt viel Schmutz und Schlackerwetter. Stärkerer Dauerfrost ist dagegen selten; daher erleidet zwar die Binnenschiffahrt fast keine Unterbrechungen und das Vieh kann fast das ganze Jahr über im Freien bleiben, aber nicht eben häufig ist eine feste Eisdecke, welche die herrliche, von Künstlern oft in Bildern festgehaltene Eisbahn auf den vielen Gewässern auszunutzen erlaubt. Das Frühjahr tritt frühzeitig ein, aber April und Mai sind oft kühl und unfreundlich, weil gerade in diesen Monaten oft Nord- und Nordostwinde wehen.

Für das Pflanzenkleid sind die große Luftfeuchtigkeit und die milden Winter von Vorteil. Ihnen verdankt das Land seinen üppigen Weiden, also auch seine blühende Viehzucht. Am Binnenrande der Dünenkette grünt im Winter der Parkrasen wie in Südengland. Auch die Laubbäume gedeihen glänzend; vergeblich wird man bei uns so prachtvolle Alleen suchen, wie sie in den Niederlanden allenthalben vorhanden sind. Wenn das Land trotzdem waldarm ist, so beruht dies teils darauf, daß die übergroße Bodenfeuchtigkeit vieler Strecken und der Heideboden der Geestgebiete dem Waldwuchs nicht günstig sind, anderseits in früheren Jahrhunderten die Hauptwaldungen geschlagen und nicht erneuert worden sind.

Wie die Flora reich an Wasser-, Moor-, Sumpf- und Heidegewächsen ist, so spielen auch in der Tierwelt die Wasser- und Sumpfbewohner eine Hauptrolle.

BESIEDLUNG UND VOLKSTUM

Seit dem Jahre 1795, in dem die erste Volkszählung stattfand, bis zum Ende des Jahres 1924 ist die Bevölkerung der Niederlande von 2,1 auf 7,3 Millionen, also etwa auf das Dreieinhalbfache angewachsen. Die durchschnittliche Volksdichte für das ganze Land ist mit 224 größer als in jedem anderen Staat mit Ausnahme der ganz überwiegend industriellen (Belgien, das eigentliche England, der Freistaat Sachsen, die Rheinprovinz), obgleich die Niederlande keineswegs als ein eigentlicher Industriestaat bezeichnet werden können (1920 waren 981 000 Personen in Industrie und Gewerbe, 623 000 in der Landwirtschaft, 318 000 im Handel, 262 000 im Transportwesen, 47 000 im Bergbau und in der Torfgewinnung, 20 000 in der Fischerei tätig). Am stärksten drängt sich die Bevölkerung in den küstennahen Teilen von Süd- und Nordholland zusammen; auch die Groninger und die Friesische Marsch sind dicht bewohnt. Am dünnsten bevölkert sind die Geest- und Hochmoorgebiete von Drenthe, Overijssel und Gelderland (Veluwe), im Süden

des Landes der Peel. In der Provinz Südholland beträgt die Dichte 609, in Nordholland 500, in Drenthe dagegen nur 84. Die natürliche Volksvermehrung ist stark (bezeichnenderweise ist in Drenthe die Geburtenzahl am größten, in Nordholland am geringsten), die Auswanderung sehr gering (1923: 5000 bis 6000), beides Beweise für die günstigen Wirtschaftsverhältnisse des Landes.

Die Niederlande sind städtereich. 43 Orte haben mehr als 20 000, 4 mehr als 100 000 Einwohner, davon Amsterdam reichlich 700 000, Rotterdam 550 000, der Haag 400 000, Utrecht 150 000.

Nach ihrer Lage können wir die Städte in eine Anzahl von Gruppen zusammenfassen.

Im Südosten beginnend, treffen wir zunächst auf die Steinkohlenorte Südlimburgs (Heerlen, 38 000, und Kerkrade, 29 000 Einw.) und die drei Maasstädte Maastricht (57 000 Einw.), Roermond (16 000) und Venloo (22 000), alle drei gewerbtätig, Venloo auch mit starkem Gemüsebau für die benachbarten deutschen Städte des niederrheinischen Textilindustriegebiets. Die Städte Nordbrabants sind meist Industrieorte des Geestlandes: die Baumwollstadt Helmond (20 000 Einw.), Eindhoven (50 000 Einw.), das Wollwaren, Tabak und Zigarren, Schnupftabak, Streichhölzer und Glühlampen erzeugt, und Tilburg (70 000 Einw.) der aus mehreren Industriedörfern zusammengewachsene Hauptplatz der niederländischen Wollindustrie, der aber auch Leder- und andere Waren erzeugt und als Bahnknotenpunkt und Sitz großer Eisenbahnwerkstätten wichtig ist. Breda (30 000 Einw.) weiter westlich hat ebenfalls lebhafte Industrie, auch Handel, und ist Sitz der Militärakademie. Rozendaal (21 000) und Bergen-op-Zoom (20 000 Einw.) liegen schon in der Seemarsch und haben Rübenzuckerfabriken, Bergen, das nahe der Ooster-Schelde liegt, auch Austern- und Anschovisfang. Beide Städte liegen an der wichtigen Bahnstrecke nach dem seeländischen Vlissingen (22 000 Einw.) auf Walcheren, das als Überfahrtsort nach London und durch seinen Schiffbau rasch aufstrebt, während die ebenfalls auf Walcheren und an der gleichen Bahn liegende Hauptstadt von Seeland, Middelburg (19 000 Einw.), einst eine bedeutende Handelsstadt, heute tot ist.

Die Hauptstadt von Nord-Brabant, s'Hertogenbosch (41 000 Einw.), leitet zu den Städten an den großen Strömen über. Es liegt allerdings noch ein Stück von der Maas entfernt, aber schon außerhalb der Geest im Überschwemmungsgebiet, so daß es nur auf Deichen erreichbar ist; einst eine uneinnehmbare Festung der Herzöge von Brabant, ist es heute Bahnknoten mit Tabak- und Schuhindustrie. Von den eigentlichen Stromstädten ist die Deutschland nächstgelegene Nimwegen (niederländ. Nijmegen; 75 000 Einw.); vom Rande eines hügeligen Plateaus schaut sie auf die belebte Waal herab, die türmereiche, schöne und reiche Stadt mit dem keltischen Namen (Noviomagus) und den vielen geschichtlichen Erinnerungen an die Römerzeit und an Karl den Großen. Als Konkurrent liegt ihr jenseits der breiten Marschniederung das gleich große Arnhem am Rhein gegenüber; die an den schön bewaldeten Abfall der Veluwe geschmiegte, von Landhausvororten umgebene, äußerst lebhafte Hauptstadt von Gelderland ist die schönstgelegene der Niederlande; Handel und Industrie blühen in ihr. Inmitten der Mündungsarme gelegen, hat Dordrecht (55 000 Einw.) an der Merwede heute nicht mehr die große Bedeutung als Handelsstadt wie früher, aber immer noch lebhafte Holzindustrie als Endziel der aus dem Schwarzwald kommenden Flöße. Die eigentliche Rheinmündungsstadt ist heute Rotterdam (550 000 Einw.) mit

seinen acht Häfen, seinem starken Handel mit Getreide und Petroleum, zugleich ein wichtiger Auswandererhafen; es ist eine rauchige, schmutzige Stadt. Das benachbarte Schiedam (44 000 Einw.) hat große Kornbranntweinbrennereien, mit deren Abfällen Rindvieh gemästet wird. Das unterhalb Rotterdam am Nieuwe Waterweg gelegene Vlaardingen (27 000 Einw.) ist der Hauptsitz des Heringsfanges und -handels. Zu der kurzen Bahnfahrt von Rotterdam nach dem Haag stehen zwei Bahnstrecken zur Verfügung; an der einen liegt Delft (49 000 Einw.) mit berühmter Majolika-Industrie, technischer Hochschule und Butter- und Käsehandel. Der Haag, genauer 's Gravenhage (400 000 Einw.), die stille, vornehme, wohlhabende, saubere Residenz der Königin, Sitz der Zentralbehörden und des Parlamentes, kurz: die Hauptstadt des Landes, liegt am Binnenrande des Dünengürtels; sie setzt sich über diesen hinweg fort bis zum Vorort Scheveningen (etwa 40 000 Einw.), dem größten Seebad. Dem Binnenrand des Dünengürtels nordwärts folgend, gelangen wir nacheinander nach Leiden (68 000 Einw.), das trotz seiner altberühmten Universität, trotz lebhaften Käsehandels und Textilindustrie ebenso stagniert wie Delft, sodann nach Haarlem (80 000 Einw.), der schönen Hauptstadt Nordhollands mit Blumenzwiebelhandel und Industrie, nach der Käsestadt Alkmaar (26 000 Einw.) und schließlich nach den Helder (31 000 Einw.) am Nordende Nordhollands, das sich heute mühsam von Seefischhandel ernährt. Von Alkmaar führt eine Wasserstraße, die Zaanstrek, südwärts nach Amsterdam; an ihr liegt Zaandam (30 000 Einw.), das mit den Nachbarorten Zaandijk, Koog a. d. Zaan und Wormerveer ein wichtiges Handels-, Schifffahrts- und Industriezentrum (Öl, Holz, Reis, Kakao usw.) und zugleich mit seinen kleinen, lebhaft gestrichenen Holzhäuschen und zahlreichen Windmühlen einer der eigenartigsten Orte der Niederlande ist.

Amsterdam (über 700 000 Einw.), die größte und zugleich die schönste Stadt des Landes mit prächtiger, von Grachten durchzogener Altstadt, ist die zweite Seestadt des Landes, die mit dem Meere durch den für große Seeschiffe befahrbaren Nordseekanal verbunden ist, und der Hauptsitz des Ostindien-, also besonders des Kolonialwarenhandels, auch mit sehr lebhafter Industrie, von der die Diamantenschleiferei ein besonders bekannter Zweig ist. Im Moor erbaut, stehen ihre Häuser sämtlich auf Pfahlrosten, und die wohlhabenderen Einwohner suchen sommersüber gern die nahen Seebäder (z. B. Zandvoort bei Haarlem) im Westen oder die freundliche Hügellandschaft Gooi im Osten auf, deren Hauptort Hilversum (45 000 Einw.) beinahe ein Vorort Amsterdams genannt werden kann. Südlich von Hilversum liegt noch im Marschgebiet, aber nahe dem Geestrande Utrecht (150 000 Einw.), die zentralst gelegene Stadt der Niederlande, ein wichtiger Schnittpunkt von Wasserstraßen und Eisenbahnen, mit lebhafter Maschinen- und anderer Industrie und auch eine sehr bedeutende Schul- und Universitätsstadt. Halbwegs zwischen ihm und Rotterdam ist Gouda (27 000 Einwohner) ein Mittelpunkt des Butter- und Käsehandels, erzeugt aber auch Stearinkerzen und Tonpfeifen. Östlich von Utrecht liegt in der Eemsenke am Westrand der Veluwe Amersfoort (35 000 Einw.) mit etwas Industrie, am Ostfuß das gewerbtätige Apeldoorn (56 000 Einw.). Die gleiche wichtige Bahnlinie, welche die großen Städte Hollands mit Deutschland verbindet, führt uns bei Deventer (34 000 Einw.) über die Ijssel und dann in das Textilindustriegebiet von Overijssel, dessen Hauptorte Enschede (44, mit Lonneker 67 000 Einw.), Hengelo (28 000 Einw.) und Almelo (27 000 Einw.) sind. Die Baumwollspinnerei, die sich

hier eingebürgert hat, ist aus der Leinenindustrie hervorgegangen, die sich im Anschluß an Flachsbau entwickelt hatte. Die Hauptstadt von Overijssel, Zwolle (78 000 Einw.), liegt weiter nördlich zwischen Ijssel und Vecht im Marschland; sie hat daher Vieh- und Butterhandel, aber als Bahnknotenpunkt auch große Reparaturwerkstätten. Die weiter nördlich, in Drenthe, Friesland und Groningen, gelegenen Städte sind in der Mehrzahl Mittelpunkte des Vieh- und Butterhandels; so Meppel (12 000 Einw.) in Drenthe, Leeuwarden (46 000 Einw.), die Hauptstadt von Friesland, und die bei weitem wichtigste von ihnen, Groningen (97 000 Einw.), die Hauptstadt der nach ihm genannten Provinz und das wirtschaftliche Zentrum des ganzen Nordostens, der Austauschmarkt zwischen den Erzeugnissen der Marsch und der Geest, an deren Grenze es liegt.

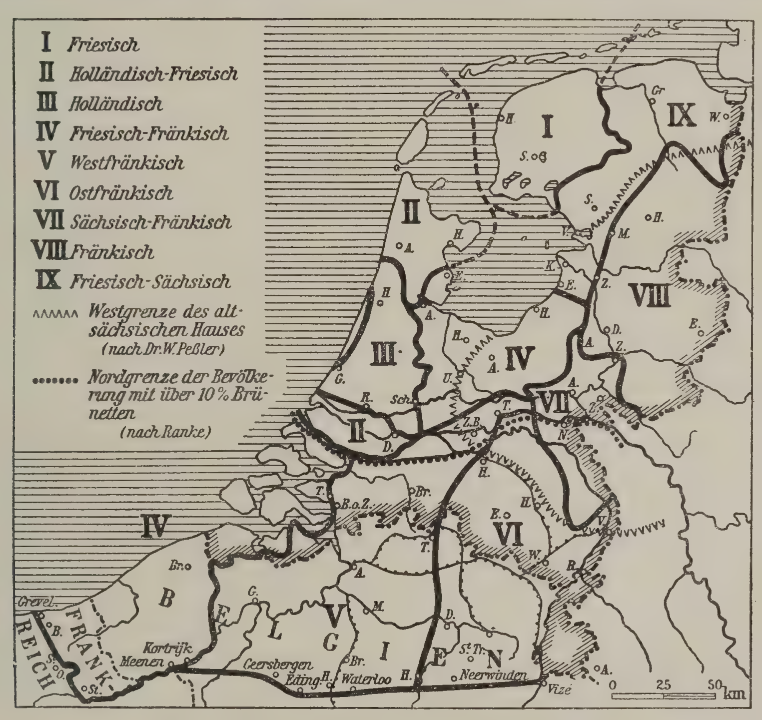
In den seit der politischen und wirtschaftlichen Trennung vom Deutschen Reiche verflossenen Jahrhunderten hat sich das niederländische Volk wirtschaftlich und innerlich vom deutschen Volke vollkommen losgelöst und stellt heute durchaus ein selbständiges Staatsvolk dar.

Zur Römerzeit finden wir die heutigen Niederlande von deutschen Stämmen bewohnt, welche die keltischen Vorbewohner, an die nur wenige Ortsnamen erinnern (Arenomagus = Arnheim, Noviomagus = Nimwegen, Lugdunum = Leiden) größtenteils verdrängt oder aufgesaugt hatten, und zwar besonders von Friesen, Sachsen und Franken. Nach Ausweis der Ortsnamen haben die Friesen hauptsächlich die Küstengebiete besetzt, sind aber von den Rheinmündungen aus auch in die Rheinmarsch eingedrungen, deren Name Betuwe noch den Namen der Bataver festhält, sowie südlich davon nach Brabant und Flandern. Die Sachsen nahmen das Moor- und Geestgebiet von Drenthe und Overijssel bis zur Zuidersee hin in Besitz, und von Südosten her drangen die Franken allmählich bis zur Betuwe vor.

Als Dialekte der Volkssprache finden wir die Sprachen dieser drei germanischen Hauptstämme auch heute noch in den Niederlanden verbreitet, jedoch sind namentlich in den Grenzgebieten starke Vermischungen eingetreten, so daß man heute in den niederländischen Dialekten neben dem Friesischen (in der Provinz Friesland und auf den Inseln Terschelling und Schiermonnikoog), dem Sächsischen (in Drenthe, Overijssel und dem östlichen Gelderland) und dem Fränkischen (in Nordbrabant und einem Teil der Betuwe) noch das Sächsisch-Fränkische (um Nimwegen und Arnheim), das Friesisch-Sächsische (in Groningen und dem drenthisch-friesischen Grenzgebiet), das Friesisch-Fränkische (südlich der Zuidersee und in Seeland), das Holländische und das Holländisch-Friesische (in Süd- und Nordholland) unterscheidet. Das Holländische ist eine Mischung aus friesischen und fränkischen Elementen, jedoch hat in ihm das Fränkische immer stärker das Übergewicht über das ursprünglich vorwiegende Friesische gewonnen, und da die Grafen von Holland (fränkischen Stammes) die mächtigsten Machthaber, die Holländer das aktivste Bevölkerungselement waren, ist aus dem Holländischen im späteren Mittelalter die niederländische Schriftsprache hervorgegangen, die allmählich zur Sprache der Gebildeten des ganzen Landes wurde.

In der Körperbildung tritt ein starker nordischer, auf die Germanen zurückzuführender Einschlag besonders im Norden des Landes sehr deutlich hervor; man trifft hier vorwiegend große, schlanke, blondhaarige und blauäugige Gestalten. Erst südlich von Rhein und Maas, wo sich die keltischen Vorbewohner wohl besser halten konnten, tritt ein von diesen herrührender westischer oder alpiner

Rasseneinschlag stärker zutage; erst hier überschreitet der Prozentsatz der Braunhaarigen und Dunkeläugigen 15% und erreicht schließlich sogar 30 bis 40%. Auf ihn mag die größere Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit der Bewohner der südlichen Landesteile, ihr mehr „französisches" Wesen zurückgehen, auch ihre Neigung zum Katholizismus, der hier stark verbreitet ist (53% der Gesamtbevölkerung sind evangelisch, 36% katholisch), im Gegensatz zu einer gewissen Schwerfälligkeit, ja Steifheit und ernster Lebensauffassung im Norden. Eine Reihe dem niederländischen Volke zukommender sympathischer Eigenschaften: die Achtung vor der Persönlichkeit, dem Besitz und den Anschauungen des Nächsten,



Die niederländischen und flämischen Dialekte
(Nach Prof. J. te Winkel)

die Reinlichkeit, die Sportfreudigkeit, die guten Leistungen auf seemännischem, kaufmännischem und technischem Gebiet mag man wohl zum Teil dem nordischen Bluteinschlag zuschreiben dürfen, wenn sie auch sicherlich ebensosehr durch die Natur des Landes, den Kampf mit dem Wasser, anerzogen worden sind.

Zwang doch, um nur einiges Wenige herauszugreifen, der Kampf gegen das Wasser, in dem der einzelne machtlos gewesen wäre, geradezu zum Gemeinsinn, er erzog aber auch zur überlegsamen, abwartenden Bedächtigkeit wie zum raschen Zugreifen und Festhalten im rechten Augenblick und zur Zähigkeit. Das feuchte Klima, in dem alles ungeschützte Metall rasch rostet, alles freiliegende Holz schnell verfault, führte zur reichlichen und gewohnheitsmäßigen Verwendung der Ölfarbe und zur Sauberkeit. Die Vertrautheit, die der Niederungsbauer auf seinen Gräben, Kanälen und Flüßchen ganz von selber mit der Schiffahrt erwarb, bildete die beste Vorschule für die Seeschiffahrt und zog ihn schließlich ganz von selber auf die

See hinaus, während der Geestbewohner bescheiden und selbstzufrieden auf seiner mageren Scholle sitzenblieb.

Stärker als in der körperlichen Beschaffenheit treten die ursprünglichen Stammesunterschiede im bäuerlichen Hausbau hervor, obgleich auch die Grenzen der Hauptbauernhausformen nur zum Teil den alten Stammesgrenzen zu entsprechen scheinen. Im Nordosten herrscht das friesische Haus noch im ganzen ursprünglichen Siedlungsgebiet des friesischen Stammes, also etwa bis zur Linie Meppel-Papenburg. Das niedersächsische Haus ist dagegen vom Geestgebiet des Ostens aus bis weit in das von Franken besiedelte Alluvium vorgedrungen, bis zur Linie Utrecht—Venlo. Beide sind Einheitshäuser. Das Einheitshaus friesischer Herkunft herrscht auch in den westlichen Landesteilen. Im ganzen Süden treffen wir dagegen Gehöfte, deren einzelne Teile in Brabant unverbunden nebeneinander liegen, in Limburg jedoch zu einem festungsartigen Quadrat verbunden sind; dieses rheinfränkische Gehöft ist aus dem römischen Kolonistenhof hervorgegangen.

Sind schon in dem westholländisch-friesischen Bauernhaus gewisse Elemente des vom Süden gekommenen romanischen Hausbaues erkennbar (Kamin usw.), so gilt dies in noch stärkerem Maße vom Stadthaus mit seinen Kaminen, seinen mächtigen, fast bis zum Fußboden reichenden Fenstern, seiner im ganzen leichten, für das windreiche Klima eigentlich zu leichten Bauart. Wie in England und Nordwestdeutschland ist das Stadthaus noch im wesentlichen Einfamilienhaus, daher meist nur ein Zimmer breit. In Mehrfamilienhäusern hat jede Partei wenigstens ihren eigenen Ein- und Aufgang. Während in Kleinstädten die Häuser oft nur einstöckig sind, nimmt in Großstädten wie Amsterdam eine Wohnung oft vier bis fünf Stockwerke ein. Als Baustoff wird in dem stein- und holzarmen Lande seit dem Mittelalter der Backstein fast ausschließlich verwendet, mit dem sowohl die alten wie die modernen Baumeister höchst ansprechende Straßenbilder voll Eigenart und Schönheit zu erzielen verstanden haben. In den tiefgelegenen Städten sind viele Straßen von Kanälen (Grachten) durchzogen, deren Baumreihen und zahlreiche Brücken das Stadtbild aufs glücklichste beleben. Wie in Flandern und Norddeutschland treten auch die Kirchen mit z. T. sehr hohen, der See- und Binnenschiffahrt als Richtungsweiser dienenden Türmen im Stadtbild oft stark hervor.

In den Marschgebieten treffen wir sehr viele Einzelhöfe (boerderijen) über das Land verstreut, aber nirgends als alleinherrschende ländliche Siedlungsform. Auch in den Marschen sind Dörfer dazwischen eingeschaltet, teils dichtgedrängte Haufendörfer auf alten künstlichen Erhöhungen (Wurten), teils langgestreckte Zeilensiedlungen längs der Deiche. Ähnliche eigentümliche Zeilendörfer finden wir auch in den Poldern und den kultivierten Hochmoorgebieten, nur ziehen sie sich hier längs der Kanäle hin. Auf den Geestflächen, namentlich der Provinz Drenthe, wieder begegnen wir Straßendörfern, deren in Gärten gebettete Häuschen unter den üppigen Bäumen der Straßenalleen fast verschwinden. Sie bilden dadurch den schroffsten, z. T. wohl auch durch Stammesunterschiede bedingten Gegensatz zu den engen, baumlosen Straßen der Dörfer der Hochflächen Südlimburgs, deren Häuser stadtartig Wand an Wand gebaut sind, um dem fruchtbaren Lößboden möglichst wenig Raum zu entziehen. Ihre Nüchternheit wird nur noch überboten von der Öde mancher Industriedörfer Brabants.

Den einzigen Fremdbestandteil in der sonst ziemlich rein germanischen Bevölkerung bilden die Juden, deren Zahl sich auf etwa 120 000 (1,6% der Bevölkerung) beläuft. Von den 115 000 Juden der letzten Volkszählung (1920) waren 109 000

„niederländische", 6000 „portugiesische" Juden. Diese wanderten gegen 1600 zuerst ein, als in Portugal die Inquisition eingeführt wurde; sie waren reich und nahmen an der Ausbreitung des niederländischen Überseehandels in Amsterdam, Rotterdam und dem Haag rasch wesentlichen Anteil, waren daher von Anbeginn angesehen und gerne gelitten. Dies kam den deutschen Juden zugute, die sich im 17. Jahrhundert vor Verfolgungen (im 30jährigen Krieg) und Bedrückungen (besonders in Worms und Fulda) nach Amsterdam flüchteten, wo sie bürgerliche Gleichberechtigung fanden. Auch sie waren im allgemeinen nicht unbemittelt. Ganz arm waren dagegen die polnischen Juden, die einige Jahre nach den deutschen nach Amsterdam kamen. Diese ließen sich von vornherein in einem besonderen ghettoartigen Stadtviertel nieder und lebten und leben noch heute als echtes Proletariat in Armut und Schmutz vom Trödelhandel und von Straßenverkauf geringwertiger Nahrungsmittel.

DIE WIRTSCHAFT

Vom Boden der Niederlande entfallen nur 27% auf Acker- und Gartenland (in Deutschland 47%), auf Wald 8% (27%), auf Wiesen und Weiden dagegen 38% (17%), und nicht weniger als 27% (gegen 9% bei uns) sind unproduktiv.
Dem niederländischen Bodenbau steht also nur ein vergleichsweise kleiner Raum zur Verfügung, nur reichlich ein Viertel der Staatsfläche gegenüber beinahe der Hälfte in Deutschland. Dies rührt teils von der starken Ausbreitung der Viehzucht, teils von dem immer noch großen Anteil des Ödlandes her, das größtenteils auf das Geestland entfällt und immer noch ebensoviel Raum einnimmt wie das Acker- und Gartenland, obgleich schon sehr große Teile der Heiden und Moore kultiviert worden sind; was heute noch Heideland ist, ist z. T. überhaupt unkultivierbar, z. T. nur zu Forst, aber nicht zu Acker- oder Weideland geeignet.
Wenn der niederländische Bodenbau trotzdem eine sehr beachtenswerte Rolle spielt, so tut er das, weil er seine Methoden und seine Erzeugnisse den jeweiligen Boden- und Wasserverhältnissen aufs genaueste angepaßt hat und weil er im allgemeinen stärker für die Ausfuhr als für den heimischen Bedarf arbeitet. Seit Jahrzehnten schon bemüht er sich, möglichst hochwertige Erzeugnisse zu liefern, die in den benachbarten Industrieländern guten Absatz finden, während die einfacheren pflanzlichen Lebensmittel, besonders Getreide, aus Übersee billiger eingeführt werden, als sie der heimische Boden erzeugen könnte. Dies bedeutet natürlich eine doppelte Abhängigkeit der niederländischen Volkswirtschaft vom Auslande; als dritte kommt hinzu, daß auch der sehr starke Bedarf an künstlichen Düngemitteln im Auslande gedeckt werden muß.
Der niederländische Ackerbau hat seinen Hauptsitz in den Marschen von Groningen und Seeland und in den Poldern (Trockenlegungen) Nordhollands. Seeland liefert vorwiegend Kartoffeln und Zuckerrüben, Groningen, Nordholland und der nordwestliche Teil der friesländischen Marsch sind Gebiete mit gemischtem Ackerbau, die neben Getreide auch Hülsenfrüchte, Zuckerrüben und allerlei Handelsgewächse erzeugen. Das Hauptkartoffelgebiet des Landes ist das ehemalige Hochmoorgebiet im südöstlichen Groningen. Sehr wichtig sind ferner die Blumen- und Blumenzwiebelzucht in dem „Geest"-Streifen längs der Dünen von Süd- und Nordholland, der Obstbau um Boskoop in Südholland und in den Flußmarschen, schließlich die Gemüse- und Obstzucht unter Glas im „Westlande" zwischen dem Haag, Rotterdam und Hoek van Holland.

Einen besonders wichtigen Teil der niederländischen Volkswirtschaft bildet die Viehzucht. Die Rindviehzucht ist naturgemäß ganz überwiegend an die Grünlandflächen gebunden, also an die feuchteren Marschen und die verbesserten Grünlandmoore, wo sie fast ausschließlich herrscht, doch spielt sie auch in den übrigen Marschteilen, den Trockenlegungen u. dgl. eine große Rolle. Ihre Hauptsitze sind Friesland, der mittlere Teil Südhollands und der anschließende Westen der Provinz Utrecht, schließlich die Flußmündungsinseln. Ihr Hauptzweck ist die Milchgewinnung. Mit einem Teil der Milch werden die heimischen Städte versorgt, sonst dient sie zur Kondensmilch- und Käsebereitung, namentlich auch für die Ausfuhr. In der Rheinmarsch und dem westlichen Nordbrabant zieht man schwere Pferde; Schweine- und Geflügelzucht werden besonders im Geestgebiet gepflegt.

Auch die Viehzucht ist insofern mit dem Außenhandel eng verknüpft, als ein großer Teil ihrer Erzeugnisse ins Ausland geht, aber auch große Mengen Viehfutter eingeführt werden müssen.

Die Waldwirtschaft spielt eine verhältnismäßig geringe Rolle; der größte Teil des Holzbedarfs wird den Rhein herabgeflößt oder aus Skandinavien eingeführt.

Die Fischerei gehört sicher zu den ältesten Gewerben der Niederländer. 1920 beschäftigte sie 20000 Menschen, davon 12000 auf der Nordsee. Diese liefert Heringe und frische Seefische, die Zuidersee Heringe, Anchovis und Garneelen, die Binnengewässer allerlei Süßwasserfische. In den Meeresarmen zwischen den Inseln Seelands und Südhollands sind die berühmten Austern-Zuchtparks. Von der ganzen Ausbeute wird ein großer Teil ins Ausland verkauft.

Ein eigentliches Industrieland sind die Niederlande nicht und werden es auch nie in demselben Umfange werden wie die Nachbarländer Deutschland und Belgien: dazu fehlt ihnen das Eisen ganz und die Kohle großenteils; doch sind neuerdings in Ijmuiden die ersten Hochöfen des Landes errichtet worden.

Trotzdem verfügt das Land über einige sehr kräftig entwickelte Industriezweige. Mit dem Reichtum an Wasserwegen und der starken Ozeanschiffahrt hängt der Schiffbau zusammen, der seine Hauptsitze um Rotterdam, Amsterdam und Groningen hat. Er liefert nicht nur den ganzen großen Eigenbedarf der Niederlande an Flußfahrzeugen, hauptsächlich Motorkähnen, und Seeschiffen, sondern auch einen großen Teil der deutschen Rheinschiffe. Ergänzend stehen ihm Abwrackereien und Maschinenfabriken zur Seite.

Die großartige Lebens- und Genußmittelindustrie knüpft teils an die heimische Landwirtschaft an, teils an den Großhandel mit Kolonialwaren, die besonders aus den niederländischen Kolonien eingeführt werden. Butter, Kondensmilch und Käse werden großenteils fabrikmäßig hergestellt, das Obst und die jungen Gemüse teilweise zu Konserven verarbeitet, aus den Kartoffeln Kartoffelmehl, aus den Zuckerrüben Zucker gewonnen. Der Verarbeitung der Kolonialwaren dienen die Ölmühlen, Margarine-, Kakao- und Schokoladen-, Tabak-, Zigarren- und Zigarettenfabriken, die Kaffeeröstereien, Genever- und Likörfabriken, deren Erzeugnisse z. T. Weltruf genießen. Viele dieser Fabriken liegen an der Zaanstrek, einem schiffbaren Wasserlaufe, der sich von Amsterdam nordwärts über Zaandam gegen Alkmaar hinzieht.

Während alle bisher aufgeführten Industriezweige mit der Natur oder der Weltlage des Landes zusammenhängen und ihren Sitz ganz vorwiegend in den meeresnahen Teilen des Staates und den Gebieten starker Landwirtschaft und Viehzucht haben, ist die Textilindustrie dem Bedürfnis entsprungen, den Teilen der

Bevölkerung der Geest, die sich aus deren armen Boden nicht ernähren konnten, Arbeit und Verdienst zu schaffen. Wir finden sie daher fast ausschließlich im Geestgebiet: die Baumwollindustrie in den östlichen Teilen der Provinzen Gelderland und Overijssel mit dem Mittelpunkt Enschede, und die Wollindustrie in Nordbrabant um Tilburg. Erstere arbeitet hauptsächlich für die Ausfuhr, letztere für den heimischen Bedarf. Weniger wichtig sind die Leinen-, Jute-, Kapok-, Kunstseide- und Lederindustrie und die Teppichweberei.

Schließlich gibt es in den Niederlanden noch einige Sonderindustrien, deren Bestehen nicht aus allgemeinen Ursachen abgeleitet werden kann. Dazu gehören die Diamantenschleifereien in Amsterdam, die große Philipsche Glühlampenfabrik in Eindhoven, die Steingut- und Fayenceindustrie von Delft und andere mehr.

Die Verkehrsverhältnisse müssen in einem Lande von der Natur der Niederlande durchaus eigenartig sein. Kaum ein anderes Land verfügt über ein so dichtes Netz natürlicher und künstlicher Wasserstraßen, die großenteils bei den Eindeichungs-, Entwässerungs- und Regulierungsbauten sozusagen nebenbei mit entstanden. Ist doch in den wasserreichen, tiefgelegenen Teilen des Landes fast jeder Graben befahrbar. Nur zu Verkehrszwecken angelegte Kanäle besitzt das Land daher nicht eben viele, darunter als wichtigste zwei, welche Amsterdam mit dem Rheinmündungsgebiet und mit der Nordsee verbinden: den Merwedekanal und den Nordseekanal. Von den größeren Flüssen ist nur die Maas nicht schiffbar; da sie eine billige Wasserstraße für die Abfuhr der Steinkohlen Südlimburgs bilden könnte, wird sie gegenwärtig durch den Einbau von Staustufen kanalisiert und durch einen Kanal mit dem Kohlengebiet selbst verbunden, durch andere Kanäle mit dem übrigen niederländischen Wasserstrahlennetz in engere Verbindung gebracht.

Mit einer Gesamtlänge von etwa 5000 km ist das niederländische Wasserstraßennetz etwa sechsmal enger als das deutsche.

Nicht das gleiche gilt für das Eisenbahnnetz. Die Existenz so zahlreicher, leistungsfähiger und billiger Verkehrswege, wie sie die Wasserstraßen darstellen, die geringe Tragfähigkeit großer Bodenstrecken und die Notwendigkeit zahlreicher Brückenbauten mußten dem Bau von Eisenbahnen abträglich sein. Trotzdem bleibt das niederländische Eisenbahnnetz hinter dem deutschen bezüglich der Dichte nicht wesentlich zurück (etwa 100 gegen 123 km auf 1000 qkm). Die Eisenbahnen dienen zwar wesentlich nur dem Personenverkehr und dem Warenverkehr mit den Nachbarländern, während der Transport inländischer Güter in der Hauptsache den Wasserwegen verblieben ist; aber der Personenverkehr wickelt sich auf ihnen sehr glatt und angenehm ab, da man statt weniger langer Züge kurze Züge in geringen Abständen verkehren läßt. Da eine große Zahl elektrischer Überlandbahnen und neuerdings von Autobuslinien das Eisenbahnnetz ergänzt, gibt es im ganzen Lande kaum noch einen Ort, der nicht mit einem öffentlichen Verkehrsmittel bequem zu erreichen wäre; wo der Landverkehr versagt, springt der Wasserverkehr mit kleinen Dampfern oder Motorbooten ein.

Als Landstraßen dienen außerhalb der Geest sehr oft die Deichkronen, die wie die übrigen Straßen des Marschgebietes mit harten Ziegeln (Klinkern) gepflastert sind. Dadurch sind die Niederlande das Idealgebiet für den Fahrradverkehr, der hier eine Entwicklung genommen hat wie sonst höchstens noch in Dänemark, auch innerhalb der Städte. Weniger stark sind das Automobil und das Motorrad verbreitet.

Reich geworden sind die Niederlande durch ihren Handel und ihre Schiffahrt. Mit einer Handelsflotte von $3^3/_4$ Mill. Reg.-Tonnen stehen die Niederlande in Europa absolut genommen an fünfter, im Verhältnis zu ihrer Bevölkerungszahl aber an dritter Stelle (hinter Norwegen und Großbritannien). Der Hauptseehafen Rotterdam behauptet nach seinem Verkehr unter den Häfen des europäischen Festlandes die zweite Stelle (1925 betrug der Hafenverkehr in Antwerpen 17,15, in Rotterdam 16,67, in Hamburg 16,64 Mill. t); Amsterdams Seeverkehr beträgt nur den vierten Teil des Verkehrs von Rotterdam.

Der Außenhandel der Niederlande erreichte im Jahre 1925 den Wert von $4^1/_4$ Milliarden Gulden. Der Wert der Ausfuhr beträgt nur drei Viertel des Wertes der Einfuhr, weil die Industrie größtenteils ausländische Rohstoffe verarbeiten muß. In der Einfuhr spielen Steinkohlen, Nahrungsmittel (Weizen, Mais, Reis, Kaffee, Kakaobohnen) und andere Rohstoffe für die Industrie (Baumwolle, Kopra usw.) die Hauptrolle, in der Ausfuhr Baumwollwaren und Erzeugnisse der Landwirtschaft und der landwirtschaftlichen Industrie (Butter, Käse, Zucker, Margarine, Gemüse, Blumenzwiebeln).

Unter den Verkehrsländern steht Deutschland an erster Stelle. Der Handel zwischen den Niederlanden und Deutschland überschritt 1925 weit eine Milliarde Gulden, sowohl von der Einfuhr wie von der Ausfuhr entfällt je ein Viertel auf Deutschland. Wir liefern den Niederländern vor allem Steinkohlen, ferner Eisen und Eisenwaren, Maschinen, künstlichen Dünger, Konfektion, Webwaren usw. und beziehen von ihnen fast ausschließlich Nahrungsmittel, hauptsächlich in den Niederlanden selbst gewonnene (Butter, Käse, Gemüse, Eier, auch Heringe), aber auch Kolonialwaren, die in Holland aber vielfach erst verarbeitet worden sind (Schweineschmalz, Kaffee, Weizenmehl, geschälten Reis).

LITERATUR

Eine neuzeitliche Darstellung der Niederlande fehlt in deutscher Sprache. Wir sind auf Werke in niederländischer Sprache angewiesen, von denen hier genannt seien: H. Blink, Nederland en zijne bewoners. 3 Bände. Amsterdam 1892. Derselbe, Tegenwordige staat van Nederland. 2 Bände, 1895—1897. — Handbook voor de kennis van Nederland en kolonien. s'Gravenhage 1922 (amtliches Werk). — R. Schuiling, Aardrijkskunde van Nederland. 11. Aufl., Zwolle 1923. — J. Feith, Nederland in het heden. s'Gravenhage.

Mancherlei Stoff enthält das von Dr. Th. Metz bei Pflaum in München herausgegebene Niederländische Jahrbuch (bisher 2 Jahrgänge, 1923 und 1924).

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 21 UND 22

Von den fünf Bildern sollen vier einige Hauptlandschaftsformen der Niederlande zeigen: die tischglatte Seemarsch als Weidemarsch mit den hinter schützendem Baumwerk versteckten Höfen und den Mengen von buntem Vieh, die Heidelandschaft der nördlichen Geest mit einem gleichfalls in Bäume gebetteten Dorf, vor dem die Ernte in einer Reihe von Schobern aufgespeichert ist, und einen Kanal im kultivierten ehemaligen Hochmoorgebiet; jederseits begleiten ihn eine schöne Allee und ein Weg, hinter denen die schmucken Häuschen der Kolonisten aufgereiht sind; schließlich das viehreiche, in vieler Beziehung der Marsch ähnelnde Polderland, dessen Oberfläche aber tiefer liegt als der Spiegel des hindurchführenden Kanals. Alkmaar endlich ist ein Beispiel für die Bauart der Niederungsstädte mit ihren zahlreichen Kanälen und Brücken und hochragenden Türmen.



W. Gerbing, Leipzig

Marsch in der Provinz Friesland



W. Gerbing, Leipzig

Heide und Geestdorf auf dem Hondsrug in der Provinz Drenthe



W. Gerbing, Leipzig

Hochmoorkolonie Ter Apelkanaal in der Provinz Drenthe



W. Gerbing, Leipzig

Käsemarkt und Alte Wage in Alkmaar (Nordholland)



W. Gerbing, Leipzig

Der Merwedekanal im Poldergebiet zwischen Utrecht und Amsterdam

DIE BRITISCHEN INSELN

VON PROFESSOR DR. WILHELM HALBFASS IN JENA

DIE GEOGRAPHISCHE LAGE

Teilt man die Erdoberfläche so in zwei Teile, daß auf den einen das meiste Land, auf den anderen das meiste Wasser kommt, so bildet London ungefähr den Mittelpunkt der Landhälfte (siehe die Abb.). Nichts kann besser als diese Tatsache die außerordentliche Bedeutung kennzeichnen, welche schon die natürliche Lage den britischen Inseln verliehen hat. Sie bilden den am meisten nach Westen vorgeschobenen Teil Europas, von der weit im Norden gelegenen Insel Island abgesehen, und liegen zugleich von allen Teilen Europas der Ostküste Amerikas am nächsten. Wie die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Erde zur Zeit liegen, bilden sie den Mittelpunkt nicht bloß der Machtbeziehungen der Staaten der Erde, sondern auch ihrer industriellen und finanziellen Leistungsfähigkeit. Ohne Zweifel beherbergen weite Gebiete Indiens, Indoasiens und Chinas mehr Menschen als Westeuropa und der Osten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, aber ihre wirtschaftliche Kraft, ihr Reichtum stehen hinter denen der angelsächsischen Rasse — im weitesten Sinne des Wortes genommen — sehr erheblich zurück. In diesen Dingen wird vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, in absehbarer Zeit ein Umschwung eintreten, aber die Gegenwart kann die weltgebietende Bedeutung den britischen Inseln nicht absprechen. Die Inselnatur spielt in der Entwicklung des englischen Volkes und seines steigenden Einflusses auf die ganze übrige Welt eine entscheidende Rolle. Vom Normannenzug Wilhelms des Eroberers 1066 bis zum Beginn des letzten Weltkrieges, also etwa $8^1/_2$ Jahrhunderte hindurch, hat England diesen Zustand der „splendid isolation" ausnutzen können und hat es auch redlich getan. Mit voller Absicht hat es bis in die neueste Zeit hinein immer von neuem der Versuchung widerstanden, den Kanal an seiner engsten Stelle



Die Weltlage der Britischen Inseln im Mittelpunkte der Landhalbkugel

zwischen Dover und Calais zu durchtunneln und so eine feste Verbindung mit dem Kontinent zu schaffen. Es konnte sich unbeschadet der vielen Revolutionen auf dem Festlande nach eigenen Gesetzen entwickeln und hat sich bis auf den heutigen Tag bis zu einem gewissen Grade von dem Verkehr mit dem übrigen Europa abgesondert. Es ist nicht von ungefähr, daß in den letzten Jahren vor dem Kriege der Verkehr zwischen England und dem ganzen übrigen Europa sich nur auf jährlich rund $1^1/_2$ Millionen Menschen belief, von denen mehr als 75% Engländer waren, während der Verkehr zwischen Holland, Belgien und Frankreich, die zusammen nur wenig mehr Einwohner als England zählen, etwa dreimal so groß war, und daß verhältnismäßig so außerordentlich wenig Touristen die britischen Inseln aufsuchen.

Der letzte Krieg hat freilich dieser „splendid isolation" ein jähes Ende bereitet. Flugzeuge und Luftschiffe haben in großer Zahl England heimgesucht, U-Boote konnten eine Zeitlang die Lebensmittelzufuhr von außen abschneiden und hätten sie bei rechtzeitiger und rücksichtsloser Einsetzung so gut wie gänzlich verhindern können; heute wäre es technisch eine Kleinigkeit, die Südküste Englands von Frankreich aus unter ständigem Feuer zu halten, ganz abgesehen von der Wirkung ungeheuer großer Geschwader von Flugzeugen, die in ganz kurzer Zeit die Kultur und Blüte Englands vernichten können.

Nur ein schmaler Meeresarm von wenig über 60 m Tiefe und von 31 km Breite an der schmalsten Stelle trennt heute Großbritannien vom europäischen Kontinent. Würde sich die Oberfläche der britischen Inseln um 100 m senken, so würden sie von Deutschland aus zu Land zu erreichen sein, bei 200 m Senkung würde nur eine ganz schmale Wasserrinne sie von der Küste Südnorwegens trennen. Westlich von Nordirland nähert sich allerdings die 2000 m-Tiefenlinie des Atlantischen Ozeans bis auf 70 km, die 3000 m-Linie bis auf 150 km, im ganzen aber sind Großbritannien wie Irland echte Kontinentalinseln im Gegensatz zu den ozeanischen Inseln, die, wie Island, allseitig aus großer Meerestiefe emporsteigen.

Neben den beiden Hauptinseln umfaßt unser Gebiet drei größere Inselgruppen: die Hebriden westlich, die Orkney- und die Shetlandinseln nördlich von Schottland. Erstere zerfallen deutlich wieder in zwei Hauptgruppen, die Inneren und die Äußeren Hebriden, welche durch die Little Minch voneinander getrennt sind. Mitten zwischen England, Schottland und Irland, von jedem Land etwa 40 km entfernt, liegt in der Irischen See die Insel Man, nahe der nordwalisischen Küste Anglesey, im unmittelbaren Zusammenhang mit der Südküste Wight, während die Scillyinseln im äußersten Südwesten sozusagen die Fortsetzung des Land's End bilden. Der Westküste Irlands sind eine ganze Reihe von Inseln vorgelagert, von denen die Insel Achill mit 300 qkm die größte ist. Noch in, geologisch gesprochen, sehr junger Vergangenheit bildeten beide Hauptinseln und die genannten Inselgruppen und Inseln, welche bis auf die entfernter liegenden Shetlandinseln sämtlich nur in später Zeit abgesprengte Teile der Hauptinseln sind, einen Teil des Kontinentalblocks von Europa. Erst am Ende des Quartärs oder der Diluvialzeit trennte sich Irland, das schon einmal, im Pliozän, ein selbständiges Dasein geführt hatte, endgültig von Großbritannien und dann dieses selbst vom Festlande. Dafür spricht die Verbreitung der Tierwelt auf beiden Inseln, denn während Großbritannien 40 besondere Arten von Säugetieren und 13 Arten von Reptilien und Amphibien besitzt, hat Irland deren nur 22 bzw. 4.

Die Trennung beider Inseln geschah erst nach dem Auftreten des Menschen der jüngeren Steinzeit.

Den nördlichsten Punkt der Hauptinsel bezeichnet Dunnet Head (58° 40′), in gleicher Breitenlage mit Stavanger in Norwegen und der Waldaihöhe in Rußland, den südlichsten Kap Lizard (49° 58′), in gleicher Breite mit Mainz und Bamberg. Mit Hinzurechnung der Shetlandinseln rückt der nördlichste Punkt auf 50° 50′ (wie Bergen in Norwegen). Irlands westlichster Punkt (St. Davids Head) liegt auf 5° 20′ westl. Länge, Lowestoft Net, Großbritanniens östlichster, auf 1° 5′ östl. Länge; ersterer ist zugleich der westlichste Punkt Europas, letzterer liegt ungefähr auf dem Längengrad von Paris. Die britischen Inseln erstrecken sich also durch rund 11 Breiten-, aber nur durch $6^1/_2$ Längengrade, was nicht ohne Einfluß auf die klimatischen Verhältnisse ist.

Die Küstenentwicklung beider Hauptinseln ist ungewöhnlich groß, so daß in Großbritannien kein Punkt mehr als 70, in Irland mehr als 50 km von der Küste entfernt liegt. Sie wird bedingt durch die überaus zahlreichen Buchten, in denen das Meer oft tief in das Land eindringt. Besonders zahlreich treten sie im südwestlichen Irland und im nordwestlichen Schottland auf, wo sie scharenweise dicht nebeneinander liegen, nicht unähnlich der Westküste Norwegens. Hier wie dort sind sie nicht etwa durch die Brandungswellen des Ozeans geschaffen, obwohl diese natürlich die Kleinformen der Buchten bedingen, sondern in der Hauptsache auf Hebungen und Senkungen des Meeres zurückzuführen. Würde sich das Meer um einige hundert Meter senken, so würden z. B. die westlichen Hochländer Schottlands eine dritte, innerste Reihe der Hebriden bilden. Auf ähnliche Ursachen sind die trichterartigen Flußmündungen, namentlich des eigentlichen Englands, zurückzuführen, wie sie uns an der Ostküste im Wash- und Themsebusen, an der Westküste im Bristolkanal, den verschiedenen Einschnürungen der Liverpoolbucht, in der Morecambebucht, in der Solway Firth entgegentreten. Aber auch Schottlands Küsten sind mit tief ins Land dringenden Buchten gesegnet, sowohl auf der Ostseite (Firth of Forth, Firth of Tay, Moray Firth, Dornoch Firth), wie auf der Westseite (Firth of Clyde, Firth of Lorne), abgesehen von den zahlreichen kleineren, mehr im Norden gelegenen.

Irland hat in der Galway- und Donegalbucht weitere vortreffliche Beispiele, denen die Belfast- und Dundalkbucht an der Innenseite nicht die Wage halten können.

Daß diese Buchten, zumal wenn sie die Verlängerungen von Flüssen bilden, der Schiffahrt Englands die wertvollsten Dienste geleistet haben und noch immer leisten, leuchtet ohne weiteres ein. In der Tat liegen gerade die bedeutendsten Handelsplätze Großbritanniens im Hintergrunde solcher Meereseinschnitte (London, Liverpool, Glasgow). Daß dasselbe nicht auch in Irland der Fall ist, hat lediglich politische Gründe.

Steil- und Flachküsten wechseln auf beiden Inseln oft in schneller Reihenfolge miteinander ab. Irland, Schottland und Wales haben überwiegend Steilküsten, ebenso Südengland; im Gegensatz dazu ist die Ostküste Englands, von der die Nordsee immer mehr abbröckelt, durchgehends flach und daher wesentlich hafenärmer als die übrigen Küsten. Die Steilabstürze des Landes an der Südküste Großbritanniens, der Nord- und Westküste Irlands gehören zu den großartigsten Naturszenen, die die britischen Inseln überhaupt bieten. In eigenartigem Gegensatz dazu stehen

die lieblichen und mit der üppigsten subtropischen Flora bekleideten, windgeschützten Flecken Landes zwischen den steilen Küstenklippen, wie sie namentlich die Nord- und Südküste von Cornwall zahlreich aufweist.
Auch auf den kleineren Inselgruppen gibt es ganz ausgezeichnete Häfen, so Stornoway auf der Insel Lewis der Hebriden, Kirkwall auf Pomona der Orkneyinseln, beide aus dem letzten Weltkriege wohl bekannt, weil während desselben nichtbritische Fahrzeuge häufig dort festgehalten wurden. So ist alles auf die Schiffahrt eingerichtet, die See steht für den Briten mit dem Lande in unzertrennlichem Zusammenhange, während der Ire mit ihr nichts anzufangen weiß und ihm daher Schiffahrt und Fischerei auch ohne Bevormundung des Engländers fremd geblieben sind.

AUFBAU DES LANDES

Die britischen Inseln haben eine sehr reiche und mannigfaltige geologische Vergangenheit. Beinahe aus allen geologischen Formationen bis auf den Muschelkalk herab haben sich zum Teil sehr bedeutende Reste erhalten. Wir können hier auf Einzelheiten nicht eingehen, sondern müssen uns mit einigen Andeutungen begnügen. Auf der Hauptinsel Großbritannien treten in von einander durch jüngeres Gestein getrennten Erhebungen die Trümmer der ehemals zusammenhängenden Scholle paläozoischer Gesteine an die Oberfläche. Im äußersten Südwesten in der Halbinsel Cornwall und im angrenzenden Devonshire treffen wir in der Hauptsache die gefalteten devonischen Schiefer — daher der Name —, welche von einzelnen Granitstöcken durchstoßen werden und hier und da von den Kalken des produktiven Carbon überlagert sind. In der zweiten Trümmerscholle, von der ersten durch den Kanal von Bristol getrennt, erhebt sich das weit nach Osten hinausspringende Bergland von Wales. In Südostwales greifen die eben erwähnten Kalke noch vielfach über die politischen Grenzen von Wales hinüber in die Grafschaften Monmouth und Hereford und geben im äußersten Süden Veranlassung zu den berühmten Anthrazitgruben von Swansea und Umgegend, dagegen treten sie im nördlichen Teil ganz zurück und lassen den älteren kambrischen und silurischen Schichten — Cambrium und Silurium sind die alten Namen der Halbinsel Wales — völlig Raum zur Entfaltung. Freilich sind von ihnen dank der ausgiebigen Erosion der letzten Eiszeit nur noch Trümmer erhalten geblieben, doch das Gebiet um den Snowdon (1086 m), den höchsten Berg von England im engeren Sinne, zeigt noch deutlich Spuren vergangener Herrlichkeit — ex ungue leonem —. Ältere Eruptivgesteine durchbrechen auch hier die aus Schiefer und Sandsteinen angefüllten Bänke. Auf der Insel Anglesey hat die Quartärzeit die Spuren früherer Gebirgsbildung nunmehr völlig verwischt. Durch die Trias von Wales getrennt erhebt sich im Norden Englands das größte zusammenhängende Gebiet älterer Schichten, das sich in die Penninen und Cheviots der Osthälfte und in die Cumberlandsche Seenlandschaft in Westen gliedert. Erstere stellen einen der Länge nach aufgeborstenen Gebirgszug dar, dessen ältere Bestandteile im Norden, teilweise aber auch in der Mitte weggesunken sind, während der Sattel im südlichen Teil sich besser erhalten hat. Ihre höchste Erhebung erreichen sie im nördlichen Teile im Sea Fell Pike mit 960 m. Da Eruptivgesteine so gut wie gänzlich fehlen, sind ihre Formen stumpf. Die kahlen Rücken sind von zahlreichen Schafherden beweidet, auf deren Ertrag die berühmte Wollindustrie der dortigen Gegend zurückgeht.

In der Mitte sind Triasschichten eingelagert. Die Kohlenkalke sind sehr reich an produktivem Karbon, daher finden wir hier die ausgedehntesten Kohlenfelder Englands, die beinahe bis zur Ostküste reichen und im Verein mit den reichen Eisenerzlagern den Grund zum Industriereichtum dieser Gegend gelegt haben. In ihrem südlichsten Teil, der im 630 m hohen High Peak gipfelt, trägt das Gebirge schon mehr den Charakter der Landschwellen des südöstlichen Englands, hier überwiegt die Trias. An der Grenze von Schottland, nur durch eine 120 m hohe Senke getrennt, erheben sich die Cheviots Hills, ein rauhes Gebirge, das in seinen höheren Teilen gänzlich unbewaldet ist und gleich den Penninen zahlreichen Schafherden Platz darbietet, deren Wolle besonders geschätzt wird. Ziemlich steil fallen sie sowohl nach der englischen wie nach der schottischen Seite ab.

Noch mehr macht sich die Durchsetzung vulkanischer Gesteine in den Cumbrian Mountains geltend, die von Carlisle aus südwärts bis Barrow hinziehen. Sie erreichen im Scafell zwar nur 978 m, aber wie bei dem Snowdon täuscht die geringe Höhenzahl über den Charakter der Berglandschaft, der in ihren höchsten Teilen echt alpin genannt werden kann.

Im Westen einer Linie, die man von der Mündung des Tees südlich von Newcastle über Nottingham, Warwick, Swindon nach Exeter an der Südküste zieht, finden sich an der Oberfläche keine Spuren älteren Gesteins mehr, das freilich in der Tiefe überall erbohrt wurde. Zunächst treten östlich jener Linie Juraschichten auf, die in den 340 m hohen Cotswood Hills ihre höchsten Erhebungen besitzen und von dem Themsetal durchbrochen werden. An sie schließt sich die Kreideformation an, die mit mehreren Abzweigungen bis nach Beachy Head und Dover an der Südküste reicht und auch nach der schwach hügeligen Insel Wight hinübergreift. Jenseits der Themse bilden die Chiltern Hills eine deutliche Bodenschwelle, der sich in nördlicher Richtung beinahe bis zur Ousemündung weitere Bodenschwellen unter verschiedenen Namen anreihen. Auch auf beiden Seiten des unteren Humber treffen wir wieder Kreideschichten an. Zwischen den sog. North und South Downs, Hügelketten, die kaum 300 m erreichen, ist die ältere Kreideformation, unter dem Namen Wealden bekannt, sehr verbreitet. Zwischen diesen beiden Ausläufern der Kreide breitet sich in weichen Schichten das Tertiär aus, etwa mit Southampton als Mittelpunkt, während es außerdem noch in einem langen schmalen Zipfel, der sich in der Gegend von London verbreitert, bis in die Gegend von Norwich zieht und nördlich davon bei Cromer die Nordsee erreicht.

Schottland ist überwiegend ein Gebirgsland (Highlands, d. h. Hochländer) bis auf die Landstriche längs seiner Nordküsten und die schmale Zone zwischen den südlichen und nördlichen Highlands, die Lowlands (Niederlande) genannt, wo sich drei Viertel der ganzen Bevölkerung Schottlands zusammendrängen, eine gefaltete Devonscholle mit Kohlenflözen und einzelnen Eruptivgesteinen, die aber keine Tiefebene ist, sondern ein welliges Hügelland mit Erhebungen bis zu 720 m (Ochill Hills).

Die Südlichen Hochlande sind kein geschlossenes Gebirge, sondern eine Anhäufung einzelner, bis 800 m ansteigender Berggruppen; sie bestehen in der Hauptsache aus Silur, aus dem die granitischen Berggipfel herausragen. Im äußersten Südosten kommen Devon und Karbon vor; letzteres liefert etwas Steinkohlen. Die Hochflächen sind vielfach versumpft, durchweg kahl und nur mit Heidekraut

bedeckt. Die Nördlichen Hochlande sind gleichfalls waldlos, namentlich nördlich vom kaledonischen Kanal; sie bestehen überwiegend aus Cambrium und Silur, deren Schichten sehr gestört sind, und gipfeln in dem Ben Nevis, der mit 1343 m der höchste Punkt der britischen Inseln ist, nahe der Westküste, und dem Ben Muich d'hui (1309 m), der der Osthälfte angehört. Die Westküste Schottlands trägt im Gegensatz zur weit einförmigeren Ostküste im allgemeinen den Charakter der Landschaft des westlichen Norwegens, mit der sie auch den Reichtum an Seen teilt, die etwa 1% des ganzen Landes bedecken.

Die Inneren Hebriden sind nichts weiter als abgetrennte Halbinseln der Hauptinsel; vielfach finden sich auf ihnen Basalte. Weltberühmt ist die Fingalshöhle auf Staffa, ebenso großartig sind die Basaltbildungen an der Ostküste der Insel Skye. In der Umgegend des Moray Firth ist der Devon stark verbreitet. Die Hebriden sind durchweg gebirgig, der Clisham auf Lewis erreicht 799 m, Ben More auf Mull 968 m, der Cuchillin Hills auf Skye 986 m.

Die Orkney-Inseln bilden geologisch eine direkte Fortsetzung der Nordwestecke Schottlands, ihr Boden besteht aus devonischem Sandstein, auf den Shetlandinseln dagegen, die sich von den Orkney-Inseln durch ihr unruhiges Relief und die weit größere Zerrissenheit der Küste auszeichnen, begegnen sich alte Sedimente verschiedener Zeitalter mit vulkanischem Gestein. Die zahlreichen Seen auf allen diesen Inselgruppen verdanken ihre Existenz in erster Linie dem undurchlässigen Boden, der viele Brocken Urgebirgsgestein enthält.

Die Insel Man enthält so viele verschiedene geologische Formationen, daß man nicht annehmen kann, sie hätten sich selbständig auf der Insel abgesetzt; man ist daher geneigt, sie als einen Teil der älteren Insel „Britannica" anzusehen, deren größte Teile jetzt Großbritannien und Irland bilden, also sozusagen als eine Brücke zwischen den beiden Hauptinseln.

Irlands horizontale Gliederung und geologische Formationen werden nur verständlich, wenn man sich erinnert, daß es erst nach Schluß des Paläozoikums zur Insel wurde. Die Berglandschaften des äußersten Nordens bilden eine Fortsetzung der Highlands Mittelschottlands, die Mourne Mountains südlich von Belfast eine solche der Lowlands Südschottlands und die Wicklow Mountains südlich von Dublin das Gegenspiel zum gegenüberliegenden Wales. Beide Landschaften hat man nicht mit Unrecht in Parallele zu Vogesen und Schwarzwald am Oberrhein gesetzt. Nach der ersten Vereinigung mit Großbritannien sind alle späteren Formationen allmählich verschwunden, darunter auch die produktive Steinkohlenformation, die auf der größeren Insel zum größten Vorteil des Landes erhalten geblieben ist. Nur in der Provinz Leinster ist in den Grafschaften Kilkenny und Carlow ein größeres abbauwürdiges Kohlenfeld stehengeblieben.

Archäische Ablagerungen treten besonders im Nordwesten, ältere silurische im Osten, devonische im Südwesten auf, überall mehr oder weniger durchbrochen von älteren vulkanischen Bildungen, besonders in den schon genannten Wicklowbergen. In der äußersten Nordostecke haben sich in der Grafschaft Antrim unter den Basalten, die lebhaft an die Bildungen der Insel Staffa erinnern, Ablagerungen aller Sedimentärschichten von der Trias bis zur Kreidezeit erhalten.

Schon der seltsame Verlauf der meisten irischen Flußsysteme, der schnelle Wechsel zwischen Seen und Flüssen, der an Südfinnland gemahnt, sind ein Beweis dafür, daß erst die Eiszeit durch Erosion und Anhäufung des lockeren Oberflächenmaterials der Landschaft ihr charakteristisches Gepräge verliehen hat.

Das ganze nördliche Drittel bis zu einer Linie von der Donegalbucht im Westen bis zum Carlingford Lough — diese Buchten werden meist Bay genannt, aber auch die Namen Harbour, Lough, d. h. See, River kommen vor — ist durchweg gebirgig, nur die Umgegend des Lough Neagh, des größten Binnensees der britischen Inseln, ist eine große fruchtbare Ebene etwa von der Größe des früheren Herzogtums Koburg. Seine höchste Erhebung besitzt es im 850 m hohen Slieve Donard, der unmittelbar an der Küste der Irischen See unweit der Hafenstadt Newcastle emporragt; die höchste Erhebung des Berglandes Donegal im äußersten Nordwesten, der Engal, erreicht nur 750 m. Aber auch hier gilt in noch höherem Maße die schon früher gemachte Bemerkung, daß die absolute Höhenzahl für den Charakter des Gebirges nicht maßgebend ist. Selbst so geringe Höhen, wie der Malin Head, der nördlichste Punkt Irlands, wirken durch die Steilheit des Terrains und die wilde Einsamkeit ihrer Umgebung wahrhaft alpin und erwecken beinahe die Vorstellung eines Hochgebirges. Von Dundalk bis Dublin fehlt die Aufkrempelung des Randes beinahe vollständig, während sich an der Westküste das Bergland von Connemara und Mayo zwischen der Galway- und der Donegalbucht steil und unvermittelt sowohl von Innen wie von der Küste aus bis in die Berggruppe der Twelve Pins bis zu einer Höhe von 730 m und im Mwechren zu 819 m erheben.



(Nach Howarth)

In der Südhälfte der Insel, südlich der Linie Dublin—Galway, steigen allerorten Berggruppen nicht bloß an den Rändern der Insel, sondern auch im Inneren empor. Liegen zwar die Kulminationspunkte Südirlands in unmittelbarer Nähe der Küste (Carrantuoill in den Kerrybergen im Südwesten 1040 m, Brandon Hill 953 m, ebenda, Lugnaquilla im Wicklowbergland an der Ostküste 910 m), so ragt doch noch der Keeper Hill östlich von Limerick 704 m empor und selbst in dem Slieve Bloom in der Mitte der Insel, gleichweit von der Ost- und von der Westküste entfernt, werden 600 m noch beinahe erreicht.

FLÜSSE UND SEEN

Bei der relativen Kleinheit der Britischen Inseln haben ihre Flüsse nur eine geringe Länge; die drei größten unter ihnen, Themse, Severn und Shannon, erreichen mit ihren rund 350 km noch nicht die Länge der Ems. Dagegen sind sie dank den über das Jahr ziemlich gleichmäßig verbreiteten Niederschlägen im Verhältnis

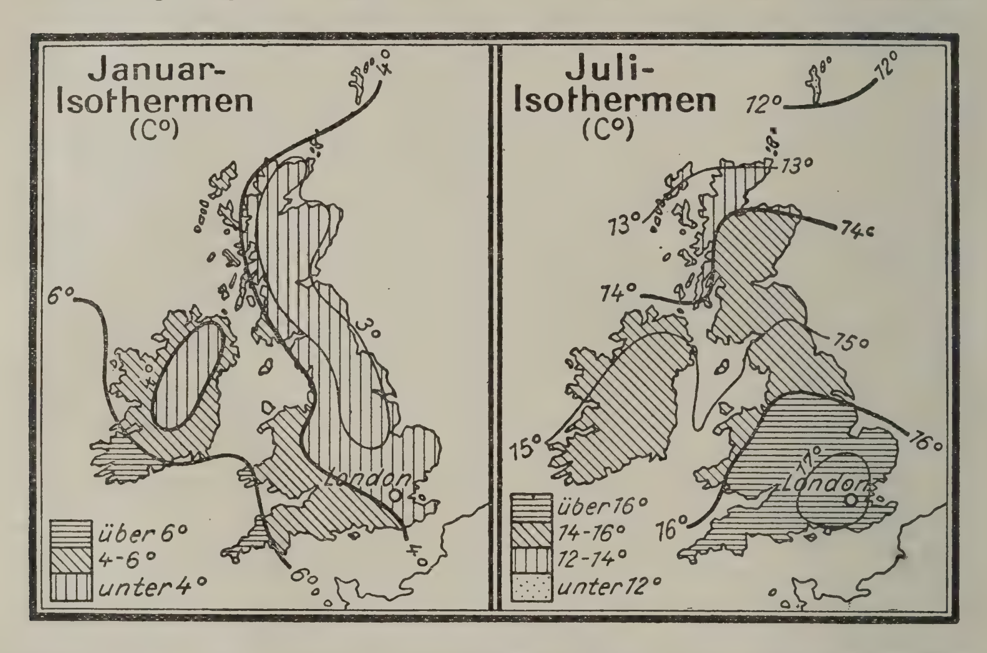
zu ihrer Größe recht wasserreich und erfreuen sich eines gleichmäßigen Wasserstandes, ein Umstand, der für ihre Benutzbarkeit sehr ins Gewicht fällt. In ihrem Verlaufe sind nicht selten größere und kleinere Wasserbecken eingeschaltet, die zu ihrem gleichförmigen Wasserstand wesentlich beitragen. So übertreffen der Tay und der Clyde alle schottischen Ströme an Wasserreichtum, weil ersterer den Loch Tay durchfließt, letzterer von dem Abfluß des Loch Lomond profitiert. Den Vogel aber schießt der Shannon in Irland ab, der außer mehreren mittelgroßen Seen die Seen Ree (165 qkm) und Dergh (129 qkm) durchströmt.
Die britischen Flüsse entspringen meist in der Nähe des Meeres, suchen aber die gegenüberliegende Seite des Landes, also das Gegenmeer auf. So entspringt die Themse nur 20 km von dem Mündungstrichter des Severn. Der Ursprung des Wye und des Severn liegt nur 12 km von der Westküste Großbritanniens entfernt; der Fluß Bann, der an der Nordküste Irlands mündet, entspringt nur 6—7 km von der Ostküste entfernt, und von dem Shannon pot, der starken Quelle des Shannon, sind es nur einige 20 km bis zu der Donegalbay, während der Fluß erst 300 km südlicher sein Ende findet. Häufig vereinigen sich Flüsse erst kurz vor ihrer gemeinsamen Ausmündung zum Meer, so Ouse und Trent, die als Humber in die Nordsee münden, Suir und Barrow fließen erst bei Waterford an der irischen Südküste zusammen, während sie von ganz verschiedenen Himmelsrichtungen kommen. Nicht nur relativ bedeutende Ströme wie Themse, Severn, Shannon, Tay, Humber, sondern auch kleinere Flüsse wie Forth, Clyde, Tee, Mersey auf Großbritannien, Toyle, Lagan, Newry, Barrow, Suir, Blackwater auf Irland endigen in einem trichter- oder schlauchförmigen Sack, so daß man nicht recht weiß, wo der Fluß aufhört und wo das Meer anfängt. Die einzigen bemerkenswerten Ausnahmen sind der Tweed und der Tyne, die Flüsse des Washgebiets in England, der Erne und der Liffey in Irland, doch ist auch in diesen Fällen, außer bei der Tyne, eine vorgelagerte Bucht vorhanden, der die Flüsse ihr Wasser anvertrauen.
Daß diese Trichtermündungen, die wahrscheinlich durch Senkung des Landes entstanden sind und durch die Gezeiten immer noch vergrößert und vertieft werden, für die Seeschiffahrt eine sehr große Bedeutung haben, wurden schon oben erwähnt.
Einen ganz merkwürdigen und jedem Reisenden sofort in die Augen fallenden Gegensatz bieten viele Flüsse namentlich des eigentlichen Englands in ihrem Ober- und Unterlauf in anthropogeographischer Beziehung dar. Während die Themse, die Tyne, Wear und Tees, die Severn und Clyde, kurz die meisten Flüsse Großbritanniens, in ihrem Oberlaufe anmutige Landschaften mit üppigen Wiesen durchfließen, in denen es still und einsam ist, ist ihr Unterlauf durch die endlosen Reihen einförmiger Fabrikschlote düster und abschreckend, und ihr durch die Abflüsse der vielen Fabriken schmutziges Wasser wird von zahllosen Fahrzeugen aller Art durchwühlt. Man denke nur an Städte wie London, Glasgow, Bristol. Der Don und die Aire in Nordwestengland bilden freilich auch in ihrem Oberlauf, der durch die Industriebezirke von Bradford und Leeds hindurchgeht, eine wenig rühmliche Ausnahme. Natürlich sieht auch die Seine bei Paris und Rouen anders aus als in der Champagne und die Elbe bei Hamburg anders als in ihrem böhmischen Oberlauf, aber hier sind doch die Entfernungen weit größer als in England, wo man in einer Bahnstunde vom Oberlauf eines Flusses zu seinem Unterlauf gelangen kann und die Kontraste beider Flußteile viel mehr in die Augen fallen.

Das eigentliche England besitzt Seen in Wales und im Seendistrikt im äußersten Nordwesten, wo sie zur Verschönerung der Landschaft sehr wesentlich beitragen. Ihre Entstehung ist teils auf tektonische Ursachen zurückzuführen, teils auf die Wirkung der Eiszeit; letztere hat auch die Seen der anderen Art stark beeinflußt. In Wales liegen die bekanntesten, Llyn Padarn und Llyn Peris (Llyn ist die walisische Bezeichnung für See), in der Nähe des Snowdon, der größte von ihnen, der Lake Bala, besitzt etwa die Größe des Königssees in den bayerischen Alpen, mit dem er im übrigen nicht die geringste Ähnlichkeit hat. Die Seenlandschaft in Nordwestengland ist ein Salzkammergut im kleinen, mit dem sie die Eigenschaft teilt, daß sie gerade im Hochsommer, wenn sie von Touristen sehr stark besucht wird, von hohen Niederschlägen heimgesucht wird. Der 15 qkm große, bis 67 m tiefe Windermere gilt als der lieblichste, der 9 qkm große und bis 63 m tiefe Ullswater als der erhabenste. Sämtlich liegen sie in der Nähe der höchsten Erhebung dieses Gebietes, des 960 m hohen Scafell Pike. Mehrere dieser Seen dienen der Wasserversorgung der großen Industriestädte Mittelenglands.
Von den zahlreichen schottischen Seen, die den Gegenstand einer langjährigen eingehenden Untersuchung gebildet haben, sind Loch Lomond (71 qkm), Loch Neß (56) und Loch Awe (38) die größten, während an Tiefe (309 m) Loch Morar alle überragt. Loch Neß und Loch Lochy liegen im Zuge des Caledonischen Kanals. Nicht wenige unter ihnen sind sog. Kryptodepressionen, d. h. ihr Boden liegt unter dem Meeresniveau, der Spiegel des Loch Morar liegt nur 9 m über dem des benachbarten Meeres. Die höchstgelegenen schottischen Bergseen Loch A'an und Loch Nagar liegen in 900 m Meereshöhe unweit des zweithöchsten schottischen Berges Ben Mac'dhui. Die schottischen Seen sind vielfach tektonischen Ursprungs.
In Irland sind beinahe 2% des Landes mit Seen bedeckt. Der größte unter ihnen, der Lough Neagh, gibt an Größe dem Gardasee wenig nach, ist ihm aber im übrigen so unähnlich wie möglich, denn nur ganz flaches, wenn auch fruchtbares Land umgibt ihn von allen Seiten. Südlich grenzen große Moore an ihn, die ohne Zweifel einst einen Teil von ihm gebildet haben. Von den Shannonseen war schon die Rede. Von den beiden Erneseen ist der obere außergewöhnlich inselreich, sind doch 40% seiner Fläche (67 qkm) mit Inseln bedeckt, größer sind der untere Ernesee (123 qkm), Lough Corrib (190 qkm) und Lough Mask (85 qkm), bei denen der Boden bis 38 und 36 m unter den Meeresspiegel reicht.

DAS KLIMA

Bei der bedeutenden Längserstreckung der Britischen Inseln von Norden nach Süden, dem Gebirgsreichtum des Landes, dem Vorherrschen westlicher Winde und der hiermit zusammenhängenden Tatsache, daß Irland dem Einfluß des Ozeans noch weit mehr ausgesetzt ist als Großbritannien, können die klimatischen Verhältnisse nicht überall die gleichen sein.
Zunächst bewirkt die Nähe des Ozeans, daß die Sommer nur mäßig warm, die Winter mild sind, und zwar um so mehr, je mehr die Gegend nach Westen und Süden liegt, also in Irland und dem westlichen Schottland mehr als im östlichen England. Dieser Einfluß beruht auf der Tatsache, daß die Luft über dem Ozean im Sommer kühler, im Winter wärmer ist als über dem festen Lande, und dann auf den Meeresströmungen, welche von der anderen Seite des Ozeans her bis nach Britannien vordringen. In der Hauptsache passieren sie die Nord- und Nordwestküste

Irlands und Schottlands und senden von der Nordsee aus einen Zweig südlich längs der Ostküste Englands, während ein anderer schwächerer Zweig direkt durch den Kanal bis in die Nordsee vordringt. Die Wirkung macht sich in der kühleren Jahreszeit bemerkbarer als in der wärmeren, d. h. der Überschuß der Wärme im Winter ist deutlicher zu spüren als ihr Nachlassen im Sommer. Der kälteste Monat hat im Westen und Südwesten eine Mitteltemperatur von 5°, also etwa die gleiche wie Biarritz und Genua, 5° wärmer als Berlin; Schnee und Eis treten nur in höher gelegenen Gegenden auf. Selbst auf den Shetlandinseln sank nach 30jährigen Beobachtungen das Thermometer nie unter — 10°, auf den Scilly-Inseln schwankt die Temperatur im Laufe des Jahres durchschnittlich zwischen 23,9 und — 3,9°, in Edinburgh dagegen zwischen 32,2° und — 14,4°, in Greenwich bei London

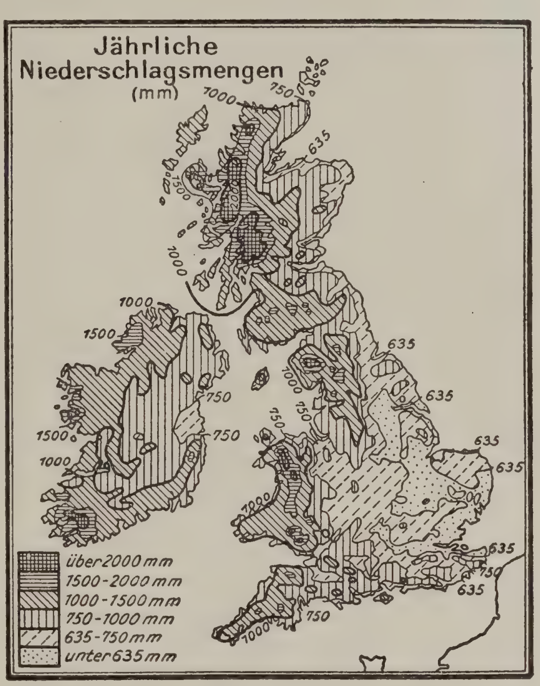


zwischen 36,1 und — 15,6°. Die Jahresschwankungen sind also hier ungefähr doppelt so groß wie dort, und das Klima nähert sich schon etwas dem kontinentalen.

Das Vieh kann das ganze Jahr über draußen auf der Weide bleiben, weder die Tätigkeit des Landmannes noch die des Bauhandwerkers wird im Winter unterbrochen. Andererseits kommen gewisse Früchte, wie Weintrauben, Kirschen, Pflaumen nicht zur Reife, weil ihnen die dazu nötige Sommerwärme fehlt, eine Ausnahme macht nur das östlichste England, das nicht selten von recht hohen Hitzewellen heimgesucht wird. Die kühle Sommertemperatur erhält die Tätigkeit des Menschen und schützt ihn vor erschlaffendem Nichtstun.

Ist England hinsichtlich der Temperaturverhältnisse im ganzen begünstigt, so verhält es sich mit den Niederschlägen anders. Die britischen Inseln sind im ganzen sehr niederschlagsreich, namentlich im Spätherbst und Winter, weil wegen der kühleren Temperatur des Landes gegenüber dem Wasser mehr Feuchtigkeit über dem Ozean verdunstet wird. Am geringsten sind die Niederschläge im Frühjahr, weil dann das Land wärmer ist als das Meer und meist trockene Winde aus

Norden und Osten wehen. Nur im südöstlichen England und namentlich im östlichen Schottland überwiegen die Sommer- vor den Winterregen. Der Unterschied zwischen den einzelnen Jahreszeiten ist in Irland am geringsten.
Die Gebirge von Nordwales und Cumberland gehören zu den niederschlagreichsten Europas. Jahresmengen von 4 m sollen keine Seltenheit sein. Andererseits sinken sie in Ostengland und Ostschottland auf 600 mm, im Fendistrikt wahrscheinlich noch darunter.



In der besseren Jahreszeit treten in der Ebene Nebel wie Regen nur strichweise auf und sind zwar häufig, aber nie von längerer Dauer, und die Sonne scheint viel öfter, als man nach den hohen Niederschlagsmengen des ganzen Jahres annehmen sollte. Wundervoll sind die Wolkenbildungen und die Luftperspektiven an heiteren Tagen des Frühlings und Frühherbstes in Gegenden, die der Wirkung des Ozeans stark ausgesetzt sind und nicht unter Fabrikdunst zu leiden haben, wie z. B. in den meisten Gegenden Irlands. Desto schlimmer sind die Winternebel in den Großstädten; der durch seine Lichtundurchdringlichkeit besonders berüchtigte londoner Nebel ist in rascher Zunahme begriffen, so daß jetzt die Zahl der Nebeltage in London etwa 100 betragen soll, gegen nur 60 in den 80er Jahren des verflossenen Jahrhunderts. Die Sonnenscheindauer in den Monaten November bis Februar beträgt in der City jetzt im Durchschnitt nur 96 Stunden, d. i. noch nicht 5% der möglichen!
Der Schnee bleibt im Flachlande im allgemeinen nur vorübergehend liegen, aber auch das Gebirge ist durchschnittlich schneearm. Der Snowdon trägt seinen Namen nicht mit Recht, denn er ist den weitaus größten Teil des Jahres über schneefrei. Am Ben Nevis bleibt zuweilen der Schnee an einigen Stellen das ganze Jahr über liegen, wie z. B. auch am Feldberg im Schwarzwald, aber durchaus nicht in allen Jahren, und die schottischen Gebirge würden die Schneegrenze erst erreichen, wenn sie etwa 250 m höher wären. Eine wenig erfreuliche klimatische Erscheinung sind die häufigen Stürme, die im Verein mit dem Nebel der Schiffahrt sehr oft große Schwierigkeiten bereiten; besonders heimgesucht werden von ihnen die Küsten des nördlichen Schottlands.

PFLANZEN- UND TIERWELT

Die Tatsache, daß sowohl die Pflanzen- wie die Tierwelt sich von der des festländischen Nordwesteuropa nicht wesentlich unterscheidet, kann als ein vollgültiger

Beweis dafür dienen, daß die Britischen Inseln noch in geologisch später Zeit mit dem Kontinent zusammengehangen haben. Die häufigsten Bäume sind Eiche und Buche in England, Buche und Esche im südlichen, Birke und Fichte im nördlichen Schottland, während die Kiefer verhältnismäßig selten vorkommt. Die vielen irischen Ortsnamen auf derg, dair, dare, derry deuten auf eine frühere starke Verbreitung der Eichen in Irland hin. Die Handelsstadt Londonderry heißt irisch Daire Calgaid, d. h. Eichenwald des Calgaid; die Endungen auf fee, coill, kil bedeuten Wald. An der Südküste Englands,namentlich aber an der Südwestküste Irlands kommen viele subtropische Pflanzen vor, so Arbutus unedo, der Erdbeerbaum, Ilex aquifolium (Stechpalme) in sehr großen Exemplaren, Laurus cerasus (Lorbeer), Quercus suber (Korkeiche) und eine besonders schlanke Eiche (Quercus pyramidalis), Pinus pinsabo und Larix cedrus in Exemplaren, in denen sie kaum an der französischen oder italienischen Riviera zu sehen sind. Großbritannien, namentlich aber Irland, gehören zu den waldärmsten Ländern Europas, weniger aus klimatischen Gründen oder wegen der Bodenverhältnisse, sondern weil die verhältnismäßig schon früh einsetzende starke Bevölkerung Englands und Irlands den Menschen zwang, den Boden möglichst durch Weiden und Hackbau auszunutzen; Schottlands Waldarmut ist dagegen überwiegend auf Jagdpassionen der großen Grundeigentümer zurückzuführen, denen an großen Heiden mehr als an Wäldern gelegen war. Trotzdem machen viele Teile, namentlich des eigentlichen Englands, einen parkähnlichen Eindruck, weil nicht nur an der Landstraße, sondern auch auf den Äckern und Wiesen viele alte Bäume stehen gelassen und sorgfältig geschont werden, auch wenn es vom wirtschaftlichen Standpunkte aus vorteilhafter wäre, sie abzuhauen.

Die Raubtiere sind schon viel früher als auf dem Kontinent ausgerottet. In den Tierparks von Schottland hat sich ein vortrefflicher Rotwildstand erhalten. Die Seen und Flüsse beherbergen einige endemische Arten von Salmoniden in ziemlicher Fülle, weil die Gesetze gegen Verunreinigung des Wassers viel drakonischer sind als auf dem Kontinent.

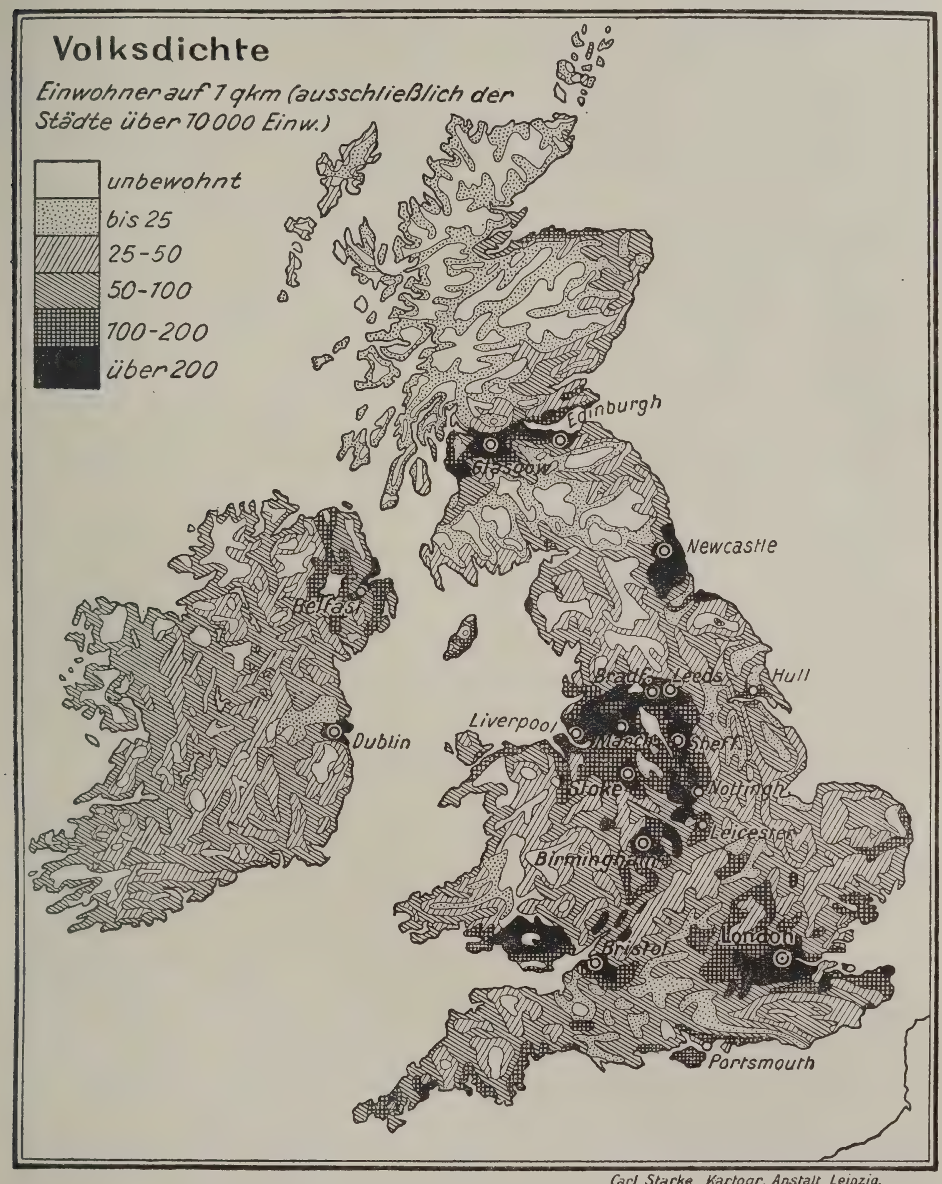
AREAL UND BEVÖLKERUNG

Die Britischen Inseln bedecken im ganzen 313 351 qkm, sind also größer als das heutige Preußen (294 555), kleiner als das Preußen vor dem Weltkrieg (350 424). Davon entfallen auf die Hauptinsel Großbritannien mit den kleineren Inseln 218 790 qkm, etwas weniger als die dreifache Fläche Bayerns, auf die Insel Irland 82 930 = Bayern und Hessen, auf die Hebriden 7650 = Mittelfranken, die Shetlandinseln 1530, etwas mehr als Rheinhessen, die Orkney-Inseln 1004 = Waldeck, die Insel Man 573 qkm = Koburg.

Seitdem am 6. Dezember 1922 die Unabhängigkeit des neugebildeten Irischen Freistaates (Saorstat Eireann) vom Mutterland anerkannt worden ist, bilden die britischen Inseln keine politische Einheit mehr. Der Irische Freistaat umfaßt 69 500 qkm, also 83% der Insel Irland. Nordirland mit 13 430 qkm ist ein Teil des Mutterlandes geblieben.

Die Einwohnerzahl belief sich 1924 auf rund 48,2 Millionen (Deutschland 62, Preußen 38), davon entfielen auf Großbritannien mit Nebeninseln 43,8, auf Irland 4,4 Mill., nämlich 1,3 Mill. auf Nordirland, der Rest auf den Irischen Freistaat. Auf 1 qkm lebten auf den britischen Inseln im Durchschnitt 154 Menschen, in

Großbritannien allein 190, in ganz Irland 53, in Nordirland 90, dem Irischen Freistaat 44. Die Bevölkerungsdichte Großbritanniens steht also zwischen derjenigen von Holland und Belgien, die Irlands zwischen der von Mecklenburg-Schwerin



und Pommern. Die Bevölkerung ist außerordentlich ungleich verteilt. Dicht neben den sehr bevölkerten Grafschaften Lancashire und Cheshire mit beinahe 800 Seelen auf 1 qkm liegen auf den Hochebenen der Penninen Distrikte mit unter 100 Seelen. Sehr stark bevölkert ist auch das westliche Yorkshire, die Umgegend von Birmingham und Newcastle. In Wales grenzt Glomorganshire mit

600 an Brecknockshire mit 33, in Schottland Lanarkshire mit über 700 an Ayr mit 100, in Irland Dublin mit 480 an Wicklow mit 30. Am schwächsten bevölkert ist das nördliche Schottland: Ross und Cromarty 8, Invernesshire 7, Sutherland 3, Zahlen, die unter die Bevölkerungsdichte der Steppen des inneren Kleinasiens herabgehen. Auch die schottischen Inselgruppen sind schwach bevölkert: Hebriden 12, Orkney 24, Shetland 18; sehr stark bevölkert ist dagegen die Insel Wight (230), schwach die Insel Man (28). In Irland sind die Ungleichheiten der Bevölkerungsdichte geringer als in Großbritannien, keine Grafschaft sinkt unter 25, keine, außer den rein städtischen Bezirken Dublin, Belfast, Cork, Londonderry, erreicht 100.

Von 1801 bis 1921 hat sich die Bevölkerung der Britischen Inseln verdreifacht, ebenso die von Schottland allein; während diejenige von England und Wales zusammen in der gleichen Zeit $4^1/_2$ mal so groß geworden ist, hat sie sich in Irland um 17% vermindert. Während 1821 Irland noch ein Drittel der Gesamtbevölkerung der britischen Inseln beherbergte, war diese Zahl ein Jahrhundert später auf ein Zehntel gesunken. Für das Gebiet des heutigen Irischen Freistaates betrug der Gesamtrückgang der Bevölkerung von 1841 auf 1911 mehr als 50%, statt 44 wohnten damals 92 auf 1 qkm, einzelne Grafschaften im Inneren, so Tipperary und Claire, haben mehr als 60% ihrer Bevölkerung verloren. Für das heutige Nordirland belief sich der Rückgang in der gleichen Zeit nur auf 24%, auf 1 qkm entfielen 1841: 120, 1921: 92 Personen.

In England und Schottland lebten 1911 78% in den Städten, nur 22% auf dem Lande, in Irland ist das Verhältnis 66 : 34. In den 12 Städten Englands über 250 000 Einwohnern lebte gerade ein Viertel der Bevölkerung, in den 44 Städten über 100 000 Einwohner beinahe zwei Fünftel. Ähnlich ist das Verhältnis in Schottland, in Irland dagegen lebten nur 15% der Bevölkerung in den beiden Städten über 100 000 Einwohner. Die 10 volkreichsten Städte waren Mitte 1923 die folgenden: London 7 616 000, Glasgow 1 051 000, Birmingham 946 000, Liverpool 858 000, Manchester 752 000, Sheffield 524 000, Leeds 470 000, Dublin 435 000, Belfast 429 000, Edinburgh 427 000.

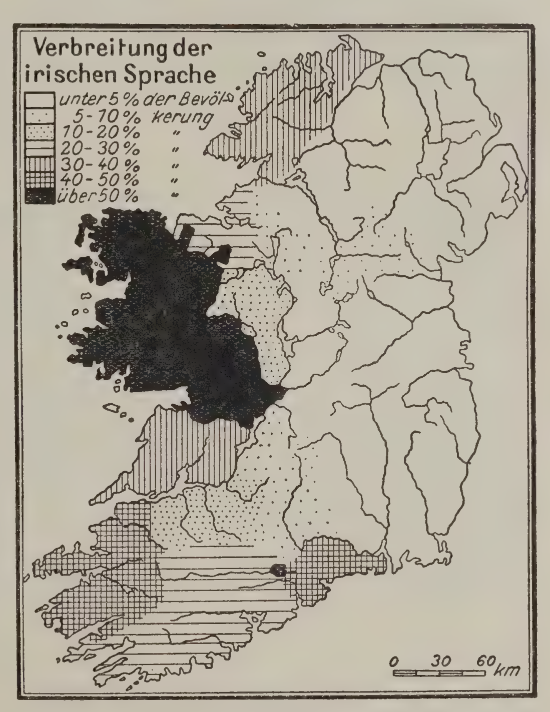
Auf 1000 Seelen entfielen 1924

	in England	Schottland	Irland
Geburten	19	21	22
Todesfälle	12	14	16
Eheschließungen	8	7	?

In den 38 Jahren 1815 bis 1852 sind aus britischen Häfen 3 463 592 Personen ausgewandert, in den 71 Jahren 1853 bis 1923 21 214 000, davon rund 15 Millionen Briten. Im Jahre 1923 wanderten 463 285 Personen aus (drei Viertel Briten), 210 509 (70% Briten) ein, es wanderten also 252 776 mehr aus als ein. Von den Briten wanderten 37% nach Kanada, 30% nach U. S. Amerika, 13% nach Australien, 6% nach Südafrika, je 3% nach Neuseeland und nach Indien. Von den Nichtbriten gingen 65% nach U. S. Amerika, 30% nach Kanada. Der Personenverkehr nach europäischen Häfen betrug 1923 1 038 154, von europäischen Häfen nach englischen Häfen 1 103 016. Von der Bevölkerung Schottlands waren 1923 93% im Lande geboren, von der irischen gar 96%.

Die Britischen Inseln waren wahrscheinlich schon vor der Trennung in die beiden Hauptinseln besiedelt, vielleicht sind in der heutigen Bevölkerung noch Spuren der vorsteinzeitlichen Bevölkerung vorhanden. Man nimmt an, daß die Urbevölkerung Iberer gewesen sind, der Indogermanen aus der Bretagne in der Bronzezeit

folgten. Die Kelten wanderten erst in der Eisenzeit ein, die Sachsen nahmen in der Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. Südengland, die Angeln Ostengland ein, während Norweger die schottischen Inselgruppen besiedelten. Der Zuzug der Normannen 1066 reichte nicht bis an die schottische Grenze. Spätere Einwanderung von Flamen und Hugenotten in der neueren Zeit änderten an der Zusammensetzung der Bevölkerung nur äußerst wenig. Charakteristisch ist der sehr geringe Zuzug fremder Elemente im Gegensatz zu Frankreich und namentlich zu Deutschland in neuerer und neuester Zeit, dagegen die sehr starke Auswanderung infolge eines Bevölkerungsüberschusses. In Irland lag die starke Auswanderung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Hauptsache an den politischen und sozialen Verhältnissen der Insel, weniger an der Übervölkerung des Landes, das leicht eine größere Bevölkerungszahl ernähren könnte. Die Zahl der in den Vereinigten Staaten von Amerika ansässigen Irländer wird auf mindestens die doppelte der in Irland lebenden geschätzt, für Großbritannien im ganzen ist das Verhältnis nicht bekannt. Bemerkenswert ist der schottische Einschlag in Nordirland und in der protestantischen Bevölkerung Kanadas.



(Nach Howarth)

Die keltische Sprache stirbt in Großbritannien, abgesehen von Wales, rasch aus. In Cornwall ist schon seit mehr als einem Jahrhundert die gälische Sprache gänzlich erloschen, in Wales gab es 1911 190 292 über 3 Jahre alte Personen oder 8% der Gesamtbevölkerung, die nur walisisch sprachen, und 787074 oder 32½%, welche englisch und walisisch sprachen. Namentlich in Nordwales erscheinen zahlreiche Zeitungen in walisischer Sprache, die neben der englischen vollkommene staatliche Gleichberechtigung besitzt. In Schottland gab es im gleichen Jahr 18 400 Personen oder rund 0,4%, die nur gälisch, und 184 500, d. i. 4%, die beide Sprachen beherrschten. Das Gälische ist auf die Hebriden und den Nordwesten beschränkt. Auch auf der Insel Man wird ein dem Gälischen ähnlicher Dialekt (Maux) gesprochen. Auch in Irland war die irische Sprache bis auf die neueste Zeit in starkem Rückgang begriffen. Im Jahre 1801 konnte die Hälfte der Bevölkerung (2,6 Mill.) Englisch weder verstehen noch sprechen, und 4 Millionen verstanden Irisch und Englisch. 1861 war die Zahl der erstgenannten auf 1½ Million, 1891 auf 680 000, 1911 auf 547 000 Personen zusammengeschrumpft. In der Grafschaft Galway sprechen 54%, in der Grafschaft Mayo 46% der Bevölkerung irisch (1891 noch 58 bzw. 51%). Im Jahre 1911 gab es nur noch 16 870 Personen, fast sämtlich in den Grafschaften

Galway, Donegal, Kerry und Mayo wohnhaft, die sich nur irisch verständigen konnten. Dank den Bemühungen der Society for the preservation of the Irish language ist der Rückgang der irischen Sprache in den letzten 10 Jahren langsamer geworden, und seitdem ist das Irische neben dem Englischen Staatssprache. Alle amtlichen Bekanntmachungen, alle Straßennamen erfolgen an erster Stelle in irischer Sprache, darunter steht die englische Übersetzung. Auch die Namen der Grafschaften und Ortschaften sind keltisiert und werden mit irischen Buchstaben geschrieben, die vielfach von den lateinischen abweichen. Auch hat Irland seine besonderen Postmarken, während Nordirland die englischen hat. Das Münzsystem ist überall das gleiche, aber im Irischen Freistaat weicht neuerdings auch die Benennung der Münzen von der englischen ab.

Der Konfession nach ist Großbritannien überragend evangelisch, der Irische Freistaat katholisch (neun Zehntel), in England und Wales leben 5%, in Schottland 12%, in Nordirland 34% Katholiken; ihr Prozentsatz ist in rascher Zunahme begriffen.

Einige Zahlen über den niederen und höheren Unterricht mögen hier noch folgen.

Es entfielen 1923 auf 100 000 Seelen

	in England	Schottland	Irischem Freistaat
Elementarschulen	55	59	181
Elementarschüler	15 000	13 800	15 800
Lehrer	447	429	438

In England, Nordirland und im Irischen Freistaat kamen rund auf je 1000 Seelen 1, in Schottland 2 Studenten. Der stärkstbesuchten Universität London (1925/26 9091 Studenten) folgen die beiden alten Universitäten Oxford und Cambridge, deren Gründung ins 12. Jahrhundert fällt, mit 5811 bzw. 4997 Studenten, Glasgow mit 4423 und Edinburgh mit 3724 Studenten.

England zählt außer den 3 bereits genannten noch 7 (Durham, Manchester, Birmingham, Liverpool, Leeds, Sheffield und Bristol, von denen die letztgenannte erst 1909 gegründet wurde), Schottland noch 2 (St. Andrews und Aberdeen, beide aus dem 15. Jahrhundert), Nordirland Belfast, 1909 gegründet, der Irische Freistaat 2 Universitäten in Dublin, von denen die 1909 gegründete Nationaluniversität noch Filialen in Cork und Galway hat, während das katholische Trinity College bereits 1591 gestiftet wurde. Die 1903 gegründete Universität Wales ist auf die 3 Städte Bangor (Nordwales), Aberystwyth (Mittelwales) und Cardiff (Südwales) verteilt, sie zählte 2643 Studenten. London hatte im Verhältnis zur Zahl der Studenten die meisten Dozenten, 1:10, Oxford 1:40, Cambridge 1:30. Technische Hochschulen gibt es in England nicht, aber eine große Zahl technischer Mittelschulen.

DIE BRITISCHE VERFASSUNG

Die britische Staatsverfassung hat zur Grundlage die angelsächsische Verfassung, die durch Wilhelm den Eroberer nur in wenigen Stücken verändert wurde. Großbritannien ist eine erbliche konstitutionelle, aber beschränkte Monarchie. Die Regierungsgeschäfte liegen in den Händen des Parlaments, welches aus dem König, dem Oberhaus (House of Lords) und dem Unterhaus (House of Commons) besteht. Es wird auf 7 Jahre berufen und darf nie länger als 80 Tage vertagt werden. Zum Oberhaus gehören die volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, die Erz-



Hugh Town, der Hauptort der Scilly-Inseln



Parktor (Brynygwin Gate) bei Dolgelly



Stratford upon Avon



High Street in Oxford



Northgate Street in Chester

bischöfe von York und Canterbury, ferner 20 Bischöfe von England und Wales, eine Anzahl Gerichtspersonen, 545 Vertreter des Adels, im ganzen jetzt 740 Mitglieder. Das Unterhaus zählt 615 Mitglieder, von denen 13 auf Nordirland entfallen, das außerdem noch ein besonderes Parlament mit 26 Senats- und 52 Unterhausmitgliedern besitzt. Jeder männliche Einwohner über 21 Jahre kann wählen, sofern er mehr als 6 Monate an einem Ort ansässig ist und ein jährliches Einkommen von mindestens 10 £ besitzt. Auch Soldaten und Seeleute haben das Wahlrecht. Frauen können erst nach vollendetem 30. Lebensjahre wählen und müssen entweder bereits das Kommunalwahlrecht besitzen oder mit einem Mann verheiratet sein, der es besitzt. Da das Kommunalwahlrecht an eine selbständige Wohnung gebunden ist, so sind alle Mieterinnen möblierter Wohnungen, fast alle Arbeiterinnen, Dienstmädchen und andere Frauen niedrigen Ranges vom Wahlrecht ausgeschlossen. Armenunterstützung hindert am Wählen nicht, dagegen können Geisteskranke und im Konkurs befindliche Personen nicht wählen. Im Jahre 1924 gab es ungefähr 21 550 000 Wahlberechtigte, darunter etwa 8 856 000 weibliche. Nicht wahlfähig sind Richter, die ein Gehalt beziehen, Geistliche der englischen, schottischen und römischen Kirche und gewisse Staatsbeamte. Die Mitglieder des Parlaments erhalten seit 1911 400 £, sofern sie nicht Beamte des Hauses oder Minister sind.

Jeder in Großbritannien, auch von einer Ausländerin, und im Ausland von einer Engländerin Geborene ist ein Brite und genießt dieselben politischen und bürgerlichen Rechte wie die Eingeborenen. Eine scharfe Trennung von Beamtenstand und Volk ist schon dadurch ausgeschlossen, daß die britische Verfassung eine Menge Regierungsgeschäfte dem Volk überläßt, ein Zustand, der von dem jetzt bei uns üblichen nicht sehr verschieden ist. Die Organe der ausübenden Gewalt sind die Minister und die von der Krone gewählten Beamten. Erstere werden zwar vom König ernannt, doch hängt ihre Wahl von der Majorität im Parlament ab. Faktisch ist der englische Ministerpräsident von einem Diktator nicht mehr weit entfernt, wie die Ereignisse im Weltkriege und später gezeigt haben. Daher gehen die Minister fast sämtlich aus dem Parlament hervor und legen ihr Amt nach dem jeweiligen Rücktritt des Ministeriums nieder. Die von der Krone gewählten Beamten bilden den Geheimen Staatsrat (Privy Council); die Zahl seiner Mitglieder ist unbegrenzt. Er vereinigt in sich alle bedeutenden Persönlichkeiten des Landes und außerdem die Inhaber einer Reihe wichtiger Ämter, welche der Verantwortlichkeit des Parlaments nicht unterliegen. Er entspricht ungefähr dem Kronrat im kaiserlichen Deutschland.

DIE WIRTSCHAFTLICHE KULTUR

Von der Bevölkerung Großbritanniens waren 1921 45,3%, von derjenigen Irlands 1911 41,1% erwerbstätig, ein Verhältnis, das insbesondere von Frankreich und Österreich, aber auch von Italien und der Schweiz übertroffen wird, während z. B. die Niederlande, Spanien und Skandinavien etwas darunter bleiben.

Von 1000 Erwerbstätigen waren 1911 in Großbritannien 80 in Land- und Forstwirtschaft, 515 in Industrie und Bergbau, 220 in Handel und Verkehr beschäftigt, 60 standen im öffentlichen Dienst oder übten freie Berufe aus, und 79 waren häusliche Dienstboten. In Schottland kommen sogar 545 auf Industrie und Berg-

bau; in Irland wiederum steigt der in der Landwirtschaft tätige Anteil der Erwerbstätigen auf 430, dagegen sinkt er in der Industrie und Bergbau auf 220, im Handel auf 110.

Großbritannien ist also überwiegend ein Industriestaat, Irland ein Agrarstaat, obwohl noch nicht die Hälfte seiner werktätigen Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt ist. Eine neuere Statistik, welche Nordirland und den Irischen Freistaat gesondert behandelt, existiert leider nicht, doch dürfte im Freistaat allein wohl mehr als die Hälfte der Erwerbstätigen der Landwirtschaft zufallen. Die Kenntnis der wirtschaftlichen Struktur eines Landes ist allein imstande, die Frage zu beantworten: Womit bezahlt ein Volk die Kosten seines Unterhaltes, seine Steuern und Zölle, seine Beamten, seine Verwaltung und — für England besonders wichtig — die Verzinsung seiner Staatsschuld? Das Aktivum eines Staates setzt sich zusammen aus der Urproduktion seines Bodens, dem Verkauf der erzeugten Waren und dem etwaigen Überschuß aus Handel uns Schiffahrt, wobei man in Abzug zu bringen hat den Wert der im Ausland gekauften Lebensnotwendigkeiten, also vor allem die Lebensmittel, Heizstoffe, Baumaterialien, Viehfutter und Dünger, sowie der Rohstoffe, welche zur Bekleidung usw. und zur Herstellung der Fertigwaren und Halbprodukte nötig sind. Wir werden also der Reihe nach die Urproduktion, die Industrie, den Handel und die Schiffahrt der britischen Inseln betrachten und darauf zu achten haben, wo ein Überschuß zur Bestreitung der erwähnten notwendigen Ausgaben sich ergibt und wie hoch er sich beläuft.

LANDWIRTSCHAFT

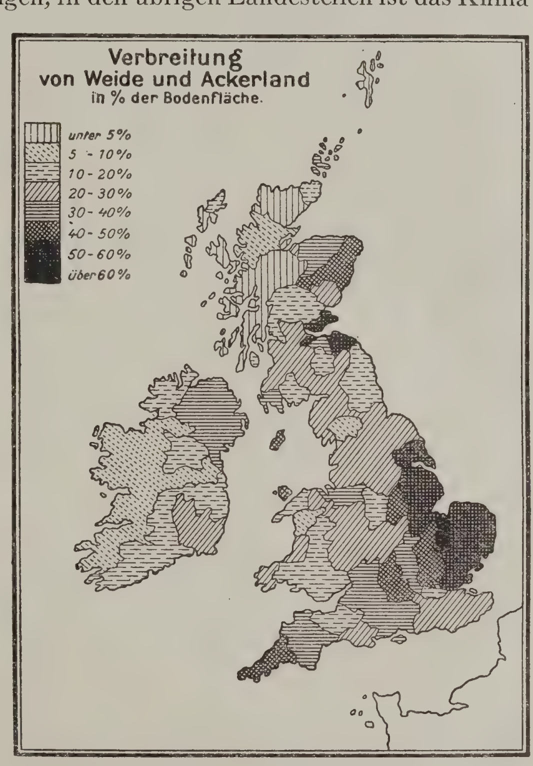
Produktiv ausgenutzt durch Ackerbau und Viehzucht werden im ganzen Königreich nur etwa drei Fünftel des Landes, im eigentlichen England und in Irland je etwa sieben Zehntel, in Wales wenig mehr als die Hälfte, in Schottland nur ein Viertel des Landes. Forstwirtschaft spielt eine nur untergeordnete Rolle, da nur 4% der Inseln heute mit Wald bedeckt sind. Moor und Sumpf nehmen in Schottland beinahe die halbe Fläche ein, in Irland ist ein Siebentel des Bodens vertorft, allein das Moor von Aller ist rund 1000 qkm groß. Das Verhältnis von Weide zu Acker ist im eigentlichen England 3 : 2, in Wales 4 : 1, in Schottland 3 : 1, in Irland 7 : 3. Während in Cambridgeshire 70%, in Norfolk, Suffolk und Lincoln beinahe 60% und selbst in Aberdeenshire in Schottland 50% der Gesamtfläche aus Äckern besteht, sinkt das Verhältnis in Galway in Irland auf 15, auf den Shetlandinseln auf 3, in Sutherland gar auf 1%.

Das Klima, nämlich die hohen Niederschläge, die milden Winter und die kühlen Sommer, weist von selbst auf die Bevorzugung der Futterproduktion, also der Tierzucht, vor dem Getreidebau hin. Der Boden an und für sich ist in sehr vielen Teilen dem Ackerbau durchaus nicht abträglich, wie der reiche Ertrag der Feldfrüchte zeigt, der nur von Belgien und Dänemark noch übertroffen wird. Allerdings wird er z. T. wenigstens dadurch hervorgerufen, daß man nur den dazu am meisten geeigneten Boden mit Halm- und Hackfrüchten bestellt, den übrigen als Weide ausnutzt, während man anderswo, wo Viehzucht sich überhaupt nicht lohnt, auch minderen Boden als Acker bestellen muß. Noch im 17. Jahrhundert wurde so viel Getreide gebaut, daß es nicht nur zur Ernährung der Bevölkerung ausreichte, sondern sogar noch ausgeführt werden konnte.

	Der Ertrag betrug 1924 pro ha in dz in				
	Weizen	Gerste	Hafer	Kartoffeln	Rüben
In England. . . .	22	19	19	150	325
„ Schottland . .	25	21	17	154	400
„ Nordirland . .	21	20	20	133	434
„ Irischer Freistaat	20	20	16	92	535

Nur in Belgien und Dänemark war der relative Ertrag ein höherer.

Nur im Osten und Südosten Großbritanniens ist in der Regel so viel Licht und Wärme vorhanden, um zur Reifezeit in den Halm- und Hackfrüchten genügend Stärkemehl und Zucker hervorzubringen, in den übrigen Landesteilen ist das Klima dem Getreidebau nicht sehr zuträglich. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß nur im Osten und Südosten Ackerbau, im übrigen England nur Viehzucht getrieben wird, vielmehr wechseln, bis auf die Gebirgslandschaften, Weiden und Acker miteinander ab. Unabsehbare Weizenfelder, wie man sie in vielen Gegenden Amerikas antrifft, sieht man ebensowenig wie etwa die weiten Roggenfelder in manchen Teilen des deutschen Nordostens. Die Landschaft erhält durch starke Abwechslung der Kulturen, durch zahlreiche sorgfältig gepflegte Bäume nicht nur an den Landstraßen, sondern mitten in den Feldern und Wiesen, durch lebende Hecken zwischen den Grundstücken das Aussehen einer gefälligen und anmutigen Parklandschaft, nicht unähnlich manchen Teilen Ostholsteins oder des Münsterlandes. Nur in den reinen Industriegegenden des black ground Mittelenglands, etwa zwischen Birmingham und Leeds, ist das Landschaftsbild ein wesentlich anderes. Das Gesagte gilt übrigens nicht für die Bergländer, weder für diejenigen von Wales und England noch für diejenigen Schottlands. Hier beschränkt sich die Landwirtschaft, wo sie überhaupt anzutreffen ist, auf Viehzucht, daneben gibt es aber besonders in Schottland und Irland weite Ödländereien und Moore, die kaum irgendwie wirtschaftlich genutzt werden, sondern in Schottland meist der Jagdpassion der großen Herren dienen. Die Bevorzugung der Viehzucht beruht neben klimatischen Ursachen auch noch auf dem Überwiegen des Großgrundbesitzes, der für die Viehzucht weniger Leute braucht als zum Ackerbau, auf den verhältnismäßig niedrigen Preisen des Getreides auf dem Weltmarkte und endlich auf der leichten Zufuhr aus den Hauptgetreideländern des Auslands. Das Überwiegen der Viehzucht hat dazu geführt, daß die Engländer an das Fleischessen in höherem Maße sich gewöhnt haben und diese Gewohnheit nicht mehr abzulegen geneigt sind, solange es irgend geht (vgl. S. 239).



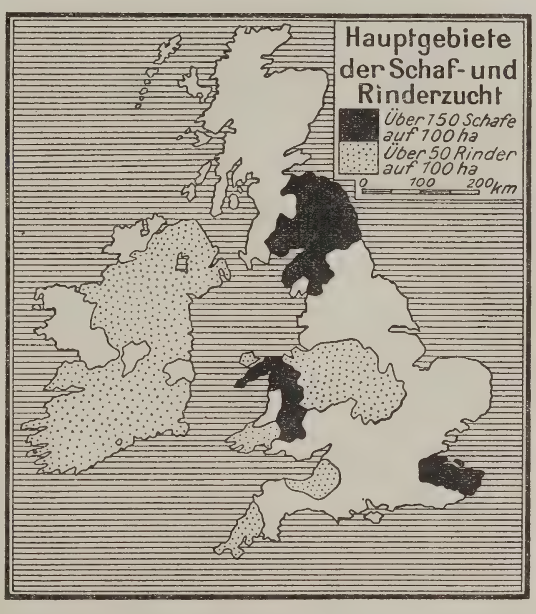
(Nach dem Times-Atlas 1923)

In den letzten 50 Jahren ist der durch Ackerbau ausgenutzte Boden prozentual um mehr als 10% gesunken, für die Weiden usw. etwa ebensoviel größer geworden. Aber aus dieser Vergrößerung ist nicht ohne weiteres auf die Vermehrung des Viehstandes im gleichen Maßstab zu schließen, vielmehr sind um viele Tausend Hektar Weideland die Jagdgründe der großen Herren namentlich in Schottland vermehrt worden, welche der Allgemeinheit nicht zugute kommen. Auch die großen Sportplätze am Rand der großen Industriestädte, die riesigen Parks der Reichen, das immer mehr sich ausdehnende Verkehrsnetz der Eisenbahnen, endlich die kolossalen Abraumfelder in der Nähe der Bergwerke nehmen der landwirtschaftlichen Ausnutzung des Bodens immer mehr Land weg. Beanspruchen doch allein die Bergwerkshalden in Staffordshire zur Zeit einen Raum von 5700 ha, auf dem 180 Mill. cbm Abraum aufgeschüttet liegen, und allein in unmittelbarer Nähe der Stadt Middlesborough nehmen sie 1700 ha ein.

Die wichtigste Brotfrucht ist der Weizen, Roggen kommt überhaupt nicht in Betracht. Im Jahre 1924 betrug der Anteil des Weizens an der Ackerfläche in England und Wales 15%, in Schottland nur 3,5%, in Irland noch nicht 1%. Geerntet wurden in Großbritannien und Nordirland 14,7 Mill. dz (davon in England 14), im Irischen Freistaat nur etwas über $^1/_4$ Mill.; eingeführt mußten werden 60 Mill. dz im Werte von über $2^1/_2$ Milliarden Mark. Der Gesamtverbrauch beziffert sich also, da so gut wie kein Weizen ausgeführt wird, auf 75 Mill. dz, das macht auf den Kopf der Bevölkerung 160 kg (in Deutschland nur 80, dafür 140 kg Roggen). Der beste Weizenboden ist das Gebiet zwischen North und South Down in Südostengland, allein 40% des gesamten Weizens werden in den Grafschaften Huntington und Cambridge geerntet. Ein Drittel des einzuführenden Weizens liefert Kanada, ein Viertel die Vereinigten Staaten von Amerika, ein Fünftel Argentinien, der Rest kommt aus Australien und Ostindien.

Dem Areal nach übertrifft das dem Hafer zugewiesene Areal die Weizenfläche, denn in England und Wales beträgt der Anteil des Hafers an der Ackerfläche ein Fünftel, in Schottland gar drei Zehntel, in Irland ein Viertel. Erzeugt wurden im Jahre 1924 in Großbritannien und Irland etwas über 25 Mill., im Irischen Freistaat 5 Mill. dz; da noch beinahe $5^1/_2$ Mill. dz eingeführt wurden, so betrug der Gesamtkonsum auf den Kopf der Bevölkerung etwa 100 kg. Dabei ist zu beachten, daß sowohl in Schottland wie in Irland der Hafer in der Ernährung des Menschen eine sehr bedeutende Rolle spielt, in Schottland nimmt er 87% aller Getreidefelder für sich in Anspruch. An Gerste, die in England besonders in Norfolk, Suffolk und Lincolnshire, in Irland in Wicklow angebaut wird, werden jährlich 12 Mill. dz produziert; da etwa ebensoviel noch eingeführt wird, ist der Verbrauch an Gerste, der leider zu einem sehr großen Teil der Erzeugung von Bier und Branntwein dient, auf den Kopf der Bevölkerung rund 50 kg. Von den Hackfrüchten spielen die Kartoffeln weitaus die erste Rolle, vornehmlich in Irland, wo sie den fehlenden Weizen ersetzen müssen. Man rechnet hier auf den Kopf 5 dz im Jahr gegen nur 1 dz in Großbritannien. Die Gesamternte kann auf 60 Mill. dz veranschlagt werden, wovon ein Viertel allein auf den Irischen Freistaat entfällt. Steckrüben, in England meist Turnips genannt, kommen namentlich in Schottland und Irland nicht nur als Viehfutter in Betracht, sondern sind hier auch Volksnahrungsmittel. Wirtschaftlich von großer Bedeutung ist der Hopfenanbau, namentlich in der Grafschaft Kent, obwohl er nur etwa 100 qkm umfaßt; sein Ertrag belief sich auf 226 000 dz, war also fast viermal so groß wie in Deutschland, kein Wunder, beträgt

doch der Bierkonsum 80 Liter auf den Kopf der Bevölkerung (30 Jahre früher 144 l), gegenüber 48 in Deutschland (vor 20 Jahren allerdings 120 l). Nur noch in Belgien ist der Bierkonsum relativ größer. Zuckerrüben werden seit einigen Jahrzehnten in Südostengland eifrig angebaut; sie lieferten 1,8 Mill. dz, also pro Hektar etwa 201 dz (in Deutschland 260). Da 18 Mill. dz. Zucker eingeführt werden müssen im Werte von 600 Mill. Mark (im Durchschnitt verbraucht jede Person 30 kg im Jahr), so wäre für England eine weitere Ausdehnung des Zuckerrübenanbaues höchst wünschenswert. Noch stärker als in Großbritannien lastet in Irland die Zuckereinfuhr auf dem Budget des Landes, führte dieser Staat doch für 60 Mill. Mark ein, also den vierten Teil von Großbritannien, obwohl er nur den zwölften Teil von dessen Bevölkerung besitzt. Die sonst üblichen Handelsgewächse kommen kaum in Betracht bis auf den Flachs, der früher auch in Schottland eifrig angebaut wurde, jetzt auf Nordirland beschränkt ist, wo 18 000 ha damit bestellt sind, die das Fundament der dortigen blühenden Leinenindustrie bilden.



(Nach Parry)

Der Obstbau im Freien beschränkt sich aus klimatischen Gründen in der Hauptsache auf Beerenobst, das massenhaft zu Marmelade verarbeitet wird. Stein- und Kernobst wird nur in Treibhäusern gezogen, bis auf gewisse geschützte Gegenden im südlichen England und Irland, wo es auch im Freien gut fortkommt.

Die Viehzucht steht im allgemeinen in hoher Blüte, sie wendet sich aber in den verschiedenen Landesteilen ganz verschiedenen Tiergattungen zu, wie folgende kleine Tabelle zeigt. Auf 100 Bewohner entfielen im Jahre 1924 in

	England	Schottland	Nordirland	Irischer Freistaat	Brit. Inseln
Pferde	3	4	9	13	4
Rinder	16	24	60	133	28
Schafe	39	141	42	93	53
Schweine . . .	9	4	15	37	10

Im Verhältnis zur Bevölkerungszahl besitzt England den geringsten Viehstand, nur die Schweinezucht ist in Schottland noch unbedeutender. Dagegen weist namentlich der Irische Freistaat durchweg die höchsten Ziffern auf, bis auf den noch viel höheren Schafstand in Schottland. Im Irischen Freistaat gibt es $1^1/_2$ mal mehr Rinder, in Schottland viermal mehr Schafe als Menschen. Wie sehr Rindvieh- und Schafzucht vom Klima und der Bodenbeschaffenheit abhängen, zeigt, daß es in Wales 8—10 mal mehr Schafe als Rinder, in Cumberland und Westmorland etwa 5 mal, in dem schottischen Hochland und auf den Shetlandinseln sogar 12—14 mal

mehr gibt, während in den meisten irischen Grafschaften die Zahl der Rinder überwiegt, ebenso wie auch im äußersten Osten Englands. Aber auch in Irland spielt das Klima eine Rolle; in der Grafschaft Limerick an der Westküste kommen auf 100 ha 95 Rinder und nur 10 Schafe, in Wicklow an der Ostküste dagegen 40 Rinder, aber 100 Schafe.

Großbritannien kann seinen Eigenbedarf an Rindfleisch bei weitem nicht decken, es muß doppelt soviel vom Ausland einführen, als es im Inlande selbst produziert, während Irland für 340 Mill. Mark Rindvieh fast ausschließlich nach Großbritannien ausführen kann. Auch die Milchproduktion, etwa 6 Mill. Liter, hält bei weitem nicht Schritt mit dem Konsum, jährlich müssen große Mengen Milch aus Argentinien, Butter aus Dänemark und Käse aus Kanada eingeführt werden, während der Irische Freistaat seiner Nachbarinsel für 80 Mill. Mark Butter und 8 Mill. Mark Milch abgeben kann. Die sehr bedeutende Schafzucht dient in den Ebenen des südlichen und mittleren Englands und in Wales vor allem der Erzeugung von Schlachtvieh. Hammelfleisch wird in England etwa 12 mal mehr auf den Kopf der Bevölkerung genossen als in Deutschland, und daher muß England noch für viele Millionen Hammel aus Deutschland, Dänemark und Irland, Australien und Argentinien einführen. In Nordengland, Schottland und den schottischen Inseln dient die Schafzucht dagegen in erster Linie der Erzeugung von Wolle. Englische Wolle (Cheviots) hat von jeher in der Welt einen guten Klang.

Die Schweinezucht ist besonders wegen der fehlenden Wälder örtlich beschränkt, berühmt sind die Schinken von Yorkshire. Jährlich müssen aus dem Auslande, wozu auch der Irische Freistaat gehört, mehr als $4^1/_2$ Mill. dz Speck und Schinken eingeführt werden, damit der Engländer sie zu seinem Frühstück zusammen mit Spiegeleiern verzehren kann. Obgleich überall Hühner gehalten werden, die man vielfach tagsüber in riesengroßen hölzernen Käfigen auf die Weide führt, wo es nur geht, muß England jährlich 3 Mill. Eier dem Ausland abnehmen; Truthühner aus Norfolk und Suffolk haben nur lokale Bedeutung für die reichen Bewohner der Großstädte London, Liverpool, Manchester usw., denen sie die Festbraten für die hohen Feiertage liefern.

Die Pferdezucht ist besonders in Yorkshire und Lincolnshire zu Hause und dient immer ausschließlicher der Aufzucht der Rennpferde für alle Rennplätze der Erde, je mehr sowohl in der Stadt wie auf dem Lande der Motor die Rolle des Zugtieres übernommen hat.

Die Eigenproduktion der britischen Landwirtschaft hatte im Jahre 1923 den Wert von etwas über 5 Milliarden Mark, wovon auf England 65%, auf Irland 23%, auf Schottland 12% entfielen. Von jener Summe kamen auf Halm- und Hackfrüchte 1, auf lebendes Vieh 2, auf tierische Produkte $1^1/_2$ Milliarden, auf Geflügel und Eier 270, auf Wolle 85, auf andere landwirtschaftliche Produkte 260 Millionen. Wie sehr aber trotz dieser ansehnlichen Summen England auf die Einfuhr ausländischer Lebensmittel angewiesen ist, zeigt ein Blick auf die Einfuhrliste des Jahres 1924 für Großbritannien und Nordirland. Im ganzen wurden für $11^1/_2$ Milliarden Mark Lebensmittel eingeführt, davon trafen auf Getreide und Mehl aller Art $2^1/_2$, auf Fleisch 2 Milliarden, auf lebende Tiere 450 Mill., auf Viehfutter 200 Mill. Mark. Irland konnte zwar für $^1/_2$ Milliarde Mark Vieh und tierische Produkte exportieren, mußte aber für Weizen und Weizenmehl, Mais und Maismehl beträchtliche Summen an das Ausland abgeben.

Ohne Zweifel wäre die Landwirtschaft eines noch größeren Ertrages und einer absoluten Vergrößerung wohl recht gut fähig, doch bringt der Engländer von heute dem Ackerbau keine allzu große Neigung entgegen, sondern zieht es vor, durch vermehrte Ausfuhr von Industrieartikeln den Ausfall an Nationalvermögen wieder gutzumachen. Auf das Konto dieses Nationalcharakters ist auch die Tatsache zu setzen, daß es noch immer große Landstriche gibt, die der Ernährung des Volkes gar nicht oder nur sehr wenig zugute kommen (siehe S. 220). Auch die Latifundienwirtschaft spielt eine verhängnisvolle Rolle. Ein sehr großer Teil des Grundes und Bodens ist nämlich Großgrundbesitz. In England soll im Jahre 1911 die Hälfte des Landes im Besitz von nur 2500 Familien gewesen sein, und in Schottland sollen sich nur 350 Personen in den Besitz von drei Viertel der Gesamtoberfläche befunden haben, während in Irland zu gleicher Zeit fast der gesamte Grundbesitz in Händen englischer Großgrundbesitzer gewesen sein soll. Während in Deutschland die Hälfte des landwirtschaftlich genutzten Bodens in Güter von weniger als 20 ha Größe aufgeteilt ist, gehört in England nur $^1/_6$ des Ackerbodens Kleinbesitzern. Wenn trotzdem die kleinen und mittleren Betriebe überwiegen, so rührt dieses daher, daß beinahe 90% der landwirtschaftlich ausgenutzten Fläche von Pächtern bewirtschaftet wird. Seitdem haben sich allerdings die Verhältnisse sehr bedeutend gebessert, allein in England sind 50000 qkm Landes an Bauern ausgeteilt worden, und der Irische Freistaat sucht nach Ablösung der englischen Pachtverträge die kleinen und kleinsten Zwergwirtschaften durch Zusammenlegen rationeller auszunutzen.
Im Verhältnis zur Ackerfläche, die doch immerhin ein Viertel des gesamten Landes, in England ein Drittel, einnimmt, ist die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen, etwa 2 Millionen, klein, nämlich kaum 5% der Gesamtbevölkerung. Dies rührt daher, daß die Maschinen in der Landwirtschaft weit mehr Eingang gefunden haben als auf dem Kontinent. Während zur Bebauung von 40 ha Kulturboden im Jahre 1913 in Österreich 18, in Deutschland 13, in Frankreich 10 Mann im Durchschnitt erforderlich waren, waren es in Großbritannien nur 5!

FORSTWIRTSCHAFT

Bei der Waldarmut der Inseln (im Durchschnitt entfallen kaum 4% des Landes, in Irland wenig mehr als 1% auf den Wald) spielt die Forstwirtschaft eine nur sehr bescheidene Rolle. Größere zusammenhängende Waldungen gibt es nur noch in einigen Teilen des östlichen Schottlands, östlich der kaledonischen Eisenbahn (siehe S. 257), aber auch diese sind eigentlich nur Tierparks.
Bezeichnungen wie Dartmoor Forest und Exmoor Forest in Devonshire sind irreführend, diese Bezirke sind längst keine Wälder mehr. Im eigentlichen England sind die letzten Reste früherer Waldungen der Forest of Dean in der Grafschaft Hereford, der New Forest bei Southampton, der Sherwood Forest in der Grafschaft Nottingham, aber auch diese tragen eigentlich mehr den Charakter einer Parklandschaft.
Viele Flußtäler im nördlichen Wales und das Tal der Wee in Schottland zeigen zwar noch einen üppigen Baumwuchs, aber der Wald tritt hier lediglich als Gallerie-wald auf. Die höheren Regionen der Gebirge, etwa über 300 m Meereshöhe, sind durchweg kahl, nicht etwa infolge der klimatischen Ungunst des Landes, sondern durch den Eingriff der Menschen. In früheren Jahrhunderten erforderte der Schiffbau viel Holz, dann die Verhüttung der Eisenerze, bis man dafür Kohle

benutzte. Später zwang die starke Zunahme der Bevölkerung, den Wald zugunsten der Acker- und Wiesenflächen zu lichten. Der Absperrung Englands im Weltkriege durch die U-Boote sind manche schönen Wälder in Wales zum Opfer gefallen, da die Grubenhölzer, die sonst aus Norwegen kamen, aus einheimischem Bestand ergänzt werden mußten. Im nördlichen Schottland ist die Latifundienwirtschaft der wenigen Großgrundbesitzer die Ursache der Waldlosigkeit, die für ihre Fuchs- und Hühnerjagden den Hochwald nicht gebrauchen konnten. Einmal abgehauen, wächst der Wald auf den britischen Inseln wegen der starken Winde nur sehr langsam und mühsam wieder empor. Jährlich werden etwa 2 Mill. t Holz geschlagen im Werte von 20 Mill. Mark, dagegen müssen für 1 Milliarde Mark für Bau- und Grubenholz eingeführt werden, hauptsächlich aus Norwegen und Kanada.

FISCHEREI

Die Fische spielten bei der Ernährung des englischen Volkes von jeher eine bedeutende Rolle. Vor der Reformation war der Genuß von Fleisch an 2 Wochentagen und an vielen besonderen Fasttagen verboten, und Fische traten an seine Stelle. Aber auch heute noch fehlen bei der leichten Verbindung der Küste mit dem Inneren des Landes Fische bei kaum einer Hauptmahlzeit. Die Seefische überwiegen durchaus gegenüber den Flußfischen, doch ist für den Irischen Freistaat auch die Flußfischerei von wirtschaftlicher Bedeutung; ergibt doch die Lachsfischerei in den irischen Seen und Flüssen einen jährlichen Ertrag von 3500 t im Werte von 20 Mill. Mark. Schottland ist im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl an der Seefischerei erheblich stärker beteiligt als das eigentliche England, da es die Hälfte der Bemannung aller Fischereifahrzeuge stellt. Die bedeutendsten Fischereihäfen in England sind: Grimsby, North Shields, Hull, Flettwood, Milford Haven an der Westküste, in Schottland: Aberdeen, Granton, Peterhead, Fraserborough und Wick. Grimsby gilt als der größte Fischereihafen der Welt; 1922 wurden hier 1,6 Mill. kg Fisch gelandet. Die Iren lieben die Meerfischerei nicht; die irische See wird daher von Engländern und Schotten befischt. Hauptfischereigebiet ist in erster Linie die Nordsee, wo die Doggerbank eine sehr einträgliche Fangstelle bildet, ferner die Küsten Irlands und Islands, das nördliche Polarmeer und der Atlantische Ozean, südlich bis Marokko, westlich bis Neufundland.

Die Fischereiflotte umfaßt etwa 18 000 Schiffe, darunter zwei Fünftel Dampfer, mit 70 000 Mann Bemannung. Die durchschnittliche jährliche Ausbeute kann ohne Schaltiere auf 10 Mill. dz im Werte von 400 Mill. Mark veranschlagt werden, wovon ein Fünftel ins Ausland geht, das außerdem noch 4 Mill. dz an geräucherten Fischen, namentlich Heringen, aufnimmt. Die Fischindustrie beschäftigt im ganzen indirekt 1 Million Menschen, der Gesamtausfuhrwert ist der gleiche wie etwa der von Wein aus Frankreich. Außerdem bringt aber die Fischerei noch auf einem anderen Gebiet dem Staat große Vorteile; aus den Seefischern rekrutiert sich nämlich in der Hauptsache die Bemannung der Kauffahrtei- und Kriegsschiffe!

BERGBAU

Der Bergbau gehört zu den Säulen, auf die sich die englische Wirtschaft stützt. Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein war England der Kohlenlieferant

der Welt; es konnte seine Preise ohne Widerspruch diktieren, und sein Kapitalreichtum beruht nicht zuletzt auf dieser Tatsache. Heute ist seine Monopolstellung vor allem durch die schnell zunehmende Ausnutzung der Wasserkräfte in den verschiedensten Staaten gebrochen. Skandinavien, die Schweiz, Italien, Spanien, auch Frankreich nehmen viel weniger Kohlen ab, als noch vor 10 und 20 Jahren, und der Staat zahlt den Grubenbesitzern gewaltige Unterstützungen, damit die englische Kohle billig genug zur Ausfuhr bleibt; denn die Kohlengruben liegen zwar dem Meere näher als in fast jedem anderen Lande, aber die Ersparnis an Beförderungskosten wird durch veraltete Abbaumethoden mehr als ausgeglichen. Dennoch ist die Kohle immer noch ein sehr wesentlicher Faktor in der Handelsbilanz; führte England doch 1924 beinahe 63 Mill. t Steinkohlen im Werte von $1^1/_2$ Milliarde Mark aus bei einer Gesamtgewinnung von 275 Mill. t. Die besondere Bedeutung, welche die Kohlen für England besitzen, hat verschiedene Ursachen. Einmal ist die Kohle im eigentlichen England über einen verhältnismäßig großen Raum verbreitet, auf welchem fast immer auch Eisenerze vorkommen. Die meisten Kohlenfelder liegen ferner nahe der Küste, und endlich sind die in Südwales gewonnenen Kohlen von so vorzüglicher Beschaffenheit, daß sie als Schiffskohlen beinahe ohne Konkurrenz sind. Kohlen dienen auch häufig vorteilhaft als Ballast für diejenigen Schiffe, welche die englischen Häfen sonst ohne Ladung verlassen würden. Fährt man an irgendeiner größeren Eisenbahnstation vorüber, so kann man sicher sein, den charakteristischen langen Kohlenzügen zu begegnen, in denen die Kohlen den nahen Bestimmungsorten zugeführt werden. Im Gegensatz zum Kontinent sind die Kohlenwagen erheblich kleiner und gehören nicht den Eisenbahngesellschaften, sondern den Kohlengruben.

Über 1 Mill. Menschen finden im Kohlenbergbau ihr Brot, in einigen Grafschaften, wie in Glamorganshire, ist über ein Viertel der Bevölkerung im Kohlenbergbau beschäftigt. Die binnenländischen Kohlenreviere von Yorkshire, Staffordshire und Lancashire versorgen die Industriegebiete von Leeds, Sheffield, Birmingham und Manchester, das mittelschottische Revier die Industrie von Glasgow, während die Steinkohle von Northumberland in der Hauptsache von Newcastle und den übrigen Tynehäfen aus nach Nordeuropa versandt wird.

Von der gesamten Kohlenproduktion Großbritanniens kommen 87% auf England und Wales, nur 13% auf Schottland; trotzdem hat das Vorkommen von Kohle in Schottland auf dessen wirtschaftliche Lage völlig umwälzend gewirkt.

Ein nicht geringer Teil der geförderten Kohle dient zur Erzeugung von Leuchtgas, das in England noch immer vielfach das elektrische Licht vertritt, da die Insel über verhältnismäßig wenig Wasserkräfte verfügt und daher die Erzeugung der Elektrizität teuer ist. Irland dagegen ist sehr arm an Kohle, der Irische Freistaat produziert jährlich kaum 100000 t und muß für 80 Mill. Mark Kohlen einführen. Glücklicherweise kennt Irland keine strengen Winter und hat Überfluß an Torf, sonst müßte es für seinen Kohlenbedarf noch tiefer in den Geldbeutel greifen. Dafür ist es viel reicher an Wasserkräften als Großbritannien; die stärksten des Landes, nämlich die des Shannon, werden jetzt unter Mitwirkung des Siemens-Konzerns in Berlin rationell ausgebeutet werden.

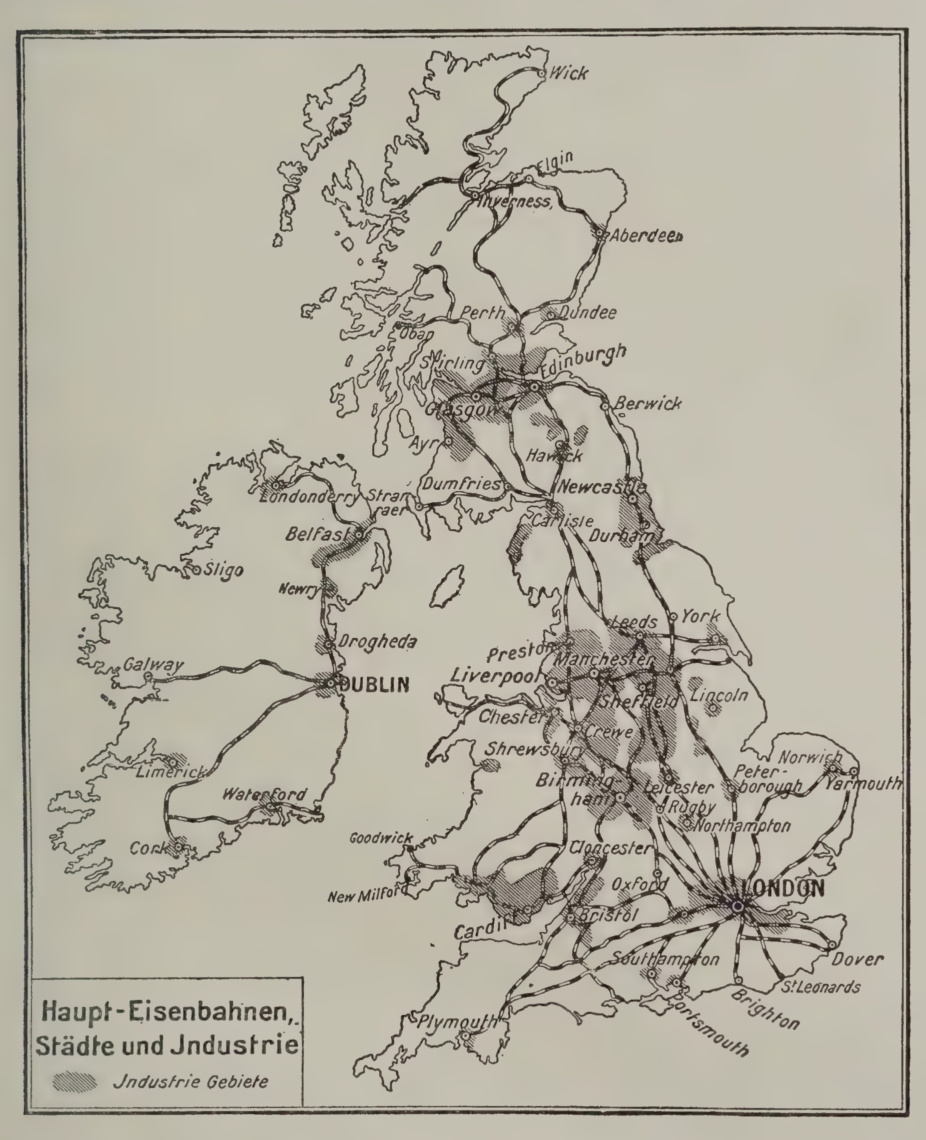
Die Eisenerze stehen an wirtschaftlicher Bedeutung erst an zweiter Stelle; betrug doch der Produktionswert der 11 Mill. t (davon in Schottland nur 4%), welche 1924 gefördert wurden, nur 60 Mill. Mark. Vor dem Kriege war die Produktion zwar erheblich größer, aber auch schon damals mußten Eisenerze vom Ausland

(besonders aus Spanien) für die einheimische Industrie eingeführt werden. Die Erzeugung von Roheisen steht hinter derjenigen in Deutschland und Frankreich etwas zurück, dagegen übertrifft die britische Stahlgewinnung diejenige von Frankreich, bleibt aber hinter der deutschen nicht unerheblich zurück.
Freilich besitzt England in den Eisenerzen der Juraformation noch fast unerschöpfliche Vorräte, aber ihr zu starker Gehalt an Phosphor macht sie für viele Industrien ungeeignet. Schottland und Irland besitzen keine nennenswerten Eisenvorräte.
In der Steinsalzproduktion nahm England eine Zeitlang die erste Stelle in der Welt ein, jetzt erzeugen die Vereinigten Staaten etwa doppelt so viel. Salz kommt besonders in den Flußgebieten des Mersey, Tees und Severn vor. Über die Hälfte der Ausbeute wird nach Ostindien ausgeführt, der Rest wird hauptsächlich bei der Glas- und Seifenfabrikation in Cheshire verwendet.
Die Gewinnung von Blei, Kupfer und Mangan ist wirtschaftlich bedeutungslos geworden; für die einheimische Industrie mußten für 300 Mill. Mark von diesen Metallen eingeführt werden, darunter allein 20 000 t Kupfer.
Von desto größerer Bedeutung sind die Steinbrüche, die 75 000 Mann beschäftigen und 40 Mill. t im Werte von $^1/_4$ Milliarde Mark ergeben. Die bituminösen Schiefer Schottlands decken einen Teil des Bedarfs an Schmier- und Brennöl, die großen Töpfereien in Nord-Staffordshire (Potteries), ein uraltes bodenständiges Gewerbe, verarbeiten teils das in Cornwall gewonnene Kaolin, teils den einheimischen Kalk zu Kapseln für die Porzellanwaren im Brennofen.
Die Kalkbrüche der Penninen liefern die Schleifsteine, welche die Messerschmiedindustrie in Sheffield benutzt. Unweit Bangor in Nordwales liegen die größten Schieferbrüche der Welt, welche jährlich 2 Mill. t für Bauzwecke abliefern. Auch an Bau- und Sandsteinen aller Art sowie an Kreide fehlt es in England nicht.
Etwa ein Fünftel der Ausfuhr britischer Produkte entfällt dem Werte nach auf die Ausbeute des Bergbaues.

INDUSTRIE

Bergbau und Fischerei vermögen für sich allein bei weitem nicht das Defizit zu decken, das die gewaltigen Ausgabeposten, besonders für Lebensmittel, hervorrufen. Die starke Zunahme der Bevölkerung und ihrer Bedürfnisse führten von selbst dazu, aus England ein Industrieland zu machen, obwohl dafür an und für sich wenig Neigung vorhanden war. Bodenständig ist zunächst das mit der Landwirtschaft im engsten Zusammenhang stehende Brauerei- und Brennereigewerbe. Die englischen Brauereien liefern ein Viertel der Bierproduktion der ganzen Welt, nämlich über 34 Mill. hl (1900 60 Mill.) gegenüber 25 Mill. in Deutschland, die Brennereien rund 1 Mill. 100proz. Alkohol (Deutschland über 2 Mill.). Beide Industrien blühen besonders auch im Irischen Freistaat. Die bereits im 17. Jahrhundert gegründete Guinness-Brauerei in Dublin soll die größte der Welt sein und ist imstande, jährlich 1 Mill. hl zu erzeugen. Weltberühmt ist ja auch der schottische Whisky, dessen Name von dem irischen Worte usquebaugh hergeleitet wird. Ein nicht geringer Teil der Kartoffel- und Gerstenernte fällt zum großen Schaden der Bewohner diesen beiden Industrien zum Opfer (siehe S. 228). Neuerdings machen die Engländer auch große Anstrengungen, die Zuckerrübenindustrie im eigenen Lande einzuführen, sind doch einzelne Gegenden im südöstlichen England für den Bau von Zuckerrüben sehr geeignet (siehe S. 229).

Die Wollindustrie ist in den Tälern des Calder und Wharfe östlich der Penninen schon seit undenklichen Zeiten Hausindustrie; Mönche brachten Merinoschafe aus Spanien mit, die in den Penninen vortrefflich gedeihen. Northumberland züchtet auf 1 qkm 250 Schafe gegen 10 durchschnittlich in England. Das



relativ trockene Klima und das weiche Wasser des Gebirges sind für die Bearbeitung der Wolle außerordentlich günstig. Einer besonderen Wertschätzung erfreuen sich übrigens auch die auf den Shetlandinseln hergestellten Wollwaren, welche für die Bewohner dieser Inseln eine Haupteinnahmequelle bilden. Die Produktion im Inland wird auf 45 Mill. kg geschätzt (1910 noch 66). Eingeführt wurden, davon 1924 über die Hälfte aus Australien, 347 Mill. kg im Werte von $1^1/_2$ Milliarde Mark, ausgeführt 186 Mill. kg im Werte von 880 Millionen im Zwischenhandel, so daß

immerhin 160 Mill. kg auswärtige Wolle im Lande selbst verarbeitet wurden. Von den erzeugten Wollwaren im Werte von 2800 Mill. Mark nahm das Ausland die Hälfte auf. Die Hauptgebiete der Wollindustrie sind Leeds, Bradford, Huddersfield, Halifax. Leeds ist besonders bedeutend in der Anfertigung fertiger Wollkleider, während Bradford die größte Wollmanufakturstadt der Welt ist.

Wir schließen daran gleich die zweite bodenständige Industrie, die Eisenindustrie, obwohl sie an wirtschaftlicher Bedeutung heute von der Baumwollindustrie weit in den Schatten gestellt wird.

Die Hüttenwerke liegen zumeist in der Nähe der Küste, weil, wie schon S. 233 bemerkt, die im Lande selbst gewonnenen Erze nicht ausreichen und daher ein Teil der Erze aus dem Ausland eingeführt werden muß. Das südliche Northumberland, Südwales, das Clydegebiet sind daher Mittelpunkte des Hüttenwesens, doch haben auch die Binnenlandschaften von Birmingham und Sheffield daran ihren Anteil. 200 Hochöfen (1913 waren es beinahe doppelt so viel) lieferten 1924 7,32 Mill. t Eisen und 8,2 Mill. t Stahl, zusammen mit anderen Sorten rund 17 Mill. t (die Hälfte der Produktion des Jahres 1913). Ein Viertel davon konnte England ausführen, während die Vereinigten Staaten, an die England seine frühere Vormachtstellung abgeben mußte, das Doppelte davon leisten konnten.

Ein sehr wichtiger Zweig der Eisenindustrie ist der Schiffbau, in welchem England viele Jahre hindurch eine Art von Monopol besaß. Im Jahre 1925 wurden 342 Schiffe mit 1 080 000 Netto-Reg.-Tonnen vom Stapel gelassen, 307 mit 812 000 t in Bau genommen. Das Rekordjahr 1913 brachte es auf 1247 Schiffe, allerdings nur mit 1,2 Mill. t. Nach der Zahl der Schiffe beträgt der Anteil Englands im Weltschiffsbau etwas über die Hälfte, nach der Tonnenzahl sogar drei Viertel. Die meisten Schiffe lieferten die Clydehäfen Glasgow und Greenock, die Tynehäfen Newcastle und Tynemouth, Sunderland und Belfast. Hier ist diese Industrie schon seit dem Jahre 1636 zu Hause, die Firma Harland & Wolf ist die größte ihrer Art in der Welt. Von den 110 000 beim Schiffbau beschäftigten Personen trifft ein gutes Viertel auf Belfast, das imstande ist, jährlich $^1/_4$ Mill. t Schiffe zu bauen, es 1924 aber nur auf 52 000 t brachte.

Bodenständig ist auch zum größten Teil die keramische Industrie, die von alters her, durch reichliches Kohlenvorkommen begünstigt, in Nord-Staffordshire zu Hause ist. Der nötige Ton wird an Ort und Stelle gewonnen, Kaolin von Cornwall herbeigeschafft. Auch das berühmte Wedgwood-Porzellan wird hier hergestellt in Konkurrenz mit der Porzellanindustrie von Worcester am Severn und von Derby. Die hauptsächlichsten keramischen Fabriken befinden sich in Stoke, Burslem, Tunstall, Longtow, Hanley und Etruria. Newcastle-under-Lyme ist der wirtschaftliche Mittelpunkt der „Potteries", die zusammen etwa 300 000 Einwohner zählen. Die Glasindustrie ist über viele Teile des eigentlichen Englands zerstreut und überall da zu Hause, wo Kohle und Soda zusammen gewonnen werden. Sie beschäftigt nahezu 200 000 Arbeiter, gehört also zu den wichtigeren Industrien Englands.

Die Baumwollindustrie, das wirtschaftliche Rückgrat Englands, ging als erste Industrie Europas schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zum Maschinenbetrieb über. Ihr schnelles Emporwachsen — während 1800 nur 150 000 Ballen Baumwolle eingeführt wurden, betrug diese Menge 1924 2,7 Mill. Ballen oder 590 000 t (1913 dagegen 1 Million) — im vorigen Jahrhundert beruht nur z. T. auf natürlichen Vorbedingungen: billige Kohlen, feuchtes Klima, das das

Brechen der Baumwollfasern hindert, andernteils auf gewissen moralischen und unmoralischen Imponderabilien, nämlich auf dem zähen und weitblickenden Unternehmungsgeist der Unternehmer und der brutalen und rücksichtslosen Unterdrückung industrieller Konkurrenz in den Kolonien, besonders in Indien. Der Mittelpunkt der Baumwollindustrie ist die Grafschaft Lancashire. In der Hauptstadt Manchester hat sich mehr und mehr der kaufmännische Teil der Industrie konzentriert, befindet sich doch hier die größte Baumwollbörse der Erde, während diese selbst sich auf die großen Städte der Umgebung verteilt: Bolton erzeugt feines Garn, Oldham mittelfeines, Leicester gröbere Garne, Blackburn Kaliko und Musseline, Nottingham Stickereien, Bradford Kammgarn usw. Ein zweites Zentrum der Baumwollindustrie ist das Clydegebiet in Schottland mit dem Mittelpunkt Glasgow.

Eingeführt, besonders aus Amerika (drei Fünftel), wurden 1924 2 718 000 Ballen Baumwolle im Gewicht von 590 000 t und im Geldwert von $2^1/_2$ Milliarden Mark. Beschäftigt waren an 56 Millionen Spindeln über $^1/_2$ Million Arbeiter, also verhältnismäßig sehr wenige infolge der sehr weitgehenden Arbeitsteilung und massenhaften Verwendung von Maschinen. Von der Erzeugung im Gesamtwerte von 4 Milliarden Mark konnte etwa die Hälfte ausgeführt werden. An dritter Stelle in der Textilindustrie steht die Leinenindustrie, die aber weniger in Großbritannien, als in Irland zu Hause ist, namentlich in Belfast und Umgegend, wo sie Ende des 17. Jahrhunderts durch Emigranten aus Frankreich (Hugenotten) und Holland eingeführt wurde. In Londonderry werden als Besonderheit Hemden angefertigt. Diese Industrie beschäftigt in Nordirland an 1 Million Spindeln und 40 000 Webstühlen über 100 000 Arbeiter und konnte 1924 für rund $^1/_4$ Milliarde Mark Waren exportieren. In Großbritannien ist sie in starker Abnahme begriffen, während sie noch vor einigen Jahrzehnten in Dunfermline und Dundee blühte. In letzterem Ort hat sich dafür die Jutespinnerei eingebürgert, welche für $^1/_4$ Mill. Mark Rohstoffe einführt und für $^1/_2$ Milliarde fertige Jutewaren ausführt. Auch die Seidenindustrie, welche jetzt besonders noch in Macclesfield zu Hause ist, verdankt England den Hugenotten, sie ist im Absterben begriffen, denn der Einfuhrwert von Seide und Seidenwaren ist jetzt viermal größer als die Ausfuhr, auch hat London seinen Ruf als Weltmarkt für Seide längst an Lyon, besonders aber an Mailand abgetreten. Der Gesamtwert der Textilwarenproduktion beträgt etwa 6 Milliarden Mark, wovon zwei Drittel auf die Baumwollindustrie entfallen, welche zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur wenig mehr als 5% der gesamten Textilwarenproduktion betrug!

Die Metallwarenindustrie ist durchweg sehr lokalisiert und spezialisiert; ihr kommt zugute, daß die Rohmaterialien zum Teil im Lande selbst vorhanden sind und daß England über ein sehr dichtes Eisenbahnnetz verfügt. Die beiden Hauptmittelpunkte sind Sheffield, wo besonders Messer hergestellt werden, und Birmingham, besonders für Messingwaren. Daneben gibt es noch zahlreiche andere Zentren für Spezialindustrien, z. B. Coventry für Automobile und Fahrzeuge, Dudly für Anker und Ketten, Redditch für Nadeln usw. Die Verhüttung der aus dem Ausland eingeführten Kupfer-, Blei-, Zink-, Zinn- und Silbererze findet hauptsächlich in Südwales statt, wo sich Merthyr Tydfil in kurzer Zeit zu einem Industriezentrum entwickelt hat.

Von der chemischen Industrie, deren Bedeutung bei weitem nicht an diejenige Deutschlands heranreicht, weil die Verbindung zwischen Wissenschaft

und Technik auf diesem Gebiete in England nur sehr lose ist, sind besonders zu nennen die Seifenindustrie in der Grafschaft Cheshire und die Erzeugung von Ölen und Lacken in der Umgegend von Hull. Die Leder-, Holz- und Papierindustrie ist kaum nennenswert, ebensowenig die Luxusindustrie, die sich auf London beschränkt.

Wir haben versucht, von der mannigfaltigen englischen Industrie in wenigen Strichen ein Bild zu entwerfen; ohne Zweifel ist sie zur Zeit noch das Rückgrat der englischen Wirtschaft, aber aus vielen Anzeichen läßt sich der Schluß ziehen, daß ihre besten Zeiten vorüber sind.

In heutiger Zeit, wo die Konkurrenz auf allen Gebieten ungleich stärker ist als noch vor einem Menschenalter, hat nur diejenige Nation Aussicht auf Erfolg auf geschäftlichem Gebiet, die einmal die Fortschritte der Technik auf das kleinste ausnutzt, weiter dem Geschmack des Publikums auf das äußerste entgegenkommt und wo die Arbeiter ihre Lebensansprüche nicht übertreiben, sondern nach Möglichkeit zurückstellen. Alle diese Voraussetzungen scheinen aber für das heutige England nicht mehr ganz zuzutreffen. Die englische Industrie arbeitet gegenüber der festländischen zu teuer und scheint auch nicht alle Vorteile auszunützen, welche die Entwicklung der Technik darbietet.

HANDEL

Vor dem Weltkriege war der Handel Englands ohne Zweifel der größte der Welt, erst in ziemlich weiter Entfernung folgten Deutschland und die Vereinigten Staaten. Heute hat England zwar Deutschland weit hinter sich gelassen, ist dafür aber von den Vereinigten Staaten aus seiner Führerstellung verdrängt worden. Aber noch immer umfaßt der englische Handel den ganzen Erdball, und seine Schiffe befahren alle Meere. Englands Handel und Schiffahrt, die unzertrennlich zusammengehören, sind von vornherein durch die Lage im Mittelpunkt der Landhalbkugel, durch die Nähe der übrigen Haupthandelsländer und durch die Beschaffenheit der Küste des Landes außerordentlich begünstigt.

Unterstützt wird der Handel wesentlich durch die zahlreichen Kolonien, die England in allen Erdteilen besitzt, und die großen Dominions, mit denen das Mutterland in engster wirtschaftlicher Beziehung steht, wenn sie auch politisch fast selbständig sind. Diese günstigen Momente allein aber sind nicht imstande, die Blüte des englischen Handels zu erklären; hinzu kommen die reichen Bodenschätze des Mutterlandes, seine starke industrielle Tätigkeit und der für Handel und Schiffahrt besonders geneigte Charakter des Engländers, der sofort bereit ist, Handel und Schiffahrt mit einem anderen Lande zu führen, mit dem er eben noch im Krieg lag, vorausgesetzt, daß er dabei genügend verdient.

Von dem Wert der englischen Einfuhr entfallen 1924 auf die Kolonien und Dominions 30% (1913 nur 25%), dieselben nehmen 40% der englischen Ausfuhr auf (1913 nur 36%). Die wachsende Bedeutung der Kolonien für das Mutterland geht auch aus dem für England sehr wichtigen Zwischenhandel (Ausfuhr fremder und Kolonialprodukte) hervor. Sein Wert war 2800 Millionen Mark (7% des Gesamthandels), 1913 2200 Millionen (8%). An dieser Summe waren die Kolonien 1924 mit 19%, 1913 nur mit 12% beteiligt. Von der Gesamteinfuhr 1924 im Werte von 25 600 Millionen Mark entfielen auf die Vereinigten Staaten und deren Kolonien 4900 (20%), auf Argentinien und Britisch-Indien je 1600 (6%), auf Frankreich mit seinen

Kolonien 1440 ($5^1/_2$%), Kanada 1320 (5%), Australien 1200 ($4^1/_2$%), den Irischen Freistaat 1000 (4%) Millionen Mark. Bei allen übrigen Ländern erreicht der Wert nicht eine Milliarde. Von Deutschland, das 1913 für 1600 Mill. Mark an England verkaufte, bezog dieses 1924 nur für 750 Mill. Mark.

Umgekehrt nehmen britische Produkte am meisten auf: Britisch-Indien für 1800 Mill., Australien für 1200, die Vereinigten Staaten für 1100, Frankreich für 1000, Deutschland für 860 Mill. Mark, der Irische Freistaat für 850. Der Zwischenhandel war am größten nach Deutschland: 580 (21%), erst an zweiter Stelle stand die Union: 480 (17%), gefolgt von Irland: 440 (8%) und Belgien: 400 (7%). Der Einfuhrhandel ist von 1913 auf 1924 um annähernd 70%, der Ausfuhrhandel nur um 48%, der Zwischenhandel nur um 25%, die Unterbilanz, wenn man vom Zwischenhandel absieht, um 110% gestiegen, nämlich von 5 auf 8 Milliarden Mark. Die Einfuhr betrug 1913 auf den Kopf der Bevölkerung 343, 1924: 487 Mark, die Ausfuhr 283 resp. 385 Mark, diese ist also nur um 28%, die Einfuhr dagegen um 40% gestiegen. Diese Verschlechterung der Handelsbilanz ist darauf zurückzuführen, daß die Einfuhr von Lebensmitteln sich dem Werte nach verdoppelt, die Ausfuhr der Fertigwaren sich nur veranderthalbfacht hat!

Im Jahre 1913 entfielen auf die Einfuhr der Lebensmittel 24% des Gesamthandels, 1924 dagegen 32%, dieser Posten ist also um 8% gestiegen; um fast genau ebensoviel ist der relative Anteil der Ausfuhr an Fertigwaren gesunken, nämlich von 47 auf 40%! Der Anteil der Rohstoffe ist nahezu der gleiche geblieben. Berücksichtigt man statt der Geldwerte die Gewichtsmengen der ein- und ausgeführten Waren, so ergibt sich, daß die eingeführten Mengen an Baumwolle und Wolle um je 250% gesunken sind (!), gestiegen sind Holzstoffe um 25%, Roheisen um 45%. Die Ausfuhr der wichtigsten Fertigartikel ist um 20—30% gesunken, aber auch diejenige von Steinkohlen (16%). Dagegen ist der Verbrauch der Genußmittel, die für die Ernährung des Menschen nicht unbedingt erforderlich sind, immer noch verhältnismäßig sehr groß und ist in den letzten 25 Jahren durchschnittlich um 50% gestiegen. Der Verbrauch von Kaffee und Wein ist, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, nur gering, aber der Konsum von Tee beträgt durchschnittlich im Jahre 4 kg, von Tabak 2 kg, und große Geldsummen werden für Apfelsinen und Bananen ausgegeben, die ja auch nicht auf den Inseln wachsen. Auch Irland gibt für Schokolade, Süßigkeiten, Tee und Wein im Verhältnis zu seinen Einnahmen viel zuviel aus. Die Einwohner der britischen Inseln leben offenbar vielfach über ihre Verhältnisse hinaus.

SCHIFFSVERKEHR

Die englische Handelsflotte ist noch immer die erste der Welt, wenn ihr auch nach dem Weltkrieg die nordamerikanische, welche 1913 noch sehr weit hinter ihr zurückgeblieben war, scharf auf den Fersen folgt. Die Zahl ihrer Schiffe war von 1913 auf 1924 von 20 938 auf 18 355 gesunken, die Nettoregistertonnenzahl von 12,1 auf 11,8 Mill. Ein Fünftel aller Schiffe und ein Drittel der Tonnenzahl entfällt auf London, es folgen Liverpool mit einem Neuntel bzw. einem Viertel, Glasgow mit einem Sechzehntel bzw. einem Zehntel. Hull besitzt ungefähr die gleiche Zahl der Schiffe wie Glasgow, aber ihre Tonnenzahl ist, weil viele Fischerdampfer darunter sind, ganz erheblich geringer. Die Bemannung aller britischen Häfen umfaßt über $^1/_4$ Million, davon drei Viertel geborene Briten. An

Seeschiffen liefen 1924 ein und aus im ganzen 136000 mit 175 Mill. Netto-Reg.-Tonnen; wovon 67 Mill. auf Nordeuropa, 38 Mill. auf West- und Südeuropa, 33 auf Nordamerika entfielen. Etwas über die Hälfte der Schiffe fuhren unter britischer Flagge, dann folgten die norwegische, holländische, dänische, schwedische, deutsche und nordamerikanische Flagge. Nach der Tonnenzahl geordnet steht jedoch die nordamerikanische Flagge unmittelbar hinter der norwegischen an dritter Stelle. Nach der Tonnenzahl der ein- und auslaufenden Seeschiffe gebührt London die erste Stelle; es folgen ihrer Bedeutung nach: Liverpool, Newcastle, Cardiff, Southampton, Hull, Glasgow und Plymouth. Im Weltverkehr überhaupt behauptet noch immer London die erste Stelle, gefolgt von New York und Antwerpen, welche vor Liverpool rangieren, Rotterdam und Hamburg. Zu der eigentlichen Seeschiffahrt kommt aber noch die Küstenschiffahrt hinzu, die, was die Zahl der Schiffe angeht, noch weit über erstere hinausgeht, an Tonnenzahl indes nur zwei Drittel von dieser beträgt. Die vier verkehrsreichsten Häfen für die Küstenschiffahrt sind London, Liverpool, Newcastle und Belfast.
Einen sehr wesentlichen Stützpunkt besitzt die englische Handelsmarine in den zahlreichen britischen Kohlenhäfen und Dockstationen, die über die ganze Welt verstreut liegen; auch hat sie rechtzeitig für Anlage von Ölbunkerstationen, zur Zeit etwa 50, gesorgt, die neben den Kohlenhäfen eine immer größere Bedeutung gewinnen, da die Ölfeuerung auf den Handelsschiffen beständig zunimmt und England zu den ölarmen Staaten gehört. Im ganzen sorgen also weit mehr als $^1/_4$ Million Schiffe dafür, Englands Handel nicht nur in alle Erdteile zu tragen, sondern auch das Mutterland selbst mit Waren aller Art zu versorgen. Was in anderen Ländern, z. B. in Deutschland, die Eisenbahnen im Güterverkehr leisten, das besorgen infolge der günstigen Küstenentwicklung des Landes (siehe S. 211) für England überwiegend die Schiffe. Sie müssen aber noch weit mehr leisten, nämlich durch den Verdienst an Frachten dazu beitragen, die Unterbilanz im Haushalt des britischen Staates zu decken, die sonst entstehen würde.
Stellen wir die wichtigsten Aktiven und Passiven der britischen Wirtschaft einander gegenüber, so ergibt sich etwa folgendes. Die Landwirtschaft lieferte 1924 für 5,2, der Bergbau für 5,6, die Seefischerei für 0,4, die Industrie für 6,4 Milliarden Ausfuhrwerte, macht zusammen 17,6 Milliarden. Demgegenüber stehen als Passiva 10,4 Milliarden für Lebensmittel und 5,2 für Rohstoffe, zusammen 15,6 Milliarden Mark. Also zunächst ein Überschuß von 2 Milliarden Mark. Natürlich reicht derselbe nicht aus, die übrigen Ausgaben für Versicherungen, Gehälter und für Staatsschulden zu decken, welch letztere allein jährlich über 7 Milliarden in Anspruch nehmen. Zur Deckung des Defizits dienen außer dem Verdienst an Frachten und der Verzinsung der Kapitalien, die England im Ausland stehen hat — war es doch bis zum Kriege der Geldgeber der Erde, bis es dann von den Vereinigten Staaten abgelöst wurde — auch die Einnahmen verschiedenster Art aus den Kolonien, besonders aus Indien.
Die Mehrzahl dieser Hilfsquellen stehen dem Irischen Freistaat nicht zu Gebote. Bergbau und Fischerei kommen kaum in Betracht. Zwar konnte er für 640 Millionen Mark Schlachtvieh und tierische Produkte verkaufen, dafür mußte er aber für 220 Mill. Mark Getreide und 120 Mill. Genußmittel aus dem Auslande beziehen. An Exportartikeln stehen ihm außer Bier und Branntwein nur wenig zur Verfügung, im ganzen für etwa 200 Millionen. Dagegen muß der Irische Freistaat Kohlen, Holz, Manufakturwaren, Schuhe, Stiefel usw. einführen. Im ganzen ergibt sich



Nach „Picturesque Wales“

Der Snowdon vom Llyn Llydan aus



Valentine & Sons, Dundee

Schieferbruch von Penrhyn bei Carnarvon



George West

Loch Neß
(Nach Bathymetrical Survey of the Fresh Water Lochs of Scotland, Vol. I, Taf. V. Edinburgh 1910)



Ben Nevis, von Nordosten gesehen

ein Ausfuhrüberschuß von etwa rund 100 Millionen. Damit müssen aber alle nicht werbenden Ausgaben bestritten werden, Gehälter, Verwaltungskosten usw. Es ist klar, daß dies unmöglich ist, wenn auch die Verzinsung der Staatsschuld wegfällt, da der Irische Freistaat keine besitzt. Da die irische Heimatsflotte verschwindend klein ist, fällt der Verdienst an Frachten fort, ebenso auch in der Hauptsache die Verzinsung von etwa im Ausland angelegten Kapitalien, endlich auch der finanzielle Vorteil von Kolonien. Irlands Finanzen können nur in Gleichgewicht gebracht werden durch die Kapitalien, die die in den Vereinigten Staaten lebenden Iren dem Mutterland direkt oder indirekt zuführen.

LANDVERKEHR

Sowohl Großbritannien wie Irland besitzen ein reich entwickeltes Bahnnetz. Dort entfallen auf je 100 qkm 15, hier 8 km Bahnlinien (in Deutschland 12). Nur im mittleren und nördlichen Schottland, wo die Natur des Landes dem Bahnbau ungünstig ist und außerdem Handel und Verkehr gering sind, ist das Eisenbahnnetz weitmaschig.

Die englischen Eisenbahnen, welche sämtlich Privatgesellschaften gehören, sind neuerdings in vier Gruppen vereinigt, die man abkürzend bezeichnet als LMS, LNE, GW und SE, die beiden ersten sind bei weitem die größten. Da zwischen denselben Städten, z. B. zwischen London und Liverpool, Züge verschiedener Gesellschaften auf verschiedenen Wegen verkehren, so dient häufig derselbe Bahnhof verschiedenen Eisenbahngesellschaften. Auch die irischen Bahnen werden von englischen Gesellschaften verwaltet. Das Gewicht der beförderten Güter (1925: 316 Mill. t) steht hinter dem auf Schiffen beförderten weit zurück und erreicht kaum den Güterverkehr der in London ein- und auslaufenden Seeschiffe. Die Eisenbahngesellschaften sind neuerdings mit Erfolg bemüht, die Docks in den großen Hafenorten in ihren Besitz zu bringen, auch die Schiffe, welche den Personenverkehr mit dem Kontinent vermitteln, gehören ihnen.

Der Personenverkehr auf den englischen Eisenbahnen spielt sich etwas anders ab als auf dem Kontinent. Eine vierte Wagenklasse gibt es nicht. Jede Fahrkarte berechtigt zur Fahrt in einem beliebigen Zuge, der die betreffende Wagenklasse führt (meist nur I. und III. Klasse) und kann fast immer schon in der Stadt in einem Bureau der Eisenbahngesellschaft gekauft werden. Sie wird oft erst im Zuge gelocht und vor der Ankunft wieder abgenommen. Daher können Personen und Autos die Reisenden unmittelbar am Eisenbahnzug in Empfang nehmen. Das Reisegepäck, das stets umsonst befördert wird, außer wenn es besonders umfangreich ist, wird durch Namen und Bestimmungsort deutlich gekennzeichnet, den Bahnbeamten direkt übergeben, welche dafür sorgen, daß es an der richtigen Station wieder ausgeladen wird, wo es der Reisende ohne weiteres in Empfang nehmen kann. Er braucht also nicht, wie z. B. in Deutschland, auf den Endstationen viertelstundenlang und länger auf die Ausgabe seines Gepäckes zu warten. Auch sind in England Zugverspätungen infolge eines regen Postgepäckverkehrs, wie sie bei uns oft vorkommen, undenkbar, denn die gesamten Postpakete werden an der Ein- und Ausgabe, in große Körbe gepackt, ohne weiteres in die Gepäckwagen geschoben, deren Boden sich stets in gleicher Höhe mit den Bahnsteigen befindet. Vielleicht reist es sich in keinem Lande der Erde so bequem und sicher wie auf den englischen Eisenbahnen, und es bleibt unverständlich, weshalb ihre praktischen Ein-

richtungen nicht auch in anderen Staaten eingeführt werden. An eine Besonderheit muß sich allerdings der Fremde gewöhnen, nämlich daran, daß Sonntags ein Teil der Züge ausfällt. Im eigentlichen England hat man neuerdings angefangen, der kontinentalen Gewohnheit des Sonntagsverkehrs etwas nachzugeben, aber in Schottland, Irland und Wales ist auch heute der Sonntagsverkehr sehr beschränkt.

Bereitet die Schiffahrt dem Güterverkehr auf der Eisenbahn sehr bedenkliche Konkurrenz, so ist dies neuerdings dasselbe für den Personenverkehr durch die Automobile der Fall. Durch ganz England im engeren Sinne des Wortes gehen jetzt ausgezeichnet hergerichtete asphaltierte, genügend breite Automobilstraßen, auf denen sich neuerdings ein äußerst reger Verkehr entwickelt hat. Tausende von Großstädtern, welche am Wochenende früher mit der Eisenbahn das Gebirge oder die See aufsuchten, benutzen jetzt das Auto, mit dem sie durchschnittlich ebenso schnell, jedenfalls aber bequemer ihr Ziel erreichen können. Die Eisenbahngesellschaften haben diese Gefahr natürlich erkannt und suchen durch zahllose billige Extrafahrten, vornehmlich am Wochenende, das Publikum für sich zu gewinnen. Aber nicht bloß die oberen Zehntausend, die den Besitz eines eigenen Autos sich leisten können, fangen an, die Eisenbahn zu meiden, sondern auch die Arbeiter vieler großen Fabriken, welche durch große Lastautos von und zu ihren Arbeitsstätten gefahren werden.

Die Straßenbahnen haben für den Verkehr von Stadt zu Stadt niemals die Rolle gespielt, die sie z. B. in Oberitalien noch jetzt ausüben; aber auch in den Städten selbst verschwinden sie nach und nach und machen dem Autoverkehr Platz, der von Tag zu Tag gewaltig ansteigt.

An und für sich sind weite Strecken der Britischen Inseln für die Kanalschiffahrt außerordentlich günstig, da größere Bodenerhebungen nicht vorhanden sind, und es gibt auch in England und Irland zahlreiche Kanäle, deren Erbauung natürlich vor die Zeit der Eisenbahnen fällt. Die großen Eisenbahngesellschaften haben dieselben als lästige Konkurrenten längst zum größeren Teile aufgekauft und sozusagen stillgelegt. Nur der Liverpool-Manchester-Kanal, der eigentlich nur eine künstliche Verlängerung des Mersey ist, weist noch erheblichen Verkehr auf, der übrigens nicht im Verhältnis zu den außerordentlichen Kosten steht, welche seine Erbauung verursacht hat.

DIE ALLGEMEINE PHYSIOGNOMIE DES LANDES UND SEINER BEWOHNER

1. DIE STADT

Die meisten englischen Städte unterscheiden sich, wenn man von London absieht, so wenig in ihrem Aussehen voneinander, daß es leicht ist, sie auf ein und dasselbe Schema zu bringen. In der Mitte liegen in den größeren Städten der oder die Bahnhöfe, von allen Seiten aus für das Publikum bequem zu erreichen. In der Nähe davon sind die Staats- und städtischen Behörden meist in großen schönen Gebäuden untergebracht, die oft im antiken Stil aufgeführt sind. Ihnen schließen sich die meist prächtigen Museumsbauten u. dgl. an, auch monumentale Denkmäler berühmter Männer der Stadt fehlen selten. Große breite, meist gewundene Straßen führen vom Zentrum allmählich in die Peripherie der Stadt, häufig gekreuzt

von anderen breiten Straßenzügen, in denen sich in den Nachmittags- und frühen Abendstunden ein überaus lebhaftes Treiben sowohl auf den breiten Fußsteigen wie auch auf den Fahrbahnen entwickelt, soweit sich an ihnen die glänzenden Schaufenster der Verkaufsgeschäfte aller Art befinden, welche das Publikum anlocken. Im Mittelpunkt mancher Großstädte, so in Manchester und Bristol, haben vornehmlich die großen Banken, Versicherungs- und andere Gesellschaften ihre Kontore, hier geht es besonders vormittags lebhafter zu, während es vom Nachmittag ab leer wird und die Straßen mit den Ladengeschäften aufgesucht werden. Oft sind in bestimmten Straßen oder Straßenabteilungen ganz bestimmte Geschäftszweige vertreten, besonders ist dies in London der Fall. Doch ob auch der Verkehr noch so sehr ansteigen mag, so geht doch alles mit einer gewissen Ruhe und Behaglichkeit zu — ich nehme London aus —, die nervöse Hast des Kontinents, die vielleicht in Berlin ihren Höhepunkt erreicht, fehlt vollständig. Im Vergleich zu Berlin hört der lebhafte Straßenverkehr am Abend schon verhältnismäßig früh auf, wenn nicht irgendwo ein Kino seine Pforten geöffnet hat. Kein Wunder! Es gibt zwar gegen früher, wo der Fremde zur Stillung seines Hungers ein Hotel aufzusuchen pflegte, eine genügende Zahl von Restaurationen, aber es sind lediglich Eßlokale, die man verläßt, sobald man satt ist, keine Kneipen in unserem Sinn, wo man sich zusammensetzt, um bei einem Glas Bier oder Wein sich zu unterhalten und ein Spielchen zu machen. Die Whiskylokale der niederen Stände, die lediglich der Völlerei dienen, kommen hier gar nicht in Betracht. Die Straßen erscheinen daher meist schon gegen 10 Uhr wie ausgestorben. Nur Dublin scheint, abgesehen von London, eine Ausnahme zu bilden; hier sind die Hauptstraßen bis nach Mitternacht bei gutem Wetter von „Straßenstehern" gefüllt.

Je weiter man sich vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, desto einförmiger werden die Straßenzüge, desto gleichförmiger die Häuser. Der Engländer liebt über alles das Einfamilienhaus. Da nun die Vermögensverhältnisse es nur einer kleinen Minderzahl erlauben, sich eine Villa mit einem größeren oder kleineren Garten anzuschaffen, so wird bei dem Bau der Einfamilienhäuser möglichst gespart. Dies geschieht am einfachsten dadurch, daß man sie zu Hunderten eines wie das andere baut und keinen Zwischenraum zwischen ihnen läßt. So sieht man denn in den Außenvierteln der Städte schnurgerade Straßenzeilen, in denen viele Häuser einander gleichen, wie ein Ei dem anderen. Derselbe kleine Vorbau, dieselben drei Fenster Front, dieselben blaugrauen Ziegel, derselbe relativ hohe Schornstein, derselbe Miniaturvorgarten und im Mittelfenster des Vorbaus, der das Gesellschaftszimmer enthält, dieselben Blumen im Topf. In gewissen Stadtteilen wohnt hier der mittlere Beamte oder kaufmännische, gewerbliche Angestellte, in anderen die Arbeiter irgendeiner großen Fabrik; die Wohnungen der letzteren sind etwas einfacher gehalten, sind aber fast in genau dem gleichen Stil gebaut. Hinter jedem Häuschen befinden sich dann meist Ställe für Federvieh und Wirtschaftsräumlichkeiten. Vielfach werden diese Häuser durch den Fabrikbesitzer gebaut und an die Arbeiter so vermietet, daß sie nach einer Reihe von Jahren ihr Eigentum werden. Daß die Arbeiter nach ihren oft sehr entfernten Arbeitsstätten durch große Lastautos gefahren werden, wurde schon oben erwähnt. Solche Straßenzüge folgen einander parallel nicht selten ein Dutzend und mehr in abschreckender Monotonie, die besonders unangenehm auffällt, wo, wie z. B. in Manchester, der Boden gänzlich eben ist, sie wird gemildert, wo an natürlichen Bodenerhebungen die Straßenzeilen terrassen-

förmig ansteigen und ein tief eingeschnittenes Tal Perspektiven eröffnet, wie das z. B. in Bristol der Fall ist. Es braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß es durchaus nicht gänzlich an Quartieren an der Peripherie der Großstädte fehlt, wo, wie z. B. in Sheffield und Bradford, geschmackvolle Villen der reichen Fabrikherren freundliche Oasen im Häusermeer bilden, aber sie kommen für den allgemeinen Charakter der Großstadt kaum in Betracht. Eher ist dies der Fall bei den grünen Squares, größeren, mit Anlagen versehenen Rasenplätzen, die in keiner englischen Stadt fehlen und nicht mit Unrecht ihre Lungen genannt werden. Natürlich gibt es von dem gezeichneten Schema auch Ausnahmen, z. B. in den großen Seestädten, wo die Hafenanlagen ganz von selbst den Verkehr an sich ziehen, so z. B. in Hull oder Southampton oder in Newcastle, wo der Hauptbahnhof nicht in der Mitte der Stadt, sondern unweit des Tyne liegt. Aber selbst in Liverpool, wo die gewaltigen Docks ohne allen Zweifel das Herz der Stadt bilden, hebt sich doch das Zentrum durch die Bahnhöfe und die monumentalen Gebäude der Behörden weit über die übrigen Stadtteile heraus.

Durch die Bahnhofsanlage in der Mitte der Stadt wird übrigens jene öde Bahnhofsvorstadt vermieden, die z. B. in deutschen oder italienischen Städten auf den Ankömmling so abschreckend wirkt. Wo, wie z. B. in Oxford, Bristol oder Norwich, dies Übel dennoch anzutreffen ist, liegt es meist daran, daß bei Beginn des Zeitalters der Eisenbahnen für größere Bahnhöfe im Mittelpunkt der Stadt kein geeigneter Platz mehr frei gemacht werden konnte. Eigentümlich platzen in manchen Städten Kontraste im Verkehr scharf aneinander. Wenige Minuten von den alten Colleges in Oxford mit ihren stillen Rasenplätzen braust das gewaltige Leben einer modernen Stadt, in unmittelbarer Nähe des Verkehrsmittelpunktes von Bristol liegt in grüner Abgeschlossenheit seine Kathedrale, und auch in Durham steht unweit der endlosen Häuserzeilen der Grubenarbeiter in stiller Einsamkeit die wundervolle alte Kathedrale!

Die Großstädte haben längst alles Altertümliche abgelegt, selbst in Bristol, wo es sich verhältnismäßig am längsten erhalten hat, sieht man so gut wie nichts mehr davon, und was etwa noch vorhanden, ist nichts als baufälliges Gerümpel, reif zum völligen Abbruch. Dagegen haben sich in manchen Mittelstädten noch Straßenzüge von mittelalterlichem Charakter oder doch wenigstens einzelne schöne Häuser aus dem Schluß des Mittelalters oder Beginn der Neuzeit erhalten, so besonders in Oxford, York, Lincoln, Shrewsbury, Glastonbury, Canterbury, Guildford, Wells, Totnes bei Plymouth. Am sorgfältigsten werden solche Reste des Mittelalters in der Geburtsstadt des größten englischen Genius, in Stratford, gepflegt. Höchst originell und vielleicht einzig in Europa sind die Rows in Chester, fortlaufende Galerien im ersten Stock der Häuser an Stelle der nach der Straße gewandten Zimmer. Sie sind sozusagen die Laubengänge vieler Städte Tirols und Norditaliens, in den ersten Stock verpflanzt. Die Eastgate-, Northgate- und die Bridge Street sind reich daran. Originell ist in Chester, das man wohl das englische Hildesheim nennen könnte, die aus rotem Sandstein im 15. Jahrhundert erbaute Stadtmauer, die in einem gewaltigen Viereck mit ungefähr 1 km langen Seiten die Westhälfte der Stadt einschließt und die Hauptverkehrsstraße, die Eastgate Street, auf 10 m Höhe kreuzt. Auf drei Seiten soll die Mauer dem Lauf der alten römischen Stadtmauer folgen. Von ihren vier Toren, namentlich dem Bridge gate, genießt man einen ungemein malerischen Blick auf Stadt und Umgebung.

Auch in Conway, einem überaus malerischen alten Nest in Nordwales, das man mit Rothenburg vergleichen könnte, findet sich eine solche Stadtmauer, auf deren Plattform man bergauf bergab spazieren kann.

Charakteristisch wohl für alle englischen Städte ist das Glockenspiel, das alle Viertelstunde bald von jener, bald von dieser Kirche herab mehr oder weniger melodisch ertönt und in dem Lärm der Großstadt etwas ungemein Beruhigendes hat. Hervorragend sind in vielen Städten, namentlich des kulturell sehr bevorzugten Ostens und Südostens, die herrlichen Kathedralen, die auch für den kunsthistorisch weniger Gebildeten sehr viel Anziehendes haben, besonders weil sie häufig von grünen Anlagen oder alten Friedhöfen mit bemerkenswerten Grabdenkmälern umgeben sind oder auf einem Hügel abseits des Lärms der großen Welt thronen. Als besonders beachtenswert sind zu nennen die Kathedralen in Canterbury, Chester, Chichester, Durham, Ely, Gloucester, Lincoln, Lichfield, Peterborough, Salisbury, Wells, Winchester, Worcester, York. Die schönen Marktplätze, wie sie in vielen Städten des Kontinents, die sonst vielleicht ihre Altertümlichkeit längst abgestreift haben, zu finden sind, mit ihrem Leben und Treiben an Markttagen — man braucht nicht einmal an Brüssel, Verona oder Nürnberg zu denken, eine Mittelstadt wie Jena tut es auch schon — fehlen in England so gut wie gänzlich. Überall, auch da, wo ansehnliche Marktplätze vorhanden sind, wie z. B. in Nottingham und Durham, vollzieht sich der Verkauf von Obst, Gemüse, Fleisch u. dgl. außer in Läden in städtischen Markthallen, die entsetzlich prosaisch sind.

Typisch für das Straßenleben der großen englischen Städte sind zwei Figuren, die zueinander gehören: die riesigen, fast immer zweistöckigen Autobusse und elektrischen Straßenbahnen und der Policeman. Erstere sind stets besetzt mit Zeitungen lesenden Personen, wobei ein Unterschied zwischen männlichen und weiblichen kaum zu merken ist; der Schutzmann aber ist immer noch der weltbekannte Schutzengel für die Alten und Schwachen, denen der Straßenübergang Schwierigkeiten bereitet. Man muß es mit angesehen haben, wie mitten im Gewühl der einander jagenden Autos jeder Größe und jeden Formats, der unzähligen Fahrräder mit und ohne Motor der meist groß gewachsene, mit schwarzem Helm und großen, bis zum Ellbogen reichenden Stulphandschuhen versehene Policeman mit unnachahmlicher Grazie und Würde seines Amtes waltet, um durch unausgesetzte Bewegungen der Arme den Verkehr zu regeln und zu bändigen, und dann plötzlich den rechten Arm kerzengerade in die Höhe reckt. Wie auf einen Ruck stockt der gesamte Straßenverkehr. An der Hand des Policeman kreuzt irgendeine hilflose alte Dame den Straßendamm, ohne die geringste Überstürzung vollzieht sich dies Ereignis, dann ein weiteres Zeichen und der Verkehr setzt wieder in früherem Tempo ein. Ein Widerspruch gegen die Anordnungen des Policeman wäre ganz undenkbar, dazu ist der Engländer auch in den untersten Volksschichten viel zu gut diszipliniert. Wie bei vielen anderen täglichen Vorkommnissen sieht er die Notwendigkeit gewisser Maßregeln ohne weiteres ein und handelt instinktmäßig darnach, ohne den geringsten Widerspruch durch Wort oder Tat zu äußern. Das obenerwähnte Zeitungslesen in der Öffentlichkeit geht durch alle Bevölkerungsschichten; der Briefträger, der Briefe austrägt, liest dabei ebenso seine Zeitung wie das Milchmädchen, das auf dem Milchauto seine Kunden bedient. Freilich wird es dem englischen Zeitungsleser auch leicht genug gemacht, zu seiner Zeitung zu kommen, denn der Schrei der unzähligen Jungen, die Zeitungen ausrufen, gellt

zu jeder Tageszeit, sogar, was viel sagen will, in den frühen Morgenstunden, durch alle Straßen.

In Mittel- und Kleinstädten ist der Straßenverkehr an und für sich natürlich geringer, seine typischen Bilder einschließlich des Policeman sind aber die gleichen. Noch mehr in die Erscheinung treten hier die Ballspiele von Personen jeglichen Alters und jeglichen Standes, die sich zu später Nachmittagsstunde auf dem grünen Rasen vor den Toren der Stadt zu einem gemütlichen Spiel zusammentun. Stundenlang können sie stillvergnügt ihrem Spiel nachgehen, ohne irgendwie das Bedürfnis nach geistigen Getränken zu spüren.

Die Kontore und Fabriken schließen meist gegen 4 oder 5 Uhr, die großen Ladengeschäfte um 6 Uhr, für die kleineren, namentlich die Lebensmittel- und Schokoladeverkaufsstellen, hat sich eine genaue Schließstunde nicht eingebürgert. Man schließt, wenn man glaubt, keine Kunden mehr zu bekommen. In kleinen Orten ist am Sonnabend der Schluß dieser Geschäfte später, weil die Arbeiter dann ihren Lohn bekommen haben und sich mit dem Einkauf nicht allzusehr zu beeilen pflegen. Dieser behagliche Zug des Engländers fällt dem Kontinentalen immer wieder von neuem angenehm auf. In großen Städten schließen dagegen viele Geschäfte am Sonnabend früher als an anderen Tagen, da die Angestellten dann die Annehmlichkeiten der week-end-Touren genießen wollen, welche zu sehr billigen Preisen die Eisenbahngesellschaften nach beliebten Punkten der weiteren und näheren Umgebung veranstalten. Infolgedessen werden auch hier die Geschäfte am Montag später geöffnet wie an anderen Wochentagen.

Abweichend von kontinentalen Sitten gibt es in allen größeren Städten Holidays, d. h. mehrere aufeinanderfolgende Wochentage, an denen so ziemlich alle Geschäfte schließen und die Bewohner aufs Land gehen. Natürlich fallen dieselben nicht für alle Städte genau auf die gleiche Zeit, das wäre wirtschaftlich ja ganz unmöglich; bei Aufstellung eines Reiseplans für die Sommermonate empfiehlt es sich, sich vorher zu erkundigen, ob nicht gerade Holidays stattfinden, sonst kann der Reisende leicht in große Verlegenheit geraten.

Einige weitere Charakterzüge des Engländers möge man aus folgenden Erlebnissen ersehen, wie man sie bei einem Gang oder einer Fahrt durch Stadt und Land jeden Tag machen kann. Es wird, wie schon früher betont, sehr viel mit Auto gefahren, im allgemeinen durchaus nicht im Schneckentempo. Aber ein △ an einem Pfahl bedeutet, daß gleich darauf eine Schule am Wege liegt und infolgedessen langsam gefahren werden muß. In der Nähe jeder Kirche ermahnt gleichfalls ein „Drive slowly" zum Langsamfahren. Eine Tafel vor einer Furt durch einen Bach besagt, daß nur Fußgänger die Laufbrücke über die Furt benutzen dürfen, getreulich fahren alle Motor- und gewöhnlichen Radfahrer durch die Furt, obwohl das Rad bis an die Nabe im Wasser fährt und die eleganten Ladies mit der Wasserflut einige Bekanntschaft machen. Auf den Straßen der großen Handelsstadt Bristol spielen mitten im Gewühl der Menge ganz behaglich Straßenmusikanten namentlich vor den Restaurationen, um ihren Obolus einzuheimsen. In der National Gallery von Dublin, einer sehr ansehnlichen Bildersammlung, hängt an bevorzugter Stelle das Porträt des deutschen Professors Kuno Meyer, des berühmten Kenners der irischen Sprache. Andererseits prangt auf dem Kriegerdenkmal in Holyhead eine Inschrift, nach welcher die Engländer, deren Namen eingraviert sind, für die „Freiheit" und die „Zivilisation" gestorben sind. In Llandunno, dem vornehmsten Seebad von Wales an der Küste der Irischen See, packen zur Zeit der Hochsaison

gutgekleidete Damen und Herren die mitgebrachten Eßkörbe vor aller Augen aus und verzehren mit der größten Gemütsruhe ihre mitgebrachten Vorräte.

2. DAS PLATTE LAND

Dörfer im deutschen Sinne mit krummen Gassen, in denen man sich verlaufen kann, und richtigen Bauernhäusern in einem für die Gegend charakteristischen Stil mit Blumen vor den Fenstern, Misthaufen an der Straße, gackernden Hühnern und Gänsen, trifft man in Großbritannien und Irland nur selten an, am häufigsten noch in gewissen Teilen des zentralen Englands, in Mittelschottland oder in den Walliser Bergen. Es widerstrebt uns, eine geometrisch regelrechte Kolonie mit den kahlen, einförmigen, wenn auch durchweg sehr sauber gehaltenen Arbeiterhäusern, zwischen denen sich Kaufläden ganz im Stil der Mittelstädte befinden, ein Dorf zu nennen, obwohl sie mitten im Schoß der Natur liegt. Sie erscheint eben als ein Stückchen Fabrikstadt, das man vom Mutterkörper abgeschnitten und einer bloßen Laune folgend aufs Land versetzt hat.

Diese Bauweise, die auf den Besucher so außerordentlich ernüchternd wirkt, hängt natürlich mit der bereits S. 231 erwähnten Tatsache zusammen, daß der weitaus größte Teil der Landbebauer Pächter und keine Eigentümer ist. Der Besitzer baut für sie, nicht sie selber für sich. Daher Uniformität, keine Individualität!

Andererseits fehlen aber auch die eintönigen endlosen Korn-, Kartoffel- oder Rübenfelder Norddeutschlands, oder die durch keinen Baum oder Strauch unterbrochenen Wiesen Hollands, vielmehr sorgen schon die überall in die Landschaft eingestreuten malerischen alten Bäume, die oft einen erstaunlichen Umfang des Stammes und der Krone erreichen, dafür, daß die Landschaft selbst nirgends monoton wirkt. Die Felder werden immer wieder durch Weiden unterbrochen, auf denen wegen der durchweg milden Witterung das Vieh fast das ganze Jahr seiner Nahrung nachgehen kann. Fast stets sieht man Rindvieh, Schafe und Pferde nebeneinander grasen und häufig auf kleinen Grundstücken, durch engere Hecken abgegrenzt, große Herden Hühner, die auf einem fahrbaren Stall auf die Weide gebracht sind und nachts wieder heimgeholt werden. Im schottischen Hochgebirge gibt es keine Knicks, sondern hohe Drahtzäune, die zu überklettern kaum geringere Anstrengung erfordert als die 2 m hohen Steinwälle aus Schiefergestein, die man in dem „steinreichen" Wales antrifft. Die hier und da eingestreuten kleinen Wälder sind sorgfältig mit Drahtnetz eingezäunt, oft sind auch die durch sie hindurchführenden Fahrwege durch Drahtgitter abgespannt und nur an bestimmten Tagesstunden geöffnet, denn der Wald ist in Großbritannien fast ausschließlich Privatwald. Staats- oder Gemeindewaldungen sind so gut wie unbekannt. Die großen, oft meilenweiten Besitzungen der Lords und anderen alteingesessenen Familien des Landes, die mit ihren vielen prachtvollen Baumgruppen, den sorgfältig gepflegten weiten Rasenflächen, Treibhäusern und Blumengärten mit zu den schönsten Sehenswürdigkeiten des Landes gehören, zumal sie meist auch reich an wertvollen Kunstschätzen sind, sind durchgängig, nicht überall, von meterhohen Steinmauern eingefaßt, welche kaum einen Blick in die Herrlichkeiten gestatten, die hinter ihnen verborgen sind. Viele von ihnen sind überhaupt nicht oder nur auf ganz besondere Empfehlung dem größeren Publikum zugängig, andere sind wenigstens an bestimmten Wochentagen zu bestimmten Tagesstunden geöffnet, und das Innere der mit Kunstwerken ausgestatteten Schlösser ist dann meistens gegen eine feste Taxe zu besehen. Es kommt aber auch der

Fall vor, so z. B. in Killarney in Irland, daß der Besitzer eines solchen Anwesens schon das bloße Betreten eines Durchgangsweges mit einem ziemlich hohen Zoll belastet. Nur ganz wenige dieser wundervollen Parks stehen zu allen Tageszeiten dem Erholung suchenden Publikum ohne weiteres offen. Gewöhnlich sorgt ein Zerberus in der Torwohnung am Eingang derselben dafür, daß niemand ohne besondere Erlaubnis den Park betreten kann. Aufs Geratewohl seien hier nur einige dieser Paradiese genannt: Blenheim Park bei Oxford, Warwick Castle, Castle Ashly bei Northampton, Eaton Hall und Hawarder bei Chester, Belvoir Castle bei Nottingham, Haddon Hall im Derbyshire Park, Welbeck Abbey im Sherwood Forest.

Wie sehr die landschaftlichen, aber auch die wirtschaftlichen Gegensätze aufeinander platzen, davon kann man sich allerorten leicht überzeugen.

Wenig Meilen östlich von Sheffield, einem zwar sehr bedeutenden Industrieplatz, der in seinem Äußeren aber mit seinem Ameisenhaufen kribbelnder Menschen in den düsteren rauchgeschwärzten Straßen eine der unerfreulichsten Großstädte der Erde ist, treffen wir auf den kahlen Hochflächen der Penninen keinen Menschen außer dem Schafhirten mit seiner Schafherde, und wandern wir in südlicher Richtung, so geraten wir bald in die entzückenden Flußlandschaften des Derwent und des Wye mit ihren Felspartien, ihren kleinen Wäldchen und mittendrin im uralten Park das alte Märchenschloß Haddon Hall, einer der schönsten altenglischen Herrensitze. Und wie merkwürdig kontrastiert Dunrobin Castle, der prächtige Sitz des Herzogs von Sutherland, den viele für das schönste Schloß Großbritanniens halten, mit seiner menschenleeren öden Umgebung der Grafschaft Caithneß! Mitten in den weltverlassenen öden Gebirgen der Grafschaft Donegal im äußersten Nordwesten Irlands treffen wir auf einmal ein höchst komfortables Hotel, ähnlich den großen Touristenhotels im einsamen schottischen Hochland, das zahlreichen Touristen, die lediglich hierher gekommen sind, um Lachs zu angeln oder Golf zu spielen, als Aufenthaltsort dient.

Kurz bevor man Killarney, die vielgepriesene Landschaftsperle Südirlands, erreicht, wo aller Komfort der Neuzeit dem Reisenden in üppigster Fülle zur Verfügung steht, begegnet man moorbedeckten Hütten der Iren, die mehr Erdhöhlen als menschlichen Wohnungen gleichen, und der Einheimische bettelt den Fremden um einen Penny für Whisky an!

Das für deutsche Wanderer immerhin noch Erfreuliche dieser Erscheinung ist die Tatsache, daß die Anwesenheit so vieler Nichtstuer in den eleganten Hotels die Einsamkeit der Gegend durchaus nicht stört. Abseits der Angel- und Golfplätze und der Flüsse, die man mit Ruderbooten befahren kann, sieht man keinen Wanderer und infolgedessen auch keinen Wegweiser u. dgl., denn sie hätten im wahren Sinne des Wortes ihren Beruf verfehlt. Um die weitere Umgebung seines Hotels kümmert sich der durchschnittliche englische Hotelgast nicht im mindesten. Wie schon früher bemerkt wurde, herrscht auf den Britischen Inseln eine ganz erstaunliche Mannigfaltigkeit der Landschaftsformen, und dementsprechend ist auch eine Wanderung durch dieselben so lohnend und unterhaltend, daß man sich immer von neuem darüber wundern möchte, daß sie so wenig von Deutschen, überhaupt von Ausländern unternommen wird, wenn es nicht triftige Gründe dafür gäbe, auf die wir uns hier aber nicht einlassen wollen.



Cheapside und Mansion House in London

Nach Photographie von J. Valentine & Sons in Dundee

EIN RASCHER GANG DURCH DIE LANDSCHAFTEN DER BRITISCHEN INSELN

Wir beginnen unsere Reise mit einem Besuch der der Südwestecke Großbritanniens vorgelagerten Scilly-Inseln, die sich, wie die ganze Südküste der Insel, eines außerordentlich milden Klimas erfreuen, das ihren Bewohnern gestattet, Frühgemüse eher auf den Markt von London zu bringen als das übrige England. Seit einem Menschenalter widmet sich fast die ganze Bevölkerung der Blumenzucht, der ein Sechstel der bebaubaren Fläche dient, und die Luft der Umgegend des Hauptorts Hugh Town der größten Insel St. Mary's ist im Frühling mit den wundervollsten Gerüchen geschwängert.

Die jetzigen Bewohner von Cornwall, die eine auffallend dunkle Hautfarbe besitzen, sollen die direkten Nachkommen der ersten Entdecker der gewaltigen Zinn- und Kupfererze sein, die dann in den späteren Zeiten der Phönizier, Griechen und Römer die ganze Welt versorgten, jetzt aber so gut wie gänzlich erschöpft sind. Besonders großartig ist die äußerste Südwestecke bei Land's End; die Klippen zwischen ihm und dem freischwebenden Cogan Rock gehören zu den sehenswertesten Englands. Die östlich an Cornwall grenzenden Küsten von Devonshire und Dorset bis in die Gegend der Insel Wight, die ein einziger großer Garten genannt werden kann, enthalten eine große Zahl vielbesuchter klimatischer Winterstationen, in denen Schnee und Eis unbekannt sind. An den Buchten dieser Südküste Großbritanniens sind sehr wichtige Seehäfen entstanden, unter denen Plymouth (200000 Einw.) in Devonshire, Portsmouth (230000 Einw.) und Southampton vor der Insel Wight die bedeutendsten sind. Als Passagierhafen für die Amerikafahrer behauptet Plymouth den ersten Rang, weil die Seefahrt etwas kürzer ist, aber als Güterumschlagsplatz ist Southampton bedeutender. Im Hafen von Portsmouth, dem größten Kriegshafen und der einzigen Stadt Großbritanniens, wo das Militär die herrschende Rolle spielt, liegt ein Nationalheiligtum der Engländer: Nelsons Flaggenschiff in der Schlacht von Trafalgar, die ehrwürdige „Victory". Weiterhin nach Westen liegen Brighton (136 000 Einw.), Englands elegantester Badeort, und Hastings (60 000 Einw.), wo 1066 Wilhelm der Eroberer englischen Boden betrat, heute ein gleichfalls sehr besuchter Badeort. Es folgen Folkestone (34 000 Einw.) und Dover (40 000 Einw.), die beiden bekannten Überfahrtsorte nach Frankreich und Belgien. Jedem, der von hier aus England zuerst sah, bleiben die weißen Kreidefelsen unvergeßlich, auf denen sich die Bastionen von Dover erheben. Viele Bemühungen, Dover zu einem Handelshafen ersten Ranges zu machen, sind unternommen worden, haben aber nicht zum Ziele geführt. Der Reisende, der einen Gang durch die sehr ansehnliche Stadt und am Hafen entlang gemacht hat, wird beim Anblick des Bahnhofs sich sehr ernüchtert fühlen; der praktische Engländer sieht in erster Linie auf die Zweckmäßigkeit der Bahnhofseinrichtungen, die Schönheit steht ihm erst an zweiter und dritter Stelle.

Fährt man im Sommer von Dover nach London durch die fruchtbare Landschaft Kent, so erblickt man mit Erstaunen zahlreiche Hopfenanpflanzungen, ihr Produkt gehört zu den besten der Erde. Die gewöhnliche Route führt über Folkestone, aber lohnender ist der Weg über Canterbury (23000 Einw.), wo ein Erzbischof als „Lord Primate of England", als erster Pair des Reiches, wohnt, der im Range unmittelbar hinter den englischen Prinzen folgt. Die durch ihre Kathedrale ausgezeichnete Stadt gehört zu den sehenswertesten Englands.

London, das man von Dover aus auf der Victoria-Station oder Charing Croß erreicht, die Metropole des britischen Weltreichs und neben New York die volkreichste Stadt der Erde, ist nicht etwa eine willkürlich gewählte Residenz eines Fürsten, sondern durch ihre geographische Lage zur Hauptstadt des Reiches vorherbestimmt. Sie liegt an dem wasserreichsten Fluß Großbritanniens, nicht weit von seiner Ausmündung, auf Lehmhügeln, unter denen sich ein vorzüglicher Baugrund befindet, der feste Londoner Ton („London Clay"). Günstig ist weiter ihre Lage in der Osthälfte ihrer Hauptinsel, die dem Kontinent ihr Gesicht zukehrt. Trotz des immer mehr zunehmenden Handels mit Amerika, für den die große Rivalin Londons, Liverpool, günstiger liegt, ist doch der Handel mit Europa stärker und daher London begünstigter, das nur in der Einfuhr fremder Rohprodukte Liverpool den Vorrang lassen muß. Zu den natürlichen Vorzügen kommt noch der vorbildliche Bürgersinn der Bewohner hinzu. Während sich in anderen großen Handelsstädten Bürger und Zünfte unaufhörlich zankten, haben es die Bürger Londons durch Einigkeit verstanden, die Vorteile der Lage ihrer Stadt beständig auszunutzen. Sie haben sich nicht nur als Bürger Londons gefühlt, sondern schon in verhältnismäßig früher Zeit als Bürger eines Weltreiches. Obgleich auch die anderen Großstädte Englands, besonders die großen Fabrikstädte, wie Manchester, Birmingham, Leeds, Bradford, Liverpool, Glasgow, ihre Einwohnerzahl im Laufe des vorigen Jahrhunderts verdoppelt und verdreifacht und Spezialindustrien entwickelt haben, mit denen sich London nicht messen kann, hat dieses seinen Vorsprung stets zu behaupten gewußt. Der sog. Polizeibezirk von London (Administrative County of London) zählte 4576523 Seelen, also allein schon mehr als die nächsten sechs großen Städte Englands zusammen. Daran schließt sich unmittelbar ein Ring von Orten, welche zwar in ihrer Verwaltung noch selbständig sind, wirtschaftlich aber eng mit der Hauptstadt verbunden sind. Zählt man die Bewohner dieses Ringes dazu, so erhält man als Einwohnerzahl von „Groß-London" über $7^1/_2$ Millionen.

Es ist wahr, daß London seine handelsbeherrschende Rolle nicht mehr in dem Umfange spielt wie noch vor 20 und 30 Jahren. Als Stapelplatz des Warenhandels ist es zwar noch im ganzen jedem seiner Rivalen überlegen, aber in manchen Zweigen des Zwischenhandels ist es seitdem von anderen Städten überholt worden, so z. B. hat es für Seide und Seidenwaren seine früher den Weltmarkt beherrschende Stellung an Lyon und Mailand abtreten müssen; ebenso die im Bankwesen an New York. Auch als unbestrittene geistige Metropole aller Englischsprechenden ist ihm in neuester Zeit New York stark auf den Fersen, das in bezug auf die Zahl der in englischer Sprache gedruckten Bücher und Zeitschriften ein gefährlicher Rivale geworden ist. Auf den britischen Inseln selbst steht es durch seine großen wissenschaftlichen und literarischen Gesellschaften, die es in seinen Mauern einschließt, in geistiger Beziehung weit voran, obwohl es nicht einmal eine vollständige Universität hat, die zudem sehr viel jünger als Oxford und Cambridge ist.

London weicht in seiner Bauart von den übrigen Großstädten Englands (siehe S. 242) nicht unerheblich ab und hat, abgesehen von den Wohnvierteln der Wohlhabenden im Westen, eine gewisse Ähnlichkeit mit den größeren niedersächsischen Städten, namentlich mit dem Hamburg vor der Zeit des Beginns der Sanierungsarbeiten der 90er Jahre des verflossenen Jahrhunderts. Obgleich mehr als $^1/_4$ Million Nichtengländer ständig innerhalb ihrer Mauern wohnen, ist im übrigen London doch eine spezifisch englische Stadt, was schon aus dem eigenartigen Verkehrs-

wesen deutlich hervorgeht. Leider kommen dessen Vorzüge nur demjenigen zugute, der den Fahrplan der unzähligen Eisen- und elektrischen Bahnen über und unter der Erde und Autobuslinien wirklich im Kopfe hat. Man erzählt sich, daß nur wenige Menschen sich dieses Vorzuges rühmen können; die große Mehrzahl weiß nur auf denjenigen wenigen Linien Bescheid, die sie tagtäglich benutzt. Auf die unzähligen Sehenswürdigkeiten der ersten Stadt der Erde auch nur andeutungsweise einzugehen, verbietet der beschränkte Raum.

Das östlichste England, nämlich die Grafschaften Suffolk, Norfolk, Cambridgeshire, Bedford und Huntingdonshire, sowie Lincolnshire, also das England, das östlich einer Linie liegt, die man von Hull südlich nach London zieht, trägt einen ganz besonderen Charakter, der es von den übrigen Landschaften Englands leicht unterscheiden läßt. Es ist beinahe eben, eine nur schwach ansteigende Bergkette, die sich zwischen Cambridge und Norwich erstreckt, schützt es vor den letzten ozeanischen Regengüssen, die vom Westen kommen, so daß es, da auch der Boden das seinige dazu beiträgt, für die Landwirtschaft sehr geeignet ist. Namentlich der Weizen gedeiht hier ausgezeichnet. Der Mittelpunkt des Getreidehandels ist Norwich (110 000 Einw.), zugleich eine der wenigen Städte dieses Bezirkes, in denen Industrie vorkommt. Um den Washbusen herum liegt der sog. Fenbezirk. Der Name bedeutet soviel als Sumpf; die Gegend ist aber heute kein Sumpf mehr, sondern schon längst entwässert und eingedeicht und entspricht etwa den Elb- und Wesermarschen im Mündungsgebiet dieser beiden Flüsse. Auch die Siedlungen gleichen sich in beiden Gebieten sehr: dieselben reihenweise aneinander gelehnten Häuser an den Deichen, dieselben roten Ziegeldächer, dieselben Windmühlen und Weidenbäume. Wenn der ganze Ostbezirk Englands fast ausschließlich von echten Angelsachsen bewohnt ist, so hat der Fenbezirk noch einen besonderen Einschlag friesischen Elementes, das erst 1000 Jahre nach den Angelsachsen sich hier angesiedelt und das Land entwässert hat. Der Handel konzentriert sich in den wenigen an der Küste gelegenen Städten, unter denen Grimsby (86 000 Einw.) im Norden und Yarmouth (51 000 Einw.) sehr bedeutende Fischereiplätze geworden sind. Die Fischdampferflotte von Grimsby soll die größte der Welt sein (?). Der Ort, der mit Hamburg auf demselben Breitengrade liegt, besitzt von allen britischen Häfen die kürzeste Entfernung von der deutschen Welthandelsstadt. Harwich (55 000 Einw.), unweit Ipswich (82 000 Einw.), hat sich zu einem sehr bedeutenden Hafenplatz emporgeschwungen. Von hier führt eine stark benutzte Personendampferroute in 7 Stunden nach dem Fest-



(Nach Parry)

land (Hoek van Holland) und eine namentlich für Eilgut wichtige Dampffähre nach Zeebrügge. Von Binnenstädten sind weitaus die bemerkenswertesten Cambridge (59000 Einw.) im Süden und Lincoln (67000 Einw.) im Norden. Ersteres wetteifert mit Oxford um den Ruhm der ältesten englischen Universität. Seine Dozenten und Studenten pflegen im Gegensatz zu Oxford, das in erster Linie die alten Sprachen und Geschichte begünstigt, die Mathematik und Naturwissenschaften. In seinen Stadtanlagen und den Straßenbildern weniger malerisch als seine Rivalin, übertrifft es sie in den schönen Alleen und Rasenplätzen, die sich im Osten der Stadt hinter den Colleges erstrecken.

Lincoln, das sich in seinen Straßenzügen und Häusern noch viel Altertümliches erhalten hat, liegt auf einem Kalkhügel, der von einer berühmten Kathedrale und einem Schloß gekrönt wird.

Zu den freundlichsten Landschaften Englands gehört das Gebiet der oberen Themse, in dem sich noch manches von dem „merry old England" erhalten hat. Große Städte fehlen hier, weil dieser Bezirk weder Kohlen- noch Eisenerzfelder besitzt. Die Landwirtschaft herrscht vor. Der Charakter der „Kreisstädte" erinnert hier mehr als sonstwo an Niederdeutschland. Besonders lieblich ist die Gegend von Chiltern-Hills, in deren Nähe einige der schönsten Gärten der englischen Großen sich befinden. Der geistige Mittelpunkt und die größte Stadt dieser Landschaft ist die Stadt Oxford (57 000 Einw.), ohne Zweifel die englischste Stadt Englands. Die eigenartigen Einrichtungen des Universitätsbetriebes, die von außen meist sehr stattlichen, freilich auch vom Zahn der Zeit mitgenommenen Wohnhäuser, man könnte beinahe sagen Wohnpaläste, der Dozenten und Studenten, die aber im Inneren außergewöhnlich einfach eingerichtet sind, rings umgeben von alten, wundervoll gepflegten Rasenplätzen, auf denen zwischen prächtigen alten Baumgruppen in den Universitätsferien ganz ungeniert Kühe, Schafe und Pferde friedlich nebeneinander weiden, finden sich, abgesehen von Cambridge und in sehr verkleinertem Maße in Dublin, auf der ganzen Welt nicht wieder. Übrigens wohnt nur höchstens die Hälfte der Studenten in den Colleges. Die Minderbegüterten ziehen es vor, in Privathäusern zu wohnen, wo sie zwar den Reiz des spezifisch englischen Studentenlebens nicht voll auskosten können, dafür aber sehr viel billiger wohnen und — weniger in ihrem Privatleben kontrolliert werden. Große Anschläge an den Toren der Colleges besagen nämlich, daß alle dort wohnenden Studenten, sofern sie noch nicht einen gewissen Grad der Gelehrsamkeit sich erworben haben, abends spätestens um 10 Uhr zu Hause sein müssen und sich an Tanzvergnügen nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Vorsteher der Colleges beteiligen dürfen!

Nur wenige Schritte von den altersgrauen Studentenhäusern entfernt braust der Lärm des modernen Lebens. Je mehr man sich von hier aus der Weltstadt London nähert, desto mehr macht sich natürlich deren Einfluß geltend, doch befinden sich zwischen den zahlreichen Cottages, in denen ein großer Teil der Londoner außerhalb seiner Arbeitsstätte wohnt, immer noch Felder, Wiesen, Gärten, einzelne Bäume in großer Zahl, so daß die Landschaft im ganzen doch keinen eigentlich städtischen Eindruck macht. Wir dürfen diesen Bezirk nicht verlassen, ohne des Wallfahrtsortes aller Englischredenden auf beiden Seiten des Ozeans zu gedenken, Stratford on Avon, eines behaglichen Städtchens von nicht 10 000 Einwohnern. Hier erblickte im Jahre 1564 der größte Genius, den England je hervorgebracht hat, William Shakespeare, das Licht der Welt, hier verbrachte

er den größten Teil seines Lebens, hier wurde er auch begraben. Man kann dreist sagen, daß Stratford von Shakespeare lebt, und zwar sehr gut, wie die wohlgepflegten Straßen und Häuser zeigen; übrigens muß man der Stadt nachsagen, daß sie eifrig bemüht ist, ihre vielen alten malerischen Fachwerkhäuser in gutem Zustand zu erhalten.

Ich glaube, daß Shakespeare als der eigentliche Nationalheilige aller Angelsachsen angesprochen werden darf, denn von allen Punkten der Erde, wo nur Englischsprechende wohnen, finden sich Namen in den Fremdenbüchern, die in den zahlreichen Erinnerungsstätten an den großen Dichterfürsten ausliegen. Nicht weit von Stratford liegt die gemütliche Stadt Warwick mit dem weltberühmten Warwick-castle, einem der prächtigsten Herrensitze Altenglands, der von einem überaus malerischen Park mit uralten Zedern umgeben ist, der im Gegensatz zu vielen anderen den größten Teil des Tages dem Publikum geöffnet ist. Eine wunderschöne Allee mit alten Eichen und Ulmen führt von Warwick nach der Ruine Kenilworth, wohl der umfangreichsten Großbritanniens; ihr Name ist wohl jedem in der Erinnerung geblieben, der sich in seiner Jugend an der gleichnamigen Erzählung Walter Scotts in den Anfangsgründen der englischen Sprache geübt hat.

In überaus schroffem Gegensatz zu den eben beschriebenen Landschaften grenzen nördlich an sie die Midlands (Mittelland), eine Landschaft, die ihren Namen mit Recht trägt, bildet sie doch nicht bloß wirtschaftlich, sondern auch geographisch das Herz des eigentlichen Englands. Ihre Grenzen lassen sich schwer feststellen; die Midlands im engeren Sinne des Wortes erstrecken sich um den Südfuß der Pieninen herum, ihr Mittelpunkt ist Birmingham, eine Millionenstadt, in der seit alters das Metallgewerbe zu Hause ist, umgeben von zahlreichen Industriestädten, das Gebiet des Black Country, ein riesiger Wohnkomplex, der sich in nördlicher Richtung bis Wolverhampton (107 000 Einw.) erstreckt. Ein zweites Zentrum der Industrie breitet sich um Manchester (752 000 Einw.) und Sheffield (524 000 Einw.) aus. Hier sind jene perlschnurartig aneinander gereihten, maschinenmäßig einförmigen, jedoch in- und auswendig sauberen Häuserzeilen zu Hause, von denen S. 243 die Rede war. Besonders häßlich wirken die Straßen von Sheffield (500 000 Einw.), dem britischen Solingen, sobald man das Zentrum der Stadt verläßt. Freilich hat diese Großstadt den Vorteil, daß sie die menschenleeren Höhen der Pieninen sozusagen vor der Nase hat, während die Umgebung von Manchester gerade so trostlos und langweilig ist wie die Gegend beiderseits des Kanals, der von Manchester nach Liverpool führt. Die abscheuliche Farbe seines Wassers erinnert lebhaft an die Wupper bei Elberfeld und Barmen. Manchester ist namentlich in nördlicher Richtung von einer großen Zahl mittelgroßer Fabrikstädte umgeben, von denen wir nur Bolton (182 000 Einw.) und Oldham (148 000 Einw.) nennen, Städte, die nur für den Industriellen von Interesse sind. Südlich von der Stadt Sheffield breitet sich bis zu den großen Fabrikorten Nottingham (270 000 Einw.) und Leicester (240 000 Einw.) der Derbyshire Teak aus, ein Hochland, das in seinen südlichen Teilen zu den besuchenswertesten Landschaften Altenglands zählt, liegen hier doch auch die berühmten alten Herrensitze Chatsworth und Haddon Hall (siehe S. 248), und östlich grenzt daran die alte königliche Domäne Sherwood-Forest, die zwar noch einzelne prachtvolle Bäume birgt, aber keinen eigentlichen Wald mehr. Diese Gegend bildet den Übergang zu dem eigentlichen Ostengland, das wir bereits oben geschildert haben.

Nordöstlich von Manchester, von ihm durch die Pieninen getrennt, breitet sich in der Westhälfte der Grafschaft Yorkshire, der größten englischen Grafschaft, ein weiteres großes Industriegebiet aus, das sich gleich dem von Lancashire auf reiche Kohlenlager stützen kann. Hier liegen Leeds (470 000 Einw), Bradford (291 000 Einw.), Huddersfield (112 000 Einw.), Halifax (100 000 Einw.), seit alters Sitze der weitausgedehnten Wollindustrie (siehe S. 235). In ihrer äußeren Erscheinung ähneln sie durchaus den Industriestädten in Lancaster. Die östliche Hälfte der Grafschaft ist ein ganz überwiegend landwirtschaftlicher Bezirk; ihre Hauptstadt York (86 000 Einw.), Sitz des zweiten Erzbischofs von England, ist nicht nur durch seine weltberühmte Kathedrale, sondern auch durch seine vielen altertümlichen Giebelhäuser sehr sehenswert. In merkwürdigem Gegensatz zu ihrer Ruhe steht das überaus lebhafte Treiben in ihrem Bahnhofe, einem Hauptknotenpunkt im nordwestlichen England, welcher ausnahmsweise hier einmal nicht im Mittelpunkt der Stadt liegt und daher den Eindruck des altertümlichen Stadtbildes nicht stört. Nur wenig über eine Bahnstunde von York entfernt liegt Hull (300 000 Einw.), amtlich Kingston upon Hull genannt, das in vieler Beziehung Liverpool gleicht und zu den in der Neuzeit am meisten aufblühenden Städten der britischen Inseln zählt. Als Importhafen kommt die Stadt gleich hinter Liverpool und steht London nur wenig nach, so daß sie jetzt der drittgrößte Hafen Englands ist. Außerdem ist sie ein sehr bedeutender Industrie- und Fischereiplatz, aber in ihrem Charakter kann sie den Typ eines Emporkömmlings nicht verleugnen.

Westlich von den Midlands hat sich die Grafschaft Cheshire, abgekürzt aus Chester-shire, eine selbständige Stellung zu wahren gewußt. Außer als Produzentin von Milch, Butter und Käse ist sie für den Industriebezirk durch ihr Salzvorkommen (siehe S. 234) wichtig. Ihre Hauptstadt Chester ist eine altertümliche Stadt.

Das Tor, durch welches die mannigfachen Produkte von Lancashire ins Ausland gehen, ist Liverpool, das sich in seiner äußeren Erscheinung wohltuend von den großen Fabrikorten des Innern abhebt. Mit Birkenhead auf der Westseite des Severn, das durch einen großen Tunnel mit Liverpool verbunden ist, zählt es über 800 000 Einwohner und hat als Exporthafen London überflügelt. Man hat es oft mit Hamburg verglichen, doch treten die Hafenanlagen in Liverpool nicht so stark hervor wie dort. Die Gebäudegruppe im Mittelpunkt der Stadt um St. Georges Hall hat in englischen Großstädten nur noch in derjenigen bei Trinity College in Dublin ein würdiges Widerspiel.

Die südlich Cheshire gelegenen Grafschaften Shropshire mit dem Hauptort Shrewsbury (30 000 Einw.) und Herefordshire mit gleichnamiger Hauptstadt (22 000 Einw.) bilden gewissermaßen einen Übergang zu den Landschaften von Mittelwales. Das Wyetal in Herefordshire gehört zu den besuchenswertesten Landschaften des eigentlichen Altenglands; mit seinen unzähligen Schleifen und Windungen ähnelt es vielfach der unteren Mosel, nur daß hier die Weinberge fehlen.

Wales, ein ehemaliges Fürstentum, das aber schon seit 1284 mit England vereinigt ist, wird von einer außergewöhnlich arbeitsamen und tüchtigen Bevölkerung bewohnt und zerfällt in drei verschiedene Gebiete, von denen das mittlere weitaus das ödeste und am dünnsten bevölkerte ist. Hier ist die Heimat der Bergschafe, treffen doch auf jedes Quadratkilometer Fläche der Grafschaft Merionethshire nicht weni-

ger als 250 Schafe. Im Gegensatz dazu wohnen im industriereichen Südwales auf einem Zehntel des ganzen Fürstentumes 60% der Bevölkerung. Hier ist die Heimat der Anthrazitkohle, der besten Bunkerkohle der Welt, und Cardiff (225 000 Einw.), der bedeutendste Kohlenhafen der Erde, liefert jährlich an 20 Millionen t an das Ausland ab.

Unweit Swansea (162 000 Einw.) haben die vorsorglichen Engländer mächtige Öltanks erbaut, die 8—10 Mill. t Öl aus ihren persischen Ölfeldern fassen können. Diese Stadt sowie Merthyr-Tydfil (83 000 Einw.) sind die Mittelpunkte des südwalisischen Hüttenbezirkes, in denen in erster Linie Kupfer, dann aber auch Eisen, Zink und Blei verhüttet wird. Das Material muß zum bei weitem größten Teil aus dem Ausland herbeigeschafft werden, aber unermeßliche Kohlenschätze stehen in unmittelbarer Nähe zur Verfügung und ein außerordentlich engmaschiges Eisenbahnnetz, das an die Gegend von Bochum und Essen in Westfalen erinnert, sorgt für schnelle Zu- und Abfuhr der Erzeugnisse der Industrie und des Bergbaues. Daß der den zahllosen Essen entströmende Rauch, der oft die ganze Landschaft in einen dichten Mantel einhüllt, nicht gerade zu ihrer Verschönerung beiträgt, ist leicht zu verstehen.

Mit Cardiff steht im lebhaften Verkehr über den Bristolkanal Bristol (etwa 400 000 Einw.), das außerdem noch durch einen Tunnel eine Landverbindung mit Südwales besitzt. Bristol war noch am Beginn des 19. Jahrhunderts die erste Handelsstadt Englands hinter London und ist erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts durch andere Seestädte überflügelt worden, aber noch immer ist es für den Handel nach Westindien (Bananen und Zucker), Irland (Vieh) und Nordamerika von großer Bedeutung. Außerdem ist es eine sehr bedeutende Fabrikstadt für Zucker, Tabak und Kakao. Landschaftlich zeichnet sich Bristol von vielen anderen britischen Großstädten durch seine Lage an der tiefen Schlucht des Avon aus, die durch eine großartige, 76 m hohe Hängebrücke überspannt wird. Diesseits wie jenseits des Flusses ist ein eigenartiges Quartier reicher Bristoler, das von dem soviel in England üblichen Schema erheblich abweicht.

Das übrige Wales ist wirtschaftlich bedeutungslos bis auf die großen Schieferbrüche im Norden, von denen diejenigen von Penrhyn unweit Bangor die größten der Welt sein sollen. In Bangor befindet sich auch eine Abteilung der Walisischen Universität. Viele Waliser sprechen unter sich walisisch, doch gibt es nur noch wenige Personen, die nicht auch englisch verstehen und sprechen. Die Berglandschaft um den Snowdon gehört mit ihren klaren Bergseen, den grünen Wiesen und Waldparzellen in den Tälern zu den schönsten der Insel. Um die Palme der Schönheit streitet mit dieser Landschaft der bereits S. 217 geschilderte Seendistrikt in den nordwestlichsten Grafschaften Englands, Cumberland und Westmorland. Die Hauptstadt von Cumberland ist Carlisle (55 000 Einw.), ein alter Grenzort gegen Schottland und ein sehr wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Wirtschaftlich bedeutender ist das sehr gewerbefleißige Barrow (80 000 Einw.) an der Irischen See. Von Carlisle zieht quer durch Großbritannien nach Newcastle der Great Roman Wall, eine gewaltige, von den Römern erbaute Schanze aus den Zeiten des Kaisers Hadrian, der z. T. noch heute gut erhalten ist.

Northumberland und Durham sind wegen ihres Kohlenreichtums sehr industriereich, auch Eisenerze finden sich namentlich in der Umgebung von Cleveland. Die Bevölkerung hat einen stark normannischen Einschlag und gilt als besonders arbeitsam. Von Darlington nach Stockton wurde 1825 die erste Eisenbahn in

Europa eröffnet. Durham (15 000 Einw.) besitzt eine prachtvolle Kathedrale. Newcastle (284 000 Einw.), Hartlepool (71 000 Einw.), Middlesborough (71 000 Einw.), Tynemouth (65 000 Einw.), Sunderland (64 000 Einw.) sind sehr bedeutende Kohlenhäfen. Newcastle, der Norwegen nächstgelegene Hafen Großbritaniens, ist außerdem wichtig für die Einfuhr nord- und osteuropäischer Rohstoffe und Industrieprodukte, aber in erster Linie doch ein Kohlenhafen, der erst in der Neuzeit von Cardiff überholt wurde. Auf der Plattform der Central-Station steht unter Glas ausgestellt „Stephenson's N 1 Engine", die erste von Stephenson erbaute Lokomotive. Northumberland ragt weit mehr nach Norden gegen Schottland vor als Cumberland auf der Westseite. In der Mitte bilden die Cheviot Hills die Grenze, am Westflügel der Eckfluß, am Ostflügel der Tweed.

Schottland ist erst seit 1603, da Jakob IV. den englischen Thron bestieg, mit dem eigentlichen England vollständig vereinigt; seit jenem Jahre hat England den Namen „Vereinigtes Königreich" angenommen. Der Charakter der Schotten unterscheidet sich zwar nicht wesentlich von dem eigentlich englischen, nur bringt er die Licht- und Schattenseiten schärfer zum Ausdruck. Ihre Energie und Zähigkeit haben besonders in Nordamerika, wohin sie in stärkerem Maße ausgewandert sind als die Engländer, große Erfolge errungen. Der Schotte bezeichnet sich gern als Brite, will aber kein Engländer sein. Im nördlichen Schottland, namentlich aber auf den Inselgruppen, welche es im Westen und Norden einrahmen, macht sich noch immer der Einfluß der Einwanderung aus Norwegen bemerkbar. Dafür fehlt der normannische Einschlag aus dem 11. Jahrhundert. Der Gebrauch der gälischen Sprache nimmt sehr ab; nur selten noch wird man alte Leute treffen, die nicht englisch können, und über kurz oder lang werden nur noch die gälischen Bezeichnungen für Berge, Seen usw. an die frühere Landessprache erinnern. Die erste Besiedlung Schottlands geschah im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Irland aus, auch der Name des Landes stammt von irischen Einwanderern. Westschottland, das von Nordirland nur durch einen Sund zwischen Mull of Kintyre und der Küste von Antrim geschieden ist, der schmäler als das Wasser zwischen den inneren und äußeren Hebriden ist, hat mit Nordirland innigere Beziehungen als mit dem eigentlichen England. Wenn auch Northumberland und Cumberland unmittelbar an Schottland grenzen, so sind doch die Kernlandschaften beider Länder, Canarkshire und die Midlands, rund 500 km voneinander entfernt. Glasgow liegt Belfast beinahe dreimal näher als Birmingham. Um die Eigenart der Schotten zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Schottland vom europäischen Kontinent doch erheblich weiter entfernt liegt als England, es liegt nicht nur nördlicher, sondern auch westlicher. Berwick, beinahe der östlichste Punkt Schottlands, liegt mit Birmingham, Edinburgh mit Liverpool und Inverneß mit Swansea auf demselben Meridian, Stornoway, der Hauptort der Hebriden, liegt ebensoweit westlich wie Dublin.

Über drei Viertel der Bevölkerung lebt in den Lowlands, wo Glasgow mit über 1 Million und Edinburgh mit seinen Hafenvororten $^1/_2$ Million Einwohnern die Kristallisationspunkte bilden.

Glasgow, durch das Kohlenvorkommen und seine Lage am Clyde, der die größten Seeschiffe trägt, begünstigt, hat sich zur zweitgrößten Stadt Großbritanniens emporgeschwungen. Seine Blüte verdankt es aber auch der ungewöhnlichen Rührigkeit und dem sozialen Instinkt seiner Bewohner. In vielen Beziehungen



Valentine & Sons, Dundee

Ardara in der Grafschaft Donegal



Valentine & Sons, Dundee

Die Küste der Grafschaft Dublin



Valentine & Sons, Dundee

The Sturral, Vorsprung an der Nordküste der Donegalbai bei Carrick



Valentine & Sons, Dundee

Die Schiffswerft von Harland und Wolff in Belfast



Sackville Street in Dublin

gilt es nicht mit Unrecht als die bestverwaltete und modernste Stadt des Königreichs. Der allgemeine Eindruck, den der Reisende von Glasgow empfängt, ist wesentlich günstiger als der der übrigen englischen Großstädte.

Edinburgh, das schottische Athen genannt, ist die Stadt der Gelehrsamkeit; als Sitz gelehrter Gesellschaften und Erscheinungsort gediegener Verlagswerke steht es nur hinter London zurück. Kaum eine Stadt der britischen Inseln besitzt aber eine so imponierende Straße wie die Princess Street, die sich zwischen den beiden Hauptbahnhöfen hoch über großen grünen Rasenplätzen erhebt. Sowohl die Lage der Stadt zwischen bedeutenden Hügeln wie auch die Fülle monumentaler Gebäude stempelt sie zu einer der schönsten Hauptstädte Europas. Weltberühmt ist die mit ihren Anfahrten beinahe 3 km lange Brücke über den Firth of Forth, welche die Verbindung Edinburghs mit dem mittleren Schottland herstellt und von vielen für die schönste Brücke der Welt gehalten wird. Ihr Gegenstück findet sie in der grandiosen Eisenbahnbrücke, die sich weiter nördlich über den Firth of Tay spannt, ein weithin sichtbares Bauwerk, den altrömischen Wasserleitungen in der Campagna vergleichbar und historisch berühmt durch das Eisenbahnunglück im Jahr 1879, wo in einer dunklen Novembernacht ein ganzer Eisenbahnzug mit Mann und Maus in die Fluten stürzte. Die dritte Stadt Schottlands, das industriereiche Dundee (170000 Einw.), ist zugleich ein sehr lebhafter Hafen für die Schiffahrt nach Westeuropa. Einst als Wollenmanufakturstadt bekannt, hat sich die Stadt jetzt die Juteindustrie und die Herstellung von Fruchtmarmelade als Spezialitäten erkoren, obwohl die Rohstoffe dazu aus weiter Ferne kommen (Jute aus Indien, Früchte aus Westindien und Italien, Zucker aus Kuba und Deutschland). Die geistige Zentrale Nordschottlands ist Aberdeen (160000 Einw.) an der Nordseeküste, gleichfalls eine lebhafte Handelsstadt und ein sehr bedeutender Fischereihafen. Der Fremde steht überrascht vor den prächtigen, meist aus Granit gebauten Häusern der Stadt, deren Straßenpflaster gleichfalls hauptsächlich aus Granitquadern besteht.

Peterhead, der östlichste Ort Schottlands, und das benachbarte Fraserburgh sind zur Zeit die wichtigsten Fischereihäfen Schottlands und haben Wick in der Grafschaft Caithneß und Stornoway auf Lewis überflügelt. Am Nordende des Kaledonischen Kanals, der das nördlichste Gebiet Schottlands in eine Insel verwandelt hat, liegt Inverness (22000 Einw.), „die Hauptstadt der Hochlande" und das Zentrum des Fremdenverkehrs für den Norden Schottlands. Von hier zieht in südlicher Richtung die kaledonische Eisenbahn, die Grampian Mountains überquerend; ihren höchsten Punkt erreicht sie in der kleinen Station Dalrohimie (451 m), zugleich die höchstgelegene Eisenbahnstation der britischen Inseln (abgesehen von der Bergbahn auf den Snowdon). Die Stationen dieser Bahn bieten die besten Gelegenheiten, in das Innere des Hochlandes einzudringen, namentlich von Blair Atholl nach Braemar, Balmoral (Hochlandschloß der englischen Könige) und Ballater. Hier ist auch noch schöner Forst mit Rotwildbestand; doch gilt hier das gleiche, das früher von Südwestirland gesagt wurde: der Zutritt zu den Wäldern ist nicht leicht zu erlangen. Von Braemar aus wird der zweithöchste Berg Großbritanniens, der Ben Muich-Dhui (1310 m), bestiegen.

In großem Gegensatz zu dieser Gegend stehen die beiden nördlichsten Grafschaften Caithness und Sutherland, die beinahe gänzlich waldlos sind.

Weitaus malerischer als die Ost- ist die Westküste Schottlands, die mit ihren vielen Fjorden und fjordähnlichen Seen an die Westküste Norwegens erinnert. Doch

fehlen ihr die Gletscher der Fjelde einerseits, die geschützten, an weit südlichere Gegenden gemahnenden Buchten des Hardangerfjord und des Moldefjord mit ihren Kirsch- und Pflaumenbäumen andererseits.

Das Innere des schottischen Hochlandes hat schon viele Reisende enttäuscht. Bei dem sehr häufig düsteren Regenhimmel, dem Mangel an Wald, der durch Ginster und Heide ersetzt wird, der Menschenleere macht es im ganzen einen recht melancholischen Eindruck, und nur die Seen bilden als lebendige Augen der Landschaft erquickende Oasen. Viel gewaltiger ist die Natur auf der vielverzweigten Insel Skye mit ihren mächtigen, steil in die See abstürzenden Basaltfelsen und den an die Berge des Hegau erinnernden Cuchillin-Hills, die sich beinahe 1000 m über dem nahen Meere erheben und beliebte Objekte für die Kunst des Bergsteigers sind.

Weltbekannt sind unter den Inneren Hebriden die von Oban, dem schottischen Interlaken, wie man es lächerlicherweise oft genannt hat, leicht zu erreichenden beiden Inseln Jona mit den uralten Grabsteinen vieler schottischer, irischer und norwegischer Könige und Staffa (die Säuleninsel) mit der Fingalshöhle. Die äußeren Hebriden sind einförmiger; auf der größten, Lewis, liegt der Hauptort der Hebriden, Stornoway (4000 Einw.), ein dem Leser der deutschen Wetterkarten wohlvertrauter Name und ein sehr bedeutender Fischereihafen. Ganz weit draußen im Meere liegt St. Kilda mit nur 100 Einwohnern, das nur im Sommer allmonatlich von einem Dampfer besucht wird, aber noch 300 km weiter westlich liegt, nur bei ruhigem Wetter sichtbar, Rockall Island, ein unbewohntes Felsinselchen, der Aufenthaltsort unzähliger Vögel, aber der Schiffahrt durch seine Klippen gefährlich. Nördlich von Schottland, nur durch die Pentlandföhrde von ihm getrennt, liegen die Orkneyinseln. Sie sind zusammen etwa 100 qkm groß und werden von 30000 Menschen bewohnt, welche ebenso wie die Bewohner der nördlich von ihnen gelegenen Shetlandinseln skandinavischen Ursprungs sind. Die Hauptinseln beider Inselgruppen heißen beide Mainland; bedeutender als der Hauptort der Orkneyinseln, Stromness, ist Lerwick auf den Shetlandinseln, das im Kriege als Hafen für internierte fremde Schiffe eine große Rolle spielte. Der Fremde ist überrascht, in so nördlicher Lage auf einer weitab vom großen Verkehr gelegenen Insel eine Stadt mit sehr ansehnlichen großen Docks und Werften zu finden. Die Häuser der Hauptstraße sind z. T. noch mit malerischen Giebeln geschmückt und ins Wasser hineingebaut. Die Shetlandinseln gelten im allgemeinen als öde und weltverlassene Inseln, aber ihre Küsten bieten große Reize und einzelne Klippen derselben, wie z. B. Fitful Head im Südwesten der Hauptinsel, sind wegen ihrer grotesken Formen berühmt. Ihre Bewohner nähren sich in der Hauptsache von Schafzucht und Fischfang, auch von der Aufzucht der Shetlandponys, einer kleinen, aber ungemein ausdauernden Pferderasse. Die von den Frauen hergestellten Handschuhe, Strümpfe und Schals erfreuen sich wegen ihrer vortrefflichen Arbeit eines sehr begründeten Rufes. Während auf den Hebrideninseln die gälische Sprache noch immer nicht erloschen ist, findet sich von ihr auf den Orkney- und Shetlandinseln keine Spur, ein weiterer Beweis dafür, daß sie nicht von Schottland aus besiedelt wurden.

Mitten zwischen England, Schottland und Irland, von ihren Küsten gleichmäßig etwa 50 km entfernt, liegt die 600 qkm große, von 60 000 Menschen bewohnte Insel Man, deren Regierung in Händen eines von der Krone ernannten Gouverneurs liegt, die in ihrer sonstigen Verwaltung jedoch vollkommen selbständig und von

einer Reihe von Steuern, die sonst erhoben werden, gänzlich frei ist. Ihre Verfassung erinnert an altnordische und altgermanische Zeit, denn wenn auch die Einwohner aus Irland eingewandert zu sein scheinen und z. T. noch einen keltischen Dialekt (Maux) sprechen, so wurde sie später von Wikingern erobert und blieb lange unter norwegischer Herrschaft. Die Einwohner ernährten sich früher hauptsächlich durch Fischfang, in neuerer Zeit aber durch die Fremdenindustrie, denn zahllose Engländer kommen aus Liverpool und anderen Orten herbei, um auf der Insel ihre Sommerfrische abzuhalten. Von der geologischen Bedeutung der Insel war schon S. 214 die Rede.

Irland ist zur Zeit politisch in zwei Teile getrennt. Die Nordwestecke, d. h. die Landschaft Ulster mit Ausnahme der Grafschaften Donegal, Cavan und Monaghan, ist als „Nordirland“ ein Teil des britischen Königreiches, während das übrige Irland den neuen Irischen Freistaat (Saorstat Eireann) bildet.

Nordirland stand von jeher im engsten wirtschaftlichen und völkischen Zusammenhang mit Schottland und wird mehr von Briten als von Iren bewohnt, was schon daraus hervorgeht, daß noch nicht die Hälfte der Bevölkerung katholisch ist. Dem aufmerksamen Reisenden kommt das Überschreiten der Grenze zwischen Nordirland und dem Irischen Freistaat nicht nur durch die Zollrevision und den Gebrauch besonderer Briefmarken zum Bewußtsein. Der Boden ist in Nordirland besser angebaut, die Leute kleiden sich besser, die Häuser und Straßen sind sauberer, auf den Dörfern findet man nur vereinzelt zerfallene Ruinen, und die Industrie hat hier eine weit größere Ausdehnung als im übrigen Irland. Die Metropole Nordirlands ist Belfast (429 000 Einw.), eine überaus lebhafte Handels- und Industriestadt mit annähernd der gleichen Einwohnerzahl wie Dublin. Wenn man unmittelbar von einer dieser beiden Städte zur anderen reist, so fällt einem sofort die Verschiedenheit im Charakter der Bevölkerung und im ganzen Habitus des Lebens auf. Um nur eine ganze Kleinigkeit hervorzuheben, sind die in den Hotels und Gaststätten bedienenden Mädchen zwar in beiden Städten schwarz gekleidet, aber in Dublin sind sie ausnahmslos geschminkt und gepudert, in Belfast nirgends. Belfast liegt lange nicht so schön wie Dublin, aber durchaus nicht reizlos. An seiner Nordseite erhebt sich unmittelbar über der Stadt über 300 m hoch der Cave-Hill, ein steil abstürzender Basaltgipfel, dessen Besteigung bei nassem Wetter recht unbequem werden kann. Von seinem Gipfel streift der Blick über die großartigen Werften der Stadt hinweg bis weit über das Meer.

Die Grafschaft Antrim, welche die Nordostecke Irlands einnimmt, birgt einen der meistbesuchten Punkte dieser Insel. Es ist der Riesendamm, „Giant’s Causeway“, wie man ihn mit Recht genannt hat. Er besteht aus etwa 40 000, meist sechseckigen Basaltsäulen, welche von einer über 500 m hohen Platte in grotesken Steilabstürzen bis zum Meer hinabreichen, und kann in der Tat auf unbefangene Gemüter den Eindruck erwecken, als sei er von Riesen aufgetürmt, welche über dies holprige Pflaster dahinschreiten.

Soviel tausende Touristen dies Naturwunder bestaunen, so selten werden die gleich großartigen Naturschönheiten der Grafschaft Donegal besucht, welche, obwohl zum früheren Königreich Ulster gehörig, jetzt, wie schon oben erwähnt, dem Irischen Freistaat einverleibt ist. Die äußerst steil in den Atlantischen Ozean abstürzenden Vorgebirge von Glenhead, Hornhead und Teelinin-Head

suchen in der Wildheit des Aufbaues ihresgleichen. Noch großartiger ist der Ausblick von dem an der Nordseite der Donegalbucht gelegenen 600 m hohen Slieve-League, einem der höchsten Punkte dieser Landschaft, die im übrigen die wirtschaftlich zurückgebliebenste Irlands ist. Wer ein Freund lieblicher Landschaftsbilder und reicher Kultur ist, kommt beim Besuch von Donegal nicht auf seine Rechnung.

Das Herz Irlands ist die Landschaft um den Shannon, der sich behaglich in weitem Bogen durch die flachen Landschaften Mittelirlands schlängelt, dabei zahlreiche Seen durchläuft, auf deren Inseln sich manchmal Ruinen von Kirchen und Klöstern aus den ersten Zeiten des Christentums und merkwürdige runde Türme befinden, deren Zweck noch nicht völlig aufgeklärt ist. Wahrscheinlich werden sie den Mönchen in kriegerischen Zeiten als Zufluchtsort gedient haben. Die Iren nennen den Shannon mit Stolz den königlichen Fluß. Unter den Blinden ist der Einäugige König, aber auch von englischen Sportsmen wird er wegen seines Fischreichtums häufig aufgesucht. Bei Limerick (38 000 Einw.), das einst bessere Tage gesehen hat, mündet er in eine fjordähnliche Bucht, die erst beinahe 100 km weiter westlich den offenen Ozean erreicht. Die Stadt bietet so gut wie keine Sehenswürdigkeiten, aber ihre weitere Umgebung ist reich an landschaftlich schönen Punkten. Mit der Bahn sind in einigen Stunden die Cliffs of Moher erreichbar, eine gewaltige Felsenmauer unmittelbar über dem Atlantischen Ozean. Noch mehr herabgekommen als Limerick ist Galway (17 000 Einw.) an der Galwaybucht, das auf dem gleichen Breitengrad mit Dublin liegt. Es bildet den Ausgangspunkt der sog. Connemara-Tour in den äußersten Westen Irlands, der aber an romantischer Großartigkeit hinter der Grafschaft Donegal etwas zurücksteht. Für den Freund von Altertümern empfiehlt sich von Galway aus ein Besuch der Araninseln, auf denen er noch viele Spuren der ersten Besiedlung Irlands antreffen wird.

Den Glanzpunkt der irischen Landschaft stellt ohne Zweifel die Umgebung der kleinen stillen Stadt Killarney („Kirche der Schlehen“) dar. Sie liegt in der Grafschaft Kerry, im äußersten Südwesten, etwas nördlich von dem Lough Leane. Diese Gegend erfreut sich im hohen Maße des Einflusses des erwärmenden Golfstromes und ist außerdem vor Winden durch die 1000 m hohen Macgillycuddy Reeks geschützt, deren höchste Spitze, der Carrantuohill zugleich der höchste Punkt Irlands ist. Die Vegetation der Umgebung dieses Sees ist von einer ganz überraschenden Üppigkeit. Neben den Vertretern einer subtropischen Flora fallen vor allem die Zedern und Araukarien auf, deren mächtige Stämme vom üppig wuchernden Efeu eingehüllt sind. Die Mehrzahl dieser botanischen Wunder befinden sich in dem ausgedehnten Park des Lord Kenmare, der von einem meterhohen Zaun umschlossen ist, durch welchen nur wenige, scharf bewachte Tore führen, an denen ein ansehnlicher Zoll entrichtet werden muß. Die Handelsmetropole Südirlands ist Cork (78 000 Einw.), die bis in die neuere Zeit hinein die bedeutendste Stadt Irlands war und sich namentlich durch ihren Handel mit Spanien einst eines großen Reichtumes erfreute. Noch jetzt ist sie Mittelpunkt des irischen Schweinehandels und Sitz einer 1770 gegründeten Butterbörse, doch ihre internationale Bedeutung ist längst dahin und an den 20 km östlich gelegenen Hafenort Queenstown übergegangen, den die von Liverpool und manchmal auch die von Hamburg nach Amerika verkehrenden Dampfer anlaufen. Die von Amerika nach England bestimmte Post wird gleichfalls hier

häufig gelöscht, weil sie über Cork, Dublin und den Irischen Kanal ihren Bestimmungsort schneller erreicht als auf dem Seewege.

Eine der angenehmsten und lebhaftesten Städte des inneren Irlands ist die zwischen dem oberen und unteren Ernesee anmutig gelegene Stadt Enniskillen (8000 Einwohner). Der Name „Ennis“, der in vielen irischen Ortsnamen vorkommt, bedeutet soviel als Insel. Wenn man vom Süden und Westen der Insel nach Enniskillen gelangt, so merkt man sofort, daß man es nunmehr wieder mit Schotten und Engländern zu tun hat, denn Stadt und Land machen den Eindruck einer wohltuenden Reinlichkeit und einer gewissen Wohlhabenheit. Die Stadt ist ein alter Sitz der Orangisten, einer sich nur aus Protestanten zusammensetzenden politischen Verbindung, die stets für den engen Anschluß an die englische Krone gekämpft und es durchgesetzt hat, daß bei der Bildung des irischen Freistaates Nordirland bei England verblieb.

Dublin (400 000 Einw.), die alte Hauptstadt der Insel und als Ballyath-Cliath auch die Hauptstadt des neuen Irischen Freistaates, repräsentiert sich sehr schön, wenn man von Holyhead, dem Abfahrtshafen der Dampfer aus Großbritannien, kommend, von der See aus sie zuerst sieht. Das im Sommer blauschimmernde Wasser der See, die schön geschwungenen Linien der Wicklowberge im Süden erinnern lebhaft an Neapel, und dieser Eindruck wird noch bestärkt, wenn man am Bahnhof aussteigt und das Innere der Stadt betritt. Die Lebhaftigkeit, mit welcher die Kutscher den Reisenden einladen, ihre zweirädrigen Karren zu besteigen, auf denen man zwischen Himmel und Erde schwebt, die untätigen Menschenmassen, die schon am Vormittag die Hauptstraßen erfüllen, die vielen Häuserruinen aus dem letzten Bürgerkriege, welche im Mittelpunkt der Stadt zwischen großen modernen Gebäuden liegen, endlich der Schmutz und die üblen Gerüche, die aus den Nebenstraßen den Spaziergänger überfallen, und die vielen zerlumpten blassen Gestalten beiderlei Geschlechts, alles dies ruft die Erinnerung an Italiens volkreichste Stadt wach, mit der es auch das milde Klima teilt. Selbstverständlich unterscheiden sich beide Städte auch in vielen Punkten. Den ewig blauen Himmel Neapels trifft man in Dublin ebensowenig wie die Rebengefilde am Vesuv und die malerischen Reste antiker Vergangenheit. Dafür sucht man in Neapel vergebens nach einer so wundervollen Gartenanlage, wie sie der Phönixpark im Westen der Stadt darstellt, der übrigens seinen Namen nicht etwa von dem Vogel Phönix herleitet, sondern von dem irischen Worte feenisk, was soviel bedeutet als klares Wasser. Großen Ruf genießen mit vollem Recht die sehr bedeutenden und vorzüglich aufgestellten naturhistorischen Sammlungen mit dem prähistorischen irischen Riesenhirsch. Das ehrwürdige Trinity College mit seinen alten Gartenanlagen braucht sich hinter den Colleges von Oxford nicht zu verstecken, sondern übertrifft sie als Ganzes um ein bedeutendes. Es bildet mit den Universitätsgebäuden in Glasgow, Upsala und Salamanca ein vierblättriges Kleeblatt, wie man es wenigstens in der alten Welt nicht wieder findet.

Wohl niemand, der Dublin besucht, wird es verabsäumen, auch den südlich von der Stadt gelegenen Wicklowbergen einen Besuch abzustatten. Die „Seven Churches of Glendalough“ („Die sieben Kirchen des Tales der zwei Seen“) sind sozusagen das Nationalheiligtum der Iren, und die von der irischen Landschaft im allgemeinen ganz abweichende Landschaft um die beiden Hochseen, die einige Ähnlichkeit mit der Eifel besitzt, wird auf den Besucher einen tiefen Eindruck machen.

LITERATUR

Von wichtigen, neueren Werken seien außer dem Baedeker, der aber in seiner neuesten Auflage (1926) nur in englischer Sprache erschien und Irland nicht mehr enthält, genannt: A. Hettner, Englands Weltwirtschaft und ihre Krisis (1917). — E. Meyer, Das Britische Weltreich (1918). — H. Levy, Die Englische Wirtschaft (1922). — H. Spies, Kultur und Sprache im neuen England (1926). — J. Moscheles, Landeskunde der britischen Inseln (1925). — W. Dibelius, England (1925). — Von englisch geschriebenen Büchern: A. Ramsay, Physical Geology and Geogr. of Great Britain (1894). — H. J. Mackinder, Britain and the British Seas (1904). — J. Buchan, Great Britain (1923). — H. D. Hall, The British Commonwealth of Nations (1920). — W. J. Ashley, British Industries (1902). — W. Cunningham, The Growth of English Industry and Commerce (1904). — Murray, Handbooks for Travellers. — F. Muirhead, Blue Guides. — G. Fletcher, The Provinces of Ireland (1921/22). — D. A. Chart, Economic History of Ireland (1920). — Als Karten sind zu empfehlen Bartholomews Map of England and Wales, Map of Scotland, beide im Maßstab 1: 126 720, und Map of Ireland im Maßstab 1: 253 440.

ERLÄUTERUNG DER BILDERTAFELN 23—28

Von den sechs Bildertafeln zu den Britischen Inseln sind zwei England, je eine Wales und Schottland und zwei Irland gewidmet.

Auf Tafel 23 zeigt das oberste Bild den Hauptort der Scilly-Inseln, jener felsigen, baumlosen Gruppe kleiner und kleinster, meist unbewohnter Inseln, in deren windgeschützten Senken doch unter den milden Lüften die schönsten Blumen und Gemüse gedeihen. In der Mitte sehen wir den typischen Eingang in einen der großen englischen Parks, und unten am Beispiel von Stratford on Avon, der Geburtsstadt Shakespeares, den für englische Städte charakteristischen Wald verhältnismäßig sehr hoher Hausschornsteine.

Tafel 24 bringt zwei Sondertypen englischer Stadtbilder: oben eine stille, vornehme Straße im Universitätsviertel von Oxford, und unten eine Straße in Chester, dem englischen Rothenburg, der die im ersten Stock der Häuser durchlaufenden geschlossenen Galerien, die Rows, eine ganz besondere Note geben; sie bilden eine Straße über der Straße. Im Gegensatz dazu führt uns die Kunstbeilage bei S. 248 eine der belebtesten Geschäftsstraßen im Herzen Londons vor Augen.

In dem zwar öden und nur von Heide bedeckten, aber doch mittelgebirgig rundlich geformten Schieferbergland von Nordwales, in dessen Bergseen die Trümmer des Silurschiefers vielfach hinabgestürzt sind, nimmt sich die aus Eruptivgestein bestehende Pyramide des Snowdon (1085 m) oben auf Tafel 25 förmlich wie eine Fremdgestalt aus. — Die Schieferbrüche von Penrhyn bei Carnarvon gelten als die größten der Erde.

Loch Neß, den das obere Bild der Schottland-Tafel (26) darstellt, ist der größte Binnensee im Zuge des Caledonischen Kanals und, wie die übrigen langgestreckten Talseen Schottlands, tektonischen Ursprungs. Der kahle Ben Nevis, der höchste Berg der englischen Inseln (1343 m), stürzt nach Nordosten 500 m steil ab; er besteht aus Granit.

Ardara (auf Tafel 27 oben) liegt am inneren Ende der Loughrosbucht an der Nordwestküste Irlands. Die Schiefergesteinsberge im Hintergrund sind, obgleich der höchste von ihnen nur 515 m hoch ist, unter dem Einflusse des feuchten, windigen Klimas waldlos. Wirtschaftlich ist es eine der am stärksten zurückgebliebenen Gegenden Irlands, wo auch die irische Sprache noch herrscht. Ganz anders die Ostküste der Insel südlich von Dublin; sie ist weit dichter besiedelt und entwickelt; die Berge im Hintergrund gehören dem schönen Granitgebirge von Wicklow an.

Das obere Bild auf Tafel 28 führt uns nochmals nach der Nordwestküste Irlands, an die Südküste der großen Donegalbai; die Brandungswirkung auf die Küste ist hier ähnlich stark wie an der Bretagne (Tafel 14), die Küstenformen selbst etwas anders, weil sie nicht aus Granit, sondern aus einem Sedimentärgestein der Steinkohlenzeit herausgearbeitet sind. — Die Schiffswerft von Harland & Wolff in Belfast ist eine der größten überhaupt existierenden; Sackville Street ist die Hauptverkehrsader und Prachtstraße von Dublin; ihr bekanntestes Denkmal die Nelsonsäule im Hintergrunde.

DÄNEMARK

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

WELTLAGE, KÜSTEN

Gerade bei Dänemark sieht man so recht, was die Weltlage für ein Land bedeutet. Dieses kleine Halbinsel- und Inselland, welches wir um seiner politischen Geschichte willen in viel engere Verbindung mit der skandinavischen Halbinsel zu bringen pflegen als der physische Geograph verantworten könnte, hat in der Hinsicht manche Ähnlichkeit mit Griechenland. Wie dieses beherrscht auch Dänemark den Zugang zu einem geräumigen Meeresgebiet, dem es gerade so wie Hellas seine Stirnseite zukehrt. Ebenso wie Griechenland schien auch das nordische Germanenland dazu berufen zu sein, weiten Erdräumen die Segnungen einer fortgeschrittenen Bildung zu vermitteln; hatten doch die entlegenen Küsten des Baltischen Meeres für Dänemark eine ähnliche Bedeutung wie die Heimat der Skythen für den griechischen Seemann. Beide Länder scheinen eine ganze Welt zu erschließen, ohne doch dieser Umwelt in gleichem Maße zugänglich zu werden. Wie sich die Söhne des Orients dem Felsgestade Attikas nur als Feinde zu nahen pflegten, blieb auch Dänemark ein Land, das dem entlegenen Osten viel mehr gab als es von ihm empfing. Für uns Deutsche ist es leider in der Hauptsache ein Land vor den Toren geblieben; der literarisch Gebildete muß sich wundern, daß die Heimat eines Holberg und Thorwaldsen, eines Andersen und Jakobsen bei den Erdkundigen unseres Volkes nur so wenig Beachtung fand.

Damit mag es auch wohl zusammenhängen, daß der Durchschnittsgebildete die Nordlage Dänemarks weit überschätzt. In jenem Kleineuropa, dessen Ostgrenze vom Weißen Meer zum Finnischen Meerbusen und von da zum Schwarzen Meer verläuft, liegt Dänemark gerade in der Mitte. Das Nordkap ist von ihm ebensoweit entfernt wie Madrid, Palermo und Konstantinopel.

Die zentrale Lage Dänemarks macht es erklärlich, daß dies winzige Land sich vor Zeiten im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen zur Geltung brachte. Dänische Könige herrschten in England; Norwegen wurde zur dänischen Provinz; Dänenkrieger geboten an der Küste Estlands, und die Frage, ob der Stadtname Danzig nicht Dänenhafen bedeuten solle, ist noch immer strittig. Vorgänge in weitester Ferne wurden an den Ufern des Sundes deutlich empfunden. Als der Türke den Bosporus sperrte, wuchs ganz von selber die Zahl der Getreideschiffe, die von der Ostsee dem Skagerrak und der Nordsee zustrebten.

Darum begreift es sich auch leicht, daß die Machthaber an der Newa wie an der Themse allen Grund hatten, ihr Augenmerk auf den Staat zu richten, dem der Sundzoll (erst im Jahre 1857 abgelöst) Jahrhunderte hindurch reiche Einnahmen

lieferte. Diese Möglichkeit, sich auf mächtige Bundesgenossen zu stützen, verschaffte dem zwerghaften Staate zu Zeiten eine Bedeutung, die nicht nach seinen eigenen Kräften bemessen werden darf.
Betrachten wir das Kartenbild Dänemarks, so scheint es, als ob der harsche Westwind die Lebenskräfte des Landes zwinge, sich dem Osten zuzuwenden. Hafenlos und fast unnahbar zieht sich die Westküste der jütischen Halbinsel dahin, noch viel lebloser als die Westküste Griechenlands; ist doch der Liimfjord nur ein kläglicher Ersatz für Corinths schimmernden Meeresgolf. Welch ein Gegensatz besonders zu Norwegen, wo Meer und Land wetteifernd das ihre taten, längs der endlosen Westküste an geschützten Buchten trauliche Heimstätten der Menschen zu schaffen, zu denen die Felsen- und Eiswüste des Inneren drohend hinabschaut.

OBERFLÄCHENGESTALT UND GEWÄSSER

Dem Geologen gibt das dänische Land nicht allzuviel Rätsel auf. Sein Untergrund entspricht dem Norddeutschlands, nur daß er dort in zahlreiche Schollen zerbrochen ist, während in Dänemark die mesozoischen und tertiären Schichten gleichmäßig und ungestört verlaufen, in der Regel nur oberflächlich vom Eise der Gletscherzeit abgeschürft. Die mechanische Einwirkung des alten Gletschers ist im Nordosten wohl am stärksten gewesen; dort trägt das Untersenon stellenweise eine 200 m mächtige Decke diluvialer Ablagerungen.
Besonders der Sohn der deutschen Ostseeküste pflegt sich in Dänemark bald heimisch zu fühlen; entspricht doch die natürliche Bildung des nordischen Nachbarlandes der seiner Heimat in mehr als einer Hinsicht. Hier wie dort können wir von der Entstehungsgeschichte der Erdoberfläche gar nicht reden, ohne in jedem Satz die gewaltigen Gletschermassen zu erwähnen, die während der Eiszeit bis in das schlesische Odertal vorgedrungen waren.
Die breitgelagerten Moränenwälle, die wir von den früher russischen Ostseeprovinzen bis nach Holstein verfolgen, wechseln hier ihre Richtung und ziehen fortan nicht mehr von Osten nach Westen, sondern von Süden nach Norden. Im Osten der jütischen Halbinsel können wir sie beinahe bis in den äußersten Norden verfolgen. Westlich sind diesen Höhen weite Sandflächen vorgelagert; sie entsprechen etwa den riesigen Sandrs, welche die großen Heidewälder der preußischen Gaue tragen. Östlich von den Moränenzügen finden wir auf den dänischen Inseln dagegen solche Gebiete, die uns durchaus an die Bodden- und Inselküste Vorpommerns erinnern, nur daß diese Geländeform in Dänemark einen weit größeren Raum einnimmt.
Westlich von Aarhus erreichen die Moränenberge noch ansehnliche Höhen (der Ejer Bavnehöj erhebt sich zu 172, der Himmelsberg bis zu 162 m), aber wenn wir die entsprechenden Höhenschichtenkarten vergleichen wollten, würden wir doch auf den ersten Blick erkennen, daß die mittlere Erhebung dieser Hügelländer hinter jener der pommerschen und preußischen Seenplatte weit zurückbleibt. Anstatt ausgedehnter Hochflächen finden wir in Jütland meist kleine Hügelländer, die scheinbar ebenso unregelmäßig und willkürlich wie etwa die Waldparzellen über den Raum verteilt sind. Außerdem spielt auf den dänischen Erhebungen der Sand eine größere Rolle als der Geschiebelehm. Im Osten und in der Mitte Jütlands kommt daher bisweilen eine recht unruhige Oberflächenform zustande. Mit der

Bezeichnung des Landes als einer Tiefebene vermag sich der Reisende hier ebensowenig wie in Norddeutschland abzufinden, es sei denn, daß er sich in den ebeneren Teilen der Inseln befände.

In den Moränenhügeln im Osten Jütlands finden wir die landschaftlich schönsten Teile des Königreichs. Kurze, aber wasserreiche Flüsse ziehen dort immer wieder unter uralten Buchen und Eichen dahin, in deren Kronen wohl gar noch der Fischreiher horstet. Dann durchströmen sie wieder blanke Seen, wo schlohweiße Schwäne auf der Nordlandsreise Rast halten. Gerade diese Landschaftsbilder hat der große Märchendichter Andersen so trefflich zu schildern gewußt, daß auch der Erdkundige seine hohe Kunst bewundern muß.

Steigen wir von den stattlichen Moränenbergen gen Osten zur Meeresküste hinab, so erreichen wir die Teile der Halbinsel, die wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihrer klimatischen Vorzüge am dichtesten besiedelt sind. Wie im Osten Schleswigs stellt das Land hier einen blühenden Garten dar, dem die tief in die Hügel einschneidenden Fjorde erhöhten Reiz verleihen. Mit schönen, sanft geschweiften Umrissen folgen die Hügelreihen den schmalen Buchten. Uralte Haine säulenschäftiger Buchen schauen zu den behäbigen Dörfern hinab, deren Dächer in den freundlichen Obstgärten fast verschwinden. Dicht daneben bettet sich die Sommersonne auf goldenes Korn, schreiten schwere, tiefrückige Rosse auf grasreichen Koppeln.

Viel weniger heimelig dünkt uns das Land, wenn wir dem Westwind entgegenwandern, in die Heide, die „jütische Steppe" hinein, auf sandigem Landweg, dessen verkümmerte Baumreihen sich vor dem ewig drängenden Sturm tief zur Erde geneigt haben. Grauvliesige Schafherden kreuzen unsere Straße, und wenn wir am Herbstabend auf holperigem Knüppeldamm durch die meilenweiten Moore wandern, die den Heidebauern im Torf den erwünschten Brennstoff schenken, wird die Erinnerung an alte Nordlandssagen in unserer Seele wieder wach und lebendig. Spiegeln sich die Wolken, die am Monde vorüberhasten, in dunkeln Wasserlachen, beginnen dicht am Weg aufgescheuchte Wasservögel schreckhaften Lärm, so empfinden wir tief die eigenartige, fast gespenstische Schönheit, in der diese Landschaft zu solcher Stunde den erschauernden Wanderer grüßt.

Und je weiter wir westwärts wandern, desto karger wird das Land. Tiefer versinkt unser Fuß im Sand, breiter dehnen sich die Moore, unwirscher schüttelt der Sturm die Astbesen der Kiefern, deren Zweige sich ächzend drehen und winden, um dem übermächtigen Zuge leichter widerstehen zu können. Dann dehnt sich vor uns die graue Fläche eines geräumigen Gewässers, über die der Weststurm die schaumgekrönten Kämme der Wellen mit kurzen Abständen hinwegtreibt; wir stehen am Ufer eines der großen Strandseen, deren größter, der sog. Stavning Fjord, dem Hauptbecken des Bodensees an Flächenraum schon recht nahe kommt. Das seltsamste dieser Gewässer ist der mächtige Liimfjord, der, bald flußähnlich schmal, bald wieder zu schier unübersehbaren, haffartigen Becken erweitert, von der Nordsee bis zum Kattegat reicht und den nördlichsten Teil Jütlands zur Insel gemacht hat, selber wieder mit gewundenen Meeresarmen stattliche Inseln umklammernd.

Durch den Namen Fjord dürfen wir uns aber auch hier nicht täuschen lassen. Mit einem norwegischen Fjord, d. h. dem unter den Meeresspiegel getauchten Tal eines Gebirgsflusses, hat der Liimfjord, dies große, buchtenartige Gewässer nicht das Mindeste zu tun, sondern stellt vielmehr eine eigenartige Vereinigung von Strandsee und Föhrde dar.

Steigen wir schließlich zu den gelben Dünen empor, die der Küste folgen, so suchen wir umsonst nach schmucken Dampfern und schneeigen Segeln, die dem Lande zustreben, denn keine sicheren Häfen, keine tiefen Flußmündungen laden sie hier gastlich ein. In Feindschaft stehen sich hier Land und Meer gegenüber, und der vorsichtige Schiffer flieht ein Gestade, an dem schon zahllose Fahrzeuge zerschellt sind, so daß der nördlichste Teil den Namen der Jammerbucht mit allerbestem Rechte trägt. Dabei ist dieses gefürchtete Meer ein ganz seichter Schelf, in dem wir uns meilenweit von der Küste entfernen können, ohne mehr als ein paar Klafter zu loten.

Nur im äußersten Süden, jenseits von Blaavands Huk, zeigt die Küste ein anderes Bild. Hier dehnen sich zwischen dem Festland und den Inseln die grauen Wattflächen, über die zur Flutzeit schäumende Wogen dahinstürmen, während bei Ebbe nur hier und da noch schmale flußähnliche Priele und breite, ganz flache Wasserlachen in der farblosen Ebene aufblinken. An dem Festland zieht sich hier der „goldene Saum" der Marsch entlang, zuerst ganz schmal, dann breiter und immer breiter. Vor dem Wüten der Flut schützt ihn der feste Damm, hinter dem schwarzweiße Kühe im tiefen Grase stehen.

Daß in der engbrüstigen Halbinsel keine großen Ströme Platz finden, versteht sich von selbst. Die Guden Aa, der ansehnlichste Fluß Jütlands, würde sich schon neben Ems und Pregel recht bescheiden ausnehmen, aber immerhin sind selbst die größeren Wasserläufe Seelands breit und tief genug, um von geräumigen Prähmen befahren zu werden.

Im Grunde genommen haben wir das echte, rechte Dänemark fast weniger auf der Halbinsel als auf den Inseln zu suchen. Um zu wissen, wie es dort aussieht, brauchte der Leser nur eine der dänischen Landschaften zu betrachten, die unser ostmärkischer Landsmann Bendrat geschaffen hat. Im Vordergrund ein stattliches Schloß am blauen Sund, an dem nahen Ufer drüben mäßige Hügel. Auf ihnen grüner Wald und wogendes Korn und davor, als des ganzen Bildes rechte Lebensader, blaue, sonnige Flut, in der sich die weißen Deckbauten, die bunten Schornsteine mächtiger Dampfer wiederspiegeln. Überall klare Lichter und frische Farben, kein warmer, weicher Sommerduft, sondern die fast metallische Härte, die unseren nordischen Küsten bei blauem Himmel zu eigen ist.

Die tiefeingeschnittenen Buchten der dänischen Inseln, ihre zerlappten Bodden und weit vorspringenden, nehrungsartig schmalen Halbinseln, kurz gesagt: die unverhältnismäßig große Länge ihrer Küstenlinie im Verhältnis zu dem Flächenraum bringt es mit sich, daß wir fast von jedem ansehnlichen Hügel die Meerflut erspähen können. Sonst ist die Landschaft im einzelnen recht verschieden. Hier zacken die turmartigen Kreideklippen (die „Klinte") der Insel Möen, die Rügens Steilküste an Kühnheit der Formen weit überbieten, hoch empor; dort dehnen sich die Gemüsegärten des ebenen Amager. Hier blauen geräumige Landseen, in denen sich waldumhegte Herrensitze spiegeln; dort wechseln in ebener Flur Korngebreite mit Rübenäckern und Kraftwiesen. Bald sind die stattlichen Bauernhöfe auf baumloser Flur recht regelmäßig verteilt, bald stößt unser suchender Blick überall auf Hecken von Pappeln und Weiden, die uns an die Knicks des holsteinischen Landes erinnern könnten. Nur selten aber finden wir auf diesen gesegneten Inseln ein Bild, das uns nichts vom Fleiß des Menschen zu erzählen wüßte; überall gewinnen wir das Bewußtsein, uns in einer wohnlichen Kulturlandschaft aufzuhalten.

Hier und da mußte der Mensch sogar zu Deichbauten schreiten, damit bei Windstau nicht die Fluten in Äcker und Wiesen einbrechen können.
Zählen die Lehrbücher die dänischen Halbinseln Seeland, Laaland, Falster, Möen östlich des großen Beltes, Fünen, Langeland, Ärö und neuerdings leider noch Alsen westlich von dieser Wasserstraße auf, so gewähren sie uns von dem dänischen Inselmeer eine ganz falsche Vorstellung, wenn sie nicht gebührend hervorheben, daß diese größeren Inseln von Dutzenden kleinerer Eilande umdrängt werden, von denen die stattlichsten, wie Samsö und Taasinge, immerhin noch



Die Bodenzonen

ein paar Geviertmeilen bedecken, während den kleinsten der Name des „Sandes“ gerechter zu werden scheint als der einer Insel.
Die Gewässer, welche die Inseln voneinander und dem Festlande trennen, der Sund im Osten, der Große Belt in der Mitte und der Kleine Belt im Westen, dürfen kaum einfach als Meerengen bezeichnet werden. Mögen auch die Ufer des Sundes bei Helsingör und die des Kleinen Beltes bei Fredericia recht nahe zusammentreten, so sind dafür die übrigen Teile dieser Zwischenmeere desto breiter. Es handelt sich bei ihnen um buchtenreiche, boddenartige Gewässer; namentlich über den Großen Belt vermag sich der Blick des Menschen nur bei recht „sichtigem“ Wetter hinwegzuschwingen.

Die Tiefenverhältnisse im Inselmeer halten sich durchaus in den für die flacheren Teile der Ostsee bezeichnenden Grenzwerten. Der Sund genügt mit einer Mindesttiefe von 7,5 m wohl noch den verhältnismäßig kleinen Ostseedampfern, aber schon mittelgroße Ozeantramps müssen die tieferen Fahrstraßen der Belte (Großer Belt 16—30, Kleiner Belt 10—25 m tief) aufsuchen. Im Kattegatt folgt der schwedischen Küste eine tiefere Rinne (bis 140 m tief), welche die Fortsetzung der norwegischen Küstenrinne des Skagerraks darstellt, in der Tiefen von mehr als 600 m noch dicht am Felsgestade keine Seltenheit sind. Die Küste Jütlands fällt hier wie dort nur sehr allmählich zu der tieferen Rinne ab. In dem seichteren Teil ist der Boden dieser Zwischenmeere von merkwürdigen Furchen durchzogen und zeigt eine für die flachen Gewässer recht befremdliche Unregelmäßigkeit der Bodenform. Seltsam berührt es uns, wenn in manchen Abhandlungen den Diluvial- und Alluvialgebieten des eigentlichen Königreichs die Granitinsel Bornholm wie ein ebenbürtiger Bestandteil von gegensätzlicher Bildung gegenübergestellt wird, während sie in Wirklichkeit doch nur ein entlegenes, recht nebensächliches Anhängsel des Gesamtstaates bildet. Geologisch ist sie ein Teil der skandinavischen Platte, und die Felsklippen ihrer Nordküste gleichen eher dem schwedischen Kullen als den Kreideklinten des benachbarten Möen. Ersteigen wir den von prächtigem Buchenwalde bedeckten Rytterknegten, den Buckel dieses felsigen Schildes, so stehen wir auf dem höchsten Punkt der dänischen Inseln (157 m), da Möen nur bis 141 m aufragt, Seeland und Fünen aber nur Höhen bis zu 131 m besitzen.

KLIMA

Wenn uns viele Teile Dänemarks, vor allem der Osten Jütlands und die Inseln anmutig und heimelig erscheinen, so liegt das nicht zum wenigsten an dem milden Klima, dessen sich dies nordische Land erfreut. Nicht umsonst bezeichnete man Dänemark oft genug als das Italien des Nordens. Während selbst ein verhältnismäßig so wintermilder Gau wie das Weichsel-Nogatdelta einen Januardurchschnitt von —2,3° aufweist, beträgt der entsprechende Wert für Kopenhagen ± 0. Eine solche Durchschnittswärme wird an der Weichselmündung erst am 15. März erreicht. Dem könnte man allerdings entgegenhalten, daß wir an den milden Wintern ozeanischer Gebiete nur selten reine Freude haben, weil dieser milde Winter mit einem kühlen, regnerischen Sommer erkauft werden muß. Bis zu einem gewissen Grade gilt das natürlich auch für Dänemark, doch dürfen wir uns das Land beileibe nicht als ein zweites Irland vorstellen. Mit einer Durchschnittstemperatur von 16,6° ist der Juli in Kopenhagen wärmer als an der hinterpommerischen Küste, und selbst in den kühlsten Lagen Jütlands werden immerhin noch 15,5° erreicht. So haben wir trotz der Meeresnähe noch ein Anrecht, dann und wann trockene, sonnige Sommerwochen und längere Reihen frostklarer Wintertage zu erwarten. Um zu erkennen, wie sehr namentlich die letzteren nach dem Sinne der Dänen sind, brauchen wir nur Andersens Märchen zu lesen oder mit dem launigen Humoristen unserer Tage ein fröhliches Neujahrsfest im Pfarrhaus von Neddebö zu feiern. Im März beginnt zumeist der Lenz, der April schenkt den Wiesen ihr zartes Grün, der Mai den Bäumen ein jungfrisches Laubkleid. Im Juni prangt dann die Natur in ihrem schönsten Schmuck, und lange Reihen sommerlich warmer Tage sind gar nicht so selten. Frohe Segler, die dann in einer waldumhegten Bucht des dänischen Inselmeeres ankerten und den nächsten Hügel erstiegen, von dem aus

sie sieben, acht stattliche Kirchtürme zählen konnten, werden die Erinnerung an jene Stunden treulich hegen. Im Juli und August treffen sie es nur selten so gut, denn recht häufig hüllen dann Regenwolken den Himmel in ein graues Kleid. Um so schöner pflegt wieder der Herbst zu sein, wenn die klare Luft weite Fernsichten von Insel zu Insel eröffnet und die Buchenhaine auf den Büheln im sattesten Goldbraun flammen. Aber wie lange noch, dann kommen jene winterlichen Sturmnächte, da die Brandung der Nordsee gegen die Küste Jütlands tobt und die Notzeichen der Schiffe immer wieder sturmgewohnte Fischer zu opfermutigem Rettungswerk an den Strand rufen.

Die Niederschlagsmenge, mit der wir in Dänemark rechnen müssen, erscheint uns auf den ersten Blick recht gering. Selbst im Süden Jütlands, wo 770 mm fallen, ist sie noch nicht so groß wie in manchen Teilen Ostpreußens, und auf Anholt erreicht sie sogar nur etwa 400 mm, d. h. noch nicht einmal den Wert der trockensten Gebiete unseres Vaterlandes. Auch Kopenhagen würde mit seinem Jahresdurchschnitt von 500 mm zu den trockensten Großstädten Deutschlands gehören. Daß Dänemark trotzdem eher den Eindruck eines feuchten Landes macht, liegt daran, daß in seinem nordischen Seeklima auch die Verdunstung recht gering ist, so daß schon ein unbedeutender Regen ausgiebige Durchfeuchtung zu bewirken vermag.

Alles in allem gehört Dänemark seinem Klima nach aber doch wohl mehr zu Mittel- als zu Nordeuropa, mag es auch hinsichtlich der Sonnenscheindauer (1500—1750 Stunden im Jahr) mit England und Finnland ein gleiches Schicksal teilen. Wir werden es als ein Übergangsgebiet kennzeichnen müssen.

PFLANZEN- UND TIERWELT

Dieser Gunst des Klimas entspricht auch das Pflanzen- und Tierleben. Das milde Seeklima sagt der Rotbuche ganz besonders zu; pflegt doch Dänemark gerade um seiner Buchenwälder willen mit gutem Grunde hoch gerühmt zu werden. Auch dort, wo der Wald verschwunden ist, sieht das Land wegen seiner Pappeln- und Weidenhecken oft noch frisch und laubgrün aus. Das gilt vor allem von den Inseln Falster und Laaland. Lustwandelt der Fremdling im schattigen Schloßpark, so staunt er wohl über die Pracht der mächtigen Nußbäume. Am sonnigen Spalier reift der Weinstock saftreiche Trauben und uralte, knorrige Maulbeerbäume erinnern uns noch hier und da an vergangene Zeiten, da man sich selbst im nebligen Norden an die Zucht der Seidenraupe wagen wollte. Berichten uns die Lehrbücher, daß hier „noch“ edles Obst gedeihe, so ist diese Ausdrucksweise eigentlich irreführend, da sich nur wenig Länder hinsichtlich des Edelobstes (Gravensteiner Äpfel!) mit der zimbrischen Halbinsel messen dürfen. Und neben dem Kernobst spielen die Beerensträucher eine fast noch größere Rolle. Der Umstand, daß der Getreidebau hierzulande so ziemlich die höchsten Erträge liefert, die in Europa auf der Flächeneinheit erzielt worden sind, muß wohl in erster Linie dem unermüdlichen Fleiß des dänischen Landmannes zugeschrieben werden, doch wäre dem kaum ein solcher Lohn zuteil geworden, wenn das Klima dessen Arbeit nicht auch zu seinem Teile gefördert hätte.

Leider ist in dem alten Kulturland der Wald immer mehr und mehr gerodet worden. Heute bedeckt er nur noch 5% des Bodens. Dänemark gehört demnach zu den waldärmsten Ländern unseres Erdteils. Doch dürfen wir uns deshalb von der

dänischen Landschaft kein falsches Bild machen. Einmal sind die kleinen Waldparzellen in der Regel recht gleichmäßig im Gelände verteilt, und zum anderen pflegt ein uralter Buchenhain, der nur ein paar Quadratkilometer bedeckt, als Lustgehege und Zierde eines ganzen Gaues viel mehr zu bedeuten als weit größere Holzungen in halbbarbarischen Ländern, wo man nur Waldfrevel, aber keinen Waldschutz kennt.

Recht ärmlich ist dagegen der Pflanzenwuchs in der jütischen Heide, wo der wilde Sturm stellenweise — geradeso wie im Inneren Schleswigs — bloß verschrotenen Eichenkratt aufkommen läßt.

Was die freilebenden Tiere angeht, so müssen wir bedenken, daß Dänemark in noch viel höherem Grade als das Deutsche Reich, in dem Möser und Moore mit Sandrhalden immer noch weite Strecken „Unland" bilden, ein rechtes Kulturland geworden ist, in dem eigentlich nur die Arten hausen dürfen, die der Mensch als Aftermieter anerkennt. Sprechen wir in Jütland von den großen Räubern, von dem stattlichen Hochwild der Wälder, so wird die Antwort regelmäßig im Märchenstil gegeben: es war einmal! Verschwunden sind Wölfe und Schwarzwild, und auch der Edelhirsch wird in wirklich freier Wildbahn nicht mehr angetroffen. Besser bestellt ist es mit dem Federwild, namentlich mit den Wasservögeln, die raumbeherrschend von Meer zu Meeren wechseln. Sollte es ein Zufall sein, daß die ganze Sehnsucht des dänischen Märchendichters dem stolzen Singschwan gehört, der bei der Wanderung auf den Waldseen des Inselreichs zu rasten pflegt? Noch viel seltsamere Gäste sendet mitunter die Flut des Ozeans; kommt es doch nicht allzu selten vor, daß mächtige Wale beim Verfolgen der Heringszüge in das Skagerrak und Kattegatt eindringen.

BEVÖLKERUNG

Den menschlichen Bewohnern Dänemarks haben unsere Forscher gerade in letzter Zeit erhöhte Teilnahme geschenkt, da man heutzutage annimmt, daß dies Gebiet zur Urheimat der Germanen gehört. Die Spuren der Besiedlung reichen hier in sehr große Fernen zurück, und wie die mächtigen Haufen von Muschelschalen (Kjökkenmöddinger, d. h. Küchenabfälle) beweisen, trug das Meer sehr viel zu dem Unterhalt der Bewohner bei. Schon in der Steinzeit wogte hier goldenes Korn, und wir tun gut, uns die Bewohner jener Frühzeit nicht als blöde Rohlinge vorzustellen, mögen auch ihre aus Holz gefügten Wohnstätten schon längst zu Staub geworden sein.

Mit dem Begriff des „Nordländers" verbindet schon der Mitteleuropäer gern die Vorstellung der Tatkraft, des Wagemuts, der stählernen Härte. Hören wir nur Worte wie Wiking und Normanne, so schauert unsere Seele, und wir fürchten mit Hebbel, ein Geschlecht kaum nachbilden zu können, das bei Nordlicht und Meersturm aufwuchs. Gilt es, die Eigenart der Dänen recht zu zeichnen, so müssen wir solchen Gedanken Lebewohl sagen. Fontanes Ballade von „Gorm Grymme" und seinen buschigen Brauen tönt uns gewaltig durch Mark und Bein, aber dennoch ist Gorm Grymme kaum der rechte Vertreter eines Volkes, als dessen Sohn uns der große Brite den jungen Hamlet gezeichnet hat. Wollte der Preuße, der Oberbayer selbst erkennen, wie wenig es ihm anstände, von den Dänen als rauhen Nordlandssöhnen zu reden, so brauchte er nur die Prosadichtungen eines Jacobsen zur Hand zu nehmen und sich in Niels Lyhnes weiche Seele zu vertiefen. Oft genug

wird er dann zugeben, daß solche Menschen gerade um ihrer Weichheit willen von seiner Stammesart recht verschieden seien. Und ähnliche Gefühle überkommen ihn, wenn er Thorwaldsens Bildwerke betrachtet oder mit dem Helden von Andersens sehnsuchtsvollem Improvisator in den römischen Katakomben bangste Augenblicke nachempfindet. Rauhe Kraft und unbeirrte Sinnenlust findet er weder hier wie dort; selbst manches heitere Werk, wie die verinnerlichten Erzählungen eines Nicolai, könnte ebensogut von einer Frau geschaffen worden sein. So hört der Deutsche, der sich in das Seelenleben dieser Menschen versenkt, wohl verwandte Saiten klingen, glaubt aber doch, eher Vettern als Brüdern gegenüberzustehen. Gerade so wie Schweden und Norweger gehören auch die Dänen ausschließlich dem lutherischen Bekenntnis an.

Aber es ist wohl möglich, daß die Ahnen der Dänen noch anders ausschauten, als sie auf dem Nordmeer, an Deutschlands Küsten, an den fernsten Gestaden der baltischen Meeresbuchten um Herrschaft rangen, denn „im kleinen Kreis verengert sich der Sinn"!

Die geringe Ausdehnung und die bescheidenen Machtmittel Dänemarks scheinen dem Lande in politischer Hinsicht eine neutrale Stellung anzuweisen. So gewöhnte man sich denn trotz der soldatischen Tugenden der Väter mehr und mehr daran, in friedlichem Schaffen aufzugehen. Der Däne bestellte seinen Acker mit beispielloser Sorgfalt, überraschte die Nachbarn mit hochgezüchteten Viehrassen und schmückte die Schaufenster der Kunsthandlungen mit Meisterwerken der Porzellanmanufaktur. Er erkannte auch, daß nur ein gebildetes Volk friedliche Siege erringen kann. Darum entstanden allerorten, in der Stadt wie im Dorf, gern besuchte Volkshochschulen; die trugen das Ihre dazu bei, die Volksbildung im Lande auf einen geradezu vorbildlichen Stand zu heben.

Doch wo viel Licht ist, fehlen auch die Schatten nicht. Ohne Anteil an der großen Politik und auch räumlich getrennt von den wichtigsten Brennpunkten menschlichen Lebens, richteten die Dänen ihr Augenmerk immer ausschließlicher auf den engen Kreis wirtschaftlicher Fragen. Auf diesem Gebiet leisteten sie Hervorragendes; das anzuerkennen fällt uns aber zuweilen schwer, weil wir gar zu oft erkennen, daß die nüchternen, strebsamen Haushalter dabei unwillkürlich in den Bann einer rein stofflichen Weltanschauung gerieten. Mit der können wir uns aber gerade bei den Landsleuten eines Thorwaldsen und Andersen nur schwer aussöhnen. Gott sei's gedankt, daß wenigstens die Meerflut, die mit den gebrechlichen Booten der Fischer spielt und den dänischen Seemann in entlegenste Fernen führt, noch immer dafür sorgt, daß die Abenteurerlust der Ahnen den Enkeln nicht ganz verloren geht.

Befremdet uns schon bei unseren deutschen Volksgenossen immer wieder die starke Beimischung fremden, nicht nordischen Blutes, so ist das bei den Dänen, die doch in der eigentlichen Urheimat der Germanen zu Hause sind, noch mehr der Fall. Ebenso wie in Deutschland wundern wir uns auch hier, wie weit die Wenden nach Nordwesten vorgedrungen sind, begegnen uns doch z. B. auf Laaland und Falster immer wieder die Spuren einer wendischen Bevölkerung. Dagegen sind wir noch kaum imstande anzugeben, woher die dunkelhaarigen, dunkeläugigen Menschen gekommen sein mögen, mit denen sich die blonde Nordlandsrasse zu dem Volk vermischte, das uns heute neben den Schweden verhältnismäßig zierlich und feingliedrig erscheint. Ob es wirklich nur auf politische Gegensätze zurückzuführen ist, daß die Dänen, deren Machthaber noch unsere Klassiker so hochherzig unterstützten,

neuerdings an welscher Art immer größeren Gefallen finden, oder haben wir es mit einer widersinnigen Neigung zu tun, die allen Germanen als leidvollstes Erbe zuteil wird?
Obgleich die politischen Grenzen hier niemals dieselbe trennende Wirkung ausübten wie zwischen Mitteleuropa und den Halbkulturvölkern des Ostens, ist Dänemark den Deutschen dennoch in eine gewisse ideelle Ferne gerückt worden, woran auch alle sommerlichen Vergnügungsreisen nach Kopenhagen nicht allzuviel ändern können. Das deutsche Schrifttum über dieses Land ist auffallend dürftig geblieben, und der deutsche Leser vermag sich über japanisches Dorfleben viel leichter Aufschluß zu verschaffen als über die Menschen, die an Jütlands Nordwestküste daheim sind. Jedenfalls entsprechen die geistigen, oder sagen wir lieber ganz allgemein die menschlichen Beziehungen zwischen hüben und drüben bei weitem nicht der Tatsache, daß der Weg von Kopenhagen nach Stralsund nicht länger ist als der vom Sund nach Aarhus, und daß Rostock, Lübeck und Kiel der dänischen Hauptstadt nicht ferner liegen als Berlin.
Dabei entspricht der Anschluß Dänemarks an das Verkehrsnetz des Festlandes allen billigen Wünschen. Die Fahrt mit dem Fährdampfer von Warnemünde nach Gjedser (Südspitze von Falster) hält den Schnellzugverkehr zwischen Dänemark und dem Festlande kaum merklich auf. Vom Norden Schleswigs gelangt der Reisende quer durch Fünen rasch nach Seeland, und bei der Bedeutung Kopenhagens als eines regen Durchgangshafens gibt es kaum einen größeren Handeslplatz des baltischen Gebiets, in dem Reiselustige auf eine Fahrgelegenheit nach Dänemark lange warten müßten. Auch im Innern Dänemarks ist das Bahnnetz trefflich ausgebaut; während alle östlichen Grenzländer Deutschlands in der Hinsicht weit zurückbleiben, vermag Dänemark den Vergleich mit uns recht gut auszuhalten.

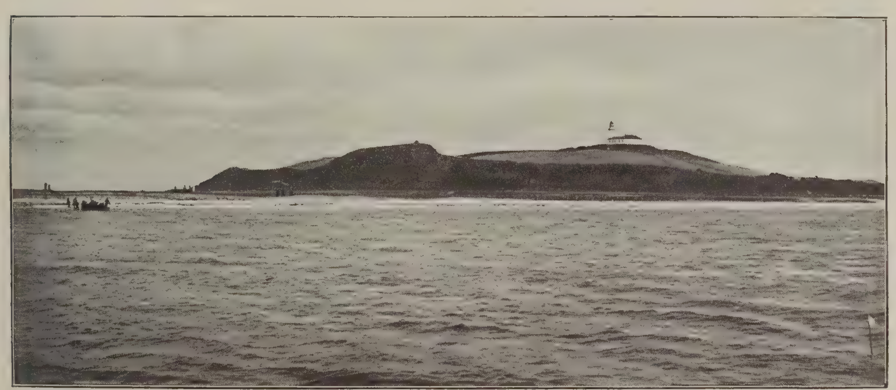
VOLKSWIRTSCHAFT

Im Erwerbsleben Dänemarks wird der Unterschied zwischen dem flachen Lande und der Hauptstadt, die im Verhältnis zur Größe des Staates riesengroß erscheint, immer auffälliger. Man sagt wohl, Kopenhagen sei Dänemark, doch sollte man darüber nicht vergessen, daß jeder weitere Fortschritt der Residenz die gegensätzliche Eigenart des Hinterlandes um so stärker hervortreten läßt.
Weil der Boden des Landes so gut wie gar keine Schätze bietet, spielt die Landwirtschaft in Dänemark bei weitem die Hauptrolle, und oft genug können wir feststellen, daß eine fleißige, nachdenkliche Bevölkerung auch geringeren Böden bedeutende Erträge abzunötigen versteht. Der Getreidebau ist letzthin — auch zugunsten der Zuckerrübe — immer mehr und mehr zurückgegangen, so daß wohl noch etwas Gerste ausgeführt werden kann, dafür aber etwa die zehnfache Menge Brotgetreide vom Auslande gekauft werden muß. Um so schneller dehnte sich der Anbau von allerlei Futterpflanzen aus. Aber auch die genügten für den noch schneller wachsenden Viehstapel so wenig, daß Futtermittel in der Reihe der eingeführten Güter hinter dem Brotgetreide gleich an zweiter Stelle kommen. Die wirtschaftliche Entwicklung Dänemarks wird schon durch die Angabe gekennzeichnet, daß es bis zum Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts noch ansehnliche Mengen Getreide ausführte, 1911 dagegen bereits für etwa 93 Mill. Kronen Brotgetreide vom Ausland kaufen mußte. In demselben Jahre spielte



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Die jütländische Heide



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Die Insel Hjelm bei Aarhus



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Bauernhaus am Buchenwald



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Helsingör



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Der Strand von Bornholm bei Hammershus

die Viehzucht bereits eine so große Rolle, daß die Posten: Butter, Fleisch, Tiere, Eier, Häute mit zusammen 430 Mill. Kronen mehr als zwei Drittel der Ausfuhr darstellten. Kartoffeln werden viel angebaut und liefern reiche Erträge. Das gleiche gilt von der Zuckerrübe, deren Kultur namentlich auf Fünen zahlreiche Zuckerfabriken entstehen ließ. Edles Obst verhalf der Insel Falster zu dem Ehrennamen des dänischen Obstgartens, während die Insel Amager einen großen Teil des Landes mit Gemüse versorgt. Die Fischerei leistet dagegen noch immer nicht das, was man gerade hier von ihr erwarten sollte. Mag auch ihr Ertrag von 10 Mill. (im Jahre 1900) auf rund 40 Mill. gestiegen sein, so könnte er doch noch wesentlich gesteigert werden.

Der Bedeutung der Landwirtschaft entspricht es, daß sich die meisten Industrien an diesen Erwerbszweig anlehnen. Dabei spielen die Branntweinbrennerei und Bierbrauerei in Kopenhagen, Aalborg, Aarhus und Odense wohl die Hauptrolle. Große Zuckerraffinerien gibt es in Kopenhagen und Odense. Auch die Holzwarenfabriken, Möbeltischlereien und Pianofortewerkstätten (Horsens, Kopenhagen) verwenden vielfach einheimische Rohstoffe. Die blühende Viehzucht rief gewaltige Schlächtereien und Konservenfabriken (vor allem in Nyköbing, Horsens und Aarhus) ins Leben. Esbjerg im Südwesten Jütlands wurde schon frühzeitig durch seine Butterausfuhr bekannt. Sehr bedeutend sind auch Gerberei und Wollweberei (Kopenhagen).

Von den Gewerben, die mineralische Rohstoffe verarbeiten, ist die Porzellanmanufaktur, die vor allem in Kopenhagen (auch Bornholm verfertigt Porzellanwaren) durch tüchtige Künstler gefördert wurde, wohl am wichtigsten. Wo Kreide zutage tritt (Möen und Seeland vor allem), entstanden Kalkbrennereien, und in Aalborg erzeugt man auch Zement. Aber gerade das, was man bei dem Fehlen von Wasserkräften mit am nötigsten brauchte, die kostbare Steinkohle, suchte man in Dänemark vergeblich. Dieser wichtige Hilfsstoff der Industrie stellt daher dem Werte nach mehr als den zwölften Teil der Einfuhr dar. Die Schwerindustrie beschränkt sich in der Hauptsache auf Kopenhagen, wo sie auch dem Bau großer Seeschiffe dient.

Der Handelsumsatz des kleinen Dänemarks darf nicht absolut eingeschätzt werden. Daß die Dänen es in der Hinsicht weit genug gebracht haben, zeigt uns ein Vergleich ihres Gesamthandels mit dem anderer Staaten. Wenn der ganze Warenumsatz in Ein- und Ausfuhr während des letzten Jahrfünfts vor dem großen Kriege 0,87% des Welthandels betrug, so hätte der deutsche Außenhandel danach im Verhältnis zur Einwohnerzahl etwa 17, der schwedische $1^1/_2$% des Welthandels betragen müssen. Die tatsächlichen Zahlen lauten aber nur 11,5 und 1%.

Auch mit seiner Handelsflotte, die mittlerweile 1 Mill. R.-T. schon überschritten hat, kann sich der kleine Staat schon sehen lassen, ist sie doch fast doppelt so groß wie die belgische und ein gut Teil größer als die der meergewohnten Neuhellenen. Das rücksichtslos bestohlene und vergewaltigte Deutsche Reich vermochte im Jahre 1923 nur etwa mit der zweieinhalbfachen Tonnenzahl aufzuwarten. Noch immer besitzt der Däne die seemännische Tüchtigkeit seiner Ahnen, die einem Nelson so schwer zu schaffen machten. Die seemännische Überlieferung größerer Zeiten erklärt es wohl auch, daß die Dänen ihre überseeischen Besitzungen (Grönland, die Färöer) so zähe festhalten und mit so anerkennenswertem Eifer an ihrer wissenschaftlichen Erforschung arbeiten, obgleich jene Kolonien dem Staat letzten Endes nur Unkosten verursachen.

DIE STÄDTE

Wenn wir nun zum Schluß noch den städtischen Siedlungen Dänemarks unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, so müssen wir gleich eingangs hervorheben, daß die alte Residenzstadt am Öresund alle übrigen weit überflügelt hat; der Durchschnittsgebildete pflegt daher nur von Kopenhagen etwas Wesenhaftes erfahren zu haben.

Die auffällige Größe der Hauptstadt erklärt sich nicht nur aus dem Umstand, daß die Inseln (mit rund 135 Seelen auf den Quadratkilometer) weit volkreicher sind als das Festland (55 auf den Quadratkilometer). Weit mehr hängt sie davon ab, daß Kopenhagen gerade so wie Konstantinopel eine Stadt unendlich weiter Beziehungen gewesen ist. Heute müssen wir eigentlich besonders hervorheben, daß die Stadt Thorwaldsens nach dem raschen Verfall des künstlich geförderten Petersburg — wenn wir von dem kontinentalen Moskau absehen — die lebensvollste und zukunftsreichste Großstadt sein dürfte, die wir an den Küsten des altweltlichen Festlandes jenseits des 55° nördlicher Breite entdecken können. Vergleichen wir sie mit den übrigen Hauptstädten des europäischen Nordens, so würden Kopenhagen, Stockholm, Christiania und Helsingfors hinsichtlich ihrer Einwohnerzahl und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung vielleicht den Zahlenwerten 7, 5, 3 und 2 entsprechen. Dabei begann die stolze Stadt am Sund, so groß ihre politische Bedeutung auch schon lange gewesen war, sich eigentlich erst im 18. Jahrhundert zu recken und zu strecken. Schon im Jahre 1801 konnte sie sich mit rund 100 000 Einwohnern neben Berlin sehen lassen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs Kopenhagen verhältnismäßig langsam und brauchte 70 Jahre, um seine Einwohnerzahl zu verdoppeln, während es sie in den nächsten 50 Jahren vervierfachte. Heute stellt es mit rund $^2/_3$ Millionen Menschen den ungeheuren Kopf eines zwerghaften Rumpfes dar; bald wird es wohl so weit gekommen sein, daß jeder vierte Däne in Kopenhagen wohnt.

Die Altstadt mit ihren engen Gäßchen hebt sich auch heute noch deutlich von ihrer moderneren Umgebung ab. Um sie herum ziehen sich an Stelle der 1877 niedergelegten Stadtwälle prächtige Ringstraßen, die Licht und Luft breite Wege zum Stadtkern gebahnt haben. Gewaltige Kirchen, wie die Nikolai- und Liebfrauenkirche, zeugen von dem Reichtum, den die Bürger schon um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts ihr eigen nannten. Hier und da erinnert ein Kopenhagener Straßenbild den Deutschen wohl an Hamburg, bis der Blick auf eins der alten Schlösser fällt und die Täuschung zerstört wird. Die malerischsten Bilder haben wir in der Umgebung des Schlosses Amalienborg zu suchen.

Drei Stadtteile Kopenhagens liegen auf Seeland, ein mehr vorstadtähnlicher (Christianshavn) auf dem gemüsereichen Amager. Zwischen den beiden Inseln hat ein schmaler Sund den trefflichsten Kriegs- und Handelshafen (Freihafen) geschaffen, dessen Batterien uns daran erinnern, daß Dänemarks Hauptstadt zugleich auch die stärkste Festung des Landes ist. Auf Kopenhagens Bedeutung für das gewerbliche Leben (Porzellanmanufaktur, Bierbrauerei, Spiritusbrennerei, Zuckerraffinerie, Eisengießerei, Schiffbau u. a. m.) haben wir schon wiederholt hingewiesen, als Handelshafen hat sie nordöstlich von Hamburg in Europa nicht ihresgleichen (im Jahre 1909, vor dem Weltkriege, betrug hier der Umschlag 4 Mill. Reg.-T.; in Stockholm 3,2, in Stettin 1,8, in Christiania 1,6; selbst Bremen blieb mit 3,5 Mill. Reg.-T. hinter Kopenhagen zurück); nach dem Kriege hat sich

das Verhältnis eher zu ungunsten der baltischen Häfen verschoben. In geistiger Hinsicht führt Kopenhagen geradezu die Alleinherrschaft; es bedeutet in der Beziehung für Dänemark weit mehr als Stockholm und Oslo für die beiden anderen nordischen Reiche, weil Stockholm durch die alten Universitätsstädte Schwedens, Oslo durch das regsame Bergen immerhin einen gewissen Wettbewerb behalten hat. Alles in allem wird die dänische Hauptstadt durch ihr rauschendes Leben wie durch ihre freundliche Anmut das Herz des Fremden rasch zu gewinnen wissen und mehr noch als die Stadt selber ihre naturschöne Umgebung, der so gar nichts Hartes, Nordisches zu eigen ist. Zahllose Bilder wird der Heimgekehrte in lieber Erinnerung hegen: den vornehmen Park von Frederiksborg wie die vom Getümmel fröhlicher Menschen erfüllten Anlagen des weltberühmten Lustortes Tivoli. Hört er nur vom Sunde sprechen, so wird er auch schon die endlose Küste des Öresunds vor sich sehen, wo allüberall schimmernde Landhäuser aus freundlichem Baumgrün zu der lebensvollen Welthandelsstraße herabschauen.

Daß neben dieser glänzenden Residenz, diesem regen Welthafen, diesem Hochsitz geistiger Arbeit die übrigen Städte Dänemarks nur eine verhältnismäßig geringe Rolle spielen, versteht sich von selber. Neuerdings scheint es aber doch, als ob sich darin ein gewisser Wandel zu vollziehen beginnt; vermutlich werden wir nicht mehr allzu lange darauf zu warten haben, daß eine zweite Großstadt (Aarhus) neben die alte Alleinherrscherin tritt. Jedenfalls wuchs der jütische Haupthafen in den letzten 40 Jahren genau so schnell wie die Residenz. Diese brachte es in der Zeit von 1880 bis 1920 von 235 000 auf 710 000 Einwohner (mit Vororten; ohne diese 561 000), jene von 24 000 auf 74 000. Genau so steht es mit Aalborg (14 000 und 42 000). Auch das Wachstum von Odense (von 21 000 auf 50 000) ist ganz anerkennenswert. Diese Entwicklung spricht doch dafür, daß eine gewisse Verteilung des gewerblichen Lebens im Sinne gesunden Fortschritts im Reich der Möglichkeit zu liegen scheint. Derselbe Zug der Zeit ist auch kleineren Orten, wie Horsens, Nyköbing, Esbjerg u. a. m. zugute gekommen. Viele von ihnen machen durchaus den Eindruck moderner Fabrikstädte, denn nur selten treffen wir dort wie in der alten Königstadt Roeskilde so stattliche Bauten vergangener Tage, daß sie den Schloten und Essen das Gleichgewicht halten. Manche Städtchen und Marktflecken, wie die Hauptorte der kleineren Inseln, verharrten dafür um so bescheidener in altväterischer Ruhe und Schlichtheit. Wir wollen ihnen deshalb aber nicht gram sein; manche Eigentümlichkeit des Dänen, die uns dieses Volk besonders wert machen, wird hier wohl am längsten erhalten bleiben.

LITERATUR

Hahn, Dänemark (in Kirchhoffs Länderkunde von Europa, Band IIa. Wien 1890). — Löffler, Dänemarks Natur und Volk. Kopenhagen 1905. — Baedeker, Nordostdeutschland und Dänemark. Leipzig 1914. — Karten des dänischen Generalstabs in 1 : 20 000, 40 000, 80 000, 100 000, 160 000. Als Werke der schönen Geographie kommen die in Dänemark spielenden Werke Andersens und Nicolais in Frage.

ERLÄUTERUNG DER BILDERTAFELN 29 UND 30

Von den Bildertafeln zeigt Nr. 29 oben eine Landschaft aus der jütländischen Heide mit ihren Moränenhügeln und weiten Sandrflächen, in der Mitte eine der der Grundmoränenlandschaft angehörigen dänischen Inseln mit ihren sanften, fruchtbaren Hügeln, das Ufer von der Meeresbrandung zu einem Kliff umgestaltet, und unten ein strohgedecktes Bauernhaus, in den Rand eines Buchenwaldes der lehmig-fruchtbaren Grundmoränenlandschaft hineingeschmiegt.
Auch das obere Bild von Tafel 30 gehört noch der gleichen Landschaft an: es zeigt die Silhouette von Helsingör, der dem skandinavischen Festland am nächsten gerückten, mit dem schwedischen Helsingborg durch eine Fähre über den Oeresund verbundenen dänischen Hafenstadt, die nach ihrer Bauart noch lebhaft an die norddeutschen ehemaligen Hansestädte gemahnt. — In eine andere, die skandinavische Welt versetzt uns das Bild von Bornholm, mit der von der Brandung umbrausten Fels- und Klippenküste, überragt von einer finsteren Schloßruine.

DEUTSCHLAND

VON PRIVATDOZENT DR. ALBRECHT BURCHARD (UNIVERSITÄT JENA) UND PROFESSOR FRITZ BRAUN (DANZIG-LANGFUHR)

LAND UND VOLK IM ALLGEMEINEN

VON DR. ALBRECHT BURCHARD

LAGE

Das deutsche Land hat eine Mittellage in dem kleinsten, aber reichst ausgestatteten Erdteil der Alten Welt inne, eine Mittellage mit all ihren Vorzügen und Nachteilen. Hier treffen sich das binnenländische Ost- und das vom Meer wesentlich beeinflußte Westeuropa in einem breiten Grenzstreifen; hier setzt das osteuropäische Tafelland gegen das westeuropäische Schollenland ab; hier hebt sich an breiter Front ein Teil des jugendlichen Faltengebirgsgürtels vom Schollenlande heraus, das seinerseits wieder von einem breiten Tieflandsgürtel umsäumt wird; von hier aus fließen die Gewässer den beiden großen europäischen Nebenmeerzonen des Atlantischen Ozeans zu. Im deutschen Lande ringen ozeanische und kontinentale Klimaeinflüsse miteinander, klingen mittelmeerische und nordische Vertreter der Pflanzenwelt aus. Bei uns liegt eines der lebhaftesten Durchgangsgebiete der Völkerwanderungen; bei uns mischt sich das Blond der nordischen Rasse mit dem Dunkel der Menschen alpinen oder mediterranen Schlages; bei uns finden wir wichtige Kampfstreifen zwischen Germanen und Kelten, Germanen und Römern. Ein großer Teil Deutschlands ist Grenzmark zwischen Slawen und Deutschen oder ist es doch gewesen. In Deutschland fand nicht nur der Ausbreitungswille des Römerreiches ein Ende; es brach sich hier nicht nur die slawische Welle; sondern es rangen in unserem Lande auch das germanische Ackerbauvolk und die Kinder der asiatischen Steppe um die Entscheidung, und die kühnen Seeräuberfahrten der Nordmänner wurden hier abgewehrt. Auf deutschem Boden fand in Handel und Wandel die Abkehr vom Mittelmeer und die Hinwendung zum Atlant ihren sichtbarsten Ausdruck. Unser Land war der Tummelplatz des furchtbarsten aller Religionskriege zwischen dem romantischen Kult der römischen Kirche und dem nordischherben Luthertum. Bei uns wurden in der Hauptsache die Entscheidungskämpfe ausgefochten zwischen dem ozeanischen englischen und dem kontinentalen napoleonischen Weltreiche. Das neue deutsche Reich brach über dem Zwiespalt zwischen seiner Weltmeer- und Festlandsbestimmung zusammen.

Wer alle die vielen, sich gegenseitig durchdringenden Wesenszüge berücksichtigen will, wie sie aus der Mittellage unseres Vaterlandes heraus geboren sind,

dem wird es schwer werden, das deutsche Land abzugrenzen. Die vergänglichen politischen Grenzlinien, wie sie meist nach Kampf durch Verträge geschaffen worden sind, in ihrem schwankenden Verlauf nur Abbilder der aufstrebenden und wieder niedergehenden Macht, kümmern uns zunächst nicht. Wir suchen die scheidenden Streifen (denn nur so sehen wirklich organische Grenzen aus) nach geographisch besseren Gründen. Und da ist Deutschland das Land, das als Abdachung zur Nord- und Ostsee aus den Alpen nach Norden herauswächst. Dieser kurze Satz gibt ein ungefähres Bild, bedarf aber noch einiger Ergänzung. Auch das Donaugebiet bis zum Eintritt des Stromes in die ungarische Tiefebene müssen wir mit einschließen, genau so wie sich unser Streifen nach Osten verbreitert, wo er ohne sichtbare Grenzen in das osteuropäische Tiefland übergeht. Das so umrissene Gebiet ist an vielen Stellen hinsichtlich einer genaueren, nur auf die Bodengestalt gehenden Abgrenzung strittig, aber es gibt uns ziemlich deutlich an, wieweit der deutsche Kultureinfluß geschlossen gewirkt hat. Nicht voll durchgesetzt hat er sich in der Ost- und Westmark und im Gebiet des tschechischen Keils, der in die böhmische Naturfestung weit nach Nordwesten vorstößt. Der eigentliche böhmische Kessel bleibt daher von unserer Betrachtung ausgeschlossen, nicht aber seine Umrandung. Im Osten und Westen wird das deutsche Kulturgebiet durch die Vorkriegsgrenzen verhältnismäßig gut abgegrenzt, wenn man zugibt, daß die Holländer und Flamen sich zu besonderer Eigenart entwickelt haben. Österreich, für uns trotz alles Zwanges ein Teil Deutschlands, und die deutschsprachige Schweiz, die freiwillig von uns getrennt ist, werden im Rahmen der Alpenländer besprochen werden. Ebenso brauchen wir uns mit dem bayrischen Anteil am Hochgebirge nicht lange aufzuhalten und können die Besprechung der physisch-geographischen Natur Deutschlands auf das Mittelgebirgs- und das Tiefland beschränken. Im Osten Böhmen mit seinem zur Zeit herrschenden Slawentum im Innern, im Westen das ausdehnungslustige Franzosentum schnüren den Süden Deutschlands ein. Es ist der mittelalterlichen Kolonialzeit nicht gelungen, hier das Deutschtum so weit vorzutragen wie in dem flachen Norden, wo allerdings der Posener Keil des Polentums auch störend genug wirkt. Mitteldeutschland verjüngt sich im Osten zu einem schmalen Streifen mit den Sudeten als Rückgrat. Aber nicht einmal bis an die Grenzen des deutschen Volkstums reicht heute die Reichsgrenze, ein deutlicher Beweis dafür, daß die Deutschen in ihrer Mittellage in die Verteidigung gedrängt sind. Wie anders sieht demgegenüber die französische Ostgrenze aus!

Süddeutschland und das Rheinland sind am frühesten für das Christentum und für die Kultur im heutigen Sinne gewonnen worden. Hier drangen die Römer vor; hier setzte das christliche Bekehrungswerk in der fränkischen Zeit an. Süddeutschland blieb dann auch das vermittelnde Band zwischen Westeuropa und den Donauländern. Als der Norden zur Bedeutung erwuchs, ging durch das Donau- und Rheingebiet mehr als vorher der Verkehr von Niederdeutschland im weitesten Sinne nach dem Mittelmeer. Die reiche Anregung von außen fiel in dem sehr bald in Einzelzellen zerlegten Süddeutschland und am Rhein auf fruchtbaren Boden. Daher hier die Entwicklung so vieler Kulturmittelpunkte in den rasch aufblühenden Städten, daher eine in dieser Beziehung so segensreiche Zerstreuung im Kulturleben. Keine Stadt hat hier einen so überragenden Einfluß gewinnen können wie Paris in Frankreich.

Nordwestdeutschland, der mittlere Teil der mitteldeutschen Gebirgsschwelle und dann der gesamte deutsche Osten wurden erst später für die christliche Kultur gewonnen. Roms staatlich zusammengefaßte Macht reichte nicht hierher. Zur Zeit Karls des Großen saßen die Slawen noch am Oberlaufe des Mains, an dem Ostufer der mittleren Saale und siedelten im Norden bis zur mittleren Elbe in der Gegend des heutigen Magdeburg, bis zur Ohre, Ilmenau und Trave. So ist denn ganz Deutschland östlich von dieser Grenze mittelalterliches Kolonialland. Auch in allen der Kultur neugewonnenen Landstrichen hob sich der Verkehr schnell. Aber während der West-Ost-Verkehr die Waldgebirge nach Möglichkeit mied und die trockensten Stellen des Tieflandes aufsuchte, war der für die Kulturberührung nicht minder wichtige Nord-Süd-Verkehr gezwungen, Wege über die mitteldeutsche Schwelle zu suchen. Dieser Verkehr wird immer wichtiger, je mehr die deutschen Küsten an Bedeutung gewinnen und je mehr der Seehandel zunimmt. Hier an den Küsten liegen denn auch die großen Ausfallspforten für den friedlichen Wettbewerb des neuen Deutschlands um Welt- und Seegeltung. Hier haben wir denn auch mit zu suchen, wenn wir uns das Übergewicht des Nordens im Deutschen Reiche erklären wollen.

GEOLOGISCHE GRUNDZÜGE UND OBERFLÄCHENGESTALT

Wir haben schon angedeutet, daß unser Vaterland auch in geologischer Hinsicht eine Mittellage einnimmt. Doch sind die großen tektonischen Einheiten nicht annähernd gleichmäßig über das Gebiet verteilt. Im Süden greifen die in geologisch junger Zeit, im Tertiär, aufgefalteten Alpen nur in einem schmalen Streifen auf das Reichsgebiet über. Der Untergrund der oberdeutschen Hochebene gehört bereits zu dem westeuropäischen Schollenlande, das auch ganz Mitteldeutschland und Norddeutschland bis etwa in die Weichselgegend mit umfaßt. Der uns besonders angehende Teil wird als deutsches Schollenland bezeichnet. Diese Einteilung ist allerdings eine rein geologische und bezieht sich nicht mit auf die jüngeren tertiären und die diluvialen Aufschüttungen, die im Norden Deutschlands den Schollencharakter kaum in Erscheinung treten lassen. Wie könnte man denn sonst auch behaupten, daß im norddeutschen Weichsellande eine wichtige tektonische Grenze, eben die Grenze des deutschen Schollenlandes gegen die russische Tafel läge, in welch letzterer selbst die Schichten des geologischen Altertums keine großen Störungen durch Auffaltung erlitten haben? Drüben im Osten haben wir unter den Aufschüttungen Tafelschollen mit fast horizontal lagernden alten Schichten vor uns, während die Schollen in unserem Gebiet aus Schichten bestehen, von denen die ältesten wenigstens noch einmal im Karbon Auffaltungen und Überschiebungen größeren Ausmaßes erlitten haben. Der größte Teil des Ostens hat seit langem im wesentlichen nur noch weitgespannte Vertikalverschiebungen mitgemacht, die ihn zuweilen auch wieder unter den Meeresspiegel bringen konnten. Das westeuropäische, also auch das deutsche Schollenland aber hatte seit der Karbonzeit noch eine bewegte Geschichte. Außer den schon erwähnten weitgespannten sogen. epirogenetischen Bewegungen sind nicht nur hier und da Faltungen zu verzeichnen, sondern auch starke, in der Hauptsache im Tertiär wieder besonders lebhafte Zertrümmerungen der Erdkruste, die den Schollen die noch heute feststellbaren Grenzen gaben. Also höchstens vom obersten Karbon an können hier die Schichten flach gelagert sein. Meist sind sie aber doch wenigstens schräg gestellt.

Die Schicksale der einzelnen Schollen nun, aus denen sich das deutsche Schollenland zusammensetzt, waren recht verschieden. In Mittel- und Süddeutschland ragen viele als Gebirge heraus. Doch brauchen nicht alle Gebirgsränder durch Brüche gebildet zu sein. Auch zahlreiche Schichtaufbiegungen kommen vor. Nach neueren Forschungen sind mehr Erosionsränder vorhanden, als man früher anzunehmen geneigt war. Zum größten Teil weit abgetragen, eingerumpft, konnte sich der norddeutsche Schollenbezirk tiefen Senkungen gegenüber nicht behaupten. So verschwand denn die alte Oberfläche des norddeutschen Schollenlandes bis auf wenige Reste unter tertiären und diluvialen Aufschüttungen. Nur eine Anzahl kleiner älterer, horstartiger Gebilde ragt noch aus der jüngeren Decke auf. Von diesen Resten eines älteren Reliefs sind besonders zu nennen: Helgoland mit einem Zechsteinsockel, auf dem Buntsandstein und Muschelkalk lagern; Gipse des Zechsteins bei Segeberg in Holstein und bei Lüneburg; die Scholle von Rüdersdorf bei Berlin, zu oberst Muschelkalk tragend; Keuper bei Lüneburg; Jura in Pommern und Posen; Kreide, besonders bekannt von den Felsen der Insel Rügen.

Während nun aber in Norddeutschland der ältere Untergrund bis auf wenige Reste vom Tertiär und Diluvium verhüllt ist, ragen die mitteldeutschen und süddeutschen Teile des großen Schollenfeldes noch hoch genug auf, um die heute sichtbare Oberfläche bilden zu können. Und da treffen wir denn in der mitteldeutschen Gebirgsschwelle auf eine reiche Mannigfaltigkeit im Gestein. Alle geologischen Formationen vom Kambrium bis zur Kreide sind hier aufgeschlossen. Hinsichtlich der Buntheit des Bildes auf entsprechendem Raum kann sich weder die russische Tafel noch das übrige westeuropäische Schollenland mit dem unsrigen messen. Auch für Süddeutschland ist die geologische Karte noch reichlich bunt, wenn auch vielfach in breiteren Streifen angelegt.

Es besteht nach unseren heutigen Kenntnissen gar kein Zweifel daran, daß bei der Entstehung der Gebirgsformen Gesteinsunterschiede eine große Rolle spielen. Doch genügen diese allein nicht, um die Anordnung von Hoch und Tief in unserem Gebiet zu erklären. Sonst müßten ja unsere topographischen Karten die geologischen Aufnahmen getreu widerspiegeln, was durchaus nicht der Fall ist. So sehr eben auch unsere Gebirge durch die Angriffe namentlich der Verwitterung und des fließenden Wassers umgestaltet sind, so wichtig sind hinwiederum die von innen heraus veranlaßten Lageveränderungen der Erdkrustenteile. Diese Bewegungen geschahen nicht alle wahllos, sondern waren in der Regel bestimmten Richtungen untergeordnet, die oberflächlich in Erscheinung getreten und bei den gebirgsbildenden Vorgängen immer wieder lebendig geworden sind. Diese Richtungen gewannen auf mancherlei Art Gestalt: als Kluft, als Spalte, als Gang, als Verwerfung, als Gebirgsrand, als Tal- und Flußrichtung, als Schichtstreichen der Faltung usf. Wir müssen uns mit den Vorgängen, die als mehr oder weniger gerichtete Bewegungen auftreten, noch etwas näher befassen, aber nur soweit, als sie für die heutigen Oberflächenformen von Belang sind.

Im hohen Venn (Bezirk Aachen) haben sich küstennahe Ablagerungen des Unterdevons über einen Faltenrumpf aus spätestens silurischen Schiefern und Quarziten gelegt. Damit haben wir den Beweis, daß dieses Gebiet von der sogen. kaledonischen Faltung (im Silur) betroffen worden ist. Ihre Spuren sind im Untergrunde Deutschlands wahrscheinlich noch weiter verbreitet.



Die Schneekoppe vom Riesengrund aus

Nach einem Original von E. Harrison Compton

Wo Erdkrustenteile herausgehoben werden, setzt auch die Abtragung ein. Die Produkte solcher Abtragung nach der kaledonischen Faltung finden wir zum Teil als Devonschichten wieder. In Deutschland beginnt allerdings das Devon sofort mit Meeresbildungen, ein Zeichen für weitgespannte vertikale (epirogenetische) Bewegungen der Erdkruste. Die Meerestiefen schwanken, wie die Aufschlüsse zeigen. Im Oberdevon ist eine starke Abwärtsbewegung unseres Gebietes wahrscheinlich, weil eine große Meerestransgression einsetzt.

Schon um die Wende vom Devon zum Karbon beginnt eine neue gebirgsbildende (orogenetische) Periode. Die Hauptphase dieser Gebirgsbildung tritt aber bei uns erst nach Ablagerung des Unterkarbons ein. Im übrigen verzeichnet man noch eine oberkarbonische und schließlich eine permische Phase der gebirgsbildenden Zeit (des Varistikums), insgesamt also vier Phasen. Die feinere Gliederung dieser Gebirgsbewegungen hat uns gelehrt, die Vorstellung von der Auffaltung eines großen karbonen Faltenbogens aufzugeben, der vom französischen Zentralplateau bis zu den Sudeten gereicht haben müsse. Vielmehr kann dieser Bogen höchstens nur eine vorübergehende Erscheinung der permischen Phase gewesen sein, während vorher wie nachher unser variskisches Gebirgsland aus Schollen mit nordöstlich (varistisch = erzgebirgisch) und nordwestlich (herzynisch = thüringisch) streichenden Rändern bestand. Zu diesen beiden Richtungen tritt noch die rheinische hinzu, wie sie im Zuge der oberrheinischen Tiefebene deutlich ausgeprägt ist. Die Frage, ob jemals während des Varistikums in Deutschland ein Hochgebirge bestanden hat, was durchaus nicht zu sein braucht, ist für uns von geringem Belang. Dagegen ist die Frage der Kohlenflözbildung in jener Zeit um so wichtiger. Gerade dort, wo die landfest gewordenen Teile an das Meer stießen, haben sich aus der üppigen Pflanzenwelt eines warmen Klimas Deutschlands reichste Steinkohlenfelder gebildet: besonders im Ruhrgebiet und in Oberschlesien, außerdem bei Aachen, am Niederrhein, bei Osnabrück. Die übrigen Steinkohlenvorkommen sind Festlandsbildungen im Innern, in den Mulden unseres Gebiets (Saar, Nahe, Sachsen, Waldenburg).

Mit der Auffaltung des karbonen Gebirges setzte abermals eine lebhafte Abtragung ein, die schon in der Formation selbst noch Gerölle liefert, besonders deutlich jedoch in den Konglomeraten des Rotliegenden in Erscheinung tritt. Zugleich waren jene starken Gebirgsbewegungen vom Karbon bis ins Perm hinein begleitet von intensivster vulkanischer Tätigkeit. Alle älteren Gesteine sind von Zeugen jenes Aufdringens magmatischer Massen durchsetzt; die meisten stammen gerade aus dieser unruhigen Zeit. Als wichtigste vulkanische Gesteine, die vorwiegend damals entstanden sind, mögen die Granite, Porphyre und Diabase genannt werden.

Die folgende Transgression des Zechsteinmeeres in absinkenden Mulden (Geosynklinalen) lieferte uns den reichen Schatz der Stein- und Kalisalze. Die Buntsandsteinbildungen, die neben dem Zechstein die durch die Abtragung geschaffenen permischen Landoberflächen überlagerten, werden schon zur Trias gerechnet. Sie sind küstennahe Bildungen, während der nun folgende Muschelkalk wieder dem Meere entstammt. Von jener Zeit an wechselte die Tiefe der Meeresbedeckung durch den Rest der Trias, durch Jura- und Kreidezeit hindurch, wie denn auch stellenweise das Land wieder auftauchte. Zwischen besonders widerstandsfähigen Schollen, die sich wie die Backen von Zangen gegeneinander bewegten, fanden bis in die Kreidezeit hinein noch geringe Auffaltungen und Störungen statt.

DAS WICHTIGSTE BAUMATERIAL DEUTSCHLANDS
(NACH H. KREBS U. A.)

Geologisches Zeitalter	Gesteinsserie	Regionale Verbreitung (Hauptgebiete)	Petrographische Beschaffenheit	Einfluß auf Vegetation und Siedlung	Nutzbare Mineralien, Erze usw.	Hauptfundorte
Archaikum	Gneise, kristalline Schiefer	Wasgau, Schwarzwald, Odenwald, Spessart, Böhm.-Bayr. Wald			Bausteine Graphit	Böhm.-bayr. Wald
Cambrium					Bausteine Griffelschiefer	Thüringer Wald
Silur	Schiefer, feste Sandsteine, Mergel, Kalke Durchbrüche von vulkanischem Gestein (Granite, Serpentine, Porphyre u. dgl.)		undurchlässig, ungleich widerständig	im Gebirge Wald und Weide, sonst meist geringes Ackerland	Eisenerze Eisenerze, Silbererze	Thüringen Oberharz
Devon		Gebirge und Ränder der Mitteldeutschen Schwelle			Galmei, Zinkblende	Sauerland
Karbon					Steinkohle	Aachen, Niederrhein, Ruhr, Oberschles., Saar, Sachsen, Waldenburg
Perm	Konglomerate, Tone, Mergel, Dolomite, Gipse, Salze		undurchlässig, die Tone starker Abtragung, die Salze starker Auflösung unterworfen	Wald- und Kulturland, z. T. mager (Gips, Porphyr)	Zinkerze, Bleiglanz Bleierze Dach-u. Tafelschiefer Kupfererze Eisenerze Salze	Aachen Oberharz Frankenwald Mansfeld Thüringer Wald Harzrand und -vorland, Werragebiet
Untere Trias	unterer und mittlerer Buntsandstein oberer Buntsandstein (Röt)	Thüringen, Hessen, Südwestdeutschland	durchlässig, Stufenbildner undurchlässig	Waldland, wasserarm, spät besiedelt wasserreich, Ackerland	Bausteine Kaolin einige Erze —	Thüringen, Eifel, Saargebiet —
Mittlere Trias	unterer Muschelkalk mittlerer Muschelkalk oberer Muschelkalk	Thüringen, Harzvorland, Weserbergland, Südwestdeutschland, Oberschlesien	durchlässig, Stufenbildner Ausräumungsgeb. durchlässig, Stufenbildner	neben Wald auch steinige Heide, Kulturland früh besiedelt	Bausteine Erze, Galmei Steinsalz	Oberschlesien Baden Neckarland, Thüringen

Obere Trias	Lettenkohlenkeuper Gipskeuper oberer Keuper	Südwestdeutschland, Thüringen	lehmig verwitternd, Flächenbildner tonig, wasserführend meist durchlässige Sandsteine, Stufenbildner	Getreideland Obst- und Weinland viel Wald, schlechte Böden	Steinsalz	Lothringen
Schwarzer und brauner Jura	meist tonig, im mittleren Doggerkalk und Sandstein	Schwäbischer Jura, Fränkischer Jura, Weserbergland	wasserreich, starker Abtragung unterworfen; die feste Doggerbank bildet eine Stufe	Gemüse- und Obstland, fruchtbar, aber Rutschungen ausgesetzt	Eisenerze	Lothringen, Württemberg, Oberpfalz
Weißer Jura	feste Kalke und Dolomite	Schwäbischer Jura Fränkischer Jura	wasserdurchlässig, sehr widerstandsfähig, Stufenbildner	Steilabfall bewaldet, Höhen: Heiden und magere Felder	Lithographenplatten	Solnhofen
Kreide	Kalke, Tone, Sandsteine	Elbsandsteingebirge Weserbergland, Harzvorland, Regensburg	verschieden widerstandsfähig, Quadersandstein Stufenbildner	meist Waldland	Bausteine Kohle	Deister
Tertiär	Kalke, Sande, Mergel, Tone, Schotter Tone, Sande Sandsteine, Mergel, Kalke, Konglomerate, Sande, Tone	Oberrheinische Tiefebene Basalt, Phonolith: Norddeutschland und Mitteldeutschland Oberdeutsche Hochebene	vulkanisches Gestein widerstandsfähig, die lockeren Gesteine leicht abtragbar verschieden widerständig	meist gut besiedelt, für den Ackerbau brauchbar	Petroleum Salze Tone: Bausteine (Findlinge), Braunkohle Petroleum Braunkohle Bohnerze OolithischeEisenerze	Elsaß, Oberelsaß, Oberbaden Kölner Bucht, Hessen, Prov. Sachsen, Niederlausitz, Posen Hannover Rand des Bayrischen Waldes, Alpenrand Harzvorland Oberbayern
Alluvium	Jüngste Ablagerungen	—	meist im Grundwasserniveau	fruchtbar, wenn nicht zu feucht	Torf	Moore Norddeutschlands und der Oberdeutschen Hochebene

Im Tertiär, jener Zeit großer Erdunruhe, bekam dann das Relief der deutschen Mittelgebirgswelt seine heutigen großen Umrißformen, d. h. Gebirge und Senken schieden sich nun endgültig voneinander. Norddeutschland wurde in der Tertiärzeit fast gänzlich Aufschüttungsgebiet von Meeres- und Landsedimenten. Im Alpenvorland bildete sich eine Geosynklinale aus, die während eines langen Zeitraumes große Mengen von Aufschüttungen aufnahm. Auch das Mainzer Becken und die oberrheinische Senke waren zeitweilig bemerkenswerte tertiäre Sedimentationsräume.

Erst von nun an teilte auch der äußerste Osten mit seinem flachgelagerten Untergrunde das geologische Schicksal Norddeutschlands. Die jüngsten erdgeschichtlichen Vorgänge, besonders des Diluviums, sind noch so sichtbar bestimmend auf die Gestalt der Erdoberfläche, daß wir sie gesondert in einem Abschnitt über die heutigen Formen behandeln können.

Vorerst aber sei noch eine Übersicht eingeschaltet, die einen anderen Gegenwartswert der Geologie behandelt, eine Übersicht über das Baumaterial und die nutzbaren Mineralien, wie sie von den einzelnen Formationen geliefert werden (unter Verwendung einer Tabelle von N. Krebs über das Baumaterial Süddeutschlands; siehe S. 282 und 283).

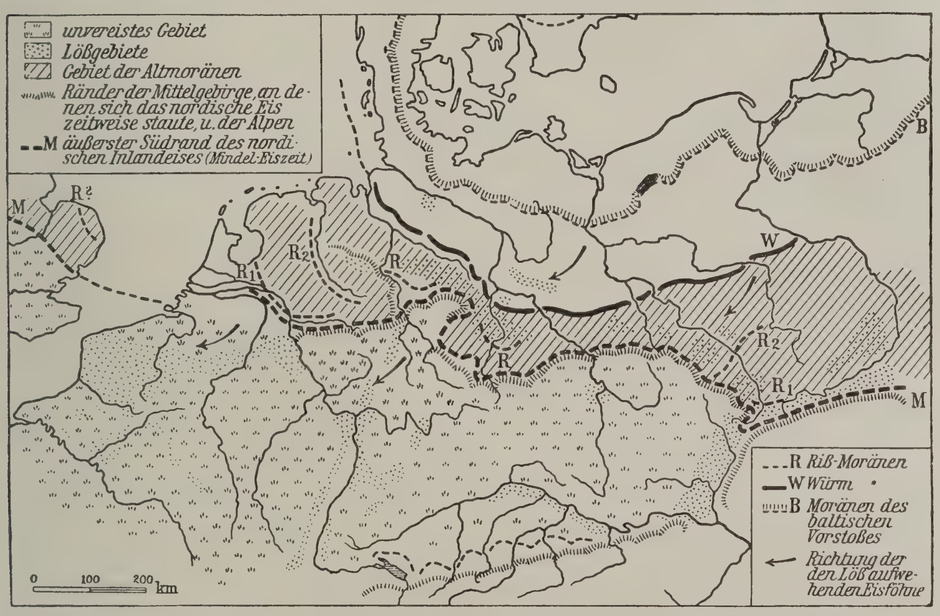
Wollen wir uns nun einen Überblick über die heutigen Oberflächenformen Deutschlands verschaffen, so müssen wir nach alledem, was wir über die geologische Vergangenheit unseres Gebietes wissen, nach der Grenze suchen, an der mit geschlossenen Massen die paläozoischen und die mesozoischen Gesteine oberflächlich anstehen. Da liegt die geologische Nordgrenze der Mitteldeutschen Gebirgsschwelle, die das Gebiet der größtenteils noch sichtbaren Schollen im Süden von dem der überschütteten im Norden trennt. Selbst etwa Magdeburg, eine norddeutsche Stadt ihrer ganzen Erscheinung nach, gehört nach dieser geologischen Abgrenzung noch zur Gebirgsschwelle.

Geographisch aber ist nicht die Gesteins-, sondern die Formengrenze wichtiger. Wir ziehen diese morphologische Grenze dort, wo sich im Süden des Norddeutschen Tieflandes weithin sichtbare Gebirgsränder herausheben. Niedrigere Verbindungsglieder zwischen den Hauptpfeilern rechnen wir natürlich mit zu der Schwelle.

In allerstärkster Vereinfachung wird die Grenze des mittelgebirgigen Deutschlands im Norden durch einen Winkel angegeben, dessen Scheitel im nordwestlichen Ausläufer des Teutoburger Waldes liegt, dessen einer Schenkel durch Aachen und dessen anderer Schenkel durch den Zobten südwestlich von Breslau bestimmt ist. In die Schenkel dieses Winkels greifen tiefe Buchten ein: im Westen die Kölner und die Münsterländische Bucht, in der Mitte die Leipziger Bucht. Im Rhein-, Ems- und Elbegebiet dringen die Tieflandskeile beträchtlich gegen das Gebirge vor, während die Weser weit nach Norden hinauf von bergigem Land begleitet wird.

Im Norden unserer Grenze, die sich noch durch viele kleine Einsprünge, Buchten und Vorposten als breites Kampfgebiet zwischen den Formengewalten erweist, liegt das Norddeutsche Tiefland, ein Gebiet tertiärer und diluvialer Aufschüttung. Während im Osten eiszeitliches Material durchaus vorherrscht, nimmt im Nordwesten die Mächtigkeit der Tertiärdecke zu, wodurch vielleicht angedeutet wird, daß das Nordseegebiet schon früher in größerem Ausmaße abgesenkt ist als der deutsche Nordosten mit den angrenzenden Meeresteilen.

Der Name Diluvium (Flut) ist nach den heutigen Anschauungen nicht mehr zutreffend. Wenn er noch besteht, so ist das die Folge eines gewissen Beharrungsvermögens, das auch für geographische Bezeichnungen gilt. Versuche, die Überschüttung Deutschlands und der Nachbarländer nach Aufgabe der Überflutungshypothese so zu deuten, daß Mengen riesiger, mit Lockermaterial und Blöcken beladener Eisberge hier zum Abschmelzen kamen, wurden erst vor nunmehr einem halben Jahrhundert durch die großartige Auffassung abgelöst, der Transport der Gesteinsmassen sei vom Inlandeise besorgt worden, dessen Ausbreitungsmittelpunkt in Skandinavien gelegen habe. Der Streit, ob es sich um eine einmalige oder um eine mehrmalige Vereisung gehandelt habe, ist heute zugunsten der letztgenannten Ansicht entschieden. In Norddeutschland hat man, wenn auch nicht



Die Ausdehnung der Moränen der verschiedenen Eiszeiten, nach Olbricht
(Aus Köppen und Wegener, Die Klimate der geologischen Vorzeit. Berlin 1924)

vier wie im Alpenvorlande, so doch drei Vereisungen nachweisen können. Die älteste Grundmoräne ist durch Bohrung bei Hamburg festgestellt worden. Im Osten fehlen gleichalte Bildungen.

Das zeitlich gleiche Gegenspiel zu den Vorstößen des Inlandeises in Norddeutschland findet sich im süddeutschen Alpenvorlande, nur daß hier, wie schon gesagt, vier Eiszeiten nachgewiesen sind. Nach örtlichen Vorkommen der Schotter- und Moränenaufschlüsse hat sie der erste und erfolgreichste Erforscher jenes Gebiets, A. Penck, Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit genannt. Die Reihenfolge geht von den ältesten zu den jüngsten Bildungen. Die Aufschüttungen einer älteren Eiszeit sind teilweise durch den Vorstoß einer jüngeren beseitigt, wenn dessen Eismassen über die älteren Ablagerungen hinweggegangen sind. Die im Zusammenhang mit den Eisvorstößen entstandenen Anhäufungen von Lockermaterial haben im Süden insofern eine andere Form, als die Endmoränenkränze dort vor breiten Eisfächern entstanden sind, die aus den großen Alpentälern herausquollen.

Durch die Gebirgstäler wurde das Vordringen des Eises gerichtet, während das bei dem breiten Eiskuchen des Inlandeises lange nicht in dem Maße der Fall sein konnte. So sind denn auch die Glazialerscheinungen im Süden besser gegliedert. Im Längsschnitt, d. h. in Richtung des Eisrückzuges, ist jedoch die Anordnung der Formen im Norden und Süden gleich: im Vorland des vergletscherten Gebietes die Aufschüttungsformen der Schmelzwässer von grobem bis feinstem Korn (Sanderfächer), im Stillstandsstreifen des Abschmelzungsgebietes die Endmoränenwälle, dahinter unregelmäßige Becken mit den unregelmäßigen, stellenweise auch ziemlich flachen Aufschüttungen der Grundmoräne mit Seen, Sümpfen und für lange Zeit ungeregelter Entwässerung. In den alten Moränen sind die Formen verwaschen, ausgeglichen, in den jungen besser erhalten. Die Verwitterung ist je nach dem Alter der ihr ausgesetzten Oberflächenstücke verschieden weit fortgeschritten.

In der letzten Eiszeit werden verschiedene Vorstöße der Eismassen nach vorübergehenden Rückzugsperioden unterschieden. Einer dieser Vorstöße hat besonders im Norden größere Rückstände hinterlassen: der baltische Vorstoß. Er hat die frischeste Moränenlandschaft Norddeutschlands im Gebiet der sogen. Seenplatten geschaffen, und zwar in einer Anordnung der einzelnen Formen, die sich getreu an die oben gegebene Beschreibung hält: Endmoränen, wie die Kartenskizze auf S. 285 zeigt, zwischen ihnen und der Ostseeküste, aber selbst in das Meer eintauchend, die seengeschmückte Grundmoränenlandschaft, vor den Endmoränen Sanderflächen (im Süden Hinterpommerns, in der Neumark, in der Geest Schleswig-Holsteins). Die unablässige Arbeit des Meeres hat allerdings den Küstenverlauf dieser vom Meer berührten Glaziallandschaft hier und da wieder stark geglättet, wie das die hinterpommersche Küste ohne weiteres erkennen läßt. Je tiefer die Grundmoränenlandschaft ins Meer eingetaucht ist, desto leichter haben sich die Unregelmäßigkeiten in der Küstenlinie erhalten können (s. die Föhrden Schleswig-Holsteins). Unsere Karte zeigt uns auch den breiten Gürtel bis zum Hauptvorstoß der Würmzeit mit schon älteren Formen, aber noch seenreich (Havelseen). Im Altmoränengebiet südlich davon sind die Formen verwischt, die Bewässerung ist meist ausgeglichen.

Der Untergrund hat auf die Art der Eisbewegung einen gewissen Einfluß ausgeübt; ebenso wurde das jeweils vor den Eisrändern sich herausbildende Entwässerungsnetz nach der Lage des Inlandeises gerichtet (Urstromtäler). Die deutsche Ostseeküste verläuft im ganzen parallel zu den jüngeren Endmoränenwellen, die Nordseeküste ist in der Hauptsache quer zu jener Richtung gestellt, ein Umstand von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wie vor allem später die Betrachtung der Flüsse zeigen wird.

Im Gebiet der deutschen Mittelgebirge haben die Eiszeiten lange nicht so stark auf die Formen eingewirkt wie in den Alpen, wo ja heute noch in den höchsten Höhen ansehnliche Flächen verfirnt sind und wo zur Diluvialzeit nur die Gipfel- und Kammpartien über das Eisstromnetz hinausragten. Nur die höchsten Mittelgebirge zeigten Ansätze einer örtlichen Verfirnung; nur dort haben Kare und karähnliche Nischen mit kleinen Seen entstehen können; nur dort sind moränenartige Ablagerungen vorhanden. Im übrigen haben die Höhen zur Ausbildung auch nur kleiner Gletscher nicht ausgereicht. Wenn somit der eigentliche glaziale Formenschatz nur auf einige wenige Vorkommen beschränkt blieb, darf man doch den Einfluß des kälteren Klimas jener Zeiten nicht unterschätzen. Eine viel

stärkere mechanische Verwitterung, Eisboden und Bodenfluß, dürften damals in beträchtlichem Maße wirksam gewesen sein. Unter diesen letztgenannten periglazialen Erscheinungen ist die mechanische Verwitterung um so stärker gewesen, als sicherlich an vielen Stellen infolge der Klimaverschlechterung der Schutz der Pflanzendecke nur spärlich war oder gar ganz fehlte.

In die nördlichen Buchten der Mittelgebirgsschwelle sind eiszeitliche Ablagerungen noch hineingelangt. Wichtig sind die Ablagerungen des Löß auf den diluvialen Flußterrassen und an den Talgehängen mancher Mittelgebirge, die ebenso wie die feinerdigen Anschwemmungen der Flußauen eine wertvolle Grundlage für die Bodenkultur bilden. An den Küsten und auf den Talsohlen der Flüsse wurde das glaziale Material oder der Sand von Sandbänken hier und da zu Dünen aufgeweht.

Die Wirkungen der Eiszeit haben jedoch nicht ausgereicht, um unseren Mittelgebirgen den Charakter zu nehmen, den sie wohl auch bei einer langen Entwicklung unter den heutigen ähnlichen Klimaverhältnissen bekommen hätten. Vor allem hat die lange Wirksamkeit der Abtragung auch schon in früheren Perioden, verbunden mit einer nicht überhand nehmenden Heraushebung, dafür gesorgt, daß die Höhenunterschiede nicht allzu groß geworden sind. Nur wenige Gipfel ragen über 1400 m hinaus; die Schneekoppe ist der einzige, der mit seinen 1603 m die mögliche Baumgrenze tiefer unter sich läßt.

Sanfte Formen sind den Höhen der deutschen Mittelgebirge fast durchweg eigen. Die Gipfel ragen nicht als zackige Spitzen, sondern als gerundete Kuppen auf. Viele verdanken ihre Höhe nur dem Umstande, daß die rückschreitende Erosion sie noch nicht scharf angepackt hat; sie tragen dann die Hauptwasserscheide. Andere sind dank der Gesteinsunterschiede erhalten geblieben, wie die Schneekoppe mit einem Helm von kristallinen, durch die Nähe des aufdringenden Granits umgestalteten Schiefern, oder wie vielleicht der Brocken, der als Granitgipfel jetzt nur noch seine Umgebung überragt, weil ihn eine heute abgetragene Kontakthülle lange geschützt hat. Steilwände sind in der Regel nur dort vorhanden, wo das Gestein ein Steilstufenbildner ist, wie in den Kreidesandsteinen des Elbsandsteingebirges oder des Regensteins am Harz oder wie in den Malmkalken des Juras. Oft tritt der gebirgsartige Charakter nur dort in Erscheinung, wo die Talbildung steile Abhänge geschaffen hat, oder wo die Randstufe liegt, wie im Thüringer- und Frankenwald gut zu beobachten ist. Hat man einen solchen Anstieg überwunden, so steht man auf einer welligen, nur von den Taleinschnitten stark zergliederten Hochfläche. In einigen Gebirgen hat der junge Vulkanismus wesentlich am Aufbau mitgewirkt. Seine Gesteine sind wegen ihrer Widerstandsfähigkeit oft als positive Formen übriggeblieben, wie in der Rhön oder im ganzen Vogelsberge, oder es sind wassergefüllte Hohlformen entstanden, wie die Maare der Eifel, die zum Teil noch heute durch Explosionen herausgeschleudertes Material wallförmig umlagert. Heute ist der Vulkanismus überall in unserem Bereich erloschen. Sein Ausklingen wird noch hier und da, am Taunus, an der Rhön, am Südrande des Erzgebirges und anderwärts durch warme und mineralhaltige Quellen bezeugt, die zur Entstehung berühmter Badeorte geführt haben.

Die Leitlinien des mitteldeutschen Schollenwerks treten heute nicht in allen Einzelheiten in Erscheinung; aber manche alte Linie ist bei den jüngsten Hebungsvorgängen, denen das gebirgige Deutschland seine endgültige Gestaltung verdankt, wieder wirksam geworden. Süddeutschland scheint im allgemeinen Krusten-

bewegungen in weiter gespanntem Ausmaße erduldet zu haben als Mitteldeutschland, daher denn auch hier die noch viel stärkere Zerstückelung der Schollen.

Von der Jurazeit an begann sich die deutsche Mittelgebirgsschwelle herauszuheben. Mit diesen Bewegungen stehen die kleineren Faltungen jener (Weserbergland) und der Kreidezeit (Harzvorland) in Zusammenhang. Im Tertiär erreichten die Spannungen in der Erdkruste ihr stärkstes Ausmaß, was zur mehrfachen Auflösung an den meist beanspruchten Stellen führte.

Als einen Hebungsbezirk für sich dürfen wir den Komplex des Rheinischen Schiefergebirges auffassen, mit randlichen Einbrüchen, aber auch kleinen, ehemals durch Vulkantätigkeit ausgezeichneten Becken im Innern. Die Erosion der Flüsse hat hier im wesentlichen mit der Hebung Schritt halten können.

Viel stärker als im Rheinlande sind die Störungen in dem mesozoisch-tertiären Hessischen Schollenlande und im Weserbergland. Die Senkungsfelder Hessens träten morphologisch noch stärker in Erscheinung, wenn sie nicht zum Teil durch vulkanische Aufschüttungen verdeckt wären. Die wichtigste tektonische Bresche in der ganzen Mittelgebirgsschwelle ist der Graben der Hessischen Senke, die die Wetterau und damit den Rheintalgraben fortsetzt und sich über Kassel bis zur Weser zieht.

Nach Osten schließt sich an das Hessische Schollenland das Gebiet des Harzes und des Thüringer Waldes an mit dem dazwischen liegenden, in der Hauptsache triassischen Thüringer Becken. Wie schon im Weserbergland, so erscheint auch hier sehr deutlich in den tektonischen Linien die thüringische Richtung, zu der noch die erzgebirgische hinzutritt, und zwar in vielfacher Vergitterung. Doch sind die Gebirgsränder nicht etwa nur an Brüche gebunden.

Die Hochflächen des Frankenwaldes und des Vogtlandes, sowie das Fichtelgebirge vermitteln den Übergang zum Erzgebirge. Ihm ist das Sächsische Mittelgebirge vorgelagert. Die Kreidescholle des Elbsandsteingebirges füllt eine alte Lücke aus. Östlich von dem nun folgenden Lausitzer Gebirge liegt die tertiärerfüllte Lausitzer Bucht.

Jenseits davon beginnen die in zahlreiche Schollen zerlegten Sudeten, auf deren bewegtes geologisches Schicksal unter anderem die hier noch zahlreich auftretenden jungvulkanischen Erscheinungen ebenso hinweisen wie die ausgedehnten Kreide- und Tertiärvorkommen auf der Südseite. Das Hebungsgebiet des Gebirges lag hier dicht neben einem weiten Senkungsfelde. Dasselbe gilt übrigens auch von den böhmisch-sächsischen Grenzgebirgen.

In dem Oberschlesisch-Polnischen Hügellande findet die Mittelgebirgsschwelle ihr Ende.

Der Aufbau von Südwestdeutschland ist verhältnismäßig einfach. Leitend für die Formen wurde der Einbruch des Oberrheinischen Grabens an Schwarzwald-Odenwald einerseits und Wasgenwald-Hardt anderseits. Dieser Einbruch entschied den Kampf um die Einzugsgebiete zwischen dem Rhein und der Donau zugunsten des ersteren. Auch die Eintiefung des Mainzer Beckens wirkte seit langem günstig auf die Ausräumung Frankens. Aus der einst weitgespannten Sedimentdecke wurden Südwestdeutschlands Landstufen herausgearbeitet. Die alten tektonischen Richtungen traten bei den einzelnen Gebirgsblöcken wieder in Erscheinung. Manche Bewegungen scheinen heute noch anzuhalten.

An die schon mehrfach erwähnte Oberdeutsche Ebene, in der übrigens nach genauen Messungen auch in der Gegenwart eine Abwärtsbewegung festzustellen ist, schließt sich im Norden die Oberpfalz als ein Anhängsel an.



Prof. K. Pressel, München

Das Isartal bei Icking an der Loisachmündung, hinten die Alpen.



Schweiz. Luftverkehrsges. Ad Astra-Aero, Zürich

Der Hegau mit seinen Vulkanschloten (rechts der Hohentwiel)



Min.-Rat Ullmann, München

Altwasser des Rheins bei Speyer



Dr. K. Burk, Lübeck

Die Bergstraße (Odenwald mit dem Melibokus) von der Rheinebene aus

Der Böhmisch-Bayrische Wald, in dem ein sehr altes Gerüst an die Oberfläche kommt, untersteht stark der herzynischen Richtung, wie ja auch der Verlauf des Bayrischen Pfahls, jenes großen Quarzganges, beweist.
Alles in allem zeigt dieser kurze Überblick, welch große Rolle auch die Tektonik im Formenschatz des gebirgigen Deutschlands spielt. Weitgespannte vertikale (epirogenetische) Bewegungen der Erdkruste dürften für die Morphologie unseres Gebietes von höchster Wichtigkeit sein. Alte, längst vorgezeichnete tektonische Richtungen, die auch als Brüche die Erdrinde durchsetzen, werden immer wieder wach und befördern die selbständige Formenentwicklung einzelner Blöcke. Die Bewegungen sind noch nicht überall zur Ruhe gekommen; im Diluvium waren sie teilweise noch recht beträchtlich. Selbstverständlich darf die Tätigkeit der Abtragung nicht unterschätzt werden. Doch hat sich die Gliederung unseres Gebietes seit dem Ausgang des Tertiärs kaum noch wesentlich verändert.

BEWÄSSERUNG UND KLIMA

Das Gewässernetz Deutschlands gehört hauptsächlich der Abdachung zur Nord- und Ostsee an. Die Nordsee nimmt jedoch infolge des eigenartigen Verlaufs der Moränenzüge und der schon im Tertiär angelegten Neigung zu tieferem Einsinken der nordwestdeutschen Abdachung den Hauptanteil des fließenden Wassers auf.
Gegenüber der großen Fläche, die zu den nördlichen Meeren entwässert, ist das reichsdeutsche Einzugsgebiet der Donau nur klein. Man hat den Fluß mit gutem Recht als Alpenfluß bezeichnet; denn seine größte Wassermenge empfängt er durch die dem Hochgebirge entspringenden rechten Nebenflüsse. Einen sehr kräftigen Zuwachs bringt der an der bayrisch-österreichischen Grenze bei Passau mündende Inn, da er gemeinsam mit der Salzach der Nordabdachung der gletscherreichen Zentralalpen auf einem wohl 300 km breiten Streifen das Wasser entzieht.
Der Rhein greift am weitesten in das mittelgebirgige Deutschland ein durch sein sehr verzweigtes Gewässernetz. Er ist seit dem Absinken des Oberrheinischen Grabens ein überlegener Nebenbuhler der Donau geworden und hat kraft seiner viel tiefer liegenden Laufstrecke dem Schwesterflusse manches Tal durch rückschreitende Erosion und Abzapfung abspenstig gemacht, wie die Aare und die Wutach. Der Oberlauf der Donau selbst gibt durch einen unterirdischen Lauf in den Jurakalken von Immendingen bis zur Hegauer Aachquelle den größten Teil seines Wassers an den Bodensee und somit an den Rhein ab. Zu beiden Seiten des Baseler Rheinknies wird das Zuzuggebiet des großen deutschen Flusses durch die zur Donau und zur Rhone entwässernden Landflächen stark eingeschnürt. Aber dann verbreitert sich das Flußnetz nach Norden zu sehr rasch durch Neckar und Main, Mosel und Maas. Seine größte Breite erreicht es unter etwa 50° N. Hier bringt der Main eine gewaltige Ausbuchtung nach Osten. Dieser Fluß wird oft als Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland angesprochen; das geschieht schon der Landesnatur nach nicht mit Recht: Südwestdeutschland reicht über den äußerst gewundenen Fluß nach Norden hinaus. Nachdem der Rhein die tektonisch angelegte Oberrheinische Ebene durchströmt hat, durchquert er die Mitteldeutsche Schwelle in engerem Tal, das er kräftig ausgearbeitet hat entgegen der Hebung des Rheinischen Schiefergebirges. Die Energie seiner Erosion wurde durch den Einbruch der Kölner Bucht beträchtlich verstärkt. Hier ist ihm auch der

Ausgleich der Gefällskurve noch nicht gelungen (Gefäll bei Altbreisach bis 0,89 ‰, bei Kehl 0,5 ‰, zwischen Philippsburg und Mannheim nur noch 0,08 ‰, bei Mainz schon wieder 0,12 ‰; dagegen am Beginn des Schiefergebirges bei Bingerloch 1 ‰, bei Niederloch sogar 2 ‰). Bei Bonn erreicht der Strom die Kölner Tieflandsbucht und fließt dann träge seinem holländischen Mündungsgebiet zu. Von allen großen natürlichen Schiffahrtsstraßen Deutschlands hat der Rhein die günstigsten Wasserverhältnisse, da er nicht nur wie die Donau in seinem oberen Laufe reichlichen Hochgebirgs- und Gletscherzufluß erhält, der besonders für den Sommer-Wasserstand (April—Juli) wichtig ist, sondern auch im Mittelgebirge weit ausgiebiger als die Donau auf süddeutschem Boden ein breites Stromgebiet entwässert, das besonders im ausgehenden Winter (Januar—April) recht beträchtliche Wasserstände liefert. Auch im Herbst (September—November), wenn der Wasserspiegel sinkt, ist noch eine genügend tiefe Fahrrinne vorhanden.

Der eigentliche Oberlauf der Weser ist die Werra, die Fulda ihr Nebenfluß. Beide wurzeln im Mittelgebirgsland. Die Werra greift sogar mit einem kleinen Teil ihres Oberlaufes in das südwestdeutsche Becken ein. Nach ihrer Vereinigung mit der Fulda bleibt die Weser noch lange in niedrigem Bergland; erst an der Westfälischen Pforte gelangt sie ins Tiefland. Unterhalb von Bremerhaven erreicht sie die Nordsee. Ihre Wasserstände schwanken empfindlich und würden den Anforderungen, auch des Mittellandkanals, ohne kostspielige künstliche Nachhilfe (z. B. die Edertalsperre) nicht genügen.

Die Elbe, von der böhmischen Seite des Riesengebirges kommend, empfängt schon große Wassermengen, bevor sie ins Elbsandsteingebirge als stattlicher Strom eintritt. Etwa von Meißen an ist sie bereits ganz Tieflandsfluß. Ihre Mündung liegt bei Cuxhaven. Wie bei allen deutschen Flüssen ohne Hochgebirgszuflüsse ist auch ihr sommerlicher Wasserstand oft bedenklich niedrig. Unter ihren Nebenflüssen ist die Saale als Entwässerungsader des Thüringer Beckens zu beachten.

Die Oder erstreckt ihr Stromgebiet bis in die Karpathen hinein. Dem Südosten des sudetischen Gebirgslandes entspringend, wird sie selbst bald Tieflandsfluß und Hauptader der schlesischen Mulde. Sie nimmt von links eine Anzahl Mittelgebirgsflüsse auf. Auch die Oderschiffahrt verfügt im Sommer nicht immer über genügend Wasser.

Dasselbe gilt von der Weichsel, die nur mit ihrem Unterlaufe deutsches Gebiet berührt. Oder und Weichsel haben sich erst spät unter Verlassen ihrer Urstromtalstrecken durch den Baltischen Landrücken hindurchgebrochen.

Der Pregel bleibt gänzlich im jungen Glazialgebiet Ostpreußens, und auch die Memel ist durchaus Tieflandsfluß. Haffmündungen sind allen großen ostdeutschen Flüssen eigentümlich.

Die meisten der stehenden Gewässer Deutschlands entstammen den Eiszeiten. Ausräumungs- wie Aufschüttungsbecken wurden in jener Zeit nicht nur einzeln, sondern meist vergesellschaftet geschaffen. So finden sich denn wassererfüllte Becken verschiedenster Größen besonders in den früher eisbedeckten Gebieten, von den größeren Seen Oberdeutschlands (Boden-, Ammer-, Würm-, Chiemsee) oder den großen Wasserflächen des Ostseegebiets (Mauer-, Spirding-, Müritzsee) angefangen bis zu den Teichen, Tümpeln und Kolken im Tieflande oder den kleinen Seen in den höchsten Mittelgebirgen. Sonstige Beckenausfüllungen, auch noch zahlreich genug, weisen nur einen geringen Gesamtflächenbetrag auf. Es gehören hierher die kleinen Wasseransammlungen auf manchen Rumpfflächen, wie die

frankenwäldischen, oder die Maarseen in vulkanischen Explosionstrichtern (Eifel), oder das stehende Wasser in durch Auslaugung verursachten Einsturzbecken (z. B. in der Gipszone am Südrande des Harzes, Pingen genannt). Jedenfalls wird die deutsche Landschaft noch reichlich durch große und kleine Seen verschönt, wenn auch natürliche oder künstliche Verlandung das Schicksal vieler gewesen ist und sein wird. Ansehnliche ehemalige Wasserflächen sind heute vermoort oder gar schon in fruchtbares Kulturland verwandelt worden.

Eine der Grundbedingungen für die hinreichende Wasserfüllung der Hohlformen des festen Landes ist ein günstiges Klima. Schon aus der kurzen Betrachtung der Flüsse und Seen geht hervor, daß unser Gebiet wenigstens genügend mit Niederschlägen versehen sein muß, wie denn auch bei ausreichender Erwärmung das Gedeihen eines reichen organischen Lebens gewährleistet ist.

Keine geographische Tatsache wird unter dem Einflusse von Stimmungen vom Nichtfachmann so falsch beurteilt wie das Klima; und selbst in wissenschaftliche Betrachtungen spielt dieser Einfluß hinein. Deshalb ist es schwer, über das Klima eines Landes ein Werturteil abzugeben. Das Klima Deutschlands darf jedenfalls nicht in Bausch und Bogen als günstig bezeichnet werden. Es bringt uns die mannigfaltigen Wechselfälle, wie sie der sich in unserem Lande oder nördlich davon ständig verschiebenden Polarfront zwischen vorherrschend kalten und warmen Luftmassen eigen sind. Unserem Wetter geht vor allem die Beständigkeit ab, und das kommt in den aus jahrzehntelangen Beobachtungen gewonnenen Durchschnittswerten wenig zum Ausdruck. Hätten wir wirklich ein so günstiges Klima, wie es immer noch in vielen länderkundlichen Lehrbüchern dargestellt wird, so dürfte nicht die Frage unserer Landsleute nach dem Wetter immer im Gespräch wiederkehren. Eine unregelmäßige Wellenbewegung mit einem ständigen Wechsel von Warm und Kalt, Feucht und Trocken, mit Rückfällen nach dieser oder jener Seite in allen Jahreszeiten: das ist unser Klima.

Das Ziel der Klimaforschung unserer Gegenden mußte sein, diesem Auf und Ab auf die Spur zu kommen. Verheißungsvolle Anfänge in dieser Richtung des Forschens liegen vor. Aber auch sie brauchen die mit Fleiß gesammelten Angaben der Wetterwarten als Grundlage, wie denn die Durchschnittswerte aus diesen die vorläufig einzig möglichen Werte für die Beurteilung des Klimas geben. Wir dürfen aber nicht vergessen, wie sehr die Wirklichkeit gerade bei uns vom Durchschnitt abweicht.

Deutschland zeigt ansehnliche Unterschiede zwischen Hoch und Tief, so daß die Isothermen, d. h. die Linien, welche die Temperaturverteilung so zeigen wie sie in der Höhenlage des Meeresspiegels sein würde, die wirkliche Wärmeverteilung innerhalb Deutschlands kaum erkennen lassen. Immerhin zeigt der Verlauf der hierhergehörigen 10°- und 11°-Isotherme die klimatischen Vorzüge der Oberrheinischen Ebene, wo die 10°-Durchschnitte weit nach Norden bis nach Wiesbaden und Frankfurt vorstoßen. Während ein Kreis um Kolmar, Mülhausen und Freiburg das auch tatsächlich jahreswärmste Gebiet ganz Deutschlands mit 11° einschließt, werden in der Bodenseegegend und am Südrande der bayrischen Hochebene wegen der höheren Lage nicht annähernd so hohe Temperaturen im Gebiet der 11°-Isotherme wirklich erreicht. Durch Ostpreußen verläuft schon die 7°-Isotherme. Im allgemeinen weichen in unserem ganzen Reiche die Linien gleicher Jahrestemperatur von der Westost-Richtung nach Südsüdosten ab, eine Minderung des Meereseinflusses anzeigend: die Neigung der Monatsisothermen, im

Sommer je weiter nach Osten, desto nördlicher zu verlaufen, wird bei weitem aufgewogen durch die winterliche Herabsetzung der Temperatur, die sie je östlicher, desto weiter nach Süden zu ablenkt. Die aus einer Zusammenstellung sich ergebende Richtung muß deshalb eine südliche Abweichung im Verlauf nach Osten zu zeigen. Die 9°-Jahresisotherme verläuft vielfach in der Nähe des ebenfalls im ganzen nach Südosten streichenden Nordrandes der Mittelgebirgsschwelle. Die Juliisotherme von 19° hält sich etwa in der Breite der Mainlinie. Die Oberrheinische Ebene bedingt auch hier ein breites Ausstülpen nach Norden. Der hohen Durchschnitts-Jahrestemperatur von 11° entspricht die geschlossene 21°-Isotherme für den wärmsten Monat zu beiden Seiten des Rheines zwischen Freiburg und Kolmar. In der Mittelgebirgsschwelle liegt die Temperatur, auf Meeresniveau reduziert, zwischen 18° und 19°. Die Nordseeküste (16°) ist im Juli kühler als die Ostseeküste (17°).

Die Isothermenkarte für den Januar zeigt deutlich die Bevorzugung des Westens gegenüber dem Osten. Die 0°-Linie zieht vom Harz zum Bodensee; infolge des wechselnden Reliefs ist sie reichlich gebuchtet. Das Rheingebiet ist um ein Beträchtliches wärmer als das Land um die obere Donau. Die + 1°-Isotherme von Freiburg—Kolmar und die — 1°-Linie der Baar liegen nahe beieinander. Das Dreieck zwischen Nördlingen, Cham und Berchtesgaden ist, auf den Meeresspiegel bezogen, ebenfalls um 2° kälter als die südliche Rheinebene. Innerhalb der Mittelgebirgsschwelle spricht sich infolge der großen Westost-Ausdehnung die nach Osten zunehmende Kontinentalität besonders deutlich aus (+ 2°-Isotherme bei Aachen, — 2°-Isotherme in Oberschlesien). Noch etwas größer ist der Unterschied zwischen den Friesischen Inseln (+ 1°) und Masuren (— 4°).

Über die wirklichen Durchschnittswerte gibt Auskunft die gegenüberstehende Tafel der Temperaturen (1881—1910) und Niederschläge in Deutschland (in der Hauptsache nach Hellmann).

Die wirklichen Temperaturwerte in der nebenstehenden Tabelle zeigen, daß die Bevorzugung der Oberrheinischen Senke bestehen bleibt. In der Gegend um Kolmar und Freiburg liegt das Gebiet der höchsten Sommertemperaturen, was auch manche nirgends in Deutschland noch einmal auftretenden Pflanzen und Insekten mittelmeerischer Herkunft erklärt. Auch der nördliche Teil der Rheinebene gehört, wie die nächste Umrahmung des Bodensees, zu den wärmsten Gebieten Deutschlands, worauf wenigstens für die Sommerwärme das vorzügliche Gedeihen der Rebe und manchen anderen Kindes aus der Pflanzenwelt milderer Klimate hinweist. Im Gebiet der Mitteldeutschen Gebirgsschwelle finden sich die höheren Jahrestemperaturen im Westen, die höheren Sommertemperaturen jedoch und die größte Winterkälte mit zunehmendem Festlandseinfluß im Osten. In der Höhe der etwa 20° betragenden Schwankung zwischen wärmstem und kältestem Monat ist die vom Südwestdeutschen Becken so sehr verschiedene Oberdeutsche Hochebene dem deutschen Osten ähnlich. Als eine allgemeine Erscheinung ist noch die mit zunehmender Höhe der Stationen abnehmende Schwankung zu bezeichnen. Besonders auffällig ist sie wegen ihres geringen Betrages beim Brocken (14,5°); sie ist kleiner als auf der anderthalbmal so hohen Schneekoppe, und auf der zweieinhalbmal so hohen Zugspitze ist sie nur um 1,3° geringer. Der Harz liegt eben den die Temperaturunterschiede ausgleichenden ozeanischen Einflüssen näher als das bayrische Alpenland oder Schlesien. In allen Beckenlandschaften und größeren Tälern kann gelegentlich die herabfließende und danach ruhende kalte Luft die

Lage	Station	m Seehöhe	Temperatur °C				Niederschlag cm
			Jahr	Januar	Juli	Schwankung	
Norddeutschland	Borkum	10	8,4	0,8	16,2	15,4	68
	Westerland (Sylt)	5	7,9	0,6	15,8	15,2	74
	Kiel	47	7,5	—0,5	16,1	16,6	72
	Swinemünde.	6	7,9	—1,1	17,5	18,6	61
	Neufahrwasser	5	7,4	—1,9	17,4	19,3	54
	Bremen	20	8,8	0,6	17,3	16,7	66
	Prenzlau	39	8,0	—1,4	17,6	19,0	48
	Marggrabowa	160	5,7	—4,9	16,8	21,7	63
	Krefeld	44	9,3	1,3	17,5	16,2	61
	Magdeburg	58	8,9	—0,4	18,2	18,6	50
	Breslau	147	18,7	—1,6	18,7	20,3	58
Mitteldeutschland	Aachen	204	9,0	1,5	16,7	15,2	82
	Schneifelforsthaus	659	5,6	—2,2	13,7	15,9	106
	Gelnhausen	154	8,8	—0,3	17,3	17,6	69
	Fulda	272	7,8	—1,5	16,8	18,3	66
	Frankenheim a. d. Rhön .	756	4,8	—3,8	13,4	17,2	92
	Erfurt	219	7,8	—1,6	16,9	18,5	53
	Stadtilm	364	7,2	—2,0	16,4	18,4	51
	Inselsberg	906	4,0	—4,2	12,3	16,5	120
	Halle a. S.	90	8,9	—0,5	18,3	18,8	53
	Klostermansfeld	250	7,7	—1,4	16,8	18,2	51
	Scharfenstein i. H.	615	5,3	—2,4	13,5	15,9	119
	Brocken	1140	2,2	—4,5	10,0	14,5	164
	Leipzig	120	8,6	—0,9	18,1	19,0	62
	Chemnitz	312	7,6	—1,2	16,6	17,8	80
	Annaberg	610	6,4	—2,3	15,5	17,8	91
	Fichtelberg	1223	2,5	—5,6	11,1	16,7	108
	Bunzlau	200	7,7	—2,2	17,4	19,6	68
	Beuthen (Oberschles.) . .	290	7,6	—3,0	17,6	20,6	74
	Zillertal (Krs. Hirschberg)	395	6,8	—2,4	16,0	18,4	74
	Wang (Riesengebirge) . .	874	4,4	—4,0	13,5	17,5	133
	Schneekoppe	1603	0,0	—7,3	8,3	15,6	135
Süddeutschland	Frankfurt	104	9,5	0,1	18,6	18,5	57
	Kolmar	189	10,3	0,5	20,1	19,6	48
	Höchenschwand	1005	5,5	—2,6	14,3	16,9	103
	Großer Belchen	1394	3,1	—4,4	11,1	15,5	193
	Heilbronn	170	9,5	0,0	18,6	18,6	66
	Tübingen	326	8,3	—1,8	17,7	19,5	65
	Böttingen (Alb)	908	5,3	—3,8	14,5	18,3	93
	Würzburg	179	8,8	—0,8	18,3	19,1	55
	Nürnberg	315	7,5	—2,1	17,0	19,1	55
	Amberg	370	6,6	—3,2	16,4	19,6	66 [2])
	Cham im Böhmerwald . .	386	7,4	—3,6	18,0	21,6	67 [2])
	Regensburg	343	7,5	—3,0	17,6	20,6	59
	Landshut	396	7,6	—2,9	17,6	20,5	69
	München	529	7,2	—3,0	17,0	20,0	93
	Oberstdorf i. Allgäu . . .	820	5,8	—4,0	15,2	19,2	168
	Zugspitze	2964	—5,2	—11,5	1,7	13,2	138
	Lindau	405	8,9	—1,0	18,4	19,4	117
	Biberach (Oberschwaben) .	537	7,6	—2,4	17,3	19,7	80

[1]) nach Braun (Deutschl.) — [2]) Periode 1851/1900.

Wintertemperaturen herabdrücken und Fröste verursachen, während die höheren Hänge zur selben Zeit frei davon bleiben.

In der örtlichen und zeitlichen Verteilung der Niederschläge zeigt sich deutlich der Einfluß der Bodenformen. Je weiter ein Gebiet im Westen liegt, je mehr es nord- bis südwestlichen Winden ausgesetzt und je höher es ist, desto stärker wird es benetzt. Massenerhebungen quer zur Richtung der Hauptregenbringer machen sich an der Luvseite bis weit ins Vorland hinein durch größere Regenmengen bemerkbar; an der Leeseite fallen, wenigstens im Vorlande, geringere Mengen. Die jährliche Durchschnittsregenmenge im Reich beträgt 69 cm. Alle größeren Mittelgebirge kommen auf über 100 cm, im Wasgau, im Schwarzwalde und in den Bayrischen Alpen werden 200 cm gerade noch überschritten. Infolge der Alpennähe steht der südliche Teil der Oberdeutschen Hochebene über dem Reichsdurchschnitt. Durch die Schirmwirkung der Mittelgebirge verhältnismäßig trockene Striche (40—60 cm) fallen besonders längs des Rheins auf (um Kolmar; zwischen Hunsrück, Taunus, Odenwald und Hardt mit einer Zunge im Rheintal bis zur Lahnmündung; auf dem Ostabfall der Eifel), am Main östlich vom Spessart, in Hessen östlich vom Westerwald und Rothaargebirge, an der Elbe und Saale östlich vom Harz und Thüringer Wald. Der Osten Norddeutschlands hat in der Regel ebenfalls Niederschlagshöhen unter 60 cm; doch wirken auch hier schon geringe Bodenerhebungen wie Teile des Baltischen Landrückens regenmehrend.

Erfreulicherweise ist in Deutschland, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der Sommer die Hauptregenzeit, wenn auch der sommerliche Überschuß über die Niederschlagsmengen anderer Jahreszeiten nicht allzu bedeutend ist. Von der Gesamtmenge der Niederschläge fallen während des Sommervierteljahrs (Juni, Juli, August) in Königsberg i. Pr. 34,1 %, in Westerland und Keitum auf Sylt, Helgoland 26,6 %, in Oppeln, Leobschütz 39,9 %, in Weimar, Jena, Schkölen bei Lützen 35,8 %, in Landshut, München 38,7 %, in Stuttgart, Hohenheim, Aicheberg (Oberamt Schorndorf), Kirchheim u. T. 36,3 %, in Mainz, Wiesbaden, Langenschwalbach 31,2 %.

Die Zeiten der größten Niederschlagsmengen decken sich nicht immer mit denen von größter Zahl der Niederschlagstage. Im Sommer fällt der Regen meist nicht so häufig wie im Winter, dafür aber zuweilen in starken Gewittergüssen. Nur in einem breiten Streifen von Oberbayern über Sachsen nach den Sudeten ist der Juli der Monat der häufigsten Niederschläge wie auch der größten Niederschlagsmenge. Besonders in den höheren Teilen der Mittelgebirge sind die jahreszeitlichen Unterschiede mehr ausgeglichen. Die westlichen einschließlich des Harzes weisen im Winter den Monat mit dem stärksten Niederschlag auf. Das gilt auch von einigen tiefer liegenden linksrheinischen Landstrichen (Birkenfeld, Zweibrücken). Hier handelt es sich wohl um vom Ozean hergetragenen Wasserüberschuß, während die Sommerregen viel Feuchtigkeit aus der Verdunstung über dem Lande selbst gewinnen. In den Alpen herrschen, wie im Flachlande, die Sommerregen ausgesprochen vor. Alles in allem ist die Verteilung so, daß allzu scharfe Gegensätze nicht auftreten, doch könnten namentlich in den sommerwarmen Becken und auf durchlässigen Böden besonders die Frühjahrsregen reichlicher sein.

Überall in unserer Heimat besteht die Gefahr später Fröste; doch ist sie in der Oberrheinischen Ebene gegenüber anderen Landesteilen gering zu nennen. Wiesbaden hat im April durchschnittlich nur noch 1,4 Frosttage, und die Gefahr

eines Maifrostes ist hier kaum vorhanden. Der Frühling zieht denn auch am Südrande des Taunus wie in der ganzen Oberrheinischen Ebene vier Wochen früher ein als auf den Höhen der Mittelgebirge oder im Nordosten. Die Fröste sind stark von den örtlichen Lagen abhängig. Im Glatzer Kessel sind beispielsweise noch im April 10,4 und im Mai 1,3 Frosttage zu erwarten. Die Schneedecke hält sich dementsprechend in den Höhen und im Osten am längsten.

Seinem ganzen Klimacharakter nach untersteht Deutschland der Vorherrschaft westlicher Winde. Die Windstärken sind im Süden beträchtlich geringer als in Norddeutschland. Die Ausnutzung der Windenergie für praktische Zwecke ist daher und auch wegen der gefällreichen Wasserläufe im Süden seltener als im Norden.

In mancher Beziehung von Wichtigkeit ist die Rolle, die Luv- und Leeseite, Sonnen- und Schattenseite im Gelände spielen. Von besonderem Einfluß ist das z. B. auf die Vergletscherung der hohen Mittelgebirge gewesen. Der Schnee liegt in Lee unmittelbar unter einem Kamme sehr dick und hält sich dort lange, wenn er vor Sonnenbestrahlung geschützt ist. Heute hat sich ausdauernder Schnee innerhalb des Reichsgebietes an wenige hohe Stellen des Wettersteingebirges und auf die „Übergossene Alm“ zurückgezogen.

Eis ist auf keinem unserer großen Flüsse unbekannt. Braun macht nach Thielemann folgende Angaben: Es hat

der Rhein bei Köln (1816/85)	21	Eistage	
die Ems	27	„	
die Weser bei Nienburg	37	„	
die Elbe bei Magdeburg	47	„	davon 17 mit Eisstand
die Oder bei Brieg	36	„	
die Weichsel bei Thorn (1860/90)	93	„	
die Donau bei Regensburg	27	„	
der Pregel bei Königsberg	115	„	
die Memel bei Tilsit	102	„	

Mehr noch als die natürlichen Wasserstraßen leiden wegen der geringen Strömung die künstlichen Kanäle unter dem Frost. Die Ostseehäfen werden ziemlich häufig vom Eise blockiert, während die Gestade der Nordsee fast eisfrei sind. Neben den klimatischen Verhältnissen spielt hier auch der höhere Salzgehalt eine wesentliche Rolle.

PFLANZEN- UND TIERWELT

Die Betrachtung der Pflanzenwelt soll in der Hauptsache auf einen Überblick über die wichtigsten Vegetationsformationen beschränkt werden, wie sie unter der Einwirkung von Klima, Boden und Mensch entstanden sind und sich weiterbilden.

Die Zusammensetzung unserer Pflanzenwelt ist aufs engste verknüpft einmal mit der Mittellage des von ihr besetzten Gebietes und zum anderen mit seinen Schicksalen in junger geologischer Vergangenheit. Von der wärmeliebenden, sogen. arktotertiären Flora, die sich vor dem Diluvium noch viel weiter nach Norden ausgebreitet hatte, konnte während des Eiszeitalters nicht viel übrig bleiben, da mit dem Vordringen des nordischen Inlandeises und der Eisströme der Alpen stark herabgeminderte Temperaturen auch in dem dazwischenliegenden eisfreien Gürtel einzogen. Auch in den Zwischeneiszeiten wurden nie wieder die günstigen

klimatischen Zustände, wie sie im Tertiär geherrscht hatten, erreicht. Erwachsen an den Stellen dieser ehemaligen Vernichtung, muß die heutige deutsche Flora als ganz jung nach geologischem Zeitmaß bezeichnet werden. Sie gehört dem eurasiatischen Gebiet des nordischen (holarktischen) Florenreiches an. Seine Hauptmerkmale sind nach Diels außer seiner schon erwähnten Jugendlichkeit seine Einförmigkeit und die Entwicklung einer besonderen Gebirgsflora, ferner Nadelwald, artenarmer Sommerwald, Wiese, Moor und Staudentrift. Die Wiederbesetzung Deutschlands mit einem reichen Pflanzenkleide nach der Eiszeit ging von Zufluchtsstätten der Flora innerhalb des Gebietes selbst oder außerhalb seiner Grenzen aus. Die Zugstraßen dieser Pflanzenwanderungen sind zum Teil einigermaßen sicher erforscht. Besonders wissenswert sind diejenigen, durch die fremde Vertreter unseren Beständen beigemischt wurden.

Das obere Odertal soll für die einwandernden östlichen Steppenpflanzen belanglos gewesen sein, hingegen mag es viele Eindringlinge aus der Waldflora weitergeleitet haben, die durch die leicht zugängliche Pforte zwischen Karpathen und Sudeten nach Norden gelangt waren. Die Bedeutung des Elbedurchbruches wird weniger hoch angeschlagen. Längs der Donau drangen Vertreter einer südöstlichen Steppenflora nach Bayern vor. Von hier aus führte ein nördlicher Ast ihrer Zugstraße zum Main und in die Oberrheinische Ebene, von der aus wohl besonders die breite Kraichgausenke die Zuwanderung nach dem Neckargebiet vermittelte. Der südliche Zweig führte am Südabfall des Schweizer Jura vorbei in Richtung auf die Burgundische Pforte. Wo sich ihr besonders trockene Flächen boten, hat sich diese Flora zu einer besonderen Formation, den sogen. Steppenheiden, zusammengeschlossen (Gradmann). Vor allem auf Löß- und Kalkgebieten heimisch, sind sie sehr früh besiedelt und seitdem nie wieder ganz mit Wald besetzt worden. Die Flora des Mittelmeergebiets sandte manchen Vertreter durch die Burgundische Pforte nach Süddeutschland bis ins Donaugebiet, teilweise sogar bis nach Thüringen.

Auch das nacheiszeitliche Klima ist nicht so gleichmäßig gewesen, daß nicht noch mancherlei Änderungen in den natürlichen Pflanzenbeständen eingetreten wären.

Das Eingreifen des Menschen darf bei der Betrachtung der deutschen Pflanzenwelt nicht mehr vernachlässigt werden. Sich selbst überlassene Gebiete natürlichen höheren Wachstums (Naturschutzgebiete) sind nur selten, was sich weniger aus mangelndem Natursinn als aus der Notwendigkeit ergibt, in unserer übervölkerten Heimat jeden brauchbaren Fleck Bodenfläche wirtschaftlich auszunutzen. Acker, Garten und Wiese nehmen selbst im gebirgigen Deutschland, als Ganzes genommen, den größten Teil der Fläche ein, und der Wald, längst nicht mehr im Urzustande, wird sorglich gepflegt. Sogar die Heide ist überwiegend vom Menschen nutzbar gemacht worden. Selbst dem Unland rückt der Fleiß des Menschen mit Kraft zuleibe, allerdings dort versagend, wo das Klima, besonders in größeren Höhen über der Waldgrenze, Halt gebietet. Und die Dünen dürfen da nicht ungestört bleiben, wo sie, vom Winde getrieben, Schaden bringen könnten. Der Forstmann versucht sie durch Anpflanzung zu bändigen. Am wenigsten gestört und verändert ist noch die Pflanzenwelt in den Gewässern und an ihren Rändern, wenn sie auch durch Abwässer und Kraftgewinnung an vielen Stellen geschädigt wird. Die Fläche der noch ganz urwüchsig gebliebenen Sümpfe und Moore nimmt immer mehr ab.

Für das heutige Bild des deutschen Pflanzenkleides ist vor allem das Verhältnis von Wald und offenem Gelände wichtig. Wenn es auch so scheint, als ob sich das Waldkleid nach einer Steppenperiode, von der Zunahme der Feuchtigkeit begünstigt, stark ausgebreitet hat, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß nun ganz Deutschland schließlich von Wald bedeckt war, als die Menschen in die Bestände eingriffen. Wir wissen nicht, ob die Periode des Vordringens zu jener Zeit schon beendet war. Selbstverständlich sind von den auf diese Weise frei gebliebenen Flächen diejenigen zu unterscheiden, die sich überhaupt nicht für den Waldwuchs eigneten. Dort, wo der Wald erst im Vordringen begriffen war, so an den Rändern steppenartigen Geländes, war der Kampf des siedelnden Menschen gegen die Vorpostenstellungen des Waldes am leichtesten. Dieser Kampf spielte sich zunächst von der jüngeren Steinzeit bis zur germanischen Völkerwanderung ab. Manches Waldstück mag ihm zum Opfer gefallen sein; jedoch die ausgedehnten Kerngebiete des Urwaldes blieben, wenigstens im germanischen Deutschland, von dieser Durchlichtung unberührt. Sie wurden erst später gerodet, als für immer mehr siedelnde Menschen Platz gemacht werden mußte. Wir übersehen die Verbreitung des Waldes am besten, wenn wir uns die ältesten Siedlungsgebiete und damit die Ausgangsstellen der Rodung vergegenwärtigen.

Nach Gradmann bemächtigten sich die ältesten Siedler der leichtest zugänglichen, offenen Gebiete, die durchaus nicht immer die fruchtbarsten gewesen sind. Für den Ackerbau besonders geeignete Lößböden sind allerdings auch darunter gewesen, eben weil sie keinen Wald trugen. Die ältesten jungsteinzeitlichen Siedlungen deuten demnach durch ihre Lage auf die von Natur waldfreien Streifen hin. Es gehören dazu als erste große Gruppe die niederen Teile des Alpenvorlandes, Teile des Rheintals und seiner Flanken zwischen Basel und Mainz, sowie lößbedeckte, aus der Ebene auftauchende Erhebungen, wie der Kaiserstuhl, das Gebiet der Donauquellen, die Höhen des Fränkischen und Schwäbischen Jura. Dazu kommen einige weite Talmündungen im Schwarzwald und Odenwald. Weiter sind zu erwähnen Niederlassungen im württembergischen Neckarland und im Bauland, im Taubergrund, am mittleren Main, im unteren Nahetal und im Maifeld. Auch das Moseltal war früh besiedelt. Eine zweite große Gruppe neusteinzeitlicher Siedlungsbezirke liegt in den Hügelrändern, die sich nördlich an die mitteldeutsche Gebirgsschwelle anschließen. Ihre Spuren sind von Oberschlesien über Thüringen, das Harzvorland und Westfalen bis dort zu verfolgen, wo das Rheinische Schiefergebirge in die Norddeutsche Tiefebene übergeht. Eine dritte Siedlungsprovinz bildeten die deutschen Meeresküsten. Hier lockten Marschen und Heiden die Menschen an.

Jedoch die deutschen Mittelgebirge und große Flächen an ihrem Fuße, wie auch die südliche Oberdeutsche Hochebene waren reichlich mit urwüchsigem Walde bestockt, auch die größte Fläche Norddeutschlands war bewaldet, ehe die Rodung einsetzte. In Südwestdeutschland war die römisch beeinflußte Kultur hier und da schon in die dichten Bestände eingedrungen. Während der Völkerwanderung hatte aber auch hier wie in anderen von Völkerzügen betroffenen Teilen Deutschlands der Wald wieder Rückeroberungen gemacht.

Durch die Forstwirtschaft ist vielfach das ursprüngliche Laubholz zugunsten der Nadelwälder verdrängt worden. Laubbäume wiegen — nach Hausrath — noch jetzt vor in dem nördlichen Rheinischen Schiefergebirge, dem Hunsrück, der

Hardt, dem Wasgau und der lothringischen Hochebene, in der Schwäbischen Alb, den Fildern und dem Hügelland zwischen Neckar und Main, in dem Odenwald, Welzheimer Wald, Steigerwald, im Spessart, in der Rhön, dem Vogelsberg, dem Taunus, in der Thüringer Mulde, dem Solling, Süntel und Deister, sowie in Schleswig-Holstein.

Sonst ist das Nadelholz häufiger, und zwar als Kiefernwald in der Ebene, als Fichten- oder seltener als Tannenwald im Gebirge. Neuerdings machen sich Bestrebungen bemerkbar, von der übermäßigen Nadelholzkultur, deren vielfach der Boden müde geworden ist, auf Laub- und Mischwaldpflanzungen zurückzukommen, die in vielen Gegenden Deutschlands über die genannten noch vorhandenen Bestände hinaus das natürlich Gegebene sein dürften. Die Buchenzone reicht — nach Mayr — in Süddeutschland etwa bis 900 m hinauf, von dort bis zur Waldgrenze liegt der Herrschaftsbereich der Nadelhölzer, darüber dehnt sich die Krummholzzone aus. Hier und da findet man Buchenbestände auch noch in größerer Höhe, so im Schwarzwald und im Wasgau, wo dieser schöne Baum bis zur Nähe der Waldgrenze aufsteigt.

Innerhalb der Buchenzone gedeihen ebenso alle anderen deutschen Laubbäume, sowie heute in wärmeren Gegenden die Edelkastanie. Selbstverständlich mischen sich auch hier die einheimischen Nadelhölzer ein. In der darüber hinausreichenden Nadelholzzone ist das Laubholz vor allem durch Erle, Weide, Pappel, Birke und Vogelbeerbaum vertreten.

Die so mannigfaltigen Eingriffe des Menschen in das natürliche Waldkleid gehen bis in große Höhen hinauf. Nicht nur dem Ackerbau mußten die Bäume weichen, sondern auch dem Weidebetrieb. So sind denn auch dort, wo auf den Höhen Viehzucht getrieben wird, die Angaben über die Waldgrenze recht fragwürdig. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die Höhen des Wasgenwaldes früher bis zum Kamm hinauf bewaldet gewesen sind. Auch für den höchsten Schwarzwaldgipfel, den Feldberg, ist das möglich. Mit Ausnahme der höchsten Teile in den Sudeten und selbstverständlich in den Bayrischen Alpen ragt wohl kein deutsches Gebirge über die Kampfzone des Baumwuchses hinaus.

Penck hat schon in den achtziger Jahren mit Recht bezweifelt, daß die ersten Ansiedler immer den guten Boden herausgefunden hätten. Mit der Zeit ist aber der Wald in der Hauptsache nur den Gebieten verblieben, die einen lohnenden Ackerbau nicht zulassen. So spiegelt sich heute die Bodengüte schon oft auf der geologischen oder noch besser auf der Bodenkarte wider. In erhöhtem Maße wird das der Fall sein, wenn erst einmal die Aufforstung wieder mehr den natürlichen Verhältnissen angepaßt sein wird. Am meisten sind wohl die Waldgebiete an den großen Flüssen vor bestandändernden Aufforstungen bewahrt geblieben. Pappeln und Weiden halten sich an nassen Stellen; wo der Grundwasserstand sinkt und wo die Überschwemmungen nicht allzu lange andauern, findet der mit mannigfaltigem, lichtgestelltem Hochwuchs an Eichen, Pappeln, Weiden, Erlen, Ulmen, Eschen ausgestattete Auenwald günstige Bedingungen. Der Nachwuchs des Unterholzes bildet mit Stauden und Schlinggewächsen oft Dickichte, die nur schwer zu durchdringen sind. Wo das Wasser zu aufdringlich wird, lösen Wiesenmoore den Wald ab; aber wie die Hochmoore werden sie immer mehr in Äcker oder Wiesen übergeführt, besonders seit man auf Grund der Bodenforschung nicht nur durch Entwässerung, sondern auch durch zweckmäßige Düngung bessernd eingreifen kann.

Auch in junger Zeit ist die Pflanzenwelt unseres Heimatlandes durch Zuwanderer bereichert worden. Das gilt nicht nur von manchen Unkräutern, wie der Wasserpest, die in vielen stehenden Gewässern zur Plage geworden ist, nicht nur von vielen neuen Pflanzen, die sich an Wegen und Rainen, besonders auch an Eisenbahndämmen eingedrängt haben, sondern ebenfalls von einer Anzahl Nutzpflanzen. Andererseits ist durch die Bevorzugung der Kultur bestimmter ausgewählter Pflanzen eine sichtbare Verarmung in unserer Pflanzenwelt eingetreten, sowohl in den Forsten hinsichtlich der sie zusammensetzenden Baumarten als auch auf den Feldern. Um so angenehmer berührt uns das bunte Vielerlei in einem Mischwalde oder die Mannigfaltigkeit rings um die Gartenstädte Erfurt, Quedlinburg, Ulm, Bamberg, Speyer und Straßburg.

Die Tierwelt Deutschlands braucht hier nur kurz berührt zu werden; denn eigentlich übt sie nirgends einen entscheidenden Einfluß auf das Landschaftsbild aus. Nur manche Haustiere treten in solchen Beständen auf, daß sie beim Fehlen hier und da gleich vermißt werden möchten. Das gilt von den Rinderherden der Almregion und der Marschen, aber auch von dem Auftreten der Schafe auf Heiden und mageren Weideflächen. Allerhand Nutzgeflügel belebt in Scharen das Bild des Dorfes und seiner näheren Umgebung. Das Wild ist infolge einer oft maßlosen Verfolgung recht scheu und deshalb gerade in seinen stattlichsten Vertretern selten sichtbar geworden. Nur durch Jagdschutzgesetze ist es wohl gelungen, den stolzen Rothirsch den großen Wäldern noch zu erhalten. In freier Wildbahn wird er in vielen Revieren schon recht selten. Das Rehwild ist noch weiterhin verbreitet, und auch das Wildschwein weiß sich im dichten Gehölz zu halten. Hasen und Rebhühner sind aus Steppen- zu Feldtieren geworden. Sie sind, durch reiche Vermehrung gegen Ausrottung geschützt, das beliebteste Wild in der Niederjagd. Das wilde Kaninchen tritt häufig auf, obwohl ihm der Weidmann den Schutz versagt. Der Alpenwanderer begegnet hier und da den flinken Gemsen, wenn auch die Bestände lichter geworden sind. Das nicht seltene Murmeltier ist schwer zu jagen und in seinen Höhlen unangreifbar, so daß es als Standwild noch länger die Hochregionen bewohnen wird. Großes Raubzeug, wie Bär und Luchs, ist längst aus den Wäldern verschwunden; zuweilen wird in Ostpreußen noch ein streifender Wolf erlegt. Auch Wildkatze, Uhu und Steinadler werden selten. Aus fremden Ländern eingeführt sind Damwild und Fasan. — Die Binnenfischerei ist durch manche Fremdlinge bereichert worden. Dagegen ist der Krebs durch eine Krankheit vielenorts ganz ausgerottet. Vor den Verheerungen, die die Abwässer der Industrieanlagen unter den Fischbeständen der Flüsse anrichten, sucht man sich durch Artenwechsel zu schützen. Der Fischotter unternimmt besonders in Gebirgswässern seine Raubzüge. Der Biber ist bis auf einen Schutzbezirk an der Elbe oberhalb Magdeburg gänzlich ausgerottet. Dafür ist neuerdings ein böser Gast besonders im Saalegebiet aufgetreten, die amerikanische Bisamratte, die erst in allerjüngster Zeit nach Böhmen verpflanzt worden war. Unter der Vogelwelt finden die Sänger und andere seltene oder nutzbringende Arten Hege und Schutz. Den meisten von ihnen hat die menschliche Siedlung sogar bessere Lebensbedingungen gebracht. Periodische Wanderungen aus klimatischen Gründen sind in der Tierwelt unserer Heimat häufig.

BEVÖLKERUNG UND SIEDLUNG

Was für alle Völker Europas mehr oder weniger gilt, dürfte auch für die Bevölkerung Deutschlands zutreffen: sie ist das Ergebnis einer weitgehenden Rassenmischung. Im allgemeinen nehmen im Westen Deutschlands die der nordischen Rasse angehörenden oder nahestehenden Menschen, hochgewachsene Gestalten mit langen Schädeln, blauen oder grauen Augen, hellen Haaren, von Norden nach Süden an Zahl ab (vgl. die Karte auf S. 45 [nach Günther, Kl. Rassenkunde von Europa]), was wohl auch heute noch Schlüsse auf die Wanderwege dieser Rasse zuläßt. Die alpine Rasse (niedriger im Wuchs, kurzschädelig, dunkel) ist überall beigemischt; ebenso treten hier und da die Merkmale der mediterranen Rasse (klein, langschädelig, dunkel) hervor. Auch den Merkmalen der dinarischen Rasse begegnet man öfter (groß, eigenartig nach oben zugespitzter Schädel, ohne weit herausbiegenden Hinterkopf, starke Nase, dunkel). Durch die erst in geschichtlicher Zeit eingewanderten Juden sind außerdem vorderasiatische Rassenelemente ins Land getragen worden.

Rasse und Volkstum sind in unserem Vaterlande nicht gleichzusetzen. Es gibt wohl noch ein deutsches Volk, aber weder eine deutsche, noch eine germanische, noch eine arische Rasse. Man darf nicht eine sprachliche oder kulturelle Gruppierung mit einer Rasseneinteilung verwechseln. Geschichtlich läßt sich nur die Verbreitung der Sprach-, Kultur- und Völkergemeinschaften verfolgen. Die bis heute gesammelten Kenntnisse genügen, um die Deutschen als ein Mischvolk zwischen Germanen, Kelten und Slawen erkennen zu lassen. Die keltische Zumischung ist am stärksten im Westen gewesen, die slawische im Osten.

Im 2. Jahrhundert v. Chr. saßen Germanen im Weichselgebiet und in ganz Deutschland mit Ausnahme des keltischen Südwestens. Rhein und Donau waren etwa die Grenzen. Etwas über diese Grenzen nach Nordwesten hinaus schoben sich später die Befestigungen des römischen Limes (vom Taunus bis oberhalb des Donauknies bei Regensburg). Das Gebiet von der römischen Grenze bis zur Elbe ist das Land des Germanentums auf deutschem Boden geblieben. Während und nach der großen germanischen Völkerwanderung besetzten die Slawen das von den Germanen verlassene ostelbische Gebiet, das erst allmählich zum Teil zurückerobert werden konnte. Als Rest des Slawentums im geschlossenen deutschen Sprachgebiet haben sich die Lausitzer Wenden erhalten. Die Mittelgebirge, die Böhmen auf der Außenseite umwallen, sind in der Hauptsache deutsch geworden. Äußerst verwirrt sind jedoch die sprachlichen Verhältnisse im deutschen Osten, viel weniger die kulturellen, denn die alte deutsch-russische Grenze wurde in dieser Beziehung immer schärfer zur Trennungslinie. Das Rheingebiet, über das weit hinaus der Strom der germanischen Wanderer sich ergoß, wird in seinem westlichsten Teil heute von dem neuentstandenen Romanentum behauptet. In der nationalen Kampfzone des Westens sind die Deutschen oft die Unterliegenden gewesen. Heute stehen sie, wie in den letzten Jahrhunderten überhaupt, in der Verteidigung. Ein tragisches Geschick hat dieses Kampfgebiet zur Zeit an den Rhein selbst verlegt, der nach seiner historischen Sendung eigentlich zur Hauptader einer deutschen Kernlandschaft hätte werden müssen.

Niedersachsen und Friesen haben sich in ihren alten Wohnsitzen behauptet. In Mittel- und Süddeutschland sind nur die Thüringer wenigstens zum Teil in ihrer

alten Heimat geblieben. Es ist zu bedauern, daß ihr Reich (Harz, Thüringen, Vogtland, Oberpfalz) schon 531 zerstört wurde und so nicht zu einer Kernzelle deutscher Machtverbreitung werden konnte. Alle übrigen Stämme sind in ihre Lande erst eingewandert, der Alemannenbund als Sueven und Semnonen von der Spree, die Bayern von jenseits des Böhmerwaldes, die Franken zunächst vom Niederrhein, dann von Gallien.

Man wird nicht annehmen dürfen, daß sich die deutschen Stämme in ihren heutigen Wohnsitzen ganz abgesondert entwickelt hätten. Sind doch die letzten, stark verkehrshemmenden innerdeutschen Urwaldgrenzstreifen schon in der Staufenzeit vollständig gefallen, und hat doch schon noch länger der Verkehr ausgleichend gewirkt. So wird man beispielsweise von den allerwenigsten Niedersachsen, Thüringern, Bayern, Franken oder Schwaben behaupten können, sie seien nur Kinder ihres Stammes. Aber in gewisser Weise waren doch die Stammeseigentümlichkeiten räumlich gebunden und die Menschen, die in eine bestimmte Landschaft für dauernd hineinkamen, nahmen die — für sie — neuen, hierher gehörigen Merkmale an, wenigstens soweit es sich um Sprache und Sitte handelte. Meist geschieht die durch die beiden Merkmale gekennzeichnete Angleichung auch gegenwärtig noch schon in der zweiten Generation, während manche andere, besonders Charaktereigentümlichkeiten, erst nach längerer Zeit sich durchsetzen. So ist auf dem platten Lande und in kleinen Orten mehr als in den großen Städten der Stammesunterschied in den einzelnen Landschaften wohl vorhanden, wenn auch leider die Volkstrachten meist verschwunden sind, sehr zum Schaden nicht nur des malerischen Einschlages im Landschaftsbilde, sondern auch einer gesunden äußerlichen Betonung des Heimatgefühls gegenüber einem Allerweltsgeiste, wie er sich im öden Gleichmachertum der herrschenden städtischen Mode ausspricht. Die sprachlichen Unterschiede sind jedoch noch sehr groß, und die jeweils herrschende Mundart klingt durch, als plattdeutsch in verschiedener Färbung, dann aber auch als schlesisch oder obersächsisch, thüringisch, hessisch oder fränkisch, bayerisch, schwäbisch oder alemannisch. Das Dorf mit seiner mehr bodenständigen Bevölkerung hat den heimischen Dialekt treuer bewahrt als die Stadt. Bemerkenswert ist das in geschichtlicher Zeit beobachtete und auch heute noch festzustellende Vordringen des Thüringischen und Obersächsischen gegen das niederdeutsche Platt in dem Landstreifen zwischen Harz und Elbe, wie denn überhaupt auch zwischen allen mittel- und oberdeutschen Mundarten in mehr oder breiten Grenzstreifen diese oder jene Verschiebungen im Gebrauch der Mundart sich vollziehen. Der Kampf um die Erhaltung der Mundart wird nicht nur im Rahmen der überall aufblühenden landeskundlichen Forschungen, sondern auch in besonders eindringlicher Weise durch das meist beachtenswerte Schrifttum in heimischer Zunge geführt. Nach und nach verschwindet glücklicherweise die alberne Auffassung, als ob die Mundart, dieser klarsprudelnde Quell lebendiger Sprache, gegenüber dem Schriftdeutschen minderwertig sei.

Wenden wir uns nun der Frage zu, wie die Bewohner unseres Gebietes gesiedelt haben, so können wir uns bei der so überaus wichtigen Geschichte der menschlichen Wohnstätten nicht lange aufhalten. Es sei nur noch einmal daran erinnert, daß die Zeit der ersten nachweislichen Siedlung nicht durchaus ein Wertmesser für die Bodengüte in der Nähe der betreffenden Wohnstätten und Ortschaften zu sein braucht. Manche Siedlung aus den Rodezeiten hat sich später nach Lage und Bodenart älteren Siedlungen überlegen erwiesen. Nur das Fortschreiten der Rode-

tätigkeit auf immer größere Höhen der Gebirge mußte natürlich eine Verschlechterung der Ackerbaunutzung aus klimatischen Gründen mit sich bringen. Und selbst hier versagt das Schema: die Hochflächen vieler Mittelgebirge sind heute von Siedlung und Ackerbau erobert, während die darunter liegenden steilen Hänge dem Walde verblieben sind.

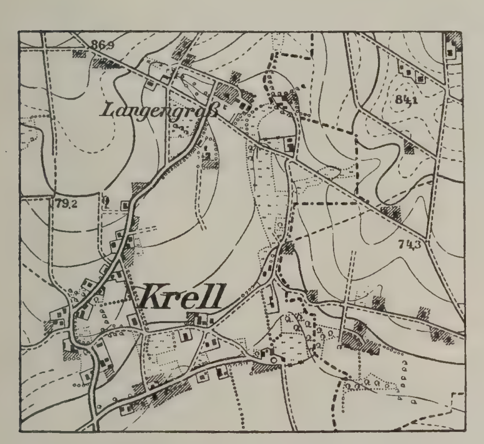
Zum Bauen hat der Deutsche überall die nötigsten Baustoffe gefunden. Je nach ihrer Art wechselt auch Form und Wirkung der Gebäude. Holz war bis vor noch nicht allzu langer Zeit fast überall leicht und billig zu beschaffen. Doch sind reine Holzbauten unseren Landschaften kaum eigentümlich; wenigstens der Unterbau der Gebäude ist in der Regel von Stein. Hier und da, besonders in neuerer Zeit und bei städtischen Bauten, wird der reine Steinbau ganz herrschend.

Der Fachwerkbau ist weit verbreitet, auch bei den älteren Gebäuden der Städte. Als Füllung der Balkenrahmen diente besonders in älterer Zeit Lehm allein oder zusammen mit einem Holzgeflecht, anderwärts, wie in Thüringen, auch Kalktuff. Fester schon ist das Fachwerkhaus mit Backsteinfüllung. In den großen Kunstbauten Süd- und Mitteldeutschlands fand der Backstein seltener eine so ausschließliche Verwendung wie bei den berühmten Denkmälern der norddeutschen Gotik. Dazu hatte man meist gute Bruchsteine zu nahe — in Franken den Keupersandstein, am Oberrhein den Buntsandstein, in Thüringen und Schwaben, an der Weser den Kalkstein, in den sächsischen Elbstädten den Kreidesandstein. Der Mangel an guten Hausteinen in Norddeutschland spricht sich in der Benutzung von größerem und kleinerem erratischen Material aus; das „Kopfpflaster" norddeutscher Kleinstädte ist berüchtigt.

Das Bauernhaus oder -gehöft ist in seinen Sonderformen nicht durchaus an einzelne Landschaften gebunden. So ist das fränkische Gehöft weit über die Wohnsitze des fränkischen Stammes hinaus verbreitet. Wesentlich für diese Hofanlage ist die Geschlossenheit der Gebäudegruppe — Wohnhaus, Ställe und Scheune umschließen den Hofraum. Reichen dazu die Bauten nicht aus, so werden sie durch Zaun oder Mauer ergänzt. Das Wohnhaus kehrt den Giebel nach der Straße; zugänglich gemacht wird es durch eine Tür mitten in seiner Längsseite vom Hofe aus. Neben der Straßengiebelseite des Wohnhauses befindet sich der überdachte Torweg; eine Pforte für den Fußgänger liegt daneben unter demselben Tordach. Diese Grundform des Gehöftes findet man in seinem weiten Verbreitungsgebiete immer wieder, wenn auch im einzelnen Abänderungen häufig vorkommen. Slawischer Einfluß mag zu der Auflockerung der geschlossenen Hofform im Osten unseres Gebietes geführt haben.

Der Typ des niedersächsischen Einheitshauses findet sich besonders in Nordwestdeutschland, Holstein, Mecklenburg und in dem nordwestlichen Pommern. Von der Giebelseite tritt man auf die große Diele, an deren beiden Seiten das Vieh untergebracht ist, und an die Diele schließen sich Küche und Wohnräume an. Große Mannigfaltigkeit in den Formen zeigen das alemannische und das bajuvarische Einheitshaus. Der Nässe des Bodens entgeht man, wo es nötig ist, gern dadurch, daß man die Wohnräume in den oberen Stock der Vordergiebelseite verlegt, das untere Geschoß aber für Wirtschaftsräume und Ställe benutzt. Bei unebenem Gelände ist die im ersten Stock auf der Rückseite befindliche Tenne durch eine direkte Einfahrt vom Berghang aus erreichbar. Auf ebenem Boden behält man oft diese Anlage der Tenne in derselben Höhe bei, die dann durch eine Rampe zugänglich gemacht werden muß. Lauben und Galerien dienen zum

Schmuck und zur Verbindung. Das weit überhängende Dach schützt vor Nässe und Kälte. In Niederbayern tritt der Vierseithof auf — Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude umrahmen die Hofstätte.
Im Gebirge sieht man allgemein mehr als in tieferer Lage auf Schutz gegen Witterungsunbill (Bevorzugung des Holzbaus, Zurücktreten des Fachwerks, Beschieferung der Wände u. dgl.).
Die unfreundliche städtische Bauweise in lothringischen Dörfern (steinerne Einheitshäuser dicht gedrängt, Giebel an Giebel, Längsseite nach der Straße) ist ein Fremdling auf deutschem Boden.
Die Haus- und Gehöftformen, wie wir sie eben kurz kennengelernt haben, sind auch in die Städte hineingewandert, wo sie je nach ihrem Zweck jedoch manche Abänderung erfahren haben. Leider wurde die Stadt mehr noch als das Dorf die Stätte eines öden Nützlichkeitsstils, als sich von der Mitte des vorigen Jahr-



Einzelhöfe in Westfalen
(Nach dem preußischen Meßtischblatt 2015)



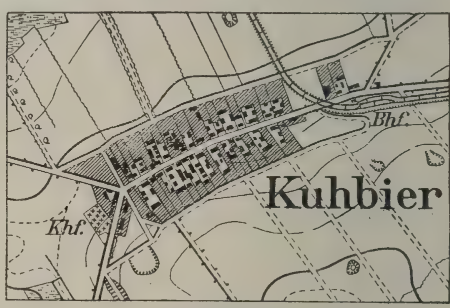
Weiler in der Gegend von Traunstein
(Nach dem bayrischen Meßtischblatt 769)

hunderts an die Bevölkerung immer mehr zusammenballte. Die unverkennbare Eigenart des heute wieder geschmackvoller werdenden Städtebaus kann die Sünden von mehr als einem halben Jahrhundert nicht ganz wieder gutmachen. Doch ist trotz allem manches schöne Straßen- und Städtebild erhalten geblieben.
Wichtig für das Landschaftsbild ist auch die Anordnung der Häuser und Gehöfte. Besonders im südlichen Oberbayern und in Nordwestdeutschland westlich von der Weser ist der Einzelhof üblich, außerhalb des Gebirges wohl weniger durch die Landesnatur als historisch zu erklären. Weiler kommen besonders häufig vor in Oberbayern nördlich von dem schon erwähnten Streifen mit vorherrschenden Einzelsiedelungen, in der Oberpfalz und in den angrenzenden Teilen der böhmischen Gebirgsumwallung, in einem breiten Streifen von Oberschwaben bis zum Main, im Schwarzwald und im Wasgau. Viele Dorf-, ja Stadtnamen mit der Endung „Weiler" zeigen das Auswachsen der kleinen Siedlungsform zur größeren bei zunehmender Bevölkerung.
Im übrigen herrscht in unserem ganzen Gebiet westlich von der alten Slawengrenze (Linie Fürth—Nürnberg—Bamberg—Saalfeld—Halle—Magdeburg) die altgermanische Form des Haufendorfes vor. Die Dorfstraßen sind winklig infolge

der unregelmäßigen Verteilung der Gehöfte. Die alte Gewanneinteilung der Feldmark mit Anteil jedes Hofes an jedem Gewann tritt auch nach der Bereinigung



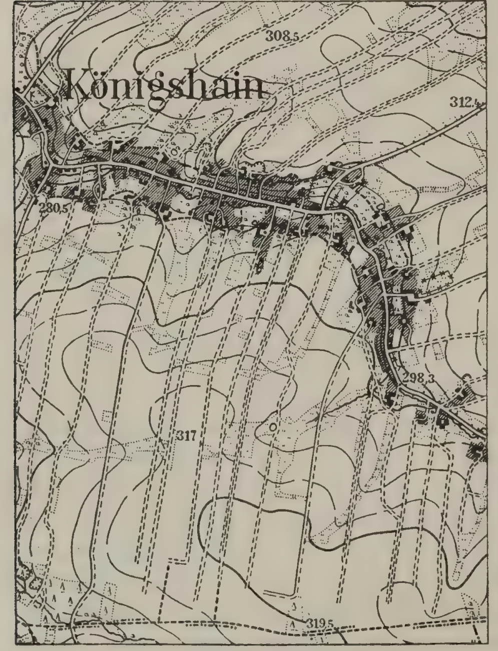
Haufendorf
(Nach dem preußischen Meßtischblatt 2023)



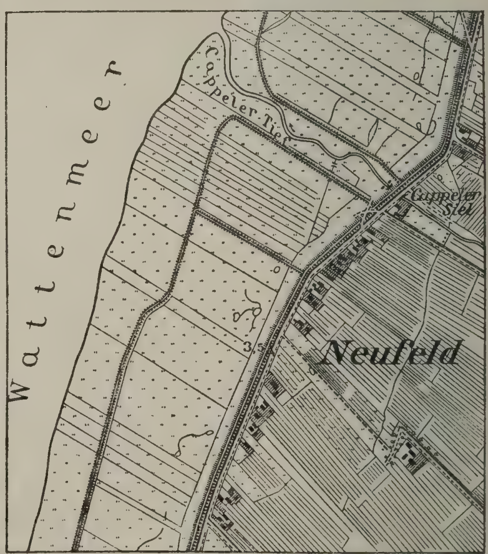
Straßendorf
(Nach dem preußischen Meßtischblatt 1381)



Rundling
(Nach dem preußischen Meßtischblatt 1381)



Waldhufendorf
(Nach dem sächsischen Meßtischblatt 77)



Marschhufendorf
(Nach dem preußischen Meßtischblatt 828)

der Feldmarken auf manchen Flurkarten deutlich hervor. Östlich von der alten Slawengrenze herrscht das Straßendorf. Die Runddörfer dürften kaum slawische Formen sein, sondern sind wohl aus den Bedürfnissen der Verteidigung heraus im Grenzgebiet bei Germanen wie auch bei Slawen entstanden. Den Gelände-



Dr. K. Burk, Lübeck

Das glazial ausgestaltete Wormsatal in den Vogesen



Aug. Rupp, Berlin

Das Bärental im Schwarzwald



Otto Krüger †, Sondershausen

Im Böhmerwald (hinten der Große Arber), vom Kaitersbergzug aus gesehen



Rob. Liep †, Leipzig

Dinkelsbühl



Ludw. Schaller, Stuttgart

Der Absturz der Schwäbischen Alb (Heubach mit Rosenstein)

formen angepaßt sind die Waldhufendörfer, mit langgestrecktem Grundriß, besonders in den aus den Mittelgebirgen herausstreichenden Tälern vom Schwarzwald bis Oberschlesien verbreitet. Von ähnlicher Form sind in der Ebene die Marschhufendörfer. Sie gehen in der Art der Anlage auf den Einfluß flämischer Kolonisten zurück. — Manche dieser Dorfformen, besonders die slawischen, mußten mit der Zeit zweckmäßigeren weichen, so daß man nicht erwarten darf, diese oder jene ausschließlich in einer Gegend zu finden.

Nicht nur durch ihre Größe, sondern auch durch ihren Zweck heben sich die Städte aus den Siedlungen heraus. Während die ländlichen Orte die Aufgabe der landwirtschaftlichen Erzeugung übernehmen, sind die Städte die Hauptsitze der gewerblichen Produktion und des Handels, die Knotenpunkte des Verkehrs, Häufungsplätze von Banken, Läden und Verwaltungsstellen, mittleren und höheren Schulen, Beamten und Soldaten. Ihre Lagen sind meist sorgfältiger ausgewählt als die der Dörfer. Ihre Grundrisse sind recht mannigfaltig, besonders diejenigen aus der Zeit zwischen der Gründung der nach dem Plan des Heerlagers gebauten Römerstädte und der Anlage der übersichtlichen Kolonialstädte im Osten. Das gilt natürlich nur von den alten Stadtteilen. Ihr Grundriß hebt sich vorteilhaft abwechslungsreich ab von der langweiligen Amerikanergeometrie der rechtwinkligen Häuserblöcke, die ihr Entstehen moderneren Zeiten verdanken, einer Geometrie, die schon in der landesfürstlichen Bauperiode vor 200 und mehr Jahren gewisse Vorbilder finden konnte. Erst in allerneuster Zeit ist in dieser Beziehung das Gewissen der Städtebaumeister erwacht. Nicht die prachtvollsten, aber die schönsten Städte sind die, deren Kleid infolge nur geringen Wachstums der Einwohnerzahl nicht fortwährend geändert und mit neuen Flicken besetzt werden mußte. Sie können ihr Dasein zum Teil noch hinter alten Wehrmauern verträumen. Besonders das Frankenland bietet ihrer eine ganze Anzahl; aber auch am Harz, in Thüringen, im Elsaß und anderswo gibt es noch solche Schmuckkästchen der Städtebaukunst. Von den Einzelsiedlungen aus mittelalterlicher Zeit ist nicht viel übriggeblieben. Wo noch eine Burg in der trutzigen Wehr ihrer Mauern und Türme zu uns herniederschaut, hat der geschichtsfrohe Mensch viel tun müssen, um sie zu erhalten. Aber auch die Ruinen, die besonders an den alten großen Verkehrsstraßen sich reihen, gehören notwendig in das Landschaftsbild. Dem Geographen sind all diese alten Reste als siedlungsgeographische Fossilien wichtig; die ältesten, wie die Pfahlbauten am Bodensee, reichen weit in die Vorgeschichte zurück.

DAS DEUTSCHE REICH ALS POLITISCHE UND WIRTSCHAFTSEINHEIT

Ehe wir die einzelnen deutschen Landschaften im Geiste durchwandern, betrachten wir noch das Deutsche Reich in seiner Gesamtheit als politischen und wirtschaftlichen Organismus. Es ist räumlich kleiner als das Land der Deutschen; es ist seiner Größe nach auch lange nicht mehr das Deutschland aus der Zeit vor dem großen Weltkriege. Doch wird kein Deutscher den heutigen Zustand für in alle Zukunft dauernd halten, und dieser Glaube muß uns um so mehr anspornen, uns über die geringeren Kraftquellen des jetzigen Staates ein klares Bild zu verschaffen, sei es vielleicht auch nur zu dem Zweck, Grundlagen und Wege für Aufbau und Aufstieg zu finden.

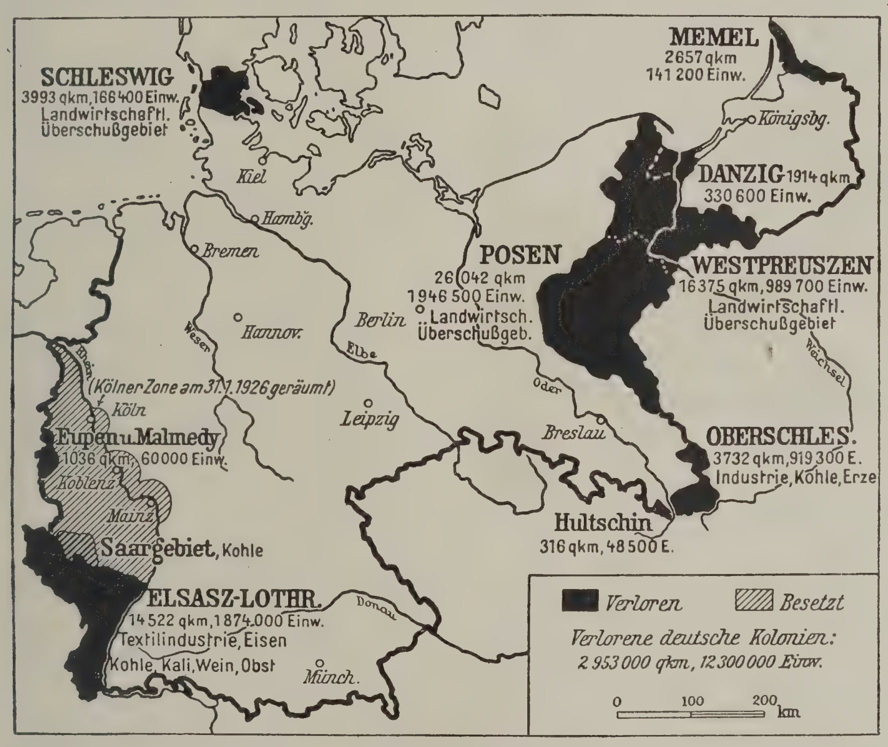
Man kann die Staatsgrundmacht des heutigen Deutschen Reiches anschaulich darstellen als rechnerischen Unterschied zwischen dem, was wir besessen, und dem, was wir verloren haben. Von der alten Reichsfläche, die im Jahre 1910 540 900 qkm betrug, haben wir infolge des Versailler Vertrages eingebüßt 70 500 qkm oder 13%; von der Einwohnerzahl, die sich um dieselbe Zeit auf 64,93 Mill. belief, sind uns 6,47 Mill. oder 10% entrissen worden. Nicht nur ist durch die Abtrennung Elsaß-Lothringens eine etwaige feindliche Abschnürung Süddeutschlands vom Norden beträchtlich erleichtert worden, sondern durch die Errichtung des „polnischen Korridors" ist sogar ein lebenswichtiges Gebiet, Ostpreußen, vom Reichskörper räumlich abgeschnitten worden. Das dürften wohl die beiden gefährlichsten Änderungen auf der politischen Landkarte Deutschlands sein. Eine Anzahl anderer ergeben sich aus dem Studium der Karte von selbst. Nicht minder bedenklich als die Zerstückelung des Reichskörpers ist es, daß zu den auch vor dem Kriege gefährdeten West- und Ostgrenzen noch große Teile der Südgrenze treten, eine unliebsame Folge des Unterganges der uns befreundeten österreichisch-ungarischen Großmacht.

Die Fläche, auf der sich Deutschland in Europa politisch entfalten kann, ist, wie diese wenigen Andeutungen zeigen, nicht nur kleiner, sondern auch hinsichtlich der Grenzen ungünstiger geworden.

Wenden wir uns nun dem anderen Begriffe zu, der nach H. Wagner zur Staatsgrundmacht gehört, zur Bevölkerung, so werden wir zunächst durch die recht beträchtliche Abnahme der Einwohnerzahl schmerzlich berührt. Trotz aller Gegensätze, die in der West-, Ost- und Nordmark vor dem großen Kriege bestanden, hätte sich doch wohl erreichen lassen, daß die deutsche „Staatsnation", alle Deutschen im Reiche umfassend, auch immer mehr die „politische Nation," d. h. die Gesamtheit aller Staatsbürger, einschließlich der Polen, der wenigen Franzosen, Dänen usw. zu einer untrennbaren Einheit zusammengeschmiedet hätte. Die darauf abzielende Entwicklung war im Gange, wurde aber infolge des Weltkrieges jäh abgebrochen. Das, was durch friedliche und kräftige Ausbreitung unserer Kultur hatte geschehen sollen, hat unerwarteterweise die schmerzhafte Zerstümmelung des Reichskörpers unter entsetzlichen Verlusten des Deutschtums zustande gebracht: politische und Staatsnation decken sich heute bei uns fast vollkommen. Äußerlich gelangt das in der Sprache zum Ausdruck. Es gibt im Reiche kaum noch einen Staatsbürger, der nicht des Deutschen mächtig wäre, wenn auch hier und da noch fremde Mundarten in den Familien gesprochen werden. Weder die Masuren, noch viele Kassuben oder Oberschlesier haben sich durch ihre heimischen Dialekte vom Bekenntnis zum Deutschen Reiche abhalten lassen.

Viel weiter ausgebreitet als die deutsche Staatsnation ist die deutsche „kulturelle Nation", die Gemeinschaft der Menschen, die sich nach Sprache und Art gleich fühlen, wenn auch mit beträchtlichen Unterschieden in der Stärke dieses Gefühls. Nimmt man an, daß das Saargebiet, Danzig und Luxemburg deutschsprachig bleiben werden, und daß die oberschlesischen Verluste durch Rückwanderung ausgeglichen sind, so wären nach den letzten Erhebungen $11^1/_4$ Millionen Deutsche unter fremder Staatshoheit mehr oder weniger in ihrem Bestande gefährdet, nämlich $1^1/_2$ Mill. in Frankreich, 115 000 in Belgien, $^1/_4$ Mill. in Italien, 0,7 Mill. in Südslawien, 0,9 Mill. in Rumänien, $3^1/_2$ Mill. in der Tschechei, $^1/_4$ Mill. in Ungarn, 2,2 Mill. in Polen (hier durch Optantenausweisungen jüngst gemindert), 0,27 Mill.

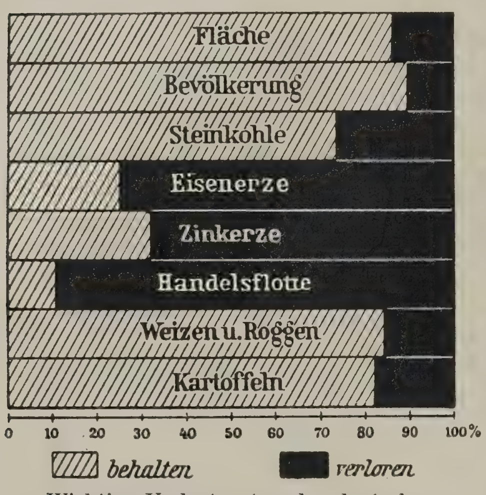
in den baltischen Staaten und 1,6 Mill. in Rußland. Etwa 50 000 Deutsche sind mit Nordschleswig verlorengegangen. In den Vereinigten Staaten von Amerika (9 Mill. deutscher Sprache), in Kanada (mindestens 100 000), Brasilien (400 000) und Argentinien (100 000) werden unsere Landsleute wenigstens nicht zur Aufgabe von Sprache und Art gezwungen. Überall sonst ist das Deutschtum nach der Zahl, aber längst nicht immer nach der Bedeutung, schwächer vertreten. Die 6 Mill. Deutsch-Österreicher und die 2,6 Mill. Deutsch-Schweizer nehmen eine politische Sonderstellung ein. In der Schweiz besteht Rechtsgleichheit der deutschen Sprache neben anderen.



Die Gebietsverluste Deutschlands auf Grund des Vertrages von Versailles
(Nach: Deutschlands Wirtschaftslage unter den Nachwirkungen des Weltkrieges. Berlin 1923)

Die Deutschen waren nie, wie die Briten, in der glücklichen Lage, daß ihr Bevölkerungsüberschuß durchweg in eigene Siedlungskolonien abgeleitet werden konnte. Heute, nach dem Verlust des überseeischen Besitzes, ist Deutschland überhaupt die Möglichkeit genommen, seine Bürger in kolonialer Tätigkeit unter deutscher Flagge jenseits der Meere zu sehen. Die meisten der Auswanderer kehren ihrer alten Heimat für immer den Rücken und sind für das Vaterland wenigstens äußerlich-politisch verloren. Trotzdem ist das Auslandsdeutschtum heute von unschätzbarem Werte für die Reichsbewohner, denn es hilft die Fäden wieder knüpfen, die das Deutsche Reich mit aller Welt verbanden und ihm das wirtschaftliche Dasein schlechterdings erst gestatteten. Wichtiger als je erscheint unter diesen Verhältnissen ein ausreichender Schutz derjenigen Deutschen, die im Auslande ihre alte Staatsangehörigkeit beibehalten, durch die amtlichen Vertreter des Reiches.

Die Auswandererzahlen der letzten Jahre sind für Deutschland zwar nicht so hoch, wie einst nach der Beendigung des Krieges vorausgesagt wurde; aber bedauerlich bleibt es auf alle Fälle, wenn es nicht gelingen sollte, nach Möglichkeit die Abwanderung wertvoller Menschen durch angestrengte wirtschaftliche Tätigkeit zu verhüten. Allerdings ist bei der natürlichen Zunahme der Bevölkerung die Zusammenballung großer Einwohnermengen mit mancher unliebsamen und ungesunden Nebenerscheinung nicht zu vermeiden. Das Reich ist jetzt schon fast in allen seinen Landschaften stark bevölkert, auch dort, wo die Zahlen auf den ersten Blick nur gering erscheinen. Die Ernährungsgrundlage wird sich durch Innenkolonisation zwar hier und da noch erweitern lassen, ist aber schon reichlich eng geworden. Unter der demokratischen Verfassung, wie sie Deutschland besitzt, dürfte der Verteilung der Bevölkerung über die Fläche auch verstärktes politisches Gewicht zukommen, weshalb ein kurzer Überblick über diese Verteilung gegeben werden soll.



Wichtige Verlustposten der deutschen Volkswirtschaft auf Grund des Vertrages von Versailles

(Nach: Deutschlands Wirtschaftslage unter den Nachwirkungen des Weltkrieges. Berlin 1923)

Zwei Streifen hoher Volksdichte ziehen durch das Reich. Der eine begleitet den deutschen Rhein von der Schweizer Grenze an auf beiden Ufern, holt im Saargebiet weit nach Westen, am Neckar und am Main weit nach Osten aus und schließt ferner unterhalb Kölns die gewaltigen Ballungen des rheinisch-westfälischen Industriebezirks in sich ein. Der zweite Dichtestreifen beginnt bei Münster, zieht als breiter werdender Keil nach Osten, schwenkt auf der Linie Hannover—Braunschweig—Magdeburg nach Südosten ab und erreicht schließlich seine höchsten Beträge im Freistaat Sachsen (333 Einwohner auf 1 qkm). Von hier biegt er wieder mehr nach Osten ab und erlangt noch einmal in den schlesischen Industriegebieten auf deutschem Boden Höchstwerte. Dichteinseln haben sich auch um Bremen, Hamburg und Berlin gebildet. Die rauhen, wenig mit Industrie besetzten Gebirgsgegenden Süddeutschlands, sowie die Sand-, Heide- und Moorflächen des Nordens sind nur spärlich bevölkert (unter 40, stellenweise sogar unter 20 Menschen auf 1 qkm).

Die Übervölkerung des Reiches (durchschnittlich 133 Einwohner auf 1qkm) ist noch dadurch verschärft worden, daß uns im Osten gerade schwach bevölkerte Flächen entrissen worden sind. Der Bevölkerungsdruck auf zu engem Raum muß unerträglich werden, wenn den Menschen darin nicht wenigstens die Möglichkeit zur Arbeit und zum Güteraustausch gelassen wird.

Die Verteilung der Bevölkerung auf die einzelnen Bundesstaaten ist in weit höherem Maße das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung als noch heute sichtbarer natürlich-geographischer Einflüsse; doch spielen solche Einflüsse mit hinein. Preußen ist nicht nur wegen der Ausdehnungsmöglichkeit im Tieflande zum führenden Staate geworden, sondern auch dadurch, daß es sich eine breite

Basis an der Ost- und Nordseeküste schaffen konnte. Außerdem beherrscht es fast alle wichtigen Ausgänge aus der mitteldeutschen Schwelle. Durch den Krieg hat nur dieser größte der deutschen Staaten Gebietsverluste erlitten, da sicherlich die Abtrennung des Saargebiets, durch die auch Bayern geschädigt ist, vorübergehend bleiben wird. Die Zahl der deutschen Staaten hat sich durch die Abtretung Elsaß-Lothringens und durch die Vereinigung der thüringischen Länder von 25 auf 18 herabgemindert. Zum deutschen Zollgebiet gehören die österreichischen Gemeinden Jungholz und Mittelberg. Ausgeschlossen davon sind das Freihafengebiet von Hamburg und ein Teil der Gemeinde Cuxhaven, die Freihafengebiete von Bremen, Bremerhaven und Wesermünde, Helgoland und ein kleiner Gebietsteil im südlichen Baden.
Nicht nur die politische Lage Deutschlands hat der Krieg aufs ungünstigste verändert, sondern er hat auch ungemein tief einschneidende Änderungen am deutschen Wirtschaftskörper zur Folge gehabt. Wir haben die natürlichen Grundlagen der deutschen Wirtschaft im Vorhergehenden kennen gelernt und haben gesehen, daß es falsch wäre, sie als sehr günstig zu beurteilen. Was uns ermöglicht hat, zu einer der größten Handelsmächte der Welt zu werden, ist nicht nur der Reichtum an Kohle und Eisen gewesen, der die deutsche Industrie aufbauen half, sondern wesentlich auch die wirtschaftliche Tüchtigkeit des deutschen Volkes, das in fast jeder Hinsicht auf einer viel engeren Basis fußen und schaffen mußte als die Engländer oder die Nordamerikaner. Doch bevor wir diesen Aufbau noch etwas näher betrachten, werfen wir einen Blick auf unsere wirtschaftlichen Kriegsverluste:

Produktion 1913 an:	Altes Reichsgebiet:	Verluste infolge Abtretung	Verluste in %
Steinkohle	190,11 Mill. Tonnen	49,18 Mill. Tonnen	25,9 %
Eisenerzen	28,61 „ „	21,30 „ „	74,5 %
Zinkerzen	0,65 „ „	0,44 „ „	68,3 %
Weizen und Roggen	16,88 „ „	2,65 „ „	15,7 %
Kartoffeln	54,12 „ „	9,75 „ „	18,0 %

$^1/_4$ bis $^3/_4$ unserer wichtigsten gewerblichen Roh- und Kraftstoffe haben wir verloren. Unsere Volksernährung, schon früher in erheblichem Maße auf Zufuhr aus dem Auslande angewiesen, braucht nun diese in noch größerem Verhältnis. Unsere Kolonien waren sowohl als Rohstofflieferer wie als Absatzgebiete wichtig geworden, so daß ihr Verlust tiefe Wunden schlagen mußte. Ganz gewaltig sind die Kapitalverluste: Deutschland ist zu einem armen, zu einem Schuldnerstaat geworden. Diese wenigen Andeutungen zeigen, auf welch ungeheuer eingeengter Basis das Deutsche Reich seinen wirtschaftlichen Wiederaufbau beginnen mußte. Diese Grundlage reicht nur dann überhaupt aus, wenn uns die Möglichkeit zum Welthandel bleibt. Sonst bricht die deutsche Wirtschaft unter den gewaltigen Lasten zusammen, die ihr infolge des verlorenen Krieges aufgebürdet sind.
Hinsichtlich der Gütererzeugung ist Deutschland weit von dem Zustande des Sichselbstgenügens entfernt. Mit der wachsenden Bevölkerung ist der Zuschußbedarf an Nahrungsmitteln und industriellen Rohstoffen immer größer geworden. Zur Bezahlung der Importwaren führten wir in den Zeiten ungehemmten Verkehrs vor dem Kriege außer Kohlen, Rübenzucker und Kalisalzen besonders Fabrikate aus. Obgleich der Wert der Einfuhr den der Ausfuhr bedeutend überstieg, mehrte sich das deutsche Volksvermögen, weil zum Ausfuhrgewinn noch als weitere Einnahmequellen die Frachten unserer großen Schiffahrtsgesellschaften und die Zinsen des im Auslande arbeitenden Kapitals hinzukamen.

Heute ist das anders. Der Einfuhrüberschuß ist gewaltig, und die Deckung dafür ist nur möglich dadurch, daß die Lebenshaltung weiter Kreise in besorgniserregender Weise heruntergedrückt ist. Das deutsche Kapital im Auslande ist viel geringer geworden, ebenso die Möglichkeit von Erzeugung und Absatz. Außerdem wirken selbstverständlich sehr erschwerend die Reparationslasten.

Bisher ist Deutschland kein einseitiger Industriestaat geworden. Die Leistungen seiner Landwirtschaft haben sich unter normalen Verhältnissen ständig gehoben, und zwar weniger durch Vergrößerung der Anbaufläche als durch Verbesserung des landwirtschaftlichen Betriebes. Hierher gehören vor allem der Übergang von der Dreifelderwirtschaft zum sorgsam durchgeführten Fruchtwechsel und die Anwendung des künstlichen Düngers. Von den Nährstoffen, die dem Boden zugeführt werden, erzeugte Deutschland Kalisalze in überreichlichem Maße, während Stickstoff in Form von Chilesalpeter eingeführt werden mußte, bis man gelernt hat, in wirtschaftlich lohnender Weise Stickstoffverbindungen aus der Luft herzustellen. Anders steht es um die Phosphate, die über See bezogen werden müssen, soweit nicht phosphorhaltige Verbindungen als Nebenprodukte der Eisenerzverhüttung abfallen. Früher bezog Deutschland ansehnliche Phosphatmengen von seiner Südseeinsel Nauru. Die Leistungen, die der deutsche Landmann bei ungestörter Zufuhr an Düngemitteln Arm in Arm mit der Wissenschaft vollbringen konnte, lassen sich vielleicht am besten daran ermessen, daß von 1880 bis zur Zeit vor dem Weltkriege der Hektarertrag der deutschen Felder auf das Doppelte gesteigert werden konnte.

Hinsichtlich der Frage nach der landwirtschaftlichen Verwendbarkeit der einzelnen Böden sei auf die Zusammenstellung S. 282/283 verwiesen. Die Flächen vorzüglichen Ackerbodens mit Löß, Schwarzerde, Lehm, Verwitterungsprodukten feldspathaltiger Gesteine, Marschen und Flußauen treten zurück hinter solchen Äckern, die nur bei großer Mühe und viel Aufwand lohnende Erträge geben. Auf den besseren Böden herrschen unter den Getreidearten Weizen und Gerste vor. In ganz Norddeutschland und in Bayern ist der Roggen die Hauptbrotfrucht, während Südwestdeutschland mehr Vorliebe für Weizenbrot (stellenweise aus dem Spelz oder Dinkel gewonnen) zeigt. Der Kartoffel sagen nur allzu nasse Böden, wie in den Marschen, nicht zu. Die Zuckerrübe ist sowohl hinsichtlich des Standortes als auch der Pflege ziemlich anspruchsvoll und deshalb in ihrem Anbau stärker als die anderen Hauptfeldfrüchte an gewisse Bezirke gebunden (besonders in der südlichen Hälfte des Reg.-Bez. Magdeburg, um Halle, in Anhalt und Braunschweig, in der Leinesenke, am Niederrhein, auf den Lehmböden Mecklenburgs, Brandenburgs und Schlesiens). In der Anbaufläche steht der Roggen an erster Stelle; dann folgen Hafer, Kartoffeln, Gerste und Weizen.

Von den übrigen wichtigsten Kulturgewächsen nehmen noch größere Flächen ein: Buchweizen im Nordwesten, Mais in Süddeutschland, Erbsen und Bohnen im Norden, Linsen mehr im Süden, Futterpflanzen besonders dort, wo der Wiesenwuchs nicht ausreicht oder wo Gründüngung auf magerem Boden erwünscht ist, Raps und Rübsen, Flachs und Hanf; ferner der Hopfen ganz überwiegend in Bayern, der Tabak in Baden, aber auch in Mittelfranken, am Niederrhein, in Brandenburg und Pommern.

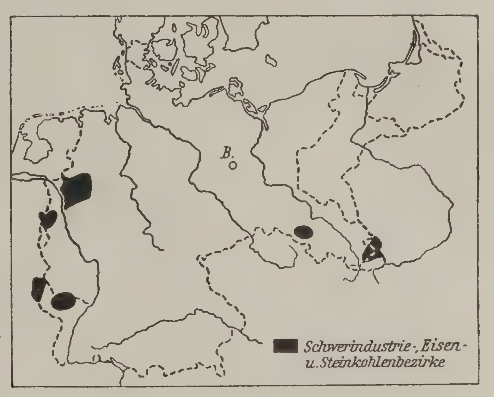
Der Obstbau wird überall betrieben, allerdings stehen Südwest- und Mitteldeutschland darin voran. Der Weinbau hat sein Hauptgebiet im Südwesten. Außer in den Tälern des Rheins, der Mosel, der Ahr, des Mains und des Neckars

sowie am Bodensee finden sich Weinberge an der Saale bei Naumburg, an der Elbe bei Meißen und, am weitesten nach Norden vorgeschoben, an der Oder bei Grünberg. Obgleich die Rebe in Deutschland an der Nordgrenze ihrer Verbreitung kultiviert wird, erzeugt sie im Rheingebiet ein hochberühmtes Gewächs. An Menge des Erzeugnisses sind uns dagegen die südlichen Länder weit überlegen.

Nach der Art der Bodennutzung entfielen gemäß der Erhebung vom Jahre 1913 49% des deutschen Bodens auf Acker- und Gartenland, 11% auf Wiesen, 5% auf Weiden und Hutungen, 26% auf Forsten und Holzungen, 9% auf Haus- und Hofräume, Öd- und Unland, Wege, Gewässer usw. Der Ackerbau hat demnach in weitgehender Weise von den verfügbaren Flächen Besitz ergriffen. Weite Einöden gibt es in Deutschland überhaupt nicht mehr.

Die deutsche Forstwirtschaft erzielt verhältnismäßig hohe Erträge, vermag aber den riesigen Holzbedarf des Landes nicht zu decken.

Die Zucht der Nutztiere hat ständig Fortschritte gemacht. Nur die Schafzucht muß einen zahlenmäßigen Rückgang verzeichnen, eine Erscheinung, die nicht nur mit der Konkurrenz ausländischer Wolle, sondern auch mit der wachsenden Intensität des Landbaus zusammenhängt. Die vorübergehend oder ständig als Weide nutzbaren Flächen sind immer kleiner geworden. Auch die Pferdezahl dürfte mit dem vermehrten Gebrauch von Motoren und dem viel geringer gewordenen Heeresbedarf zurückgehen.



Die exzentrische Lage der deutschen Kohlen- und Schwerindustrie-Gebiete
(Nach W. Vogel, Politische Geographie. Leipzig 1922)

Die Größen der von den einzelnen landwirtschaftlichen Betrieben genutzten Flächen sind sehr verschieden. Im Osten waltet der Großgrundbesitz vor, während der Boden Südwestdeutschlands vorwiegend in kleinbäuerlichem Besitz ist. Der Nordwesten steht hinsichtlich der Größe der Höfe in der Mitte. Klima und Bodengestalt mögen den Umfang der Betriebe mit bestimmen, wenn sie auch nicht allein zur Erklärung ausreichen. Jedenfalls ist in Ostpreußen mit seinem späten Frühjahr und seinem frühen Herbst die Verfügbarkeit über viele Arbeitskräfte im Großbetriebe beim Säen und Ernten von unschätzbarem Vorteil, während sich der süddeutsche Kleinbauer in seiner um fast zwei Monate längeren Betriebsperiode schon mehr Zeit lassen kann.

Der wirtschaftliche Nutzen der Jagd ist nur noch wenig bedeutend. Anders steht es um die Fischerei. Bedauerlich ist nur, daß die Hochseefischerei nicht so große Erträge zeitigt, daß sie das Reich gänzlich von der Fischeinfuhr befreien könnte.

Im Bergbau hat Deutschland seine wirtschaftliche Großmachtstellung eingebüßt, wenn auch die Erzeugung auf diesem Gebiet immerhin noch bedeutend ist. Am wichtigsten unter den Bodenschätzen Deutschlands sowohl als Energiequelle wie als Rohstoff ist die Kohle. Deutschlands Machtstellung vor dem Kriege

beruhte nicht zum wenigsten darauf, daß es einer der größten Kohlenförderer der Welt war, wie denn überhaupt die ausschlaggebenden Gegner in dem Völkerringen die Kohlengroßmächte waren. Nur das Erdöl kann sich heute hinsichtlich seiner wirtschaftspolitischen Rolle mit der Kohle messen. Doch darf dabei nicht vergessen werden, daß die Petroleumvorräte der Welt schon in Jahrzehnten verbraucht sein werden, wenn die Motoren weiter wie bisher an ihnen zehren. Reichte doch der gesamte Vorrat nur aus, um den größten Verbraucher, die Vereinigten Staaten von Amerika, auf höchstens achtzig, die ganze Welt noch auf nur etwa fünfzig Jahre zu versorgen! Um wieviel reicher die Welt an Kohlen ist, geht daraus hervor, daß man die Lebensdauer des Kohlenbergbaus



Die Veränderung der Landschaft durch den Braunkohlenbergbau: ein Stück des Braunkohlenreviers von Senftenberg (Niederlausitz) in den Jahren 1902 und 1920

(Nach dem preußischen Meßtischblatt 2544)

der Vereinigten Staaten von Amerika auf 7500 Jahre, die der deutschen Bergwerke auf 800 Jahre schätzt. Nach dem Verluste Oberschlesiens steckt unser größter Steinkohlenreichtum im Ruhrrevier. Hier waren von jeher die Förderziffern am höchsten innerhalb des Reiches, während die Kohlenschätze in der Südostecke Deutschlands noch wenig angegriffen waren. In den kleineren Revieren — Saar, Aachen, Sachsen, Waldenburg — schwinden die Vorräte wohl rascher, doch ist auch hier eine Erschöpfung vorderhand nicht zu befürchten. Die Braunkohle ist erst in jüngster Zeit ungemein wichtig geworden, nicht zuletzt auch deshalb, weil für den Ausfall der Steinkohlenförderung Ersatz geschafft werden mußte. Hierauf beruht unter anderem das neuerliche Aufblühen der Industrie in der weiteren Umgebung von Halle. Hinsichtlich der Förderziffern hat der deutsche Bergbau auf Braunkohlen den auf die allerdings wertvolleren Steinkohlen überholt. Die deutschen Braunkohlenschätze erweisen sich heute um so gebrauchsfähiger, als sie für die Großindustrie auch durch die Verschwelung, d. h. eine trockene Destillation zum Zwecke der Koks- und Gasgewinnung sowie mannig-

facher Nebenerzeugnisse, wichtig geworden sind. Diese Verschwelung der Braunkohle ergänzt wirtschaftlich die Verkokung der Steinkohle.

Das wichtigste deutsche Eisenerzlager in Lothringen haben die Franzosen an sich gerissen. Die noch zur Verfügung stehenden Fundstätten bieten dafür keinen vollen Ersatz, so daß die Hütten auf starke Einfuhr von fremden Eisenerzen, besonders aus Schweden und Spanien, angewiesen sind. Trotzdem steht Deutschland mit seiner Roheisen- und Stahlproduktion bereits wieder nach den Vereinigten Staaten von Amerika an zweiter Stelle.

An den meisten übrigen Metallen kann der deutsche Bedarf nicht ohne Einfuhr gedeckt werden.

Um so wertvoller sind für die Landwirtschaft, für die chemische Industrie und für den Außenhandel die reichen mitteldeutschen Vorkommen an Kalisalzen, wenn auch das deutsche Monopol darin durch den Verlust des Elsaß und neuerdings auch durch spanische und polnische Bergwerke durchbrochen worden ist. Die Gewinnung von Steinsalz ist überreichlich.

Auch Steine und Erden werden mannigfach abgebaut und verarbeitet; ebenso sind die zahlreichen Mineralquellen in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nicht zu unterschätzen.

Für die gewaltige Entwicklung der deutschen Industrie sind Kohle und Eisen die Hauptgrundlagen. Wo Kohlen gewonnen werden, ist das gewerbliche Leben zu höchster Entfaltung gekommen: am Niederrhein und seinen rechten Nebenflüssen, im Elbe-Saalegebiet, in Oberschlesien. Aber auch außerhalb dieser besonders begünstigten Gegenden ist es notwendig geworden, den sich immer mehrenden Menschenhänden gewerbliche Arbeit zu verschaffen, was um so leichter gelang, je mehr der Verkehr den Versand von Rohstoffen und fertigen Waren bewältigen konnte. Doch sind heute noch lange nicht Gunst oder Ungunst der Lage für die einzelnen Industrien ausgeglichen, so daß die Frage nach dem zweckmäßigsten Standort immer noch wichtig genug bleibt.

Die wenigsten der nicht etwa auf Bergbau oder auf die Verwendung landwirtschaftlicher Produkte gegründeten Industrien sind in Deutschland bodenständig; die meisten beziehen ihre Rohstoffe von außerhalb. Deshalb spielen Verkehrsmöglichkeiten eine große Rolle. So kann z. B. Magdeburg an der großen Wasserstraße des Elbstroms viel leichter eine Schwerindustrie entwickeln als etwa das eines solchen vorteilhaften Weges entbehrende Erfurt. Manche Industrien finden wir heute an Standorten, wo sie früher bodenständig genannt werden konnten, es jetzt aber längst nicht mehr sind. So nutzte einst die thüringische Spielwarenindustrie den Holzreichtum ihrer Standorte, während sie gegenwärtig meist fremde Rohstoffe verarbeitet. Dasselbe gilt von der Porzellanindustrie Mitteldeutschlands, in gewissem Sinne auch von der Textilindustrie, die zunächst den Rohstoff (Wolle und Flachs) aus der eigenen Landwirtschaft bezog. In der Regel hält ein gewerbliches Unternehmen ziemlich zähe an seinem Standorte fest und sucht sich dadurch zu behaupten, daß es sich den veränderten Verhältnissen anpaßt. Von besonderer Wichtigkeit ist auch die Frage der Energiebeschaffung. Solange für die Mehrzahl der Betriebe nur die Kohle als Kraftquelle in Betracht kam, war die Rücksichtnahme auf die Frachten für die Standortswahl oft ausschlaggebend. Erst die Elektrizität hat eine billige flächenhafte Übertragung der Energie ermöglicht. Doch zeigt schon eine Bevölkerungskarte, daß die Gewerbetätigkeit noch sehr ungleich über die deutschen Landschaften verteilt ist. Die

großen Stätten der Zusammenballung von Menschen, abgesehen von den schon erwähnten Industrierevieren besonders die Großstädte, ziehen immer wieder neue Unternehmen an. So ist Berlin, obwohl in dem industrieärmeren Osten gelegen, doch die größte Industriestadt Deutschlands.

Es ist an dieser Stelle nicht angängig, auch nur annähernd eine Übersicht über den heutigen Stand der einzelnen Industriezweige zu geben; nur auf das Allerwichtigste soll hingewiesen werden. Selbstverständlich hat der Krieg die Gewerbszweige am stärksten geschädigt, die in Rohstoffbezug und Absatz auf den Weltmarkt angewiesen sind. Aber auch die anderen leiden gegenwärtig unter der Verarmung des deutschen Volkes.

Von den landwirtschaftlichen Industrien verarbeiten Zuckerfabriken und Kartoffelbrennereien in der Regel Rohstoffe, die die Nähe bietet, während das bei den Brauereien schon nicht immer der Fall ist. Holz- und Papierindustrie nisten sich gern in der Nähe großer Waldbezirke ein. Der Verbrauch stellt an sie riesige Anforderungen, denen sie nicht voll gerecht werden können, ohne das Ausland für die Holzbeschaffung mit heranzuziehen. Welche Unmengen von Zellstoff gehen nicht alltäglich allein durch die Druckerpressen hindurch?

Metallverarbeitung und Maschinenindustrie haben mit dem Aufschwunge des Hüttenwesens in Deutschland eine gewaltige Steigerung erfahren. Die großen Werke, die die riesigen Rüstkammern des Reiches waren, erzeugen jetzt Maschinen und Werkzeuge für friedliche Arbeit. Ihre Hauptsitze sind natürlich die Bergbau- und Hüttenreviere, doch sind auch manche weltberühmte Maschinenfabriken anderswo entstanden. Neben Essen, Bochum, Dortmund treten beispielsweise Berlin, Kassel, Magdeburg, Stuttgart, München, Augsburg, Nürnberg als Sitze bedeutender Schwerindustrien auf. Kleinere Maschinenfabriken befinden sich auch in den städtischen Mittelpunkten fast rein landwirtschaftlicher Bezirke. Hinsichtlich ihrer Erzeugnisse, z. B. landwirtschaftlicher Maschinen, sind sie „konsumorientiert". Die Standorte der Kleineisenindustrien sind noch vielfach aus der Zeit handwerksmäßiger Betriebe ererbt. Die hierher gehörigen Fabriken stehen häufig in der Nähe der alten, durch Wasserkraft betriebenen Eisenhämmer (Sauerland, Wuppergebiet, Thüringen, oberes Neckarland).

Insbesondere auf die Gewinnung von Kohle und Salz stützt sich die chemische Industrie, die es auf manchen Gebieten, so in der Herstellung von Farben und Arzeneien, zu einer Weltstellung gebracht hatte. Wenn auch die Absperrung durch den Krieg das Ausland angespornt hat, Deutschland den Rang abzulaufen, so wird doch der Erfindergeist unserer Chemiker dafür sorgen, daß die deutschen Erzeugnisse sich in der Handelsbilanz als ansehnliche Aktivposten behaupten. Die Mittelpunkte der chemischen Industrie liegen am Rhein und Main (Höchst, Ludwigshafen, Köln) und in Mitteldeutschland (Leunawerke bei Merseburg).

Am stärksten durch Rohstoffmangel bedrängt war infolge der jahrelangen Unterbindung der Einfuhr die deutsche Textilindustrie. Ursprünglich echt bodenständig, ist sie heute fast ausschließlich auf ausländische Rohstoffe angewiesen. Das Hauptgebiet der süddeutschen Baumwollspindeln, das Elsaß, ist uns verloren. Im heutigen Reichsgebiet sind Sachsen und Ostthüringen für Woll- und Baumwollgewebe, Schlesien und die Bielefelder Gegend für Leinen, Krefeld und seine weitere Umgebung für Seidenstoffe die wichtigsten Produktionsbezirke.

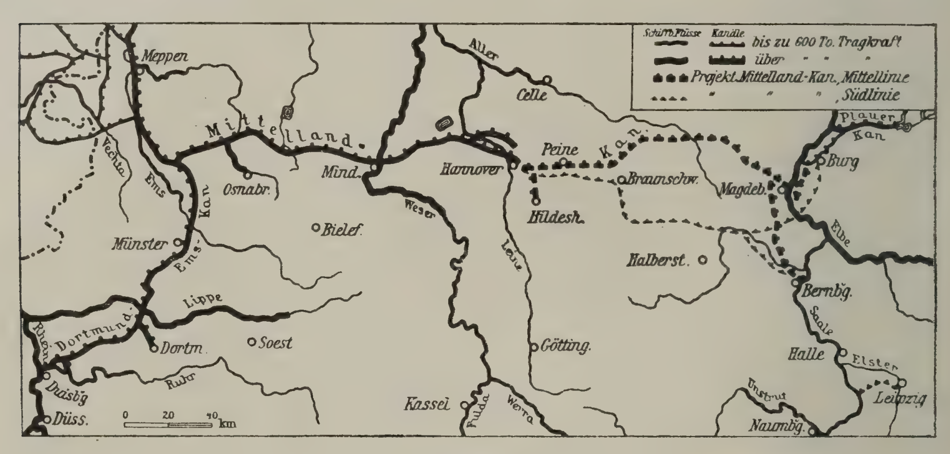
Bei der Betrachtung der gewerblichen Entwicklung Deutschlands wird in einem gewissen berechtigten Stolze leicht übersehen, daß es auf dem großen Kampffelde des wirtschaftlichen Wettbewerbes mit anderen Völkern auch viele Verluste gegeben hat, Verluste am deutschen Volkstum. Nicht von vornherein war die deutsche Industrie fähig, der riesigen Volksvermehrung Herr zu werden und insbesondere auch den schlecht gestellten Heimarbeitern so günstige Lebensverhältnisse zu schaffen, daß sie dem Vaterlande erhalten blieben. Gerade in der Zeit des Überganges vom Landwirtschaftsstaat zum mehr gewerblich betonten Gemeinwesen war die Auswanderung aus Deutschland sehr stark. Wir müssen es aber doch mit Sombart der neuen Wirtschaftsform hoch anrechnen, daß es ihr schließlich gelungen ist, den Volksüberschuß an die Heimat zu fesseln. Das sollten auch diejenigen anerkennen, die mit Recht über die vielen Mißstände unzufrieden sind, die die Ballung großer Menschenmassen im Gefolge hat.

Landwirtschaft und Industrie sind als Erwerbszweige für unser Vaterland gleich wichtig. Beide müssen sich ergänzen, um Deutschland in seinem schweren Daseinskampf am Leben zu erhalten, und es ist eine der wesentlichsten Aufgaben der Staatslenker, die Gegensätze zwischen den beiden Erwerbszweigen zu versöhnen. Eine blühende Landwirtschaft ist der sicherste Abnehmer für Industrieerzeugnisse, eine kapitalkräftige Industrie aber auch die beste Stütze des Ackerbaus, der trotz hervorragender Leistungen wegen seiner Abhängigkeit vom Weltmarkt leicht Not leiden kann. Der Erfindungsgeist vermag gewerbliche Erzeugnisse herzustellen, die sich durch Eigenart und Güte den Markt erobern, ja zeitweise ohne ernstliche Nebenbuhler dastehen. Wir denken da beispielsweise an manche chemische Erzeugnisse. Diese Möglichkeit fällt für die Landwirtschaft weg. Sie ist nicht nur vom Schwanken der Erträge abhängig, sondern kann auch der Einfuhr nur gleichartige und in der Regel gleichwertige Produkte gegenüberstellen. Die Landwirte können nicht wie die Hersteller von Qualitätswaren eine selbständige Preispolitik treiben. Daran ändern auch landwirtschaftliche Schutzzölle nichts. Voraussetzung für das Gedeihen einer erfolgreichen deutschen Gewerbetätigkeit bleibt allerdings die Möglichkeit, den Überschuß ihrer Erzeugnisse auf dem Weltmarkt abzusetzen, während die Landwirtschaft in der Hauptsache für den Innenmarkt arbeitet. Das wird öfter von denen übersehen, die Deutschland einseitig zum Industriestaat stempeln möchten. Das Reich gehört vielmehr mit zu den wichtigsten landwirtschaftlichen Erzeugern der Welt, wenn auch diese Tatsache bei dem riesigen Inlandverbrauch wenig zahlenmäßig in Erscheinung tritt.

Auf dem Innen- und auf dem Weltmarkt sind Angebot und Nachfrage von Ort zu Ort, von Bezirk zu Bezirk, von Land zu Land verschieden. Ein Dorf erzeugt Feldfrüchte, eine Stadt gewerbliche Produkte über den Eigenbedarf hinaus; dem ackerbautreibenden Osten Deutschlands steht der industrielle Westen gegenüber; die westeuropäischen Staaten bieten Maschinen, die osteuropäischen Länder Getreide an. So sind denn die mannigfachsten Wirtschaftsspannungen vorhanden. Ihr Ausgleich ist die wichtigste Aufgabe des Verkehrs.

Die günstigsten Wege für den Versand von Massengütern sind von Natur die Wasserstraßen. Sämtliche großen deutschen Flüsse konnten von vornherein diese Aufgabe in gewissem Umfange übernehmen. Mit steigendem Verkehrsbedürfnis hat aber der Mensch noch hie und da nachhelfen müssen. Diese Nachhilfe umfaßt in der Hauptsache zweierlei: die Regulierung natürlicher und den Bau künstlicher Wasserstraßen. Was die letztgenannten angeht, so ist schon

vieles geleistet worden; aber es ist auch noch manche Aufgabe zu erfüllen. Das Rheingebiet hat durch den wenigstens für kleinere Schiffe brauchbaren Emskanal eine deutsche Mündung in die Nordsee bekommen. Nach Fertigstellung der Strecke Hannover—Magdeburg des Mittellandkanals wird die so notwendige Verbindung zwischen dem Rhein- und dem Elbesystem, zwischen dem west- und dem mitteldeutschen Industriegebiet erreicht sein. Der ostdeutsche Strombau hat schon seit langem die günstige Westostrichtung der Urstromtäler zu nutzen gewußt und unter teilweisem Einbeziehen von Nebenflüssen Elbe, Oder und Weichsel miteinander verbunden. Den Hauptvorteil aus den südlichen Elb-Oderkanälen (besonders aus dem Friedrich-Wilhelm-Kanal) hat als Hafen Hamburg gezogen. Bis nach Niederschlesien, ja nach Oberschlesien hinein erstreckt sich der Einfluß der großen deutschen Eingangspforte an der Nordsee. Dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen gebührt der Ruhm, dem preußischen Staat durch ihre Verkehrspolitik den Weg zur Nordsee und damit den Binnenländern des später geeinten Reiches die für den Weltverkehr wichtigsten deutschen

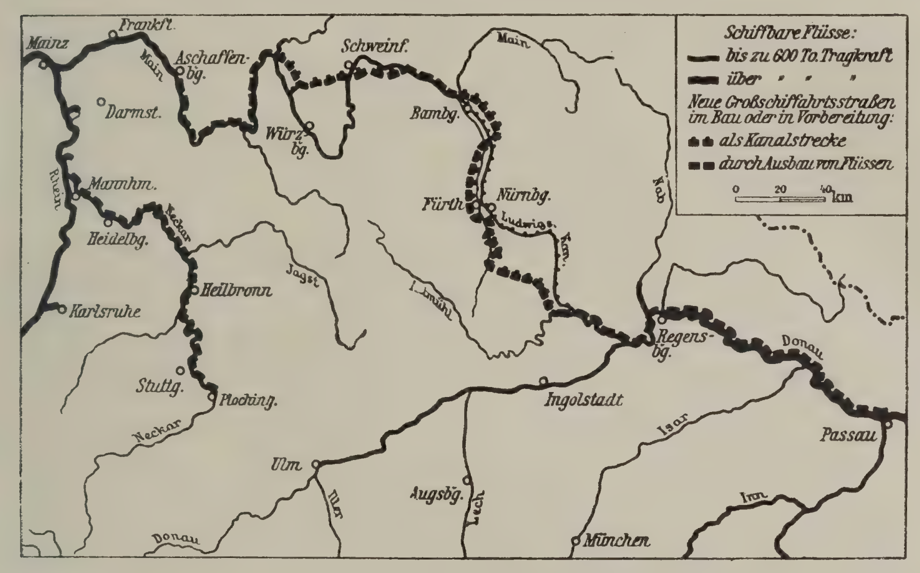


Der Mittellandkanal

Häfen zum Weltverkehr aufgezeigt zu haben. Der Elbe-Travekanal schließt die alte Handelsstadt Lübeck in bescheidenem Maße an das Binnenwassernetz an. Von besonderer Wichtigkeit ist noch der Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin, der die Reichshauptstadt mit der Ostsee verbindet.

Hinsichtlich der Wasserwege ist das Norddeutsche Tiefland aus leicht begreiflichen Gründen dem gebirgigen Deutschland überlegen. Nur Rhein und Elbe durchziehen die Mitteldeutsche Gebirgsschwelle, während die Weser-Wasserstraße in ihr stecken bleibt. Für Leipzig plant man einen die Flußläufe des Saalegebiets mit ausnutzenden Anschlußweg nach der Elbe. Ein Main-Werrakanal wird wohl noch lange auf sich warten lassen, weil hier wegen Geländeschwierigkeiten der Wassertransport recht teuer werden könnte. Ebensowenig ist wohl für die nächste Zeit auf einen Oder-Donau- und auf einen Elbe-Donau-Kanal zu rechnen. So wird denn vorerst der Rhein die einzige, für immer aber die wichtigste Wasserstraße zwischen Nord- und Süddeutschland bleiben. Leider soll nach französischen Kanalplänen die künstliche Fortsetzung des Rhein-Großschiffahrtsweges über Straßburg hinaus durch den auf elsässischem Gebiet zu erbauenden, mehr für

die Kraftlieferung bestimmten Rhein-Seitenkanal (großer Elsaßkanal) gehen und die Flußstrecke Basel—Straßburg den größten Teil ihrer Wasserversorgung an diesen abgeben. Das wäre ein harter Schlag für die Schweiz und für Südbaden. Auf reichsdeutscher Seite ist man jedoch nicht müßig, die Schiffahrtsmöglichkeiten für den Süden zu verbessern. Der Neckar, auf dem Kettenschiffahrt bis Heilbronn besteht, wird als Wasserweg für 1200-t-Schiffe bis über Cannstadt hinauf ausgebaut. Eine andere Verbindung wird noch weit wichtiger werden: der im Bau befindliche Rhein-Main-Donau-Kanal (Wernfeld, Haßfurt, Bamberg, Scheitel bei Beilngries, Kelheim). Die Schleusen der Scheitelhöhe sollen mit Lechwasser gespeist werden. Man will aus 40 Kraftanlagen 400 000 PS gewinnen. Diese neue Wasserstraße dürfte besonders für das Wirtschaftsleben Frankens von Bedeutung werden,



Süddeutsche Wasserstraßen

ganz abgesehen von ihrem Wert für den Durchgangsverkehr zwischen Rhein und Donau.

Durch den Versailler Vertrag sind die großen deutschen Ströme, mit Ausnahme der Weser, der vollen Verfügungsgewalt des Reiches und der Länder entzogen, internationalisiert worden. In den Kommissionen, die die unter den Vertrag fallenden Wasserstraßen verwalten, sind überall die Reichsvertreter in der Minderheit und können daher von den Ausländern überstimmt werden. Am schwersten wird von solcher Knebelung der deutschen Hoheitsrechte der so überragend wichtige Rheinstrom betroffen. Aber den französischen Ansprüchen im Gebiet des größten deutschen Stromes stehen die Forderungen der Tschechen für Elbe und Oder kaum nach. Für das Odergebiet sind die tschechischen Ansprüche um so weniger berechtigt, als die schiffbare Strecke der Oder gar nicht über das Reichsgebiet hinausgreift. Die Weichsel, schon durch Friedrich den Großen an das ostdeutsche Wasserstraßennetz angeschlossen, kommt selbst für den ostpreußischen Verkehr nicht mehr in Betracht, da sich die Polen eines wenn auch schmalen, für die Absperrung aber genügenden rechten Uferstreifens bemächtigen durften.

Neben den Wasserstraßen werden aber auch die Landverbindungen ihr Recht behaupten. Im ganzen waren für den alten Landverkehr die Bindungen, wie sie durch das Relief der Landschaften vorgeschrieben wurden, im gebirgigen Deutschland strenger als in der norddeutschen Ebene. Hier waren es vornehmlich Fluß und Sumpf, die neben dem Zwecke der Erreichung bestimmter Wegziele, etwa der großen Handelsstädte, die Richtungen erzwangen. Trockener Untergrund und günstige Flußübergänge wurden vom Verkehr aufgesucht. Im gebirgigen Gebiet drängten überdies noch dort die Straßen zusammen, wo die Höhenunterschiede am bequemsten überwunden werden konnten. Den Brückenstädten des Nordens sind die Orte an den Gebirgspforten im Verkehrscharakter ähnlich.
Mit feinem Instinkt haben oft die Altvorderen die vorteilhaftesten natürlichen Wegstrecken gefunden, und wo dieselben Reiseziele aufgesucht werden, halten sich auch heute noch die modernen Verkehrsmittel an solche altvorgezeichneten Linien. So brausen denn D-Züge oder Kraftwagen ganz in der Nähe jener alten Straßenzüge dahin, auf denen früher die hochbepackten Planwagen der zu Messen und Märkten strebenden Kaufleute einherächzten. Allerdings fand man sich damals mit viel stärkeren Steigungen ab als heutzutage, so daß mancher Gebirgshohlweg, der einstmals dem Weltverkehr diente, heute höchstens noch dem örtlichen Verkehr nutzbar ist.
In der Ostwestrichtung häufen sich die Schwierigkeiten, die die Mitteldeutsche Gebirgsschwelle dem Durchgangsverkehr bereitet, dermaßen, daß dieser Westostverkehr das ganze Erhebungsgebiet nach Möglichkeit umgeht und nach Süddeutschland oder noch lieber ins Norddeutsche Tiefland ausweicht. Von Südfrankreich nach Südrußland führen die schnellsten Eisenbahnverbindungen auch heute noch über Hannover trotz des großen Abweichens von der geraden Linie. Es ist kaum nötig, die Entwicklung des Eisenbahnverkehrs im Norden des Reiches auch über die großen Ost-Westlinien hinaus darzustellen, für die im Osten noch die Urstromtäler wegweisend gewirkt haben, denn die heutige Technik kennt hier in der Linienführung kaum noch irgendwelche geographisch bedingte Schwierigkeiten, so daß die wirtschaftlichen Notwendigkeiten für den Eisenbahnbau durchaus ausschlaggebend sind.
Etwas anders steht es immer noch um das Eisenbahnnetz in Mittel- und Süddeutschland. Hier spielt die Rücksichtnahme auf die Landesnatur doch noch eine größere Rolle. Besonders gilt das von der Mitteldeutschen Schwelle. Nur zwei große Flußtäler dienen hier dem Durchgang zwischen Norden und Süden: das Rheintal und das Elbetal, das letztere sogar schon wieder für den Verkehr über die deutsche Zollgrenze hinaus. Die Landwege der Kölner Tieflandsbucht konvergieren in ganz ausgesprochener Weise auf den Austritt des Rheins aus dem Mittelgebirge zu, und im Süden übernimmt die Oberrheinebene die Weiterleitung des Verkehrs. Nicht in solch eindeutiger Weise sammelt die sächsische Tieflandsbucht den Verkehr für die Elbestraße im malerischen Sandsteingebirge; dazu liegt der Durchbruch bereits zu weit abseits. Schon aus diesen Gründen blieb auch der Austausch auf den Eisenbahnen am Rhein bedeutend größer als an der Elbe.
Im übrigen muß sich der Verkehr andersgeartete Pforten durch die Mitteldeutsche Gebirgsschwelle suchen. Eine solche Pforte bildet die Hessische Senke, die einen beträchtlichen Teil des Durchgangsverkehrs aufnimmt. Hierauf beruht die günstige Lage von Kassel an den Hauptbahnlinien Frankfurt—Hannover—Hamburg und

Metz—Koblenz—Gießen—Nordhausen—Halle—Berlin, zu denen sich noch die wichtige Verbindung Köln—Scherfede—Eisenach—Leipzig gesellt. Aber auch die Fuldaer Senke zwischen Rhön und Vogelsberg vermittelt einen starken Verkehr zwischen Nord und Süd. Sie nimmt die Bahnlinien von Frankfurt und Würzburg nach Eisenach, Halle und Kassel auf. Den Thüringer und Frankenwald, die von jeher vom Verkehr überquert wurden, weil das die weit nach Süden vostoßernde Leipziger Bucht fordert, überschreiten die von Halle bis Kösen noch zusammenlaufenden Hauptlinien nach Meiningen, Würzburg, Stuttgart und nach Bamberg, Nürnberg, München. Ähnliche Aufgaben im Fernverkehr wie die letztgenannte Strecke hat die Verbindung Leipzig—Hof—Regensburg—München, die über das Fichtelgebirge führt. Der Verbindung der Leipziger Bucht mit der nordböhmischen Senke dienen die Schienenwege von Hof und von Plauen nach Eger. Weiter im Osten vermitteln die zahlreichen Kammübergänge des Erzgebirges ebenso wie die größeren Pforten (Lausitzer Pforte, Landshuter Pforte, Lücke von Mittelwalde im Glatzer Kessel) und höheren Einsattelungen in den Sudeten nur den örtlichen Verkehr. Die Hauptlinien zwischen Norden und Süden umgehen das östliche Gebirgsland und benutzen das Elbtal oder die Mährische Pforte (über Oderberg). Auch der süddeutsche Durchgangsverkehr ist beachtlich in allen Richtungen, wenn auch mit der Zeit diese oder jene Linie mehr oder minder bevorzugt wurde. Auch hier in den gebirgsumrahmten und -durchzogenen Gebieten spielen bestimmte Durchgangspforten eine Rolle. Der Rheinlinie haben wir schon gedacht; ebenso kennen wir bereits die Hauptlinien nach dem Norden. Diese sind für den Durchgang alle auf den Raum zwischen der Weißenburger Ecke und dem Nordwestwinkel Böhmens angewiesen. Der Verkehr vom südlichen Baden nach Saarbrücken oder von Passau nach Breslau geht hier hindurch, da weder das französische noch das tschechische Staatsgebiet für Durchgangsverkehr in Betracht kommt. Im Westen Baden und im Osten München leiten den Fernverkehr zum Mittelmeer über die Alpenpässe Österreichs und die Schweiz. Die von den süddeutschen Hauptstädten dem Bodensee zustrebenden Linien haben mehr lokale Bedeutung. Für den direkten Verkehr mit Norddeutschland dient von ihnen noch am ehesten die Bahn von Friedrichshafen nach Stuttgart, Erfurt, Berlin. Quer durch Süddeutschland verläuft der Schienenweg vom Rhein über Frankfurt, Würzburg, Nürnberg, München, Passau nach Wien. Für den Ostwestdurchgang sorgt die Verbindung Paris—Straßburg—Karlsruhe—Stuttgart—München—Wien. Bei den engen Beziehungen zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei nimmt die von diesen Staaten betriebene Begünstigung der Strecke Straßburg—Prag über Nürnberg nicht Wunder.

Jene Eisenbahnverkehrsnetze, die gerade durch die Bedürfnisse des Lokalverkehrs stark verdichtet worden sind, gehen auf den ersten Blick aus einer Verkehrskarte hervor; sie decken sich mit den Gebieten stärkster Gewerbetätigkeit und hoher Einwohnerzahlen. Dazu gehört vor allem ein breiter Streifen am Rhein von Basel bis Mainz, ferner das rheinisch-westfälische Industrierevier, dann aber auch Obersachsen mit einem linkselbischen nordwestlichen Nachbarflügel bis ins Braunschweigische hinein und einem südöstlichen Ansatzstück, das die gewerbereichen schlesischen und benachbarten böhmisch-mährischen Gebiete umfaßt. Dem größten deutschen Knotenpunkt, Berlin, ist auch politische Begünstigung durch den früher größten Eisenbahnunternehmer, den preußischen Staat, zugute gekommen. Dasselbe gilt auch von manchen anderen großen Verkehrszentren, wie

etwa Köln, Frankfurt a. M., Halle a. S. Anderseits hat gerade der Wettbewerb mit Preußen andere Bahnverwaltungen zu hohen Leistungen angespornt. Daher ist Berlin für Deutschland nie ein so überragender Knotenpunkt geworden wie Paris für Frankreich.

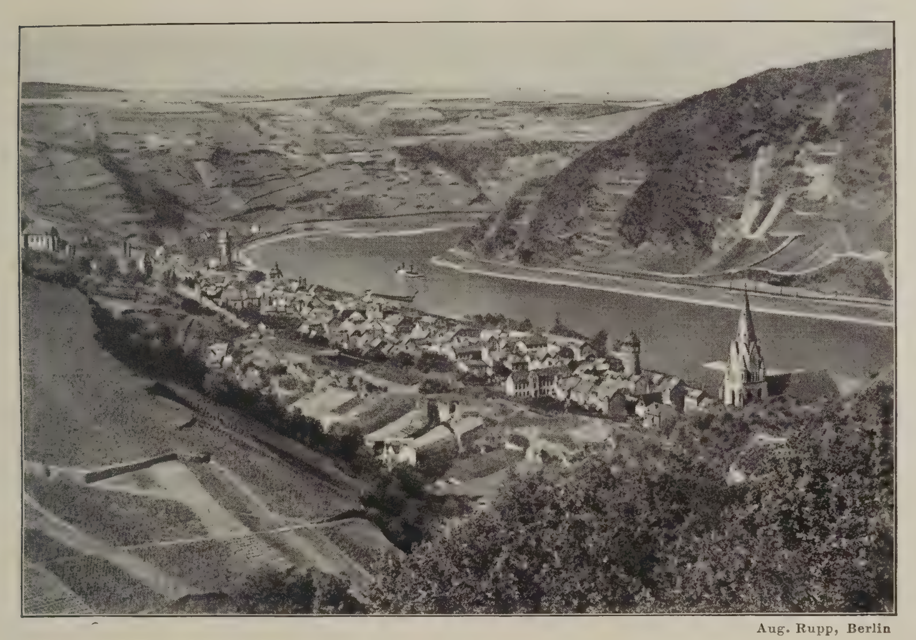
Ein gutes Landstraßennetz bezeugt, daß Deutschland schon lange ein Land ausgezeichneter Zivilisation ist. Dieses Netz, das jahrzehntelang hauptsächlich nur noch Zubringerdienste nach den Bahnhöfen zu leisten hatte, wird durch die Kraftwagen wieder immer mehr in den Dienst des Fernverkehrs gestellt. Es erwächst damit den Reichseisenbahnen ein nicht zu unterschätzender Wettbewerb, wenn auch freilich eine einheitliche Eisenbahnverwaltung, leider gehemmt durch die von den Gegnern Deutschland auferlegten Verpflichtungen, heute vielleicht den Verkehr besser auszugestalten vermag als in früheren Zeiten, wo die Sonderbestrebungen der deutschen Staaten mit eigenen Netzen trotz hoher Leistungen oft die nötige Rücksicht auf das große Ganze vermissen ließen.

Am Flugverkehr ist Deutschland ziemlich stark beteiligt, müßte es jedoch seiner geographischen Lage nach in noch ausgedehnterem Maße sein, wenn in dieser Beziehung alle lästigen Fesseln des Versailler Vertrages fielen.

Die zahlreichen Verkehrsfäden, die unser Gebiet mit dem Ausland verbanden, sind lange noch nicht alle wieder angeknüpft. Ein Gutes hat die mehr oder weniger starke Isolierung Deutschlands aber doch mit sich gebracht, die Bevorzugung deutscher Straßen und Häfen, die Verstärkung des Nordseeeinflusses bis weit in das österreichische Donaugebiet hinein, dem der Weg ans Mittelmeer national abgeschnitten ist. Die rund 120 Grenzübergänge der deutschen Eisenbahnen sind nicht gleichmäßig auf die Länge der Landgrenzen verteilt. Das ist zurückzuführen sowohl auf politische als auch auf wirtschaftliche Gründe. Wenn ihre geringere Zahl für die alte russische Grenze in der gegenüber dem Westen geringeren Verkehrsleistung wohl ihre Erklärung finden könnte, so spielt hier überdies die bewußte Absperrung des Zarenreiches eine Rolle. Die Versuche der Kriegsgegner Deutschlands, das Reichseisenbahnnetz im internationalen Verkehr zu umgehen, dürfen als gescheitert angesehen werden. Diese Tatsache ist an sich nicht erstaunlich: die Mittellage macht Deutschland immer wieder für die meisten großen Verkehrslinien zum Durchgangslande.

Der deutsche Postverkehr steht nach seinen Leistungen an hoher Stelle. Gehemmt wird er neuerdings nicht nur durch die dem Reiche auferlegten Einschränkungen im Flugzeugbau, sondern auch durch den Verlust der großen Seekabel, der nur unvollkommen durch die Fortschritte der drahtlosen Nachrichtenübermittlung ausgeglichen werden kann.

Eine wichtige Brücke für den Weltverkehr, in den unser Reich unlösbar verwoben ist, bleibt trotz der Vorzüglichkeit der Landwege doch das Meer. Wenn sich Deutschland auch nicht der günstigen Lage am offenen Ozean, wie etwa Westeuropa oder gar die Vereinigten Staaten von Amerika, rühmen kann, so haben seine Bewohner immerhin mit Erfolg versucht, gegen die größten seefahrenden Nationen in Wettbewerb zu treten. Allerdings hat der Versailler Vertrag mit seinen unerhörten Schiffsabgaben die deutsche Seegeltung zerstört. Erst allmählich baut sich die einst so stolze, gleich auf die englische in der Tonnenzahl folgende Handelsflotte wieder auf. Über die Hälfte des einstigen Schiffsbestandes ist wieder erreicht worden, und die jetzige Tonnenzahl wäre schon größer, wenn nicht auch unsere Reeder durch die immer noch traurige Weltwirtschaftslage zur Vorsicht



Aug. Rupp, Berlin

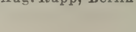
Das Rheintal bei Oberwesel



Aero-Lloyd Luftbild G. m. b. H., Berlin

Distel im Ruhrgebiet




Aug. Rupp, Berlin

Die Fladensteine im Pfälzer Wald



Jos. Grobbel, Fredeburg i. Westf.

Bilstein im Sauerland

gemahnt würden. Die wichtigsten Ausfalltore für den deutschen Seehandel werden wohl für immer die Nordseehäfen bleiben, wenn auch der jetzt internationalisierte Nordostseekanal die Fahrt aus dem Baltischen Meer nach dem Westen kürzer und weniger gefährlich gemacht hat. Für den größten Teil des deutschen Hinterlandes ist Hamburg durch Natur und menschliche Nachhilfe der wichtigste Hafen. Die übrigen folgen erst in weitem Abstande. Die deutschen Schiffahrtslinien haben von jenen Ausfallspforten aus, teilweise unter ausländischer Mitarbeit, heute wieder den Verkehr nach aller Welt aufgenommen.

Was seine Beteiligung am Welthandel angeht, so ist Deutschland nicht reich genug an Rohstoffen, um in Selbstgenügsamkeit zu leben. Seine wirtschaftliche Kraft beruht zu einem recht beträchtlichen Teil in der fleißigen und geschickten Arbeit der Bevölkerung. So war denn auch unsere Handelsbilanz schon vor dem Kriege passiv, während aber der Unterschied zwischen der Einfuhr und der geringeren Ausfuhr früher durch die Frachteinnahmen der Schiffe und durch den Gewinn der im Auslande arbeitenden Anlagen bei weitem ausgeglichen wurde, geht unser Volk vorderhand einer immer weiter schreitenden Verarmung entgegen, weil die Kriegslasten noch über unsere Kraft hinaus drückend sind. Früher stand dem deutschen Kaufmann die ganze Welt offen. Eine Anzahl von Kolonien halfen das Band zwischen Deutschland und Übersee enger knüpfen. Heute ist das alles dahin, und nur mühsam können die alten Handelsbeziehungen, soweit sie verloren waren, wieder aufgenommen werden. Im Wettbewerbe um die Märkte des Welthandels sind viele Verschiebungen eingetreten, so daß sich teilweise ganz neue Richtungen für den Angriff ergeben haben. Neben den immer wieder als Hauptpartner in Erscheinung tretenden Vereinigten Staaten von Amerika kommen vor allem der nahe und der ferne Osten sowie Lateinamerika als vornehmste Betätigungsfelder des deutschen Handels in Betracht.

Es ist das geographische und historische Schicksal Deutschlands, nicht in gleichmäßig ruhiger, satter Beschaulichkeit zwischen den Völkern der Erde dahinleben zu können. Die Kurve seines Geschickes ist die Wellenlinie, die unser Volk schon öfter von der Höhe zur Tiefe, dann aber auch wieder empor getragen hat. Es ist nicht anzunehmen, daß diese periodische Bewegung sich nun plötzlich in einen stetigen Abstieg wandle. Wir hoffen, daß sich die innerliche Kraft unseres Landes und Volkes, die nicht nur auf Politik und Wirtschaft beruht, sondern sich überdies in den mannigfachsten Zweigen einer alten, auch geistigen Kultur geäußert hat, aufs Neue im Aufstieg bewähren wird.

DIE DEUTSCHEN LANDSCHAFTEN

1. SÜDDEUTSCHLAND

VON DR. ALBRECHT BURCHARD

Versucht man, ganz genaue Grenzen anzugeben, so wird der Begriff Süddeutschland ebenso undeutlich wie der von Mitteldeutschland oder von Norddeutschland. Am allerschlechtesten eignet sich als Scheide zwischen dem Süden und der Mitte die so oft erwähnte Mainlinie, wie denn ja in der Regel größere Flüsse nicht Landschaften trennen, sondern verbindende Bänder darin sind. Wenn wir uns darauf besinnen, daß die wirklich natürlichen Grenzen für das alte Deutschland in den großen Urwaldgebieten bestanden, so finden wir die Zonen dieser Grenzen für Süddeutschland noch am besten wieder. Wasgenwald und Böhmerwald, Alpen und Mittelgebirgsschwelle sind weithin sichtbare Grenzmarken und erfüllten besonders früher noch besser als heute die Aufgabe von Schranken eines ungehinderten Verkehrs. Über die sonstige Fortsetzung der Grenzen unseres Arbeitsgebietes haben wir uns schon früher geeinigt.

Ebenso wurde schon kurz erwähnt, was sonst der Landesnatur nach wohl als das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zwischen Süd- und Mitteldeutschland zu betrachten wäre: das Vorherrschen der Becken und Aufschüttungsgebiete im Süden. Süddeutschland stellt ein in sich viel geschlosseneres Landschaftsgebiet dar als Mitteldeutschland. Nicht nur in seiner geographischen Eigenart steht es dem Norden Deutschlands gegenüber, sondern auch seine geschichtliche Entwicklung mit ihrer starken staatlichen Zersplitterung, zu der manche Landschaften geradezu einluden, ging vielfach gesonderte Wege. Seine Bewohner unterscheiden sich in ihrer heiteren, Klassengegensätzen abholden Gemütsart wesentlich von ihren Volksgenossen im Norden, besonders von ihren nordostdeutschen Brüdern, deren Ernst und Schwere man noch die harte Schule der Kolonialzeit anmerkt. Für Süddeutschland in seinen heutigen Grenzen sind die Aufgaben der Kolonisation und des nationalen Sichdurchsetzens viel früher als im deutschen Nordosten praktisch erledigt gewesen; denn ringsum außerhalb der heutigen politischen Grenzen wohnen ja noch Deutsche in geschlossenen Siedlungsgebieten. Die eigentlichen Reibungsflächen liegen erst weiter draußen. So hat das abgeschlossene Süddeutschland die ruhigere innere Entwicklung und die ältere Kultur für sich, der Norden eine Staatsgesinnung, die dem historisch größeren Aufgabenkreis entsprochen hat.

DAS DEUTSCHE ALPENVORLAND

Nicht ohne eine gewisse Willkür trennen wir die Schwäbisch-Bayrische Hochebene in dieser Besprechung von den Alpen ab, denn sie ist durch viele verbindende Fäden — Entstehung, Klima, Pflanzen- und Tierwelt — mit dem großen Hochgebirge im Süden Deutschlands verknüpft. Vom nördlichen Rande des Gebirges reicht sie bis zur Donau, vom Bodensee bis zum Hausruck in Österreich.

Dieses deutsche Alpenvorland unterscheidet sich grundsätzlich von den Vorländern am Harz oder an den Sudeten. Während hier das Gestein der Mittelgebirge im Untergrunde liegt, schneiden die wesentlichen Gesteinspakete der nördlichen Kalkalpen mit dem Rande des eigentlichen Hochgebirges ab oder sind an diesem Rande auf das Vorland überschoben, und als neues tektonisches Gebilde lagert ihrem Ende eine Mulde von gewaltiger Tiefe vor. In diese geologische Mulde lagerten sich bis zu einer Mächtigkeit von 3000 m die Schichten der Molasse ab (Sandsteine, Konglomerate, Mergel, Schiefer), alles Material, das die Alpen selbst enthalten. Am Rande der Alpen noch nachträglich aufgefaltet, bildet diese Molasse dort eine Anzahl ganz ansehnlicher Erhebungen von Mittelgebirgshöhe. In der Hauptsache ist aber das tertiäre Vorland zu geringerem Relief mit nördlichem Abfall abgetragen worden und in einer zweiten Zeit gewaltigen Materialtransportes, im Diluvium, aus den Alpen heraus zum großen Teil überschüttet worden. Die Art und Richtung der auftragenden Arbeit der großen Hochgebirgsgletscher gibt uns die Gliederung des davon betroffenen Vorlandes an die Hand: das unruhig gestaltete Moränengebiet, die vor den Moränenkränzen liegenden Schotterfächer und das tertiäre Hügelland, das während der eiszeitlichen Vorgänge nicht ganz überdeckt wurde. Innerhalb der Moränengürtel liegen jene Seen, die das Landschaftsbild der oberdeutschen Hochebene so anmutig beleben. Zu ihnen treten noch zahlreiche Moore, die hier infolge der noch immer nicht ausgeglichenen Entwässerung und der Undurchlässigkeit der Grundmoränen günstige Entstehungsbedingungen finden. Solche Möser, wie der Bayer sie nennt, breiten sich aber auch in der sehr einförmigen Landschaft der vor den Endmoränen aufgeschütteten Schotterdecken aus. Gegliedert werden diese weit ausgedehnten, sanft nach Norden fallenden Ebenen, für die die Umgebung von München das beste Beispiel bietet, durch die tiefeingeschnittenen Flußtäler, die wiederum, wie auch in der Nähe der bayrischen Landeshauptstadt das Isartal, nicht ohne landschaftliche Schönheit sind. Mit dem Auftauchen des hügeligen Tertiärvorlandes im Norden wird das Landschaftsbild wieder unruhiger. Hier und da ist Löß aufgeweht.

Wenn wir von einer Einwirkung des Hochgebirges auf das Klima des Landes sprechen, so ist das besonders berechtigt mit Bezug auf die Winde. Nicht selten wehen bei hohem Druck im Alpengebiet Strömungen ins Land, die als verhältnismäßig kalte „Bergwinde“ empfunden werden. Andererseits tritt aber auch der trockene und warme Föhn auf, der im Frühjahr als „Schneefresser“ und Lebenspender nicht ungern gesehen, im Sommer aber bei schwachnervigen Menschen wegen seines ermattenden Einflusses nicht beliebt ist. Die starke Ausstrahlung infolge ziemlich großer Höhe macht die Sommer warm und die Winter kalt, so daß das Klima hier denselben Grad von Kontinentalität erreicht wie im deutschen Osten. Die Niederschläge sind stellenweise überreichlich und von unliebsamer Wirkung auf Landwirtschaft und Obstbau. Der Wein gedeiht nur noch am

Bodensee, und der Getreidebau liefert nur in dem tiefer gelegenen nördlichen Streifen, besonders in Niederbayern ausgiebige Beträge. Desto ausgedehnter ist dagegen der Wiesenwuchs, der eine äußerst lebhaft betriebene Viehzucht zur Folge hat.

Es sind aber nicht nur klimatische Gründe, die den Pflanzenwuchs des Alpenvorlandes beeinflussen, sondern es macht sich auch die schon angegebene Zonendreiteilung durchaus bemerkbar. Wald und Wiese herrschen in buntem Wechsel im Moränengebiet des Südens vor; der Ackerbau tritt zurück. Der Wanderer, der etwa bei München die Schotterebene betritt, wird fast an märkische Verhältnisse erinnert, nur daß hier und da eine Kiesgrube nicht feinen Sand wie dort, sondern gröbere Mitbringsel der Gletscherwässer als Ursache der geringen Ertragsfähigkeit anzeigt. Nur magere Ackerflächen und dürftige Wiesen unterbrechen die Möser und die Kiefernwälder, die bei manchem Unkundigen die ganze Hochebene hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit in bösen Ruf bringen können. Kommen wir weiter nach Norden in das tertiäre Hügelland hinein, so werden solche Bedenken bald wieder zerstreut. Hier tritt der Wald sehr zurück, die Wiesen gedeihen üppig, und die Löß- und Lehmböden tragen reiche Feldfrüchte in dieser Kornkammer Bayerns. Immer mehr sucht man durch Trockenlegen der weiten Moorflächen Neuland für den Siedler zu gewinnen.

Aber auch noch auf andere Art sucht man das Wirtschaftsleben zu heben, durch das Ausnutzen der Wasserkräfte. Für die Schiffahrt kommen die rechtsseitigen Nebenflüsse der Donau kaum in Betracht; diese wilden Kinder des Hochgebirges entfernten sich noch nicht weit genug von ihren Ursprungsstätten, um ihre Herkunft verleugnen zu können. Vielmehr nutzt man ihren Wasserreichtum und ihr ansehnliches Gefäll aus für die Anlage von Kraftwerken. Selbst die malerischen bayrischen Hochseen werden mit in diesen Dienst gespannt (Walchenseewerk).

Die Ausnutzung der Wasserkräfte ist um so nötiger, als Bodenschätze nur wenig gefunden werden. Die Vorkommen minderwertiger Braunkohle bei Miesbach, bei Penzberg und am Peißenberge reichen zur Deckung des Bedarfs bei weitem nicht aus. Der Torf der Moore ist auch kein genügender Ersatz. Die altberühmte Salzfundstelle von Reichenhall gehört schon den Alpen selbst an.

Auf Grund dieser geringen Bodenschätze konnte eine bemerkenswerte Industrie kaum erblühen. Deswegen hat das Gewerbe namentlich in dem westlichen schwäbischen Teile des Vorlandes schon vor dem Zeitalter der Elektrizität die Wasserkraft in seinen Dienst gestellt. Wo aber größere Industrieinseln entstanden sind, spielt immer die Verkehrslage mit, so bei Augsburg und bei anderen schwäbischen Städten an den uralten Handelsstraßen durch die Alpen nach Niederdeutschland und vom Osten (Salz) nach dem Rhein. Bodenständig aus dem Ackerbau erblüht ist die bayrische Bierbrauerei.

Die Bevölkerung sitzt im ganzen Gebiet nur in geringer Dichte; selbst in dem gewerblich mehr angespannten schwäbischen Bezirk erreicht sie längst nicht den Reichsdurchschnitt. Die Siedlungsdichte aber ist im Vergleich zur Volksdichte sehr groß, eine Folge der Neigung zur Kleinsiedlung. In Schwaben herrscht der Weiler, in Oberbayern das Einzelgehöft vor. Im Hügellande nach der Donau zu werden die geschlossenen Dörfer häufiger. Wenn trotz der geringen Bevölkerungszahl im ganzen im Alpenvorlande zwei ansehnliche Großstädte erwachsen konnten, so hat das seine besonderen Gründe.

München (681000 Einw.) hätte kaum dem günstiger liegenden Augsburg den Rang ablaufen können, wenn es nicht durch Fürstengunst ungemein gefördert worden wäre. Als Gründung Heinrichs des Löwen entstand die jetzige Hauptstadt Bayerns in der Nähe der Stelle, wo die alte Salzstraße von Salzburg nach Augsburg über die Isar zog. Im Norden hinderten Sümpfe, im Süden dürre Wälder den Verkehr. So war die Stadt aus dem Nordsüdverkehr ziemlich ausgeschaltet. Erst als die Verbindung Italien—Brenner—Kufstein gegenüber den Straßen über den Fernpaß und über den Seefelder Sattel bevorzugt wurde, erst als die Salzstraße dem Donauverkehr den Rang ablief, wurde München als Kreuzungspunkt wichtig. Eine wirkliche Großstadt konnte es trotz aller Vorzüge, die es als Residenz genoß, erst im Zeichen des Eisenbahnverkehrs werden; denn vorher war seine magere Umgebung dafür kaum tragfähig, um so mehr als ein schiffbarer Fluß fehlte, der die für die Erhaltung großer Menschenmassen nötigen Güter hätte herbeischaffen können. Aus dem Ausbau der Wasserkräfte zieht die Münchener Industrie große Vorteile. Außer der schon erwähnten Brauerei sind vor allem beachtenswert die Herstellung von Lokomotiven, die Ledererzeugung und -bearbeitung, sowie besonders auch das Kunstgewerbe, das hier stark in der Heimat wurzelt. Für das ganze Reich hat die Landeshauptstadt Bedeutung als hervorragende Stätte der früher auch von feinsinnigen Fürsten geförderten Kunst und Wissenschaft, wie als Zielpunkt und Verteilungsstelle eines gewaltigen Fremdenverkehrs.

Der grundlegende Unterschied zwischen der gewerbtätigen Landeshauptstadt und Augsburg (166000 Einw.) liegt darin, daß hier seit langem auch das platte Land mit in den Kreis industrieller Betätigung einbezogen ist. In der Textil- und Maschinenindustrie ist die Stadt im Alpenvorlande führend. Sie hat ihre stolzesten Zeiten unter dem Zeichen des italienischen Handels gehabt, zu dem sich noch lebhafte Beziehungen zum Osten und Westen Europas gesellten. Als freie Reichsstadt mit ihren schönen Handelshäusern, mit ihren königlichen Kaufleuten war die schon in Römerzeiten angelegte Siedlung am Lech hochberühmt.

Ulm (57000 Einw.) an der Donau mit seinem hochragenden Münster, früher auch einer der Vororte des alten deutschen Reiches, ist in der Gegenwart nur noch ansehnliche Mittelstadt geblieben. Dasselbe gilt von der ebenfalls sehr alten, früheren Reichsstadt Regensburg (77000 Einw.), die neuerdings aber als Endpunkt der großen Donauschiffahrt Anzeichen weiteren Aufstieges erkennen läßt. Im 13. Jahrhundert war sie die erste Stadt des Reiches, ihr Handel reichte bis an den Bosporus und bis ans Schwarze Meer. Ingolstadt (27000 Einw.) und Passau (24000 Einw.) sind nur kleine Mittelstädte geblieben. Ebenso haben die Städte am Alpenrande, wie Kempten (22000 Einw.), Immenstadt (6000 Einw.) oder Rosenheim (18000 Einw.) in dem industriearmen Lande nur wenig Entwicklungsmöglichkeiten gehabt. Ihr Handel beschränkt sich in der Hauptsache auf die Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft. Wie München haben auch sie einen lebhaften Fremdenverkehr, den sie nicht nur durch die Schönheit der Landschaft, sondern auch wegen ihrer Beschaulichkeit und wegen ihrer bodenständigen Kultur an sich ziehen.

Den größeren östlichen Teil des Alpenvorlandes (vom Lech an) bewohnt der bayrische Stamm. Die Stadtkultur hat dem Oberbayern noch kaum etwas genommen. Selbst der eingeborene Münchener hat eine gesunde, urwüchsige Art, wie man sie in einer anderen deutschen Großstadt vergeblich suchen würde. In ihrer fröhlichen, herzlichen, aber rauhen Art gehören sie zu den Lieblingskindern

des deutschen Volkes, wenn schon diese Liebe manchmal äußerlich etwas einseitig erscheint. Die Mutter Germania kann aber die Bayern mit zu ihren treuesten Söhnen rechnen. Mit den Niedersachsen teilen sie den Ruhm, am stärksten an der deutschen Kolonisation im Mittelalter beteiligt gewesen zu sein.

Als besondere Landschaft im Alpenvorlande mag noch die Bodenseegegend herausgehoben werden. Ihre Formen sind im großen und ganzen ein Werk des Rheingletschers, wenn auch bei der Entstehung des Sees selbst tektonische Vorgänge mitgespielt haben sollen. Von den fingerförmig aus dem Stammbecken des Hauptteils (Obersees) heraustretenden Zweigbecken sind nur zwei wassergefüllt geblieben, der Untersee und der Überlinger See. Der Rhein läutert sich im Schwäbischen Meer und schiebt dabei sein Delta ständig vor. Das verhältnismäßig milde Klima läßt an den Seeufern noch manche südliche Pflanze gedeihen; der Weinbau klettert an den Hügeln weit hinauf und liefert ein beliebtes Gewächs. Schon sehr früh ist die Bodenseegegend in Kultur genommen worden. Ihre Klöster spielen in Geschichte und Literatur eine bemerkenswerte Rolle. Die Landschaft rings um den See bildet eine gut umrissene Einheit, durch den See in vorzüglicher Weise verkehrsgeographisch zusammengehalten. Trotzdem teilen sich heute fünf Staaten in seine Ufer. Ein Kranz alter und schöner Städte legt sich um das Seebecken herum, Nutzen ziehend aus dem lebhaften Verkehr, der bei der Größe des Sees diesen schlechterdings nicht gut umgehen kann. Die Eifersucht der einzelnen Anrainer dürfte der Hebung dieses Verkehrs erst recht zugute gekommen sein. Lindau (14000 Einw.), Bregenz (13000 Einw.), Konstanz (31000 Einw.) sind Orte, die von jeher großen Fremdenzustrom anlocken. Friedrichshafen (12000 Einw.) hat durch seine Luftschiffwerft Weltruf erlangt. Im nördlichen Vorlande des Sees liegen einige verträumte schwäbische Städtchen; Wein- und Obstbau geben das wirtschaftliche Gepräge.

DER BÖHMISCH-BAYRISCHE WALD UND DIE OBERPFALZ

Der Böhmisch-Bayrische Wald trägt ganz den Charakter der aus alten Gesteinen aufgebauten Mittelgebirge, die wir bereits kennengelernt haben. Wie in den übrigen Teilen der böhmischen Umwallung herrschen in ihm kristalline Gesteine, Granite und Schiefer vor. Das Ganze besteht aus zwei Schollen, die steile Ränder nach Südwesten zeigen, nach Nordosten zu aber flacher abgedacht sind. Im Südosten sind beide Schollen zusammengewachsen. Soweit eine trennende Längsfurche zwischen beiden vorhanden ist, wird sie vom Regen durchflossen. In der Richtung der tektonischen Trennungslinie liegt der Quarzzug des bayrischen Pfahls, der stellenweise wegen der Widerstandsfähigkeit des ihn zusammensetzenden Materials als breite, weiße Mauer erhalten geblieben ist. Die größere der beiden Schollen, die die bayrisch-böhmische Grenze trägt, wird gemeinhin als Böhmerwald bezeichnet, das kleinere, vom Regen abgetrennte Gebirgsstück heißt Bayrischer Wald.

Der Bayrische Wald erreicht etwas über 1200 m Höhe, während die höchsten Gipfel des Hauptzuges noch 250 m höher hinausragen. Der Böhmerwald reicht vom Tauser Sattel nach Süden bis über die Donau hinüber. Die malerischen Durchbrüche des Stromes erklären sich aus einer alten Anlage des Flußlaufes in jüngeren Schichten, die die Ausläufer des Böhmerwaldmassivs einst überdeckten. Der eigentliche Böhmerwald trägt die Hauptwasserscheide zwischen Elbe und

Donau. Als Grenze ist auch diese Wasserscheide belanglos; ein starkes Hindernis ist vielmehr der urwaldähnliche dichte Wald gewesen. Auf dem Kubani an der oberen Moldau ist ein Stück davon zum Naturschutzpark erklärt worden. Keine Axt rührt hier die Urwaldriesen an; sie sterben, nachdem sie jahrhundertelang als Riesensäulen in das dunkle Laubdach aufragten, eines natürlichen Todes, und selbst dann noch, wenn sie der Wintersturm geknickt hat, bilden sie schwere Verkehrshindernisse. Auch Moore haben sich auf dem Böhmerwalde erhalten; nicht zuletzt mag die hohe Niederschlagsmenge zu ihrer Entstehung beigetragen haben. Das Gebirge ist erst sehr spät besiedelt worden. Noch heute ernährt die Forstwirtschaft einen großen Teil der zerstreut wohnenden Menschen, die in ihrer Art zu leben und zu wohnen eine gewisse Ähnlichkeit mit den Bewohnern der deutschen Alpenländer aufweisen. Quarz und Holz boten sich als Rohstoffe für die Glasindustrie an. Im übrigen ist das Gebirge arm an Gewerbetätigkeit. Wenn auch einige Eisenbahnlinien das Gebiet queren, die nach Orten wie Cham und Fürth in Bayern oder nach Taus und Klattau in Böhmen einiges Leben bringen, so liegen doch weite Reviere noch abseits der großen Heerstraße und sind gerade daher für den Naturfreund um so anziehender. Er kann sich erfreuen an den düsteren Hochmooren, an den kleinen, karähnlichen Nischen und ihren geheimnisvollen Seen als Eiszeitzeugen, an den dunklen Nadelwäldern und an den wirren Blockmeeren der hohen Gipfel. Auch der eigentliche Böhmerwald ist auf der bayrischen Seite ganz, auf der böhmischen Seite größtenteils von Deutschen bewohnt. Der Bayrische Wald ist schon stärker gelichtet und bietet mit seinen Feldern, Wiesen, Waldstücken, seinen hoch hinaufgehenden Siedlungen ein freundliches Bild.

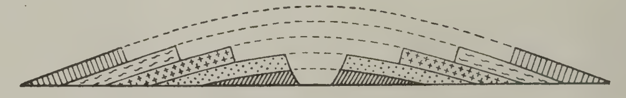
Die Fortsetzung des Böhmerwaldes über den Tauser Sattel hinweg nach Nordwesten bezeichnet man als Oberpfälzer Wald. Er bildet eine leicht zu überschreitende Landschaft von Plateaucharakter. Gneise und Schiefer stehen hier an, aber auch das Deckgebirge aus Rotliegendem und Triasschichten ist teilweise erhalten. Die Gipfel erreichen noch nicht einmal 900 m Höhe. Manche unter ihnen sind aus Basalt aufgebaut. Dieser niedrigere Teil der Westumwallung Böhmens weicht auch im Bilde des Wirtschaftslebens von dem südlichen Waldgebirge beträchtlich ab, denn allenthalben hat sich zwischen einzelnen Waldstücken der Ackerbau eingenistet.

Die Oberpfalz ist das Verbindungsstück zwischen dem Fränkischen Jura und dem Böhmisch-Bayrischen Walde. Da sich die Rumpffläche des Jura ungestört über den Keuper in seinem Osten hinwegspannt, ist ein Rand, an dem die Oberpfalz sich gegen den Jura absetzen könnte, nicht vorhanden. Auch gegen den Bayrisch-Böhmischen Wald hin ist eine scharfe Abgrenzung der Oberpfalz nicht möglich, da sich hier die mesozoischen Schichten mit dem Kristallin mannigfaltig verzahnen. Weder die anstehenden Malmkalke, noch die Kreide- oder Keuperschichten der Oberpfalz bieten einen guten Ackerboden. Dazu kommt ein verhältnismäßig rauhes Klima, so daß weite Flächen einförmigem Kiefernwalde vorbehalten sind. An Bodenschätzen ist die Oberpfalz arm. Nur bei Amberg (26 000 Einw.) werden Eisenerze aus dem Jura verhüttet. Außerdem beutet man die tertiären Braunkohlen aus (bei Schwandorf). Die Gewerbetätigkeit ist gering, obwohl die Verkehrsverhältnisse nicht ungünstig liegen; die kleinen Landstädte ziehen aus der großen durchgehenden Eisenbahnlinie von München über Regensburg und Hof nach Berlin nur wenig Gewinn. Unter diesen Verhältnissen kann

die Bevölkerung nur wenig zahlreich sein. Sie besteht aus Angehörigen des bayrischen Stammes. Auch in dieser wie in so manch anderer Hinsicht ist die nach Süden hin geöffnete Oberpfalz ein nördliches Anhängsel des eigentlichen Bayerns.

DIE OBERRHEINISCHE EBENE UND IHRE UMRAHMUNG

Zwischen der Oberpfalz im Osten und Lothringen im Westen liegt ein mannigfach geformtes Gebiet, vom Rhein in zwei ungleiche Hälften geteilt, die aber in sich doch ähnliche Anordnung zeigen. Dem im Kern kristallinen Schwarzwald auf der rechten Rheinseite entspricht jenseits des Rheines der Wasgenwald. Nach außen hin legt sich an beide Gebirge Triasland, und dahinter folgt aus Juraschichten aufgebautes Gebiet: dem Schwäbisch-Fränkischen Stufenland im Osten entspricht das Lothringische Stufenland im Westen; was dem Osten der Neckar ist, das ist, wenn auch nicht in genau symmetrischer Lage, dem Westen die Mosel. Nördlich vom Schwarzwald und nördlich vom Wasgenwald liegt tieferes, leicht durchschreitbares Land, und wiederum nördlich davon brechen steilere Ränder zur Rheinebene ab, wenn auch nicht symmetrisch ihren Gesteinshorizonten nach (Odenwald, Pfälzer Bergland mit seinem Abfall, der Hardt).

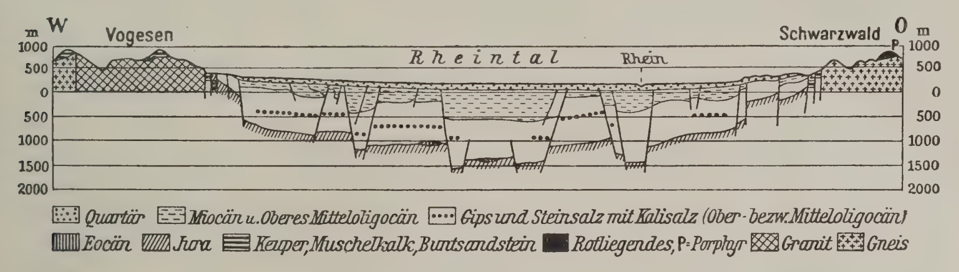


Schematisches Profil durch ein Stufenland

Um uns über den Bau unseres Gebietes klar zu werden, nehmen wir an, die Symmetrie rechts und links vom Rhein als gerader Linie sei vollkommen. Dann hätten wir in größter Vereinfachung an dieser Geraden rechts zunächst einen Streifen Rheinebene und den Anstieg bis zum Kristallin des Schwarzwaldes, dann das Kristallin selbst, dann den angelagerten Buntsandstein, den Muschelkalk, den Keuper und den Jura; dieselbe Anordnung bestände in Parallelstreifen links von unserer Rheinlinie: je weiter nach außen, je jünger die Schichten. Das ist aber das Bild, das wir erhalten, wenn wir einen geologischen Sattel horizontal durchschneiden und vom Kern nach außen sehen.
Und dieses Bild entspricht denn auch in genügender Annäherung der Wirklichkeit. Aus einer Aufwölbung, die aus einem kristallinen Kern und den genannten Schichten in ihrer Altersfolge bestanden hat, könnte man sich die Stufenländer durch das Walten der abtragenden Kräfte hervorgegangen denken. Versuchen wir, der Entwicklungsgeschichte dieser Landschaft nachzuspüren.
Während der unruhigen Tertiärzeit wurde in der Aufwölbung die große Tiefenlinie, die heute vom Rhein durchflossen wird, als lange Mulde vorgezeichnet. In diese Mulde drang das Meer ein; es kam zur Ablagerung von mächtigen Sand-, Ton- und Mergelschichten; auch ansehnlichen Geröllhorizonten begegnen wir am Rande des ehemaligen Meeresarmes. Jener Zeit entstammen die elsässischen Kalilager. Erst gegen Ende der Tertiärzeit scheint sich die Tieferlegung des Rheintalgrabens oberflächlich so stark durchgesetzt zu haben, daß die Randbrüche entstanden. Die Bewegungen in den Randgebirgen dürften, wie aus der Höhe der tertiären Ablagerungen und aus späterer Talbildung hervorgeht, seit jener unruhigen Zeit kaum zur Ruhe gekommen sein. Die Hebung der beiden Ge-

birgsflügel müßte auch dann mit Notwendigkeit gefolgert werden, wenn sie sich nicht auf die angedeutete Art beweisen ließe. Mit der Einsenkung des Rheintalgrabens müssen notwendig im Untergrunde Massenbewegungen nach außen stattgefunden haben, die die Randschollen nach oben drückten. Doch besteht kein Grund für die Annahme gleichzeitiger und gleichstarker Hebungen rechts und links vom Rheingraben. Nach W. Penck ist der Schwarzwald z. B. wie der Schwäbische Jura eine Aufwölbung für sich gewesen. Der Rhein durchströmt die Ebene erst seit dem Ausgang des Tertiärs; früher fand sein Oberlauf einen Ausgang durch die Burgundische Pforte nach dem Doubs.

Das Einbrechen der Oberrheinischen Ebene ist nicht an einfachen Bruchlinien erfolgt, sondern, wie der Querschnitt deutlich zeigt, an Bruchstaffeln. Manche von diesen Staffeln mögen allerdings auch jungen Nachbrüchen ihre Entstehung verdanken. Die ehemalige Sedimentdecke des großen Gewölbes ist nicht nur durch Bohrungen in der Ebene zum Teil wieder aufgefunden, sondern es werden auch Reste davon, z. B. der Buntsandstein, in jenen Randstaffeln angetroffen. Diese Aufschlüsse sind ungemein wichtig, da sie sehr zur Klärung des Bildes beigetragen



Geologisches Profil durch die Oberrheinebene
(Nach: Kayser, Lehrbuch der Geologie I, Stuttgart 1909)

haben, das man sich heute von der Entstehung der Landschaft macht. Als ein Fremdling der Gesteinszusammensetzung nach erscheint rechtsrheinisch in der Ebene der Kaiserstuhl, ein kleines, durch Abtragung stark verändertes Vulkangebirge. Auch diese Berggruppe ist ein Zeuge für die erdgeschichtlichen Vorgänge, die wir geschildert haben, denn es findet sich darin eine durch Kontakt kristallin gewordene Juraschollе, die ein Stück der abgesunkenen Sedimentdecke ist.

Ein Querschnitt durch die heutigen Formen der Oberrheinischen Ebene ergibt das folgende Bild: der Rhein und seine jüngsten Flußbetten durchziehen das Niederterrassenfeld, das etwa 80 m und mehr tief eingesenkt ist in die sog. Lößplatten. Dann folgen nach außen hin die Vorhügel, aus Tertiär oder Resten der kleinen Randschollen aufgebaut. Darüber erheben sich die Randgebirge.

Diese Zonen treten auch wirtschaftlich in Erscheinung. Sie sind verschieden bebaut, trotzdem sie alle unter der gleichen, schon früher geschilderten Klimagunst stehen, soweit nicht die Höhenlage Änderungen bringt. Die Gebirgsränder sind meist stark bewaldet. Von ihnen schauen die Ruinen zahlreicher Burgen ins Tal. Die Vorhügelzone trägt Weinreben und Obstbäume um schmucke Dörfchen. Die Lößplatten mit ihrem fruchtbaren Boden und ihren zahlreichen Haufendörfern dienen dem Ackerbau, zu dem die Wiesen der Niederterrasse mit reicher Viehzucht ergänzend hinzutreten. Ungünstig für die Bodenkultur sind die mit Kiefernwaldungen bestandenen Sandfelder im Norden der Ebene. In der Nähe des Flusses

hat sich an den feuchtesten Stellen der Auenwald erhalten. Auch am Rande der Niederterrasse liegen Siedlungsreihen, doch sind sie nur so lange in ihrem Bestande gesichert, wie der wilde Rhein durch den Strombau gezähmt wird.

An Bodenschätzen ist die Oberrheinische Ebene arm. Wichtig sind nur die Kalilager der Gegend von Mülhausen, die dem Wirtschaftsgebiet des Deutschen Reiches heute verloren gegangen sind. Aber trotz des geringfügigen Vorkommens von Bodenschätzen hat sich doch eine sehr lebhafte Industrietätigkeit entwickelt, die sich nur zum allergeringsten Teile auf die eigene Landwirtschaft (Wein- und Obstverwertung, Zuckerfabriken, Tabakverarbeitung) stützt, sondern im wesentlichen auf die Verarbeitung ausländischer Rohstoffe. Die Gewerbetätigkeit ist aufgeblüht unter dem Zeichen einer günstigen Verkehrslage, die die Oberrheinebene zur vielleicht wichtigsten Pforte ganz Mitteleuropas gemacht hat. Der bedeutsamste Zubringer ist der Rhein. Für die nicht an den Wasserstraßen gelegenen Orte und für den südlichen Teil der Ebene besorgen die Landverkehrswege, vor allem das dichte Eisenbahnnetz die Verbindung. Für das Heranschaffen der Ruhrkohle liegt die Rheinstraße günstig. Die Randflüsse mit ihrem starken Gefäll werden immer mehr für die Erzeugung von Elektrizität ausgenutzt.

Die Ebene ist ein Gebiet hoher Volksdichte. An sich verträgt hier die Landwirtschaft schon eine größere Verdichtung als in den meisten übrigen Landstrichen Süddeutschlands; außerdem vermögen Handel und Gewerbe viele Menschen zu ernähren.

Der Stammesangehörigkeit nach sind die im Süden ansässigen Alemannen oder Westschwaben von den im Norden wohnenden Franken zu unterscheiden. In der Gegend von Rastatt liegt die Mischzone beider Stämme. Als Vertreter der Franken hier am Rhein mit alemannischem Einschlage mögen die Pfälzer angesprochen werden können, lebenslustige, fröhliche, aber auch fleißige und betriebsame Leute. Nicht von so übersprühender Lebenslust, aber arbeitsfrohe, regsame und strebsame, biedere Menschen sind die Alemannen, ob sie nun links vom Rhein Elsässer oder rechts vom Strome Badener heißen. Daß auch links von dem heute künstlich trennenden Strome kerndeutsches Land nach Geschichte, Siedlungen, Menschen und Sitten ist, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Je weiter wir am Rhein nach Norden kommen, desto mehr spüren wir, daß der Gedanke seiner trennenden Kraft, heutzutage jenseits der deutschen Grenzen gern betont, nur eine Einbildung ist. Noch nicht einmal früher wurde die einstmals etwas schwierigere Überschreitbarkeit im Süden so stark empfunden, daß nicht derselbe Stamm hüben und drüben siedelte. An der Richtigkeit der Behauptung, daß der Rhein keine wirksame Grenze ist, ändert auch die Lage der großen Siedlungen nichts, die im Süden aus natürlichen Gründen nicht die Nähe des Stromes, sondern die großen Landverkehrswege am Fuße der Gebirge aufsuchten. Erst wo der Rhein nach Norden zu als Wasserstraße eine ausschlaggebende Bedeutung gewinnt, hat man sich auch nicht gescheut, die in bezug auf Untergrund und Hochwassersicherheit ungünstigeren Stellen zu besiedeln und, wenn es nötig war, durch menschliches Eingreifen zu schützen. Natürlich wird der Strom hier im ganzen zahmer, auch die Niederterrasse von Natur besiedlungsfähiger.

Von den zahlreichen Städten der Ebene können wir nur die wichtigsten nennen. Sie mögen zugleich ein Bild des hier pulsierenden, durch den Verkehr angeregten Wirtschaftslebens geben.

Das schon seit Jahrhunderten dem Reich entfremdete Basel (137000 Einw.) ist eigentlich zum Sammelpunkt des Handels- und Verkehrslebens im Süden der Oberrheinebene berufen. Sein gewerblicher Einfluß reicht heute noch ins elsässische und badische Gebiet hinein. Die junge Großstadt Mülhausen (99000 Einw.) bildet den Mittelpunkt der elsässischen Textilindustrie. In der einstigen freien Reichsstadt sind die wirtschaftlichen Beziehungen auch zu Frankreich stets stark gewesen, was sich nicht zuletzt aus der Lage an der Burgundischen Pforte und am Rhein-Rhone-Kanal erklärt. Straßburg (167000 Einw.), schon Römerstadt, hat eine Zeit noch bedeutend größerer mittelalterlicher Blüte gehabt. Das berühmte Münster stammt aus der Zeit, als die freie Stadt unter den Zierden des alten Deutschlands genannt wurde. Unter der Vernachlässigung der ersten Franzosenherrschaft hatte die „wunderschöne Stadt" stark gelitten, erholte sich aber zu neuer Blüte nach 1871. Die natürlichen Grundlagen für eine solche Entwicklung sind ja auch vorhanden. Wenn auch nicht unmittelbar am Rhein gelegen, konnte Straßburg doch durch die Vermittlung von Kanälen zum Südpunkt der großen Rheinschiffahrt werden. Wichtige Landwege kreuzten hier den Rhein (besonders die Straße von der Zaberner Steige). An Verkehrsbedeutung stand am deutschen Rhein Straßburg nur hinter Köln und Mannheim zurück. Die Industrie hatte einen bedeutenden Aufschwung genommen (Leder- und Schuhwaren, Chemikalien, Konserven u. dgl., insbesondere die berühmte Straßburger Gänseleberpastete, Kunstgewerbe). Nach geschichtlichen Erfahrungen werden wohl Universität und Stadt wie das ganze ehemalige Reichsland zu Stiefkindern Frankreichs herabsinken. Hagenau, einst Pfalz und Jagdstätte der alten deutschen Kaiser, zieht besonders Gewinn aus dem Hopfenbau der Umgebung.

Auf der rechten Rheinseite sind die wichtigen Städte mehr an den Gebirgsrand gerückt, wo sie vom Verkehr bevorzugte Ausgangsstellen nützen. Herrschend ist hier Freiburg im Breisgau (90000 Einw.). Die schön gelegene Stadt war während mehrerer Jahrhunderte Vorort des österreichischen Besitzes am Oberrhein. Universität und Handel mit den Schwarzwalderzeugnissen, Erzbischofsitz und herrliches Münster geben der Stadt ihr Gepräge. Karlsruhe (145000 Einw.), die Hauptstadt Badens, verdankt einer Fürstenlaune Entstehung und Grundriß, und doch war ihre Entwicklung hier am Ausgange des sich dem schwäbischen Verkehr zum Rhein öffnenden Kraichgaus geographisch gewährleistet, nachdem auch ein Rheinhafen geschaffen worden war (Mühlburg). Vielseitige Industrien förderten das leibliche, Pflegestätten der Kunst, des Kunstgewerbes und der Wissenschaft das geistige Leben.

Mit Karlsruhe beginnt die Reihe der Städte, die näher an den Rhein heranrücken. Hochberühmt ist Heidelberg (73000 Einw.) am Ausgange des Neckartals. Die alte Universitätsstadt war früher Hauptstadt der Kurpfalz und ist heute noch überragt von den Ruinen des stolzen Schlosses, dessen schöne Bauten von den Franzosen zerstört worden sind. Ein lebhafter Fremdenverkehr wird durch die Schönheiten der Stadt und ihrer Umgebung angelockt. Eine junge Stadt ist Mannheim (242000 Einw.), das hinsichtlich seiner Einwohnerzahl alle badischen Städte überholt hat. Vor allem ist das auf den Rheinverkehr zurückzuführen. Das auf der pfälzisch-bayrischen Seite gelegene Ludwigshafen (100000 Einw.) ist im geographischen Sinne nur eine Vorstadt Mannheims. Bis hierher gelangen die großen Rheinschiffe, weshalb die beiden Städte Umschlags- und Stapelplätze ersten Ranges geworden sind. Beide sind denn auch von der Großindustrie erobert

worden; besonders die Herstellung von chemischen Erzeugnissen hat Weltruf erlangt. Auf der schönen, von einer gütigen Natur reich gesegneten Bergstraße gelangt man nach Darmstadt (89000 Einw.), der Hauptstadt Hessens, die ebenfalls eine jüngere Gründung ist. Als Residenz, Pflegestätte von Kunst und Wissenschaft, auch als Mittelpunkt gewerblichen Lebens (chemische Industrie, lithographische und Kunstwerkstätten) kam sie im 19. Jahrhundert zur Blüte. Speyer (26000 Einw.) und Worms (47000 Einw.) auf der linken Rheinseite sind alte Kaiserstädte, die in der Geschichte eine Rolle gespielt haben. Ihre romanischen Bauten sind alte Kulturdenkmäler, besonders der Dom zu Speyer. Die französischen Raubkriege haben beide Städte verheert, seither haben sie sich nicht wieder über das Mittelmaß erheben können.

Damit sind wir am nördlichen Ende der Oberrheinischen Ebene angekommen. Die Verengung der Rheinstraße, die Nähe der Mittelgebirgsschwelle, die Einmündung des Mains schaffen hier noch einmal einen geographisch vorzüglichen Siedlungsraum. Was Wunder, wenn große Städte erblüht sind.

Mainz (109000 Einw.), aus der Römerzeit stammend, hat trotz aller Gunst der Lage in der Nähe der Mainmündung nicht das Wachstum seiner Nachbarstadt Frankfurt erreichen können, das als freie Reichsstadt doch weniger beengt war als die alte erzbischöfliche Residenz und Reichsfestung. Der herrliche Dom erinnert an das einst noch bedeutendere Mainz des Mittelalters. Viele Beschäftigungszweige der Mainzer Bürger sind geographisch bedingt, so die Wein-, Obst- und Gemüseverwertung, der Schiffsbau, ein umfangreicher Handel mit Wein und Obst; dazu treten Metall-, Holz- und Lederverarbeitung.

Die mindestens wirtschaftlich bedeutendste Stadt der ganzen Oberrheinebene ist Frankfurt a. M. (458000 Einw.), ein ausgezeichneter Verkehrsknotenpunkt, der zwischen Ost und West, Nord und Süd vermittelt. Der Main ist für 1000-t-Schiffe bis hierher schiffbar gemacht worden. Die preußische Staatsbahnverwaltung hat seit 1866 die Stadt zu einem der bedeutendsten Mittelpunkte des deutschen Eisenbahnnetzes gemacht. So ist denn Frankfurt nicht nur einer der größten Markt- und Börsenplätze Deutschlands geworden, sondern es hat sich auch hier und in den benachbarten Orten ein wichtiges Industriegebiet entwickelt (Maschinen, Feinmechanik, Chemikalien u. a.). Die junge Universität ist aus einer Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften hervorgegangen, die in dieser Stadt der Kaufleute gewiß am rechten Orte war. Auch Frankfurt, dessen alter Kern mit Dom und Paulskirche noch gut erhalten ist, rühmt sich einer stolzen Vergangenheit. Jahrhunderte hindurch wurden hier die deutschen Könige gewählt. Zu Goethes, seines größten Sohnes, Zeit stand es im deutschen Geistesleben mit an führender Stelle. Seine damalige Stellung als Vorort des deutschen Buchhandels hat es an Leipzig abgeben müssen.

Von der Oberrheinebene steigen wir nun seitwärts zu ihren Randgebirgen auf. Über den Aufbau von Wasgenwald und Schwarzwald wissen wir schon, daß sie in ihrer heutigen Form aus dem nach dem Rheine zu freiliegenden kristallinen Kern und den darunter liegenden mesozoischen Schichten herausgearbeitet sind. Die stärkste Erosionskraft liegt seit langem auf der Rheinseite beider Gebirge, wo das Schlußstück des großen Gewölbes eingebrochen ist. Im allgemeinen bildet das Kristallin die hohen südlichen Erhebungen (Feldberg, 1493 m, und Sulzer Belchen, 1423 m). Im Norden der beiden Gebirgszüge liegt die Zone der noch nicht weggeräumten Deckschichten, insbesondere des Buntsandsteins, der auf den beiden

vom Rhein abgekehrten, viel sanfter abfallenden Flanken wieder erscheint. Tief schneiden die dem Rhein zugekehrten Täler ein, zum Teil wilde Schluchten bildend. Die Erosion hat hier den Rand in ein unregelmäßiges Bergland aufgelöst, während auf den Rückseiten noch alte, flache Formgemeinschaften erhalten sind. Die höchsten Teile beider Gebirge sind für eine eiszeitliche Umgestaltung, wie schon früher erwähnt, hoch genug gewesen.

Im Schwarzwald ist die kristalline Zone recht wechselreich aufgebaut aus Gneisen und Graniten, wozu dann noch ein Streifen alter Sedimentgesteine und Porphyre tritt. Doch machen sich die Unterschiede in der Gesteinszusammensetzung nur wenig bemerkbar. Der aus Sedimentgestein herausgearbeitete östliche und nördliche Schwarzwald ist einförmiger und übersichtlicher. Über den großen kristallinen Hochflächen nördlich von der Dreisam erscheinen Tafelberge aus Buntsandstein; schließlich liegt eine ganze Decke davon über dem Kristallin, das nur noch am Rand oder in tiefeingeschnittenen Tälern aufgeschlossen ist. Im Westen an der Hornisgrinde erscheint der Buntsandstein als Steilstufe.

Das Klima des Schwarzwaldgebietes ist sehr feucht und verhältnismäßig mild. Der Weinbau bleibt auf die niedrigsten, von Sonnenschein begünstigten Hänge beschränkt.

Rodung und Siedlung sind im kristallinen Schwarzwald viel energischer vorgegangen als im Buntsandsteingebiet. Während dort der Ackerbau Höhen bis zu 1000, ja 1100 m erobert hat, hat man hier die Hochflächen dem Wald belassen und siedelt nur in den Tälern. Schon früh hat sich die Bevölkerung auch gewerblich beschäftigt; denn der Ackerbau und die eifrig betriebene Viehzucht reichten bald nicht mehr für die Ernährung aus. Der Waldreichtum, der weithin Nutzholz lieferte, wurde die Quelle für die Holzschnitzerei als Hausindustrie. Dazu kam die Herstellung von Uhren, zu der sich die Textilindustrie gesellte. Vor allem im Tal der Wiese, das zum Wirtschaftsgebiet von Basel gehört, hat sich die Industrie stark entwickelt. Hier ist auch die Besiedlung entsprechend dicht. In der Hauptsache bleibt die lebhaftere Gewerbetätigkeit auf den kristallinen Schwarzwald beschränkt. Im Buntsandsteingebiet fallen besonders die großen Sägemühlen auf.

Der Schwarzwald hat eine Anzahl berühmter warmer Quellen (Baden-Baden, Wildbad, Badenweiler), im übrigen wird er aber auch viel und gern von Sommerfrischlern, Erholungsbedürftigen und Wanderern aufgesucht. Im Winter tummeln sich auf seinen Schneeflächen viele Sportlustige. Für den Verkehr ist das Gebirge durch mehrere querende Bahnen, darunter die berühmte Höllentalbahn, und Stichbahnen aufgeschlossen.

Der Wasgenwald, heute unberechtigterweise meist Vogesen genannt, weist ebenfalls stark ausgeprägte Formenunterschiede zwischen Süden und Norden auf. Die Grenze zwischen dem kristallinen, neben Granitdurchbrüchen auch mächtige Grauwackenschichten tragenden südlichen Wasgenwald und dem Sandsteingebirge liegt im Breuschtal. Vom Schwarzwald unterscheidet sich der südwestliche Eckpfeiler an der Oberrheinebene nicht nur durch manche schärfere Form in der Kammgegend, nicht nur durch die hier noch häufiger vertretenen Spuren der Eiszeit, sondern auch durch die höhere Lage der Pässe.

Der Waldgürtel liegt zwischen 600 und 1200 m. Die zuletzt genannte Zahl gibt nicht die natürliche, sondern eine durch die Weidewirtschaft herabgedrückte, künstliche Grenze an. Die höchsten Gipfel aber sind wohl von jeher kahl gewesen,

und zwar nicht infolge zu niedriger Sommertemperatur, sondern wegen der Gewalt der Weststürme. Die Kammlandschaft ist klimatisch rauh. Um so mehr sind die Täler zur Rheinebene vom Klima bevorzugt. Ihre an sich schon günstige Temperatur wird durch föhnartige Winde erhöht. Der Weinbau ist daher in größerer Höhe möglich als im Schwarzwald.

Hinsichtlich der Bevölkerung ist der ursprünglich viel weiter nach Westen alemannisch besiedelt gewesene Wasgenwald zur Kampfzone zwischen Deutschen und Romanen geworden. Die Franzosen drangen seit den das Gebiet stark entvölkernden Kriegen des Mittelalters von den Höhen nach den Tälern hin siedelnd vor, ohne daß ihnen großer Widerstand geleistet werden konnte. Doch hatten sie das Reichsgebiet nur in einigen großen Tälern erreicht. Die lothringischen Dorfformen mit ihren städtischen Häusern stehen in scharfem Gegensatz zu den Weilern und Dörfern der deutschen Bevölkerung mit fränkischen Höfen oder alemannischen Einheitshäusern.

Die höchste Volksdichte findet sich in den Tälern und am deutschen Rande. An den Talausgängen ist der Weinbau oft wichtiger als die Industrie, die im übrigen die großen Täler erobert hat (besonders Textilindustrie). Der Ackerbau reicht nicht so hoch hinauf wie im Schwarzwald. Die Flächen über 700 m sind ganz der Viehzucht vorbehalten. Die alten Weiderechte griffen von deutscher Seite her noch weit über die politischen Grenzen hinüber. Eine Anzahl kleiner, malerischer Reichsstädte beweist, daß auch in den städtischen Siedlungen seit alters her deutsche Eigenart zu Hause war (Münster, Thann, Türkheim, Kaysersberg). Die bedeutendste Industriestadt im Süden ist Gebweiler (12 000 Einw.), weiter nördlich liegt der Weberort Markirch (10 000 Einw.). Der Verkehr war durch die große Paßhöhe des Gebirges beträchtlich erschwert; jetzt beabsichtigen die Franzosen, einige der Stichbahnen von West und Ost zu durchgehenden Linien zu verbinden.

Im Norden endigt der Wasgenwald in der Gegend von Zabern. Hier ist der Buntsandstein abgesenkt und die Muschelkalkhochebene Lothringens tritt fast bis an die Oberrheinebene heran. Die kräftige Zertalung am Rande hat die Höhenunterschiede sehr heruntergesetzt, so daß die Zaberner Steige die wichtigste Pforte nach Lothringen werden konnte. In gemeinsamem Tunnel ziehen eine Eisenbahn und der Rhein-Marnekanal durch sie hindurch.

Nördlich von dem Zaberner Bruchfeld wird der Buntsandsteinstreifen wieder breiter und höher, und die hauptsächlich von ihm gebildete Landschaft führt den Namen Pfälzer Wald. Der laubwaldgeschmückte Ostrand dieses Gebietes, die Hardt, in der unter der Buntsandsteindecke auch das Grundgebirge wieder zum Vorschein kommt, bildet die Grenze gegen die Oberrheinebene. Der Pfälzer Wald ist durch die Erosion stark zertalt. Die höchsten Erhebungen liegen weit an den Ostrand vorgeschoben; die Täler jedoch sind infolge des Rheintaleinbruches erheblich nach Westen zurückgeschnitten, wo sie sich auf Kosten des Flußgebietes der Saar durchsetzen können. Der geologischen Unterlage entsprechend ist der Wald weit ausgebreitet, die Bevölkerungsdichte infolgedessen gering und die Holzgewinnung und -verarbeitung herrschend. Nur gegen den Gebirgsrand hin siedeln mehr Menschen (Steinbruchsindustrie), ebenso in den Talweitungen. Der Ackerbau beschränkt sich in der Hauptsache auf einige Lößvorkommen und auf etliche breitere Talsohlen. Die Schuhmacherstadt Pirmasens (43 000 Einw.) liegt schon auf der Grenze des Gebietes, südlich davon setzen bereits fruchtbare

Böden auf Muschelkalk ein. Die Grenzen des Pfälzer Waldes gegen die weiter nördlich und östlich liegenden Landstriche bildet die Pfälzer Moorniederung, die wahrscheinlich durch eine Flußverlegung entstanden ist. Sie mußte früher vom großen Verkehr zwischen Kaiserslautern und Homburg umgangen werden; heute ist sie größtenteils urbar gemacht, ein mageres Gebiet mit Kiefernforsten, Wiesen, Heideflächen und schlechten Äckern. Durch diese Niederung erreicht heute der Verkehr bequem das Saargebiet. Der schon erwähnte fruchtbare Ackerboden südlich von Pirmasens gehört der zerschnittenen Muschelkalkfläche des Westrichs an. Die Besiedlung dieses landwirtschaftlich wertvollen Gebietes ist dichter als im Osten. Im Norden des Pfälzer Waldes bis zum Hunsrück schließt sich das Pfälzer Bergland an, aus permo-karbonen Schichten mit aufgedrungenen Porphyren und Melaphyren aufgebaut. Entsprechend dem reichen Gesteinswechsel weist das Bergland große Mannigfaltigkeit im Formenschatz auf, von den breiten, sanften Formen der Sedimentgesteine zu den Porphyrkuppen und den scharfen Graten der Melaphyre (Nahetal). Der aus Porphyr zusammengesetzte Donnersberg bildet mit 687 m die höchste Erhebung. Der Ackerbau hält sich an die Sedimentgesteine. An den Hängen wächst guter Wein. Die Siedlungen, alle nur klein, liegen in den Tälern, die auch den Verkehr leiten. Eine vermittelnde Lage für alle pfälzischen Landschaften nimmt Kaiserslautern (59 000 Einw.) am östlichsten Rande der Moorniederung ein, den Verkehr von Norden und Osten sammelnd und nach Westen weiterleitend. Wegen der guten Verkehrslage der Stadt konnte sich hier auch Industrie entwickeln (Textilindustrie, Eisen- und Glockengießerei, Metall-, Holz-, chemische Industrie).

Deutsch-Lothringen ist nur ein Teil des sich vom Wasgenwalde bis an die Argonnen ausdehnenden Lothringischen Stufenlandes, das wir in der Einleitung zu diesem Abschnitte als Südwestflügel der oberrheinischen Stufenlandschaft aufgefaßt haben. Auf den Buntsandstein des Ostens legt sich die Muschelkalkfläche, ihrerseits wieder von der Keuperstufe überragt, die aber im Norden unter dem Jura verschwindet. Die Oolithzone des Braunen Jura bildet die Moselhöhen bei Metz. Der Fluß hält sich in der Hauptsache am Rande der Jurastufe. Lothringen ist eine meist offene Landschaft mit vorwiegendem, der Güte nach stark wechselndem Ackerboden, auch mit zahlreichen Grasflächen, die die Viehzucht begünstigen. Wegen des milden Klimas wird an den Höhen der Mosel Weinbau getrieben. Der Ackerbau hat nicht überall ausgereicht, um die Bevölkerung zu ernähren, so daß die Hausindustrie (berühmte Schmiedekunst) helfend eingreifen mußte. Von den Bodenschätzen ist besonders das Eisen aus der phosphorhaltigen Minette wichtig geworden. Sie wird in einem Hochofenbezirk von Hayingen bis zur luxemburgischen Grenze verhüttet und lieferte Deutschland vor dem Kriege $^4/_5$ seines Eisens. Daran ist der Verlust zu ermessen, den das deutsche Wirtschaftsgebiet hier erlitten hat.

Von der Bevölkerung Deutsch-Lothringens sprach nur die in der Umgebung von Metz französisch; die Stadt selbst jedoch war überwiegend deutschsprachig (62 000 Einw). Sie war schon zur Römerzeit eine bedeutende Siedlung, und später gehörte sie zu den angesehensten deutschen Städten. Im 16. Jahrhundert wurde Metz mit Toul und Verdun zu Frankreich geschlagen, 1871 kam es wieder zum Reich zurück und wurde unsere stärkste Grenzfestung. Eine bedeutendere gewerbliche Entwicklung verbot sich mit Rücksicht auf solche Zwecke. Diedenhofen (14 000 Einw.), nördlich von Metz, hat durch die Eisenindustrie neuerdings

Aufschwung genommen. Ob die Franzosen imstande sein werden, das hier bisher im Schutze des Deutschen Reiches aufblühende Wirtschaftsleben in gleicher Weise zu fördern, ist eine Frage, die selbst jetzt schon mancher in seiner Gesinnung nach Westen neigende Elsässer oder Lothringer verneint. Die Losreißung vom deutschen Wirtschaftskörper ist ein Schlag, den das ehemalige Reichsland nicht so schnell verwinden können wird.

Bei St. Avold in Lothringen biegt die Muschelkalkstufe scharf nach Süden zurück, weil hier eine starke Abtragung der Deckschichten stattgefunden hat. Diese Abtragung hängt zusammen mit einer Aufsattelung, die den karbonen Untergrund des Saargebiets, einst während der varistischen Gebirgsbildungsperiode eine Mulde, in abbauwürdige Höhen brachte. Im Süden kam die Kohlenformation durch eine Verwerfung neben den Rand der Pfälzer Buntsandsteinplatte zu liegen. In der Umgebung der ehemaligen Senke muß eine lebhafte Zerstörung der sich höher heraushebenden Schichten eingesetzt haben, deren Erzeugnisse als Konglomerate und Sandsteine in Erscheinung treten. Sie haben die mächtigen Kohlenschichten eingehüllt und bedeckt, die hier unter der Herrschaft eines warmen Klimas aus einer üppigen Pflanzenwelt in dem die ehemalige Mulde erfüllenden Sumpfe entstanden sind. Die abgetragenen Deckschichten waren ursprünglich mehrere Tausend Meter mächtig (Ottweiler Schichten und Rotliegendes).

Unter den Steinkohlen des Saarreviers ist die Fettkohle am wichtigsten, weil sie für die Eisenverhüttung besonders geschätzt wird. Die einzelnen Flöze des an sich 800 m mächtigen kohleführenden Karbons sind nur wenig mächtig, dafür aber umso zahlreicher. Die abbauwürdigen Schichten liegen in einem Bezirk von 50 km Länge und 25 km Breite, der sich zu beiden Seiten über das preußische Gebiet hinaus erstreckt, einerseits nach Lothringen, andererseits in die bayrische Pfalz hinein. Mit der vorläufigen Hergabe des Saargebiets zugunsten Frankreichs hat Deutschland fast $^1/_{10}$ seiner Gesamtkohlenproduktion verloren, von diesem Betrage entfallen nicht ganz $^2/_3$ auf den preußischen Anteil.

Im Saargebiet gibt es noch viel Wald, obgleich die Erzverhüttung hier bereits lange im Schwange ist. Den Wert der Kohle haben die Bewohner des Saargebiets schon früh erkannt; bereits vor nunmehr über hundert Jahren setzte die große, sich im neuen deutschen Kaiserreich noch steigernde Entwicklung des Reviers zu einem der wichtigsten deutschen Industriegebiete ein.

Hand in Hand damit ist eine starke Bevölkerungsverdichtung gegangen, die zum Teil auch auf Zuwachs aus den industrieärmeren Nachbargebieten beruhte. Die Arbeiterschaft wird gern bodenständig an der Saar. Die sauberen Bergmannsdörfer um die Schächte herum machen einen freundlichen Eindruck. Auch die in der Eisenindustrie und der Keramik beschäftigten Arbeiter stammen meist aus der näheren oder weiteren Umgebung der Werke. Im Saargebiet, über dessen staatliche Zugehörigkeit 15 Jahre nach dem Friedensschluß abgestimmt werden muß, gibt die Bevölkerung alle Gewähr für ein starkes Bekenntnis zum Deutschtum. Es gehört schon ein gutes Stück bösen Willens dazu, zu leugnen, daß hier gutdeutsches Land von altersher ist. Nur vorübergehend, einmal vor 200 und das andere Mal vor mehr als 100 Jahren, wurde das Saargebiet je für eine Weile als französischer Raub vom Mutterland losgerissen.

Die Städte des Gebiets spiegeln die gewaltige gewerbliche Entwicklung des Landes wieder, allen voran Saarbrücken (125000 Einw.). Durch Verfünffachung ihrer



Ernst Braun, Kassel

Poppenhausen in der Rhön



Ernst Braun, Kassel

Naumburg in Hessen



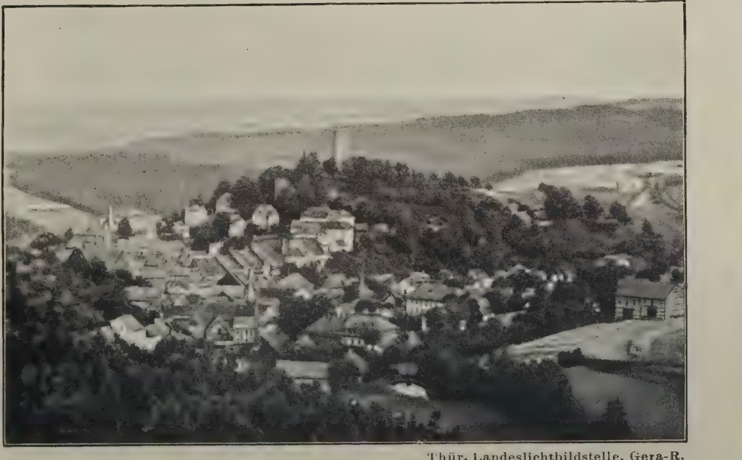
Otto Krüger †, Sondershausen

Güntersberge und die Hochfläche des Unterharzes



Albert Havemann, Großgerau

Der Thüringer Wald bei Manebach



Thür. Landeslichtbildstelle, Gera-R.

Die ostthüringische Schieferhochfläche bei Lobenstein



F. Querndt, Jena

Jena im Saaletal (nordostthüringische Muschelkalkplatte)

Einwohnerzahl, allerdings auch durch Eingemeindung einiger ansehnlicher Nachbarorte, ist die Stadt in den letzten vier Jahrzehnten vor dem Kriege zur Großstadt angewachsen. Die Entwicklung des früheren Landstädtchens und Hauptortes einer Grafschaft ist mit dem jungen Wachstum mancher westfälischer Orte vergleichbar, die ebenfalls Kinder unseres Industriezeitalters sind. Auch hier haben die Franzosen durch Brandschatzung dafür gesorgt, daß von der alten Stadt nicht viel übrig geblieben ist. Die wichtigsten Gewerbe, die in Saarbrücken und Umgebung gepflegt werden, haben wir bereits genannt. Eine Anzahl kleinerer Städte sind ebenso arbeitseifrig wie der Hauptort (Neunkirchen, Dillingen; St. Ingbert im bayrischen Anteil).

Wir verlassen nun die linke Rheinseite und wenden uns der rechten zu, wo noch ein Stück des Randes der Oberrheinischen Ebene zu betrachten ist. Wie drüben am Nordende des Wasgenwaldes im Bruchfelde von Zabern, so sind hüben ebenfalls geologisch höhere Sedimente in eine morphologisch tiefere Lage geraten oder darin verblieben gegenüber den sich hebenden Schollenteilen im Süden und im Norden. Hier, im sog. Kraichgau, treten Muschelkalk und Keuper in einer, wenn auch nicht tiefen Stufe an die Rheinebene heran; selbst kleine Jurafetzen haben sich von der einstmaligen Sedimentdecke erhalten. Die an sich nicht geringen Höhenunterschiede wurden einerseits durch Denudation, andererseits durch Lößbedeckung gemildert. Im landschaftlichen Charakter ist der Kraichgau von der Zaberner Senke verschieden schon wegen der Bodenverhältnisse: drüben Buntsandstein mit Waldbeständen, hüben eine offene Kulturlandschaft, vor allem auf Keuper und Löß. Aber ähnlich wie auf der anderen Seite des Rheines, so ist auch hier die breite Lücke zwischen Schwarzwald und Odenwald früh verkehrswichtig geworden. Schon die Natur hat sie als Pflanzenzugstraße benutzt; von hier aus drang der fränkische Stamm gegen den schwäbischen vor; hier verläuft unter anderen die wichtige Eisenbahnlinie von Stuttgart nach Karlsruhe als Teil der Orientbahn. Der Stromberg, ein Plateau aus Keupersandstein, gliedert die Landschaft. Der Verkehr nach Osten geht um den Berg herum entweder nördlich nach Heilbronn oder südlich nach Pforzheim. Im Süden bietet sich das breite Enztal für den Durchgang nach dem Neckar an. Der hügelige Kraichgau ist landschaftlich eines der wertvollsten Gebiete in Baden. Neben den bekannten Ackerfrüchten wird auch der Tabak gepflegt, wie ja Baden überhaupt in dieser Kultur an erster Stelle in Deutschland steht. Die Flüsse haben, bevor sie in die Rhein- oder Neckarebene gelangen, eine steilere Gefällsstrecke zu überwinden, während ihr Oberlauf meist schon stärker ausgeglichen ist. Diese Stellen erhöhter Wasserkraft werden von zahlreichen Mühlen ausgenützt. Die Industrie ist in der Hauptsache auf einige Städte beschränkt. Für Pforzheim (78 000 Einw.) am Nordrande des Schwarzwaldes ist der Verkehr durch die Kraichgauer Senke wichtig geworden. Die Stadt war einst eine der vielen kleinen Residenzen, an denen Südwestdeutschland so reich war. Alle andere Gewerbetätigkeit der Stadt tritt zurück gegenüber der Herstellung von Gold- und Silberwaren, für die denn auch Pforzheim Welthandelsmarkt geworden ist.

Als letzte Lücke in der Umrandung der oberrheinischen Bucht bleiben noch Odenwald und Spessart zu besprechen. Beide Gebirge sind ähnlich wie der Schwarzwald aufgebaut: Buntsandstein über kristallinem Sockel. Doch liegt im Spessart dieser Sockel schon sehr tief, so daß er oberflächlich nur im Vorspessart zwischen Aschaffenburg und Gelnhausen in Erscheinung tritt. Beide Gebirge

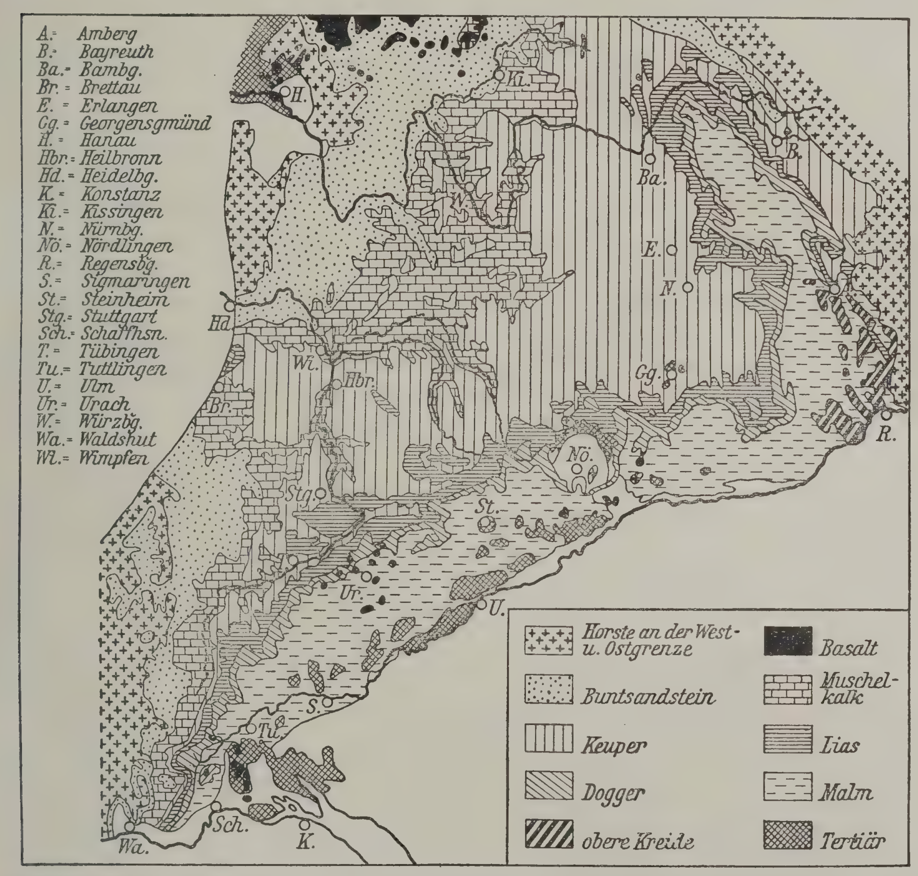
zeigen so recht, wie stark die Tektonik mit an der Herausbildung der Formen beteiligt ist, und zwar im Odenwald in noch stärkerem Maße als im Spessart. Das verhältnismäßig einfache Landschaftsbild des letzteren ist durch eine Schrägstellung der ganzen Scholle bedingt. Im Odenwald dagegen, nahe der Oberrheinischen Ebene, dem Gebiete stärkster tektonischer Beanspruchung, hat sich die Heraushebung des Gebirges nicht einheitlich vollzogen, eine Tatsache, die einen häufigen Wechsel von Hoch und Tief auf kleinerem Raume zur Folge hatte. Der Spessart lag schon im Altdiluvium ziemlich ruhig, während im Odenwald noch bis in jene Zeit hinein eine kräftige Hebung stattfand, die an den Terrassen des Neckartals nachgewiesen ist.

Die Rumpffläche des westlichen Odenwaldes wird im Osten vom Buntsandstein durch Vermittlung einer Stufe überragt. Der Katzenbuckel (626 m) im Sandsteingebiet ist ein alter Vulkan. Im kristallinen Odenwald ist trotz der geringeren Niederschläge infolge des undurchlässigen Gesteins die Taldichte größer als im Sandstein-Odenwald. Tiefe Talschluchten am Gebirgsrande zeigen die starke Belebung der Erosion durch Hebungserscheinungen hier an. Wie viele Gegenden im Südwesten Deutschlands ist das Randgebiet reich an Erdbeben. Die verkehrsgeographisch wichtige Nordsüdrichtung ist durch zwei tektonisch vorgezeichnete Senken begünstigt, von denen die eine im westlichen, die andere im östlichen Odenwald verläuft. Die leichte Zugänglichkeit hat das Gebirge schon früh in die Besiedlung des Landes einbeziehen lassen, obwohl auf den Höhen wirtschaftlich nicht viel zu holen ist. Der Boden ist im Durchschnitt wenig fruchtbar. Insbesondere gilt das vom Buntsandsteingebiet, wo denn auch der Wald noch stärker auftritt als im Westen. Am besten bebaut und am dichtesten besiedelt sind die größeren Täler und die beiden erwähnten Senken. Eine lebhaftere Entwicklung als die Orte im Inneren des Gebirges haben die Siedlungen an den Rändern genommen. In bescheidenem Maße hat sich die Industrie auch der kleinen Odenwaldstädte bemächtigt. Bodenständig ist das Steinbruchgewerbe. Den gesegneten Abhang zur Rheinebene mit vielen Siedlungen an der Bergstraße haben wir schon erwähnt.

Im Spessart herrscht, wie gesagt, der Buntsandstein durchaus vor; deshalb kann er auch noch jetzt mit vollem Recht als Waldgebirge bezeichnet werden. Die Hochflächen sind ziemlich tief von den Tälern durchfurcht. Südlich vom Main und von der fränkischen Saale taucht der Buntsandstein unter den Muschelkalk der schwäbisch-fränkischen Gaulandschaft unter. Die Randzone ist fast gänzlich vom Ackerbau erobert worden, große Haufendörfer liegen hier. Daran schließen sich in die Täler eindringende Waldhufendörfer. Im Waldgebiet des Gebirges sind nur kleinere Dörfer anzutreffen, auch Einzelsiedlungen in einem ringsherum gelichteten Bestande oder durch industrielle Betätigung ins Leben gerufene Ortschaften. Diese letztgenannten Siedlungen sind meistenteils von Glasmachern gegründet worden, die durch Quarz und Holz angelockt wurden. Doch konnte sich dieses Gewerbe auf die Dauer nicht halten; Versuche, es durch Eisenindustrie zu ersetzen, blieben erfolglos. Als einziges Ergebnis, Gewerbetätigkeit in den Spessart zu verpflanzen, war schließlich eine Übervölkerung zu verzeichnen, die sich allmählich durch Abwanderung von Arbeitern in die Industriestädte der weiteren Umgegend und durch Heimarbeit ausglich. Besonders aufnahmefähig für die arbeitssamen Spessartleute erwies sich Aschaffenburg am Main (34000 Einw.) in wichtiger Verkehrslage, hauptsächlich von der hier wohl verständlichen Papier- und Holzstofferzeugung sowie vom Handel lebend.

DAS SCHWÄBISCH-FRÄNKISCHE STUFENLAND

Schon der Kraichgau vermittelte den Übergang zu derjenigen großen Landschaft, die uns noch zum Bilde Süddeutschlands fehlt. Sie ist ausgezeichnet durch den stufenförmigen Aufbau aus mesozoischen Schichten, entsprechend der Vorstellung, die wir uns von der Entstehung der Oberrheinebene und ihrer weiteren Umgebung machen müssen. Diese Schwäbisch-Fränkische Stufenlandschaft bildet den Ost-



Geologische Karte des Schwäbisch-Fränkischen Jura und des anschließenden Senkungsfeldes
(Nach: Reinisch, Entstehung und Bau der deutschen Mittelgebirge. Leipzig 1910)

flügel des in der Oberrheinebene eingebrochenen Gewölbes. Im wesentlichen wird das Gebiet vom Neckar und vom Main entwässert; aber auch zur Donau entsendet es einige Wasseradern, so daß wir eine Kampfzone zwischen diesem großen Flusse und dem Rhein vor uns haben.

Neuere Untersuchungen (z. B. von Gradmann und W. Penck u. a. m.) haben sich gern mit der Frage nach der Entstehung der Schichtstufenlandschaften beschäftigt. Wir können auf die Anwendung dieser Forschungen für unser Gebiet nicht näher eingehen, möchten aber doch wenigstens auf die große Rolle hinweisen, die nach den bisher gewonnenen Ergebnissen die immer wieder neuangeregte Tätig-

keit der Flüsse spielt. Wo sie vorhanden ist, bildet sich die Stufenlandschaft weiter; wo sie fehlt, ist weder von einer Neubildung noch von einer Weiterbildung der Denudationsstufen die Rede. Im Gewässernetz der Südwestdeutschen Stufenlandschaft sind zu unterscheiden einerseits Neckar und Main mit ihren größeren Nebenflüssen, die die widerstandsfähigen Gesteinshorizonte, die „Stufenbildner", weitgehend zerschnitten haben, andererseits die kleineren Wasseradern, die auf den Rumpfflächen der Stufen in kaum eingearbeiteten Betten verlaufen, gegen die nächsthöheren Stufen zurückgreifen und deren Rand auflösen.

Wir verfolgen diese Vorgänge nicht weiter, sondern beschreiben nun einfach unser Stufenland.

Im Westen beginnt es an den alten Rümpfen des Schwarzwaldes und des Odenwaldes und endet im Osten und im Südosten mit dem obersten Steilrand des Fränkischen und des Schwäbischen Jura als letzter Stufe. Die Buntsandsteinstufe, die auch vorhanden ist, rechnet noch zu den östlichen Randgebirgen der Oberrheinebene. Unsere Landschaft beginnt also mit dem sich anschließenden Muschelkalk, dem wir bereits in dem Übergangsgebiete des Kraichgaus begegneten. Im Norden stößt das Stufenland als Dreieck gegen den Raum zwischen Rhön und Thüringer Wald vor. Im Neckargebiet folgen die Südwest-Nordost streichenden Landstufen ziemlich dicht aufeinander, während sie im Gebiet des Mains in die Süd-Nord-Richtung umgeschwenkt sind und sich weiter voneinander entfernen. Man könnte demnach auch noch das schwäbische Stufenland von dem fränkischen unterscheiden, oder das Neckarland von dem Mainland.

Im Neckarland begegnen wir zunächst den „Gäu"-Muschelkalkrumpfflächen. Wo ihre Oberfläche mit Lößlehm oder mit den Tonen und Mergeln der Lettenkohle bedeckt wird, liegt fruchtbares Ackerland, während der Muschelkalk selbst dem Landbau weniger günstig ist. Von der Baar im Winkel zwischen Schwarzwald und Jura, einer noch 700 m hohen, rauhen Hochfläche, zieht sich unsere Zone als Oberes und Unteres (Stroh-) Gäu und als Langes Feld bis in das Gebiet von Kocher und Jagst, in die Hohenloher Ebene, hinein. Fast überall sieht man die Gäuflächen im Südosten von den Höhen der Keuperstufe überragt, die das obere Neckarbergland bilden. Sein südwestlicher Teil ist von dem nordöstlichen zu trennen. Zwischen beiden liegt das Tal der Rems. Im Südwesten besteht das Keupergebiet aus Tafelbergen, deren Sandoberflächen reichlich Wald tragen (Schönbuch, Schurwald). Die fruchtbaren Ackerfluren, die sich einschalten, wie die Filder südlich von Stuttgart, gehören schon dem Lias, dem unteren Jura, an. Der nordöstliche Teil des Berglandes jenseits der Rems ist stärker zertalt, und seine Wälder sind viel mehr gelichtet; das Gebiet ist also in größerem Umfange dem Ackerbau dienstbar gemacht.

Der Neckar, der zunächst am Fuße der Rauhen Alb entlangfließt, biegt bei Plochingen zu einem im ganzen nördlichen Verlauf um, den er bis zu seinem Eintritt in den Odenwald beibehält. Das Bild des Neckartals zeigt reichen Wechsel der Formen je nach den Gesteinen, in denen es verläuft, und je nach den geologischen Schicksalen, die seine Entwicklung bestimmten. Im Muschelkalk ist das Tal eng; der mäandrierende Fluß schafft schöne Prall- und Gleithänge und Umlaufberge. Im Keuperland dagegen, zwischen Tübingen und Cannstatt hauptsächlich, wird das Tal breiter, und der Fluß neigt weniger zur Schlingenbildung. Mit der verhältnismäßig jungen Hebung im Odenwaldgebiet ist das Geschick des Neckar-

tales, wie schon früher erwähnt, eng verknüpft: die eigenartige Lage der Terrassen, Gefällsverminderungen, Stauungen, Moor- und Torfbildungen deuten auf jugendliche Störungen hin. Verschiedenartiger Boden und wechselnde Lage zur Sonne geben auch dem Anbau im Neckartal ein recht mannigfaltiges Gepräge: Wiesen, Wälder, Obst- und Weingärten (von Rottenburg abwärts) lösen einander in bunter Folge ab. Burgen und Städte vervollständigen das malerische Bild.

Da das Neckarland, wie wir gesehen haben, viele fruchtbare Landstriche umfaßt, auch die Gunst eines milden, vor allem sommerwarmen Klimas genießt, ist es schon früh ausgiebig von der Landwirtschaft im weitesten Sinne in Kultur genommen worden. Selbst in den reinen Ackerbaugebieten siedeln die Menschen ziemlich dicht. Neben Acker-, Wein- und Obstbau wird aber im Neckarlande auch viel Industrie getrieben, trotzdem ihr die natürlichen Verhältnisse wenig günstig sind; denn an Mineralschätzen sind nur Kochsalz und etwas Eisenerze (bei Aalen) vorhanden. Außerdem konnte erst durch Eisenbahnen die Lage abseits vom großen Verkehr gemildert werden. Hier wird, wie sonst selten in solcher Bedeutsamkeit, das Gedeihen der schwäbischen Gewerbe zur Verkehrsfrage, die nun durch die geplanten Ausbauten der Wasserwege in großzügiger Weise gelöst werden soll.

In der Hauptsache wohnen im Neckarlande württembergische Schwaben, einer der begabtesten und emsigsten deutschen Volksstämme, ehrlich, tapfer und nicht in schädlicher Weise mit Klassendünkel behaftet. Ein sozialer Vorteil ist es, daß auch die Arbeiterschaft noch in weitestmöglicher Weise bodenständig ist und, wo es nur immer geht, Kleinbesitz hat. Die Zahl der kleinbäuerlichen Betriebe ist, wie auch in Baden, sehr groß.

Die Hauptstadt des Neckarlandes ist Stuttgart (337000 Einw.), das seine heutige Stellung wohl fast nur dem Vorzuge der alten Residenz verdankt. Es liegt noch nicht einmal an der großen natürlichen Verkehrsstraße des Neckars, sondern in einem Seitentale. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts zählte die Beamten- und Winzerstadt 20 000 Einwohner; sie ist aber in dem größer werdenden Württemberg schnell gewachsen. Schon durch seine Lage ist Stuttgart eine der schönsten deutschen Großstädte. Nach Leipzig ist es einer der bedeutsamsten Buchhandelsplätze des Reiches. Die damit zusammenhängenden Gewerbe blühen. Hochschulen, Banken und Börse zeugen von regem geistigen Leben und von betriebsamer Handelstätigkeit. Als süddeutsche Kunststadt wetteifert Stuttgart mit München. Die vielseitige Industrie hat sich nach dem eingemeindeten Kannstatt am Neckar zu hinausgezogen. Eßlingen (40000 Einw. stand als alte freie Stadt in günstiger Lage am Neckar lange mit Stuttgart in Wettbewerb (Eisen-, Metall-, Maschinenindustrie). Bei Heilbronn (45000 Einw.), mit Eisen-, Maschinen-, Metallwaren-, chemischen u. a. Industrien, endigt vorläufig die Neckardampfschiffahrt. Oberhalb Stuttgart sind vor allem noch zu erwähnen Tübingen (21000 Einw.), im ganzen Gepräge Universitätsstadt, und Reutlingen (30000 Einw.), wie alle die anderen kleinen Mittelstädte der schwäbischen Industrieprovinz stark gewerbetätig. Von Reutlingen bis Stuttgart erstreckt sich dieses Industriegelände, das sich bis heute in der Hauptsache als arbeitsbestimmt erweist, und zwar noch weniger von der Energie, etwa der Wasserkraft, als von der Tüchtigkeit bodenständiger, schaffender Menschen getragen.

Mit Unterfranken wird der Teil des Stufenlandes bezeichnet, der ostwärts von Odenwald und Spessart liegt. Die natürliche Landschaft deckt sich zum größten Teil mit dem gleichnamigen bayrischen Bezirk. Geographisch und geologisch bildet

es die nördliche breitere Fortsetzung der schwäbischen Gäuzone, ist also demnach in der Hauptsache ein Muschelkalkgebiet. Die Hohenloher Ebene, die wir bereits im Rahmen des Neckarlandes behandelt haben, könnte man mit demselben Recht zu Unterfranken rechnen. Wie im Schwäbischen, so sind auch hier einzelne Keupervorkommen von der Abtragung verschont geblieben. Unterfranken ist dem Neckarland sehr ähnlich. Beiden sind gemeinsam Hochflächen mit Ackerbau, ab und zu auch dürre Kalkfluren, Talgründe mit Wäldern und Wiesen, mit Wein- und Obstkultur. Die Talformen passen sich dem Gestein vortrefflich an. Das Klima ist günstig, stellenweise aber etwas trocken. Der Freund schöner Landschaft findet hier die gleichen Bilder, wie sie andere zertalte Muschelkalkrumpfflächen Deutschlands bieten, wieder: schön sind die Täler mit ihren Terrassen, ihren weiten Flußschlingen und wechselnden, mannigfaltig bewachsenen Abhängen; steigt man aber an den Flanken hinauf, so ist man überrascht, auf einer weiten, nur leicht welligen und ziemlich einförmigen Hochfläche statt auf dem erwarteten Berge zu stehen. Wie Schwaben, so lag auch Unterfranken etwas abseits der wichtigen Straßen. Heute jedoch wird es von zwei großen, sich kreuzenden Eisenbahnlinien durchschnitten. Im ganzen ist es Bauernland geblieben mit einer wenig dichten, tätigen und fröhlichen Bevölkerung. Durch lebhafteren Verkehr und regere Gewerbetätigkeit zeichnen sich nur die Städte am Main aus. Die einzige große Stadt Unterfrankens ist Würzburg (90000 Einw.), mit vielen schönen Kirchen und Profanbauten, die kunstsinnigen Kirchenfürsten, besonders der Barockzeit, ihre Entstehung verdanken. Auch die Universität wurde von den geistlichen Herren gegründet. In einer Korn- und Weingegend gelegen, ist die Stadt zum Markt für Landeserzeugnisse, insbesondere für Wein geworden. Zum Teil knüpft auch die Industrie an diese Produkte an (Bier, Schaumwein, Likör), ist aber auch sonst vielseitig ausgebildet. Schweinfurt (36000 Einw.), eine alte freie Reichsstadt, war früher bekannt wegen seiner großen Viehmärkte; heute genießt vor allem seine Farbindustrie guten Ruf (Schweinfurter Grün). Wegen ihrer Kleinheit kaum erwähnenswert, aber doch in ganz Deutschland berühmt als Kleinodien mittelalterlicher Baukunst sind eine ganze Reihe fränkischer Städtchen, wie Wertheim und Miltenberg. Den höchsten Preis unter allen verdient aber Rothenburg ob der Tauber, ein Stück erhalten gebliebenen Mittelalters. An der nördlichsten Spitze unseres Gebietes, in einer Übergangszone zwischen Süd- und Mitteldeutschland, liegt Meiningen (18000 Einw.), politisch bereits zu Thüringen gehörend, eine kleine, ehemals von kunstsinnigen Herzögen gepflegte Residenz.

Über die Muschelkalkfläche Unterfrankens erhebt sich die Keuperstufe der Haßberge, des Steigerwaldes und der Frankenhöhe, zusammengefaßt unter dem Namen Fränkische Landstufe. Sie wird gegliedert durch die Aisch und durch den Maindurchbruch. Am stärksten in einzelne Höhen aufgelöst und nur wenig über den Muschelkalk erhoben ist die Frankenhöhe. Erst im Steigerwald erreicht die Stufe eine relative Höhe von 200 m. Hier ist sie durch zwei widerstandsfähige Gesteinshorizonte gedoppelt. Eine scharfe Grenze nach Osten gegen das Mittelfränkische Becken ist nicht vorhanden. Die Flüsse des Beckens entwässern vorwiegend zum Main. Aber das ist erst der jüngste Zustand: auch hier ist der Main räuberisch ins Donaugebiet eingebrochen und hat beispielsweise das Regnitzgebiet dem großen Fluß im Süden abspenstig gemacht. Steigerwald und Haßberge bilden heute keine Hauptwasserscheide mehr. Die Frankenhöhe dagegen ist es noch; Wörnitz und Altmühl gehören zum Bereich der Donau. Die Keuperstufe bildet sanfte

Berglandschaften, die viel mit Wald bestanden sind. Hier und da tritt ein Horizont im Gestein auf, der den Ackerbau begünstigt; die Verwitterung des Keupersandsteins im Fränkischen Becken liefert jedoch nur unfruchtbaren Boden. Und auch die niedrigen Diluvialterrassen und Dünen des eigentlichen Nürnberger Beckens sind durchaus nicht besser geeignet für den Ackerbau. Nur wo Liasschichten auftauchen, und das ist in geringerem Umfange der Fall als in Schwaben, und nur in den breiten Flußebenen liegen die Verhältnisse etwas günstiger für die Bodenkultur. Außerdem ist das Klima schon rauher als in Unterfranken, so daß Kiefernheiden wie in der Mark auch dem fränkischen ehemaligen Herrschaftsgebiet der Hohenzollern und seiner Nachbarschaft das Gepräge geben. Hier und da wird die Eintönigkeit der Landschaft durch Erhebungen aus Keupersandstein unterbrochen, unter denen der Nürnberger Burgberg am bekanntesten ist.
Von Natur kann diese Landschaft wirtschaftlich nur wenig leisten. Meist muß sich ebenso wie in manchen norddeutschen Sandgebieten der Landmann nur recht und schlecht durchschlagen. Der Wein gedeiht nicht mehr; dafür wird um so mehr Hopfen gebaut, und das Bier tritt an die Stelle des Weins. Bodenschätze sind nicht vorhanden. Was sich an beachtenswerten Siedlungen in dem nicht allzu reich von Menschen bewohnten Lande entwickelt hat, steht mehr oder weniger unter der Wirkung der großen Verkehrslinien, die auf Nürnberg zu laufen, während weite Landstriche im Westen des Beckens auch außerhalb vom Durchgangsverkehr liegen. So ist denn die einzige Gunst, deren sich Nürnberg (392000 Einw.) erfreuen konnte, das Kreuzen einer Nord-Südstraße von Thüringen und Sachsen nach den reichen Handelsstädten im Alpenvorland mit einer Linie vom Rhein nach der Donau. Die fleißigen und erfindungsreichen Bürger wußten jedoch diese Lage auszunutzen und machten Nürnberg schon im ausgehenden Mittelalter zu der bedeutendsten Industriestadt des Deutschen Reiches, was bei dem anderen Aufbau und den anderen Erzeugnissen der Gewerbe damals noch möglich war. Zu den kunstreichen Handwerkern gesellte sich dann auch der Kaufmann, der ein Vermittler nicht nur für die Waren Nürnbergs, sondern auch entfernterer Erzeugungsstätten wurde, wie zeitweise für die Holzwaren des Meininger Oberlandes. Bei seinem Reichtum ist Nürnberg eine berühmte Stätte altdeutscher bürgerlicher Kultur geworden. Die Burg und die an schönen Profan- und Kirchenbauten reiche Stadt werden von Freunden der Geschichte und Kunst gern besucht. Die Betriebsamkeit der Nürnberger hat sich auch in der Gegenwart nicht verleugnet; mit dem benachbarten Fürth ist die Stadt eine wichtige Industrieinsel geworden (Metall- und Kunstgewerbe, Spielwaren-, Bleistift-, Reißzeug-, Spiegel-, Farbenfabriken, Lebkuchenbäckereien, Maschinen- und elektrische Industrien, Bierbrauereien). Der Handel Nürnbergs ist entsprechend dieser mannigfaltigen Erzeugung weit ausgedehnt. Weltbekannt ist Nürnberg als bedeutendster Hopfenmarkt. Im übrigen sind die Städte im Mittelfränkischen Becken nur klein, auch die alte Residenz Ansbach (22000 Einw.) und die Universitätsstadt Erlangen (30000 Einw.). Manche von ihnen haben noch viel von ihrem altehrwürdigen Kleid behalten können. In der Nähe des Mains erst begegnen wir wieder einer ansehnlichen Mittelstadt: Bamberg (50000 Einw.). Hinsichtlich der Bodenergiebigkeit ist die Umgebung der Stadt durch Liasvorkommen ziemlich günstig gestellt. Daher rührt der Gartenbau als eine der wichtigsten Erwerbsquellen. Im äußeren Bilde Bambergs ist der alte Bischofssitz mit seinem berühmten Dom und seinen vielen übrigen Gotteshäusern unverkennbar. Von den nicht bodenständigen Gewerben

sind besonders Textilindustrie sowie Eisen- und Glockengießerei zu erwähnen. In dem schmalen Streifen, der sich zwischen Thüringer Wald, Frankenwald und Fichtelgebirge einerseits, dem Frankenjura andererseits ausbreitet, erreicht das fränkische Triasland sein Ende. Dieses wenig fruchtbare Ländchen um die Vereinigungsstelle der Mainquellflüsse, als Oberfranken im engeren Sinne zu bezeichnen, weist noch einmal die Schichtstufen in deutlicher Ausbildung auf. Der Hauptort der Gegend ist Bayreuth (35000 Einw.), als Wagnerstadt zeitweise der Wallfahrtsort vieler Fremder. Wie Ansbach ist auch Bayreuth eine der alten fränkischen Residenzen, die aus preußischem in bayrischen Besitz hinüberwechselten.

DER DEUTSCHE JURA

Den letzten Absatz des Südwestdeutschen Stufenlandes bilden der Schwäbische und der Fränkische Jura, die man wohl auch unter dem in der Überschrift gebrauchten Namen zusammenfaßt. Diese Bezeichnung ist berechtigt, da sie den Gegensatz zwischen den beiden deutschen Gebirgszügen und dem gefalteten Schweizer Jura ausdrückt, dessen Richtung der Tafeljura, allerdings schon jenseits der Reichsgrenze, aufnimmt. Besonders charakteristisch für ihn auf deutschem Boden vom Rhein bis zum Staffelstein ist die nur wenig unterbrochene Mauer aus Kalken und Dolomiten des Malm, der obersten jurassischen Ablagerungen.
Im deutschen, besonders im Schwäbischen Jura, haben die Geologen schon wegen des Reichtums an Versteinerungen immer gern gearbeitet und die Schichtenfolge genau gegliedert. Wir können hier nur das für die geographische Betrachtung Wichtigste erwähnen. Der untere Jura oder Lias besteht aus wenig widerstandsfähigen Kalken, Tonschiefern, Mergeln und Sandsteinen. Er bildet, wie wir bereits erwähnt haben, fruchtbare Ackerböden. Der mittlere Jura oder Dogger baut sich auf aus Tonen, Kalken und eisenschüssigen Sandsteinen, welch letztere sich gegenüber den anderen Horizonten als widerständig erweisen. Sie tragen vorwiegend Nadelwald. Der obere Jura oder Malm setzt mit hellen Mergeln und Tonen ein; dann folgen geschichtete Kalke mit Riffbildungen; darüber liegen Plattenkalk oder, im Fränkischen Jura, Dolomite. Den Malm als Stufenbildner haben wir schon kennengelernt. Wenn überhaupt, so tragen seine Kalke vorwiegend Laubwald.
Die Grenze zwischen dem Fränkischen und dem Schwäbischen Jura wird von dem Ries bei Nördlingen gebildet. Das ist ein großer Kessel im Jurazuge, der von der Umgebung um 100—200 m überragt wird. Das Ries ist vulkanischen Ursprungs und zwar wahrscheinlich ein Explosionskrater, durch dessen südlichen Rand sich die schon früher angelegte Wörnitz einen Ausgang geschaffen hat. Sein Boden besteht aus fruchtbaren tertiären und diluvialen Bildungen, weswegen diese Gegend einstiger Erdunruhe heute eine dicht besiedelte und reiche Kornkammer darstellt. Die alte schöne Reichsstadt Nördlingen (9000 Einw.) leitete den Weg von Augsburg in seine nördlichen Verzweigungen nach Franken und Schwaben weiter. Mit dem Aufblühen Münchens und dem Zurücktreten Augsburgs war auch Nördlingens beste Zeit vorbei.
Unmittelbar nördlich vom Laufe des aus dem Bodensee ausgetretenen Rheins wird der Jura durch das Vulkanfeld des Hegaus eingeengt. Hier ragen eine Anzahl aus magmatischen Massen herausgearbeiteter Bergkuppen empor, so der Hohe Stoffel, der Hohe Krähen und, nicht zu vergessen, der Hohe Twiel, der die altschwäbische Herzogsburg trug.

Der eigentliche Schwäbische Jura beginnt nördlich von der Donau und zwar mit seinem höchsten Teil überhaupt, dem unwirtlichen Hochplateau des Heubergs, das sich in der Rauhen Alb fortsetzt, die ihrem Namen auch noch alle Ehre macht. Jeder, der die hohen weißen Steilmauern kennt, mit denen die Alb gen Norden schaut, ist erstaunt über den allmählichen Übergang zur Donau auf der Südseite, der kaum noch den Namen eines Gebirges verdient. Durch die Wirksamkeit der Erosion sind einzelne, oft burgengekrönte Ausliegerberge vom mauerartigen Nordwestrand, dem Albtrauf, losgelöst, wie der Hohenzollern und der Hohenstaufen. Nach Nordosten zu schließen sich, etwas niedriger, das Aalbuch und das Härtfeld an. Am Ostende der Rauhen Alb zwischen dieser und dem Aalbuch liegt als einer der wichtigsten Albübergänge die Einsattelung der Geislinger Steige, die nach Ulm führt.

Wassermangel kennzeichnet die Hochflächen des Schwäbischen Jura, denn in den kluftreichen Kalken versickert das Wasser schnell. Zahlreiche Höhlen haben sich in diesem Karstgebiet gebildet. Die Anlage der Siedlungen zeigt in vielen Fällen deutlich die Abhängigkeit von den Wasserverhältnissen. Man bevorzugte gern die Nähe von teicherfüllten Maaren, die von der einst lebhaften vulkanischen Tätigkeit zurückgeblieben sind. Sonst war man gezwungen, das Regenwasser in Zisternen zu sammeln. Noch heute müssen sich zu Zeiten manche Bauern das für den Wirtschaftsbedarf notwendige Wasser in Fässern von unten heraufholen; vielfach jedoch wird es durch Pumpwerke den Verbrauchern zugeführt. Unter solchen Umständen ist es verständlich, daß die Hochflächen nur dünn besiedelt sind. Wenn auch der Ackerbau sich bedeutende Flächen erobert hat, so herrschen doch noch immer auf dem steinigen Boden die Hutungen vor. Dichter dagegen ist die Bevölkerung an dem fruchtbaren Fuße des Jura und in den größeren Stirntälern des dem schwäbischen Becken zugekehrten Randes, in denen die Gewerbetätigkeit (Weberei) leicht Fuß fassen konnte. Nur an einigen wichtigen Verkehrswegen haben sich kleine Städte entwickelt.

Wenn der Fränkische Jura in seinem charakteristischen Aussehen von dem Schwäbischen Jura abweicht, so beruht das zunächst auf seiner geringeren Höhe. Dann wird er aber auch von einem Donaunebental in ganzer Breite durchschnitten, nämlich vom Tal der Altmühl, die zuletzt bis Kelheim ein Stück des ehemaligen Donautales selbst benutzt, das der Strom ebenso wie das heutige Wellheimer Trockental verlassen hat. In diesen Verlegungen von Flußlaufstrecken sieht man mit Recht Beweise für die Hebung des Juragebietes. Bei Neuburg und bei Kelheim hat sich die Donau schöne Durchbrüche durch Vorsprünge des Jura geschaffen, die wohl nur dadurch möglich waren, daß das Tal zunächst senkrecht über den heutigen Durchbruchsstellen in einer mittlerweile fortgeräumten Tertiärdecke angelegt worden ist. Was noch besonders den Fränkischen Jura von dem Schwäbischen unterscheidet, ist das Auftreten des Dolomits im Malm. Seinen malerischen Formen verdankt die „Fränkische Schweiz“, der Nordteil unseres Gebirges, ihren etwas kühnen Namen. Durch den südlichen Teil des Frankenjura führen eine Anzahl Durchlässe von Bedeutung: das Altmühltal mit der Fortsetzung auf Ingolstadt, das ehemals von der Rezat benutzte Tal (die Fossa Carolina), ebenfalls ins Altmühltal führend, und der Übergang des Ludwig-Kanals bei Beilngries, der wiederum im Gebiet der unteren Altmühl mündet. Wirtschaftlich ist der Fränkische Jura nicht allzu hoch zu bewerten. Landwirtschaft steht sich auf den Hochflächen kaum besser als im benachbarten Schwäbischen Jura. Es breitet

sich auch hier viel Weideland aus. Etwas besser gedeihen Ackerfrüchte und Wiesen in den größeren Tälern. Dort liegen denn auch die wenigen kleinen Städte des nur gering bevölkerten Gebietes. Das an die Stadt Eichstätt geknüpfte Bistum ist infolge der durch die ganze Landschaft gegebenen Enge stets klein und ohne größeren politischen Einfluß geblieben. Bekannter als jenes Städtchen ist uns heute Solnhofen, nicht nur wegen der einzigartigen Versteinerungen, die in den Kalken seiner Umgebung gefunden worden sind, sondern auch wegen seiner ebenfalls aus den Jurakalken stammenden Lithographenplatten, die Weltberühmtheit erlangt haben und auch dem Geographen die wertvollsten Dienste für die Herstellung seiner Karten leisten.

2. MITTELDEUTSCHLAND

VON DR. ALBRECHT BURCHARD

Mitteldeutschland ist kein genau festliegender Begriff. Hier soll es aufgefaßt werden als das Land der schon früher kurz beschriebenen (S. 284) Mitteldeutschen Gebirgsschwelle. Wir haben kein räumlich gut abgegrenztes Naturgebiet vor uns. Manches wird bei Nord- und Süddeutschland behandelt, was ebensogut hier herein paßte. Niemals ist Mitteldeutschland staatlich zusammengefaßt gewesen. Es wäre dann auf der Karte auch ein ebenso verkehrspolitisch und strategisch unglückliches Gebilde entstanden wie die Tschechoslowakei: eine fischähnliche Gestalt mit dickem Kopf im Westen, nach Osten sich verjüngend und schließlich schmal auslaufend.

Was uns aber berechtigt, doch Mitteldeutschland in einem besonderen Kapitel zu betrachten, das ist der überragende Anteil, den das Mittelgebirge an seinem Aufbau hat. Die Senken ordnen sich dem Gebirge unter, während in Süddeutschland die Becken und Aufschüttungsgebiete landschaftlich herrschen. Über den Gegensatz zu Norddeutschland brauchen wir überhaupt kein Wort zu verlieren.

Mit ihren weiten Waldgebieten hat einst die Mittelgebirgsschwelle in vielen ihrer Teile trennend zwischen Nord und Süd gewirkt. Heute jedoch ist sie zu einem wichtigen Bindeglied geworden, namentlich seitdem sie von einer dichten, gewerbefleißigen Bevölkerung besiedelt ist, die hinsichtlich ihres Charakters zwischen Nord- und Süddeutschland vermittelt. Doch lassen wir nun die einzelnen Landschaften im Geiste an uns vorüberziehen!

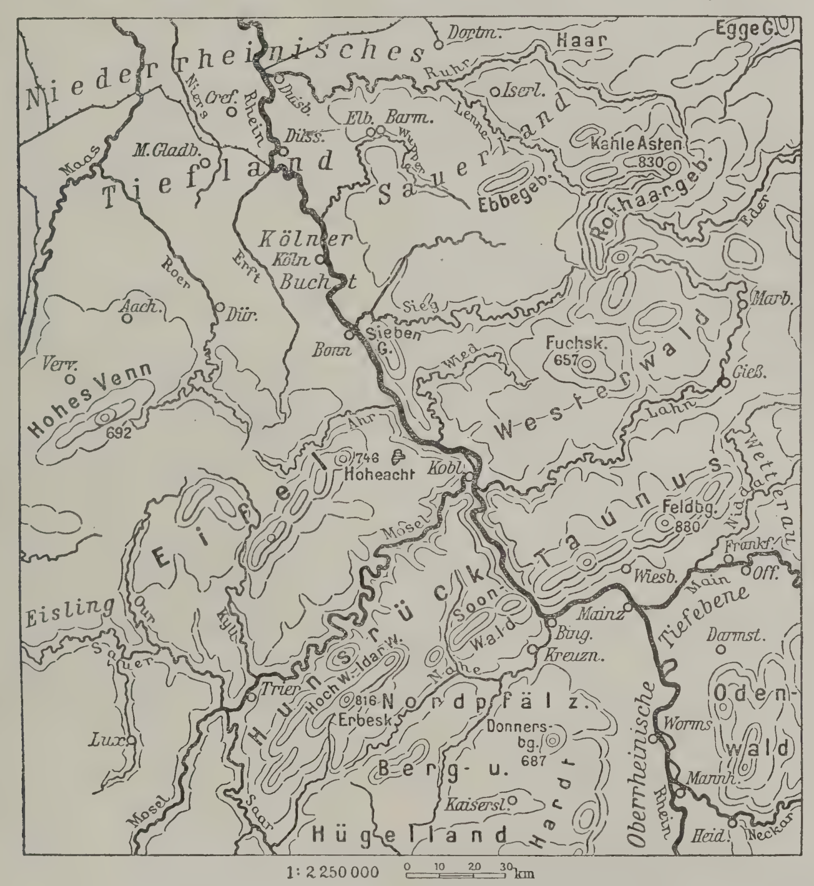
DAS RHEINISCHE SCHIEFERGEBIRGE

Nordwestlich von der Nahe und vom Unterlauf des Mains liegt das Rheinische Schiefergebirge, der größte Block alter Sedimentgesteine, der sich in Deutschland an die Oberfläche erhebt. Insbesondere sind es devonische Schiefer, die die Landschaft zusammensetzen.

Das Rheinland ist in zwei Stockwerken aufgebaut. Das untere wird gebildet durch die terrassenumsäumten Täler; es ist sonnig, offen und fruchtbar. Im oberen Stockwerk, auf den ernsten Hochflächen mit geringen Höhenunterschieden, teilen sich der Wald und ein magerer Feldbau in den Boden. Die Hänge sind am Rhein

und in einigen Nebentälern in guter Lage mit Reben bepflanzt. Hier an den weinbergbesäumten Flüssen, besonders am Vater Rhein selbst, ist das Rheinland, wie es der Deutsche kennt und liebt, das fröhliche Rheinland mit seinem Wein, seinen Liedern, seinen Schlössern, Burgen, Ruinen und immer heiteren Menschen.

Nirgends sonst im deutschen Mittelgebirge wird die Gliederung so vollkommen durch noch heute von tätigen Flüssen besetzte Talstrecken erreicht wie hier.



Übersichtsskizze des Rheinischen Schiefergebirges

Wie schon früher angedeutet, hat sich der Rhein mitsamt seinen großen Nebenflüssen gegenüber der Hebung des Gebirgsblockes zu behaupten gewußt. Besonders noch im Quartär ist dieses Einschneiden recht beträchtlich gewesen (bis 200 m). Die Verkürzung der Erosionsstrecke durch den Einbruch des Kölner und des Neuwieder Beckens im Tertiär hat in äußerst günstiger Weise gefällverstärkend gewirkt. Die härteste Arbeit leistete das Wasser im Süden in den widerstandsfähigen Quarziten im Zuge des Hunsrück und Taunus, daher auch die Enge des Tals abwärts von Bingen.

Der Rhein teilt unser Gebiet in einen rechts- und einen linksrheinischen Flügel. Rechts trennt die Mosel den Hunsrück von der Eifel und dem Hohen Venn, links

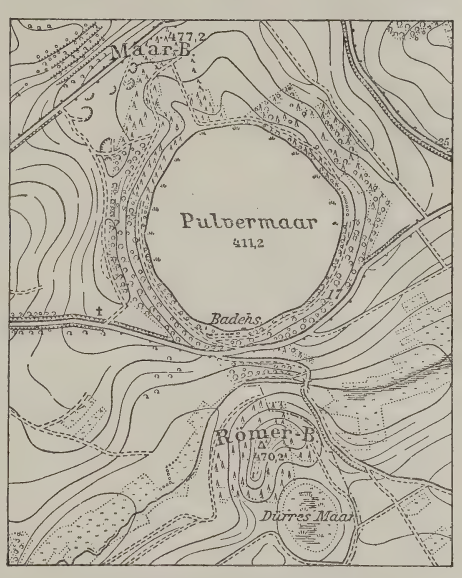
die Lahn den Taunus vom Westerwald mit dem Siebengebirge. Nördlich davon liegen Rothaargebirge, Sauerland und Haar.
Die absoluten Höhen sind nur gering, die höchsten Gipfel sowohl im links- wie im rechtsrheinischen Gebirge (Erbeskopf im Hunsrück, Feldberg im Taunus, Kahle Asten im Rothaargebirge) erreichen noch nicht 900 m und weisen durchaus keine stolzen Formen auf, sondern sind nur zahme Buckel, die sich über das hochflächenartige Gebiet erheben. Wohl die Hälfte der Fläche des Rheinischen Schiefergebirges bleibt unter einer Höhe von 500 m zurück. In die oberen Flächen schalten sich noch niedrigere über den jungen Talflanken ein, einer älteren, zum Teil auch tektonischen Zerlegung des Gebirges angehörend. Bei den geringen absoluten Höhen in einem Gebiet mit großer Fläche kann die Reliefenergie nicht allzu bedeutend sein. Nur in der Nähe der größeren Täler sind Höhenunterschiede von einigen Hundert Metern zu überwinden.
Der Taunus besteht aus dem Taunusplateau, über das sich am südlichen Rande die Taunushöhe mit dem Feldberg (881 m) erhebt. Vor dem Taunuskamm liegt im Süden ein großenteils bewaldeter Schieferstreifen, der in das tertiäre Hügelland des Rheingaus übergeht. Der Taunuskamm hat sich gegenüber den abtragenden Kräften durch seine überaus widerständigen Quarzite erhalten können. Die Hauptentwässerung geht zur Lahn in Tälern, die dort, wo sie durch die Schiefer verlaufen, tief eingeschnitten sind. Weder die Schiefer noch die Quarzite liefern dem Ackerbau günstige Böden; daher sind sie meist mit allerdings sehr schönen Wäldern bestanden. Der Landmann hat das Feld seiner Tätigkeit viel lieber an den Rändern und in den Senken gesucht, wo tertiäre und diluviale Ablagerungen viel reichere Erträge versprachen als die steinüberstreuten Hochflächen. Dort drängt sich denn auch die Bevölkerung am dichtesten zusammen, während sie im übrigen Gebirge verhältnismäßig dünn sitzt. Die südlichen Abhänge bilden nach Klima und Pflanzenwelt ganz den Übergang zur Oberrheinischen Ebene. In frostgeschützter Lage gedeihen hier wärmeliebende Pflanzen, außer der Rebe noch die Edelkastanie und der Mandelbaum. Besondere Bedeutung gewinnen im Taunus die heilkräftigen Quellen, die zur Entstehung berühmter Badeorte geführt haben. Am Südrande dringen besonders Solen auf, an der Lahn und auf der Hochfläche Säuerlinge. Wiesbaden (104000 Einw.), Nauheim (15000 Einw.) und Homburg (17000 Einw.) sind Badeorte von Weltruf. Schon die Römer haben hier Bäder angelegt.
Der Zwillingsbruder des Taunus, der Hunsrück, ist in der Welt lange nicht so bekannt, und doch ist sein Aufbau dem des rechtsrheinischen Gebirges sehr ähnlich: zwei Quarzitrücken erheben sich über einer aus Schiefern zusammengesetzten Hochfläche. Der Abfall zum Moseltal ist steil; der Übergang im Süden zum Pfälzer Bergland dagegen vollzieht sich allmählich und ist nur durch das enge Tal der Nahe unterbrochen. Der Hunsrück ist klimatisch rauher als der Taunus. Auch hier hat sich auf den Quarziten schöner Wald eingefunden, während sich die Baumbestände auf den Schiefern mehr zugunsten des mageren Ackerlandes auflösen. Die Bevölkerung ist noch weniger dicht als im Taunus, die Industrietätigkeit nur gering.
Hunsrück und Taunus haben nur noch wenige Spuren junger vulkanischer Tätigkeit aufzuweisen. Um so mehr ist das der Fall in der Eifel, deren Landschaftsbild hier und da durch jene Erscheinungen das Gepräge bekommt. Drei Gebirgsteile lassen sich je nach der Höhenlage von der Mosel nach Nordwesten zu unter-



Das Ulmener Maar in der Eifel

Nach Photographie von Aug. Rupp in Berlin

scheiden: die Vordereifel, die Hohe Eifel und die Schneifel, deren Quarzitrücken zu annähernd 700 m ansteigt. Der Vulkanismus des Gebiets reicht bis ins Quartär hinein. Wir treffen auf tertiäre Basaltkuppen (Hohe Acht, 746 m), auf eiszeitliche Schichtvulkane mit teilweise erhaltenen Lavaströmen und Kratern; besonders bekannt sind aber die als Explosionstrichter entstandenen Maare. Die quartären vulkanischen Erscheinungen liegen in einer nordwestlich-südöstlich streichenden Linie um Gerolstein, Daun und Gillenfeld und zum anderen um den Explosionskrater des Laacher Sees in der Nachbarschaft des Neuwieder Beckens. Für ergiebigen Landbau günstig erweist sich nur die Vordereifel mit ihrem überaus fruchtbaren Maifelde. Die Hochflächen der Hohen Eifel dienen in tieferen Lagen der Waldwirtschaft, in höheren vor allem der Viehzucht. Kärglicher noch finden die Bewohner der Schneifel ihr Fortkommen. So sind denn die höheren Teile des Gebirges auch ziemlich menschenarm. Von Industrien sind besonders die Gerbereien zu erwähnen, die der Viehzucht und den Eichenschälwaldungen ihre ursprüngliche Bodenständigkeit verdanken. Das vulkanische Gestein liefert Pflaster-, Mühlsteine und Kunststeine. Hauptort dieser Industrie ist Mayen (14000 Einw.). An kohlensäurehaltigen Quellen fehlt es nicht, sie genießen guten Ruf (Gerolsteiner Sprudel, Apollinaris). In noch verstärkterem Maße trägt das Hohe Venn den rauhen Charakter einer Gebirgshochfläche mit langen, schneereichen Wintern und kühlen Sommern. Es ist fast ganz von Wäldern und Hochmooren eingenommen.



Das Pulvermaar in der Eifel
(Nach dem preußischen Meßtischblatt 3361)

Der Eifel mit ihrem vulkanisch bedingten Formenreichtum steht der einförmige Westerwald gegenüber, eine Hochfläche mit weit vermoorten Tälern. Auch hier war einst die vulkanische Tätigkeit stark. Im Hohen Westerwald hat sie weithin Basaltdecken über die Rumpffläche gegossen. Darunter ist an manchen Stellen das Tertiär mit seinen wichtigen Braunkohlen erhalten geblieben. Die tertiären Tone haben auch ein Gewerbe aufblühen lassen, die Töpferei; berühmt ist das Kannenbäckerland unweit Koblenz. Wegen des rauhen Klimas ist selbst auf an sich gutem Boden die Landwirtschaft wenig lohnend, so daß man sich in der Hauptsache der Viehzucht zugewandt hat. Die Entwaldung war schon im Mittelalter weit vorgeschritten; in neuer Zeit hat man sie durch Wiederaufforsten wettzumachen gesucht. Einen Ersatz für die mangelnde landwirtschaftliche Erzeugung haben die Menschen hier in Bergbau und Industrie gesucht. Außer Kohle und Tonen werden Eisen-, Silber- und Bleierze abgebaut. Die Siedlungen sind nur klein, die altertümlichen Städtchen, wie Montabaur, aber recht anheimelnd. An der Nordwestecke des Westerwaldes, in dem Winkel zwischen Rhein und Sieg, gegen die Kölner Bucht vorgeschoben, liegt das Siebengebirge, bestehend aus Trachyt- und Basaltkuppen nebst zugehörigen Tuffen über dem

Schiefergrundgebirge. Von den Vulkanen ist nichts übriggeblieben als die ehedem in den Ausbruchsschloten steckenden Stiele, die nun heute, von der Erosion noch weiter umgestaltet, einst mit ihren Burgen das Rheintal beherrschend, eine der malerischsten Kleinlandschaften am Rhein bilden.

Das Rothaargebirge verdankt seine etwa dem Hohen Westerwald gleichkommende Höhe wahrscheinlich einer Aufbiegung des Schiefergrundgebirges. Es ist in der Hauptsache mit Wald bestanden. Nur das waldarme Winterbergplateau mit dem Kahlen Asten (830 m) gestattet auf dem mageren Tonschieferboden einen spärlichen Anbau. Durch seine Höhe und seinen Niederschlagsreichtum ist das Rothaargebirge das Ursprungsgebiet vieler Flüsse: Diemel, Ruhr, Lenne, Lahn, Sieg und Eder. Die Eichenwälder gaben Veranlassung zum Betriebe von Gerbereien. Der südwestliche Abhang des Gebirges liefert die für die Industrie des Sieger Landes so wichtigen Eisenerze.

Nach Nordwesten geht das Rothaargebirge in die Hochfläche des Sauerlandes über, in das südliche Westfalen. Wir haben hier eines der schönsten Waldreviere Deutschlands betreten. Für die Landwirtschaft ist der Boden jedoch wenig ergiebig. Die mit Annäherung an das Ruhrgebiet immer zahlreicher werdende Bevölkerung sucht daher Ersatz in der Gewinnung von Eisenerzen und in einer sich lebhaft entwickelnden Industrie, die auch die Wasserkräfte des niederschlagsreichen Landes ziemlich weitgehend ausnutzt.

Die großen Täler des Rheinischen Schiefergebirges haben zwar allesamt ihre letzte wesentliche Gestalt im Diluvium bekommen; doch sind hier und da auch beträchtliche Weiten in ihnen vorhanden, die schon früher tektonisch angelegt worden sind. Jedenfalls sind diese Täler in vielen Strecken weit genug, um in sich eine der Zahl nach dichte, rührige Bevölkerung mit ihren Siedlungen aufzunehmen. Die wichtigsten Ortschaften des ganzen Gebietes liegen an den Flüssen, und auch der Hauptverkehr benutzt die durch die größeren Wasseradern angezeigten Tiefenlinien durch das Gebirge, wenn daneben auch noch mancher Sattel verkehrswichtig ist, wie im Taunus die Idsteiner Senke oder der Homburger Sattel oder wie die Lücke im Westerwald in der Linie Gießen—Siegen.

Allen voran steht das Rheintal. Zwischen Bingen und Koblenz ist es am engsten und schönsten. Oft drängt sich der Strom ziemlich dicht an die Uferfelsen heran. Ein gewaltiger Verkehr zu Wasser und zu Lande hat sich dieser wichtigsten Durchgangsstraße in der Mitteldeutschen Gebirgsschwelle bemächtigt. Wohl die Hälfte aller Binnenschiffahrtstonnage in Deutschland entfällt auf den Rhein, und ein nicht unbeträchtlicher Teil davon benutzt noch den Wasserweg zwischen Bingen und Bonn. An beiden Seiten wird der Strom von Eisenbahnlinien begleitet. Der Hauptsegen des milden und sommerwarmen Klimas ruht auf den sonnseitigen Talhängen, wo die Rebgärten, nicht weit von der Nordgrenze ihres Vorkommens überhaupt, einen weltberühmten Wein zeitigen. Dieser Wein, ein fröhliches Volk dazu und die schöne Landschaft der altgeschichtlichen Rheinlinie mit ihren ehrwürdigen Städten und Burgen vereinigen sich zu einer Romantik, die zu erleben alten und jungen Deutschen nur hier möglich war. Heute freilich ist der Rhein tatsächlich ein Grenzstrom, und die fremde Willkür greift sogar noch über ihn nach Osten hinaus. Durch Natur, Geschichte, Sage und Lied ist aber der Rhein so in die deutschen Herzen verwoben, daß auch der fremde Spuk über kurz oder lang gebannt werden wird. Wir müssen es uns versagen, hier von Caub und St. Goar, Boppard und Bacharach, von den Burgen am Rhein des näheren zu

berichten. Nur der Stadt Koblenz (59000 Einw.) sei gedacht. Sie ist in wichtiger Verkehrslage entstanden dort, wo der Rhein die Mosel aufnimmt („Confluentes"). Hierzu kommt noch, daß unmittelbar oberhalb, bei Niederlahnstein, auch das Lahntal ausmündet. Die Wichtigkeit des Verkehrskreuzes wurde schon von den römischen Gründern der zunächst an der Mosel angelegten Stadt erkannt. Koblenz ist tatsächlich der Hauptort des Rheinischen Schiefergebirges. Diese Tatsache findet ja auch darin ihren Ausdruck, daß die Provinzialregierung hier ihren Sitz hat. Die Stadt nimmt lebhaft am Rheinverkehr teil, läßt aber als Mittelpunkt eines ausgedehnten Weinhandels nicht jene rast- und oft seelenlose Geschäftigkeit aufkommen, wie wir sie vielfach in den Industriestädten weiter im Norden finden. Das Neuwieder Becken nördlich von Koblenz, ein Senkungsfeld in der östlichen eifeler Vulkanzone, weist äußerst fruchtbare Böden auf der Talaue und den hier gut ausgebildeten Rheinterrassen auf. Die Gewerbetätigkeit ist sehr lebhaft, besonders in Neuwied (20000 Einw.) selbst. Von Andernach (11000 Einw.) aus werden die Nutzsteine der Vordereifel verschifft. Zuletzt noch einmal durch das Siebengebirge eingeengt, betritt der Rhein die Kölner Bucht.

Während der Rhein am Beginn der randlich eingebrochenen Bucht das Schiefergebirge verläßt, durchfließt die Mosel eine tektonische Senke, bevor sie sich in die Schiefer einnagt, die Trierer Bucht. Bei Trier stehen noch Triasschichten an. Die Stadt Trier (58000 Einw.) ist heute ein verhältnismäßig stiller Ort. Ihre Hauptblüte hatte sie als römische Kaiserstadt an der wichtigen Heerstraße zum Rhein und später noch als Sitz eines regierenden Erzbischofs. Die Reste gewaltiger römischer Bauten erinnern an die einstige Pracht. Der Moselweg hat nicht annähernd die Bedeutung der Rheinstraße erlangt. Der Fluß ist sehr gewunden; auf einer langen Strecke entfernt sich der große Landverkehr ganz von ihm und benutzt die Wittlicher Senke. Der Weinbau ist auch an der Mosel sehr im Schwange, wie denn überhaupt die Landschaft ein verkleinertes Abbild der schon geschilderten am Hauptflusse bietet.

Auch die Lahn schneidet tief ins Gebirge ein, doch sind auf ihrem Lauf die beckenartigen Erweiterungen zahlreicher. Unter ihnen ist das Limburger Becken von unterhalb Wetzlar bis Limburg am bedeutendsten. Als Verkehrsstraße ist das Lahntal wohl wichtiger als das Moseltal. Doch gilt das nur für den Eisenbahnverkehr, denn für die Schiffahrt ist die Lahn noch weniger geeignet als die an sich schon nicht bedeutende Mosel. Das Klima ist an der Lahn nicht mehr so günstig, um den Weinbau in größerem Umfange zuzulassen. Doch gestattet besonders der Boden in den Becken recht ertragreichen Ackerbau. Im übrigen zeichnet sich dieses Tal vor den beiden anderen durch seine lebhafte Gewerbetätigkeit aus, vor allem in der Gegend Wetzlar-Limburg, wo zu beiden Seiten des Flusses im Gebirge Eisenerzlager ausgebeutet werden. Daher rührt auch die dichte Bevölkerung des Lahnstreifens. Manch malerisches Städtebild hat sich hier erhalten.

Das Tal der Sieg ist nur eng und deshalb als natürliche Verkehrsstraße wenig geeignet. Die Eisenerze im oberen Talabschnitt haben wir schon erwähnt. Der zur Zeit größte Eisenerzertrag unter allen reichsdeutschen Vorkommen wird zur geringeren Hälfte ins Ruhrgebiet befördert, während der Rest im Siegerland verhüttet wird. Der Eisenindustrie verdankt denn auch die einzige größere Stadt des Gebiets, Siegburg (19000 Einw.), ihr Gedeihen.

Von den übrigen kleineren Nebentälern des Rheins innerhalb des Schiefergebirges mag noch das Ahrtal mit seiner schönen Landschaft, seinem Wein und seinen Bädern erwähnt werden.

DAS HESSISCHE BERGLAND

Im Hessenlande ändert sich der Charakter der Mitteldeutschen Gebirgsschwelle. Im Rheinischen Schiefergebirge hatten wir uns daran gewöhnt, wenigstens in den Sockeln der Gebirge die paläozoischen Gesteine anstehen zu sehen, ja, ganze Schollen erschienen fast ausschließlich daraus zusammengesetzt. Was jünger war, entstammte mit wenigen Ausnahmen als Erguß oder Aufschüttung frühestens dem Tertiär. In Hessen treten nun aber neben den tertiären, auch hier vielfach vulkanischen Decken überwiegend die Gesteine des Mesozoikums auf. Auch die verhältnismäßig straffe Anordnung der einzelnen Gebirgserhebungen des Rheinischen Schiefergebirges mit ihrer Symmetrie rechts und links vom Rheintal, die allerdings auf der übersichtlichen Karte deutlicher als in der Natur ausgeprägt erscheint, finden wir im Hessischen Berglande nicht wieder. Eine gewisse Ordnung jedoch, wenigstens in der Tektonik unseres Gebietes, ist vorhanden, wenn auch die Flußanordnung und die morphologischen Umrißlinien ganz regellos erscheinen. Die großen Einbrüche, die dem Lande seinen eigenen Charakter geben, ordnen sich dem oberrheinischen System, der Nord-Südrichtung, unter. In dieser Richtung verläuft die Hessische Senke von der Wetterau bis über Kassel hinaus. Sie unterscheidet sich wesentlich von den auf Triassockel aufgesetzten Vulkanbildungen des Rhöngebiets und erst recht von dem oberflächlich ganz vulkanischen Vogelsberg.

Hessen ist kein reiches Land. Für den Ackerbau ist es ungünstig, daß weite Gebiete in geringer Höhenlage von bewaldetem Buntsandstein eingenommen sind. Viel vulkanisches Gestein, das guten Verwitterungsboden liefern könnte, liegt zu hoch. Auch die nutzbaren Mineralien kommen nur wenig und spärlich vor. So ist denn das Land auch mit einem ernsten und arbeitsamen Menschenschlage besiedelt, der zäh an Gewohnheit und Brauch festhält. Dem Verkehr liegt es seiner Natur nach offen; deshalb erfolgte seine Besiedlung bereits sehr frühzeitig, und es weist verhältnismäßig dicht bevölkerte Landstriche auf.

Unter den Einzellandschaften hat zunächst die Hessische Senke Anspruch auf eine kurze Betrachtung. Sie muß schon seit langem ein Gebiet geringer Erhebung in der Mitteldeutschen Gebirgsschwelle sein, denn schon vom Oligozän an wurde sie mit tertiären Aufschüttungen ausgefüllt, die in miozäner Zeit wieder ihrerseits teilweise von den Massen der zahlreichen Vulkanausbrüche überdeckt wurden. Damals wohl kam auch die Trennung der heutigen Senke von der Wetterau durch die magmatischen Massen des Vogelsberges zustand. Der Vulkanismus ist zeitlich und wohl auch ursächlich mit gewaltigen Verwerfungen in der Erdrinde verknüpft gewesen. Ihre heutige Gestalt erhielt die Senke erst durch die Erosionstätigkeit der Flüsse. Als besonders widerstandsfähig erwiesen sich die Basalte, die gar manche Höhenzüge oder einzeln stehende Kuppen vor der völligen Zerstörung im Gebiet der Senke schützten. So ist denn die Senke durchaus nicht zu einer einheitlichen Tiefebene geworden, sondern stellt sich als ein Bergland dar, das von durchgehenden Tiefenlinien gegliedert wird. Es ragen in ihr der Kellerwald, eine Scholle alten (silurischen) Gesteins, und der vulkanisch überdeckte



Ernst Igel, Dresden

Die Hochfläche des östlichen Erzgebirges, vom Geising aus gesehen. Vorn das Müglitztal



Chemnitzer Verein für Luftfahrt und Flugwesen

Westsächsisches Waldhufendorf (Chemnitz-Ebersdorf)



Otto Haeckel, Berlin-Friedenau

Der Königstein in der Sächsischen Schweiz



Heinr. Klette, Breslau

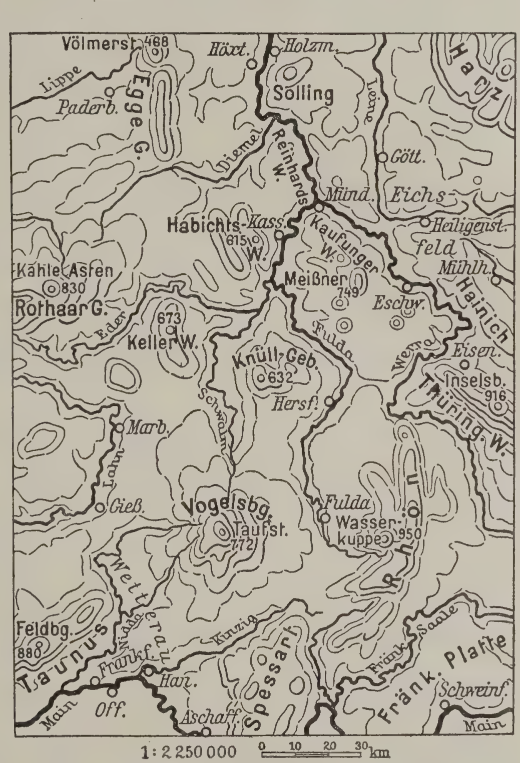
Der Nordabfall des Riesengebirges. Vorn der „Große Teich“, rechts die Schneekoppe



Anton Schmied, Reichenbach i. Schl.

Euledörfel im Schwarzwassertal

Habichtswald auf. Flußaufschwemmungen und Tertiäreinstreuung machen die Senke da, wo sie tiefer liegt, immerhin noch zu einem landwirtschaftlich bevorzugten Teile Hessens. Dazu kommt die günstige Verkehrslage, so daß die Senke die dichtest bevölkerten Streifen des Hessenlandes bildet. Große Industrie hat sich kaum zu entwickeln vermocht. Gießen (34000 Einw.) und Marburg (24000 Einw.) sind denn auch über den Rang kleiner Mittelstädte nicht hinausgekommen. Dank seiner vorteilhaften Verkehrslage konnten sich wenigstens in Gießen einige Industriezweige entfalten (Zigarrenfabrikation). Das trauliche Marburg ist seinem ganzen Charakter nach mehr noch als die südliche Schwester ausschließlich kleine Universitätsstadt geblieben. Eine Industrieinsel im Hessenlande bildet Kassel (168 000 Einw.). Aber dazu hat sich die alte kurfürstliche Residenz auch erst in preußischer Zeit entwickelt. Ihre ausgezeichnete Verkehrslage und die Braunkohlenlager in der Umgebung kamen ihr dabei zugute.



Übersichtsskizze des Hessischen Berglandes

Der Vogelsberg ist eine große Vulkanruine. Gewaltige Tuff- und Lavamassen haben sich über einen Sockel von Buntsandstein und Rotliegendem ergossen. Darüber steigt der Berg von den Rändern aus zunächst flach an, schließlich, in ungefähr 600 m Höhe, hebt sich der Oberwald deutlich von dem flachkegeligen Unterbau ab. In der Nähe der Ränder sind zwischen das vulkanische Gestein auch tertiäre Tone und Braunkohlen eingeschaltet. Die Entwässerung ist radial. Der Oberwald führt seinen Namen zu recht. Der Feldbau findet im Süden günstigere Bedingungen als in dem klimatisch benachteiligten Norden, wo ihn vielfach Viehzucht und Weidebetrieb ergänzen müssen. Ferner kommen noch Basalt-, Manganerz-, Brauneisenerz- und Braunkohlenabbau sowie die Ausnutzung von Mineralquellen als Erwerbsmöglichkeiten zur Landwirtschaft hinzu. Im ganzen ist die Bevölkerungsdichte gering; nur am Rande des Vogelsberges haben sich einige Kleinstädte entwickeln können.

Ebenfalls auf einem Buntsandsteinsockel liegen die Basalte des Knüllgebirges. Von den Rändern greifen die Täler tief in das Innere hinein. Eine kleine Muschelkalkscholle ermöglicht als einzige bemerkenswerte auf Bodenschätzen beruhende Industrie das Kalkbrennen. Der Ackerbau kann die Bevölkerung nur mühselig ernähren.

Vogelsberg und Knüll trennen die Hessische von der Fuldaischen Senke, die ebenfalls einem ansehnlichen Verkehr die Wege weist. Sie wird nach Südwesten

von der bei Hanau in den Main mündenden Kinzig, nach Norden von der Fulda entwässert. In einem Talbecken liegt die Bischofsstadt Fulda (26000 Einw.), die die wichtigen Wege von Thüringen und von Hannover nach Frankfurt und nach Würzburg beherrscht. In der Fuldaischen Senke überwiegt bei weitem der Buntsandstein, was auf den gesamten Charakter der Gegend schließen läßt, ohne daß eine weitere Beschreibung nötig wäre. Der Braunkohlenbergbau hat sich auf die Dauer nicht gelohnt. Die wichtigeren Siedlungen — außer Fulda gehören dazu noch etwa Hersfeld und Bebra — haben sich nur auf Grund ihrer guten Verkehrslage entwickeln können.

Mit dem Spessart steht eine breite Tafel aus Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper in Verbindung, die Hessen hier im Südosten vom Gebiet der Fränkischen Saale und vom oberen Werratal trennt. Besonders unterstrichen wird die Grenzzone durch die Aufwölbung dieses Sockels im Gebiet der Rhön, die ihre Gebirgsgestalt durch aufgelagerte, wieder stark zerteilte vulkanische Deckenergüsse bekommen hat. Im Mittel- und Unterlauf der Rhönflüsse sind diese vulkanischen Decken bis zur Auflösung in einzelne Kuppen zerschnitten. Diesem Vorland steht die „Hohe Rhön" gegenüber, die in ihrem nördlichen Teil unzerlegt als „Plateau-Rhön" auftritt, während ihr südlicher Teil, die „Berg-Rhön", in einzelne Gruppen, Deckenreste auf Muschelkalksockel, zerstückelt erscheint. Am Unterbau hat der mit Wald bestandene Buntsandstein den größten Anteil. Das Klima des Gebirges ist rauh und steht wegen der vielen Nebeltage in üblem Ruf. So ist es denn verständlich, daß die Landwirtschaft nur wenig ertragreich sein kann und von den Besitzern der kleineren Höfe ein arbeits- und entbehrungsreiches Leben fordert. Daher auch die Notwendigkeit der Heimarbeit, die früher besonders auf dem Holzreichtum der Wälder und auf dem Flachsbau fußte. Wo der Getreidebau nicht mehr lohnt, treten an seine Stelle Weiden und Wiesen als Grundlage einer stark entwickelten Viehzucht. Das Grasland überwiegt. Wenn der Waldbestand der Rhön den Reichsdurchschnitt kaum noch überschreitet, so ist das ein bedauerliches Zeichen für frühere Raubwirtschaft. Auf zusammenhängenden Basaltdecken haben sich unwirtliche Hochmoore entwickelt, die etwas Torf liefern. Unter den vulkanischen Massen sind Braunkohlen von der Abtragung verschont geblieben, doch ist der hier und da versuchte Abbau nirgends besonders lohnend gewesen. Von viel größerer wirtschaftlicher Bedeutung sind die Kalisalze, die in der West- und Vorderrhön gewonnen werden. An den südlichen Ausläufern des Gebirges, meist schon im Bayerischen, liegen berühmte Heilquellen (Kissingen mit 10000 Einw., Neuhaus). Dem großen Verkehr ist die Hohe Rhön durch ihre Geschlossenheit abhold; es führen nur Stichbahnen hinein, die auch dem immer mehr sich hebenden Fremdenverkehr dienen. Besonders der höchste Berg der Rhön, die Wasserkuppe (950 m), wirkt durch die hier neuerdings veranstalteten Segelflüge anziehend auf Ausflügler.

Nördlich von der Nordwestspitze des Thüringer Waldes und im Norden der Rhön liegt das Werrabergland, eine Landschaft von großer Mannigfaltigkeit im Aufbau. Hier verbreitert sich das Zechsteinvorkommen von der Nordwestseite des Thüringer Waldes; hier liegen die schottererfüllte Senke von Marksuhl und die Gerstunger Weite, von der Werra trägen Laufes durchflossen: ein fruchtbarer, offener Landstrich mit Kalischätzen in seinem Inneren. Vom Thüringer bis zum Kaufunger Walde bilden Berge und Hügel, bunt zusammengesetzt aus mesozoischen und älteren Gesteinen, eine liebliche Landschaft. Am Meißner

treten tertiäre Schichten auf, die eine darüber liegende Basaltdecke vor der Zerstörung bewahrt hat. Das Tal der Werra ist streckenweise tief eingeschnitten und von steilen Hängen begleitet, anderwärts wiederum erweitert es sich zu kleinen, fruchtbaren Becken. Der große Verkehr benutzt die mannigfachen Lücken, die eine solche Landschaft bieten muß. Die Landwirtschaft bildet auch hier die wichtigste Grundlage für das Gedeihen der Bevölkerung. In neuester Zeit sind die verstärkt ausgebeuteten Salze von wirtschaftlicher Bedeutung geworden.

Die Werra greift, wie schon erwähnt, in einem Teil ihres Oberlaufs auf das fränkische Gebiet über. Weder sie noch die Fulda haben für die Schiffahrt einen erheblicheren Wert — der hessische Verkehr ist vorwiegend Landverkehr und als solcher allerdings von großer Bedeutung. Von Münden an fließt die durch den Zusammenschluß beider gebildete Weser durch das nach ihr benannte Bergland, das auf den ersten Blick gar nicht vom Hessischen Berglande zu trennen zu sein scheint. Doch bei näherem Zusehen ergeben sich mancherlei Unterschiede: im Weserberglande herrscht thüringisches Streichen vor, in Hessen oberrheinisches, im Weserberglande hören die vulkanischen Gesteine auf, während Jura und Kreide verstärkt auftreten, jungmesozoische Faltung und Überschüttung mit nordischen Geschieben setzen ein, die Bevölkerung ist niederdeutschen Stammes. Das mag berechtigen, das Weserbergland abzutrennen und zu Nordwestdeutschland zu stellen, zu dem es ja auch starke wirtschaftliche und geschichtliche Beziehungen hat.

DER HARZ UND THÜRINGEN

Die Gebiete, die wir unter diesen Bezeichnungen zusammenfassen, sind nach Stammes- und Staatenangehörigkeit reichlich bunt und in der letztgenannten Beziehung noch vor kurzem viel bunter gewesen, aber ihr Oberflächenbau ist verhältnismäßig einfach. Wir haben ein großes Becken vor uns, das von Hügelreihen durchzogen und von Nordwest-Südost streichenden Mittelgebirgen begrenzt wird. Sowohl die großen randlichen Erhebungszonen, im Norden der Harz, im Süden der Thüringer und der Frankenwald, sowie die Hügelreihen der Mulde ordnen sich nahezu parallel zueinander dem angegebenen Streichen unter.

Geologisch treffen wir hier die Charakterzüge des Rheinlandes und des Hessenlandes vereinigt an: die Mittelgebirge sind in der Hauptsache aus Schollen varistisch gefalteten Untergrundes aufgebaut, gehören also hinsichtlich ihrer Gesteinszusammensetzung dem Altertum der Erdgeschichte an, während in der Mulde mittelalterliche, insbesondere triadische Schichten durchaus überwiegen, und zwar in einer Anordnung, wie sie sich auch beim Horizontalschnitt durch eine geologische Mulde ergibt, nämlich die älteren Schichten am Rande, die jüngeren in der Mitte. Aber wie im Hessischen Berglande ist das Becken nicht im ganzen erhalten geblieben oder gar nicht vorhanden gewesen, sondern es besteht aus einer Anzahl kleinerer Schollen mit vergitterten, sich überkreuzenden Randleitlinien, die im einzelnen noch manche Sonderentwicklung erfahren haben.

Das Becken ist ganz von den Thüringern bewohnt, bei denen sich schon Einflüsse von der alten Slawengrenze her bemerkbar machen, einem liederfrohen, gern Feste feiernden, aber auch fleißigen und genügsamen Volke. Hier ist echtes Mitteldeutschland, auch im Stammescharakter zwischen Norden und Süden vermittelnd und doch deutlich geschieden vom Lande der Franken, das sich auf den Wald

heraufschiebt, und von Niedersachsen, das noch den Nordwestteil des Harzes mit in seinen Bann gezogen hat, ja, durch seine Herzöge die Harzberge als feste Trutzburgen benutzte (Goslar, Harzburg).

Hinsichtlich seiner Wirtschaft ist das Land reicher als Hessen und vielleicht ebenso vielseitig wie die Rheinlande. Der Ackerbau hat im Becken viel fruchtbares Gelände inne, dringt aber auch weit gegen die niedrigeren Hochflächen der Gebirge vor. Der Bergbau ist heute vielfach in das tiefere Land gewandert, wo Braunkohle und Kali locken. Besonders die südlichen Gebirge, seit langem Sitze eines zum Teil auf Heimarbeit beruhenden Gewerbes, sind ebenfalls dicht besiedelt und gewerbtätig geblieben.

Dem Thüringer Lande fehlt die belebende große Wasserstraße. Die Saale, deren Gebiet sich hier in der Hauptsache ausbreitet, ist zu klein. Einen vollen Ersatz vermag der rege Landverkehr nicht zu schaffen.

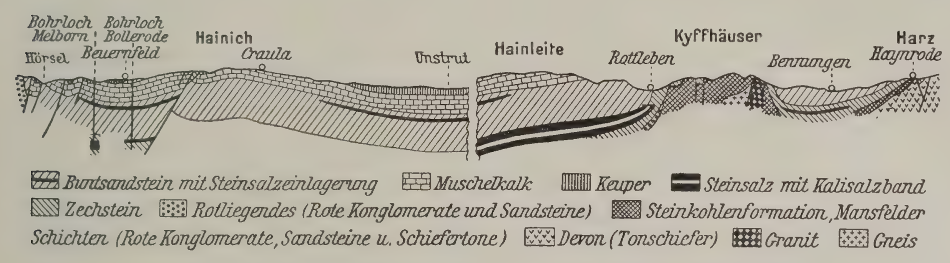
Von den deutschen Mittelgebirgen, die diesen Namen nach Flächeninhalt und Höhe wirklich verdienen, ist der Harz am weitesten nach Norden vorgeschoben, eine Bastion, die stolz ins norddeutsche Vorland hinausschaut. Vom nördlichen Vorlande aus ist denn auch der Anblick des Gebirges am schönsten. Hier setzt es mit einer deutlich in Erscheinung tretenden Bruchstufe ab, an der die jüngeren Schichten des Vorlandes stark aufgebogen sind. Im südlichen Vorlande dagegen senken sich ältere Schichten des Harzes unter mesozoische Gesteine. Alle diese Schichten zusammen, Oberkarbon, Rotliegendes und Zechstein einerseits, Buntsandstein und Muschelkalk andererseits, bilden eine geologische Mulde, die zu der Mansfelder Hochfläche abgetragen ist. Nach Osten zu schließt sich daran die geologische Mulde von Halle, in der Karbon und Rotliegendes, besonders aber auch Porphyre anstehen. In der Magdeburger Gegend tauchen noch einmal wieder paläozoische Gesteine auf, so daß die geologische Grenze der Mittelgebirgsschwelle erst hier liegt.

Wer vom Norden her durch die tief eingeschnittenen Täler in den Harz eindringt, wundert sich, wenn er sich plötzlich oben auf einer ziemlich einförmigen Hochfläche befindet, über die sich einige flachkuppige Härtlinge erheben. Der Brocken (1142 m) ist nach neuer Auffassung als zentrales Bergland über einer bei der allmählichen Heraushebung des gesamten Gebirges entstandenen Rumpffläche aufzufassen, die im Norden nur schmal ist, nach Osten aber weit ausladet. Die Ränder des Gebirges treten überall deutlich heraus mit Ausnahme des Südostens, wo der schon angedeutete stetige Übergang des Unterharzes in die Hallesche Gegend sich vollzieht.

Der Harz war lange Zeit ein unzugängliches Waldgebirge; allmählich ist der Unterharz vom Ackerbau, der Oberharz durch den Bergbau erobert worden. Unter den Bergwerksstädten ist Clausthal am bekanntesten. Die Mansfelder Kupfervorkommen sind die bedeutendsten in ganz Deutschland; aber ihre Ausbeutung leidet jetzt stark unter der Konkurrenz des Auslandes. Bergbau und Industrie haben besonders in einigen randlichen Tälern des Oberharzes und im Mansfeldischen eine starke Bevölkerungsverdichtung hervorgerufen, während das Innere des Oberharzes nur dünn mit Siedlungen besetzt ist. Der große Verkehr meidet den höchsten Teil des Gebirges. Es ist selbstverständlich, daß bei der landschaftlichen Schönheit des Harzes und bei der großen Nähe des Norddeutschen Tieflandes der Fremdenzustrom sehr bedeutend ist. Besonders der Brocken, für den Bewohner des Tieflandes ein merkwürdiges Gebilde mit seiner

Baumlosigkeit, seinem Blockmeer, seinen Nebeln und seiner lang ausdauernden Schneedecke, übt starke Anziehungskraft aus. Von jeher hat er im Gemüt des Niedersachsen eine große Rolle als Hexen- und Teufelsberg gespielt.

Dort, wo heute das Thüringer Becken liegt, hat vielleicht einmal in tertiärer Zeit eine Landoberfläche bestanden, die mit den heutigen Randgebirgen in etwa gleicher Höhe lag, und erst die spätere ungleiche Heraushebung hat diese Randgebirge geschaffen. Im Becken jedoch sind eine ganze Anzahl verschieden großer, aber gleichgerichteter Schollen entstanden. An den Gebirgsrand im Süden des Beckens legt sich nach dem Beckeninneren zu, oft durch Vermittlung eines Zechsteinstreifens, die Buntsandsteinzone an, deren Oberfläche wegen der geringen Widerstandsfähigkeit des Gesteins verhältnismäßig tief liegt. Darüber erhebt sich deutlich die Muschelkalkstufe. Im Inneren des Beckens ist der den abtragenden Kräften leicht nachgebende Keuper, der einst den Muschelkalk überlagerte, zum Teil entfernt, so daß durch seine teilweise Ausräumung die Mitte des Beckens besonders eingetieft ist. Im Mittelpunkte des fruchtbaren Keuperlandes liegen die Gartengefilde Erfurts. Im Norden ist die Muschelkalkstufe



Geologisches Querprofil durch das nordwestliche Thüringen
(In Anlehnung an die Geologische Übersichtskarte von Deutschland, Blatt 113)

vom Harz durch eine breite Senke getrennt. Aus dieser Nordthüringischen Senke erhebt sich der Kyffhäuser. Zwischen ihm und dem Harz breitet sich die gesegnete Goldene Aue aus. Einen großen Teil des Beckens entwässert die zur Saale fließende Unstrut. Die Moränen und Schotter des nordischen Inlandeises haben bis auf einen Streifen am Fuße des Frankenwaldes ganz Thüringen überschüttet. Der Oberharz dagegen ist vom nordischen Eise freigeblieben.

Thüringen ist sommerwärmer und winterkälter als Hessen. Die erstgenannte Tatsache spricht sich auch aus in dem Gedeihen der Weingärten im Saaletal zwischen Naumburg und Weißenfels. Im Winter tritt öfter sogar Temperaturumkehr ein: Die schwere, kalte Luft fließt von den umgebenden Höhen in das Becken herab.

Auf Löß-, Keuper- und Alluvialböden findet der Ackerbau günstige Bedingungen; auf dem Muschelkalk und in den Buntsandsteingebieten hat es der Bauer schon härter. Eine zu menschenfreundliche Erbteilung ließ früher vielfach infolge der starken Zersplitterung des ländlichen Grundbesitzes einen wohlhabenden Bauernstand nicht aufkommen. Die Industrie findet im Becken selbst wenig Rohstoffe zur Verarbeitung. Weltwirtschaftlich am wichtigsten ist das Kali der Sondershäuser Gegend. Braunkohle tritt im äußersten Nordosten Thüringens auf. Für die Kenntnis aller sonstigen Gewerbetätigkeit ist eine kurze Betrachtung von Erfurt (135000 Einw.), der Hauptstadt der Landschaft, wichtig. Als Marktort

gegen die Slawen bestimmt, blühte die Stadt wegen ihrer günstigen Lage im Landverkehr schnell auf. Sie galt aber nicht allein etwas als Vermittlerin des hier für Jahrhunderte gewaltsam vorübergeleiteten Durchgangsverkehrs, sondern das fruchtbare Keuperbecken in ihrer Umgebung machte sie auch früh zu einem Stapelplatz des örtlichen Handelsverkehrs. Der Reichtum der Erfurter Kaufleute beruhte jedoch bis etwa zur Zeit des allgemeinen Niederganges durch den Dreißigjährigen Krieg auf dem Anbau des Waids, jener früher hochgeschätzten Farbpflanze. Als kurmainzische Stadt war Erfurt in der Entwicklung gehemmt; wie Kassel konnte es sich erst unter preußischer Herrschaft entfalten. Die reiche Industrietätigkeit der Stadt sucht heute noch teuren Massentransport zu vermeiden und hat sich daher weniger als Schwerindustrie entwickelt, sondern stellt vor allem leichtere Qualitätswaren her (Leder- und Schuhwaren, Porzellan- und Glaswaren, Chemikalien, Instrumente). Ähnliches gilt von der gesamten Industrie des Thüringer Beckens. Nicht die natürliche Gliederung der Landschaft, sondern geschichtliche Tatsachen und der Verkehr haben eine Anzahl von Städten als Kulturmittelpunkte in dem verhältnismäßig dicht besiedelten Lande entstehen lassen. Weimar (46 000 Einw.) mit seinen Erinnerungen an die klassische Zeit, Jena (54 000 Einw.) mit seiner alten Universität, Naumburg (29 000 Einw.) mit seinem Dom, Gotha (46 000 Einw.), das gewerbreiche Gera (81 000 Einw.), Rudolstadt (16 000 Einw.), Eisenach (44 000 Einw.) als ehemalige Residenzen und andere gehören hierher.

Die Streitfrage, wo die Grenze zwischen dem Thüringer Wald und dem Frankenwalde liege, können wir hier fast außer acht lassen. Für den Geographen unterscheidet sich der Frankenwald durch seine Breite, seine Hochflächenformen und durch die verhältnismäßig früh einsetzende bäuerliche Besiedlung von dem Thüringer Walde. In einzelnen Teilen mag der Thüringer Wald stärker herausgehoben sein als der Frankenwald, doch dürfte sich auch hier dieselbe alte Landoberfläche in Resten wiederfinden, die einst beide Gebirge überspannte, nur eben schwerer feststellbar, weil das halbinselförmige Gebirge schmal ist und deshalb stärker vom Rande aus zerschnitten werden konnte.

In beiden Teilen des thüringischen Grenzgebirges vergißt man auf den Höhen leicht, daß man sich überhaupt in einem Gebirge bewegt. Nur sanfte Kuppen heben sich aus dem hochflächigen Gebiete heraus. Daher bringt eine Rennsteigwanderung kaum große Unterschiede zwischen Hoch und Tief. Nur die tiefeingeschnittenen Täler, allen voran das Saale- und das Schwarzatal, zeigen auf lange Strecken schroffere Formen, eine Erscheinung, die übrigens auch den Muschelkalkplatten des Vorlandes eigen ist. Das geologische Altertum ist mit fast allen Formationen in den Gesteinen vertreten, vom Kambrium und Silur bis zu dem namentlich im Thüringer Wald vorherrschenden Perm. Diabase, Granite, Porphyre, Melaphyre bringen als vulkanische Gesteine noch mehr Abwechslung in das Bild. Auch im Formenschatz sind die Gesteinsunterschiede wichtig. Quarzreiche Schiefer, Diabase und Porphyre erweisen sich als widerständig, während im Granit starke Ausräumungen stattgefunden haben, denen u. a. auch der Suhler Kessel seine Entstehung verdankt.

Die steilen Abhänge gehören in beiden Gebirgen dem Walde an. Auf den Höhen hat sich jedoch das dichte grüne Kleid nur im Thüringer Walde erhalten, während die Frankenwald-Hochfläche auch viel Ackerland und Wiesen trägt. Wie bereits angedeutet, verfielen die Urwälder des Südostens schon früh der Axt des roden-

den Landmannes, während die Höhen im Nordwesten kaum noch für den Ackerbau geeignet waren. Hier waren es außer der Ausnutzung des Waldes selbst die für mittelalterlichen Maßstab gar nicht unbeträchtlichen Bodenschätze, die die Menschen anlockten. Heute ist der Bergbau großenteils erloschen; viele Gewerbezweige beruhen nicht mehr auf an Ort und Stelle gewonnenen Rohstoffen. Aber eine dichtgedrängte, fleißige, gewerbtätige Bevölkerung ist geblieben und besetzt namentlich die Ränder des Gebirges, wo die Wasserkräfte heute immer mehr an Bedeutung gewinnen. Suhl (16 000 Einw.) mit seiner Waffen- und Kleineisenindustrie, Ilmenau (14 000 Einw.) mit seinen Instrumenten, Lauscha (6 000 Einw.) mit seinen Glaswaren, Sonneberg (19 000 Einw.) mit seinen Spielwaren und viele andere kleine Orte, zum Teil schon seit Jahrhunderten hochberühmt, haben sich ihren Ruf durch ihre geschulte Arbeiterschaft zu erhalten gewußt. Nicht immer geht es dem Wäldler wirtschaftlich gut, aber es muß schon stark kommen, wenn ihm die fröhliche Art ersterben und sein Lied verstummen soll. Eine Industrie eigener Art, an die auch die rheinische hinsichtlich der Erzeugung lange nicht heranreicht, ist die Zubereitung von Tafel- und Griffelschiefern. Besonders die Brüche in Lehesten auf dem Frankenwalde sind sehenswert. Der Schiefer gibt als Dach- und Mauerbelag den Gebirgshäusern etwas Düsteres, das zum Charakter weder ihrer thüringischen noch erst recht ihrer fränkischen Bewohner passen will.

OBERSACHSEN UND SEIN SÜDRAND

Das so bezeichnete Gebiet greift über die politischen Grenzen des Freistaates Sachsen weit hinaus. Es umfaßt den ganzen nordwestlichen Teil der böhmischen Gebirgsumwallung vom Fichtelgebirge bis zur Zittauer Bucht und deren nördliche Abdachung, soweit sie nicht zu Thüringen gehört. Im Norden möge die Tieflandsenge zwischen dem Fläming und dem Unterharz die Übergangszone nach dem hier wenigstens anthropogeographisch bestimmten Norddeutschland abgrenzen. Bis hierher etwa sind niederdeutsche Mundart und Eigenart, einst weiter bis in die Gegend von Halle verbreitet, zurückgedrängt. Rein physisch betrachtet, wird allerdings ein Stück des Norddeutschen Tieflandes mit einbegriffen.

Die Elbe und die Mulde, ihr Nebenfluß, sind die Hauptwasseradern dieses Gebietes. Auch das Saalegebiet greift noch hinein. Die Elbe, wenn auch zum Teil schon randlich gelegen, ist hier ein belebender Verkehrsweg ersten Ranges.

Obersachsen ist von Natur reich ausgestattet. Die Gaben des Gebirges und des Flachlandes vereinigen sich harmonisch, aber doch nicht ausreichend, um die in den betriebsamsten Gegenden gewaltig angewachsenen Menschenmengen ohne Zufuhr von außen zu beschäftigen und zu ernähren. Hier liegen die stark bevölkerten Mittelpunkte des sog. mitteldeutschen Industriegebietes.

Geschichtlich betrachtet, haben wir nun bereits das alte Kerngebiet des deutschen Volkstums verlassen und ostdeutsches Kolonialland betreten. Zunächst von den alten Bischofsstädten an dem Westsaume, dann aber von den Markgrafen zu Meißen ging die Eroberung des Ostens aus. Das Kolonialvolk der Mark Meißen, bis auf wenige wendische Reste natürlich eingedeutscht, hat aber noch einmal, und vielleicht mehr als jeder andere Volksstamm in Deutschland, wenigstens in seinen großen Massen eine Wandlung durchgemacht durch die lebhaften inneren

Wanderungen, die die Großindustrie mit sich bringt. Hier mögen die meisten der Einflüsse zu suchen sein, die den Obersachsen zu einem empfindsameren Menschen gestempelt haben, als wir vielleicht in dem ostdeutschen Kolonisten ursprünglich vermuten.

Im Fichtelgebirge kreuzen sich die thüringische und die erzgebirgische Richtung. Es besteht aus granitischen Höhenzügen über einem sanft nach Norden geneigten Schieferplateau und ist wohl samt seiner westlichen und nördlichen Umgebung in der Hauptsache ein Werk der Erosion bei verschiedenen, starken Hebungsabschnitten. Im Schneeberg wird eine Höhe von 1050 m erreicht. Bei der Herausarbeitung der Granitberge spielen auch Gesteinsunterschiede eine Rolle: die feinkörnigen Granite erhalten sich als Höhen, während die grobkörnigen leichter verwittern. Auf manchen Gipfeln sind Blockmeere aufgehäuft. Junger Vulkanismus hat Basaltberge als Zeugen hinterlassen. Eger, Naab, Weißer Main und Saale entströmen dem Gebirge nach allen Haupthimmelsrichtungen. Die Granithöhen lassen mancherlei Lücken zwischen sich frei, so daß der Verkehr über die Hochflächen wenig gehindert ist und das Gebirge sogar von der Hauptbahnlinie Regensburg—Hof gekreuzt werden kann. Die Landwirtschaft mit ihren meist kleineren Betrieben ist auf das Schiefergebiet beschränkt. Wiesen und Weiden haben großen Anteil am nutzbaren Boden. Fast die Hälfte des ganzen Gebirges ist waldbestanden. Die Bevölkerung sitzt ziemlich dicht; das wird durch die Industrie ermöglicht (Braunkohlen an der Ostseite, ferner Porzellan-, Glas- und von Sachsen herübergreifende Textilindustrie).

Im inneren Bau des Erzgebirges unterscheidet man zwei Teile: im Westen Schiefer mit darin aufgedrungenen, ihre Umgebung härtenden Lakkolithen, die ihre Sedimenthüllen im Aufquellen emporgewölbt haben, im Osten Gneismassen als Kuppeln verschieden alter, heute weitgehend abgetragener Lakkolithe und deren Kontakthüllen. Die Granite der Lakkolithe im Westen des Gebirges haben sich als wenig widerstandsfähig erwiesen und sind heute zum Teil zu Kesseln ausgeräumt. Eine Anzahl Berggestalten sind aus jungvulkanischem Gestein herausgearbeitet worden. Das Erzgebirge scheint der aufgewölbte Teil einer alten Landoberfläche zu sein, die auf der böhmischen Seite einbog oder auch an Bruchstufen einbrach. Am stärksten und schärfsten war dieser Einbruch im Osten. In die so entstandene Senke in Nordböhmen ergossen sich die Laven vulkanischer Ausbrüche (Duppauer Gebirge), zum Teil stehengebliebene Platten des Gebirgsrandes mit überdeckend. Dazu kamen dann noch gewaltige tertiäre Schotterlager. Der scharf absetzende Südrand des Erzgebirges wurde später zertalt. Für die Besiedlung des Gebirges ist seine leichte Zugänglichkeit über die schiefe „Ebene“ des Nordens wichtig, wodurch es ganz dem Deutschtum anheimgefallen ist. In langen Waldhufendörfern siedelte sich zur Rodezeit die bäuerliche Bevölkerung an. In mehreren Perioden vollzog sich dann je nach der Entdeckung neuer Vorkommen abbauwürdiger Erze die Gründung von Bergbaustädten (Freiberg, Ehrenfriedersdorf i. Sa., Graupen, Schönfeld i. Böhmen; später Kupferberg, Sonnenberg, Unter- und Oberwiesenthal, Joachimsthal u. a. m.). Dazu kamen auf der sächsischen Seite noch aus dem dichtbevölkerten Böhmen vertriebene Protestanten. Seit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges hat der Bergbau keine große Bedeutung mehr. Die Übervölkerung ist geblieben, und die Menschen nähren sich, wie auf dem Thüringer Walde, in der Hauptsache von der Industrie (Farb-, Holz-, Papier-, Glaswarenindustrie). Die Hausweberei bildet die Grund-

lage für die jetzt starke Verbreitung der Textilgewerbe. Der Ackerbau dringt trotz des rauhen Klimas gegen die Höhen vor. Für den stark gewerbetätigen böhmischen Südrand sind die Braunkohlenvorkommen der Senke wichtig. Leider hat das gewerbliche Aufblühen auch viele Tschechen zu der ursprünglich rein deutschen Bevölkerung ins Land gezogen.

Das obere Elstergebiet beginnt im Süden mit einer flachen Schwelle zwischen dem Erz- und dem Fichtelgebirge. Diabase und Quarzite bilden hier die höchsten, ausgeräumte Granite die tiefsten Teile der Landschaft. Die nach Norden fallende



Übersichtsskizze des mittleren Teils der mitteldeutschen Gebirgsschwelle

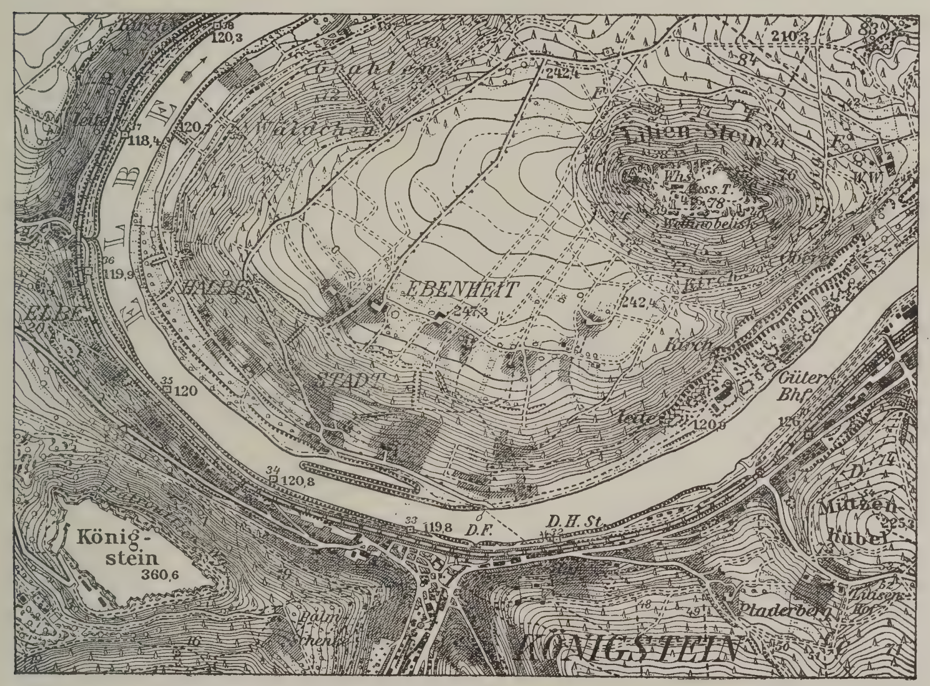
Abdachung des Vogtlandes wird durch tief eingeschnittene Täler gegliedert. Auf den kambrischen Schiefern stehen hier meist Wälder, während die devonischen Schiefer und die vulkanischen Gesteine gut gedeihenden Ackerbau gestatten. Das Vogtland ist seit alter Zeit Durchgangsgebiet für den Verkehr gewesen, obgleich es gar nicht leicht zu überschreiten ist. Auf diesem Verkehr und auf dem alten Hausgewerbe beruht die Entwicklung seiner Industrie. In der Hauptsache handelt es sich um das Textilgewerbe und um die damit sachlich zusammengehörenden Zweige (z. B. Knopffabrikation). Hier hat sich denn auch die Großstadt Plauen (110000 Einw.) entwickeln können. Reichenbach (31000 Einw.) ist durch die Nähe der Zwickauer Steinkohlenlager begünstigt. Bad Elster (3000 Einw.) zieht aus dem Fremdenverkehr Gewinn. Das Vogtland ist außerordentlich dicht besiedelt; keine Ortschaft ist ohne Industrie.

Das Ostsächsische Gebirgs- und Hügelland ordnet sich um das Elbtal an. Die Streichrichtungen des Erzgebirges und der Sudeten treffen hier aufeinander. Granite, Schiefer und jüngere Gesteine greifen über den Fluß herüber und hinüber. Schon auf den äußersten Ostflügel des Erzgebirges lagern sich jüngere, der Kreidezeit angehörige Gesteine auf. Sie kommen im Elbsandsteingebirge zu selbständiger Entfaltung. In einer tektonischen Senke hat sich hier eine Kreidescholle als Rest eines früher viel weiter verbreiteten Vorkommens erhalten. Diese Scholle senkt sich nach Norden und ist im Süden durch die nordböhmische Verwerfung abgeschnitten, die wir schon am Erzgebirge kennengelernt haben. Im Nordosten grenzt die Kreide mit einer Verwerfung an die Lausitzer Granitplatte, die teilweise auf die Kreidescholle überschoben ist.

Die Erosion hat die Hohlformen in die Sandsteintafel etappenweise eingesenkt, so daß zwischen den höchsten Tafelbergen „Ebenheiten“ entstanden sind, in die sich wieder Flußtäler einschneiden, am breitesten natürlich das Elbtal selbst. Aus den Ebenheiten ragen stellenweise Basalte und Phonolithe auf. Den Nebenflüssen ist die Tieferlegung noch nicht vollständig gelungen, so daß die Bäche, wenn sie in feuchter Zeit genügend Wasser führen, mit schönen Wasserfällen in die Gründe hinabstürzen. Die sich senkrecht oder annähernd senkrecht durchsetzende Klüftung weist der durch Sickerwasser und Verwitterung vorbereiteten Abtragung die Wege, so daß die eigenartigsten Kleinformen entstehen. Dieser überaus anziehende Formenschatz macht denn auch das Elbsandsteingebirge zu einem sehr geschätzten Ausflugsgebiet, wenn auch die Bezeichnung „Sächsische Schweiz“ anmaßend klingt. Von Natur unwegsam und unübersichtlich, wurde es lange gemieden und erst spät und spärlich besiedelt. Was es wirtschaftlich ist, verdankt es in der Hauptsache dem Durchgangsverkehr auf der Elbe und dem Fremdenzustrom. Die Elbeschiffahrt hat in Pirna (30000 Einw.) auf der sächsischen, in Tetschen-Bodenbach auf der böhmischen Seite mannigfache Industrien zum Aufblühen gebracht.

Bei Pirna tritt die Elbe in eine Flußebene ein, die sich bis Meißen verfolgen läßt. Es sind keine Gebirge im morphologischen Sinne mehr, die das langgestreckte Talbecken zu beiden Seiten begleiten, sondern Hochflächen mit mehr oder weniger steilem Abfall nach dem Flusse zu: im Nordosten die Lausitzer Granitplatte, im Südwesten das Elbtalschiefergebirge. Dieses fällt allmählich nach Nordwesten zu ab und greift auf die Granitmasse über, die bei Meißen als Teil der Lausitzer Platte auf das linke Elbufer hinüberreicht. Das Talbecken ist schon sehr alt in thüringischer Streichrichtung angelegt. In ihm entstanden z. B. zur Zeit des Rotliegenden die Steinkohlen des Döhlener Beckens. Für eine alte Störungszone sprechen auch die Porphyre und Porphyrite bei Meißen. Ihre für die heutige Form ausschlaggebende Ausgestaltung erhielt die Elbtallandschaft erst in der zweiten Hälfte des Tertiärs und im Diluvium. Das Klima zeichnet sich durch seine Milde aus. Der Weinbau ist an den sonnseitigen Abhängen noch möglich; allerdings ist an seine Stelle heute mehr und mehr der gut lohnende Anbau von edlen Obstsorten getreten. Auch der Talboden ist überwiegend in den Dienst von Acker- und Gartenbau gestellt. Am wichtigsten erscheint jedoch für die Siedlungen des Elbtals die vorzügliche Verkehrslage. Dresden (608000 Einw.) blühte dort auf, wo die große West-Oststraße am Rande der Mittelgebirgsschwelle die Elbelinie kreuzt. Ein mächtiger Schwemmkegel aus dem Plauenschen Grunde bot sich als Baugrund dar. Wie so manche deutsche Stadt gedieh aber Dresden besonders

durch fürstliche Fürsorge. Mit seinen schönen Barockbauten, mit seiner deutlich ausgeprägten Kunstpflege trägt es auch heute noch den Stempel der alten Residenz. Die Elbe hilft beträchtlich mit, den Glanz des schönen Stadtbildes mit der Brühlschen Terrasse, dem Schloß, dem Zwinger und dem Theater zu heben. Auch in der Umgebung deutet manches Schloß und manches Landhaus auf die kunstsinnige Zeit der Wettiner hin. Der freundliche Eindruck, den die stark gewachsene Stadt macht, wird nicht verwischt dadurch, daß sie heute samt ihrer Umgebung eine der bedeutendsten Industrieinseln des Reiches ist. An der Entwicklung dazu hat nicht nur die günstige Verkehrslage an sich geholfen, sondern auch die Nähe



Die Elbschlinge um den Lilienstein im Elbsandsteingebirge
(Nach dem sächsischen Meßtischblatt 84)

der Steinkohlen des Plauenschen Grundes und die Möglichkeit, die böhmische Braunkohle auf dem Elbewege billig herbeizuschaffen. Im gewerblichen Leben gewinnt eine gewisse Erziehung der Bevölkerung zum Kunstsinn Bedeutung (Kunstgewerbe aller Art); aber auch in der chemischen Industrie, in der Genußmittel- und selbst in der Maschinenindustrie steht Dresden an hervorragender Stelle. Meißen (41000 Einw.), einst ein Vorort im kolonialen Osten, trat schon früh seine Rolle als Residenz an die sächsische Hauptstadt ab. Die Kaoline aus den Porphyren der Umgebung gaben den Rohstoff her für die weltberühmte Meißener Porzellanmanufaktur. Auch sonst ist die Stadt heute sehr gewerbetätig.

Von dem Elbtalkessel und dem Elbsandsteingebirge bis zur Lausitzer Bucht an der Neiße reicht das Lausitzer Bergland, das größtenteils noch zur Elbe entwässert (Schwarze Elster, Spree). Im Süden grenzt es an den nördlichen

Rand des böhmischen Kreidebeckens, einen scharfen Sandsteinschichtenkamm, der sich bis zum Glimmerschieferzug des Jeschkengebirges nach Südosten fortsetzt und Lausitzer Gebirge genannt wird. Durch die Sandsteine sind Phonolithe und Basalte gedrungen, heute schöne Bergformen bildend. Die prächtigen Landschaftsbilder locken viele Ausflügler an (Oybin). Am Rande des Gebirges beginnt das tertiärerfüllte Zittauer Becken, dessen Braunkohlen zum gewerblichen Aufblühen von Zittau (38000 Einw.) ebenso beigetragen haben wie die Lage der Stadt an einer wichtigen Pforte nach Böhmen. Die das übrige Gebiet einnehmende Lausitzer Platte senkt sich allmählich nach Norden. Ihr Granit ist mit diluvialen Ablagerungen, unter denen der fruchtbare Löß hervorzuheben ist, überstreut. Hier und da ist auch junger Vulkanismus tätig gewesen. In dem ganzen Gebiet hält sich die Bewaldung unter dem Durchschnitt der deutschen Mittelgebirge, im Osten fehlt sie fast gänzlich. Die dichte Bevölkerung könnte sich von dem Ackerbau allein nicht nähren; es tritt noch eine lebhafte Textilindustrie hinzu. Inmitten der deutschen, evangelischen Bewohner haben sich noch katholische Wenden erhalten. Der Hauptort der sächsischen Lausitz ist Bautzen (39000 Einw.), des schlesischen Teiles Görlitz (85000 Einw.); beide treiben regen Handel und sind sehr gewerbefleißig.

Zur Zeit der varistischen Faltung entstand dort, wo heute die nördliche Abdachung des Erzgebirges eine Höhe von 300—400 m erreicht, eine Mulde, in der sich Steinkohlenlager bildeten, eine Mulde zwischen den Sätteln des Erzgebirges und des Sächsischen Mittelgebirges. Diese Kohlen werden abgebaut bei Zwickau (80000 Einw.), sowie bei Lugau (11000 Einw.) und Ölsnitz (18000 Einw.). Der Hauptort jedoch dieses äußerst dicht besiedelten Gebietes ist die Großstadt Chemnitz (323000 Einw.). An erster Stelle in der äußerst lebhaften Gewerbetätigkeit dieser Stadt, die eine fast amerikanische Entwicklung aufzuweisen hat, steht die Maschinenindustrie; bekannter noch ist allerdings ihre Erzeugung von Textilwaren. Die Anmut der Landschaft um Chemnitz erstickt in Staub und Ruß. Außer den genannten Orten sind noch eine Anzahl rühriger Mittelstädte vorhanden, und selbst die Dörfer sind an Raum und Einwohnerzahl gewaltig gewachsen. Im übrigen wird der Boden auch landwirtschaftlich gut ausgenützt.

Eine Übergangszone zum Norddeutschen Tiefland bildet das sogenannte Sächsische Mittelgebirge, geologisch gut gekennzeichnet durch seine Granulitvorkommen. Nur die tiefeingeschnittenen Talschluchten wirken gebirgshaft. Einzelne Gipfel erreichen noch fast 500 m Höhe. Der östliche Teil des Hügellandes ist verhältnismäßig dünn besiedelt. Hier waltet der Ackerbau vor. Der westliche Teil liegt noch mehr im Bannkreise von Chemnitz und ist stark gewerbetätig. Über das Sächsische Mittelgebirge hat das nordische Eis bereits seine Ablagerungen gestreut. Nach Norden hin vollzieht sich allmählich der Übergang ins Tiefland.

Man pflegt dieses Tiefland in dem Raum zwischen Thüringen, dem Harz und dem Sächsischen Mittelgebirge als Leipziger Bucht zu bezeichnen. Wir haben ein reiches Gebiet vor uns nicht nur wegen seiner diluvialen oberflächlichen Decke, sondern auch wegen des vielfach darunter lagernden Tertiärs mit seinen Braunkohlenschätzen. Es ist klar, daß hier der Wald, soweit er nicht die wenig fruchtbaren Sandstrecken im Osten besetzte, größtenteils der Rodung weichen mußte. Eine reiche Landwirtschaft hat sich an seiner Stelle breit gemacht. Dazu treten die ergiebigen Braunkohlenlager, die eine immer stärker wachsende Industrie ins Leben gerufen haben. Der Hauptort des Gebietes ist Leipzig (660000 Einw.), trotz

des Mangels einer schiffbaren Wasserstraße und der von der preußischen Eisenbahnverwaltung früher betriebenen Bevorzugung der Stadt Halle ein Verkehrsmittelpunkt ersten Ranges. Die Stadt konnte in der reichen Umgebung aufblühen, wenn auch die Fürstengunst in erster Linie Dresden galt. Die Industrie hat sich gut entwickelt (Maschinen, Konfektion, Musikinstrumente), trotzdem ist sie nicht ausschlaggebend für den Weltruf der Stadt; man braucht nur die Leipziger Messe zu erwähnen, um die Rolle Leipzigs als Handelsort zu kennzeichnen. Ferner nimmt es den ersten Platz ein unter allen Buchhandelsstädten der Welt, eine Tatsache, die natürlich mannigfaltige, mit der Erzeugung und dem Vertrieb von Büchern zusammenhängende Tätigkeit zur Folge hat. Wissenschaft und Künste finden eine Pflegestätte, was sich auch im Äußeren der Stadt ausspricht. Dem Wettbewerb mit Leipzig war das nahe preußische Halle (192000 Einw.), am Rande der Bucht gelegen, nicht gewachsen. Als Salzort schon früh rege, ist es doch erst in jüngster Zeit stärker aufgeblüht. Die Stadt steht wie kaum eine andere unter dem Zeichen der Braunkohle, und es möchte beinahe so scheinen, als ob das ihr auch äußerlich den Stempel aufgedrückt hätte, so wenig freundlich ist der Eindruck, den sie auf den Besucher macht, wenn sie auch als Universitäts- und Schulstadt einen guten Ruf genießt. — Die Braunkohle wird immer wichtiger für die Elektrizitätsversorgung weiter Gebiete. So gibt ein Großkraftwerk bei Bitterfeld (19000 Einw.) eine beträchtliche Menge Energie an die noch weit über 100 km entfernte Reichshauptstadt ab. Die ganze Umgebung von Halle — Leipzig wird immer mehr zu einem großen Industrierevier mit zunehmender Verbreitung der Gewerbe auch über das flache Land hinaus.

DAS SUDETENLAND

Das abwechslungsreiche Gebirgsland von der Lausitzer Bucht an nach Südosten faßt man unter dem Namen „Sudeten" zusammen. Die nordwest-südöstliche Streichrichtung ist morphologisch durch den ganzen Zug herrschend, geologisch aber nur bis zur Ostumrahmung des tiefeingreifenden Glatzer Kessels. Von hier an tritt die für den ganzen Südostflügel auffällige Nordsüdrichtung ein. Hier, am Glatzer Schneegebirge, hört denn auch der vorwiegend preußische Anteil zugunsten des fast gänzlich böhmisch-mährischen Gebirgsteiles auf. Die Sudeten bilden die langgestreckte Grenzzone zwischen der nordböhmischen Kreidetafel und der Marchniederung einerseits, dem schlesischen Flachlande und damit Norddeutschland andererseits. In ihnen wird die mitteldeutsche Gebirgsschwelle auf eine verhältnismäßig schmale Zone zusammengedrückt.

Dem breiten schlesischen Tieflande ist es zu danken, daß sich die Sudeten in Anlehnung daran bis auf den Südosten noch der deutschen Kolonisation erschlossen haben. Die Ansiedlung konnte um so leichter vonstatten gehen, als sich bei dem an manchen Stellen gelockerten Gebirgsbau unschwierige Zugänge boten. Das tapfere Kolonistenvolk im Gebirge ist durch langdauernde Kämpfe mit den Slawen besonders gehärtet. Die meist recht dichte Besiedlung findet nur an einigen günstigen, tiefgelegenen Einbuchtungen und Kesseln im Ackerbau Rückhalt; die Bewaldung ist verhältnismäßig gering geworden, wenn auch noch hier und da schöne Gebirgswälder das Auge erfreuen. Die wichtigste Erwerbsquelle ist die Industrie, allerdings längst nicht überall auf Bodenschätzen beruhend, wie im Waldenburger Steinkohlenrevier. Die Sudeten tragen wichtige Wasser-

scheiden: drei große Flüsse, Elbe, Donau und Oder, streiten sich hier um ihre Einzugsgebiete. Auf die Bändigung und Ausnutzung der Wasserkräfte hat man großen Wert gelegt. Gerade die Provinz Schlesien hat hinsichtlich ihrer Talsperren Vorbildliches geleistet.

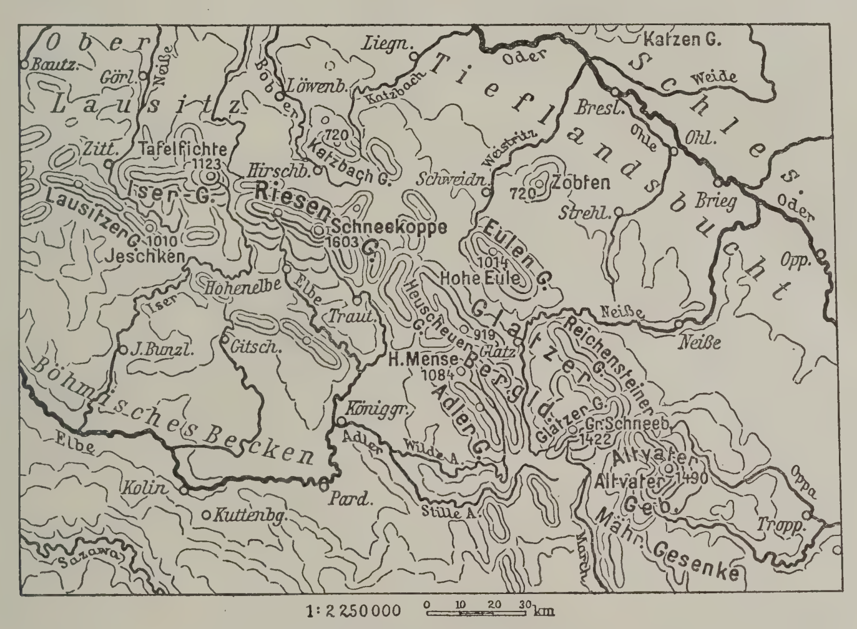
Zwischen der Lausitzer Bucht und der Landshuter Pforte liegt die Granitmasse des Iser- und Riesengebirges, des westlichen und höchsten Teiles der Sudeten. Hier und da sind auch noch die Gesteine der Schieferhülle erhalten. Im Süden des Hauptkammes, der die Wasserscheide zwischen Elbe und Oder trägt, fließen Elbe und Iser in einer Längstalfurche, die einen niedrigeren, mehrmals eingesattelten Kamm abtrennt. Der Hauptkamm des Riesengebirges wölbt sich aus einer Hochfläche heraus, seine Durchschnittshöhe beträgt 14—1500 m. Über den Koppenplan erhebt sich die Schneekoppe auf über 1600 m; sie trägt noch einen Helm aus dem Gestein der gehärteten Schieferhülle, die einst das ganze Gebirge weithin überspannte. In den ziemlich steilen Abfall vom Koppenplan herunter legen sich eiszeitliche Karformen mit kleinen Seen (die Schneegruben, der Kleine und der Große Teich). Unter dem erwähnten Abhange des Koppenplanes erscheinen Flächen und Rücken, von denen aus dann ein steiler Abstieg in den Hirschberger Kessel erfolgt. Hier und da unterbrechen eigenartige Felsbastionen, wohl Verwitterungsformen des Granits, die Einförmigkeit des Gebirges. In etwa 1250 m Höhe wird der Wald durch die Krummholzzone abgelöst. Auf der Schneekoppe selbst kommt auch die Latsche (Bergkiefer) nicht mehr fort. Das hier im Osten schon ziemlich stark kontinentale Klima mit seinen warmen Sommern ermöglicht mageren Ackerbau bis zu verhältnismäßig großen Höhen. Merkwürdigerweise ist eine alpine Weidewirtschaft fast nur um die Bauden auf der böhmischen Seite zu Hause. In der Hauptsache haben mineralische Schätze und Waldwirtschaft in früherer Zeit die Siedler angelockt. Heute ist der Fremdenverkehr eine wichtige Einnahmequelle, besonders auch für die Orte am Gebirgsrande [Hirschberg (29 000 Einw.), Warmbrunn (5000 Einw.)], die aber ebenfalls gewerbetätig sind (Leinenweberei, Metall- und Holzindustrie). Der Hirschberger Kessel, aus dem stellenweise wieder der kristalline Untergrund auftaucht, und das buntzusammengesetzte Bober-Katzbach-Gebirge tragen viel fruchtbaren Ackerboden (Diluvium, Löß).

Der mittlere Teil der Sudeten wird durch den Glatzer Kessel und seine Umgebung gebildet. Auf drei Seiten wird er von kristallinen Gebirgszügen umgeben. Von seiner Mitte nach Nordwesten zu aber zieht ein großes altes Senkungsfeld, in das nicht nur eine Kreidesandsteinscholle mit den abenteuerlich gestalteten Felsformen bei Adersbach und Weckelsdorf eingeschaltet ist, sondern dem auch die Kohlen des Waldenburger Berglandes angehören. Durch alte Schiefer bricht sich die Glatzer Neiße aus dem Kessel heraus den Weg nach Norden. Die tonigen Kreideschichten im Kessel liefern einen fruchtbaren Ackerboden, der besonders für den Getreidebau benutzt wird. Glatz (16 000 Einw.), als Grenzfeste in seiner Entwicklung bis vor einem halben Jahrhundert gehemmt, und das kleine Paßstädtchen Mittelwalde ziehen aus dem Verkehr durch das Gebirge Vorteil. Eine lebhafte Industrietätigkeit ist in Waldenburg und seiner Umgebung aufgeblüht (Eisen- und Porzellanindustrie, sowie Weberei). Hier hat sich die dichte Bevölkerung in den langen Straßendörfern der Täler angesiedelt. Die Förderung an Waldenburger Kohle ist beträchtlich (etwa 6 Mill. Tonnen jährlich). Sie wird nicht im Revier selbst aufgebraucht, sondern dient auch der Gewerbetätigkeit von Breslau

und Görlitz. Da sie besser als die oberschlesische Kohle zur Verkokung geeignet ist, verwendet man sie gern im Hochofenbetrieb.

Vom Glatzer Schneeberg nach Südosten zieht sich der östliche Flügel der Sudeten (Altvater, Reichensteiner Kamm, Gesenke). Der nordwestliche Teil dieses Flügels besteht aus kristallinen Schiefern, der südöstliche hauptsächlich aus devonischen und kambrischen Schiefern, sowie aus Sandsteinen der gleichen Formationen. Auch hier ist die Volksdichte groß und die Industrie bedeutend (Leinen-, Tuch- und Maschinenindustrie).

Dem Verkehr bietet der gesamte Gebirgswall der Sudeten keine Hindernisse. Eine ganze Anzahl Bahnen verbindet den reichsdeutschen mit dem heute staatlich



Übersichtsskizze der Sudeten

tschechischen Rand. Nur die höchsten Kämme der einzelnen Gebirgszüge sind siedlungsarme oder -leere Inseln, während die Ränder besonders in den Tallinien dicht mit Menschen besetzt sind. Das Völkchen hier in den großen Dörfern, zum Teil in der Hausindustrie immer noch stark durch die Unternehmer ausgenutzt, hat sich seine treue Anhänglichkeit an die sagenumwobenen Berge bewahrt. Wohl kaum ein deutsches Mittelgebirge ist so von der Phantasie umsponnen wie das Riesengebirge, das Reich Rübezahls. Die Städte am schlesischen Rande des Gebirges bieten hinsichtlich ihrer alten Bauten und ihres Kunstgewerbes viel Erfreuliches. Wie etwa im Sauerlande oder in der Umgebung von Dresden hat die Industrie der Landschaft nicht den ihr eigenen Reiz zu nehmen vermocht. In dem hügeligen Vorlande der Sudeten liegen die fruchtbarsten Ackerböden der Provinz Schlesien. Durch die Lage am Gebirgsfuß begünstigt, konnte eine Reihe ansehnlicher Städte aufblühen: Bunzlau (18000 Einw.), Liegnitz (72000 Einw.), Schweidnitz (30000 Einw.), Neiße (32000 Einw.).

OBERSCHLESIEN

Der geographische Zusammenhang Oberschlesiens mit der Mitteldeutschen Gebirgsschwelle ist nur noch locker. Man kann ihn sowohl im Südwesten wie im Nordosten suchen. Im schlesischen Tieflande liegt unter tertiären und diluvialen Ablagerungen ein altes zerschnittenes Bergland begraben. Nach Norden zu wird seine Decke immer mächtiger, schließlich beteiligt sich auch das Mesozoikum an der Überdeckung jener ehemaligen Landoberfläche. Erst im Polnischen Mittelgebirge, das sich von der Mündung des San in die Weichsel nach Nordwesten zieht, tauchen wieder gefaltete silurische und devonische Gesteine auf. Das große Becken, das zwischen dem alten Kern der Sudeten und dem Polnischen Mittelgebirge, sozusagen dem letzten Ausläufer der deutschen Mittelgebirgsschwelle, liegt, hat, wie bereits angedeutet, mächtige, viel jüngere Schichtkomplexe in sich aufgenommen, aus denen sich eine Stufenlandschaft herausgebildet hat. Und zwar zieht eine deutlich ausgeprägte Jurastufe entlang dem Oberlauf der Warthe, während eine Muschelkalkplatte und ihr nach Südwesten gerichteter Rand nach Schlesien hinübergreifen, hier zusammen mit dem dem Mährischen Gesenke vorgelagerten Hügellande die Landschaft Oberschlesien bildend.

Das Grundgebirge ist im oberschlesischen Gebiet nur noch wenig gestört. Das macht die reichen Steinkohlenschätze, die hier abgelagert sind, um so wertvoller. Der Hauptanteil des Vorkommens liegt auf schlesischem Boden, ist jetzt aber größtenteils in die Hände der Polen geraten. In der im ganzen beckenförmigen Lagerung der Steinkohlen treten südost-nordwestlich streichende Sättel auf, deren Abbau natürlich besser lohnt als der der dazwischenliegenden Mulden. Die günstigsten Schächte brauchen nur 200 m tief zu sein.

Der Abbau von Erzen ist viel älter im Revier als die Kohlenförderung. Die Steinkohle hat man ja überhaupt erst erstaunlich spät schätzen gelernt. Die Erze gehören dem mesozoischen Deckgebirge, besonders dem Muschelkalk, an. Vor allem handelt es sich um Zink- und Bleivorkommen. Oberschlesien war der bedeutendste europäische Erzeuger von Zink. Die Eisenerze eignen sich allein kaum zur Verhüttung, so daß sie nur bedingten Wert haben. Während Tarnowitz (14000 Einw.) schon am Beginn des 16. Jahrhunderts als Bergwerkstadt zur Förderung von Erzen gegründet wurde, eröffnete man den Kohlenbergbau erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Damit wurde dann auch allmählich der Waldverwüstung Einhalt getan, von der bisher natürlich die Verhüttung der Erze begleitet war. Heute ist längst die Kohle zum wichtigsten Mineral Oberschlesiens geworden. Und wenn auch vor dem Kriege die Förderziffern des Ruhrgebiets noch bei weitem den oberschlesischen überlegen waren, so hatte doch das oberschlesische Revier die größeren Zukunftsaussichten für sich, weil es der Menge der abbauwürdigen Kohle nach durchaus das bedeutendere ist.

Solange das Gebiet unter deutscher Leitung stand, war der wirtschaftliche Aufschwung groß. Die Volksdichte stieg vereinzelt auf über 1000 auf das Quadratkilometer. Damit Hand in Hand ging natürlich das Wachstum der Siedlungen. Sowohl die Kolonialstädte als auch kleine dörfliche Niederlassungen, von denen man früher kaum wußte, haben besonders seit dem Bau der Eisenbahnen und dem damit verbundenen gewerblichen Aufblühen ihre Einwohnerzahlen sehr schnell vermehrt. Daß von den größeren Ortschaften [Beuthen (62000 Einw.), Gleiwitz (81000 Einw.), Königshütte (75000 Einw.), Kattowitz (45000 Einw.),



Walter Mittmann, Waldenburg i. Schl.

Das Waldenburger Industriegebiet, dahinter der Hochwald



Robert Liep †, Leipzig

Moorkanal bei Worpswede



Albert Havemann, Großgerau

Ostfriesische Landschaft



Otto Krüger †, Sondershausen

Lüneburger Heide

Hindenburg (73000 Einw.)] noch keine zur eigentlichen Großstadt angewachsen ist, liegt wohl nur daran, daß sich eine Anzahl selbständiger, aufstrebender Orte auf kleiner Fläche zusammendrängt, wie denn ja auch das ganze Dreieck Gleiwitz—Tarnowitz—Myslowitz hinsichtlich der Verkehrs- und Wasserwirtschaft eine wohlbegründete Einheit darstellte. Auf Grund des Bergbaus hatte sich auch die Schwerindustrie in Oberschlesien niedergelassen und Bedeutendes geleistet. Die Teilung der wirtschaftlichen Einheit, die wenigstens das gewerbliche Oberschlesien bildete, ist für die heute polnischen Landesteile zum mindesten ebenso ungünstig ausgelaufen wie für die deutsch gebliebenen. Beide leiden über das heute gewohnte Maß hinaus unter wirtschaftlichen Schwierigkeiten.

Vor allem ist, ganz abgesehen von irgendwelchen nationalen und kulturellen Gründen, bei der Teilung vergessen worden, welche außerordentlich wichtige Rolle in der oberschlesischen Frage der Verkehr spielt. Die Oder und der Klodnitzkanal sind als reine Wasserwege für die riesige Entwicklung Oberschlesiens nicht tragfähig genug, und da ist der Anschluß an ein leistungsfähiges Land-, also in der Hauptsache Eisenbahnverkehrsnetz, unbedingt nötig, das gegebenenfalls durch entgegenkommende Ausbauten und Tarife die Industrien im Wettbewerbe mit anderen, günstiger gelegenen Revieren unterstützen kann. Diese Unterstützung konnte Oberschlesien im Rahmen des Reiches finden, wie denn ihm überhaupt bei normaler Entwicklung obendrein ein viel kaufkräftigerer Inlandsmarkt zur Verfügung gestanden hätte. Ob Polen, hier nur wirtschaftsgeographisch betrachtet, dem ihm überlassenen Anteil jemals einen vollen Ersatz für vieles durch Abtrennung vom deutschen Wirtschaftsgebiet Entgangene leisten kann, ist mehr als fraglich.

Ganz Oberschlesien ist, von einigen kleinen Teilen, wie dem Lößgebiet im Kreise Leobschütz und seiner Umgebung, abgesehen, landwirtschaftlich wenig leistungsfähig. Seine Reichtümer liegen unter der Erdoberfläche, nicht in ihr, da ihre Diluvialdecke meist aus wenig ertragreichen Sanden und Kiesen besteht. Die Oderebene ist dem Wiesenwuchs günstig. Der geringe Ertrag der Landwirtschaft erklärt die auch heute für ein altes Bergwerksgebiet noch große Ausdehnung des Waldes mit etwa 34% der Gesamtoberfläche. Kiefernbestände herrschen auf dem mageren Boden durchaus vor. So stechen denn der nördliche Teil des Landes mit seinen schier endlosen Nadelwäldern und die Landschaft links von der Oder beträchtlich gegen das eigentliche Industriegebiet ab. Das gilt aber auch noch von weiten Teilen der mit reichen Kohlenlagern ausgestatteten Kreise Pleß und Rybnik, deren industrielle Ausbeutung noch gar nicht voll in Angriff genommen zu werden brauchte.

Die Bevölkerung Oberschlesiens rechts von der Oder spricht zu einem guten Teil einen polnischen Dialekt. Die meisten größeren Städte waren überwiegend deutsch. Die neue Abgrenzung ist dem oberschlesischen Abstimmungsergebnis nicht gerecht geworden. Wenn sich die Oberschlesier in jener Abstimmung überwiegend zum Deutschtum bekannt haben, so ist das umso höher einzuschätzen, als sie unter dem Zwange einer militärischen Besetzung standen. Jedenfalls sind die kulturellen Bande, die Oberschlesien an das Deutsche Reich binden, so stark, daß die gewaltsame Zerreißung der Landschaft unübersehbaren Schaden gebracht hat.

3. NORDDEUTSCHLAND

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN

HAUPTWESENSZÜGE

Nord und Süd sind in so manchem Lande unseres Erdteiles wesentlich verschieden. Das gilt für Frankreich so gut wie für Italien, für Rußland genau so wie für Deutschland. Und überall beruhen die Unterschiede nicht nur auf Gegensätzen des Volkstums, die der Leichtsinn für oberflächlich halten möchte, überall müssen wir dafür auch die Bodenform und Bodenbeschaffenheit der betreffenden Gebiete verantwortlich machen.

Das gewaltige, so vielfach geborstene und zerbrochene Schollenland, dem Mitteldeutschland den reizvollen Wechsel zwischen Berg und Tal, Hochflächen und tiefen Becken verdankt, sinkt weiter nördlich, in Norddeutschland, in größere Tiefen, so daß die Geologen darüber in Zweifel sind, ob seine Lagerung in der Form der Erdoberfläche überhaupt noch irgendwie hervortritt. Dafür lagerten sich dort ungeheure Massen tertiärer Sande, diluvialer Geschiebe ab. Daß wir mit dem Beiwort ungeheuer nicht übertreiben, beweist schon der Umstand, daß stellenweise, wie etwa in Pommerellen, die Moränen der eiszeitlichen Gletscher für sich allein ausreichten, um richtige kleine Gebirge aufzutürmen.

Früher sprach man von Norddeutschland gern als von einer Tiefebene, und dieser Ausdruck, der sich auf vielen Karten wiederfand, genügte schon, um in dem Landfremden die Meinung zu wecken, das Land werde in malerischer Hinsicht dem Reisenden und Wanderer wohl nicht viel bieten können. Wie wir sehen werden, muß diese Meinung entschieden bekämpft werden.

Dabei bleibt die Tatsache bestehen, daß Norddeutschland seine Oberflächenform letzten Endes einem einzigen, ziemlich gleichmäßig wirkenden Bildner zu verdanken hat. Das war der gewaltige nordische Gletscher, der zur Zeit seiner größten Ausdehnung die flachen Küstenmeere unseres Vaterlandes erfüllt hatte und seinen Eishobel bis an die Sudeten und das Wesergebirge vortrieb.

Die Geologen mögen sich darüber streiten, wie oft dieser Gletscher südwärts vorrückte, wie oft er nach Norden zurückwich. Uns genügt es zu wissen, daß Norddeutschland seine Bodengestalt in erster Linie dem Rückzug und Todeskampf dieses gewaltigen Bedrängers zu danken hat.

Weil der Rückzug des nordischen Gletschers sich nicht gleichmäßig vollzog, vermag unser Gebiet trotz aller scheinbaren Gleichförmigkeit, welche die Väter oft genug überschätzten, doch mit recht mannigfaltigen Bildern aufzuwarten.

Schon vor dem Entstehen der großen Endmoränenzüge war Norddeutschland keine völlige Ebene. Bereits zur Tertiärzeit wurde es von ansehnlichen Bodenwellen durchzogen, die, so unbedeutend sie im Vergleich mit richtigen Gebirgen sein mochten, die Durchschnittswärme doch schon merklich beeinflußten. Dort machte der Nordlandsgletscher auf seinem Rückzuge halt, dort nutzte er die günstige Verteidigungslinie aus, so daß sich vor seiner Stirnlinie die im Gletschereis enthaltenen Blöcke und Schuttmassen zu gewaltigen Endmoränenzügen aufgehäuft hatten, wenn die langsam steigende Wärme den Eisriesen zwang, auch diese Stellung zu räumen.

Aber nur die schweren Geröllmassen blieben in nächster Nähe des Eisrandes liegen. Den feineren Sand führten die Schmelzwasser mit sich fort und verteilten ihn über weite Flächen, die der Geologe im Hinblick auf ähnliche Sandhalden der Insel Island mit dem Worte Sandir zu bezeichnen pflegt.
Und das überall rieselnde, überall flutende Gletscherwasser sickerte nicht in den Boden ein. Es suchte sich seinen Weg zum Meere und fand ihn in ost-westlich gerichteten Rinnen, die bereits in der tertiären Landschaft wohl angedeutet waren, aber nach dem Rückzug des nordischen Gletschers viel stärker hervortraten.
Hier entstanden dann die für Norddeutschland so bezeichnenden Urstromtäler, vorwiegend west-östlich gerichtete Rinnen, deren Breite uns noch heute ahnen läßt, welchen Wasserschwall sie dereinst aufnehmen mußten.
Überall dort, wo diesen Strömen, wie etwa bei Warschau und Thorn, größere Hindernisse in den Weg kamen, erweiterten sie sich zu mächtigen Staubecken, in denen so weite Wasserflächen blitzten, wie wir sie heute in Norddeutschland, trotz der Müritz und der masurischen Seen, vergeblich suchen. Erst weit im Westen vereinigten sich diese Urstromtäler zu einem riesigen Hauptstrom, der ihre Wassermassen in der Gegend der heutigen Elbemündung dem Meere zurückgab. Doch auch noch westlich davon kann uns der Geologe Talbildungen zeigen, die er als Urstromtäler deuten möchte. Erst verhältnismäßig spät schufen sich dann die untere Oder und Weichsel die tiefen Täler, in denen sie heute das flache Becken der Ostsee erreichen.
Aber es geht nicht an, von ganz Norddeutschland ohne Vorbehalt als von einer geographischen Einheit zu reden. Die Elbe ist eine viel wichtigere Scheidelinie zwischen Osten und Westen, als der Laie nach dem Kartenbilde vermuten möchte. Westlich dieses Stromes ist die Herrschaft der nordischen Eisriesen doch viel kürzer und milder gewesen als weiter nach Osten zu, so daß wir an Ems und Aller vergebens nach der gebirgsähnlichen Endmoränenlandschaft suchen, die vielen Teilen Pommerns und Preußens ihr besonderes Gepräge gibt. Dort finden wir die hochaufragenden Hügelländer Litauens und der Kassubei, in deren Talfurchen blaue Seen blinken. Im Westen wandern wir über die mählich ansteigenden Strauchhalden der Lüneburger Heide, im Osten versinkt unser Fuß in dem gelben Sande der weiten Sandirs, die des Försters Kunst größtenteils in wahre Baummeere verwandelt hat. Im Westen braut zur Winterszeit der Nebel über den weiten Mooren, von denen sich dann am warmen Apriltag der Schwaden des Brand-, des Höhenrauchs in die lichtblauen Frühlingslüfte hebt.
Wollen wir die wichtigsten Voraussetzungen aufzählen, von denen alles organische Leben und Weben in einem bestimmten Erdraum entscheidend beeinflußt wird, so müssen wir auch das Klima an einer der ersten Stellen nennen. Es ist in Norddeutschland ebensowenig einheitlich wie die Bodenform, und auch hier bestehen zwischen Westen und Osten wieder wesentliche Unterschiede.
Daß Norddeutschland in Bausch und Bogen kälter sei als der südliche Teil unseres Vaterlandes, dürfen wir nicht behaupten. Aber mögen wir an Elbe und Spree auch noch Wärmeinseln finden, wo viel lauere Lüfte wehen als etwa auf der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß wir in Norddeutschland vergebens nach Stätten suchen, wo Eßkastanien, Mandeln und Feigen ihre Früchte reifen, wie das in den geschützten Tälern des Schwarzwaldes noch so vielfach der Fall ist. Selbst in den wärmsten Teilen unseres Gebiets macht man

schon viel Wesens davon, daß Pfirsich und Aprikose reiche Ernten liefern und die Rebe blumigen Wein spendet.

Das weite Weltmeer, dessen Strömungen bewirken, daß in Throndhjems Gärten fußdicke Kirschbäume blühen und der Bauer noch dicht am Nordkap Kartoffeln und Hafer erntet, bewährt sich auch in Norddeutschland als Wettermacher. Ihm ist es zu danken, daß in der Kölner Tieflandsbucht selbst der Januar noch eine Durchschnittswärme von +2° zeigt, und daß die Mündungen von Weser und Elbe so selten von Eis gesperrt werden. Auch in Ostdeutschland ist seine Wirkung noch nicht ganz ausgeschaltet; vergeblich warten wir dort auf die hohen Kältegrade, die für den russischen Winter bezeichnend sind. Immerhin spüren wir jenseits der Oder schon deutlich genug die Nachbarschaft der östlichen Festlandsmasse, und gerade Ostdeutschland kommt uns wie das Schlachtfeld vor, auf dem das See- und Landklima in endlosem, erbittertem Kampfe miteinander ringen. In diesem Winter treiben die grauen Wolkenrosse des Westwindes die Frostriesen siegreich vor sich her, daß der Winter an der Weichsel und dem Pregel ein Antlitz zeigt, wie wir es von der Ems und aus dem Münsterlande her kennen, und im nächsten Jahr fegt der frische Ost bis weit über die Elbe den Himmel rein, daß Nacht für Nacht blinkende Sterne auf weiße Schneefelder niederschauen und spröde Schollen am Bug der Dampfer zerschellen, die von der Nordsee her dem dunstigen Lichtkreis Hamburgs zustreben.

Hebt der Nordwestdeutsche immer wieder hervor, daß er kaum jemals unter den wochenlangen Kälteperioden Posens und Preußens zu leiden hat, so darf der Sohn des Nordostens dafür betonen, daß er in der Regel der garstigen Nässe entrückt ist, die den Westdeutschen den Winter zu vergällen pflegt. Aber mag dem Westfalen oder Friesen das Klima Ostdeutschlands auch schon recht kontinental erscheinen, selbst in Posen bleibt die Sommerwärme doch noch mäßig genug. Das beweist schon die Tatsache, daß der Maisbau dort niemals einheimisch wurde. Trotz des milden Winters braucht der Lenz zwischen Weser und Niederrhein doch weit mehr Zeit, Blatt und Blüten zu entfalten als im Osten, wo der Frühling mitunter recht über Nacht einzieht, so daß schon Mitte Mai dort der Flieder blüht, wo vor fünf Wochen hohe Schneewehen am Ufer des gefrorenen Landsees emporstrebten. Dagegen wird die Dauer des ostdeutschen Herbstes oft überschätzt. Im Vergleich zu dem kurzen Frühling mag er lang erscheinen, nicht aber, wenn wir ihn mit dem Herbst Westdeutschlands vergleichen; pflegt doch in Köln oder Braunschweig der Zeitpunkt, da die Wärme unter 9° oder 5° herabsinkt, erst viel später erreicht zu werden als in Bromberg oder Allenstein.

Sehr wesentlich für den Stimmungswert der Landschaft hier und dort ist der Umstand, daß der Himmel im Osten zumeist viel klarer ist als westlich der Elbe. Die Tabellen, welche die Sonnenscheindauer und mittlere Bewölkung in den einzelnen Gauen angeben, lassen uns doch letzten Endes im Stich, wenn wir diese Dinge schildern wollen, denn namentlich im Herbst und Winter pflegt ein wolkenloser Tag im Industriegebiet ganz anders auszusehen als etwa in Ostpreußen. In Essen trübt dann der Rauch unzähliger Schlote die Himmelsbläue so stark, daß die Sonne einer gelbgrauen Scheibe gleicht, die wir minutenlang ruhevoll betrachten dürfen, während im Samland bei gleicher Wetterlage eine solche Fülle von Licht zu der schimmernden Schneedecke herabflutet, daß der Wanderer fast einer dunkeln Brille bedarf, um die Augen vor dem blendenden Glanz zu schützen.

Mancher Unterschied in dem Pflanzenleben und Landschaftsbild erklärt sich auch daraus, daß wir westlich der Elbe viel mehr Niederschläge erwarten dürfen als im deutschen Osten. Dort ist ein Jahreswert von 700 mm ganz in der Regel; im Osten finden wir ihn nur ausnahmsweise in solchen Gegenden, wo sich, wie in Pommerellen und östlich von Elbing, ansehnlichere Höhen den Regenwinden in den Weg stellen. Im Regenschatten ist es dafür um so trockener. Die Ebenen am Goplosee gehören mit kaum 400 mm jährlicher Niederschläge zu den trockensten Gegenden Mitteleuropas, und auch das untere Weichseltal und manche Teile Brandenburgs müssen sich mit weniger als 500 mm zufriedengeben. Dem Landfremden ist der Regenmangel dieser Gebiete noch auffälliger, weil die Niederschläge, namentlich in Posen, hauptsächlich als rasch verrauschende Platzregen fallen, die in kürzester Frist hohe Werte liefern, so daß für die Zwischenzeit noch weniger übrig bleibt.

Diesen klimatischen Bedingungen entspricht die Pflanzenwelt Norddeutschlands. Wie überall in Mitteleuropa, bestimmt auch hier der Wald in erster Linie das ganze Landschaftsbild. Will sich der Fremde von der Eigenart eines Gebiets klare Vorstellungen machen, so fragt er sicherlich zuerst, ob es dort Wald gebe, um sich dann nach den Baumarten zu erkundigen, welche die betreffenden Wälder bilden.

Nicht überall dürfen wir von vornherein darauf rechnen, größeren Waldgebieten zu begegnen. Vor allem gilt das für den Nordwesten, wo Hochmoore und Heiden große Flächen für sich beanspruchen. Im Osten der Elbe ist in der Regel ein Viertel bis ein Drittel des Bodens vom Wald bedeckt; in der Nähe der Nordseeküste sinkt dieser Wert auf 6%, so daß wir dort die waldärmsten Gebiete unseres Vaterlandes zu suchen haben.

Im allgemeinen dürfen wir sagen, daß durch die Nähe der Nordsee, von der stürmische Winde die Salzluft landeinwärts führen, der Waldwuchs sehr erschwert wird. Neuerdings bemühte man sich, diese Ansicht zu bekämpfen. Man zählte dann wohl alle die Stätten auf, wo ganz dicht an diesem Meer ansehnliche Holzungen gedeihen. Dennoch dürfen wir darin wohl nur jene Ausnahmen erblicken, welche die entgegengesetzte Regel bestätigen.

Auch die weiten Gebiete der großen Strauchheiden, die östlich des Flämings wegen der zunehmenden Sommerdürre nicht mehr gedeihen, sind wohl in den Zeiträumen, die uns hier angehen, immer mehr oder weniger waldfeindlich gewesen, gerade so, wie die mächtigen Moore Frieslands, wo die Natur dem römischen Legionär schon das gleiche Antlitz zeigte wie dem Sohn unserer Tage. Sogar im Osten finden wir manchen Gau, wie z. B. die großen Sandirflächen südlich der Endmoränen und die Dünen und Strandheiden der Nehrungen, wo der Mensch seine ganze Kraft zusammennehmen mußte, um die unfruchtbaren Halden aufzuforsten.

Anders als in Süddeutschland ist hier die Kiefer der häufigste Waldbaum, und zwar um so mehr, je weiter wir nach Osten kommen, bis sie dann in Ostpreußen wieder hinter der Rottanne zurücktritt. Dort fehlt auch die Buche, die namentlich in fruchtbaren Küstenstrichen, wie in Holstein, Vorpommern, auf Rügen und an dem Osthange des pommerellischen Hochlandes wundervolle Wälder bildet, die sich neben den schönsten Buchenhainen des Südens wohl sehen lassen dürften, namentlich dann, wenn noch blaue Seen das Landschaftsbild beleben helfen.

Manche Gegenden des Westens, in denen der Wald schon auffällig zurückgedrängt wurde, erhalten trotzdem durch die Feldhecken, die des Landmannes Eigentum

scheiden, ein freundliches, laubgrünes Gewand. Der Naturfreund wird darum recht schmerzlich berührt, wenn er sieht, daß heute die Bauern in Westfalen und Holstein den Waldhecken der Knicks so energisch zu Leibe gehen.

Wo der Wald fehlt, wird das Bild durch die Art der Landwirtschaft entscheidend beeinflußt. Ein Bauerngau sieht natürlich ganz anders aus als ein Landstrich, in dem Großgrundbesitz vorherrscht, namentlich dann, wenn die Bauern, wie etwa in den deutschen „Hol(Hau)ländereien" der Provinz Posen, die Vorliebe unseres Volkes für den schattenspendenden Baum nicht verloren haben. Aber auch abgesehen davon hat ein Gebiet, wo die Schläge, wie in der Kölner Gegend, bisweilen nur noch die Größe von Gartenbeeten haben, einen ganz anderen Charakter, als solche Gebiete, in denen Hafer- und Roggenschläge von 30—40 ha keine Seltenheit sind. Aber auch in dieser Kultursteppe redet Mutter Natur am goldenen Sommertag, wenn sich weißgesäumte Gewitterwolken über dem ganz leise wogenden Halmenmeer aufbauen, gar eindringlich zu der Seele des Wanderers, der ihr Raunen recht zu deuten weiß.

Sicherlich wäre es falsch, dem „lieblichen" Mitteldeutschland den „eintönigen, garstigen Norden" kurzentschlossen gegenüberzustellen. Ganz abgesehen davon, daß das Meer, das ewig alte, ewig neue, die Küsten dieses Landes bespült, finden wir auch sonst in Norddeutschland auf der rotblühenden Heide, in dem einsamen Moor, wo das weiße Wollgras weht, an dem Höhenrand der breiten Flußtäler, von dem der Blick dem Silberband des Stromes 40, ja 50 km weit zu folgen vermag, an dem Ufer der waldumhegten Landseen Bilder genug, die durch die Großzügigkeit der Linien und ihre herzbefreiende Weite alles das reichlich ersetzen, was ihnen an bestrickender Lieblichkeit fehlen mag.

Die Züge dieser herben, ernsten Natur trägt auch das Menschengeschlecht, das Norddeutschland seine Heimat nennt. Das breitstraßige Meer lockte die Küstenbewohner, das Gewerbe des wagenden Seemannes zu ergreifen, und über den fischreichen Bänken der Nordsee, auf den weiten Buchten, Bodden und Strandseen des Baltischen Meeres warf der Fischer seine Netze aus. Sonst schien es sich bis in die neueste Zeit von selbst zu verstehen, daß der Norddeutsche in erster Linie zum Landmann bestimmt sei. Erst als die Dampfmaschine die Kraft des Menschen verhundertfachte, die günstigen Verkehrsverhältnisse des weithin offenen Landes immer stärker zur Geltung kamen und auch in Norddeutschland oder wenigstens in seinen Grenzgebieten ungeheure Kohlenlager ausgebeutet wurden, erhoben sich auch hier die hohen Schlote der Fabriken. Die großen Hafenplätze, in denen sich früher der Gott des Handels als Alleinherrscher gefühlt hatte, durften sich bald mit gleichem Recht als Industriestädte bezeichnen. Nur dort konnten die großen Schiffswerften gebaut werden, von deren Hellingen immer gewaltigere Ozeanriesen in ihr Element hinabglitten, und nirgends ließen sich manche Kolonialwaren leichter und rascher verarbeiten als dort, wo sie unser Vaterland zuerst erreichten. Selbst der Landwirt überwand bald seine Abneigung gegen die Industrie und wurde selber zum Industriellen, wenn es sich darum handelte, die Erzeugnisse seines Landes (Zuckerrüben, Kartoffeln) oder den Milchertrag seiner Herden selbständig oder genossenschaftlich zu verwerten.

So müssen wir heute selbst in den ostelbischen Agrargebieten schon mit der Industrie als einem wesentlichen Bestandteil des wirtschaftlichen Lebens rechnen. Zunächst schauten die hohen Essen allerdings noch recht vereinzelt über Kornflur und Viehtrift hinweg, aber stellenweise drängten sie sich doch immer dichter und

dichter zusammen, und um sie herum entstanden schnellwüchsige Siedlungen, neben denen uns die größten Städte der Hansazeit, Orte, wie Lübeck, Stralsund, Danzig, zwerghaft klein erscheinen müßten. So wurde die fast wurzellose Großstadt der Neuzeit auch in Norddeutschland heimisch. In ihr wirkt ein Geschlecht, dessen Heimat oft genug in den entlegensten Teilen unseres großen Vaterlandes gesucht werden muß. Der Unterschied zwischen dem großstädtischen Industriearbeiter und dem auf der Scholle haftenden Bauern, der im Weichbild derselben Türme hinter dem Pfluge herging, bedeutete bald mehr als früher der Unterschied des Stammes, eine Entwicklung der Dinge, die der Volksfreund nicht ohne tiefe Wehmut verfolgen kann. Selbst eine noch auffälligere Steigerung des Einkommens wäre ein schlechter Ersatz für alles das, was dabei an ideellen Werten und seelischen Kräften verloren ging. Aber, Gott sei Dank, ist es noch nicht so weit gekommen, daß dadurch auf größeren Räumen die Stammesunterschiede und die landschaftliche Sonderart der Norddeutschen verloren gingen.

Gerade so wie in Frankreich und Italien besteht auch in Deutschland zwischen den Bewohnern des Nordens und Südens ein wesentlicher Unterschied, der zwar oft viel zu stark betont wird, den man aber auch nicht unterschätzen darf. Die Söhne der südlicheren Landschaften verhöhnen den Norddeutschen oft genug wegen seiner Schwerfälligkeit, während der wieder auf die Süddeutschen wie auf Kinder herabsieht, die man nicht recht ernst nehmen darf. Oft machen sich Stammesgegensätze schon auf engstem Raum recht bemerkbar. Will doch z. B. der Westfale von dem Kölner „Hennesche" nur wenig wissen, das seinerseits wieder gern bereit ist, die schweigsamere Art des westfälischen Nachbarn als Hinterhältigkeit und Tücke auszulegen.

Die Hauptrolle in unserem Gebiet spielt der niedersächsische Stamm. Zwischen Ems und Elbe ist er seit jeher heimisch, und östlich dieses Stromes hat er einen großen Teil der Kolonisten gestellt, dessen Tatkraft und Zähigkeit wohl besonders gerühmt werden muß.

Die vorgeschichtlichen Forscher halten heute Jütland und Südschweden für die Heimat der Germanen, von der sie in sehr früher Zeit nach Deutschland zogen. Daß die Zahl der blauäugigen Blondköpfe um so größer wird, je mehr wir uns diesen Räumen nähern, stimmt damit trefflich überein. So dürfen wir erwarten, daß die Niedersachsen und Friesen, die der alten Heimat so nahe wohnen, alle die Eigenschaften, in denen wir germanisches Erbgut zu erblicken pflegen, in besonders hohem Maße zeigen.

Diese Erwartung täuscht uns nicht. Der niedersächsische Bauer, wie ihn Immermann in dem „Hofschulzen" geschildert hat, ist wohl das Urbild des germanischen Landmannes. Wie zur Zeit des Tacitus wohnt er noch immer am liebsten im einsamen Feldhof, in dem Herrschaft, Gesinde und Vieh eine große Familie zu bilden scheinen; führt doch auch derselbe Dachfirst über ihre Heimstätten hinweg. Wer weiß, wie lang es währte, bis aus dem einfachsten Hausbau, den uns vermutlich noch die Schafställe der Heidebauern zeigen, die niedersächsische Hofanlage wurde, in deren einheitlichem Gefüge wir das später eingebaute Prunkzimmer und die abgetrennte Herdanlage noch immer als rechte Fremdkörper empfinden?

Mittlerweile fand die neue Zeit ihren Weg auch zu dem Heide- und Geestdorf. Verwundert blickten die breitstirnigen Kühe auf, als zum ersten Mal das elektrische Licht über ihren Köpfen blitzte. Der Bauer lernte eine zweckmäßigere Art, den Acker zu bestellen. Tiefgehende Pflüge zerbrachen die Brandkrantschicht

der Heide, die vorher die Waldkultur verhindert hatte, und der Fehnbauer erntet dort schon Weizenkörner, wo sein Ahn nach dem Moorbrand nur Buchweizen zu bauen wagte. Ob aber die Menschen dadurch wesentlich verändert wurden? Ich glaube das kaum; sie blieben, wie sie waren, grüblerisch und mißtrauisch, treu hängend an dem Brauch der Väter, am treuesten aber an der Freiheit, unfähig, sich zu beugen, schwerfälligen Geistes und doch nie müde, den tiefsten Fragen des Lebens nachzuspüren, ohne daß Nachbar und Bruder etwas davon ahnen mochten.

Um dieser Schweigsamkeit willen hat der Stammfremde diese Menschen immer falsch beurteilt. Wer zweifelte noch vor 60 Jahren an dem alten Wort, daß im Friesenlande keine Dichter entstünden? Dann schenkte uns das niederdeutsche Land auf einmal Klaus Groth, Theodor Storm, Hebbel und Frenssen und damit eine niederdeutsche Lyrik, so tief und geheimnisvoll wie der „Sott" am holsteinschen Dörfchen.

Selbst die Großstadt konnte diese Menschen nicht ins Gegenteil verkehren. Wohl merkst du es dem Hamburger an, daß er dort daheim ist, wo aller Länder Flaggen wehn. Das Leben am Stapel der Welt hat die schwere Zunge des Niedersachsen gelöst, aber er blieb trotzdem der echte Niederdeutsche, der mit dem Berliner letzten Endes wenig gemein hat.

Auch über den Menschen liegt hier der Abglanz ihrer herben Heimat, der Heide, des Watts. Ernst und fest, lassen sie sich nicht zum Spielzeug landfremder Zivilisation machen.

Und so schwerfällig sie auf den ersten Blick scheinen mögen, so Großes haben sie schon vollbracht. Mögen neuere Forschungen auch immer genauer feststellen, wie groß der Anteil der Pfälzer, der Franken an der Besiedlung des deutschen Ostens war, den Niedersachsen wird doch der Löwenanteil an der Eroberung dieses neuen, dieses zweiten Deutschlands zuerteilt werden müssen.

Dort, zwischen Elbe und Memel, entstand im Laufe der Jahrhunderte ein neuer Typ des Deutschen, der Ostdeutsche. Mag der auch die meisten Züge des Norddeutschen tragen, so gab ihm eine eigenartige Geschichte doch auch so viel Abweichendes, daß der Niedersachse sich schließlich in ihm nicht mehr wiedererkannte und die Gründe suchte, die das verschuldet hatten.

Bei dem Urteil seiner Volksgenossen kommt der Ostdeutsche oft schlecht fort. Nord- und Ostdeutsche sind wesensverschieden — schrieb neulich noch ein deutscher Schriftsteller —, die Brüder der Norddeutschen wohnen im Norden, während wir die Verwandten der Ostdeutschen in den slawischen Landen suchen müssen. Ein böses Urteil, in dem ein winziger Wahrheitskern enthalten sein mag.

Die Leute, welche so urteilen, denken sich die Sache sehr einfach. In Ostdeutschland wohnten ja vorher Slawen. Mußte dort nicht nach dem Einrücken der Deutschen eine halbpolnische Mischrasse entstehen?

Dieser Schluß ist falsch. In manchen Gegenden war die Zahl der slawischen Siedler sehr gering gewesen. Das gilt z. B. für Brandenburg. Dort gab es zur Zeit der Sachsen- und Frankenkaiser wohl nur Fischerdörfer an Strom und Fluß. Die Slawenkriege Heinrichs I. waren nur eine Art von Manövern in Gebieten, wo man keine Flurschäden zu bezahlen brauchte.

Andererseits ahnen viele, die alle Slawen mit den Polen gleichsetzen, dabei gar nicht, wie verschieden die Stämme der Westslawen sind. Die slawischen Bewohner Pommerns z. B., die völlig eingedeutscht wurden, waren sicherlich keine typischen

Polen, sondern ein schwerfälliger Menschenschlag, der die bezeichnenden Eigenschaften der niedersächsischen Ansiedler eher verstärkte als in ihr Gegenteil verkehrte.

In manchen Teilen Ostdeutschlands hielten die Einwanderer wohl stets treu zusammen, ohne Fremdstämmige unter sich zu dulden. Nur so konnten sich ja örtlich scharf begrenzte Stämme bilden, die, wie die Bauern des Weizackers, die Kinder der Koschneiderei bei Konitz, die Bewohner mancher Stromwerder, auf den Fremden trotz allen Kolonistentums den Eindruck machen, daß sie alteinheimische, „erdgeborene" Sippen sein müßten.

Wo sich der Deutsche mit slawischen oder lettischen Nachbarn vermischte, wollte er das möglichst bald vergessen machen, weil die anderen als Leute niederer Kultur galten. Daß der östliche Kolonist sich in einer fremden Umgebung behaupten mußte, gab ihm Trotz und Selbstgefühl, Eigenschaften, die wir eher als Steigerung niedersächsischen Wesens denn als slawische Art bezeichnen möchten.

Auf dem erschwerten Daseinskampf beruht es auch, daß der Ostdeutsche so oft als unharmonisch bezeichnet wird. Wer seit vielen Jahrhunderten in Gebirgen wohnt, deren Deutschtum von keinem Feinde bedroht wurde, kann leicht ausgeglichen sein. Die Ostdeutschen, die sich heute der Slawen, morgen der Tataren erwehren mußten, konnten nicht anders als hart, herb und herrisch bleiben, wenn sie den Glauben an ihre Zukunft nicht verlieren wollten.

Eins haben diese Menschen vor den Kindern der übervölkerten Gaue im Süden und Westen noch immer voraus: die enge Berührung mit dem mütterlichen Boden. Um das zu erkennen, braucht man nur den Roman „Wald" zu lesen, den der Ostpreuße Ernst Wiechert erst jüngst geschaffen hat. Nicht ohne guten Grund wird der pflügende Bauer diesem Dichter immer wieder zum Symbol der deutschen Zukunft.

Grundverschieden sind die Lebensbedingungen, mit denen sich der Norddeutsche im äußersten Westen und Osten seines Vaterlandes abzufinden hat. Dort ragen Tausende von Fabrikschloten zum Himmel auf, dröhnen die Hämmer, schrillen die Dampfpfeifen, hier sehen wir, so weit das Auge reicht, nur Wälder und Felder, Flüsse und Seen. Dort drängen sich die Menschen dicht zusammen, hier verteilen sie sich fast zu spärlich über den weiten Raum. Dort werden Stunde um Stunde unendliche Werte geschaffen, hier erübrigt der Landmann kaum einen kargen Sparpfennig. Und doch läßt sich darüber streiten, wo unseres Volkes Zukunft besser verbürgt erscheint.

Man muß sich im Westen und Süden davor hüten, die kulturellen Verhältnisse des Ostens falsch einzuschätzen. Daß am Rhein und Neckar eine weit höhere Zivilisation herrscht als am Pregel und an der Aller, wird keiner bestreiten, aber deshalb darf man die Kulturwerte, die der Osten geschaffen hat, nicht unbillig verkleinern. Das Verhältnis des Ostmärkers zum Leben ist schon deshalb ganz eigenartig, weil es lange nicht so sehr wie anderswo von äußeren Beziehungen abhängt. In alten Kulturländern können wir das Wesen und die Handlungen führender Geister uns sehr oft einzig und allein aus dem Parteileben und aus solchen Zielen erklären, die sich nicht die einzelnen, sondern, um mit H. Schurtz zu reden, allerlei Männerbünde gesteckt haben; hier im Osten genügen nicht selten Heimat und Charakter vollauf, uns das Werden und Walten bedeutender Männer verständlich zu machen. Da ergibt sich häufig bei solchen Männern ein Weitblick und eine geistige Freiheit, eine aus wahrer Einfalt entspringende Klarheit, die solche Menschen

in Erstaunen setzen muß, welche in einer zusammengesetzteren, aber gerade deshalb auch kleinlicheren Welt aufgewachsen sind. Es genügt wohl, Namen wie Kant und Herder zu nennen, um zu zeigen, wohin der Sinn dieser Worte zielt.

Auch heute noch ist Norddeutschland kein rein deutsches Land. In der Lausitz erfreuen uns immer noch die malerischen Volkstrachten der Spreewenden, in Posen und Westpreußen wohnt auf weiten Flächen slawisches, polnisch-kassubisches Landvolk, und in Ostpreußen hat der Masur, der Litauer Heimatrecht behalten. Es ist erklärlich, daß uns diese Tatsachen heute, nach dem unglücklichen Ausgange des Weltkrieges, schwerer auf die Seele fallen als vor einem Menschenalter, aber es wäre sicherlich verkehrt, um des einen Schicksalsschlages willen sogleich anzunehmen, der tiefste Sinn dieses Erdraums habe sich schier über Nacht in sein Gegenteil verkehrt. Lange Jahrhunderte hindurch bildete der Deutsche das Salz dieses Landes; er wird dort auch fürderhin als Lehrer und Wegweiser unentbehrlich sein, und wer weiß, ob nicht unsere Enkel nach 50 Jahren von einer Entwicklung des Ostens wissen, die wir uns heute noch nicht träumen lassen? —

DIE LANDSCHAFTEN

DAS SÜDLICHE NORDWEST-DEUTSCHLAND

Beginnen wir unsere Wanderung durch Norddeutschland im äußersten Westen, so lernen wir zuerst am Niederrhein einen Gau kennen, der ebenso sehr durch geschichtliche Erinnerungen ausgezeichnet ist wie durch reiches Wirtschaftsleben. In diesem milden Landstrich, wo selbst die Durchschnittswärme des Januar noch merklich über 0° zu bleiben pflegt, haben sich schon die Römer häuslich niedergelassen. Dann türmte Karl der Große in Aachen seine prächtige Pfalz, deren herrlichen Dom später der von Köln noch überbieten sollte, und auch weiter stromab entstanden in den Rheinstädtchen noch hoheitsvolle Gotteshäuser. Überall spüren wir einen Hauch mittelalterlich-romanischer Kultur, die zwar von deutscher Art überwältigt wurde, aber doch niemals völlig zurücktrat. Moderne Fabrikanlagen und weihrauchumwehte Wallfahrtskirchen, dunkle Kohlenschächte und zauberisch beleuchtete Krypten, das Surren der Treibriemen und das Tremulieren des Domchors, eins begegnet uns noch heut' neben dem anderen und fesselt namentlich den Sohn Ostelbiens, der aus einer so ganz anderen Welt gekommen ist.

Mögen wir uns in den alten Städten des Rheinlands noch so gern in die graue Vorzeit zurückversetzen, der junge Tag wird doch bald seine Ansprüche geltend machen. Ist es nicht in der Hinsicht ein rechtes Symbol, daß nur ein paar hundert Schritt von dem Kölner Dom der gewaltige Bahnhof der rheinischen Hauptstadt seine himmelhohen Hallen ausspannt? In demselben Gau, wo wir auf den Spuren der Kaiserin Theophano von den Tagen der großen Sachsenkaiser träumen, schwirren die Webstühle in Krefeld und München-Gladbach, trägt uns der Rheindampfer an den weiten Hafenanlagen von Ruhrort-Duisburg vorüber, die in Europa kaum ihresgleichen haben, deren Schiffsverkehr (28 Mill. Tonnen im Jahr) selbst einem an gigantische Zahlen gewöhnten Amerikaner imponieren müßte.

Heut' freuen wir uns in Kölns winkligen Gäßchen am bunten Leben und Treiben des Karnevals, wobei dem Kundigen immer wieder Spuren uralter Volksbräuche begegnen, und morgen führt uns der rasche Selbstfahrer im funkelnagelneuen Düsseldorf an endlosen Reihen prächtiger Paläste vorüber, so daß wir uns gerade

so gut in den Prunkstraßen Berlins wähnen könnten. Eben umfing uns dort noch in der dämmerigen Basilika weicher, müder Weihrauchbrodem, und schon sehen wir in Brühls Braunkohlenwerken neugierig zu, wie der Trockenbagger mit harten Eisenfingern in die Braunkohle hineingreift, um zahllose Loren mit der dunkeln, klebrigen Masse zu füllen.

Trotz der Lebensfülle der großen Handelsstädte, trotz des Glanzes des schier über Nacht so freudig erblühten Düsseldorf darf Köln (700000 Einw.) auch heute noch getrost den Anspruch erheben, den lebensvollen Mittelpunkt dieser Landschaft zu bilden. Zweifellos ist das heilige Köln eine der eigenartigsten Städte des deutschen Landes, aber alle die, welche in der Vaterstadt der „Gecken“ eine heitere, sonnige, jugendfrische Großstadt zu finden hofften, sind wohl arg enttäuscht worden. Nur wenig deutsche Städte erscheinen dem Fremdling ernster und versonnener als die alte Rheinkönigin; kaum eine von ihnen ist reicher an geschichtlichen Erinnerungen. Diese Stadt der Jahrtausende offenbart eben ihre Seele nicht dem hastigen Reisenden; wer sie kennen lernen will, muß sich in Jahr und Tag solche Kenntnis erst erarbeiten.

Zu ihren zahllosen anderen Eigenschaften hat Köln jüngst noch eine neue hinzubekommen; es ist Universitätsstadt geworden. Sicherlich wird es dieser Aufgabe ebenso gerecht werden wie das nahe Bonn (90000 Einw.), zu dem schon die waldigen Hänge des Siebengebirges herübergrüßen.

Die alte Kaiserpfalz Karls des Großen, Aachen (155000 Einw.), liegt zwar schon in einer anderen Landschaft, steht aber doch noch in engster Beziehung zu der Kölner Tieflandsbucht. Längst umschließt ihren alten Kern eine neue Industriestadt, deren Erzeugnisse (Tuche vor allem) in ganz Deutschland bekannt sind. Die Kohlenförderung des Aachener Beckens kommt diesen Fabriken trefflich zustatten. Trotz alledem blieb die Umgebung der alten Kaiserstadt waldgrün und naturfrisch.

Auch die Kölner Tieflandsbucht ist landschaftlich durchaus nicht reizlos. Die niedrigen tertiären Höhenzüge, die das Ostufer der Roer und Erft (die Ville) begleiten, schenken uns weite Aussichten in das fruchtbare Land, prächtig wandert es sich in den wölbigen Hallen des Reichswaldes westlich von Kleve, und steigen wir zu dem Klever Berg empor, so zeigt sich uns der Vater Rhein in seiner ganzen Majestät, mögen ihm auch statt steiler Hänge nur noch weite, fruchtbare Marschwiesen das Geleit geben.

In dem eigentlichen Weichbilde der Stadt Köln dehnt sich die Feldflur flach und eben, ganz so wie in unserem deutschen Nordosten. Und doch lächelt der Ostmärker, wenn er zwischen ihren Rübenäckern dahinpilgert; kommen ihm doch diese winzigen Parzellen, von denen einspännige Karren den Erntesegen fortführen, mehr wie Gartenbeete vor, als wie rechte Äcker und Felder.

Eine ganz andere Welt umgibt uns, wenn wir vom Rhein ostwärts wandern, um den Industriebezirk an Ruhr und Wupper näher kennen zu lernen.

Überall haben wir hier das Gefühl, in einer Landschaft zu weilen, die gerade im Übergang von einer Lebensform zur anderen begriffen ist. Immer wieder rasten wir in freundlichen Waldtälern, an deren Hängen der nackte Fels ansteht, wo der Specht hämmert und die Drossel singt. Aber gleich darauf umgeben uns mächtige Fabrikanlagen, wuchtige Hochöfen und verkehrsreiche Bahnhöfe, zwischen denen vielleicht noch ein waldgrüner Bühel aufragt, dessen alte Eichen von Tagen

träumen, da Hephästos noch nicht die Fauna des Waldes in die grünen Berge des Sauerlandes gescheucht hatte. Zwischen geräuschvollen Fabriken schläft ein stilles Gehöft, neben blitzenden Bahngleisen schattet der Hochwald, und dicht neben dem Marktplatz aus hansischer Zeit dehnen sich weite Bahnhofshallen, blähen sich modische Gasthöfe.

So sieht das Land heute aus, und noch mancher Wassertropfen wird in seinen reißenden Bergbächen zum Rhein getragen werden, ehe Schutthalden an Schutthalden, Fabrikhöfe an Fabrikhöfe grenzen und die Menschen vergessen können, welch freundliche Natur hier den Geistern der Unterwelt, dem Gieren nach Geld und Gut zum Opfer fiel.

Lesen wir in den statistischen Tabellen, welche Unmengen von Kohle und Erz hier gefördert werden (vor dem Kriege etwa zwei Drittel der rund 200 Mill. Tonnen betragenden Kohlenförderung des Deutschen Reiches), wieviel Hochöfen hier glühen, wie dicht die Maschen des Eisenbahnnetzes miteinander verknüpft wurden, wieviel Arbeiter hier für sich und die Ihren Unterhalt fanden, so mag das Herz des Volkswirtes schneller schlagen und er sich der Kraft des Menschen freuen, der so Gewaltiges zuzustande brachte. Und doch finden wir nicht den Mut, in solches Lob einzustimmen. Bekümmerten Herzens sehen wir es mit an, wie aus der freien Flur des deutschen Ostens, wo die Brust sich noch füllen darf mit der herbfrischen Luft des Waldes und der Triften, Jahr für Jahr Tausende und Abertausende gesunder Naturkinder dem grauen Rauchschwaden dieses Industriegebietes zustreben, um ihm mit Kindern und Kindeskindern zu verfallen. Da kommt uns dieser Gau mit seinem ruhelosen Leben und Treiben recht wie ein Moloch vor, der lebensfrohe Menschen verschlingt und uns Wesen zurückgibt, die selber zu einer Art naturfremder Maschinen geworden sind.

Und ist das alles unserem Volk wirklich zum Segen geworden? Mit dem Saargebiet und Oberschlesien teilt auch diese Werkstätte deutschen Fleißes das leidige Los, allzunahe der Grenze zu liegen, so daß ein siegreich vordringender Feind gerade den Besitz dieser Stätten leicht dazu nutzen kann, uns den Fuß noch schwerer auf den Nacken zu setzen.

Doch wir müssen uns bescheiden. Alles das läßt sich nicht mehr ändern, und die junge Brut so mancher Großstadt, von der wir Ostdeutschen noch vor zwanzig Jahren nichts Rechtes wußten — ich nenne dabei nur Gelsenkirchen (207000 Einw.) und Hamborn (126000 Einw.) — schreit nach Brot.

Ganz gewiß haben so manche dieser Siedlungen, haben Elberfeld (127000 Einw.). und Barmen (187000 Einw.) im tiefen Tal der Wupper, Dortmund (320000 Einw.) mit seinem uralten Stadtkern, Essen (470000 Einw.) mit den ungeheuren Fabrikanlagen des weiland Kanonenkönigs hohe Eigenart bewahrt, aber das gilt doch nur für den, der solche Eigenart suchenden Auges besser zu erkennen trachtet. Dem Reisenden, der es eilig hat, der mit matten Nerven diesen Nebeldunst, dieses Menschengewirr, dieses Maschinengetöse ertragen muß, will es fast scheinen, als wären alle Siedlungen des Industriegebiets letzten Endes nur eine einzige Stadt. Vermutlich wird gerade dieser Eindruck immer stärker und stärker werden, bis auch der Erdkundige von der gewaltigen Industriestadt im Ruhrgebiet zu sprechen wagt.

Und doch verstehen wir es wohl, daß auch der Maler sein Herz an diese Stätten verlieren kann. Dazu brauchen wir nur in klarer Winternacht im Kölner Schnellzug am hohen Ufer der Wupper entlangzusausen und drunten Lichter neben Lichtern,

Bogenlampen neben Bogenlampen leuchten und glühen zu sehn; dazu brauchen wir nur einmal Zeuge zu werden, wie zwischen Essens Fabrikschloten am frostigen Wintertag die Sonne am wolkenlosen Himmel emporsteigt und nun all der Dunst in mattem Graurot zu glühen beginnt, ohne daß doch jenes mächtige Gestirn, das nun die Schneefelder des Ostens in rosige Gluten taucht, all der Schwaden, all der Rauchwolken Herr werden könnte. Wohl begreifen wir in solchen Augenblicken die titanische Kraft des Menschen hier unmittelbarer als anderswo, aber in dies Gefühl mischt sich so etwa wie wehmütiges Bangen; „man kann dabei nicht singen, dabei nicht fröhlich sein!"

Aber wir könnten es ebenso gut begreifen, daß einem Reisenden das Herz aufginge, wenn er aus dem Industriebezirk seinen Weg in das Münsterland gefunden hätte, diesen echten deutschen Bauerngau, in dem trotz des Dortmund-Ems-Kanals und trotz mancher Ansätze zu gewerblicher Tätigkeit, die wir in der alten Bischofsstadt Münster finden, Pflug und Egge noch immer die Herrschaft führen.

Im Osten unseres Vaterlandes gewinnen ebene Landschaften, die dem Ackerbau geweiht sind, leicht ein steppenhaftes Gepräge, wofern es sich nicht gerade um marschähnliche Gebiete handelt.

Für unser Münsterland, das noch der feuchte Hauch der Nordsee trifft, gilt das nicht. Schon die uralte Sitte der Bauern, ihren Besitz mit hochaufstrebenden Wallhecken zu umgeben, läßt nirgends den Eindruck steppenhafter Weite aufkommen, so wenig, daß der Sohn des Ostens oft geradezu bedauert, nirgends einen freieren Überblick über das Land zu gewinnen.

Hört der Landfremde so viel von Westfalens Schinken und Pumpernickel reden, so ist er leicht geneigt, dies Gebiet den fruchtbarsten Fluren unseres Vaterlandes anzureihen. Das wäre ein arger Irrtum. Anstatt des Weizens, der anderswo dem Wanderer die Fruchtbarkeit des Bodens anzeigt, wogt hier der gelbe Roggen, und nicht das Marschenrind, sondern das Schwein spielt in der Viehzucht die Hauptrolle. So ist denn auch der Wohlstand des Landes mehr auf den zielbewußten Fleiß langer Geschlechterreihen als auf die Freigiebigkeit der Mutter Erde zurückzuführen.

Jedenfalls verlohnt es sich wohl, den kerndeutschen Menschenschlag kennen zu lernen, der die stattlichen, eichenbeschatteten Bauernhöfe des Münsterlandes bewohnt. Finden wir nicht selber den Weg zu ihm, so vermögen uns Immermann und die Droste dabei treffliche Dienste zu leisten.

Die trotz ihrer Industrie und trotz der jungen Universität immer noch so stille und versonnene Bischofsstadt Münster (106000 Einw.), in der sich namentlich die lebhaften Rheinländer recht in der Verbannung fühlen mögen, ist auch heute noch die einzige Großstadt des Münsterlandes. Den übrigen Siedlungen möchten wir den Namen der Stadt am liebsten vorenthalten. Selbstverständlich strebten auch hier die Behörden, Klöster und Schulen an denselben Stätten zusammen, weil aber ein rechter Bürgerstand daneben nicht aufkommen wollte, trifft das Wort Marktflecken die Eigenart solcher Siedlungen viel besser als der anspruchsvolle Begriff der Stadt.

Durchwandern wir jedoch das flache Land, so glauben wir noch heute in dem Germanien des Tacitus zu weilen. Große, geschlossene Dörfer suchen wir vergebens. Jeder Bauer wohnt inmitten seiner Hufen; Mensch und Vieh, Herr und Knecht hausen unter einem Dach, so daß Bauer und Bäuerin von ihrem Sitze aus den

Wirtschaftsbetrieb beobachten und mit zweckdienlichem Hinweis leiten können. Um sein Gehöft herum pflanzte der Westfale einen stattlichen Eichenhain. Der hält den Wind ab und liefert kernfestes Möbelholz, wenn frohe Hochzeit gefeiert wird. Der ganzen Landschaft aber geben diese Eichenhaine einen zugleich frischen und doch männlich kraftvollen Zug.

Ähnliches wie für das Münsterland gilt auch für das Gebiet im Norden der alten Stadt Soest (21000 Einw.), hinter der schon die Höhen der Haar emporstreben. Einst spielte sie als Hansestadt im Tuchhandel des Nordens eine führende Rolle, heute will es mit ihr ebensowenig vorangehen wie mit der alten Bischofsstadt Paderborn (33000 Einw.). Hier wie dort weben die Geister der Vergangenheit, nur in Hamm (50000 Einw.) hat sich dank der Nähe von Kohlenlagern in jüngster Zeit regeres gewerbliches Leben entfalten können.

Trägt das Landschaftsbild im Münsterlande einen ernsten, männlichen Zug, so waltet im Weserbergland frauliche Milde. Wer auf der Landkarte dessen Höhenzahlen abliest und im wesentlichen nur Werte unter 400 m findet, ist leicht geneigt, diese langen, schmalen, fast schwindsüchtig erscheinenden Bergketten im Gegensatz zu den eigentlichen Mittelgebirgen für kümmerliche Drittel- und Viertelgebirge zu halten. Damit täte er ihnen aber doch unrecht; auch sie recken sich noch stattlich empor, weil sie unmittelbar aus der Ebene aufsteigen, so daß ihr nördlicher Sockel kaum 50 m über dem Meere liegt.

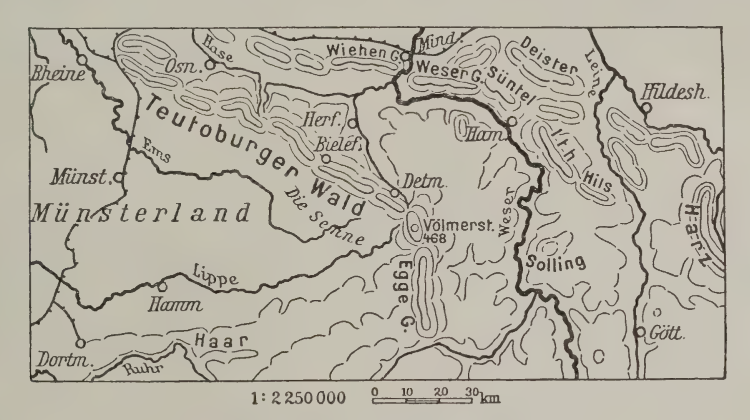
Hier nähern sich die deutschen Gebirge am meisten der Meeresküste; deshalb herrschen auch im Gebirge durchaus ozeanische Witterungsverhältnisse. Das Klima ist hier von seltener Milde; allerdings derart, daß der milde Winter durch den Verzicht auf einen warmen Sommer erkauft wird. Wer hier im Winter bittere Kälte suchte, käme schlecht auf seine Rechnung. Im Grunde des Erfurter Beckens pflegt es dann kälter zu sein als auf dem Kamm des Teutoburger Waldes.

Auch dieser Gau gehört noch zum mitteldeutschen Schollengebiet, und gerade dem Umstand, daß die Schollen hier besonders stark gestaucht und zerbrochen sind, verdankt das Weserbergland seine landschaftliche Eigenart, die vor allem in dem bunten Wechsel von schmalen Gebirgszügen und breiten Tälern bestehen dürfte. Großartige Naturbilder finden wir hier nicht, werden aber dafür durch liebliche Anmut reichlichst entschädigt. In den freundlichen Bergwäldern röhrt kein Elch, schnürt kein Wolf, aber in ihren fürstlichen Wildgehegen äst das bunte Damwild, läßt sich das Wildschwein durch die fremden Besucher kaum in der Suhle stören. Trauliche Residenzstädtchen erinnern an die Tage, da die meisten deutschen Fürsten noch nicht viel mehr waren als große Gutsbesitzer, und die Bauersleute, die auf dem wohlgepflegten Acker schaffen, stecken noch oft in den malerischen Trachten ihrer Ahnen. Berge und Flüsse, Städte und Badeorte gehen über das freundliche Mittelmaß nicht hinaus, dem die Anmut verschwistert ist. Das empfinden wir, wenn wir in den Kuranlagen von Pyrmont der Tage gedenken, da noch die Geisteshelden unseres Volkes hier als Sommergäste kamen und gingen, dessen freuen wir uns auch, wenn wir auf dem Weserdampfer an alten Abteien und Städtchen vorübergleiten, von denen uns die Geister der Vorzeit grüßen, denen Wilhelm Raabes dichterische Phantasie neues Leben geschenkt hat. Selbst die Porta Westfalica, das stolze, denkmalgeschmückte Tor, durch das die Weser — wir möchten fast sagen: endlich — in die norddeutsche Ebene eintritt, stellen sich die meisten noch viel gewaltiger vor als sie in Wirklichkeit ist. Vielleicht reden Berg und Tal,

Wald und Fluß hier gerade deshalb mit so herzlicher Stimme zu dem Gemüt des Wanderers, weil der das urdeutsche Wesen dieses Gaues auch ohne das ragende Hermannsdenkmal, das von der waldgrünen Grotenburg zu ihm herabschaut, dankbaren Sinnes erkennen müßte.

Große Städte möchten zu diesem natürlichen Gehäuse gar nicht recht passen. Schon Osnabrück (90000 Einw.), dessen Bürger die Kohlenschätze des Teutoburger Waldes zu allerlei gewerblicher Tätigkeit anregten, und Bielefeld (86000 Einw.), die verkehrsreiche Stadt der Färber und Leinweber, durch deren offene „Dör" der Schnellzug von Hannover ins Rheinland braust, sind uns für dies freundliche, waldgrüne Ländchen schon viel zu groß geworden. Städtchen wie Bückeburg (6000 Einw.) und der Weserhafen Minden (27000 Einw.), der nun einmal kein Mannheim oder Ruhrort werden will, scheinen uns da viel besser hineinzupassen.

Gerade wegen des Mangels an größeren Siedlungen sieht das Land hier ganz anders aus als weiterhin im Kreidegebiet des Ostens, wo die Großstädte Hannover



Übersichtsskizze des Weserberglandes

(425000 Einw.) und Braunschweig (147000 Einw.), mit Magdeburg in eine Städtereihe eingereiht, dem Gebirgsland vorgelagert sind. Beide sind so verschieden wie nur möglich, Hannover eine Stadt von gestern und heute, Braunschweig eine uralte Siedlung, die ihre herrlichsten Bauten den Tagen der Hansa zu verdanken hat. Nur das haben beide gemein, daß für sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine neue Blütezeit begann, die nicht zum mindesten durch den regen Gewerbefleiß ihrer Bürger bedingt wurde. Allerdings hat dann Hannover in diesem Wettkampf die stillere Nachbarstadt weit zu überflügeln gewußt. Diese rege industrielle Tätigkeit hat hier wie da die Gründung einer Technischen Hochschule veranlaßt.

Daß Hannover im Grunde genommen eine funkelnagelneue Stadt ist, erkennen wir schon, wenn wir in dem Bahnhof einlaufen und aus dem Wagenfenster einen Blick auf die stattlichen Kirchen und ansehnlichen Wohngebäude werfen, die zu uns herüberschauen. Wandern wir dann durch die breiten Straßen und über die prächtigen Schmuckplätze, so spüren wir bald, daß wir in einer stolzen Residenz zu Gaste sind, die uns von den eben erst verrauschten Tagen der Welfenherrlichkeit erzählen möchte.

Und ganz allmählich gehen dann die Schmuckplätze der Stadt in die Parkanlagen der Umgegend und diese wieder in die Wildgehege der taufrischen Wälder über, welche die kleinen Gebirge so trefflich kleiden. Aber heut' dürfen sich diese grünen Höhen nicht mehr damit begnügen, den naturfrohen Städtern herrliche Wanderreviere zu bieten. Von ihren Flanken bricht man wertvolle Bausteine, und aus der Tiefe des Deister birgt der Bergmann wertvolle Steinkohlen, die dem Gewerbefleiß Hannovers zugutekommen. Schon immer erfreute sich die heitere Stadt einer günstigen Verkehrslage, aber noch die Väter ließen sich nichts davon träumen, daß einst von Hannover aus mächtige Lastschiffe auf einem breiten Kanal zur Nordsee schwimmen würden.

Lustwandeln wir in Hannovers glänzender Georgsstraße, so denken wir an die Altstadt von Braunschweig, an die Bogenfenster seines Rathauses und die altertümlichen Giebel der schmalen Gäßchen, in die der schlanke Turm der Andreaskirche so freundlich hineinblickt, wie an eine ferne, fremde Welt, und doch liegt das Stübchen, in dem Wilhelm Raabe von den Zeiten träumte, das Braunschweigs Zünfte und Gewerke aufeinander losschlugen, der glänzenden Residenzstadt Hannover gar so nahe.

Auch die gewerbliche Tätigkeit der beiden Welfenstädte ist recht verschieden. Während man in Hannover Maschinen und Eisengerät, Möbel und Chemikalien herstellt, hat die Industrie der Stadt Braunschweig vor allem die Aufgabe übernommen, die Erzeugnisse der Landwirtschaft in marktgängige Waren zu verwandeln, mag es sich dabei nun um Würste, Honigkuchen oder Gemüsekonserven handeln.

Noch viel vernehmlicher raunen die Geister der Vergangenheit in kleineren Orten wie Wolfenbüttel (18000 Einw.) und Helmstedt (17000 Einw.). Dabei wandeln wir hier auch auf klassischem Boden, mögen wir in Wolfenbüttel des tapferen Lessing gedenken oder in Helmstedt der alten Universität einen kurzen Besuch abstatten.

Und ist uns nicht zumute, als hörten wir den vollen, runden Ton von Kirchenglocken, wenn der Name Hildesheim (58000 Einw.) an unser Ohr klingt, wo inmitten der alten Bischofs- und Hansastadt trauliche Fachwerkbauten zum stillen Marktplatz herniederschauen?

Nur die kleinen Gebirge, wie die Elm und der Huywald, bilden jetzt noch schattige Waldoasen in der weiten Ackerflur, deren fruchtbarer Lößboden den Fleiß des Landmanns ebenso reichlich lohnt wie der Betrieb der Kali- und Braunkohlenwerke die Mühe des Bergmanns. Ungeheure Mengen von Abraumsalzen, die unsere Väter achtlos fortwarfen, wandern heute von Staßfurt und aus dem ganzen Vorlande des Harzes als kostbare Düngemittel in die weite Welt, denn die Magdeburger Böhrde ist von der Natur gleich mit so fetter Lößerde beschenkt, daß sie solchen Düngers fast entraten könnte. Während im benachbarten Halberstadt (48000 Einw.) der Segen der Viehzucht in wohlschmeckende Fleischkonserven verwandelt wird, dampft in der Magdeburger Böhrde ein Fabrikschlot neben dem anderen, die Wahrzeichen der mächtigen Zuckerfabriken, die von Genossenschaften reicher Bauern gegründet wurden.

In diesen Fluren grüßen uns schon die hohen Türme des Magdeburger Doms, der weit hinausschaut in das östliche Slawenland, das von hier aus zum großen Teil sein Deutschtum und seine höhere Gesittung erhalten hat.



Otto Krüger †, Sondershausen

Lüneburg



Aerokartograph. Institut, Breslau

Kalköfen bei Gogolin (Oberschlesische Platte)



Hofphotogr. Albert Giesler, Eutin

Landschaft bei Eutin („Holsteinische Schweiz", Südostende der Schleswig-Holsteinischen Seenplatte)



August Rupp, Berlin

Im Spreewald



August Rupp, Berlin

Der Abfall des Grunewalds bei Berlin zur seeartig verbreiterten Havel

Magdeburg (292000 Einw.) ist nicht nur eine, es ist die Brückenstadt der Elbe, ein mächtiger Sammelpunkt des Verkehrs, den wir nur mit dem ehrwürdigen Köln vergleichen könnten. Die Königin Luise wußte wohl, warum sie den Korsen so beweglich bat, diese starke Festung Preußen zu belassen.
Im Zeitalter der Großindustrie harrte der alten Residenz des Erzbischofs eine neue Blütezeit, die bei so günstiger Verkehrslage auch gar nicht ausbleiben konnte. Gar lang ist die Liste der Waren, die hier verfertigt werden. Neben den gewaltigen Maschinen finden wir den zierlichen Stiefel, neben dem duftigen Harzlack den herzhaft schmeckenden Sauerkohl.
Auch von der Magdeburger Böhrde schauen wir am klaren Herbsttage noch zu den waldigen Kuppen des Mittelgebirges hinüber, aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß es sich um dessen allernördlichste Vorposten handelt. Klima und Wirtschaftsleben erinnern uns schon daran, daß wir im Bannkreis der Nordsee weilen. Natürlich gilt das für das eigentlichste Nordwestdeutschland, das Land zwischen dem Wesergebirge und dem Meer, noch in viel höherem Grade.

NORDWESTDEUTSCHLAND IM ENGEREN SINNE

Dies Land ist durchaus nicht nur der westliche Teil eines Norddeutschlands, das in allen wesentlichen Dingen eine unteilbare Einheit bildet. Klima und Bodenform, Pflanzendecke und Küstenbildung sind hier so eigenartig, daß wir die Gebiete im Osten und Westen der Elbe scharf trennen müssen, wenn der Strom auch nicht überall eine scharfe Grenze bildet und namentlich im Norden die für den Nordwesten so eigentümliche Strauchheide bis weit nach Mecklenburg vordringt.
Die Nordsee ist eine herrische Gebieterin, deren Einfluß weit ins Land reicht. Ihr frischer Hauch kühlt uns schon die Stirn, wenn wir zu dem Hermannsdenkmal auf der Grotenburg emporsteigen oder von der freien Höhe des Brockens in die norddeutsche Ebene hinausspähen.
Mag die Nordsee auch ebenso flach sein wie das freundlichere Baltenmeer, so hatten ihre Anwohner doch ein gutes Recht, von ihr als von einer Mordsee zu sprechen, wiegt sie doch des Schiffers schwankes Gefährt viel unholder als das blaue Mittelmeer, obgleich dort der Grund zu unergründlichen Tiefen sinkt. So stand denn auch der Mensch diesem Meer immer voll scheuer Ehrfurcht gegenüber; von den Tagen, da normannische Räuber die blonde Gudrun nach Westen entführten, bis zu der Zeit, da Sturmesstimmen einem Heine seine gewaltigen Nordseelieder sangen und Gorch Fock seinen meerfrohen Helden in der schäumenden Flut einen stolzen Seemannstod finden läßt.
Und doch gab es eine Zeit, da die Nordsee noch nicht Sturmflut auf Sturmflut gegen die Küste schickte, da eine gleichmäßige Dünenreihe von Jütland bis Flandern reichte. Damals stellte die Nordsee noch eben solch Binnenmeer dar wie unsere Ostsee. Erst als sich der Ozean in breiterem Schlund von Norden, in schmalerem von Westen in die Nordsee wälzte, drangen hohe Flutwellen in die nordwestdeutschen Ströme ein und weiteten deren Mündungen zu breiten Trichtern. Damals begann die furchtbare Zerstörung, deren Ergebnis wir hier schildern wollen.
Hält unser Schiff von Nordwesten her seinen Kurs auf die Elbmündung, so steigt vor uns ein malerisches Eiland auf: unten gelbe Düne, darüber roter Sandstein und zu oberst grünes Wiesenland. Das ist Helgoland, vor wenigen Jahren noch Deutschlands Seefestung, heute ein Trümmerhaufen.

Südwestlich davon folgt der Küste die lange Reihe der friesischen Inseln. Sie sind die Reste der alten Dünenküste, die heute durch das Wattenmeer vom Festlande getrennt wird. Immerhin sind es noch stattliche Reste, denn von Helder bis Wangeroog, von der Zuidersee bis zur Wesermündung liegt Insel neben Insel, nur getrennt von schmalen Durchfahrten, den sog. „Balgen".

Wie an der Ostsee finden wir hier gelbe Dünen, in deren Tälern Sanddorn und ähnliche Sträucher mitunter eigenartige Buschwälder bilden, wo der Hänfling flötet und die schmucke Brandgans in tiefen Höhlen brütet. Die Badeorte mancher Inseln, wie Norderney und Borkum, veröden neuerdings auch im Winter nicht, weil sie von den Brustkranken gerade dann wegen ihres milden Klimas aufgesucht werden. Leider fehlt ihnen der Schmuck der Bäume so gut wie ganz, weil die wilden Winde jeden Zweig ersticken lassen, der über eine schützende Deckung hinausstrebt.

Zur Ebbezeit werden die Inseln immer wieder Teile des Festlandes. Dann dehnt sich bis zu den hohen Seedeichen das graue Watt. Nur da und dort blitzt noch das Wasser auf, hier als flache Strandlache, in der Wattenläufer mit dem Schöpfnetz Fische und Krabben fangen, dort wieder als lange „Priele", durch die Flüsse und Kanäle mit dem offenen Meer in Verbindung stehen.

Neuerdings hat der Mensch dem Meer einen Teil seines Raubes wieder entrissen. Parallel zu der Küste steckte er Faschinenzäune in den Wattboden, die beim Ablaufen der Flut allerlei Schwemmstoffe zurückhalten. So entstehen niedrige Wälle, hinter denen im Sommer das Vieh weiden kann. Dann baut man weiter draußen neue Faschinenzäune und verwandelt den älteren vielleicht schon in einen sturmfesten Seedeich, hinter dem Marschbauern auf künstlichen Werften ihre Höfe bauen, „zwar sicher nicht, doch tätig frei zu wohnen!"

Wie ein goldener Saum folgen die reichen Marschen der Küste vom Dollart bis zur Elbemündung. Nur bei Kuxhaven tritt die sandige Geest (= güst, unfruchtbar) bis ans Meer heran. Und betrachten wir das dichte Netz der hohen Deiche, so können wir uns auch ein klares Bild von ihrer Entstehungsgeschichte machen.

Im Hochsommer webt hier eine eigene Poesie, wenn die schwarzweißen Rinder im hohen Grase ruhen und weiße Sommerwolken hinter dem Marschhof träumen, über dem knorrige Eichen ihre schützenden Kronen ausbreiten. Dann ahnst du nichts von der bangen Winternacht, da die Nordsee gegen den bebenden Deich Sturm läuft, auf dem unverzagte Männer ihr Eigen gegen den „blanken Hans" verteidigen!

Noch immer zeigt die Küste zwei klaffende Wunden, welche die Mordsee im 13. Jahrhundert dem rastlos befehdeten Lande schlug, den Dollart im Westen und den Jadebusen im Osten.

Blickt ihr vom Seedeich landeinwärts, so erblickt ihr fast überall den gelben und grünen Hang der Geest, des sandigen Hochlands, das hier wie an der Ostsee zur Eiszeit von dem Nordlandsgletscher geschaffen ward. Statt der glatten Ebene der Marsch finden wir hier ein welliges oder gar hügeliges Land, wo auf sandigen Halden die dichtvließigen Schafe weiden oder die Kartoffel ihre mehligen Knollen reift, während auf besserem Boden auch Roggenfelder im Winde wogen. Auch dem Walde, den wir in der Marsch vergeblich suchten, bleibt hier schon ein Plätzchen vorbehalten. So hat die Geest vor den Wiesen der Marsch auch manches voraus, aber der reiche Marschbauer will von dem kargeren Land nichts wissen und nimmt lieber die Gefahren seiner ewig bedrohten Heimat in den Kauf.

Das Innere Nordwestdeutschlands zeigt uns ebenso eigentümliche Landschaftsformen wie die Küste. Dort finden wir Watt und Marsch, hier Moor und Heide.
Auch in Ostdeutschland gibt's Moore. Aber selbst die Moore Litauens schrumpfen arg zusammen, wenn wir sie mit den nordwestdeutschen vergleichen, die schon die Römer zu mächtigen Kunstbauten gezwungen haben. In der Regel finden wir hier in geringer Tiefe undurchlässige Schichten, auf denen das von reichlichen Niederschlägen gelieferte Wasser um so mehr stehen bleiben mußte, weil die Flüßchen so gut wie gar kein Gefälle haben.
Diese Hochmoore erscheinen uns im ersten Augenblick gar karg und dürftig, und doch wußten auch sie sich die Herzen der deutschen Malersleute zu erobern. Schon der hohe Himmel mit seinen Wolkenbildungen tat es denen an. Sie sind in diesem feuchten Lande mannigfaltiger und reizvoller als anderswo.



Reichsamt für Landesaufnahme, Ausschnitt aus dem Reichskartenblatt Nr. 143 im Maßstabe 1 : 100 000.

Geest- und Moorlandschaft zwischen Weser- und Elbemündung

In dem einsamen Moor gibt's gar mancherlei zu sehen. Hier blinken Wasserlachen, dort weht die weiße Blust des Wollgrases vor einem Wald speerschäftiger Rohrhalme. Auf festerem Boden bilden Birken und Kusselkiefern wohl gar lichte Buschwälder, in denen im Lenz der bunte Birkhahn balzt, während in der Ferne die Bekassine meckert und der helle Pfiff der Brachvögel zu uns herübertönt. Kommt dann der goldene Abend, so flammen da und dort die großen Segel der Torfkähne, die auf unsichtbaren Kanälen dahingleiten.
Der Mensch hat hier schon früh eine Stätte gefunden. Brachte uns der Spaten des Forschers doch manche Kunde aus jener Zeit, da die Römer endlose Knüppeldämme durchs Moor bauten und germanische Fischer im schmalen Einbaum über die Blänken glitten, um die schuppige Brut der Tiefe zu berücken.
Vermutlich zog auch damals schon im Lenz der Rauchschwaden übers Moor, wenn der Bauer das dürre Genist der Heide verbrannte, um dem durch die Asche gedüngten Boden spärliche Ernten abzugewinnen. Noch immer spielt diese einfache Brandkultur eine große Rolle, zieht in jedem Frühling der „Höhenrauch" weit über die Lande, so daß die Sonne dann als bleiche Scheibe an dem mattgrauen Himmel hängt.

Neuerdings vermischt man die Moorerde, ohne das Moor abzutragen, mit Sand, den die Torfkähne als Rückfracht bringen, und mit bestimmten Düngemitteln und gewinnt so Ackerland, das dem durch die Fehnkultur gewonnenen an Güte kaum nachstehen soll.

Bei der Fehnkultur, die in Deutschland viel weniger angewandt wird als die eben erwähnte „deutsche" Moorkultur, wird das in Frage kommende Moor zuerst durch kahnbare Kanäle erschlossen. Dann sticht man an deren Ufern den Torf ab, bis nur noch eine spannenhohe Schicht auf dem sandigen Untergrunde übrig bleibt. Mischt nun eine tiefgreifende Pflugschar Sand und Torf, so entsteht ein Boden, der sich nicht nur zur Wiesenkultur eignet, sondern auch bei Körnerbau reiche Ernten liefert.

Entsprechend der Art, wie es gewonnen wird, bildet das Fehnland lange schmale Streifen, in dem die Fehndörfer als Reihendörfer den Kanälen folgen. Der Ort Papenburg (9000 Einw.), der durch seinen Torfhandel weithin bekannt ist, dürfte heute wohl die größte Fehnkolonie darstellen.

Viel häufiger als das Moor wird die Heide vom Wanderer aufgesucht, vor allem in letzter Zeit, da sie in Hermann Löns einen liebevollen Schilderer gefunden hat. Kleinere Heideflecken finden sich allerorten, doch hat man sich daran gewöhnt, die Lüneburger Heide, den weiten Raum zwischen der Aller und Ilmenau, über den sich die sanft ansteigenden Höhen des Wilseder Berges bis zu 170 m erheben, als die eigentliche Heide zu betrachten.

Hermann Löns kam gerade noch zur rechten Zeit, um uns den Zauber der Heide zu schildern, denn auch in ihr erobert der Pflug Jahr für Jahr neue Räume. Ob die Heide immer unbewaldet war oder nicht, ist eine alte Streitfrage. Dort, wo lange die Strauchheide geherrscht hat, kann kein Wald aufkommen, weil die Wurzeln der jungen Bäume den Ortstein, eine Schicht eisengelöteten Sandes, nicht durchdringen können. Der Ortstein liegt schon in geringer Tiefe, dort, bis wohin das Eisen mit sich führende Regenwasser eindringen kann. Heute weiß der Förster auch dies Hemmnis zu beseitigen. Ehe er Schonungen anlegt, zerbricht er den Ortstein mit der tiefgreifenden Schar des Dampfpfluges.

Immerhin gibt es noch Gegenden genug, wo wir uns dem Zauber der Heide überlassen können, vor allem die aussichtsreichen Höhen des Wilseder Berges, die als Naturschutzpark in ihrem früheren Zustande erhalten werden.

Dahin müßt ihr wandern, wenn ihr die Seele der Heide kennenlernen wollt und zwar im Hochsommer, denn der ist die hohe Zeit der Heide. Geht dann der warme Augusttag zur Rüste, so liegt ein stilles Glänzen über dem Heidekraut, und die schlanken Wacholderpyramiden lohen in bronzenem Licht. Kein Laut ertönt, nur die Bienen summen stet und gleichmäßig. In der Ferne weidet eine Heidschnuckenherde; langsam zieht sie über die Heide, umkreist von dem wachsamen Hunde, dem der Schäfer dann und wann mit klangloser Stimme eine Weisung zuruft.

Eigentlich bietet diese Gegend keine besonderen Sehenswürdigkeiten, und doch könnt ihr tagelang durch die Heide wandern, ohne ihrer überdrüssig zu werden. Schon an den schwanken Birken, die der breiten Landstraße durch die kusseligen Kiefern folgen, habt ihr eure Freude. Dann rastet's sich gut im Windschutz des einsamen Schafstalls, dessen hohes Dach bis zum Boden herabreicht. Um ihn herum wuchert Brombeergesträuch, in dem das Wiesel der braunen Zaungrasmücke nachstellt.

Und seid ihr der freien Weite müde, so dürft ihr euch auch hier des kühlen Laubwaldes freuen; am besten in dem flachen Tal eines der Heideflüßchen. Dort horsten graue Reiher auf den uralten Erlen; Spechte hämmern, und die Bachstelzen trippeln auf schaumbesprühten Steinen gar zierlich umher.

Dennoch fluten an der Heide vorbei, ja selbst mitten durch sie hindurch Ströme des Lebens. Da qualmen die Elbdampfer, die lange Reihen von Lastkähnen hinter sich herziehen; hier blinkt der Spiegel des Überlandkanals; da fliegt der Berlin-Bremer Schnellzug auf hohem Damm pfeilschnell über den bebenden Moorgrund. Und weht der Nordwest, so zieht über Lüneburgs alte Dächer ein neuer Höhenrauch dahin, der Qualm der zahllosen Schlote, die in Groß-Hamburg zum Himmel aufragen.

An der Nordseeküste zwischen Ems und Elbe spielt sich der größte Teil des deutschen Seehandels ab. Mögen sich dahinter das braune Moor dehnen und die einsame Heide! Die Beziehungen Bremens und Hamburgs reichen ja viel weiter. Bis ins Böhmerland tragen die Elbschiffe die Waren der überseeischen Länder, um dafür die Erzeugnisse des böhmischen Gewerbefleißes der Fremde zuzuführen. Wo ist die Zeit geblieben, da Lübeck und Rostock, Stralsund und Danzig stolz auf die Nordseehäfen herabblicken durften? Das Weltmeer ist Trumpf geworden; auf den malerischen Märkten der alten Ostseehäfen träumt die Abendsonne.

Alles drängt heute zum Atlantischen Ozean, dem „Mittelmeer der Neuzeit". Gewiß, die Trichtermündungen der Weser und Elbe waren für den Seemann so ungünstig wie nur möglich. Aber tiefe Kanäle durchzogen das seichte Fahrwasser, himmelhohe Leuchttürme wuchsen empor, und dort, wo sich die Brandung über gefährlichen Untiefen bricht, halten von Sturmeswogen gewiegte Feuerschiffe getreulich Wache.

Und da das Meer nicht zum Menschen kommen wollte, kam der Mensch zum Meere und schuf günstiger gelegene Vorhäfen, wie Cuxhaven (18000 Einw.) an der Elbe, Wesermünde (72000 Einw.), den Haupthafen der Hochseefischer, und das rasch erblühende Bremerhaven (24000 Einw.) an der Wesermündung.

Die beiden Haupthäfen der Nordsee besitzen, sooft sie auch in einem Atem genannt werden, doch ausgeprägte Eigenart. Kommt man aus dem geräuschvollen, in fast amerikanischer Unrast dahinlebenden Hamburg nach der Schwesterstadt an der Weser, so wähnt man sich in einer ganz anderen Welt, die noch den Geist der Tage atmet, da würdevolle Patrizier in Samtbarett und Spitzenkragen langsam und gemessen dem Rathause zuschritten.

Erst in der letzten Zeit finden wir auf Bremens (295000 Einw.) altertümlichen Plätzen jenes rege Leben, das einer großen Handelsstadt entspricht, die als der wichtigste Tabaksmarkt der Erde genannt werden muß und für den Handel mit Reis, Baumwolle, Wolle und Petroleum ähnliche Bedeutung hat. Und immer wieder folgt unser Blick langen Zügen fremdartiger Menschen, die als Auswanderer jenseits des Weltmeeres ihr Glück suchen wollen; ist doch Bremen der größte Auswandererhafen unseres Vaterlandes.

Den Umstand, daß Bremen trotzdem im Vergleich mit Hamburg eine stille Stadt blieb, dürfen wir nicht darauf zurückführen, daß der Handel Bremens kaum ein Drittel des Hamburger Umsatzes erreicht hat (durchschnittlich 4 gegen 12 Mill. Tonnen). Hat doch Bremen auch nur ein Viertel der Einwohnerzahl ihrer begünstigten Schwesterstadt. Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß Bremens Vorhafen für diese Hafenstadt viel wichtiger ist als Cuxhaven für die stolze Stadt an der Alster.

Schon um Hamburgs (1080000 Einw.) willen bedeutet Berlin für Deutschland viel weniger als Paris für Frankreich. Namentlich in den fremden Häfen ist der Hamburger der bekannteste Typ des deutschen Bürgers. Wir glauben es gern, daß eine vornehme Brasilianerin ihren Tischherrn, einen Hamburger Schiffskapitän, noch vor sechzig Jahren allen Ernstes fragte, ob Deutschland nicht in Hamburg liege. Der ungeheure Aufschwung des Hamburger Handels wird nur dem verständlich, der sich alle günstigen Umstände recht vergegenwärtigt, mit denen der Hamburger rechnen darf. Seine Vaterstadt ist ebensogut der Gegenhafen Londons wie New Yorks. Keine deutsche Seestadt weist einen so riesigen Flußhandel auf wie der Mündungshafen der Elbe, und außerdem machen der Kaiser-Wilhelm- und der Elb-Trave-Kanal Hamburg auch noch zum Ostseehafen. So überflügelte es nacheinander Le Havre und Antwerpen und war vor dem Weltkriege der größte Hafen des Festlandes, dessen Verkehr den Binnenländer so überwältigend dünkte, daß selbst Bismarck hier seufzend zugab, er stehe Lebenserscheinungen gegenüber, auf die ein Altpreuße gar nicht mehr eingestellt sei.

Und doch ist Hamburg eine so vielgestaltige Siedelung, daß der es noch lange nicht kennengelernt hat, der sich von dem scheinbar so wirren und doch so planvollen Leben und Treiben seines Freihafens betäuben ließ. Was ist Hamburg nicht alles? Der stille Hof des Gemüsebauern in der Marsch der Vierlande, wo sich die alten Gravensteiner unter der Last der prächtigen Früchte neigen; die Prachtstraße am Alsterufer, wo „der Erde Gott, das Geld“, herrscht. Das schmale Fleet, auf dem die Flutwelle alte Prähme hebt und senkt; der Jahrmarktstrubel von St. Pauli und der Tierpark von Stellingen; die stolze Seewarte auf freier Höhe und der dunkle Keller des engen Gäßchens, in dem grüne Amazonen und schneeweiße Kakadus lärmen. Blankeneses schimmernde Landhäuser und laubfrische Gärten und der stille Friedhof zu Ottensen, auf dem man den Sänger des „Messias“ mit königlichen Ehren zu Grabe trug. Würdige Kaufleute im steifen Zylinder und Studenten im Schnurrock, der tatenfrohe Schiffsjunge und der würdige Heuerbas, der Führer des plumpen Ewers und der Kapitän des stolzen Dampfers der Hamburg-Amerika-Linie; der schweigsame Bauer und der geschwätzige Jüngling, der in dem Lebenswirbel des Welthafens durch saubere und unsaubere „Transaktionen“ zu Gelde kommen möchte: sie alle leben auf diesem engen Raum, der nicht verschwinden könnte, ohne daß man es in den fernsten Winkeln der Erde leidvoll spürte.

Wer an dem Weltmeer wohnt, dem gehört die Welt, dem erschließt sich die Ferne. Das spürte selbst das ehedem so stille Emden (28000 Einw.) lange vor dem Tage, da es durch den Rhein-Ems-Kanal zum deutschen Rheinhafen wurde. Strebten doch hier die Kabel zusammen, auf denen der elektrische Funke den Erdball umkreist. Wie weltentlegen dünken uns dagegen die Städte des Binnenlandes, Lüneburg (29000 Einw.), Heinrichs des Löwen malerische Gründung, Celle (25000 Einw.), die Stadt der Schirmfabrikanten, und Oldenburg (53000 Einw.), die freundliche Hauptstadt des wohlhäbigen Großherzogtums, in dessen Nähe uralte Eichenhaine rauschen! Stiller wurde es allerdings auch in Wilhelmshaven (25000 Einw.), aus dem — war es nicht gestern erst? — manch wehrhafter Panzer die Kriegsflagge des neuen Reichs auf das blaue Meer hinaustrug.

DIE ALTMARK

Nordwestdeutschlands Natur umgibt uns auch noch, wenn wir von der Lüneburger Heide ostwärts wandern; nur daß die Wälder häufiger werden und sich zu immer größeren Beständen zusammenschließen. Was für die Lüneburger Heide der Wilseder Berg bedeutet, sind hier die Höhen der Göhrde, ihre Moorflächen wiederholen sich im Drömling östlich der Ohre, und der Arendsee sucht, so gut das gehen will, den Dümmer See und das Steinhuder Meer zu ersetzen. Nur in den Städten der Altmark, in Stendal (30000 Einw.), Salzwedel (15000 Einw.) und dem altertümlichen Tangermünde (13000 Einw.), das vom hohen Elbufer gen Osten schaut, spüren wir schon etwas von dem Geiste des großen östlichen Kolonistenlandes, gerade so wie uns die Letzlinger Heide einen Vorgeschmack von den endlosen Kiefernheiden gibt, die wir in Ostdeutschland noch durchwandern sollen.

SCHLESWIG-HOLSTEIN

Auch weiter nordwärts stellt die Trichtermündung der Elbe keine scharfe Grenze zwischen durchaus verschiedenen Gebieten dar. Ganz im Gegenteil: hüben wie drüben reckt sich des Marschbauern Rind in den feuchten Wiesen, hier wie dort umfängt rotblühende Heide braune Moorflächen, hier wie dort leuchten die gelben Sanddünen friesischer Inseln, wenn du vom hohen Seedeich meerwärts spähst.

Wie alle Grenzländer sind die alten Herzogtümer zwischen den beiden Meeren dem Deutschen besonders ans Herz gewachsen. Und wie gut kennzeichnete der Dichter nicht dies Land, als er von dem „meerumschlungenen“ Schleswig-Holstein sang!

Wo wir auch weilen, überall spüren wir den Odem des Meeres. Er bläst über den Seedeich ins fruchtbare Marschland, er fährt, zum Sturm geworden, über die Heideflächen der Geest, daß die Bäume sich scheu gen Osten neigen und das Gebüsch des Eichenknicks sich bang zu Boden bückt, und selbst in den hohen Buchenhallen Holsteins werden wir seiner gewahr, wenn die wölbigen Wipfel ihr Rauschen mit dem des nahen Meeres einen.

Wie ein schmales Brett liegt dies Land, in dem der baltische Höhenzug, nach Norden umbiegend, in die Jütische Halbinsel hinübergleitet, zwischen der gewaltigen Nordsee und dem Baltischen Meer. Nur etwa 30 km brauchen wir von Husum ostwärts zu wandern, dann blitzen vor uns die Gewässer der Schlei, grüßt uns schon der schrille Ruf der Möwen, die von der Ostsee herüberwechseln. Und doch finden wir auf dem schmalen Raum eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der Landschaftsbilder, einen überraschenden Reichtum der Formen.

Auch hier folgt der Meeresküste der goldene Saum der Marschen; nur bei Husum und dann wieder nördlich von Tondern reichen Geest und Heide bis ans graue Watt. Und auch hier sind dem Festland geräumige Inseln vorgelagert, die das habgierige Meer vom Festland losriß, um die Beute langsam zu zerbröckeln, wenn ihm nicht das mächtige Gezwerge der Menschenkinder mit gewaltigen Deichbauten hemmend in den Weg trat.

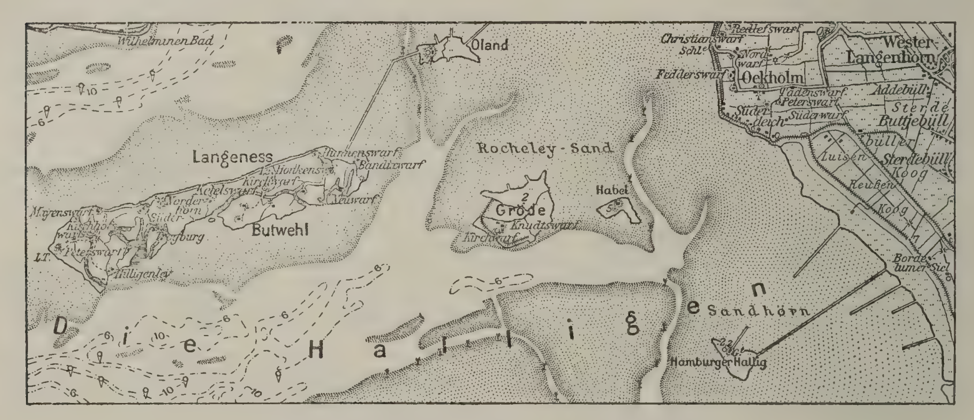
Dennoch sieht es auf den Nordfriesischen Inseln anders aus als auf Borkum und Norderney. Während die Ostfriesischen Inseln sich zu einer langen Reihe fügen, bilden die nordfriesischen einen geräumigen Archipelagos. Südlich des

langgestreckten Sylt, des rundlichen Föhr, wo wir hinter den Dünen noch Marschwiesen finden, ist das Gewimmel der Halligen über das Wattenmeer verstreut. Die größeren tragen mehrere Dörfer auf hohen Wurten, andere besitzen nur eine Wohnstatt, deren Wurt bei der Sturmflut wie ein Meerschiff in weiter Wasserwüste zu schwimmen scheint.

Mancher Dichter hat uns den Zauber dieser großen Natur geschildert, die Spätherbstnacht, wenn das Meeresgewoge um die Wurten schäumt, und den nebligen Wintertag, an dem beherzte Männer ihr zum Schlitten gewandeltes Boot über die Eisflächen des Wattenmeers schleppen.

Es ist ein starkes, selbstbewußtes Geschlecht, das hier wohnt. Das ahnen wir auf der winzigen Hallig, das zeigten die Kinder Dithmarschens, als friesische Bauern die Garde des Dänenkönigs vernichteten.

Kraftgefühl und Freiheitsliebe weckt der Sturm der Westsee. Selbst in einem versonnenen Lyriker wie Theodor Storm loderten sie mächtig auf, als die deutsche



Ein Stück des Wattenmeeres mit Halligen

Heimat bedroht erschien. Und was für ihn gilt, trifft auch bei Hebbel, bei Timm Kröger, das trifft bei allen zu, die neuerdings die alte Regel, Friesland singe nicht, Lügen strafen.

Wandern wir vom Watt und Marsch gen Osten, so umfängt uns bald die schweigende Heide. Der fliegende Sturm selber scheint uns nach Osten tragen zu wollen, vorüber an kümmerlichen Bäumchen, denen er die demütige Knechtsgestalt lieh, vorüber am einsamen Hünengrab, umwuchert von Eichenkratt. Meilenweit dehnen sich Moore, und auch auf dem sicheren Grund siedeln die Menschen nur spärlich, kaum der sechste Teil von denen, welche im Marschland Brot und Obdach finden.

Auch an der Westküste suchten wir vergebens nach größeren Siedelungen, aber dafür fanden wir doch wenigstens Marktflecken, wo die Bauern ihre Erzeugnisse umsetzen, Orte wie Marne, Heide, Friedrichstadt, Husum, Bredstedt und Tondern, langhin aneinandergereiht. Auf der Hochfläche fehlen auch die, und das einzige Neumünster (40000 Einw.), die Spinne im Holsteinischen Eisenbahnnetz, ist kein rechter Ersatz für solchen Mangel.

Um so mehr sind wir überrascht, wenn wir zu der föhrdenreichen Ostküste hinabsteigen. Anmutig heben und senken sich hier die Hügel, zwischen denen die



Die Hallig Langeneß

Nach einem Original von Alf Bachmann

blaue Flut der Föhrden aufblitzt. Trotzdem die mit dem freien Meer in Verbindung stehen, entsprechen sie doch den Zungenseen des Baltischen Landrückens, dessen Vorland hier großenteils versunken ist. Malerische Städtchen und Städte steigen an ihrem Hügelufer empor, oft eng umfriedet von prächtigen Rotbuchen. Aus Parkestiefen schauen blinkende Schlösser zu uns herüber, und stattliche Dörfer verschwinden unter der Blust der Obstblüte; sind wir doch in der Heimat der Gravensteiner. Ein Hauch köstlicher Frische liegt über allem und erinnert uns an die laubfrischen Gegenden des grünen Englands.

Möchten sich nur noch viel mehr Volksgenossen das liebliche Wald- und Seenrevier des östlichen Holsteins zum Reiseziel wählen! Wie anmutig schaut das Plöner Schloß von grünem Bühel zu uns nieder, wie traulich spiegelt sich das stille Mölln in der blanken Flut waldumfriedeter Landseen! Hier spielt die Idylle eines Joh. Heinr. Voß. Hier birgt die Waldestiefe kein Grauen, hat die Flut keine Schrecken. Und nicht minder freundlich mutet uns das offene Land mit seinen wogenden Kornfeldern an und saftigen Wiesen, den wohlhabenden Dörfern und stattlichen Gutshäusern.

Allerdings verdient auch die Kornflur das Beiwort „offen" nur mit Vorbehalt. Denn gerade so wie in Westfalen setzen auch hier hohe Feldhecken, die bekannten „Knicks", dem suchenden Blick fast immer recht nahe Grenzen.

Und wie das Land, so gefallen uns auch die Bewohner, die kernfesten Bauern der Halbinseln Angeln und Wagrien, deren Enkel sich das Weltmeer unterworfen haben, und die schweigsamen Fischer, die auf der blinkenden Föhrde die schmächtigen Sprotten fangen und den silbernen Hering.

Auch die beiden Großstädte, die das herrliche Land umfriedet, brauchen heute hinter keiner ihrer deutschen Schwestern zurückzutreten, weder das in Jugendschöne strahlende Kiel, noch das hochgetürmte Lübeck, das nach langem Zauberschlaf in unseren Tagen zu neuem Leben erwacht ist.

Gerade Kiel (215000 Einw.) ist so recht die sonnige, lebensfrohe Föhrdenstadt. Von schattigen Hainen überblicken wir den blitzenden Spiegel des schmalen Meerbusens, den schneeweiße Segel freundlich beleben, während weiter meerwärts stattliche Kriegsschiffe vor Anker gingen. Trotz des Rauchs der Fabrikschlote, des schrillen Rufs der Dampfsirene behielt dies Bild doch etwas Festtägiges, und gern lauschten wir im Wirtsgarten den Liedern der jungfrohen Studenten.

Aber die große Zeit der schönen Föhrdenstadt ging schneller als sie kam, und sie erstand doch rasch genug. Heut' ruhen die mächtigsten Panzer auf dem tiefen Meeresgrunde, und vergebens sucht unser Auge die kecken Seekadetten, denen hier das Leben so freudig aufging. Bekümmerten Herzens berichten uns die Gewerbetreibenden von der schweren Zeit, welche die ihres Lebenselements, der stolzen Kriegsmarine, jählings beraubte Stadt überstehen muß. Hoffen wir, daß der wichtige Kaiser-Wilhelm-Kanal, dessen Schiffsverkehr schon heute den Vergleich mit dem der größten Kanäle nicht zu scheuen braucht (1923 über 15 Mill. Tonnen; 1913 über 10 Mill. Tonnen) den Handel des schönen Kiel so weit belebt, daß es diese Nöte überstehen kann.

Wie anders ist uns zumut, wenn wir in schimmernder Mondnacht über den Marktplatz von Lübeck (121000 Einw.) schreiten, die hohen Türme der Marienkirche breite Schattenstreifen auf den Estrich legen und um die durchbrochenen Zierfenster des Rathauses zauberische Lichter huschen! Da wird mit einem Mal die

große Zeit der Hansa vor uns lebendig, und wir gedenken mit Stolz jener deutschen Bürger, die dereinst von dieser Stätte aus der ganzen Welt des Nordens ihre Gesetze gaben.
Die stolze Travestadt hatte gerade die rechte Lage, als es galt, dem Norden und Osten die Schätze des Westens und Südens zu vermitteln, glich sie doch einer güldenen Klammer, die das baltische Neuland mit dem alten Kulturlande des Südwestens verband. Dennoch bedurfte es der ganzen Einsicht „fernhinsinnender“ Kaufleute, des ganzen Wagemuts seegewohnter Männer, um diese Stadt zu der stolzen Ostseekönigin zu machen, als die sie in der Geschichte fortlebt. Kernfeste Tüchtigkeit verkörpern auch ihre Bauten, das vierschrötige Holstentor und die mächtigen Speicher, in denen einst des Nordens Reichtümer geborgen wurden.
Dabei wundert sich der in modernen Raum- und Zahlenvorstellungen befangene Fremdling immer wieder, wie enge Mauern die Machtfülle dieser Stadt auch in ihrer größten Zeit umschlossen. Ein klares Verständnis für diese Dinge gewinnt er erst, wenn wir ihm zeigen, daß die weite Welt zwischen Lübeck und Narva, zwischen Nowgorod und Bergen, die damals den eigentlichsten Lebensbereich der Hansa bildete, kaum soviel Einwohner hatte wie jetzt in der Provinz Schlesien zu Hause sind.
Heute gedenken wir jener Tage als einer für immer verlorenen Blütezeit. Wenn Lübeck auch schon um seiner Lage willen stets ein namhafter Handelsplatz bleiben wird, hat es sich doch schon längst von Danzig, Stettin, ja selbst von dem esthnischen Reval weit überflügeln lassen. Auch seine Bevölkerung nimmt recht langsam zu, so daß es mehr auf seine eindrucksvolle Stadtpersönlichkeit als auf seine Einwohnerzahl pochen muß, wenn es gilt, sich im Rang einer Großstadt zu behaupten.
Mit diesen Städten darf sich weder das liebliche Flensburg (63000 Einw.) noch das volkreiche Altona (185000 Einw.) an eigenartiger Bedeutung irgendwie messen. Dieses ist trotz seiner Größe eigentlich doch nur ein Stadtteil Hamburgs, in noch höherem Maße als das hannöversche Harburg (73000 Einw.), das wenigstens durch den Strom von dem Riesenhafen getrennt wird. Flensburg dagegen fehlt das reichere Hinterland der südlichen Schwesterstädte, namentlich heute, wo es durch den Raub Nordschleswigs zur Grenzstadt geworden ist.

MECKLENBURG UND VORPOMMERN

Die Gegend bei Lübeck besitzt eine viel günstigere Handelslage als das benachbarte Mecklenburg, der östliche Teil dieser Buchtenküste. Daran vermag auch die Schnellzugslinie Berlin—Kopenhagen, in die der Trajektverkehr Warnemünde—Gjedser auf Falster eingeschaltet ist, nicht viel zu ändern. Sie dient so gut wie ausschließlich dem Personenverkehr, während Waren und Güter auf den Elbschiffen an der mecklenburgischen Grenze vorüberziehen.
Daher haben Rostock (71000 Einw.) und Wismar (26000 Einw.), so stattlich diese alten Hansastädte erscheinen mögen, doch nur örtliche Bedeutung, was auch für die Rostocker Universität gelten muß.
Aber dies stille Land ist andererseits doch so freundlich und anmutig wie nur irgend ein deutscher Gau, mag es auch auf dem gleichen Raum wie der Freistaat Sachsen kaum den zehnten Teil der Einwohner beherbergen.

Mecklenburg ist auch heute noch in erster Linie ein Gebiet der Landwirtschaft, besonders des Großgrundbesitzes, der ein weiteres dazu beitrug, die Bevölkerungszahl niedrig zu halten. Um so naturfrischer erscheint das Land dem Wandersmann, der durch die Heiden und Moore östlich der Elbe den stattlichen Höhen und weitwogenden Seen des baltischen Landrückens zustrebt.

Und mag die Residenzstadt Schwerin (48000 Einw.) auch eine bescheidene Mittelstadt geblieben sein, ihr herrliches Schloß macht sie doch zu einer rechten Königsstadt des Märchens, und die bescheidenen Städtchen des flachen Landes erfreuen uns durch die Behaglichkeit ihrer Wohnstätten und den ehrenfesten Bürgersinn ihrer Einwohner. Seit Fritz Reuters Tagen hat sich hier nicht viel geändert, so daß wir die Stromtid und die anderen Erzählungen des Bürgermeistersohnes von Stavenhagen beinahe als die beste Landeskunde Mecklenburgs bezeichnen möchten. Auch heute noch können wir dort wie weiland Onkel Bräsig über das hügelige Gelände wandern, bald durch schattigen Laubwald, bald durch wogendes Korn, aus dem blaue Cyanen und rötliche Malven grüßen, um dann am Wiesenteich blitzende Karauschen zu berücken. Auch heute noch wohnt dort der alteingesessene Adel auf stattlichen Gutshöfen, stolz auf verjährte Vorrechte und gar ungehalten, wenn sich ein Emporkömmling vom Schlage Pomuchelkopps zu ihm gesellen will.



Boddenküste an der Ostseite von Rügen

Der Kampf ums Dasein ist hier weniger hart und das Schinkenbrot im Dorfkrug dicker als in anderen Gauen.

Stiller Friede liegt auf den breiten Straßen von Neustrelitz, der Wollmarkt von Güstrow ist noch immer keine Leipziger Messe geworden, und auf den Tortürmen so mancher Kleinstadt nistet Freund Adebar heute noch so behaglich wie in Großvätertagen. Wenn aber die Blaubeeren reifen, wandert es sich gut in der Rostocker Heide, zu der von Norden das Rauschen des Meeres einschläfernd herübertönt.

Ähnlich wie in Mecklenburg sieht es in Vorpommern aus, mögen auch an die Stelle der Buchtenküste längst flache, vielfach zerlappte Bodden getreten sein, die bis zur Dievenow hin ein wahrhaft amphibisches Gebiet schaffen. Vielfingerige Halbinseln sind dem festen Kern der Insel Rügen angeheftet und das Stettiner Haff oder, richtiger gesagt, der Stettiner Bodden, drängt so weit nach Süden vor, daß er den südlichsten Teil des Baltischen Meeres bildet.

Das Wort Bodden ist nichts anderes als unsere altbekannte Bütte; man bezeichnet in Vorpommern damit die flachen Meerbusen, die durch das langsame Sinken der Küste entstanden sind.

Doch wie mannigfaltige Bilder zeigt uns nicht diese Landschaft! Hier wandern wir auf der Halbinsel Zingst über dürftige Weiden, wo die Strandnelke ihre dürren

Blütchen im Winde neigt und die salzliebenden Kräuter noch immer keine lückenlose Decke über den Seesand spreiten konnten, dort schauen wir von Rügens gewaltiger Steilküste über blinkende Kreidezacken und Grate hinab zu der schimmernden Meerflut, der die Kreide eine herrliche, smaragdgrüne Farbe leiht.

Wer hier einmal am sonnigen Junimorgen stand oder im Herbst, wenn die Buchenkronen in der Abendsonne kupferrot flammen, wird sicherlich Orte wie Saßnitz und Misdroy fürderhin zu den schönsten Seebädern Deutschlands zählen.

Doch soll er die alten Städte Vorpommerns über ihnen ja nicht vernachlässigen! Kann sich doch Stralsund (40000 Einw.) mit seinen alten Kirchen und dem ehrwürdigen Marktplatz, den blitzenden Weihern und freundlichen Anlagen selbst neben Lübeck und Danzig getrost sehen lassen. Greifswalds (26000 Einw.) frohe Studenten dürfen mit dem traulichen Gehäuse ihrer alma mater wohl zufrieden sein. Es ist ein sauberes, freundliches Land, dieses Vorpommern, wo Anklams nadelspitzer Kirchturm über grüne Wiesen hinwegschaut und Treptows trutzige Tortürme uns an die Zeiten erinnern, da die Bürger zur Wehr griffen, wenn der Schwede wieder durchs Land streifte.

Die Provinzialhauptstadt Stettin (254000 Einw.) kommt bei dem Vergleich mit Stralsund eigentlich schlecht weg; nicht ganz ohne Grund haben es hämische Zungen als Vorstadt von Berlin bezeichnet, um damit anzudeuten, daß es rechter Eigenart eigentlich entrate. Das erklärt sich auch dadurch, daß Stettin fast im Handumdrehen aus einer bescheidenen Mittelstadt zur lebensfrohen Großstadt wurde.

Steigen wir von dem unschönen, verräucherten Bahnhof zur Hakenterrasse empor, so überschauen wir heute ein Hafenbild, daß im Nordosten nicht seinesgleichen hat. Hier drängen sich die schmucken Personendampfer, die dem Verkehr mit den Badeorten dienen, dort erinnern uns hochbordige Ozeanriesen daran, daß Stettin vor dem Weltkriege ein bedeutender Auswandererhafen war. Dicht daneben dehnen sich die weiten Arbeitsstätten der Vulkanwerft, und in der Ferne spiegeln sich die Wolken in dem Spiegel des grauen Haffs.

Das Hochland fällt hier gar steil zum Odertal ab, und selbst die höchsten Schlote vermögen über den Rand nicht hinwegzuschauen. Werden die Buchen auf dem Julow grün, so bedeutet das ein rechtes Frühlingsfest für die Stettiner, die sich sommersüber fast Sonntag für Sonntag in der Buchheide am östlichen Oderufer des prächtigen Hochwaldes und der schattigen Mühlenteiche freuen. Als dem Vorhafen Berlins weissagte man Stettin eine große Zukunft, berücksichtigte aber wohl nicht genug, daß Hamburg eigentlich dieselbe Rolle spielen möchte. Zur Zeit hat selbst Danzig größere Güterumschläge zu verzeichnen als der Oderhafen.

Geradeso wie Hamburg, Bremen und Königsberg liegt auch diese südlichste Ostseestadt recht weit vom Meere entfernt. Das macht sich auch im Leben ihrer Bürger sehr bemerkbar. Einmal finden wir dort halbwüchsige Schulkinder genug, die noch niemals die endlose Fläche des freien Meeres schauten, aber andererseits reden die Stettiner doch von Usedom und Wollin, zwischen denen die tiefe Swine den Seeschiffen den Weg zum Meer weist, ja selbst von dem rund 100 km entfernten Rügen als von „unseren Inseln".

Und sie tun recht daran, sich dieses Besitzes zu freuen. Mit seinen niedrigen Eilanden, den so vielfach zerlappten Halbinseln und dem hohen Kern bildet Rügen eine Welt für sich. Von den Sandhalden der schmalen Insel Hiddensö, wo graugrüne Dünengräser im frischen Seewind wogen, kommen wir zu weiten

Wäldern, über die der trutzige Turm des Jagdschlosses Granitz hinwegschaut, wo uralte Opfersteine am schattigen Herthasee träumen, und haben wir im laubgrünen Park des Fürsten von Putbus genug gerastet, so trägt uns der Nachen zu der Buchenpracht des Eilandes Vilm hinüber.
Ähnliche Anmut eignet auch den Bergwäldern der Insel Wollin, die mit gewaltiger Steilküste zum Meere abfällt und landeinwärts liebliche Täler birgt, in denen die Heerstraßen mit ihren weißen Bordsteinen so steil emporstreben, daß wir uns im Mittelgebirge wähnen könnten. So darf sich das freundliche Misdroy neben dem schimmernden Saßnitz, ganz zu schweigen von dem großstädtisch glänzenden Heringsdorf, wohl sehen lassen.

HINTERPOMMERN UND WESTPREUSSEN WESTLICH DER WEICHSEL

Viel weltentlegener als Vorpommern ist das Land östlich der Oder, das stille Hinterpommern. Wir wollen uns hier nicht streng an die Grenzen der Provinz halten, sondern gleich das Gebiet zusammenfassen, das, zwischen Oder und Weichsel gelegen, im Norden von der Ausgleichsküste der Ostsee, im Süden von dem Urstromtal der Netze-Warthe begrenzt wird.
Hier erreicht der Baltische Landrücken im Kassubenlande westlich von Danzig mit dem Turmberg seine größte Höhe (331 m), und auch weit nach Westen zu finden wir immer wieder Landschaften, wo Wälder und Ginsterheiden, Seen und Blockhalden gebirgsähnliche Bilder schaffen.
Am gewaltigsten sind diese Landschaften an den großen Endmoränenzügen, von denen der eine die Wasserscheide zwischen Ostsee und Warthe bildet, während der andere dem Nordufer der Netze folgt. Zwischen ihnen dehnen sich große Sandirs, ebenere Flächen, welche die Schmelzwasser mit gewaltigen Sandmassen überschüttet haben. Heute finden wir dort weite Kiefernwälder, wie vor allem die Tucheler Heide, ein wahres Baummeer, das mehr als 2000 qkm bedeckt, Sie sind größtenteils von den preußischen Förstern geschaffen, die nicht eher ruhten, als bis dort Kiefer neben Kiefer stand, wo vorher der Wind hohe Inlanddünen aufschüttete.
Selbst in diesen scheinbar so eintönigen Kiefernwäldern findet der Wanderer gar freundliche Stätten, vor allem an den Ufern der dunkeln Heideflüsse (Schwarzwasser!) die, wie Brahe, Schwarzwasser und Ferse, meilenweit in gewundenem Lauf unter einem dichten Laubdach durch die Heide ziehen, ungestüm über große Findlingsblöcke hinwegrauschend, hinter denen die schlanke Forelle auf Beute lauert.
Am ödesten ist noch der Landstrich, durch den der Schnellzug gen Nordosten braust, vorüber an dem gewerbfleißigen Schneidemühl (37 500 Einw.), heute die Hauptstadt der preußischen „Grenzmark“, und an dem nun leider polnischen Bahnknotenpunkt Konitz. Hier zeigt sich der Osten, der an freundlichen Landschaften so überreiche, von seiner schlechtesten Seite, und die meisten Reisenden sind gern bereit, diese Eindrücke vorschnell zu verallgemeinern. Alle die, welche den Weg durchs Netzetal nahmen, sind viel besser daran. Stattlich hebt sich links von dem Schienenstrang der waldige Hang des Hochlandes empor, von dessen freier Höhe schmucke Kirchen, freundliche Dörfer weit in die wiesengrüne Niederung hinausblicken.

Meine Bekannten im Reich wunderten sich immer, wenn ich ihnen Hinterpommern als ein freundliches Wanderrevier schildern wollte. Dabei dachte ich gar nicht einmal an die gebirgsähnlichsten Teile der Seenplatte, wo sich, wie das gleich beim Turmberg der Fall ist, hinter blinkenden Rinnenseen dunkle Waldkuppen höher und höher auftürmen, sondern vielmehr an das Land zwischen der Wasserscheide und dem Meeresstrand.

Die rechten Wege weist dem Wanderer hier jeder Fluß, der im Schlängelgang dem Meere zustrebt. Viel Weltbewegendes gibt es nicht zu sehen, aber desto mehr freundliche Bilder. Idyllische Dörfer auf der Waldlichtung, die unter der Blust des Hollunders fast verschwinden, waldumhegte Wiesen und stille, vornehme Gutshöfe. Die Ahnenreihe ihrer Besitzer in der Dorfkirche ist recht unvollständig; gar zu viele haben auf Preußens Schlachtfeldern ihr Blut vergossen und ruhen: „wer weiß wo?“ Von Krieg und Kriegsnot erzählen uns die Mauern und Tortürme der schlichten Landstädte, die den fremden Besucher für seine Wegesmühe allein schon überreich entschädigen.

Gerade in dem reichsten Gau Hinterpommerns, dem Weizacker an der blitzenden Madü, gibt's noch am wenigsten zu sehen; höchstens bewundern wir die mächtigen fränkischen Bauernhöfe, die den Wohlstand dieses selbstbewußten Bauernstammes trefflich widerspiegeln.

Große Städte suchen wir in dem dünn bevölkerten Lande, dessen Bewohner noch immer der Scholle verhaftet sind, vergeblich, aber freundliche Mittelstädte gibt's desto mehr. In dem stillen Stargard (33000 Einw.), das als Eisenbahnknoten einige Bedeutung hat, finden wir uns auf Schritt und Tritt an Greifswald erinnert, in Köslin (29000 Einw.) gedenken wir so manchen Kriegsmannes, der dort als frischer Kadett geweilt hat, und in dem frisch erblühenden Stolp (42000 Einw.) durchwandern wir eine der mächtigen Möbelfabriken, deren Erzeugnisse früher ihren Weg zumeist ins Rheinland nahmen.

Der Seemann will von der hinterpommerschen Küste nicht viel wissen. Mag sie auf kurzen Strecken (wie bei Hoff) aus Steilküsten bestehen, mögen die endlosen Dünen der Flachküste vor uns in endlose Fernen ziehen, die Hafenarmut ist hier wie dort die gleiche. Nur die Mündungen der Küstenflüsse bieten Zugänge ins Innere. Diese Häfen sind aber sehr schlecht. Bei stürmischem Wetter ist es sehr schwer, die schmalen Fahrrinnen anzusegeln, die durch beständiges Baggern vor dem Versanden geschützt werden. Eigentlich verdient nur noch Kolberg (30000 Einw.), die ehrwürdige Vaterstadt des alten Jünglings Nettelbeck, als Seehafen genannt zu werden. Viel wichtiger ist die alte Persantestadt als See- und Solbad, und auch Stolpmünde und Leba verdienen als Seebäder erwähnt zu werden.

Selbst das stille Fischerstädtchen Leba verlohnt wohl einen längeren Aufenthalt. Dicht am Meer enthüllt die Küste dem Fremdling die herbe Schönheit der Wanderdünen, die weite Wälder begruben und nur als klägliche „Baumfriedhöfe“ dem goldenen Licht zurückgaben. Hinter den Dünen dehnt sich die Strandheide, wo Heidekraut und Krähenbeeren, Strandnelken und Porstgesträuch nur hier und da von einer spirrligen Birke oder windschiefen Eberesche überragt werden. Eine einsame Landschaft, voll von schwermütiger Heidepoesie. Schwermütig genug dünken uns auch die weiten Strandseen. Einst bildeten sie zwei oder drei raumgewaltige Haffe, aber die verschilften immer mehr, und heute blinkt eine lange Reihe immer noch geräumiger Landseen aus den weiten Sumpfwiesen auf, die

der Strandheide folgen. Überschauen wir diese Landschaft von der Höhe des Revekol, eines diluvialen Berges dicht am Garder See, oder auch nur von dem stürmischen Grat der Wanderdünen, so werden wir uns der herben Großartigkeit der nordischen Bilder sicher nicht entziehen können.

BRANDENBURG

Sollen wir die Lage der Provinz Pommern näher bestimmen, so werden wir sie wohl immer irgendwie zu Brandenburg in Beziehung setzen, diesem alten Kernland des preußischen Staats, das sie zum Leidwesen seiner Fürsten solange vom Meere trennen sollte.

Ob der Name „Kernland“ für die „Mark“ Brandenburg wirklich zu Recht besteht? Schon das Wort Mark sollte uns daran erinnern, daß es mit der Mittellage vordem nicht weit her sein konnte. Daß die Mark-, die Grenzlage aber auch heute noch in vieler Hinsicht fortbesteht, lehrt uns schon der erste Blick auf die Völkerkarte. Wenn die Mark Brandenburg im Laufe der Zeit das Kernland eines großen Staates wurde, so haben wir das nicht nur der Weltlage dieser Landschaft zu danken, sondern mindestens ebensosehr dem starken Lebenswillen eines kräftigen Menschenschlages, der in den Söhnen eines tüchtigen Herrscherhauses nicht so sehr Herren als Führer fand. Dies Land ist kein Kern im Sinne jener Früchte, die ein in sich geschlossenes Ganzes bilden. Viel eher könnte man Brandenburg ein Land ohne Grenzen nennen, ein Gebiet, das nach allen Seiten ganz allmählich in sehr ähnliche Landschaften übergeht, so daß der Gedanke, da und dort die Grenzpfähle hinauszurücken, für tatkräftige Fürsten sehr nahe lag.



Brandenburgische Endmoränenlandschaft am Rande des Oderbruches bei Chorin (nordöstlich von Eberswalde)

Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, daß die märkischen Gaue unter sich sehr verschieden sind. Wer aus den Sümpfen des Havellandes kommt, wo die Wildenten im Röhricht schnattern und der laichende Hecht weit ins Wiesenland vordringt, fühlt sich in den Rommeln, den seltsamen Trockentälern des steppendürren Flämings, in einer ganz anderen Welt. Ebenso geht es dem, der durch die Schattenkühle des Spreewalds über sandige Hügel hinweg nach Guben zu pilgern versucht.

Und doch wissen wir gleich Bescheid, wenn uns jemand von einer „Märkischen Landschaft“ spricht. Die Gemälde eines Leistikow, die Schilderungen eines Willibald Alexis steigen vor uns auf. Von sandigem Bühel, auf dem die kupferigen Kiefernstämme im Abendrot glühen, blicken wir hinaus auf breite Wasserflächen,

deren blitzende Flut einsame Inseln umhegt. Scharf heben sich die Riesensegel der Flußkähne von dem Waldufer ab, und aus der Ferne, aus freierer Flur, grüßt uns ein in Obstgärten gebettetes Dorf, dessen Kirchturm hinter wölbigen Linden fast verschwindet

Eine der Haupteigentümlichkeiten dieses Landes ist trotz der Sümpfe und Seen seine Wegsamkeit und Zugänglichkeit. Wie breite Rinnen durchfurchen das wellige Land die mächtigen Urstromtäler, die ihrerseits wieder von jüngeren Flußtälern verbunden werden, und jeder Graben des Havellandes scheint dem Menschen zuzurufen: „Wie wäre es, wenn du mich zum schiffbaren Kanal machtest?" So sitzt heute Berlin wie eine große Spinne mitten in einem Netz von Kanälen. Während eine ganze Reihe davon das Land innerhalb des weit ausholenden Bogens der Havel durchqueren, weist der Plauer Kanal dem Flußschiffer den graden Weg von Berlin nach Magdeburg. Der Spree-Oder-Kanal, der den alten Friedrich-Wilhelm-Kanal ersetzen soll, schafft eine grade Wasserbahn nach Breslau, und auch der alte Finowkanal zwischen der oberen Havel und der unteren Oder wurde jüngst durch den modernen „Großschiffahrtsweg" ersetzt, der Stettin erst zu dem rechten Vorhafen Berlins machen und der Reichshauptstadt selber manche Vorteile eines Seehafens sichern sollte.

Ist es da zu verwundern, daß Berlin (4 Mill. Einw.) immer mächtiger anwuchs, daß seine Vorstädte und Villenorte immer weiter in Wald und Heide hinausstrebten, und weit entfernte Städte in die Hörigkeit der Weltstadt gerieten? Der Großstädter, der nach Berlin reist, hat fast vergessen, daß es daneben noch eine Mark Brandenburg gibt, ein weites, von reichem, eigenartigem und wechselvollem Leben erfülltes Land. Der Erdkundige findet dagegen, Gott sei Dank, an diesem Lande desto größeres Wohlgefallen und vermag an dem Waldufer des Werbellinsees, an dem erlenbeschatteten Kanal des Spreewaldes, auf den federnden Wiesen des Oderbruchs immer noch zu vergessen, daß mitten in Brandenburg eine Siedelung entstand, deren Dunstkreis selbst das Klima wesentlich zu beeinflussen vermochte.

Wie verschieden geartet sind nicht die Menschen, die sich Brandenburger nennen! Neben den breitschulterigen, energischen Gutsbesitzer aus der kornreichen Uckermark stellt sich der slawische Fischer, der in der „Kietz" des Havelstädtchens daheim ist, neben den behäbigen Bauern aus dem Oderbruch der politisierende Glasschleifer aus Rathenow, neben den Gemüsebauern des Spreewaldes der Fabrikarbeiter aus Guben.

Vielleicht wahrten sich die Söhne der einzelnen Gaue ihre Eigenart um so treuer, weil das Wachstum Berlins andere Siedelungen nicht aufkommen ließ. Blieb doch dicht neben Berlin Potsdam (64000 Einw.), die Schöpfung des Soldatenkönigs, deren Schlösser den Schönheitsdurst des großen Friedrichs widerspiegeln, eine stille Stadt. Noch immer liegt Eberswalde (30000 Einw.) recht verträumt in seinen weiten Wäldern, und selbst die alte Brückenstadt Frankfurt (70000 Einw.) vermochte über ein gewisses Mittelmaß nicht recht hinauszukommen, so daß uns die himmelhohen Schlote Brandenburgs (60000 Einw.), zu denen der uralte Dom Brennabors fast verwundert hinüberschaut, und die mächtigen Webereien Gubens (40000 Einw.) gar nicht so recht „märkisch" vorkommen. Was nicht Berlin in seinen Bannkreis zog, blieb seitab liegen, träumend in der Stille, ganz gleich, ob es sich um die Klosterruinen von Chorin oder um die dämmerstillen Kirchen des Spreewaldes handelt, zu denen derbe Wendenmädchen in ihrer malerischen Volkstracht fahren, ganz gleich, ob wir dabei an die Strauch-



H. Chill, Berlin

Die Weichsel bei Thorn mit Holztraften



H. Chill, Berlin

Die Weichselniederung bei Schwetz, von den Sibsauer Höhen aus. Hinten die Höhen von Graudenz



H. Chill, Berlin

Das Frische Haff und die Frische Nehrung



Herm. Schultz, Königsberg i. Pr.

Die Samlandküste bei Brüsterort



Herm. Schultz, Königsberg i. Pr.

Gutshof Groß-Plauen bei Allenburg



Herm. Schultz, Königsberg i. Pr.

Der Kleine Guszinsee in Masuren

heiden des Fläming oder an das weltfremde Kyritz, das vielbelächelte Schöppenstedt der Märker, denken.
Trotz des Korns und Tabaks der Uckermark, der Molkereierzeugnisse des Havellandes, trotz der Brillen von Rathenow, der Bilderbogen von Neuruppin, der Kirschen des Werders und der Tuche und Braunkohlen der Niederlausitz würde Brandenburg ohne Berlin auch im deutschen Wirtschaftsleben nur eine bescheidene Rolle spielen; erst durch die Arbeit der Reichshauptstadt gewinnt die Mark auch in der Hinsicht eine Bedeutung, die ihrer Lage entspricht.
Verfolgen wir die Geschichte dieser Riesenstadt, so sehen wir, daß in dem Laufe der Zeit nicht nur ihre Einwohnerzahl bald langsamer, bald schneller zugenommen hat, sondern daß auch ihr ganzes Wesen bedeutsame Wandlungen durchgemacht hat.
Ursprünglich ein schlichtes Doppelstädtchen (Berlin/Cöln), eine Siedlung wie andere märkische Orte auch, wo der Bürger sein Tuch webte und sein Bier braute und der Fischer der silbrigen Brut der Tiefe nachstellte, nahm die bescheidene Mittelstadt zur Zeit des Großen Kurfürsten immer mehr das Gepräge einer Residenz an, die in den Tagen Friedrichs des Einzigen zur Großstadt heranwuchs. Nach den Freiheitskriegen gewann hier neben dem Soldaten und Staatsmann der Gelehrte immer mehr Bürgerrecht, und manchem norddeutschen Studenten fiel die Wahl recht schwer, ob er auf süddeutschen Hochschulen die Lust der Lieder und der Waffen suchen oder in dem nüchternen Berlin zu Füßen von Männern niedersitzen solle, deren Persönlichkeit und Lehre schon der ganzen Welt zu gehören schien.
Als Berlin schon eine halbe Million Seelen zählte und der feinfühlige Gast vor den Bauten des Schloßviertels, vor dem stolzen Triumphbogen des Brandenburger Tores deutlich spürte, daß er an einer der Stätten weile, wo die Genien der Geschichte das Schicksal der Menschheit gestalten möchten, hatten sich die echten Berliner noch immer manchen kleinbürgerlichen Zug erhalten.
Erst als die ruhmgekrönten Krieger, die eben erst zu dem Pariser Arc de triomphe aufgeschaut hatten, mit Lorbeerreisern am Helm durchs Brandenburger Tor gezogen waren, wurde Berlin schier über Nacht eine glänzende Weltstadt. Aber leider vermißten wir in der erneuerten Stadt jenes Streben nach einem bestimmten, der preußischen Eigenart entsprechenden Stil, das wir den Baumeistern des großen Königs dankbar nachrühmen.
In den neuen Prunkstraßen wohnte nicht der gemütliche Altberliner, da hausten auch nicht die Enkel der fleißigen, geistvollen, sich selber in straffer Glaubenszucht haltenden Hugenotten, dort bauten sich die Protzen der Gründerzeit ihre Paläste, die ihnen schnell schaffende Architekten in allen nur erdenklichen Stilarten aufführten. So entstanden jene seelenlosen, überheblichen Straßenzüge, aus denen der Wanderer sich desto mehr in den grünen Frieden des Tiergartens hinaussehnt, wo die Enten gründeln und die Wimpel der hohen Schiffsmasten mitten im Gezweig der Eichen wehn und knattern.
Nun war Berlin schon lange nicht mehr nur das pochende Herz Brandenburgs. Es gehörte zu ganz Deutschland, und ganz Deutschland gehörte zu ihm. Die Beamtenwitwe im fernen Ostpreußen und der Dorflehrer im Kattenland legten einen ganz eigenen Ton in die Worte, wenn sie erzählen durften, ihre Kinder würden nach Berlin übersiedeln. Immer kräftiger, immer weiter strebten dessen Polypenarme in die Umgebung hinaus. Krachend stürzten die Kiefernforste,

Sümpfe wurden zugeschüttet, und dort, wo noch im letzten Jahr das schlanke Reh am plätschernden Seeufer den Durst löschte, wuchsen die Riesenbauten der Fabriken schnell empor.
Denn allmählich wurde die Residenz der Hohenzollern auch die größte Fabrikstadt des Reichs. Tausende von fleißigen Händen mußten sich in den Lebensmittel- und Bekleidungsgewerben abmühen, um die Millionen Berliner zu nähren und zu kleiden. Bald arbeitete man nicht mehr für Berlin allein, sondern auch für die Provinz, das ganze Reich, das ferne Ausland. Der gute Geschmack der Hugenottenenkel kam dabei ebenso zur Geltung wie bei der Herstellung von Luxuspapier, während der waldfrische Osten nervige Fäuste in die hohen Maschinenhallen sandte, wo Eisenbahnwagen und mancherlei Erzeugnisse der Schwerindustrie geschaffen wurden.
Und doch vermögen wir dieser Entwicklung nicht ohne schwere Sorgen zu folgen. Wehmütig gedenken wir heute der fast verschwundenen Altberliner, deren beißenden Witz wir gern in Kauf nahmen, weil sie trotz der scharfen Zunge doch auch ein warmes, gütiges Herz ihr eigen nannten.
Heute ist das alles anders geworden. Aus den Enkeln der Polen und Preußen, Pommern und Thüringer, Westfalen, Katten und Schlesier erwuchs ein Geschlecht, das sich zu den deutschen Stämmen etwa so verhält wie der Amerikaner zu den Völkern Europas. Die Häuserwüste von Berlin-Norden und Osten ist die Heimat dieser Menschen, deren Leben zu einem rein wirtschaftlichen Problem geworden ist. Die guten Geister der Heimaterde, der Segen der Vätersitte bedeuten für sie keine lebengestaltenden Kräfte mehr, und Halbbildung gewöhnte sich daran, rein äußerlich eine Umwelt zu beherrschen, deren innerstes Wesen sie doch nicht verstehen konnte. So erwuchs ein Geschlecht, dessen Lebensziele durch Gewinnsucht bestimmt werden, während Sinnentaumel und Sensationssucht seine Mußestunden ausfüllen müssen. Schlagworte von künftigem Heil, nicht stilles Sichfügen in überkommene Pflichten bestimmen da nur allzuleicht Denken und Wollen. Auch diese Stadt könnte ein Spengler anführen, wenn er erweisen wollte, daß Weltgeschichte in der Großstadt gemacht wird, aber hoffentlich werden unsere Enkel nicht den Namen Berlins anführen müssen, wenn man davon spricht, daß schon manche glänzende Hauptstadt zur Mörderin der Volkskraft, zum Grab des gesunden Volkstums geworden ist.
Der südliche Landrücken, der den Süden der Mark erfüllt, überschreitet ihre Grenze im Osten wie im Westen. Diese Bodenwelle, die von Oberschlesien bis zur Nordseeküste reicht, tritt im Gelände mitunter doch nur sehr wenig hervor, und ihre alluviale Oberfläche trägt nur selten eigentliche Moränen; in der Regel ist sie nur mit diluvialen Sanden überschüttet. Jedenfalls täte man ihr viel zu viel Ehre an, wenn man sie mit der weiten, abwechslungsreichen Welt der Baltischen Seenplatten vergleichen wollte. Immerhin bringt sie einigen Wechsel in das Landschaftsbild, was wir in den Hellbergen der Altmark ebenso dankbar empfinden wie in den Buchenwäldern der Trebnitzer Höhen nördlich von Breslau. Der Niederlausitz schenkt dieser Höhenzug reiche Braunkohlenschätze, die den Webereien und Fabriken von Guben und Kottbus sehr zupasse kommen. Besonders anmutig erscheint dies Gebiet zur Zeit der Baumblüte, denn die Niederlausitz treibt sehr viel Obstbau, dem zuliebe der eigentliche Weinbau mehr und mehr aufgegeben wird. Auch in der Grünberger Gegend jenseits der schlesischen Grenze macht der Weinbau zum mindesten keine Fortschritte mehr, sehr zum Leid-

wesen des Naturfreundes, der an diesen östlichsten Weingärten unseres Reiches seine helle Freude hat, wenn sie auch Kartoffelfeldern mitunter ähnlicher sehen als den berganklimmenden Weingärten des Rheintals.
Weit dürftiger als die Niederlausitz erscheint uns der westliche Teil des Landrückens, der oft genug fast steppenhaft dürre Fläming mit seinen tiefeingeschnittenen Trockentälern, den merkwürdigen Rommeln. Um so eiliger steigen wir daher zu der sächsisch-thüringischen Tieflandsbucht herab, deren südliche Grenze nördlich von Halle und Leipzig verläuft. Auch hier wird durch Braunkohlenlager eine junge Industrie gefördert. Noch überwiegt der Ackerbau, der namentlich in der Elbniederung günstige Bedingungen findet und reiche Erträge an Zuckerrüben liefert. Auch die Wälder nehmen hier weite Räume ein; besonders Dessau (70 000 Einw.) erfreut sich daher einer überaus anmutigen Umgebung. Alle übrigen Städte des Gebiets, auch die alten Residenzen Zerbst (20 000 Einw.) und Köthen (27 000 Einw.), sind bescheidene Mittelstädte geblieben, geradeso wie man auch der Lutherstadt Wittenberg (23 000 Einw.) ihre weltgeschichtliche Bedeutung kaum ansieht.

DIE OSTMARK

Abgesehen von den Spreewaldwenden, deren Zahl vielleicht noch 70—80 000 betragen mag, weilen wir in der Mark noch auf rein deutschem Boden, doch beginnt an ihrer Ostgrenze schon jener Erdraum, den wir mit dem Namen Ostmark zu bezeichnen pflegen. Dieser Name gehört zu den geographischen Begriffen, die im Laufe der Zeit nicht immer dieselben Gebiete bezeichneten. Er bezog sich immer auf den Erdraum, wo der Slawe und Deutsche neben- und durcheinander siedelten. Als Markgraf Gero im Havelland wirkte, mußte schon jener Gau als Ostmark bezeichnet werden, und als die deutschen Regimenter im Weltkrieg ihre Waffen weit nach Osten trugen, hofften wir zuversichtlich, unsere Enkel würden einst in Kurland und Livland die echte, rechte Ostmark des deutschen Volkes erblicken dürfen.
Völkischen Marken solcher Art begegnen wir im Westen überhaupt nicht. Dort werden die Siedlungsgebiete der Deutschen und Welschen durch eine haarscharfe Grenze getrennt; das eine Dorf liegt zumeist noch in rein deutschem, das nächste schon in rein welschem Sprachraum. Hier im Osten, im östlichen Schlesien, in Posen und Preußen sieht die Völkerkarte dagegen aus, als hätte eine derbe Bauernfaust die Tintenfeder darüber ausgespritzt. Auf weite Strecken hin gleicht eine Sprachenkarte großen Maßstabes fast einem Schachbrett mit recht kleinen Feldern. Solche Karten richtig zu lesen und die Bedeutung der beiden Völker in einem bestimmten Gau recht einzuschätzen, ist sehr schwer; denn in manchen Teilen der Ostmark, wie in dem alten Ordensstaat, geriet gerade das beste Land in die Hände der Deutschen, während sie anderswo, wie in Posen, sich mit den wertloseren Teilen begnügen mußten, in der Regel mit solchem Gelände, das erst durch schwere Arbeit in Nutzland verwandelt werden sollte.
Eins aber dürfen wir allerorten behaupten: hinsichtlich ernster Kulturarbeit, als Landwirte und Bergleute, Strombauer und Wegebahner, als Träger von Bildung und geistigem Fortschritt standen die Deutschen überall so sehr in der allerersten Linie, daß sie dadurch auch ein bedeutendes Übergewicht der slawischen Volkszahl vollauf ausglichen. Und wenn die Polen letzthin in der Beziehung wesent-

liche Fortschritte machten, so war das nur der Erfolg uneigennütziger, ja geradezu entsagender deutscher Lehre. Ihr hatten es die Polen zu danken, daß auf den Gütern nicht mehr „die polnische Wirtschaft" herrschte, daß in den Städten ein polnischer Mittelstand heranwuchs, daß hüben und drüben ernste, zielbewußte Arbeit sich wetteifernd zu betätigen suchte. Alles das gab dem Deutschen auch sittliches Anrecht auf diese Grenzgebiete, die heute, sicherlich nur vorübergehend, aus dem staatlichen Verbande Preußens losgelöst sind.

Den größeren Teil Westpreußens links der Weichsel haben wir bei der Schilderung der pommerschen Seenplatte bereits kennengelernt. Er war viel größer, aber auch unfruchtbarer und lebloser als die östlich des Stromes gelegenen Landschaften der alten Provinz Westpreußen, deren eigentlichen Kern die Niederungen längs der Weichsel bildeten.

Trotz allen tiefen Schmerzes berührte es den deutschen Ostmärker doch fast komisch, als er nach dem Weltkriege hörte, man habe das Weichselland dazu ausersehen, einen polnischen Korridor nach der Ostsee zu bilden. Wollte man dem Fremden in der Ostmark einen Gau zeigen, der vor anderen deutlich und unverkennbar den Stempel deutschen Wesens trug, so mußte man ihn ja gerade an die Ufer der Weichsel führen, wo die Burgen auf den Bergen, die endlosen Reihendörfer hinter den Weichseldämmen, jede Brücke, jede Strombuhne und jedes Schiffahrtszeichen beredtes Zeugnis für die Kulturarbeit unserer Väter ablegten.

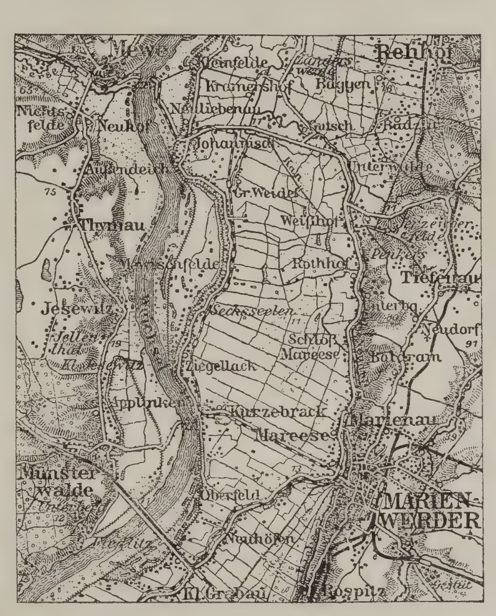
Erst verhältnismäßig spät verließ die Weichsel das westöstlich gerichtete Urstromtal, um vom Paß von Fordon aus geradenwegs nach Norden zu strömen und das breite Tal zu schaffen, in dem heute, abwechselnd rechts und links vom Strom, blühende Niederungen der Karpathentochter folgen, trefflich geschützt durch mächtige Dämme, ein Riesenwerk der Kreuzritter, die dadurch menschenleere Sümpfe in treffliches Wiesen- und Ackerland verwandelt haben.

Es verlohnt sich wohl, die alten Ordensstädte zu besuchen, die von den hohen Ufern (nur Alt-Schwetz lag in der hochwassergefährdeten Niederung) in das breite Tal hinabschauen. Schon die alte Grenzfeste Thorn (40000 Einw.) zählt zu den herrlichsten Städten des Ostens. Sagen wir ruhig, des „deutschen Ostens", denn deutsch ist das gewaltige Rathaus auf dem ringförmigen Marktplatz, das sich neben dem von Breslau und Krakau wohl sehen lassen darf, deutscher Geist webt um die hohen Schiffe der gotischen Kirchen, und an die Tatkraft deutscher Baumeister denkt der Fremdling auch, wenn er von der hohen Strombrücke auf die gelbbraunen Wogen der Weichsel und die graugrünen Baumkronen der Bazarkämpe, eines uralten Auenwaldes, hinabschaut.

Es ist ein hoher Genuß, zur schönen Sommerszeit auf dem schmalen Flußkahn oder einer der ungeheuren Holztraften, die vor anderen die bezeichnenden Gefährte dieses Stromes sind, von der alten Weichselkönigin Thorn zum Meere hinabzugleiten, vorüber an den laubreichen Hängen des Passes von Fordon, vorüber an den hohen Zinnen der Bischofsstadt Kulm (10000 Einw.) und dem schlanken Wartturm der Schwetzer Wasserburg, wo der harte Reuß von Plauen, der willensstarke Retter des Ordens nach der Schlacht bei Tannenberg (a. 1410), als Komtur gewaltet hat. Vom hochragenden Schloßberg grüßt uns dann das Wahrzeichen von Graudenz (34000 Einw.), der alte Wartturm der zerstörten Komturei. Südlich von ihm reihen sich am Stromufer Schlote und Essen weithin auf. Sie verraten uns, daß deutscher Geist hier eine rege Fabrikstadt geschaffen hat, der ihre Lage im Herzen der Ostmark trefflich zustatten kam. In andere Zeiten

versetzt uns die Veste Courbière, die Friedrich der Große gebaut und der deutsche Mann mit dem welschen Namen so wacker verteidigt hat. Sind wir unter ihren grünen Bastionen, die ebenso hoch aufragen wie die schwarzgrauen Bingsberge nördlich der Ossamündung, vorübergeglitten, so grüßt uns auch schon die bischöfliche Burg von Marienwerder (12000 Einw.), die stolze Schwester des herrlichen Schlosses von Marienburg (21000 Einw.). Fein und edel emporstrebend, ist sie das rechte Gegenstück zu der Komturei von Mewe, deren gewaltiger Steinwürfel dräuend zur Niederung hinabschaut.

Nördlich von Mewe teilt sich der Strom an der Montauer Spitze in die beiden Arme der „geteilten Weichsel" und der Nogat, die nunmehr einen der herrlichsten Bauerngaue des deutschen Landes durchfließen, ein Gebiet, wie es sich deutscher gar nicht denken ließe. Nirgends zwischen Rhein und Memel fandest du deutschere Wohnstätten als diese fränkischen und niedersächsischen Höfe. Mitunter ragen sie zwischen Wiesen und Kornfluren auf, die wesentlich tiefer liegen als der Spiegel der Danziger Bucht. Hier war auch das Kernland des Ordensstaates, dessen Gebietiger die hohen Stromdeiche aufgetürmt hatten. Deshalb erstand grade hier am Nogatufer auch die wehrhafte Marienburg, der gewaltigste Profanbau Norddeutschlands, in dessen hohen Remtern du erschauernd spürst, daß deutscher Geist diesem Lande seine Seele lieh.



Das Weichseltal bei Marienwerder
(Nach der amtlichen Karte 1 : 200 000)

Und dort, wo der westlichste Weichselarm nordwärts umbog, um bei Weichselmünde das Meer zu erreichen, türmten deutsche Bürger Lübecks jüngere, fast noch herrlichere Schwester, das stolze Danzig (206000 Einw.), das heute mit seiner Umgebung zu einem Freistaat von Feindesgnaden herabgewürdigt ist. Auch diese Stadt war und ist eine rein deutsche Siedlung. Deutsch sind ihre mächtigen Dome, deutsch die Giebelhäuser und Beischläge ihrer engen Gassen, deutsch ist die Landschaftsnatur ihrer lieblichen Umgebung, wo die hohen Buchenwälder der pommerschen Seenplatte zur grünen Niederung, zum blauen Meer hinabsteigen, deutsch ist der Sinn ihrer Bürger, die gestern, heut' und morgen um baldige Rückkehr zum Reiche beten und deutsch auch der Geist der Technischen Hochschule, deren deutsche Studenten sich vor anderen als treue Markwächter fühlen.

Die großen Erwartungen, mit denen rein wirtschaftlich gestimmte Danziger der Freistadtherrlichkeit entgegengingen, haben sich nicht erfüllt. Wohl übertrifft der Danziger Schiffsverkehr heute den aller deutschen Ostseehäfen, aber dafür leidet die Industrie der alten Hansestadt unter dem schwersten Geldmangel, so leicht auch in den Spielhöllen des lebensfrohen Zoppot (27000 Einw.) Frau Fortuna die Banknoten hin und her wehen läßt.

Die eigentliche Weichselmündung liegt heute 20 km östlich von Danzig bei Einlage. Hier schuf man dem Strom, der a. 1840 in einer Sturmnacht die schmalen Nehrungsdünen bei Neufähr (halbwegs zwischen Danzig und Einlage) durchbrochen hatte, eine schnurgerade Mündung, weil gerade die Strombögen im Mündungsgebiet die Überschwemmungsgefahr ganz bedeutend steigerten.
Die Danziger Bucht, die im Nordwesten durch den sandigen Haken der Helenser Landzunge von dem freien Meere getrennt wird, ist wohl der schönste, charaktervollste — übrigens auch tiefste (116 m) — Golf der deutschen Ostseeküste. Von Westen steigen die waldigen Hänge der pommerschen Seenplatte zu ihm herab, durchfurcht von Waldtälern, die zu den lieblichsten Stätten des Nordostens gehören, und im Osten fällt die Bernsteinküste des Samlandes, wo bei Palmnicken der Bergmann das edle Harz der Vorzeit aus dem tertiären „blauen Sande" zutage fördert, handlos und steil zum Meere ab. Dazwischen aber schwingt im Süden weithin die sandige Dünenküste der Frischen Nehrung.
Östlich der Nogat, die durch die kanalisierte Elbinger Weichsel mit Danzig verbunden ist, liegt wie Danzigs jüngere Schwester die Fabrikstadt Elbing (68 000 Einw.) am Westhange der Trunzer Berge, eines wundervollen kleinen Waldgebirges, das landschaftlich das rechte Gegenstück zu den waldgrünen Höhen bei Oliva und Zoppot bildet. Als Handelsstadt kommt Elbing wegen der geringen Tiefe des Haffs kaum noch in Betracht, aber dafür entwickelte sich die Industrie (Schiffsbau, Wagenbau, Tabak; früher die Torpedowerften von Schichau, der dann in Danzig größere Schiffe baute) um so freudiger, obgleich sich der Oberländische Kanal, der Elbing mit dem Hinterlande verbinden sollte, als unzulänglich erwies.
Unterbricht in den Sandhalden der Tucheler Heide der eintönige Ruf des slawischen Pflügers das schwermütige Lied der Heidelerche, so dehnen sich in den gesegneten Fluren Pomesaniens rechts der Weichsel kerndeutsche Dörfer in sanften Talmulden, zu denen oft genug ragender Hochwald herniederschaut. Namentlich der Kreis Rosenberg ist ein Land der Schönheit und Fülle und gleichzeitig ein durchaus deutscher Gau, so daß man den Polen das Ergebnis der Abstimmung hier voraussagen konnte.
Südlich der Ossa dehnt sich das Kulmerland in ermüdender Gleichförmigkeit bis zu dem Ufer der Drewenz aus. Hier saßen schon bei der Ankunft der Ordensritter slawische Bauern, die das Land seines Waldschmucks beraubt hatten. Neuerdings werden auf der fruchtbaren Flur neben dem berühmten Kulmer Weizen auch viel Zuckerrüben gewonnen, so daß die Zuckerfabrik in Kulmsee lange als die größte der Erde galt. Nach Osten zu wird das Land in den Kreisen Löbau und Strasburg anmutiger, hügeliger, seen- und waldreicher, aber auch ärmer, und nur kleine Landstädtchen erwuchsen am Landsee und im Flußtal.
Der Untergrund der Provinz Ostpreußen gehört schon zu der osteuropäischen Platte, die seit der archäischen Zeit nicht mehr gefaltet wurde. Aber davon merkt der Wanderer nichts; zeigt doch die Oberfläche Ostpreußens im allgemeinen dieselben Landformen wie die übrigen Seenplatten, nur daß die Höhen wuchtiger aufragen, die Seen weiter wogen.
Leider wissen die Westdeutschen viel zu wenig, welch charaktervolles Land die östlichste Provinz des preußischen Staates ist, und welche eindrucksvollen Landschaftsbilder uns hier begegnen. Auf der Kurischen Nehrung, der schmalen Landzunge, welche die Ostsee von dem gewaltigen Kurischen Strandsee trennt, finden wir die Bilder der Dünenwelt in großartigstem Maßstabe. Wieder und

wieder wandern wir hier an Baumfriedhöfen und verschütteten Dörfern vorüber, erschauernd in der großen Einsamkeit, um deren willen man diesen Hochdünen den Namen der ostpreußischen Wüste gab.

Saftiges Wiesengrün umgibt uns dagegen in dem weiten Delta der Memel, das mißgünstige Feinde im Versailler Frieden vom Reiche losrissen, obgleich die längst eingedeutschte Bevölkerung dieser Triften von solcher Wohltat wenig wissen wollte. Im Gegensatz zu dem Weichsel-Nogat-Delta treibt der Landmann hier beinahe ausschließlich Viehzucht, da der Boden mehr feucht ist als wirklich fruchtbar. Schreiten wir südlich dieses Reichs der Wiesen auf federndem Pfad durch die großen Sumpfwälder an der Haffküste, so haben wir alle Aussicht, dort noch dem hünenhaften Elch, dem Riesen des ostmärkischen Waldes, zu begegnen.

Weit freundlicher als hier ist die Landschaft im Samland und Pregelgau. Dort öffnet sich im Norden Schlucht neben Schlucht zu der Küste des Meeres, so daß Landschaftsbilder entstehen, wie wir sie auch an der Westküste der Danziger Bucht nördlich von Zoppot treffen können. Hier, im Pregelgau, wandern wir durch einen anmutigen Gau, der vor dem Weizacker, dem Kulmerland bei ähnlicher Fruchtbarkeit noch den Schmuck des Waldes voraus hat. Nur die meist rundlichen Hochmoore, wie die mächtige Zehlau südlich des Pregels spotten noch jeden Versuchs, sie wirtschaftlich auszunutzen. Im Laufe der Jahrhunderte sind diese Torfmoorschwämme wie richtige Wasserberge 7—8 m über ihre Umgebung emporgewachsen, gleich verhaßt dem Landmann wie dem Förster.

Südlich von dem fruchtbaren Pregelgau schwellen im Osten der Provinz die Seesker Berge stattlich (bis zu 310 m) empor, um dann stellenweise, wie bei Goldap, schroff zur Tiefe abzubrechen. An ihren Flanken ziehen sich herrliche Wälder hin, durchströmt von silberhellen Bächen, wie der Bergestochter Rominte, in der sich das köstliche Jagdschloß Rominten wiederspiegelt. Unwirtlicher ist's auf den freien Halden, wo wir die größte Winterkälte ganz Norddeutschlands ertragen müssen; fällt doch beispielsweise in dem Grenzstädtchen Oletzko die Durchschnittstemperatur des Januar auf —6°.

Nach Westen zu senken sich diese Höhen zu dem Wald- und Seerevier Masurens, das im Süden von gewaltigen Kiefernheiden begrenzt wird, die, wie die Johannisburger Heide, Reste des alten Grenzwaldes des Ordensstaates, der sog. „Wildnis", darstellen. Grade Masuren ist schon lange wegen seiner landschaftlichen Schönheit hochberühmt. Herrlich sind seine weiten Seen, köstlich die schmalen Buchten, auf denen wir wie auf stillen Waldflüßchen dahingleiten, aber den tiefsten Eindruck pflegen auf den Fremdling doch die geheimnisvollen, in ihrer Stille doppelt majestätischen Sumpfwälder dieser Landschaft zu machen. Obgleich wir hier die Grenze der Rotbuche schon überschritten haben, finden wir nirgends in Norddeutschland so urwüchsige Waldnatur. Hier tauchen uralte Erlen das Bruchgelände in tiefen Schatten, und dicht daneben leuchten von sonnigem Bühel schneeweiße Birkenstämme. Dann kommen wir aus lichten Hainen knorriger Eichen wieder in nachtdunkeln Fichtenwald, auf dessen braunem Boden rote Fliegenpilze gespenstisch aufflammen.

Weit gastlicher empfängt uns dagegen das Ermland, das uns gerade so wie die Sprache seiner Bewohner an die freundlichsten Gegenden Mitteldeutschlands erinnert. Trauliche Städtchen träumen hier in stillen Waldtälern, die, wie Heilsberg, für die mächtigen Bauten aus der Zeit der Kreuzritter fast zu schmal sind.

Und ebenso mannigfaltig wie das Landschaftsbild ist auch das Menschenvolk geartet, das in Ostpreußen haust. Neben den Enkeln der Kolonisten aus allen möglichen deutschen Gauen, die im breiten Pregelgau zu einem neuen Volksschlag, dem schwerfälligen, aber treuen und tatkräftigen Stamm der Ostpreußen, verschmolzen sind, finden wir an den Ufern der Passarge und oberen Alle einen geschlossenen Block mitteldeutscher Bevölkerung, die wohl aus Schlesien kam und noch heute Breslausch redet. In Königsberg fanden viele Hugenotten eine neue Heimat, und in dem durch die Pest verheerten Litauen siedelte Friedrich Wilhelm I. eine große Zahl von Salzburgern an, die es in der Regel durch ihre Nüchternheit und ihren Fleiß zu ansehnlichem Wohlstand brachten. Ihre litauischen Nachbarn vermochten mit ihnen nicht recht zu wetteifern, weil es diesem dichterisch hochbegabten Volk, für dessen Gemütstiefe zahllose Volkslieder (die Daïnos) zeugen, an der zähen Tatkraft fehlt, so keck seine Jugend auch die stahlnervigen Rosse zu tummeln versteht. Von ihren katholischen Volksgenossen jenseits der Grenze wollten diese evangelischen Litauer schon um des Bekenntnisses willen nicht viel wissen, wie das auch für die trotz ihres polnischen Bluts protestantisch gewordenen Masuren zutrifft. Beide Volksstämme waren daher treue Untertanen des preußischen Staates, und namentlich die Masuren haben es dankbar empfunden, daß sie durch die treue Arbeit der deutschen Beamten urväterlicher Barbarei entrissen wurden und es in sehr kurzer Zeit zu Bildung und Wohlstand brachten. So mußte denn auch die Abstimmung nach dem Weltkriege zu einem wahren Treugelübde dieser „Polen" werden.

Entsprechend den natürlichen Bedingungen ist Ostpreußen ein Land des Ackerbaus und der Viehzucht geblieben. Wohl nirgends in Norddeutschland tummeln sich so leistungsfähige Reitpferde wie auf den Wiesen des Trakehner Gestüts. Die Industrie steckt dagegen noch in den Anfängen und steht größtenteils im Dienst des Landmanns und der Forstwirtschaft (Schneidemühlen). Von Bodenschätzen verdient eigentlich nur der Torf erwähnt zu werden, denn die Förderung des Bernsteinbergwerks in Palmnicken liefert keine Milliardenwerte.

Infolgedessen fehlten in Ostpreußen auch die rechten Voraussetzungen für das Aufkommen großer Siedlungen. Den Namen der Großstadt verdient eigentlich nur Königsberg (280000 Einw.). Die Hafenverhältnisse sind weder hier noch bei dem kleineren Memel sonderlich günstig; vor allem gilt das für Königsberg, das erst durch den langen Haffkanal einen für größere Seeschiffe brauchbaren Weg nach seinem Vorhafen Pillau schaffen mußte. Aber mochte Königsberg im Handel von Danzig und selbst von Reval überholt werden, mochten es in gewerblicher Hinsicht trotz seiner Unionsgießerei und seinen Tabakfabriken weit kleinere Städte Mitteldeutschlands überflügeln, als Hauptstadt eines großen, lebensvollen Gebietes wurde es doch eine gar bedeutsame Stadt, die nicht nur wegen ihrer Universität und ihrer Festungswerke unsere Beachtung verdient. In der Zeit der Freiheitskriege gewann die Stadt Immanuel Kants durch den Opfermut der Ostpreußen geradezu weltgeschichtliche Bedeutung, und auch in Zukunft werden unsere Feinde mit dieser Eigenschaft der Ostpreußen rechnen müssen, wenn sie unser Volk um seine Ostmark bringen wollen. Die Städte der nächsten Größenklasse, die Memelstadt Tilsit (51000 Einw.), das freundliche Allenstein (38000 Einw.) und das gewerbereiche Insterburg (40000 Einw.), sind im Vergleich zu Königberg nur bescheidene Mittelstädte. Tilsit schien als Handelsstadt noch einer großen Entwickelung fähig, doch sind die Tilsiter durch die Abtrennung

des Memellandes, auf das sie wirtschaftlich angewiesen sind, um solche Hoffnungen wohl betrogen worden.

Im Gegensatz zu der ostpreußischen Grenzbastion war die Provinz Posen, die bis auf einen schmalen Grenzstrich im Westen in den Besitz der Polen gekommen ist, ein rechtes Land des Überganges. Ihre wichtigste Verkehrsstraße war der große Ostweg, der von Friedrich II. durch den Bau des Bromberger Kanals zwischen Netze und Brahe (Warthe und Weichsel) geschaffen wurde. Auf ihm beruhte auch das rasche Erblühen der gewerbreichen Handelsstadt Bromberg (88000 Einw.). Im Süden der Provinz Posen, in Fraustadt und Lissa (17000 Einw.), konnte man sich schon in Schlesien wähnen, während man in Meseritz und Schwerin an der Warthe schon die Nachbarschaft der Mark Brandenburg deutlich genug verspürte und Schneidemühl (38000 Einw.) fast als Schwesterstadt des neumärkischen Landsberg bezeichnet werden durfte.

In landschaftlicher Hinsicht kann sich dieses echte, rechte Urstromgebiet weder mit Preußen noch mit der Mark vergleichen, so freundlich auch seine Seen glänzen, welche die flußumrahmten Gaue der Provinz Posen zu wahren Seenplatten machen. Wie leblos erscheint nicht das breite Netzetal, wenn wir es mit dem Stromtal der unteren Weichsel vergleichen! Zwischen der Warthe und der unteren Netze dehnen sich sandige Kiefernheiden, die noch menschenleerer sind als die Tucheler Heidewälder, und den fruchtbaren Weizenfluren und Rübenäckern Kujaviens fehlt der durchgeistigte Schmuck charaktervoller Städte, war doch die Salinenstadt Hohensalza (24000 Einw.) erst in allerjüngster Zeit zu einer stattlicheren Mittelstadt emporgediehen. Den Wäldern der Provinz konnte man die frühere Raubwirtschaft vielfach noch deutlich ansehen, und die zahllosen Zwergstädtchen waren immer noch ohne Bürgertum, so daß man es der preußischen Regierung nur danken konnte, wenn sie diese Orte wieder in Landgemeinden verwandelte.

Gerade hier in Posen geht es kaum an, das Land von den Leuten zu trennen. Die nährende Erde und ihre Bewohner sind sozusagen zu einer höheren Einheit verschmolzen. Manche polnische Kleinstadt ist unter ähnlichen Bedingungen entstanden wie eine gleichgroße Siedlung im deutschen Westen, und doch erkennen wir auf den ersten Blick, daß wir hier und dort in ganz anderen Welten hausen. Eindrucksvoll genug überragt Gnesens (26000 Einw.) hoher Dom den blauen See und die hügelige Kornflur, aber wir sagen uns sofort, daß slawischer Geist aus diesen Steinen spricht, während uns in den baumreichen Hauländereien bei Neutomischl kein Führer eigens zu sagen brauchte, daß wir zu deutschen Siedlungen gekommen seien. In der Stadt Posen (185000 Einw.), deren Rathaus zum Unglück noch romanisch-italienische Züge trägt, fühlen wir uns lange nicht so in einer deutschen Stadt wie etwa in Thorn oder selbst in Krakau; nur die gewaltige Kaiserpfalz und die mächtigen Bauten der Neustadt künden uns von deutschem Willen und von deutscher Tat. So war denn auch das Deutschtum hier niemals so innig mit den Steinen selber verwachsen wie etwa in Bromberg oder Thorn, und wenige Jahre brutaler Fremdherrschaft genügten, um die deutsche Bevölkerung der Großstadt auf 6000 Seelen zurückzubringen, d. h. auf kaum ein Zehntel der Zahl, die sie vor dem Weltkriege betragen hatte. Daß das Wirtschaftsleben Posens darunter nicht noch viel mehr zu leiden hatte, erklärt sich wohl daraus, daß seine deutschen Bewohner größtenteils Beamte und Soldaten gewesen waren, während sein bescheidenes Gewerbe schon vordem vielfach von Polen betrieben wurde.

So ungeheuer wichtig dies landwirtschaftliche Überschußgebiet für die Ernährung unseres Volkes war, für das deutsche Geistesleben bedeutete es letzten Endes doch recht wenig. Die Landwirtschaft schien hier alle anderen menschlichen Berufe rücksichtslos beiseite zu drängen, und dieser Landwirtschaft haftet, wie das dem trockenen Klima der Provinz entsprach, ein Zug ins Steppenhafte an; sie prunkte in den ebenen Gauen nur mit möglichst großen, technisch vollkommenen Schlägen, ohne doch das Land durch ihre Arbeit in einen baumreichen, blühenden Garten zu verwandeln. Allerdings war die Ansiedlungskommission auf dem besten Wege, dem erfolgreich entgegenzuarbeiten, aber der Versailler Vertrag setzte ihrer rechten Kulturarbeit ein rasches Ziel.

Kaum zu verschmerzen ist für uns Deutsche der Verlust der Städte Lissa (17000 Einw.) und Rawitsch. Blickten wir von den Hügeln im Weichbild dieser Orte, wo zahllose Windmühlen ihre Flügel schwangen, zu den stattlichen Neubauten der schnellwüchsigen Siedlungen herab, so wurden wir der deutschen Art des Landes ebensogut gewahr, als wenn wir uns im Nordwesten der Provinz im freundlichen Warthetal dem echtdeutschen Städtchen Schwerin näherten oder an den gartenreichen Ufern des Bromberger Kanals lustwandelten.

DIE SCHLESISCHE TIEFLANDSBUCHT

Im Gegensatz zu Posen ist die schlesische Tieflandsbucht, deren völkische Eigenart wir schon in dem Posener Grenzstrich spürten, ein echt deutscher Gau, dessen mitteldeutsche Bewohner in sprachlicher Hinsicht ein durch und durch eigenartiger, nur sich selbst gleicher Stamm geworden sind. Im Gegensatz zu dem industriereichen Oberschlesien ist auch hier die Landwirtschaft der wichtigste Erwerbszweig der Bewohner geblieben. In dem reichen Odertal ragt Zuckerfabrik neben Zuckerfabrik empor, und manche Molkerei bemüht sich, die Milcherträge der Herden in goldgelbe Butter und schmackhafte Käse zu verwandeln. Selbst das Sumpfland an der Bartsch hat der Wiesenbauer immer gründlicher zu erobern gewußt, so daß heute vielschnittige Wiesen der Sichel harren, wo sich zur Zeit unserer Väter die kluge Wildgans vor jedem Verfolger sicher wußte.

Als wollten sie uns recht deutlich erkennen lassen, daß sie mit dieser Tieflandsbucht nichts mehr zu tun hätten, schmiegen sich die Industriestädte Niederschlesiens dicht ans Gebirge, und das turmreiche Breslau (555000 Einw.) bleibt die unumschränkte Königin der weiten Niederung, neben der die Oderstädte Oppeln (41000 Einw.), Brieg (27000 Einw.) und Glogau (26000 Einw.) kaum irgendwelche Selbständigkeit behielten.

Um so gewaltiger hat sich dagegen diese Oderkönigin — trotz Frankfurt und Stettin wird sie diesen Namen auch fürderhin tragen dürfen — zur wirklichen Metropole des Landes entwickelt. Am liebsten möchten wir die ganze Tieflandsbucht als das Breslauer Becken bezeichnen, spielt Breslau hier doch eine ganz ähnliche Rolle wie Köln am Niederrhein.

Dabei erfüllt es uns mit ganz besonderer Genugtuung, daß diese Großstadt, im Gegensatz zu Dresden etwa, eine Schöpfung deutscher Bürger ist. Von ihrem Ruhm kündet uns das mächtige Rathaus, und von ihrem Unternehmungsgeist erzählen uns die prächtigen Straßenzüge und blütenreichen Anlagen, die an die Stelle des alten Wallringes getreten sind. Dabei verblieb der Stadt trotz allen Aufschwungs ein gemütlicher, im besten Sinne kleinbürgerlicher Zug, der dem

alles einebnenden Geiste anderer Großstädte schnurstracks entgegenwirkt. Ihn spüren wir, wenn wir zu dem altertümlichen Ratskeller, der „Bucht" der Breslauer Studenten, hinabsteigen oder in einer der altstädtischen Bürgerkneipen einkehren, ihn empfinden wir vor den offenen Verkaufsständen des Ringes, er redet zu uns, wenn wir zu den begrünten Inseln des Oderlaufes hinüberblicken, die inmitten der Großstadt ein Stück freier, unverfälschter Natur geblieben sind. So blieb Breslau trotz des gewaltigen Umsatzes seiner Messen, trotz der Bedeutung seines Buchhandels und des hohen Rufs seiner Universität eben die schlesische Provinzialhauptstadt, eine jener deutschen Provinzialhauptstädte, um deren Eigenart und geistige Selbständigkeit uns namentlich Frankreich beneiden muß.

Wenn wir hier von dem eigentlichen Norddeutschland Abschied nehmen, kann das mit dem Bewußtsein geschehen, daß trotz der schweren Not unserer Zeit deutsches Wesen und deutscher Wille in unserer Ostmark so fest verankert sind, daß wir unverzagt besseren Tagen entgegengehen, nein, entgegenstreben können.

LITERATUR

Die wichtigsten zusammenfassenden Darstellungen Deutschlands, neuere sowie noch lesenswerte ältere, sind die folgenden: H. W. Riehl, Land und Leute. 11. Aufl. Stuttgart 1905. — A. Penck, Das Deutsche Reich (in Kirchhoffs Länderkunde von Europa). Leipzig 1887. — F. Ratzel, Deutschland. Leipzig 1898. — Joh. Partsch, Mitteleuropa. Gotha 1904. — Gust. Braun, Deutschland. 2 Bde. Berlin 1916. — W. Ule, Das Deutsche Reich. 2. Aufl. Leipzig 1925. — Landeskunde von Deutschland, hrsg. von N. Krebs. Bisher erschienen Teil I: Süddeutschland von N. Krebs. Leipzig 1923.

Eine Aufzählung der zahlreichen Einzelschriften über deutsche Landschaften an dieser Stelle ist unmöglich. Wir müssen uns darauf beschränken, die wichtigsten Sammlungen hier aufzuführen und einige selbständig erschienene, besonders wertvolle Landeskunden.

Sammlungen: Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Im Auftrage der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde Deutschlands herausgegeben. Stuttgart. — Die Sammlung „Land und Leute" (Bielefeld und Leipzig) enthält eine Reihe schöner Einzeldarstellungen, z. B. von E. Linde (Lüneburger Heide und Niederelbe), Neumann (Schwarzwald), Günther (Harz), Götz (Frankenland) u. a. — Die Sammlung Göschen brachte eine Anzahl wertvoller Landeskunden heraus, z. B. von Hassert (Württemberg), Götz (Bayern), Steinecke (Rheinprovinz), F. Braun (Westpreußen), Schwarz (Mecklenburg und Lübeck), Hambruch (Schleswig-Holstein), Greim (Hessen) u. a.

Wichtigste selbständig erschienene Landeskunden: Joh. Partsch, Schlesien. Breslau 1896 bis 1911. — R. Fox, Landeskunde von Schlesien. Breslau 1909. — H. Schütze, Landeskunde von Posen. Breslau 1911. — E. Friedel und H. Mielke, Landeskunde der Provinz Brandenburg. Berlin 1909f. — Bludau und Zweck, Preußen. 4 Bde. Stuttgart 1898ff. — W. Ule, Geographie von Mecklenburg. Stuttgart 1909. — Weyhe, Landeskunde des Herzogtums Anhalt. 2 Bde. Dessau 1907. — E. Schöne u. a., Landschaftsbilder aus dem Königreich Sachsen. Meißen 1904ff. (z. T. in 2. Aufl. erschienen). — C. Heßler, Hessische Landes- und Volkskunde. Marburg 1904 bis 1907. — D. Häberle, Der Pfälzerwald. Braunschweig 1913.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 31—46

Tafel 31 (Deutsches Alpenvorland) zeigt oben ein Stück oberbayrische Grundmoränenlandschaft. Isar und Loisach durchfließen eiszeitliche und ihre eigenen jungen Aufschüttungen in wildem Lauf. Das Sumpf-, Wiesen- und Waldgelände ist menschen- und siedlungsarm. Die sagenumwobenen Berge des Hegau (unten) sind aus den Schlotausfällungen ehemaliger Vulkane herausgearbeitet. Das gesegnete Land davor trägt wohlhabende Haufendörfer.

Tafel 32 ist der Oberrheinebene gewidmet. Selbst noch im nördlichen Teil der Oberrheinebene (oberes Bild) war der Strom stark verwildert, wovon das Altwasser einer ehemaligen Flußschlinge in Wiese und Auenwald zeugt. Auch im Vordergrunde des unteren Bildes breitet sich Aufschüttungsgelände des Rheins aus. Die Hauptsiedlungen liegen an dem Odenwaldrande im Hintergrunde.

Tafel 33 behandelt Wasgenwald und Schwarzwald. Das Wormsatal (oben) mit U-förmigem Querschnitt ist ein Zeuge der einstigen Vergletscherung hochliegender Teile des Wasgenwaldes. Im Gegensatz dazu ist das Bärental im Schwarzwald (unten) ein echtes Flußtal. Vorn rechts steht ein typisches Schwarzwaldhaus.

Tafel 34 zeigt oben im Vordergrunde der Böhmerwaldlandschaft die beginnende Auflösung des Gesteins in Blöcke. Den Horizont bilden die sanften Linien des echten Mittelgebirges. Dinkelsbühl in Franken (mittleres Bild) mit seinen Giebeln und Wehrtürmen ist ein Stück erhalten gebliebenes Mittelalter. Das untere Bild zeigt einen Teil der Albtrauf. Auf dem flacheren Vordergrunde aus weniger widerständigem Gestein haben sich Ackerbau und Siedlung eingenistet.

Tafel 35 bringt zwei Bilder aus Westdeutschland. Der Einschnitt des Rheins bei Oberwesel (oben) ist verhältnismäßig eng (Erosionstal), die Siedlung dicht an den Fluß herangedrängt. An den Hängen wechseln je nach der Lage zur Sonne Weinberge und Waldstücke ab. Der Hintergrund wird durch die Hochfläche des Schiefergebirges gebildet. Im Ruhrgebiet (unten) beherrscht die Industrie das Landschaftsbild.

Auch Tafel 36 ist Westdeutschland gewidmet. Bilder wie das aus dem Pfälzer Wald finden sich ähnlich in allen Buntsandsteingebieten Deutschlands: sanfte Linien, viel Nadelwald; ungewöhnlich sind nur die Felsen, die an bestimmte „Horizonte“ des Buntsandsteins gebunden sind. Die Umgebung von Bilstein hat trotz starker Gewerbetätigkeit Waldkleid und Lieblichkeit bewahrt.

Der Hintergrund des Rhönbildes Tafel 37 (oben) wird durch Basaltkuppen gebildet. Die Waldarmut läßt das Vorwalten der Viehzucht erkennen. – Naumburg in Hessen liegt in einem weiten Buntsandsteintal; hinten wieder Basaltkuppen.

Tafel 38 (Harz und Thüringen) zeigt oben links die großenteils gerodete Hochfläche des Unterharzes, die in der langgestreckten Horizontlinie gut in Erscheinung tritt. Der Thüringer Wald (oben rechts) ist von ähnlichen Formen, aber bei Manebach höher, hat dagegen wie der Oberharz die Waldflächen behalten. Auf der Frankenwaldhochfläche (unten links) herrschen ähnliche Verhältnisse wie auf dem Unterharz. Die Umgebung von Lobenstein ist einer der waldreicheren Teile. Die Steilhänge des Saaletals bei Jena (unten rechts) liegen im Muschelkalk, die sanfteren darunter im Buntsandstein.

Tafel 39 bringt drei Bilder aus Obersachsen: Auf der Hochfläche des Erzgebirges (oben) ist äußerlich der Gebirgscharakter ganz verlorengegangen. Längs der Tiefenlinie des mittleren Bildes zieht sich das einstige Waldhufendorf dahin; die Wege zwischen den Äckern sind senkrecht zur Talrichtung angeordnet. Der Königstein (unten) ist ein Restberg über einer Ebenheit des Elbsandsteingebirges.

Tafel 40 (Sudeten) zeigt oben das Riesengebirge, das allmählich gegen seinen Hauptkamm im Süden ansteigt. Der „Helm“ der Schneekoppe besteht aus kristallinen Schiefern über dem Granit des übrigen Gebirges. Der Große Teich ist als Zeuge der Eiszeit erhalten geblieben. Das Euledörfel (unten) ist eines jener steil in den Tälern des Eulekammes weithin sich hinaufziehenden Weberdörfer, die durch Hauptmanns Drama bekannt geworden sind.

Im Waldenburger Bergland (Tafel 41) haben Steinkohlenbergbau und daran anknüpfende Industrien das Landschaftsbild beeinflußt. Doch liegen die mit Bergwerkshalden und Hochöfenrauch erfüllten Rotliegendenmulden zwischen steilen, schön bewaldeten Porphyrkuppen, so daß hier eine der eigenartigsten deutschen Landschaften entstand.

Tafel 42 zeigt oben am Beispiel des Worpsweder Moors bei Bremen die segensreiche Wirkung der Moorkultivierung. Die Ostfriesische Landschaft in der Mitte mutet mit ihrer hochragenden Windmühle, den hohen Baumalleen und dem Kanal schon ganz holländisch an. Das Bild aus der Lüneburger Heide ist ein Stück noch unverfälschter Natur.

Tafel 43 bietet oben eines der reizvollsten Beispiele norddeutscher Backsteinarchitektur mit ihren Treppengiebeln. Die Kalköfen bei Gogolin (Mitte) nutzen, mit den Steinkohlen des nahen oberschlesischen Kohlenbeckens geheizt, den Muschelkalk der oberschlesischen Platte aus. Die „Holsteinische Schweiz“ (unten) ist eine der schönsten Landschaften der baltischen Seenplatte mit ihren von Buchenwald bestandenen Moränenzügen und seenerfüllten Mulden.

Tafel 44 bringt zwei brandenburgische Charakterlandschaften: oben ein Stückchen Spreewald, eines jener Urstromtalstücke, die ihren amphibischen Charakter noch einigermaßen bewahrt haben; unten den Steilrand einer der sandigen Diluvialinseln der Mark.

Tafel 45 führt uns in die Ostmark. Oben sehen wir ein Stückchen des Weichsellaufes zu Füßen einer der auf dem Hochufer gelegenen Städte; der Strom selbst nur mit Flößen, nicht mit Schiffen belebt; auf den Flößen die Hütten der slawischen „Flissaken“. Über das breite, fruchtbare Weichseltal von einem Talrande bis zu den im Dunst der Ferne verschwimmenden Gegenrande sehen wir auf dem mittleren Bild hinweg. Den Hintergrund des unteren Bildes bildet der vom Meere aufgehäufte riesige Sandwall der Frischen Nehrung, der den flachen Strandsee des Frischen Haffes von der offenen See scheidet.

Tafel 46 ist Ostpreußen gewidmet. An der schönen Samlandküste (oben) wühlt sich das Meer langsam immer mehr in die lehmige, bernsteinhaltige flache Diluvialplatte der alten Grundmoränenlandschaft ein. Die sandige Landschaft Masurens (unten) mit ihren riesigen Kiefernwäldern und Seen gehört dagegen dem Vorland der einstigen Eisdecke an, aus dem die Schmelzwasser alle lehmigen Bestandteile herausgewaschen haben. Der Gutshof (in der Mitte) ist charakteristisch für den in Ostpreußen vorherrschenden Großgrundbesitz.

DIE ALPENLÄNDER

DIE OSTALPEN UND ÖSTERREICH

VON DR. HANS KINZL IN INNSBRUCK

Als einer der wichtigsten Züge im Antlitz der Erde durchzieht ein Gürtel junger Faltengebirge den Süden der großen eurasiatischen Festlandmasse. Einander ähnlich in Aufbau und Entwicklungsgeschichte, reichen sie von den Pyrenäen und vom Atlas, mit dem sie auch auf afrikanischen Boden übergreifen, bis über den Himalaja nach Osten. Nicht ihrer Länge oder der Höhe ihrer Gipfel entsprechend, sondern wegen ihrer Lage inmitten des europäischen Kulturkreises sind die Alpen zum wichtigsten Glied dieser langen Kette geworden. Immerhin ist aber auch ihre Ausdehnung mit einer Längenerstreckung von rund 1200 km vom Golf von Genua bis Wien nicht unbedeutend.

Rein äußerlich durch einige tief eingesenkte Pässe vom Apennin geschieden, umsäumen sie in einem großen Bogen das Potiefland und reichen, sich immer mehr verbreiternd und zugleich erniedrigend, bis zur ungarischen Tiefebene nach Osten. Im Südosten gehen sie zwischen Görz und Laibach allmählich in das Dinarische Gebirge über, während sie im Nordosten bei Wien mit mehreren vereinzelt aufragenden Bergen endigen, die noch jetzt den einstigen, durch eine Senkung unterbrochenen Zusammenhang mit den Karpathen erkennen lassen. Die Grenze des Alpenbogens gegen die umliegenden Flachländer ist meist sehr deutlich ausgeprägt, besonders gegen die oberitalienische Tiefebene zu, wo sie durch scharfe Bruchränder gebildet wird.

Die Bedeutung des Alpenwalles, als Ganzes genommen, für die geographischen Verhältnisse Europas und damit auch für dessen Geschichte kann nicht leicht überschätzt werden. Als wichtige Klimascheide zwischen dem rauheren Norden und dem unter dem Einfluß des Mittelmeers stehenden Süden und als Verbreitungsschranke für Pflanzen- und Tierwelt trennt er Landschaften voneinander, die in allen geographischen Erscheinungen weit voneinander abweichen.

Gerade diese auf die Wirtschaft des Menschen sich auswirkenden geographischen Verschiedenheiten der Landesnatur schufen aber Verkehrsspannungen zwischen den Gebieten beiderseits der Alpen, die den Gebirgskamm nie zu einer gänzlich trennenden Scheidewand für den Menschen werden ließen.

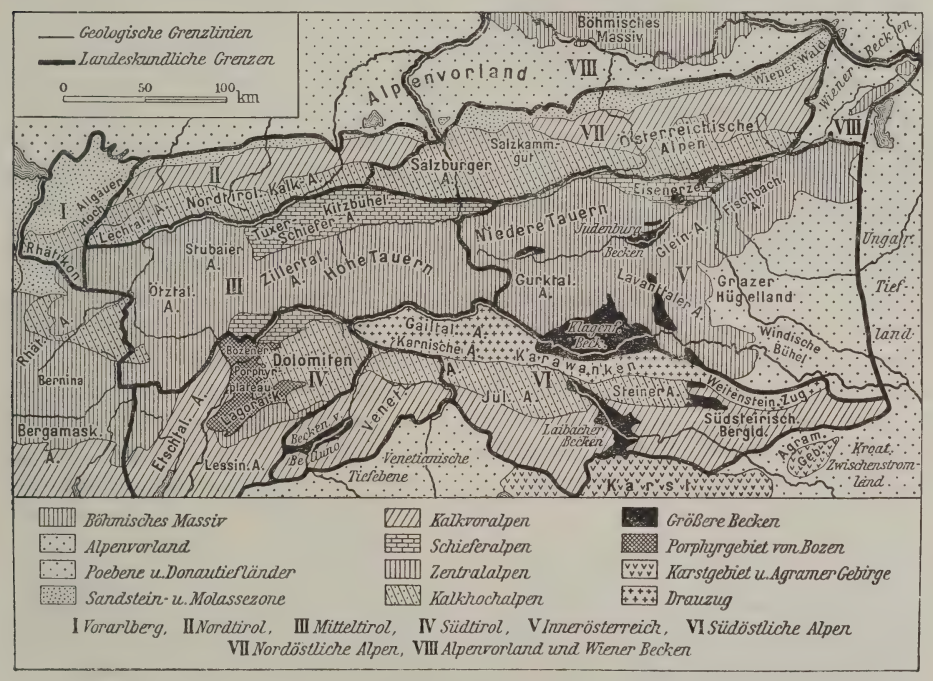
Zwar galt das Hochgebirge noch bis tief in die Neuzeit herein bei den Bewohnern des Flachlandes als eine öde und furchterregende Felswildnis, und Alpenreisen waren tatsächlich früher auch mit großen Gefahren verbunden, da es an Wegen und Unterkünften noch sehr mangelte; die an den wichtigeren Übergängen

bestehenden Hospize waren ja trotz segensreichster Wirksamkeit nicht ausreichend. Trotzdem hatte sich aber schon frühzeitig ein lebhafter Fernverkehr entwickelt.
Abseits der Linien des großen Durchzugsverkehrs erfolgte aber die Erschließung des Hochgebirges erst mit dem Aufkommen jener großen Bewegung, die wir als Alpinismus bezeichnen und deren Einsetzen man in der Schweiz schon im 16. Jahrhundert, in den Ostalpen gegen Ende des 18. Jahrhunderts verfolgen kann. Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts ergriff die Bergbegeisterung immer weitere Kreise, und der Alpinismus ist seither zu einer geistigen Strömung von höchster Bedeutung angewachsen. In immer noch steigendem Maße suchen die modernen Großstadtmenschen in der erhabenen Einsamkeit des Hochgebirges Erholung und Naturfreude und begeistern sich, der nervenzerrüttenden Hast und Arbeit des Alltags entrückt, an den majestätischen firngekrönten Bergriesen, die ihnen reiche Gelegenheit bieten, Kraft und Mut zu erproben.
Hand in Hand mit der touristischen Erschließung des Hochgebirges ging die wissenschaftliche. Mit seinen großen Verschiedenheiten im geologischen Bau, in Höhen- und Himmelslage begünstigte es wie kaum eine andere Landschaft das Studium der verschiedenen geographischen Faktoren in ihren Wechselbeziehungen aufeinander und in ihrem Einfluß auf die Landschaft und ihre Lebewesen. Betrachtet man außerdem die Lage der Alpen im Herzen Europas mit seinen zahlreichen Universitäten, von denen zwei, Innsbruck und Grenoble, sogar mitten im Gebirge selbst liegen, so begreift man, daß sie zu einer hohen Schule für die Naturwissenschaften werden mußten wie vielleicht kein zweites Gebirge auf der Erde.
Eine Reihe von Gründen hat zur Einteilung des ganzen Alpenbogens in West- und Ostalpen geführt, die durch eine vom Tal des Rheins und Hinterrheins über den Splügenpaß in das Liro- und Meratal und zum Comersee verlaufende Linie voneinander getrennt werden.
Schon rein äußerlich unterscheiden sich beide Teile in der Hauptstreichungsrichtung, die in den Westalpen mehr nord-südlich, in den Ostalpen west-östlich verläuft. Die Westalpen sind ferner auf einen verhältnismäßig engen Raum zusammengepreßt, dafür aber viel höher als die breiteren Ostalpen, die nur mehr im Piz Bernina eine absolute Höhe von über 4000 m erreichen. Das fast unmittelbare Aufstreben von Viertausendern über der oberitalienischen Tiefebene erzeugt in den Westalpen auch viel größere relative Höhenunterschiede und damit eine überwältigende Großartigkeit des Gebirges, der die Ostalpen kaum Ebenbürtiges zur Seite zu stellen haben.
Die tiefere Berechtigung der Scheidung von West- und Ostalpen liegt aber in ihrer ganz verschiedenen erdgeschichtlichen Entwicklung. Nicht nur im Baumaterial herrschen große Unterschiede, indem sich die Ostalpen unter anderem durch eine reiche und lückenlose Entfaltung der Trias auszeichnen, die Westalpen mehr durch eine solche der Jura- und Kreideschichten, sondern auch im Alter und in der Art der Gebirgsbildung; denn die Ostalpen wurden schon viel früher zum Gebirge emporgehoben als die Westalpen. Dabei spielen in diesen Faltungserscheinungen die Hauptrolle, in jenen tritt mehr Bruchtektonik in den Vordergrund.
Zu alledem gesellen sich nun auch sehr wichtige Unterschiede im Klima, das in den Westalpen von atlantischen und mediterranen Einflüssen bestimmt ist, in den Ostalpen überwiegend kontinentalen Charakter aufweist. Dadurch ist nicht nur eine weitgehende Verschiedenheit des Pflanzenkleides, sondern auch des gesamten Wirtschaftslebens bedingt.

So zeigen beide Teile des Alpenbogens neben vielseitiger Ähnlichkeit doch auch große Unterschiede, die es ratsam erscheinen lassen, sie getrennt zu behandeln.

DIE OSTALPEN: BAU UND ENTSTEHUNG

Die auffälligste und bedeutendste Erscheinung im Bau der Ostalpen, die eine Fläche von über 100 000 qkm bedecken, ist ihre zonale Gliederung. Die breite, aus kristallinen Gesteinen bestehende Zone der Zentralalpen[1]) bildet das Rückgrat des Gebirges. Hier beteiligen sich vor allem Granite, Gneise und verschiedene Arten von Glimmerschiefern am Aufbau, die gegenüber den Kräften der Land-



Gliederung und geologische Übersicht
(Nach Krebs, Länderkunde der österreichischen Alpenländer)

zerstörung kein allzu stark voneinander abweichendes Verhalten zeigen. Daher sind auch die Gegensätze in den Formen und Farben in der zentralalpinen Landschaft nicht allzu schroff. Infolge des guten Bodens, den hier die Verwitterung liefert, und der reichlichen Benetzung der Hänge herrschen bis hoch hinauf dunkle Wälder und grüne Matten, die Bergformen selbst sind einfach und ausgeglichen. Nur in der Region des ewigen Schnees, im Bereich des Spaltenfrostes, kommt es zur Ausbildung von kühnen Spitzen oder wildzerklüfteten Graten und Gipfeln, die oft nur mehr durch ein wirres Blockwerk gebildet werden und mit rostfarbigen Wänden zu den weißen Firnfeldern und blauen Gletscherzungen abstürzen. Als

[1]) In diesem Abschnitt immer im Sinne von Zentralzone der Ostalpen gebraucht. Sonst versteht man unter „Zentralalpen" gemeinhin die Schweizer Alpen (siehe den folgenden Abschnitt über die Zentral- und Westalpen, S. 455 ff.).

schmale Silberbänder ziehen zahllose Bächlein talwärts, deren Rauschen die Luft erfüllt und nicht zuletzt kennzeichnend für diese Gebiete ist.

Den Zentralalpen ist im Norden, besonders in Nordtirol und Salzburg, eine Zone von weichen Tonschiefern vorgelagert, die verhältnismäßig niedrige, grasreiche Gebirgsgruppen mit sanften Geländeformen bilden. Durch breite Fluchten von Längstälern von der Urgesteinszone abgegrenzt, schließen sich nach außen die nördlichen und südlichen Kalkalpen an, deren abwechslungsvolles Landschaftsbild mit seiner ungeheuren Reichhaltigkeit an Farben und Formen die Mannigfaltigkeit ihrer Gesteine widerspiegelt, die dem Mittelalter der Erdgeschichte ihre Entstehung verdanken. Besonders die hellgrauen Massen des Wetterstein- und des Dachsteinkalkes sowie der dunklere Hauptdolomit treten als Wand- und Gipfelbildner auf. Neben der Schroffheit der Geländeformen sind die Kalkalpen durch große Wasserarmut gekennzeichnet; denn die Niederschläge werden vom klüftigen Kalkstein verschluckt, so daß weite Striche ohne oberirdischen Abfluß sind. Beide Umstände zusammen verleihen der Landschaft oft ein geradezu wüstenhaftes Gepräge. Nur wo tonreiche und daher wasserundurchlässige Mergel- und Schiefergesteine anstehen, haben sich ruhigere Formen entwickelt, die auch durch ihre grüne Pflanzendecke eine Unterbrechung der Kalkfelswildnis darstellen.

Der Nordrand der Alpen wird von einem Streifen junger Sandsteine (Flysch) umgrenzt, der besonders in Vorarlberg und im Wienerwald eine größere Breite erreicht und mit seinen waldreichen, niedrigen Höhenzügen in das flache Alpenvorland überleitet. Im Süden ist kein Gegenstück dazu vorhanden.

Damit sind freilich nur die rohen Umrisse des Ostalpenbaus angegeben, im einzelnen herrscht nicht nur im Baumaterial, sondern auch im Bauplan eine geradezu verwirrende Mannigfaltigkeit, die einen Hauptreiz der Gebirgslandschaft ausmacht. Es bedurfte eines langen Entwicklungsganges, ehe die Ostalpen ihr heutiges Aussehen erhielten. Ihr Aufbau ist das Ergebnis großartiger Faltungsvorgänge, die ihren Höhepunkt in der mittleren Kreidezeit und im mittleren Tertiär erreicht und die ursprünglich horizontal gelagerten Schichten in stärkster Weise durcheinander geworfen haben, so daß es heute kaum mehr möglich ist, diese verwickelten Lagerungsverhältnisse zu entwirren. Auf weite Strecken sind ältere Schichtpakete über jüngere in Form von Decken aufgeschoben, deren Schubmassen oft eine weite Verfrachtung von einem entfernten Ursprungsorte erfahren haben. Überschiebungen und Brüche kennzeichnen besonders den Bau der Kalkalpen, in den Zentralalpen herrscht hingegen mehr plastische Umformung, die unter dem Druck von überlagernden Schichten vor sich gegangen ist.

Durch das tausendfältige Ineinandergreifen von Faltungen, Verwerfungen und Überschiebungen wurde der Bau des Gebirgskörpers festgelegt, aus dem heraus die Flüsse dann im Verein mit Verwitterung und Schwerkraft die heutige Tallandschaft modelliert haben. Unablässig dauert dieses Zerstörungswerk noch heute fort und je höher die Gipfel, desto heftiger auch die Angriffe der landabtragenden Kräfte, denen sie ausgesetzt sind. Verheerende Bergstürze und Murbrüche stellen nur eine Steigerung eines im übrigen ununterbrochen andauernden Vorganges dar, und das an den reißenden Gebirgsbächen oft wahrnehmbare donnerähnliche Gepolter zeigt, wie selbst große Gesteine ständig vom Wasser talauswärts verfrachtet werden.



Max Helff, Graz

Der Hallstätter Gletscher auf dem Dachstein



Richard Müller, Innsbruck

Karwendel: Blick vom Solstein



Richard Müller, Innsbruck

Innsbruck, von der Nordkette gesehen



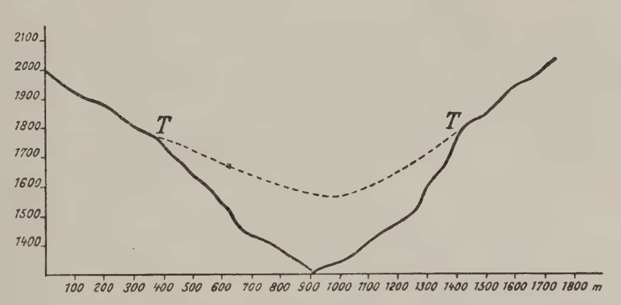
Fr. Knollmüller, Graz.

Markt und Stift Admont im Ennstal, dahinter die Hallermauern

So gleichen also unsere prächtigen Berggestalten ihrer Entstehung nach am ehesten einem Kunstwerk, das der Bildhauer mit Hammer und Meißel in unzähligen Schlägen aus dem rohen Marmorblock herausformt.

Als die Faltungsbewegungen schon längst zum Abschluß gekommen waren, ragten die Ostalpen noch nicht zu ihrer heutigen Höhe empor, vielmehr stellten sie eine niedrige Mittelgebirgslandschaft dar. In direktem Lauf zogen die Flüsse der Zentralalpen über die nur wenig über den Meeresspiegel aufragenden Kalkalpen hinweg und schufen in deren niedrigen Hügelländern breite Verebnungen. Erst nachträglich entstanden die großen Längstäler, welche die Kalkalpenflüsse ihres zentralalpinen Oberlaufs beraubten. Zugleich wurde das Gebirge in mehreren Abschnitten als Ganzes gehoben, so daß die großen Flußverebnungen heute ausgedehnte Hochflächen in Höhen von über 2000 m bilden. Noch jetzt liegen aber auf ihnen kleingeröllige Kieselschotter als Zeugen der alten, in den Zentralalpen wurzelnden Flüsse, die zeitweise ihren Weg im wasserdurchlässigen Kalk auch unterirdisch nahmen, wo sie jene weitverzweigten und großartigen Höhlensysteme ausgenagt haben, die wir heute im Dachstein und Tennengebirge bewundern.

Jede Hebung des Gebirgskörpers belebte die Tiefennagung der Flüsse, während in der Zwischenzeit Seitennagung vorherrschte, welche die mehr oder minder breiten Terrassen der Ostalpentäler schuf. Besonders im Hintergrund der Täler, bis wohin die tiefe Zerschneidung durch die Flüsse noch nicht vorgedrungen ist, haben sich die Formen des alten Reliefs gut erhalten und führen uns noch jetzt ein mittelgebirgsartiges Landschaftsbild mit breiten Talböden und flachen Hängen vor Augen, wofür uns besonders die Umgebungen der alpinen Schutzhütten lehrreiche Beispiele liefern. Mit scharfen Kanten brechen aber diese alten Flächen gegen unten ab, und unvermittelt setzen mit jäh abstürzenden Wänden die tiefen Einschnitte der jungen Hochgebirgstäler ein.

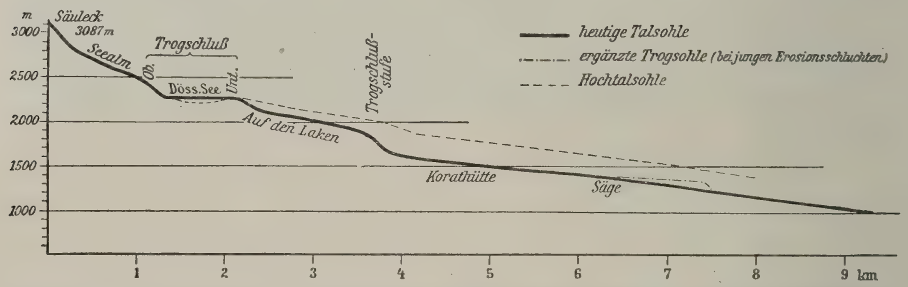


Querprofil eines Trogtales (unterer Taltrog des Anlauftales im Ankogelgebiet; *T T* die ergänzte Hochtalsohle)
(Nach Creutzburg)

Das Werk der Flüsse erfuhr in der Eiszeit eine weitgehende Umformung durch die zu einem riesigen Eisstromnetz angeschwollenen Gletscher, die alle Täler erfüllten und sich noch weit in das Vorland hinausschoben. Neben einer Senkung der Temperatur um einige Grade und dem fortschreitenden Aufsteigen des Gebirges zu immer größeren Höhen war es dabei wesentlich die vorhin gekennzeichnete Entwicklung der Ostalpen, die zu einer so gewaltigen Vergletscherung führte; denn eine Absenkung der Schneegrenze brachte ja zunächst die ausgedehnten Reste der alten Landoberflächen in den Bereich des ewigen Schnees und mußte sie zu Nährflächen und Ursprungsstätten von gewaltigen Gletschern machen. Nur die höchsten Kämme ragten in der Eiszeit über die Gletscher empor, deren Oberfläche in den innersten Tälern nahe bis 3000 m emporreichte und sich nur allmählich gegen das Vorland hinaus senkte; bei Innsbruck lag sie aber noch immer bei 2000 m Höhe und ebenso hoch im Bozener Becken. Nicht immer folgten die

Eisströme den heutigen Tälern, sondern sie flossen über die Pässe hinweg in benachbarte Täler über, namentlich aus den großen Längstalzügen drangen größere Äste durch die Kalkalpen unmittelbar in das Vorland hinaus, wo sie sich ungehemmt entfalten und zu einer großen Vorlandvergletscherung zusammenschließen konnten.

Die größte Ausdehnung besaß der Inngletscher, der sich bis in die Breite von München nordwärts schob, auch der Salzachgletscher stand ihm nicht viel nach. Entsprechend der allgemeinen Erniedrigung des Einzugsgebietes war weiter ostwärts auch die Gletscherentwicklung geringer, und schon der Ennsgletscher blieb im Gebirge stecken. In ähnlicher Weise endigten auch die Gletscher von Mur, Drau und Save noch weit drinnen im Gebirge, wobei freilich der Draugletscher im Klagenfurter Becken die Möglichkeit zu größerer Ausbreitung fand. Auch die Gletscher der Südseite der Ostalpen reichten nur wenig aus dem Gebirge hinaus. Am größten war hier der Etschgletscher, dessen gewaltige Moränenwälle den südlichen Teil des Gardasees umsäumen.



Längsprofil eines eiszeitlich umgestalteten Tales (das Dössener Tal im Ankogelgebiet)
(Nach Creutzburg)

Wenn wir auch der Schurfkraft der eiszeitlichen Gletscher keinen erheblicheren Anteil an der Eintiefung der Täler zuschreiben können, so haben sie doch das Landschaftsbild ganz wesentlich beeinflußt, vor allem durch Verbreiterung der von den Flüssen geschaffenen Einschnitte zu den geräumigeren Trogtälern mit unterschnittenen Felswänden, über die die kleinen Nebenbäche mit hohen Wasserfällen herabstürzen, und durch Verschärfung vorhandener Gefällsbrüche zu hohen Stufen, wie sie sich vornehmlich an der Ausmündung der Seitentäler in das Haupttal und an den Talschlüssen finden. Eines der wichtigsten Elemente des eiszeitlichen Formenschatzes sind die Kare, von steilen Wänden umschlossene, nach unten zu meist durch einen niedrigeren Felsriegel abgeschlossene und häufig seengeschmückte Hohlformen, die vom Eise umgestaltete Talursprünge darstellen. So weit die eiszeitlichen Gletscher reichten, haben sie allenthalben die Felsen abgeschliffen und geglättet, so daß sich die vom Eise überflossenen Gehänge durch ihre Zurundung scharf von den zackigen und schroffen Formen der über die obere Schliffgrenze aufragenden Kämme abheben.

Der Hauptschmuck, den das Gebirge der Eiszeit verdankt, sind die vielen Wasserfälle und Seen, von denen freilich viele schon wieder von den geschiebereichen Gebirgsflüssen zugeschüttet worden sind. Daß auch den übrigen — nach geologischen Zeiträumen gemessen — nur ein Augenblicksdasein beschieden ist, zeigen neuere schweizerische Berechnungen, nach denen selbst der 538 qkm große Boden-

see nur mehr eine Lebensdauer von 16 000 Jahren zu erwarten hat. Im übrigen wird es aber noch lange dauern, bis Verwitterung und Flußarbeit die vom Eise geschaffenen Züge in der Landschaft verwischt haben.

Daß an der Ausgestaltung der Ostalpen neben den außenbürtigen Kräften auch in der erdgeschichtlichen Gegenwart die innenbürtigen noch am Werke sind, beweisen die an ganz bestimmte Linien gebundenen häufigen Erdbeben ebensosehr wie die überraschende Tatsache, daß noch nach der Eiszeit im Ötztal eine vulkanische Explosion stattgefunden hat, die große Felsmassen in die Luft sprengte und deren Trümmer über die nähere Umgebung und die gegenüberliegenden Gehänge verstreute.

Die Ostalpen sind also nicht die Ruine eines ehemals stolzen Gebäudes, dessen Gemäuer einer zwar langsamen, aber unaufhaltsamen Zerstörung ausgesetzt sind, sondern sie stehen noch mitten drinnen im mannigfaltigen Kräftespiel eines allmählichen Werdens.

KLIMA

Entsprechend den überaus wechselvollen absoluten und relativen Höhenverhältnissen ist auch das Klima der Ostalpen durchaus nicht einheitlich; nur die höchsten Teile nehmen klimatisch eine Sonderstellung ein, gegen die Gebirgsränder zu bestehen hingegen allmähliche Übergänge zum Klima der anschließenden Landschaften, insbesondere in den großen Tälern.

Weitaus überwiegend ist der Einfluß des mitteleuropäischen Klimas, das aus dem nördlichen Alpenvorland durch die nach Norden geöffneten Täler weit in das Innere des Gebirges eindringt. Es ist durch vorherrschende Westwinde gekennzeichnet, die Regen zu allen Jahreszeiten, besonders aber im Sommer, im Gefolge haben. Die Jahresschwankung zwischen Januar- und Julitemperatur hält sich um 20°, kein Monat erreicht eine mittlere Temperatur von über 20°.

Weniger groß ist der Bereich des Mittelmeerklimas, das besonders an den oberitalienischen Seen und in Südtirol zur Geltung kommt. Es hat milde Winter und sehr warme Sommer, die Niederschläge fallen im Frühling und Herbst. Die mittlere Monatstemperatur erreicht in mehreren Monaten über 20°.

In die nach Osten geöffneten Täler reicht die Provinz des pannonischen Klimas hinein, das gegenüber dem Mittelmeerklima bei einer Jahresdifferenz von über 22° zwischen den Mittelwerten des wärmsten und des kältesten Monats und geringeren Niederschlägen einen mehr kontinentalen Zug hat.

Zwischen diese Klimaprovinzen, und sie voneinander trennend, schieben sich mit ausgeprägtem Hochgebirgsklima die hoch aufragenden Gebirgsstöcke der Ostalpen. Die entscheidende Beeinflussung erfährt hier das Klima durch die Wärmeabnahme mit zunehmender Höhe, die etwas über $^1/_2$° C auf 100 m Steigung ausmacht. Die Wärmeabnahme ist dabei nicht überall gleich, sie erfolgt vielmehr an den Rändern rascher als im Innern des Gebirges, bei einzeln aufragenden Berggipfeln schneller als bei massigen Erhebungen, eine für Pflanzenwelt und menschliche Siedlung überaus wichtige Tatsache.

In gut abgeschlossenen Becken und Tälern (Klagenfurter Becken, Lungau, Pustertal, Längstäler von Enns und Salzach) tritt im Winter häufig eine Umkehr der Wärmeverhältnisse ein, so daß die Niederungen kälter sind als die Gehänge und Berge der Umgebung. Von Windstillen begleitet, sammelt sich die schwere kalte

Luft zu großen Kälteseen an, in denen Temperaturen von — 30° gar nicht selten vorkommen. Der großen Winterkälte in den Beckenlandschaften steht im Sommer umgekehrt eine stärkere Erwärmung gegenüber, so daß das Klima einen stark kontinentalen Charakter erhält, der um so schärfer hervortritt, als das Höhenklima mit geringer täglicher und jährlicher Wärmeschwankung mehr dem Küstenklima gleicht (vgl. Klagenfurt und Sonnblick).

Die folgenden, Celsiusgrade bezeichnenden Zahlen mögen die Temperaturverhältnisse näher beleuchten:

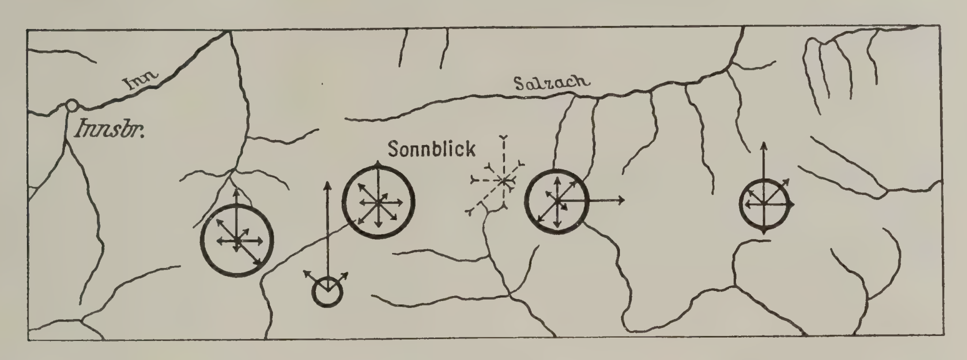
	Höhe	Januar	Juli	Jahresmittel	Jahresschwankung
I. Temperaturabnahme mit der Höhe:					
Wien	202 m	—1,7	19,6	9,2	21,3
Semmering	1005 m	—3,1	14,9	5,8	18,0
Hochobir	2140 m	—7,2	8,3	—0,2	15,5
Sonnblick	3106 m	—13,0	1,3	—6,5	14,3
II. Temperaturänderung von Norden nach Süden:					
München	529 m	—2,6	17,2	7,3	19,8
Innsbruck	573 m	—3,3	17,8	7,9	21,1
Brixen	580 m	—2,5	19,4	8,7	21,9
Bozen	290 m	0,0	22,5	11,7	22,5
Riva	89 m	2,8	23,0	12,9	20,2
III. Temperaturänderung am nördlichen Alpenrand von Westen nach Osten:					
Bregenz	410 m	—1,3	17,6	8,2	18,9
Salzburg	430 m	—2,4	17,8	7,9	20,2
St. Pölten	283 m	—3,0	18,5	7,9	21,5
Graz	344 m	—2,2	19,9	9,2	22,1
IV. Beckenklima:					
Admont	623 m	—5,6	16,6	6,2	22,2
Tamsweg	1020 m	—8,2	14,4	4,1	22,6
Klagenfurt	440 m	—6,4	18,8	7,3	25,2

Von besonderem Einfluß ist im Hochgebirge die direkte Sonnenstrahlung, die im Gegensatz zur Abnahme der Lufttemperatur mit steigender Höhe zunimmt, wobei infolge der Reinheit der Luft die ultravioletten Strahlen stark zur Geltung kommen, die nicht nur auf die menschliche Haut, sondern auch auf die Pflanzenwelt in besonderem Maße einwirken. Aus der Stärke der direkten Sonnenstrahlung erklären sich auch die großen Unterschiede zwischen sonn- und schattseitigen Hängen, die um so stärker hervortreten, je höher ein Tal an sich schon liegt. Die Schattseite ist im allgemeinen der Ort des Waldes, des Ödlandes und des Eises — 35% aller Ostalpengletscher haben Nordlage —, die Sonnseite die Stätte der Kulturen und Siedlungen. Durch die umgebenden Berge ist die Sonnenscheindauer für die Gebirgsorte oft wesentlich gekürzt, ja manche entbehren im Winter wochenlang der wärmenden Sonne.

Mit der stärkeren Sonnenstrahlung verbindet sich im Hochgebirge eine große Reinheit und Klarheit der Luft, deren Wasserdampfgehalt mit ihrer Verdünnung bei zunehmender Höhe immer geringer wird. Dem rauhen Gipfelklima ebenso wie den Nebeln der Talbecken entrückt, weisen die Ostalpen eine ganze Reihe von Gegenden auf, die für Luftkurorte geradezu geschaffen sind, so Davos und das Engadin in der Schweiz, Lungau und Umgebung von Innsbruck auf österreichischem Boden.

Die Niederschläge weisen in den Ostalpen gegenüber den Randlandschaften eine große Steigerung auf, sie nehmen mit der Höhe des Gebirges zu, erreichen ihre größten Ausmaße jedoch an den Rändern, die die regenbringenden Winde zum

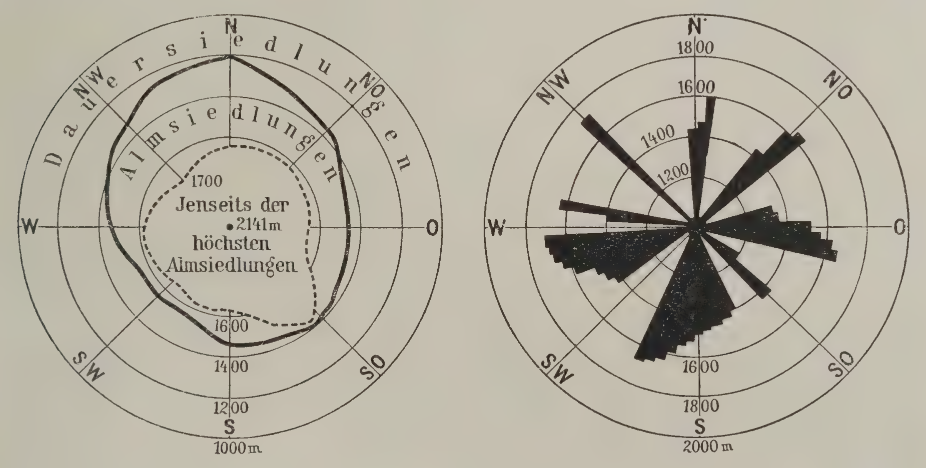
Aufsteigen und zur Abgabe ihrer Feuchtigkeit zwingen. Daher nimmt die Regenmenge nicht nur entsprechend den allgemeinen Niederschlagsverhältnissen Mitteleuropas von Westen nach Osten ab, sondern auch vom Rand des Gebirges gegen das Innere.



Die Orientierung der Gletscher in den Hohen Tauern

Die Kreise bezeichnen die Größe, die ausgezogenen Linien die Ausdehnung der Gletscher nach den Haupthimmelsrichtungen im gleichen Maßstab wie die Karte (1:1,5 Mill.), die gestrichelten Linien geben die Häufigkeit der Winde an der Wetterwarte Sonnblick an. (Nach Ahlmann.)

Die größten Niederschlagsmengen von über 2 m im Jahr fallen im Salzkammergut, in Vorarlberg, in den Julischen Alpen und im Bereich des oberen Tagliamento. Das Innere und die Ostränder des Gebirges sind am trockensten. Im Vintschgau,



Höhenlage (links) und Verteilung nach Himmelsrichtungen (rechts) der Dauer- und Almsiedlungen auf der Koralpe

(Nach Sieger)

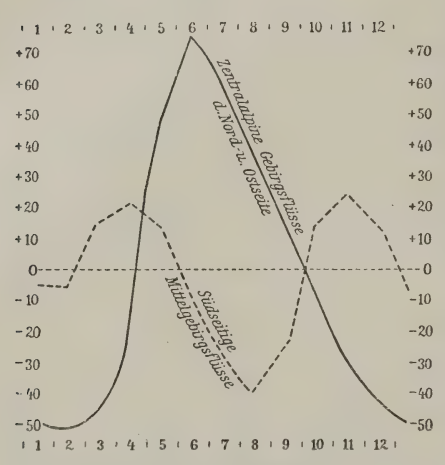
im Oberinntal, im Längstal der Mur und im nördlichen Klagenfurter Becken bleiben die Niederschlagsmengen beträchtlich unter 1 m.

Die einzelnen Jahreszeiten sind nicht gleichmäßig mit Niederschlägen ausgestattet. Im größten Teil der Ostalpen herrscht die mitteleuropäische Niederschlagsverteilung mit vorwiegenden Sommerregen, besonders im Juni und Juli; am regenärmsten ist der Winter. Die vielen, tagelang anhaltenden Regenperioden des

Sommers machen sich um so unangenehmer geltend, als sie gerade in die Hauptreisezeit fallen, während die klaren Wintermonate nur der verhältnismäßig geringen Zahl der Schifahrer zugute kommen. Am Südabfall der Ostalpen fallen die meisten Niederschläge im Frühling und Herbst, der Sommer hingegen ist trocken. Die Verteilung der Gesamtniederschläge auf die einzelnen Jahreszeiten mögen folgende zwei Beispiele erläutern:

	Winter	Frühling	Sommer	Herbst
Trient, 210 m	14%	27%	27%	32%
Innsbruck, 573 m	15%	20%	43%	22%

Die Summe und Verteilung der Niederschläge ist im allgemeinen auch für den Wasserhaushalt der Flüsse maßgebend. Bei den eigentlichen Hochgebirgsflüssen geht aber die Wasserführung parallel mit dem Temperaturverlauf, so daß sie im langen Winter Niedrigwasser führen, ein äußerst ungünstiger Umstand bei der Ausnützung der Wasserkräfte, zur Zeit der Schneeschmelze hingegen Hochwasser, das auf der Nordseite der Alpen mit den sommerlichen Regenhochwässern zusammenfällt. Auf der Südseite treten zwei Hochwässer auf, eines zur Zeit der Schneeschmelze im Frühling, das andere im Herbst zur Zeit der größten Niederschläge. Zwischen diesen Typen gibt es mehrere vermittelnde Übergänge.



Der jährliche Gang der Wasserführung in den Flüssen der Nordseite der zentralen Ostalpen und in den südseitigen Mittelgebirgsflüssen (Nach Krebs)

Die stark wechselnde Wasserführung der Alpenflüsse wird vielfach durch die zahlreichen größeren Seen ausgeglichen, die als Wasserspeicher nicht nur den Haushalt der Flüsse regeln, sondern als Wärmespeicher auch auf das Klima der Umgebung ausgleichend wirken.

Die große Unabhängigkeit des Abflusses von den Niederschlägen im Hochgebirge ist unter anderem besonders eine Folge der Vergletscherung. Auf dem 3100 m hohen Sonnblick fallen bereits 94% aller Niederschläge in Form von Schnee. In solchen Höhen ist die Sonne nicht mehr imstande, den während des Jahres gefallenen Schnee wegzuschmelzen, der sich daher oberhalb der sogenannten Schneegrenze zu mächtigen Firnmassen ansammelt.

Die Schneegrenze liegt in den nördlichen Kalkalpen um 2700 m, in den Zentralalpen steigt sie bis auf 3000, im Westen sogar auf 3100 m an.

Als langsam fließende Eisströme führen zahlreiche, zum Teil sehr mächtige Gletscher die in den Firnmulden oberhalb der Schneegrenze angesammelten und allmählich zu Eis umgewandelten Schneemassen talwärts. Der längste Ostalpengletscher ist der Gepatschferner im Kaunertal mit 10 km Länge.

Fast alle Gletscher befinden sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem dauernden, durch kleinere Vorstöße unterbrochenen Rückzug. So hat der Gepatschferner seit 1856 1100 m an Längenausdehnung verloren.

Die Windrichtungen sind in den Alpen infolge der Anpassung der Luftströmungen an die örtlichen Verhältnisse sehr mannigfach. In größeren Höhen herrschen jedoch die Westwinde vor. Die meisten Täler haben in Form von Berg- und Talwinden ihre eigenen Lokalwinde. Die Windstärke nimmt gegen die Höhe zu; so stehen 9 Sturmtagen im Jahr in Rauris (940 m) 109 auf dem Sonnblick (3106 m) gegenüber.

Der bekannteste Ostalpenwind ist der Föhn, ein trockener Fallwind, der sich beim Herabstürzen von den Höhen der Zentralalpen in die nordwärts führenden Täler stark erwärmt. Rheintal, Oberinntal und Wipptal sind seine Hauptwege. Er schwillt oft zu gewaltiger Stärke an und ist seiner Wärme wegen Tauwind und Lawinenlöser, infolge seiner Trockenheit wirkt er ausdörrend, weshalb Brände bei Föhn ganz besondere Verheerungen anrichten. Unter seiner Einwirkung reift in Nordtirol noch der Mais, und Innsbruck verdankt ihm eine Erhöhung der mittleren Jahrestemperatur um 0,6° C.

PFLANZENKLEID

Die Verschiedenheiten des Klimas wirken sich naturgemäß in erster Linie im Pflanzenkleide aus, und dieses läßt daher in ähnlicher Weise die Einflüsse der Nachbarlandschaften und der Höhenlage innerhalb des Gebirges erkennen.

So bedeckt am Ostrand der Alpen der pannonische Eichenwald, obwohl schon stark zurückgedrängt, noch weithin die Hänge des Leithagebirges und des Abfalls des Wienerwaldes gegen das Wiener Becken, und ebenso trägt das oststeirische Hügelland ausgedehnte, mit Hainbuchen vermischte Eichenwälder. Teils wildwachsend, teils ausgeforstet, bildet die Schwarzföhre größere Nadelwaldbestände am Ostabfall des Wienerwaldes und auf dem Steinfelde bei Neunkirchen. Sehr günstige Verhältnisse treffen in diesen östlichen Randgebieten unsere Getreidearten, vor allem der Mais, weil infolge der Trockenheit des Sommers die Ernte nicht gefährdet ist, und trefflich gedeiht hier auch die Weinrebe.

Der Südhang der Alpen zeichnet sich ebenfalls durch das Vorherrschen von Eichenwaldungen aus. Daneben dringen aber mediterrane Florenelemente in den südlichen Tälern weit nach aufwärts. Im Sarcatal bildet bereits der Ölbaum größere Haine; Palmen schmücken die Gestade des Gardasees, und aus dem üppigen Grün leuchten hier sogar schon die reifen Zitronen heraus. Mais und Weinrebe sind in diesen Strichen die wichtigsten Kulturpflanzen.

Mit Ausnahme der mehr inselartigen Verbreitungsbezirke der alpinen Flora des Hochgebirges haben aber im übrigen die Ostalpen in ihrem Pflanzenkleide mitteleuropäisches Gepräge. Die ausgedehnten Hochgebirgswälder setzen sich überwiegend aus Nadelhölzern zusammen. Der Laubwald ist auf die tieferen Lagen beschränkt, wo vor allem die Buche häufig auftritt, die aber nur selten über 1400 m emporsteigt. Die höheren Teile der Gehänge tragen fast durchweg dunklen Fichtenwald, vielfach vermischt mit Zirben und Lärchen, die auch allein größere Bestände bilden. In den Lichtungen des Waldes wachsen Heidel- und Preiselbeerstauden oder es bilden in den höheren Lagen unzählige Alpenrosen einen rotschimmernden Teppich, der leider oft an die Stelle ehemaligen Hochwaldes getreten ist. Das Fehlen einer sommerlichen Trockenperiode und der Reichtum an Niederschlägen sind der Entwicklung des Graslandes günstiger als dem Getreidebau. Mais und Wein reifen im allgemeinen nicht mehr aus.

Mit der Verschlechterung des Klimas bei zunehmender Höhe verändert sich auch das Pflanzenkleid, indem die anspruchsvolleren Pflanzen zurückbleiben und andere an ihre Stelle treten. Auf diese Weise entsteht eine deutliche Gliederung der Vegetationsdecke mit der Höhe, wobei man besonders die Stufen des Getreidebaues, des Waldes und der Almen unterscheiden kann.

Die verschiedenen Höhengrenzen verlaufen im einzelnen sehr mannigfaltig, je nach der Beschaffenheit des Bodens, der Neigung der Gehänge und ihrer Lage zur Sonne. Daneben hat der Mensch die natürlichen Höhengrenzen oft stark verändert, namentlich durch Herabdrücken der Waldgrenze zugunsten des Almbodens. Am höchsten liegen die oberen Grenzen der einzelnen Höhengürtel infolge des günstigen Einflusses der Massenerhebung in den westlichen Zentralalpen, gegen die Gebirgsränder zu fallen sie stark ab. Die obere Grenze des Getreidebaues und mit ihr auch die der dauernden menschlichen Besiedlung reicht im allgemeinen nicht viel über 1500 m empor, gegen den Ostrand der Alpen sinkt sie sogar unter 1000 m herunter. Die obere Waldgrenze liegt in den Zentralalpen über 2000 m, an den Gebirgsrändern bei 1600 m; sie verläuft mit einem Höhenabstand von rund 750 m im großen Ganzen parallel der Schneegrenze. Einzelne von Wind und Wetter zerzauste Bäume reichen noch 100—150 m über die Waldgrenze empor.

Schon unterhalb der Waldgrenze mengen sich in Lawinengassen und auf Schutthalden Legföhren unter die hochstämmigen Bäume und leiten zur alpinen Stufe über.

Nur eine kurze Vegetationsperiode steht hier der Pflanzenwelt zur Verfügung, und bloß eine weitgehende Anpassung an das Hochgebirgsklima ermöglicht ihr hier das Fortkommen, so vor allem der niedere Wuchs, der nicht nur vor der Gewalt der Stürme schützt, sondern auch eine möglichst vollkommene Ausnützung der Sonnenstrahlung und der Bodenwärme gewährleistet. Lederblätter und Haarkleid schützen nicht nur gegen die übermäßige Lichtwirkung, sondern auch gegen zu starke Austrocknung, gegen die wegen der Trockenheit der Hochgebirgsluft auch noch eine Reihe anderer Schutzmittel bestehen, wie Laubabfall nach Ende der Vegetationsperiode, Absonderung von ätherischen Ölen oder tiefreichende Wurzeln zu vermehrter Wasseraufnahme. So entfalten trotz der Ungunst des Klimas gerade unsere Alpenmatten eine wunderbare Blütenpracht in den leuchtendsten Farben. Weithin sind die breiten Hochfluren und flachen Hänge der hier erhaltenen uralten Landoberflächen mit frischem Grün überzogen, und gelegentlich findet das Almvieh noch an den Stirnrändern der Gletscher eine dürftige Weide. Ganz erstorben ist das Pflanzenleben nicht einmal auf den höchsten Kämmen.

Neben den klimatischen Verhältnissen spielen auch die Eigenschaften des Bodens eine große Rolle. Alle Bäume bevorzugen an der oberen Grenze ihres Verbreitungsgebietes den festen Fels. Oft tragen daher die felsigen Karschwellen einen dunklen Waldkranz, während der weite, ebene Karboden infolge seiner Schutterfüllung baumlos ist. Daneben ist die chemische Zusammensetzung des Bodens von großem Einfluß auf die Pflanzendecke. So ist beispielsweise die Zirbe am stärksten in den Zentralalpen verbreitet und kommt in den Kalkalpen nur vereinzelt vor, umgekehrt hält sich die Bergkiefer an die Kalkalpen und tritt in den Zentralalpen nur dort zahlreicher auf, wo sich Kalkstöcke am Aufbau der Landschaft beteiligen, wie in den Radstädter Tauern und im Stubai. Die Stelle der Bergkiefer nimmt im

Urgesteinsbereich die Grünerle ein. Auch viele kleinere Pflanzen zeigen sich entschieden kalk- oder kieselhold oder sind, wie die Alpenrose, in zwei einander vertretenden Arten entwickelt.

TIERWELT

Die ursprüngliche Hochgebirgsfauna ist durch den Menschen sehr stark verändert worden, namentlich die größeren Raubtiere sind fast völlig ausgerottet. Mit Bär, Wolf, Luchs und Wildkatze ist auch der Lämmergeier verschwunden, noch nicht jedoch der Steinadler, bei dem man im Zusammenhang mit dem Wiederaufleben der Schafzucht während des Weltkrieges gelegentlich sogar wieder ein stärkeres Auftreten beobachten konnte. Als wertvollste Jagdtiere werden Hirsche, Rehe und Gemsen in großen Revieren gehegt. Das Murmeltier ist in der alpinen Region durch seine schrillen Warnungssignale häufig zu hören, weniger infolge seines scheuen Wesens zu sehen.

Auch der Fischreichtum der Gewässer, die sich besonders durch Forellen auszeichnen, ist stark im Rückgang begriffen und stellenweise durch die Abwässer der Fabriken geradezu mit Vernichtung bedroht.

Die moderne Naturschutzbewegung ist berufen, namentlich durch Errichtung von Naturschutzparks, einer weiteren Verarmung der Tierwelt des Hochgebirges Einhalt zu gebieten.

Auch die alpine Tierwelt ist durch ganz besondere Anpassungserscheinungen ausgezeichnet. Manche Schmetterlinge mit zwei Generationen im Jahr auf dem flachen Lande entwickeln im Hochgebirge nur eine, andere wieder verlängern die normale einjährige Entwicklungsdauer auf zwei Jahre. Ein ähnliches Verhalten findet sich bei Fröschen, die im Kaulquappenstadium überwintern und erst im folgenden Jahre ihre Entwicklung vollenden. Bergeidechse, Kreuzotter und Ringelnatter zeigen die Erscheinung des Lebendiggebärens, da die Eier im Freien nicht die nötige Wärme zum Ausreifen bekämen.

Die auffallend dunkle Farbe zahlreicher Hochgebirgstiere dient zur besseren Ausnützung der Sonnenstrahlung, dichtes Haarkleid schützt den Körper vor zu starkem Wärmeverlust. Eine Anpassung an die Windverhältnisse im Hochgebirge liegt in der Flügellosigkeit vieler Insekten, durch die sie vor Verwehung auf Schnee oder Gletschereis bewahrt sind.

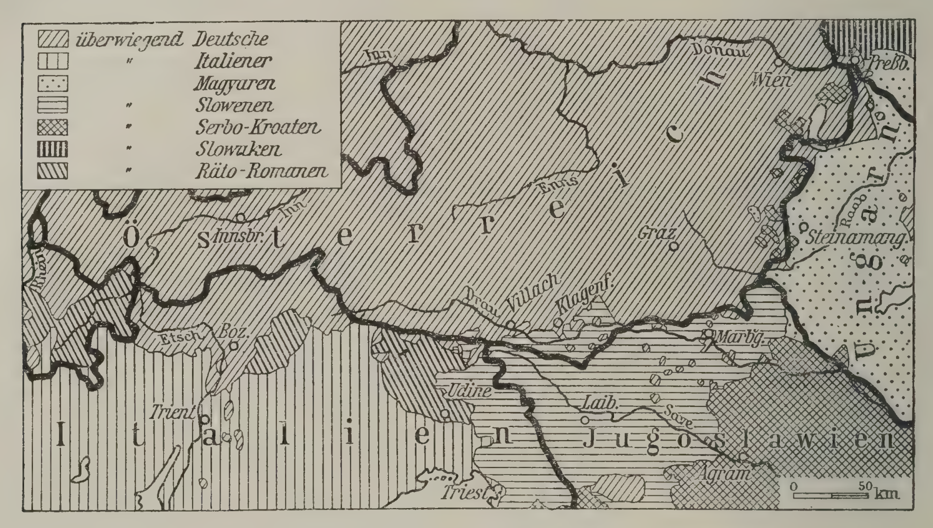
BESIEDLUNC

Trotz ihrer Hochgebirgsnatur waren die Ostalpen infolge ihrer guten Aufgeschlossenheit schon in sehr früher Zeit besiedelt. Breite Täler mit sonnigen Terrassen bieten ja von Natur aus gute Zugangsmöglichkeiten in das Innere, wo nicht nur die großen, durch niedrige Übergänge verbundenen Längstäler das Gebirge sehr durchgängig machen, sondern auch tief eingesattelte Pässe eine leichte Überschreitung in der Nord-Süd-Richtung ermöglichen. Vor allem lockten die mannigfachen Bergschätze schon in vorgeschichtlicher Zeit den Menschen in das Innere des Gebirges.

Schon in der jüngeren Steinzeit treffen wir eine Viehzucht und Ackerbau betreibende Bevölkerung an den Seen des Salzkammergutes und in Kärnten, und die Funde von Hallstatt erschließen uns bereits eine blühende Kultur.

Während von den Trägern der älteren vorgeschichtlichen Kulturen wenig bekannt ist, bewohnten zur Zeit der Ankunft der Römer Kelten die Ostalpen, die vollständig romanisiert wurden. In den Ladinern haben sich in Graubünden und Südtirol Reste dieser romanisierten Bevölkerung bis heute erhalten. Zahlreiche Orts- und Flurnamen deuten auf eine einst viel größere Verbreitung der Romanen hin. Seit dem Ende des 6. Jahrhunderts wanderten von Osten her die Slawen ein und besiedelten besonders Steiermark und Kärnten, drangen im Süden aber auch nach Osttirol, im Norden in das Traungebiet vor.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts gelangten die Bajuvaren von Norden her in das Gebirge und stießen schon damals über den Brenner nach Süden vor. Hingegen sind die heute großenteils verwelschten deutschen Niederlassungen in den Sieben und Dreizehn Gemeinden spätere Kolonistengründungen. In Vorarlberg ließen sich Alemannen nieder, und noch heute ist der Arlberg eine scharfe



Sprachenverteilung und politische Grenzen
(Nach Langhans, Pfaundler, Sidaritsch und Wutte)

Dialektgrenze. In jahrhundertelanger mühsamer Tätigkeit wurden nun im Laufe des Mittelalters die Ostalpen hauptsächlich durch deutsche Arbeit kolonisiert und sind daher auch heute überwiegend deutsches Land. Nur die südwestlichen Teile werden neben Rhätoromanen von Italienern eingenommen, deren Volkstum aber besonders im Etschtal nicht an die neue Brennergrenze heranreicht, sondern schon bei Salurn endigt; den Südosten bewohnen Slowenen.

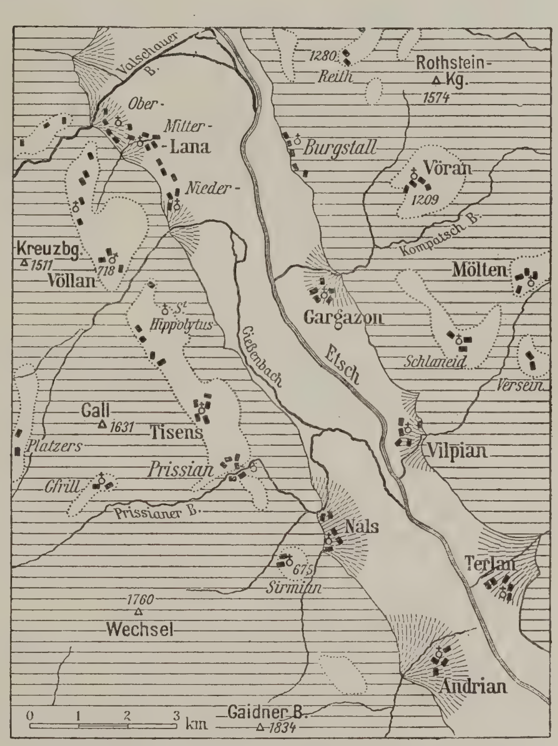
Nach ihrer Religion gehören fast alle Bewohner der Ostalpen ohne Unterschied des Volkstums der katholischen Kirche an. Angehörige des evangelischen Glaubens finden sich in größerer Zahl nur im Engadin und Prättigau, in Oberkärnten, im Gebiet der Walder Höhe, im Salzkammergut und im Alpenvorland im Winkel zwischen Traun und Donau.

Die ethnographischen Verhältnisse wirken sich neben rein geographischen Einflüssen auch im Siedlungsbilde aus. Deutlich lassen sich deutsche und romanische Siedlungsweise voneinander unterscheiden. Im romanischen Gebiet findet sich eine mehr städtische Bauweise mit enge beisammen stehenden Stein-

häusern. Einzelhöfe sind im Gegensatz zum deutschen Siedlungsgebiet selten. Im deutschen Sprachgebiet herrscht überwiegend das lose und unregelmäßig angeordnete Haufendorf, das Haus ist ursprünglich Holzbau, nur der Unterbau besteht vielfach aus Stein.

Im westlichen Teil der Ostalpen ist das Einhaus die häufigste Form, im Osten überwiegt der karantanische Haufenhof, bei dem eine Auflösung in mehrere Gebäude eintritt. Das Alpenvorland ist das Gebiet der stattlichen Vierseithöfe und der vollkommen geschlossenen Vierkanter.

In ihrer Lage bevorzugen die Siedlungen mit großer Regelmäßigkeit ganz bestimmte Geländeformen, vor allem die flachen Schuttkegel, die sich aus den Seitentälern in die Haupttäler vorbauen und trefflichen Ackerboden liefern, während die Talsohle selbst meist versumpft und von Überschwemmungen bedroht ist. Außer den Schuttkegeln tragen besonders die breiten sonnigen Terrassen der sogenannten „Mittelgebirge" wohlhabende Dörfer; auf kleineren Leisten und an den Hängen selbst ist gewöhnlich nur Raum für Einzelhöfe. Die italienische Besiedlung mit ihren geschlossenen Dörfern reicht nicht so hoch empor wie die deutsche Einzelhofsiedlung, die im Ötztal in den Rofenhöfen mit 2014 m ihren obersten Ausläufer hat. Das Ötztal besitzt in Gurgl (1927 m) und Vent (1893 m), abgesehen von Graubünden, auch die höchsten Dörfer der Ostalpen, die sich aber in neuerer Zeit aus Bauerndörfern allmählich in Verkehrssiedlungen umwandeln. Überhaupt läßt sich bei den Siedlungen über 1300 m seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein langsamer, aber ununterbrochener Rückgang feststellen, der in den österreichischen Alpenländern in der Zeit von 1869—1910 nahezu 15% der dort wohnenden Gesamtbevölkerung ausmachte. Die Ursachen sind teils wirtschaftlicher, teils sozialer Natur.



Schuttkegel-, Terrassen- und Hangsiedlungen im und am Etschtal
(Nach Hammer)

Je nach den geographischen Bedingungen zeigen sich in der Verteilung der Bevölkerung große Unterschiede. Die dichteste Besiedlung hat das Wiener Becken, das Rhein- und Etschtal, wo über 150 Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen, am dünnsten sind die nördlichen Kalkalpen bevölkert, wo die Volksdichte in weiten Gebieten unter 10 bleibt. Große siedlungsleere Gebirgslandschaften trennen im allgemeinen die den Tälern folgenden Siedlungsstreifen voneinander.

WIRTSCHAFTSLEBEN

Mit Ausnahme einiger industrieller Zentren überwiegt im Erwerbsleben in den Ostalpen durchaus Land- und Forstwirtschaft, für die die Verhältnisse im allgemeinen nicht ungünstig liegen, da das Ödland nur ungefähr $^1/_8$ der Gesamtfläche einnimmt; nur in den nördlichen Kalkhochalpen und in den stark vergletscherten Hohen Tauern steigt es auf $^1/_4$, in den westlichen Zentralalpen sogar auf $^1/_3$ an.

Der Ackerbau tritt gegenüber der Gras- und Waldwirtschaft zurück. Seine Hauptgebiete sind in erster Linie die großen Längstäler und Beckenlandschaften, die Hochflächen Südtirols, vor allem aber das Alpenvorland, wo das Ackerland mehr als die Hälfte der Gesamtfläche einnimmt. Im Gebirge selbst bleibt der Ernteertrag weit hinter dem Bedarf der Bevölkerung zurück. Natur- und Besitzverhältnisse hemmen hier eine rationellere Gestaltung der Betriebsführung, die großenteils die Form der Egartenwirtschaft aufweist, bei der die Felder in einem regelmäßigen Kreislauf abwechselnd als Ackerland und Wiese benutzt werden. In den besseren Lagen herrscht die Dreifelderwirtschaft mit ihren verschiedenen Abarten.

Viel besser liegen die Bedingungen für die Viehzucht, der in der Almregion schon von Natur aus große Weideflächen zur Verfügung stehen, die künstlich durch Zurückdrängung des Waldes noch erweitert wurden, besonders im romanischen oder ehemals romanischen und im alemannischen Siedlungsgebiet. In neuerer Zeit ging auch das Ackerland zugunsten des Graslandes zurück, so in Vorarlberg von 1875—1900 um 28%, in Tirol um 11%. Am ausgedehntesten ist das Grasland in den Zentralalpen, vor allem aber in der Schieferzone; in den Kalkalpen ist es wegen der Ungunst des wasserdurchlässigen Bodens spärlicher, mit Ausnahme des Bereiches der wasserundurchlässigen, tonreichen Mergelgesteine.

Auf den oft gut berieselten Wiesen in den Tälern und auf steilen Bergwiesen wird das zur winterlichen Stallfütterung nötige Heu gewonnen. Den Sommer über, gewöhnlich vom Anfang des Juni bis zum Ende des Septembers, weidet das Vieh frei auf den Almen, die häufig staffelförmig übereinanderliegen. Die niedrig gelegenen Voralmen (Aste, Casolare), oft aufgelassene Bauerngüter, werden dann oft schon im April bezogen. Im alemannischen und welschen Siedlungsgebiet finden sich regelrechte Sommerdörfer, oft sogar mit einem Kirchlein ausgestattet, wohin in der schönen Jahreszeit die ganze Bevölkerung übersiedelt, um hier das Heu einzubringen.

Weitaus am wichtigsten ist die Rinderzucht. Die Zahl der Rinder betrug 1910 in den damaligen österreichischen Alpenländern nahezu $2^1/_2$ Mill. Stück, wobei freilich gegenüber 1900 ein Rückgang von 300 000 Stück zu verzeichnen ist, eine Folge der Auflassung von zahlreichen Almen und Bauerngütern, die vom Großgrundbesitz angekauft und aufgeforstet wurden. Die Schafzucht ist in ständiger Abnahme begriffen, die nur durch einen zeitweiligen, durch den Wollmangel bedingten Aufschwung während des Weltkrieges unterbrochen wurde. Größere Bedeutung hat hingegen die Ziegenhaltung, besonders in den Gebieten vorherrschenden Klein- und Zwergbesitzes. Salzburg und Kärnten sind die Hauptstätten einer blühenden Pferdezucht, die in der schweren Pinzgauer Rasse ein vorzügliches Zugpferd liefert.

Der Wald erlangt seine größte Ausdehnung in Steiermark, nimmt aber in den ganzen Ostalpen noch beträchtliche Flächen ein, wenn auch seine Pflege in den einzelnen Gegenden sehr verschieden ist. Die schönsten Forste befinden sich in der Hand des Staates und des Großgrundbesitzes, auch Gemeindebesitz ist sehr häufig. Wo seine Aufteilung erfolgte, setzte vielfach eine übermäßige Entwaldung ein. Zum Schutz gegen Lawinen und Muren ist aber sein Bestand als Bannwald in vielen Teilen gesetzlich gesichert.

Wenn auch die Glanzzeiten des Bergbaus in den Ostalpen für viele Gegenden längst vorüber sind, so ist er doch auch heute noch von großer Bedeutung. Freilich stehen jetzt nicht mehr so sehr die Goldschätze der Hohen Tauern im Vordergrund oder Silber und Kupfer, deren Abbau manche alte Bergwerksstadt zu großer Blüte brachte, vielmehr ist jetzt das Eisenerz am wichtigsten, für das der steirische Erzberg eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube darstellt; die hier geförderte Erzmenge überstieg in der Zeit vor dem Weltkriege und in den ersten Kriegsjahren 20 Mill. dz im Jahr, jetzt ist sie freilich viel geringer. Der Gesamtvorrat des Erzberges wurde mit 206 Mill. t errechnet. Er befindet sich, wie der Hüttenberger Erzberg in Kärnten, im Besitz der Österreichischen Alpinen Montangesellschaft.

Blei und Zink fördert in größerer Menge besonders das Raibler und Mießer Gebiet, die beide durch die Friedensverträge vom österreichischen Kärnten abgetrennt wurden, das jetzt seine wichtigsten Bleilager bei Bleiberg besitzt. Mehrere Blei- und Zinkgruben liegen auf tirolischem Boden in den nördlichen Kalkalpen. Neben verschiedenen anderen Bergschätzen, wie Bauxit, Graphit, Gips, Ölschiefer, Zementmergel, ist vor allem das reiche Magnesitvorkommen von Veitsch und Trieben in Steiermark hervorzuheben, die als beste Magnesitlager der Welt gelten.

Arm sind die Ostalpen an Steinkohle, dafür besitzen sie reiche Braunkohlenlager in Steiermark und Kärnten, sowie im Hausruck. Im Jahre 1924 betrug die Förderung der Braunkohlenlager der neuen Steiermark und des Hausrucks zusammen über 2 Mill. t. Im Gebiete der eiszeitlichen Zungenbecken ist auch die Ausbeute an Torf sehr reich.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit wurden die großen Salzlager ausgebeutet, unter denen die von Aussee und Hallstatt im Salzkammergut an erster Stelle stehen; die anderen wichtigen Stätten der Salzgewinnung sind Hallein und Berchtesgaden, ferner Hall in Tirol. Lange Rohrleitungen führen die Sole zu den oft weit entfernten Sudhäusern.

Die Ostalpenländer verfügen über einen reichen Schatz an Mineralquellen und Heilbädern, vom weltberühmten Gastein bis zum neuentdeckten Schallerbach im oberösterreichischen Alpenvorland. Besonders zeichnet sich die sogenannte Thermenlinie am Rande des Wiener Beckens durch Heilquellen aus (Baden), ferner das Vulkangebiet der Oststeiermark (Gleichenberg).

Im Anschluß an die Naturschätze entwickelten sich schon frühzeitig bodenständige Industrien, aus denen meist an Ort und Stelle die heutigen Großbetriebe erwachsen sind. Namentlich begünstigte der Eisenreichtum des Erzbergs das Aufkommen einer betriebsamen Kleineisenindustrie, deren Hauptgebiete die Täler am Nordrand der Alpen von der Traun bis zum Wiener Becken, die Mur-Mürz-Linie, die Ränder des Klagenfurter Beckens und das Stubaital in Tirol waren. Nur zum Teil konnten sich die alten Hammerwerke durch Verbesserung des

Produktionsganges und durch genossenschaftlichen Zusammenschluß gegenüber den modernen Großbetrieben halten, die vor allem im Wiener Becken und in den Tälern der Mürz und oberen Mur aufgeblüht sind.

Der Bedeutung nach steht die Textilindustrie an zweiter Stelle, deren Hauptgebiete Wiener Becken, Linz und Umgebung und Vorarlberg sind. Neben die ursprünglich herrschende bodenständige Wollindustrie und Lodenerzeugung ist jetzt namentlich die Verarbeitung von Baumwolle getreten. Durchaus bodenständig ist die Papierfabrikation, mit der sich eine Reihe von Fabriken im Wiener Becken, in der Umgebung von Graz und im Trauntal befassen. Neben diesen Produktionszweigen ist besonders die Lederindustrie, die Bierbrauerei und seit neuestem auch die Zuckererzeugung von Bedeutung.

Schon in alter Zeit nutzten die industriellen Anlagen die reichlich vorhandenen Wasserkräfte aus, die nun im Zeitalter der Elektrizität eine überragende Bedeutung für die Licht- und Kraftversorgung der Ostalpenländer erlangt haben. Der Kohlenmangel der Nachkriegszeit drängte auch zur Elektrifizierung der Eisenbahnen, die ununterbrochen weiter ausgebaut wird. Die größte Tat stellt bisher in dieser Hinsicht die Elektrifizierung der Arlbergstrecke dar, die nicht nur die Rauchplage im 10 km langen Arlbergtunnel beseitigt, sondern auch eine wesentliche Abkürzung der Fahrzeit auf dieser wichtigen Linie herbeigeführt hat.

Mit der Elektrifizierung der Eisenbahnen ist ein neuer Zeitabschnitt in der wechselvollen Verkehrsgeschichte der Ostalpen eingeleitet worden, die schon in vorgeschichtlicher Zeit von zahlreichen Pfaden gequert wurden. Besonders aber haben die Römer auch hier Großes im Straßenbau geleistet. Die alten Straßen bevorzugen die höher gelegenen sonnseitigen Terrassen und meiden die engen Taleinschnitte, vor allem aber die Mündungsschluchten der Nebentäler, die in einem steilen Anstieg seitlich umgangen werden. Erst nach der Entwicklung der Sprengtechnik konnten die modernen Kunststraßen und Eisenbahnen auch durch die Talengen geführt und dadurch bei Vermeidung von Umwegen gleichmäßigere Anstiege erzielt werden.

Die Hauptverkehrswege sind durch die Natur selbst vorgezeichnet. Der wichtigste Nord-Süd-Weg ist die Brennerlinie, die eine Überquerung des Gebirges in einem einmaligen Anstieg ermöglicht, was bei den vielfach niedrigeren und bequemeren Pässen weiter im Osten nicht der Fall ist.

Die West-Ost-Verkehrswege halten sich an die großen Längstalfluchten, stehen aber in der Bedeutung für den Fernverkehr hinter den Linien an den Gebirgsrändern zurück. Besondere Bedeutung haben mehrere schräge Durchgänge, deren wichtigster die von Wien über Semmering und Neumarkter Sattel nach Italien führende Verbindungslinie ist. Daß neben geographischen auch rein politische Einflüsse für den Verkehr bestimmend sind, hat nach dem Weltkrieg das Herabsinken ehemals wichtiger Bahnstrecken, wie der Linie Marburg—Franzensfeste, zu fast lokaler Bedeutung augenfällig bewiesen. In neuester Zeit sind die Ostalpen auch in den europäischen Flugverkehr einbezogen worden.

Mit den Wandlungen des Verkehrs ist auch das Schicksal vieler größerer Siedlungen enge verknüpft. Manche Orte, die als Raststationen und Brückenorte emporgeblüht waren, sind mit der Vereinsamung der Landstraßen nach der Entwicklung des Eisenbahnverkehrs in ihrer Entwicklung steckengeblieben, während andere einen raschen Aufschwung nahmen, darunter besonders die Ausgangspunkte des

modernen Touristen- und Fremdenverkehrs. Er führt alljährlich einen großen Menschenstrom in die Berge, den man durch Erbauung kühner Bergbahnen, wie der Zugspitzbahn, noch zu steigern hofft. Bereits jetzt stellt aber der Fremdenverkehr eine Haupteinnahmequelle für viele Gebiete dar.

DIE OSTALPINEN LANDSCHAFTEN

Eine allein und unter allen Umständen gültige Einteilung der Ostalpen in natürliche Landschaften läßt sich nicht aufstellen, da die verschiedenen geographischen Erscheinungen in mannigfaltigster Weise durcheinandergreifen und eine genaue Abgrenzung erschweren. Je nachdem man die natürliche Beschaffenheit der Landschaft oder die in ihr wohnenden Menschen mit ihren Werken in den Vordergrund rückt, wird man zu ganz verschiedenen Gliederungen gelangen. Jede Einteilung muß aber naturgemäß ganz besonders den geologischen Bau und den Formenschatz berücksichtigen, die ja Siedlungsbild und Wirtschaftsleben in weitgehendem Maße bestimmen. Für die folgende, nur ganz knappe Kennzeichnung der einzelnen Landschaften schien eine Gliederung in Gebirgsgruppen nach vorwiegend formenkundlichen Gesichtspunkten am Platze zu sein, die sich auf gut eingebürgerte Begriffe stützen kann, dabei aber mit entsprechenden Ergänzungen auch den anthropogeographischen Verhältnissen gerecht zu werden vermag.

DIE NÖRDLICHEN KALKALPEN

DIE ALLGÄUER ALPEN

Die Allgäuer Alpen, die den Westflügel der nördlichen Kalkalpen bilden, reichen vom Rheintal bis zur Fernpaßfurche und erheben sich in den vorwiegend aus Hauptdolomit aufgebauten Allgäuer Hochalpen und Lechtaler Alpen zu beträchtlichen Höhen; die Parseierspitze ist mit 3038 m der höchste Gipfel der nördlichen Kalkalpen überhaupt und weist sogar mehrere kleine Firnfelder auf. Die langen, karbesetzten Ketten werden nur im Bereich der tonreichen Raibler Schichten und der Liasfleckenmergel von tieferen Einsattelungen unterbrochen. Im Südwesten setzen sich die Kalkzüge bis in den Rhätikon fort, der in der vergletscherten Scesaplana eine Höhe von 2967 m erreicht.

Bedeutend niedriger sind der Bregenzer Wald und die Allgäuer Voralpen, die vorwiegend von Mergeln, Sandsteinen und Konglomeraten aufgebaut werden. Die höchsten, 2000 m übersteigenden Erhebungen knüpfen sich in ihnen an harte, zur Verkarstung neigende Kreidekalke, die namentlich die unwirtlichen Karrenfelder des Hohen Ifen bilden.

Im Verein mit den reichen Niederschlägen begünstigt das Auftreten tonreicher Gesteine schon im Hochgebirge eine blühende Gras- und Almwirtschaft, die in der anschließenden Sandstein- und Mergelzone fast ausschließlich zur Herrschaft gelangt und $^2/_3$, im hinteren Bregenzer Wald sogar $^3/_4$ des Bodens für sich in Anspruch nimmt. Die Viehzucht ist hier die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung und liefert ansehnliche Mengen von Molkereiprodukten für die Ausfuhr. Getreidebau fehlt fast ganz und auch der Wald ist vielfach bis zu völliger Vernichtung zurückgedrängt, so daß die Bezeichnung „Bregenzer Wald" heute eigentlich nicht mehr zu Recht besteht.

Wie im Landschaftsbild zeigt sich auch in der Besiedlung eine weitgehende Ähnlichkeit mit der Schweiz, indem bis an den Arlberg die Bevölkerung alemannischen Stammes ist. In den Tälern des Bregenzer Waldes haben sich daneben zahlreiche Walser, Nachkommen von Einwanderern aus dem Wallis in der Schweiz, niedergelassen.
Die Volksdichte bleibt in den Hochalpen unter 10 und beträgt auch im Bregenzer Wald nur 25, dagegen drängen sich im Rheintal und Walgau streckenweise über 200 Menschen auf den Quadratkilometer zusammen. Die Ursache davon liegt nicht so sehr in den besonders günstigen klimatischen Verhältnissen, deren sich diese breiten Täler erfreuen, sondern vor allem in einer lebhaften Industrie, deren Mittelpunkte sich, begünstigt durch eine ausgezeichnete verkehrsgeographische Lage, zu namhaften Orten entwickelt haben, allen voran Dornbirn mit seinen Baumwollspinnereien (14000 Einwohner), dann Bregenz (13000 Einwohner), die Hauptstadt von Vorarlberg, in herrlicher Lage am Bodensee, Feldkirch (12000 Einwohner), am Austritt der Ill in das Rheintal, und Bludenz (4500 Einwohner), an der Vereinigung von Klostertal und Montavon. Von hier aus steigt die bereits elektrisch betriebene Bahn auf den wichtigen Arlbergpaß an, den sie in 1310 m Höhe in einem 10 km langen Tunnel unterfährt. Im Rheintal hat sich bis heute das kleine Fürstentum Liechtenstein seine staatliche Selbständigkeit bewahrt.
Auch im bayrischen Allgäu, dem Talgebiet der obersten Iller, hat sich im Erwerbsleben zu der hochentwickelten Viehwirtschaft Textilindustrie gesellt, die über reiche Wasserkräfte verfügt. Daneben spielt aber hier der Fremdenverkehr eine sehr bedeutende Rolle.

DIE NORDTIROLER KALKALPEN

Mit überwiegend westöstlichem Streichen ziehen nördlich des Inntales, das bis Wörgl eine scharfe geologische Grenze bildet, die steil aufragenden Kämme der Nordtiroler Kalkalpen von der Fernpaßfurche bis zur Großen Ache. Die tief eingeschnittenen Quertäler der Seefelder Senke, des Achentals und schließlich des Inntals selbst, das unterhalb von Wörgl zum Quertal wird, lösen den ganzen Zug in mehrere Gruppen auf, und zwar die Wettersteingruppe mit der 2964 m hohen Zugspitze, dem höchsten Gipfel des deutschen Reiches, Karwendel, Brandenberger Gruppe mit dem Sonnwendgebirge und Kaisergebirge östlich des Inns.
Jede Gruppe ist aus mehreren, großenteils beträchtlich über 2000 m hohen Ketten zusammengesetzt, nur im Sonnwendgebirge und im Zahmen Kaiser kommt es zur Ausbildung größerer Hochflächen mit unterirdischer Entwässerung. Der wichtigste Felsbildner in den Kalkhochalpen ist der hellgraue Wettersteinkalk, dessen mächtige Entfaltung für die Nordtiroler Kalkalpen besonders kennzeichnend ist. Er baut die gewaltigen Wände auf, die infolge ihrer Steilheit ohne jede Walddecke aus den großen Schuttmassen aufsteigen, die sich an ihren Fuß angelagert haben. In den Talfurchen, besonders in der Seefelder Senke, herrscht neben anderen Gesteinen der Trias der dunklere, dem Wald weniger feindliche Hauptdolomit vor. Die Hälfte der Fläche ist infolge Wassermangels Ödland. Nur in geringer Ausdehnung tragen tonreiche Gesteine, namentlich die Raiblerschichten, grüne Matten, die dem Almvieh, in den höchsten Teilen auch den Gemsen Weide



Richard Müller, Innsbruck

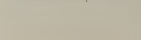
Das Oberbergtal im Stubai



Richard Müller, Innsbruck

Das Waxeckkees mit dem Mösele (3479 m) im Zemmgrund (Zillertal)




Max Helff, Graz

Der Wörther See in Kärnten bei Pörtschach



Bayer, Bozen

Das Weinberggelände von Rentsch bei Bozen

bieten. Häufig bewirken die Moränenablagerungen der eiszeitlichen Gletscher, die aus dem Inntal weit in die nördlichen Kalkalpen eingedrungen und über deren niedrige Paßfurchen in das Vorland übergeflossen sind, eine Verbesserung des Bodens.

Den Kalkhochalpen ist eine aus mehreren Ketten zusammengesetzte Voralpenzone vorgelagert, die überwiegend aus Hauptdolomit aufgebaut ist. Nur die höchsten, an den Nordrand der Voralpenzone gerückten Erhebungen bestehen aus Wettersteinkalk, so der Säuling, die Benediktenwand, der Wendelstein und die Kampenwand, die alle eine wundervolle Fernsicht haben. In der Voralpenzone herrscht der Wald vor und die Besiedlung ist gering. Freundlicher und besser besiedelt ist die über Tegernsee und Schliersee streichende grasreiche Flyschzone, die nur mehr wenig über 1000 m aufragt. Sie ist aber sehr schmal und setzt stellenweise ganz aus.

Im scharfen Gegensatz zur Menschenleere der Kalkalpen steht die reiche Besiedlung des Inntals, das auf seinen flachen Schuttkegeln und den ausgedehnten, niedrig gelegenen Terrassen eine große Anzahl ansehnlicher Dörfer aufweist; an den südseitigen Schieferhängen steigen Einzelhöfe an den Berglehnen hoch hinauf. Nur stellenweise begleiten den Inn noch jetzt schmale Auenstreifen, im übrigen ist der breite Talboden in Kulturland verwandelt worden. Das Ackerland besitzt seine größte Ausdehnung auf den Schuttkegeln und sonnigen Mittelgebirgsterrassen, die in der Gegend von Innsbruck besonders breit entwickelt sind, wo der Ackerbau auch klimatisch durch den Föhn begünstigt wird. Das im Unterinntal herrschende Anerbenrecht hat dort glücklicherweise eine ähnliche Zerstückelung des landwirtschaftlichen Besitzes verhindert, wie sie durch die im Oberinntal übliche Erbteilung hervorgerufen wurde. Die wichtigste Siedlung des Inntals ist Innsbruck (mit Hötting 66 000 Einwohner), das die nord-südlich gerichteten Verkehrsstränge vom Fernpaß, Seefelder Sattel und Unterinntal sammelt und über den Brenner weiterleitet. Als Fußpunkt der Brennerstraße ist Innsbruck der natürliche Mittelpunkt von Rumpftirol geworden, das ja zur Hauptsache nur mehr aus dem Inntal und dessen Seitentälern besteht. Die schöne, an historischen Erinnerungen reiche Stadt, in deren Straßen von allen Seiten die hohen Berge hineinschauen, ist ein Hauptzentrum des Fremdenverkehrs in den Ostalpen. Die andern größeren Siedlungen des Inntals verdanken ihr Aufblühen zum Teil einer günstigen verkehrsgeographischen Lage, zum Teil Industrie und Bergbau.

DIE SALZBURGER KALKALPEN

Östlich von der Großen Ache wird der in Tirol herrschende Kettentypus durch gewaltige Kalkstöcke mit großen Karsthochflächen verdrängt. Schon in den Loferer und Leoganger Steinbergen treten diese in geringem Umfange auf, in der Umrahmung des Königssees, im Dachstein und vor allem im Toten Gebirge erreichen aber die abflußlosen Karstflächen eine Größe von mehreren Hundert Quadratkilometern. Diese Plateaus reichen bis zum Paß Pyhrn, wo sie dann bis zur Enns aussetzen, östlich von der sie neuerdings zur Herrschaft gelangen. Mit Höhen von über 2000 m ragen sie großenteils bis über die Waldgrenze empor und stellen trostlose Felwildnisse dar. Das Ödland erreicht in einigen Gruppen nahezu die Hälfte der Gesamtfläche, so im Steinernen Meer, Tennengebirge und Toten Gebirge. Die höchsten Erhebungen sind der Dachstein

mit 2993 m und der nur wenig niedrigere Hochkönig. Beide tragen größere Plateaugletscher, die ohne oberirdischen Abfluß sind, da die Schmelzwässer alsbald im Kalke versiegen. Kleinere Firnflecken finden sich an schattigen Stellen mehrfach auch anderweitig.

Die Karsthochflächen setzen sich aus Dachsteinkalk zusammen, der gewöhnlich auf einer Unterlage von Dolomit auflagert. In tiefen Aufbruchszonen treten die wasserreichen Werfener Schiefer zutage, in denen sich verkehrs- und kulturfreundliche Senken zwischen den Kalkstöcken entwickeln konnten, wie das Berchtesgadener Becken und die Senke von Abtenau. In scharfem Gegensatz zu diesen stehen die engen, teilweise schluchtartigen Durchbruchstäler der Saalach und Salzach.

Westlich der Salzach reichen die Kalkplateaus der Hochalpen bis an den Gebirgsrand heran, wo der sagenumwobene Untersberg mit hohen Wänden über dem Salzburger Becken aufsteigt. Zwischen der Salzach und der Steyr ist aber eine breite Voralpenzone ausgebildet, deren höchste, aus Wettersteinkalk aufgebauten Stöcke noch recht beträchtliche Höhen erreichen (Höllengebirge 1862 m, Traunstein 1691 m) und im Höllengebirge sogar noch zur Verkarstung neigen, meist stellt sie aber ein niedriges, reich bewaldetes, stellenweise auch almenreiches Bergland unter 1500 m dar. Zu ihr gehört auch der wegen seiner Aussicht berühmte Schafberg (1780 m), auf den eine Bahn hinaufführt.

Die den Kalkalpen vorgelagerte Flyschzone besitzt beiderseits des Attersees ihre größte Breite. Die höchsten Erhebungen ragen in ihr nur mehr vereinzelt über 1000 m auf. Die sanften Rücken sind mit ausgedehnten Wäldern bedeckt, gelegentlich aber auch dem Ackerbau dienstbar gemacht, der sich sonst mehr an die breiten Talmulden hält.

Dem Eiszeitalter verdankt die Landschaft des Salzkammergutes in den zahlreichen Seen ihre größte Zierde, deren Schönheit alljährlich große Scharen von Sommergästen und Touristen anzieht. Dem Fremdenverkehr, heute einer Haupteinnahmequelle der Bevölkerung, wurden in den vergangenen Jahren in den Rieseneishöhlen des Dachsteins und Tennengebirges neue Wunder erschlossen. Von den vielen Sommerfrischen haben sich einige zu großen Kurorten entwickelt, namentlich Gmunden (9000 Einwohner), am Ausfluß des Traunsees, Ischl, der Sommersitz des ehemaligen österreichischen Herrschers, und Aussee. Ein kleineres Gegenstück zum Salzkammergut ist das Berchtesgadener Ländchen.

Von den Erwerbsquellen, die das Land selbst bietet, stehen im übrigen Holz und Salz obenan. Der Wald ist überwiegend im Besitz des Großgrundbesitzes und des Staates und findet gute Pflege. An die Saline hat sich in Ebensee auch Ammoniak- und Sodaerzeugung angeschlossen. Im Flußgebiet der Steyr blüht in der Umgebung von Windisch-Garsten auch jetzt noch die Sensenindustrie. Der Ackerbau ist auf die Täler beschränkt und unbedeutend, die Viehzucht durch Auflassung zahlreicher Almen stark geschädigt worden.

Als Brückenstadt über die Salzach für den wichtigen Alpenrandweg erwuchs die Stadt Salzburg (38 000 Einwohner) zur wichtigsten Siedlung im Bereich der Salzburger Kalkalpen. Es war nicht nur eine starke Festung, sondern sah auch als Fürstensitz und Mittelpunkt eines selbständigen Staatswesens glänzende Tage, von denen uns prachtvolle Kirchen und Paläste berichten. Diese Glanzzeiten sind

zwar vorüber, aber auch jetzt noch spielt es infolge seines regen geistigen Lebens nicht minder denn als Landeshauptstadt und kirchlicher Mittelpunkt eine große Rolle.

DIE ÖSTERREICHISCHEN ALPEN

Die österreichischen Kalkalpen, deutlich in eine Hochalpen-, Voralpen- und Flyschzone gegliedert, bilden den Nordostteil der Alpen. Die Hochalpen mit Gesäusebergen, Hochschwab, Veitschalpe, Raxalpe und Schneeberg halten sich in Höhen von ungefähr 2000 m, wobei gegen Osten ein leichtes Absenken zu bemerken ist. Gegen den Semmering zu brechen sie jäh ab. Die weiter nördlich gelegenen Stöcke des Dürrensteins und Ötschers, beide berühmte Aussichtsberge, sind nur noch gegen 1900 m hoch. Die Hochalpen, überwiegend aus flachgelagerten Dachsteinkalkbänken oder aus Riffkalken aufgebaut, bilden verkarstete Hochflächen, auf denen teilweise auch die eiszeitliche Vergletscherung ihre Spuren hinterlassen hat. Tief eingerissene Täler trennen die einzelnen Stöcke, an deren Flanken über den Werfener Schiefern mächtige Karstquellen austreten, die an der Nordseite des Hochschwabs, der Rax und des Schneebergs gefaßt sind und Wien mit ausgezeichnetem Trinkwasser versorgen.

Die nördlich anschließende Voralpenzone ist in der Hauptsache 1200—1400 m hoch. Die niedrigen, mit Wald bedeckten Rücken werden nur an einzelnen Stellen von Klötzen aus Wettersteinkalk und Hauptdolomit überragt. In den Tälern wechseln Sandsteine und Mergelschichten in großer Mannigfaltigkeit ab.

Die Flyschzone, nur mehr 500—800 m hoch, erreicht im Wienerwald mit etwa 20 km ihre größte Breite und entsendet ihre Ausläufer auch noch über die Donau (Bisamberg). Die Wasserundurchlässigkeit und Weichheit des Gesteins führte zur Entstehung einer freundlichen Mittelgebirgslandschaft mit wohlgerundeten Rücken und Kuppen, deren tiefgründige Verwitterungsdecke nirgends mehr den nackten Fels zum Vorschein kommen läßt. Die fast ununterbrochenen Wälder, die bis unmittelbar an die Millionenstadt Wien heranreichen, sind für diese zu einem unschätzbaren Park geworden.

Der Wald beherrscht überhaupt das Landschaftsbild der Österreichischen Alpen und bedeckt in einzelnen Bezirken über $^3/_4$ der Gesamtfläche. Seine Ausdehnung hat sich im Laufe der vergangenen Jahrzehnte noch vergrößert, da die Großgrundbesitzer, in deren Händen er fast ausnahmslos liegt, zahlreiche Bauerngüter und Almen angekauft und aufgeforstet haben, um ihren Besitz zu vergrößern und abzurunden, sowie sich große geschlossene Jagdgebiete zu schaffen. Diese Bestrebungen haben zwar zu einer guten Pflege des Waldes und zur Einstellung der früher betriebenen Raubwirtschaft geführt, haben jedoch auch die Landflucht gefördert und einen starken Rückgang der Bevölkerung verursacht.

Immerhin spielt die Weidewirtschaft auch jetzt noch eine Rolle und ist stellenweise sogar wieder im Aufschwunge begriffen. Der Ackerbau ist in der Hauptsache auf den westlichen Teil der Flyschzone und auf die Talböden und Terrassen der Voralpen beschränkt, wo wasserundurchlässige Gesteine anstehen. Hier halten sich auch die Siedlungen an die Täler, im Flyschgebiet sind vorzugsweise die sanften Hänge besiedelt.

Die auf die Nähe des Erzbergs, den Holzreichtum und die Wasserkräfte gegründete Kleineisenindustrie ist nach wie vor eine Haupterwerbsquelle der Bevölkerung; die alten Hammerwerke mußten freilich meist den modernen Betrieben weichen.

Hauptsitz der Eisenindustrie ist Steyr (22 000 Einwohner), bekannt durch seine Waffenerzeugung, seit neuem durch seine Automobile. Ein anderer Hauptsitz der Eisenindustrie ist Waidhofen an der Ybbs. Der Eisenverarbeitung hat sich Papier- und Zementindustrie zugesellt.
Manche Orte, besonders Lunz, erfreuen sich großer Beliebtheit als Sommerfrischen. Maria-Zell wird als Wallfahrtsort aufgesucht und gehört mit über 150 000 Besuchern im Jahr zu den wichtigsten Fremdenverkehrszentren Österreichs. Die Hochalpen, besonders Raxalpe und Schneeberg, werden vom nahen Wien aus von zahllosen Bergsteigern aufgesucht.

DIE ZENTRALALPEN

DIE RHÄTISCHEN ALPEN

Die westlichen Zentralalpen, die man zwischen dem Splügenpaß und dem Reschenscheideck als Rhätische oder Graubündner Alpen zusammenfaßt, werden durch zahlreiche, tief eingesenkte Talzüge in eine Anzahl wohlgesonderter Gruppen aufgelöst, die durch die gerade, Südwest—Nordost streichende Linie Bergell—Engadin in zwei Hauptzonen getrennt werden.
Mit Höhen von über 3000 m erhebt sich nordwestlich davon die stockförmig gegliederte, von mehreren Paßstraßen und einer Eisenbahn überschrittene Albula-Gruppe. An ihrem Aufbau beteiligen sich vorwiegend Gneise und Granite, um den Piz Platta die sogenannten Bündner Schiefer, im Aela-Stock auch Kalk und Dolomit. Die vom Albulapaß nordostwärts ziehenden Silvretta-Alpen erreichen in der Scaletta-Gruppe mit dem Piz Kesch eine Höhe von 3422 m, immerhin ist aber hier wie in der Albula-Gruppe die Vergletscherung infolge der starken Auflösung des Gebirges nicht besonders mächtig.
Um so ausgedehnter ist das Gebiet des ewigen Eises dafür in der geschlossenen und unwegsamen Fermunt-Gruppe, die durch mehrere große Talgletscher ausgezeichnet ist. Das Landschaftsbild der aus dem Eise aufragenden Spitzen und Kämme wird durch eine reiche Abwechslung von hellen Gneisen und dunklen Hornblendegesteinen belebt. Weiter gegen Nordosten tritt in der Samnaun-Gruppe, die im Venetberge über den Inn nach Osten reicht, eine wesentliche Erniedrigung des Gebirges ein. An Stelle der Vergletscherung macht sich eine reiche Entfaltung des Graslandes geltend, da, zumal an der Südseite, mächtige Kalktonschiefer zutage treten, die einen fruchtbaren Boden liefern, leider aber auch die Bildung verheerender Muren begünstigen. Zwischen der Samnaun- und der viel unwirtlicheren und rauheren Ferwall-Gruppe liegt das langgestreckte Paznaun, das trotz seiner hohen Lage und winterlichen Lawinengefährdung eine Anzahl sonnseitig gelegener Siedlungen birgt.
Den Raum zwischen der Albula-Gruppe und dem Rheintal erfüllen die niedrigeren, unvergletscherten Plessur-Alpen, die besonders in der aus Bündner Schiefern bestehenden Stätzerhornkette sanfte Geländeformen aufweisen, während um den Kurort Arosa schroffere Kalkberge liegen.
Der südöstliche Zug der Rhätischen Alpen beginnt mit den Bernina-Alpen, die im Piz Bernina (4051 m) nicht nur den höchsten Gipfel der Ostalpen ihr eigen nennen, sondern auch eine der erhabensten und schönsten Gruppen der Alpen überhaupt darstellen. Sie bestehen aus drei gesonderten Stöcken, hauptsächlich

granitischen Massen, die von Gneis und Hornblendeschiefer umschlossen werden. Am gewaltigsten ist der reichvergletscherte Bernina-Stock selbst, aus dessen weiten Firnbecken große Gletscher, wie Morteratsch- und Rosegg-Gletscher, ihre Eismassen tief ins Tal hinabführen. Disgrazia- und Scalino-Stock bleiben sowohl an Höhe als auch in der Gletscherentwicklung dahinter zurück.
Ganz unbedeutend ist die Eisbedeckung in der bescheideneren Ofenpaß-Gruppe zwischen Bernina-Paß und Reschenscheideck, obwohl diese noch eine Anzahl von Dreitausendern besitzt. In ihrem wechselvollen Aufbau herrschen südwestlich einer Linie Scanfs-Livigno kristalline Gesteine vor, nordöstlich davon ragen Kalk- und Dolomitberge auf, deren Hänge vielfach unter riesigen Schuttmassen begraben sind.
Trotz der Hochgebirgsnatur sind die Rhätischen Alpen, die überwiegend dem schweizerischen Kanton Graubünden angehören, infolge der hohen Lage der Höhengrenzen ziemlich gut besiedelt. Die Siedlungen verteilen sich auf zahlreiche, von der Natur deutlich gegeneinander abgegrenzte, aber durch ein mustergültiges Straßennetz miteinander gut verbundene Talschaften, die eigene Namen führen. Die größte von ihnen ist das Engadin. Die Haupterwerbsquelle der überwiegend rhätoromanischen Bevölkerung ist die Viehzucht, namentlich im Bereich der Bündner Schiefer, der Wald ist zugunsten des Almbodens stark zurückgedrängt und vorwiegend auf die Schattenseite der Täler beschränkt worden. Im unteren Engadin wird auf den sonnigen Terrassen auch Ackerbau und Obstkultur betrieben. Immer mehr wurde aber der Fremdenverkehr zu einer wichtigen Einnahmequelle, besonders im Ober-Engadin, wo sich Kurort an Kurort reiht, in denen Sommer und Winter reges Leben herrscht. Nicht minder berühmt ist Davos als Lungenheilstätte und Wintersportplatz. Durch den Fremdenverkehr ist die früher sehr starke Auswanderung der einheimischen Bevölkerung sehr eingeschränkt worden.

DIE ORTLER-ALPEN

Nicht so sehr durch die absolute Höhe, die hinter der der Bernina-Alpen zurückbleibt, als vielmehr durch die beträchtlichen relativen Höhenunterschiede sind die Ortler-Alpen zwischen Stilfser Joch und Sulzberg besonders eindrucksvoll. Sie setzen sich vorwiegend aus Gneis- und Glimmerschiefer zusammen, die aber namentlich im Nordwesten von einer mächtigen Decke von Triaskalken überlagert werden, denen die Hauptgipfel ihre majestätische Gestalt verdanken. Ortler, Königsspitze und Zebrù gehören zu den schönsten Bergen der Alpen. Im Osten, wo ausschließlich Urgestein herrscht, ist das Gebirge etwas einförmiger und bleibt auch an Höhe zurück. Die ganze Gruppe zeigt eine ausgesprochen radiale Anordnung, so daß die Täler von allen Seiten tief in die Hochgebirgswelt hineinführen. Am bekanntesten sind das Trafoi- und Suldental, die als wichtigste Zugänge zu den schönsten Gipfeln einen sehr lebhaften Fremdenverkehr aufweisen.
Siedlungen und Kulturen reichen zwar in sonnseitigen Lagen in namhafte Höhen empor, und das Grasland hat im Osten eine Ausdehnung von über 50% der Fläche, immerhin beträgt aber das Ödland etwa ein Drittel des Gesamtareals. Der Ackerbau ist von ganz untergeordneter Bedeutung.
Die Ortler-Alpen selbst werden zwar von keinem unvergletscherten Übergang gequert, besitzen aber dafür an ihren äußersten Rändern wichtige Pässe mit fahrbaren Straßen, im Nordwesten die nun schon hundert Jahre bestehende Stilfser-

jochstraße, die in 46 sonnseitig gelegenen Kehren zur 2760 m hohen Franzenshöhe ansteigt, aber nur während der Sommermonate schneefrei ist. Ursprünglich dazu bestimmt, die Lombardei besser mit Österreich zu verbinden, liegt ihre heutige Bedeutung im Touristenverkehr. Viel leichter überschreitbar ist der in einem ausgedehnten Almgebiet gelegene Tonale-Paß, dessen Straße aber gegen Bozen zu neuerdings auf die Mendel ansteigen muß.

Viel wichtiger jedoch als diese beiden Wege ist die alte, schon in der römischen Zeit benutzte Verkehrsstraße nördlich des Ortlers durch den Vintschgau und über das Reschenscheideck, denn diese bietet nicht nur einen niedrigen Übergang, bei dem man in einmaligem Anstieg den Hauptkamm der Alpen überschreiten kann, sondern der Weg führt hier auch durch eine alte, reich besiedelte Kulturlandschaft. Die auffallend großen Schuttkegel, die sich aus den Seitentälern gegen die Etsch vorbauen, sind dank einer guten Berieselung sehr fruchtbar und begünstigen einen ausgedehnten Getreidebau. Der Untervintschgau erhält besonders durch seinen Obstbaum- und Rebenreichtum ein besonderes Gepräge. Von den vielen Orten ist namentlich Laas durch seine Marmorbrüche berühmt.

DIE ADAMELLO-ALPEN

Der Tonale-Paß trennt von den Ortler-Alpen die beiden über 3500 m hohen und reich vergletscherten Stöcke der Adamello-Gruppe, Adamello und Presanella. Die Hauptgipfel liegen im Bereich des Tonalits, eines hornblendereichen granitischen Gesteins, das zu groben Blöcken verwittert und äußerst vegetationsfeindlich ist. Dieser Umstand und die reiche Vergletscherung haben zu Folge, daß über ein Drittel der Gesamtfläche unproduktiv ist. Infolge seiner Härte hat der Tonalit den eiszeitlichen Formenschatz in besonderer Reinheit erhalten, und unzählige Bergseen schmücken noch jetzt die vielen Kare des Hochgebirges.

Nur in den um den tonalitischen Kern sich lagernden Schiefern breiten sich Mähwiesen und Almweiden aus, jene Privatbesitz und gut gepflegt, diese Gemeindebesitz und meist vollständig vernachlässigt. Getreidebau fehlt sogar in den größten Tälern, dem Daonetal und Genovatal, eine Auswirkung der geschlossenen italienischen Siedlungsweise und einer starken Auswanderung der männlichen Bevölkerung. Im Sommer verlassen die Einwohner die tiefliegenden Dörfer und beziehen die höher gelegenen Casolarien, wohin das Vieh schon Ende April gebracht und dort vorerst im Stalle gefüttert wird. Mitte Juni werden die eigentlichen Almen (malghe) bezogen.

DIE ÖTZTALER ALPEN

Von Inn-, Etsch- und Brennerfurche allseits wohl umschlossen, stellen die Ötztaler Alpen das Gebiet der größten Massenerhebung in den Ostalpen dar. Gneise und kristalline Schiefer sind die Hauptgesteine der beiden durch das Timblerjoch voneinander getrennten Ötztaler- und Stubaier-Gruppe. Gegen die Brennersenke zu beteiligen sich in größerem Maße Kalke und Dolomite der Trias am Aufbau der Landschaft und schaffen einen an die Kalkalpen erinnernden Formenreichtum; unter anderem wird die herrliche, das Innsbrucker Landschaftsbild im Süden abschließende Berggestalt der Serles von ihnen gebildet. In dem südlich des Jaufen gelegenen Penser Gebirge sind die Formen weniger mannigfaltig, und die unter

der Schneegrenze bleibenden Schieferberge sind größtenteils bis hinauf mit Grasmatten bedeckt. Um so ausgedehnter ist aber die Vergletscherung in der Umrahmung des hintersten Ötztales mit seinen beiden Haupttästen, dem Venter- und Gurglertal, und in der Stubaier-Gruppe. Stattliche Talgletscher, wie Gepatschferner, Hintereisferner und der durch seine Ausbrüche berüchtigte Vernagtferner, reichen hier weit in die nördlichen Täler hinunter, gegen Süden zu kehren sich hingegen steil abstürzende Eiswände.

Von den nach Norden ziehenden Tälern ragt das Ötztal nicht nur durch seine Länge, sondern auch durch seinen Stufenbau hervor, der sich auch in dem sprunghaften Wechsel des Kulturbildes auswirkt. Während die obersten Dörfer, Vent und Gurgel, des Getreidebaues entbehren, weist das auf der untersten Stufe gelegene Ötz hauptsächlich infolge seiner zahlreichen Nußbäume und reichen Maiskulturen ein fast südliches Landschaftsbild auf. In gleicher Weise steigt auch die Volksdichte talauswärts, von drei auf der Stufe von Sölden auf fünfzehn im äußeren Ötztal an. Im Ötztal und Stubai ist heute der Fremdenverkehr die wichtigste Erwerbsquelle. Beide Täler sind nicht nur als Sommerfrischen beliebt, sondern werden auch von zahllosen Bergwanderern durchzogen, deren freie Bewegung heute allerdings durch die dem firnbedeckten Hauptkamme aufgezwungene österreichisch-italienische Grenze empfindlich gehemmt wird. Diese zerschneidet nun auch die seit alters unter dem einheitlichen Namen Wipptal zusammengefaßte Talschaft beiderseits des Brenners, des wichtigsten Passes der Ostalpen mit einer Höhe von nur 1370 m. Als niedrigster Übergang, auf dem das Gebirge in einmaligem Anstieg überquert werden kann, besitzt er seit dem Altertum eine hervorragende Verkehrsbedeutung und hat in der Entwicklung des Landes Tirol auch staatenbildende Kraft bewiesen.

DIE TIROLISCH-SALZBURGISCHEN SCHIEFER-ALPEN

Östlich der Brennerfurche schiebt sich zwischen die gletscherbedeckten Kämme des Tauernbogens und die nackten Felswände der nördlichen Kalkalpen eine niedrige, überwiegend von weichen Schiefern zusammengesetzte Zone ein, die auch in ihren höchsten Teilen nicht mehr bis zur Schneegrenze aufragt. Fast durchaus herrschen sanfte, zugerundete Formen in ihr vor, nur die höchsten Erhebungen weisen schärfere Grate und schroffe Felswände auf. Meist zieht ein zusammenhängender Grasteppich bis auf die breiten Rücken hinauf. Der unproduktive Boden sinkt auf ein paar Prozent herunter, dafür erreicht das Grasland Ausmaße von mehr als 60% der Gesamtfläche. Die Schieferzone ist daher ein Gebiet blühender Viehzucht. Obwohl zur Erweiterung des Graslandes in großem Umfang zurückgedrängt, spielt auch der Wald noch eine namhafte Rolle und liefert beträchtliche Mengen von Holz für die Ausfuhr. Von wirtschaftlichem Wert sind daneben besonders die zahlreichen Erzvorkommnisse, deren Ausbeutung in der Vergangenheit aber meist größer war als heutzutage.

Die beiden wichtigsten Gruppen der Schieferalpen sind das Tuxer Tonschiefergebirge und die Kitzbühler Alpen, die durch das breite, reich besiedelte untere Zillertal voneinander getrennt werden. Die höchsten Gipfel jener erreichen noch die beträchtliche Höhe von 2800 m, diese sind wesentlich niedriger, und ihre bekanntesten Berge, Hohe Salve, Kitzbühler Horn und Schmittenhöhe, liegen unter 2000 m, sind aber nichtsdestoweniger durch ihre wundervolle Fernsicht mit Recht

als Aussichtsberge berühmt und werden von den Sommergästen der beiden wichtigsten Fremdenverkehrsorte, Kitzbühel und Zell am See, gerne bestiegen.
In geringer Breite setzt sich die Schieferzone östlich des Zeller Sees in den Dientener Bergen und im Hochgründeck über die Salzach bis gegen das Ennstal hin fort. Vom Gerlos-Paß angefangen, der eine niedrige Verbindung mit dem Zillertal herstellt, wird die Südgrenze der Schieferzone vom Längstal der Salzach, dem Pinzgau, gebildet. Ein breiter, von Überschwemmungen heimgesuchter und vielfach versumpfter Talboden begleitet die Salzach in ihrem Oberlaufe. Die Talsohle wird überwiegend als Grasland benützt, das die Grundlage für die hoch entwickelte Pferdezucht liefert. Das Ackerland hält sich wie die Siedlungen an die Schuttkegel und die Terrassen der nördlichen Gehänge. Eine von Zell am See ausgehende Schmalspurbahn verbindet die lange Siedlungsreihe bis hinauf zu dem durch seine 400 m hohen Wasserfälle ausgezeichneten Krimml. Am Zeller See, einer vor der Zuschüttung bewahrt gebliebenen Wanne, wendet sich der breite Talboden des Pinzgaues gegen Norden, die Salzach hingegen tritt in die Enge von Taxenbach ein.

DIE HOHEN TAUERN

Die Hohen Tauern zwischen der Brennersenke im Westen, Katschberg-Murtörl im Osten weisen eine deutliche axiale Gliederung auf; um eine Reihe von granitischen Kernen legen sich nördlich und südlich breitere Schieferhüllen, die mit einem ganz besonderen Gesteinsreichtum ausgestattet sind. Mit dem zonalen Aufbau hängt namentlich in den Zillertaler Alpen eine ausgesprochene kettenförmige Anordnung des Gebirges zusammen. Eine über das Pfitscher Joch ziehende Zwischenschaltung von Schiefern trennt die zwei Hauptkämme, Tuxerkamm und Zillerkamm, voneinander. Mit schönen Taltrögen ziehen von diesem die fünf Quelltäler des Zillertals, Gründe genannt, gegen Norden und vereinigen sich mit hohen Talstufen bei Mairhofen.
Die Vergletscherung ist infolge der großen Auflösung des Gebirges geringer als in der östlich anschließenden Venediger Gruppe, wo sie infolge der Geschlossenheit 22% der Gesamtfläche ausmacht. Ein Kranz von großen Talgletschern umgibt hier allseits die formenschöne, wächtentragende Spitze des Großvenedigers. Diese ist wie die östlich gelegene Granatspitze an den Zentralgneis geknüpft, der auch in der Glockner-Gruppe stellenweise ansteht. Der 3800 m hohe Großglockner, die höchste Spitze des ganzen Gebirgszuges, baut sich aber aus harten Grüngesteinen der Schieferhülle auf. An seinem Fuße liegt die Pasterze, mit 32 qkm der größte Gletscher der Ostalpen. In der Goldberggruppe trägt der Sonnblick deren höchste Wetterwarte. Die alten Goldbergbaue seiner nächsten Umgebung sind heute aufgelassen und die Knappenhäuser und Aufbereitungswerke sind zu Ruinen geworden, nur am Radhausberg südlich von Gastein wird das Edelerzvorkommen noch ausgebeutet. Hier und in der Ankogel-Gruppe ist die Vergletscherung nur mehr gering.
Der ganze Kamm der Hohen Tauern wird von keiner einzigen fahrbaren Straße gequert; hingegen überschreiten ihn mehrere uralte Saumwege, Tauern genannt, die dem ganzen Gebirge seinen Namen gegeben haben.
Die wichtigste Nord-Südverbindung wurde durch die Tauernbahn geschaffen, die mittels eines 8,5 km langen Tunnels den Hauptkamm durchbricht.



Obergurgl im Ötztal

Nach einem Original von Ernst Platz

Die von der Hauptkette in paralleler Anordnung zur Salzach ziehenden Seitentäler sind reich an landschaftlichen Schönheiten und infolge ihrer Stufen überaus wichtig für die Gewinnung elektrischer Kraft. Im Stubachtal, das wegen seiner Seen und Wasserfälle als Naturschutzpark ausersehen war, ist in der Nachkriegszeit ein großes Kraftwerk entstanden. Ackerbau findet sich in bescheidenem Umfang nur in den östlichen Tälern, besonders im Rauriser- und in dem durch seine Heilquellen bekannten Gasteinertal.

Zwischen dem Tauernhauptkamm und dem Pustertal schalten sich noch mehrere, hauptsächlich aus Glimmerschiefer aufgebaute Gebirgsgruppen ein, die in der aus granitischen Gesteinen gebildeten Rieserferner-Gruppe sogar noch eine Höhe von 3440 m erreichen und reichlich vergletschert sind. Auch Defereggen-Gebirge, Schober- und Kreuzeck-Gruppe weisen noch Hochgebirgsformen auf und sind durch viele Karseen ausgezeichnet. Die wirtschaftlichen Verhältnisse liegen hier bedeutend günstiger als im Norden, das Ödland bleibt größtenteils unter $^1/_{10}$ der Fläche, der Ackerbau tritt aber auch hier gegenüber der Viehzucht ganz zurück.

Die Südgrenze der Hohen Tauern bildet das Pustertal, das von Rienz und Drau durchflossen wird, die durch die Talwasserscheide des Toblacher Feldes voneinander geschieden sind. Die Mühlbacher Klause im Westen und die Lienzer Klause im Osten schließen die einheitliche Talschaft ab, die aber jetzt durch die österreichisch-italienische Grenze zwischen Innichen und Sillian durchschnitten wird. Das schattenseitige Südgehänge des Tales trägt überwiegend Wald, an der Sonnseite steigen Kulturen und Siedlungen bis über 1500 m hinauf. Insgesamt nimmt der Wald die Hälfte des Bodens, das Grasland ein Drittel ein. Die wichtigste Siedlung der durchaus deutschen Talschaft ist Bruneck; Toblach und Innichen sind beliebte Sommerfrischen. Durch die politische Zerreißung des Pustertales hat seine Bahnlinie jede Bedeutung für den Fernverkehr verloren.

DAS INNERÖSTERREICHISCHE GEBIRGSLAND

Eingefaßt von den hohen Mauern der nördlichen und südlichen Kalkalpen, weist das östliche Zentralalpengebiet in seinen geographischen Verhältnissen eine weitgehende Einheitlichkeit auf. Überwiegend beteiligen sich Gneise und Glimmerschiefer am Aufbau. In den Radstädter Tauern treten Kalkgesteine in größerem Umfang auf. Eine Sonderstellung im Aufbau und in den Formen nehmen die Eisenerzer Schieferalpen ein, die durch Kalkstöcke ausgezeichnet sind, die im Erzberg den wichtigsten Bergschatz der Ostalpen enthalten.

Trotzdem die Niederen Tauern im Hochgolling noch eine Höhe von 2863 m erreichen, tragen sie keine Gletscher mehr; wohl aber haben die eiszeitlichen Eisströme namentlich in den Gneismassen der Schladminger Tauern und in der Bösenstein-Gruppe in vielen von Seen erfüllten Karen und in zahlreichen Moränenwällen reiche Spuren hinterlassen. In geringerem Maße weisen auch die höchsten Teile der Gurktaler Alpen um den Eisenhut und Königstuhl und ebenso die Lavanttaler Alpen um den Zirbitzkogel Hochgebirgsformen mit Karseen auf. In den ostwärts gelegenen Gebirgszügen hingegen herrschen durchaus Mittelgebirgsformen mit zugerundeten Rücken vor, die bis nahe der Höhe ein dichtes Waldkleid tragen, während oben sich Almen ausbreiten. Der nackte Fels kommt im allgemeinen nicht mehr zum Vorschein, sondern wird allenthalben von

den Verwitterungsprodukten der leicht zerstörbaren Schiefergesteine zugedeckt, die einen fruchtbaren Boden liefern. Auf den unteren Teilen der Berglehnen weicht daher, besonders auf der Sonnenseite, der Wald einem ertragreichen Ackergelände mit freundlichen Siedlungen.

Dieses Landschaftsbild tritt uns nicht nur in den Gurktaler und Lavanttaler Alpen entgegen, sondern auch im Gleinalpenzug und in den Fischbacher Alpen, deren Höhe unter 2000 m bleibt. Die gegen Nordosten ziehenden äußersten Ausläufer der Zentralalpen sind in der Buckligen Welt und im Rosaliengebirge nicht einmal mehr 1000 m hoch.

Im Südosten reichen die Zentralalpen mit dem dichtbewaldeten, auf der Höhe von Mooren bedeckten Bachergebirge auf das rechte Ufer der Drau hinüber.

Der Wald spielt im Wirtschaftsleben die Hauptrolle und nimmt vielfach drei Viertel der Gesamtfläche ein. Er liegt überwiegend in der Hand des Großgrundbesitzes und hat sich in neuerer Zeit durch Auflassung von Bauerngütern noch ausgedehnt. Die Volksdichte ist demgemäß gering; in den Niederen Tauern wohnen nicht einmal zehn Menschen auf dem Quadratkilometer.

Innerösterreich besitzt aber eine Anzahl breiter Talfurchen und Becken, die ein reges Wirtschaftsleben und eine dichte Besiedlung aufweisen. So liegt eine ganze Folge von Siedlungen auf den Schuttkegeln und Terrassen des oberen Ennstals, die fruchtbaren Ackerboden bieten. Auf dem breiten Talboden selbst wechseln sumpfige Wiesen mit Mooren, die bei Liezen große Torflager enthalten. Die größeren Orte des Ennstales verdanken ihre Entstehung teils dem Bergbau, wie Schladming, teils dem Verkehr, wie Radstadt oder Liezen, die Fußpunkte wichtiger Paßstraßen. Admont ist der Sitz einer alten, um die Kultivierung des Ennstales hochverdienten Benediktinerabtei. Durch den breiten Talzug des Paltenbaches und der Liesing steht das obere Ennstal mit der Mur-Mürzfurche in Verbindung, die ein wichtiges Zentrum der Eisenindustrie ist, für die die Erdschätze des nahen Erzberges die Grundlage bilden. Judenburg (6000 Einw.) und Knittelfeld (12 000 Einw.), Leoben (12 000 Einw.), Donawitz (18 000 Einw.) und Bruck a. d. Mur (8000 Einw.) haben sich hier zu größeren Siedlungen entwickelt. Im Gebiet der oberen Mur, dem rauhen Lungau, steht die Graswirtschaft obenan.

Der nur 888 m hohe Neumarkter Sattel führt aus dem oberen Murtal in das geräumige Klagenfurter Becken, die Kernlandschaft von Kärnten. In seinem nördlichen Teil ragen mehrere waldbedeckte Berge inselförmig aus der Ebene auf, der südliche wird von der waldreichen Sattnitz eingenommen, die aus Tertiärkonglomeraten besteht. Fast das ganze Becken war in der Eiszeit vom Draugletscher erfüllt, dessen Moränenwälle und Schotterablagerungen besonders im Norden und Osten aufgeschüttet sind. In den vom Eise ausgeschliffenen Wannen haben sich die Seen des Klagenfurter Beckens gebildet, heute Hauptanziehungspunkte des Fremdenverkehrs. Die günstigen Klima- und Bodenverhältnisse ermöglichen einen ausgedehnten Ackerbau, der neben den üblichen Getreidearten auch noch den Buchweizen umfaßt, der als Nachfrucht angebaut wird. Die Viehzucht wird hauptsächlich durch den Almenreichtum der Beckenumrahmung begünstigt.

In der Mitte des Beckens liegt Klagenfurt (27 000 Einw.), Kärntens Hauptstadt, an der Stelle, wo das langgestreckte Sattnitzplateau am leichtesten überschritten werden kann. Das am Westende des Beckens gelegene, rasch anwachsende Villach (22 000 Einw.) steht dahinter nur mehr wenig zurück.

Der Ostrand der Zentralalpen umschließt in einem weiten Bogen eine niedrige, aus jungtertiären Mergeln, Sanden und Schottern aufgebaute Landschaft, das steirische Hügelland. Im Bereich wasserundurchlässiger Schichten ist die Landschaft stark zerschnitten, namentlich in den Windischen Büheln, in den Schottergebieten herrschen hingegen breite Platten vor und die Taldichte ist gering. An mehreren Stellen treten vulkanische Gesteine auf, die sich kuppenförmig über die Umgebung erheben. Die Mur wird von breiten diluvialen Schotterterrassen begleitet, die zur größeren Hälfte fruchtbares Ackerland sind, das hauptsächlich mit Roggen und Hafer bestellt wird. Besonders im Ostteil der Windischen Bühel gesellt sich zum Ackerbau ein umfangreicher Wein- und Obstbau. Die Industrie hält sich mehr an den Gebirgsrand, hat sich aber nur in Graz, an der Austrittsstelle der Mur aus dem Gebirge, einen größeren Mittelpunkt schaffen können, dem die Nähe der Voitsberger Kohlenbergwerke zugute kommt.

Trotz Industrie und großstädtischer Geschäftigkeit hat Graz (153 000 Einw.) nichts von seinen Vorzügen eingebüßt, die es zur vielgerühmten Pensionistenstadt werden ließen. Es ist eingebettet in eine freundliche und anmutige Gegend und birgt in seiner Mitte auf dem inselartig aus dem Becken aufsteigenden Schloßberg und an dessen Fuße prächtige Parkanlagen. Durch seine Universität und seine technische Hochschule ist die Stadt auch ein bedeutender Mittelpunkt wissenschaftlichen Lebens.

Schon auf südslawischem Gebiet liegt die deutsche Stadt Marburg (40 000 Einw.), ein wichtiger, auch industriell tätiger Verkehrsknotenpunkt.

DIE SÜDALPEN

Die Südalpen unterscheiden sich von den Nordalpen nicht nur in Klima und Pflanzenkleid, sondern vor allem auch in ihrem Aufbau. Besonders spielen bei ihnen Eruptivgesteine eine wichtige Rolle in der Landschaft.

DIE LOMBARDISCHEN ALPEN

Schon in der westlichsten Gruppe, den Lombardischen Alpen, die vom Langensee bis zum Camonicatal und zum Iseosee nach Osten reichen, tritt diese Eigenheit des geologischen Baues hervor. An ihrer Nordseite herrschen südlich des Veltlin noch kristalline Gesteine vor, die auch an der Zusammensetzung der nordwärts geschobenen Hauptkette beteiligt sind; diese steigt im Mte. Redorta über 3000 m an und weist in Schattenlage auch noch einige kleine Gletscher auf. Die flache Südabdachung wird von Kalkgestein gebildet, in das stellenweise Porphyrlagen eingebettet sind.

Die zahlreichen alten Bergbaue auf Silber und Eisen sind heute verfallen, und damit verschwand auch die in mehreren Tälern lebhaft betriebene Kleineisenindustrie. In wirtschaftlicher Beziehung sind heute besonders die großen Täler, vor allem Veltlin und Camonicatal, durch ihren ausgedehnten Wein- und Obstbau von Wert, noch mehr aber die herrlichen Seen, Langensee, Comersee, Iseosee, die viel von Fremden aufgesucht werden. Ihre Gestade sind infolge des milden Mittelmeerklimas von einer üppigen südlichen Vegetation geschmückt. Im Inneren des Gebirges steht die Almwirtschaft obenan, der bei der weit fortgeschrittenen Entwaldung große Flächen zur Verfügung stehen.

DAS ETSCHBUCHT-GEBIRGE

Den Raum zwischen der vom Idrosee in Nordnordostrichtung verlaufenden Längstalfurche der Judikarien, einer wichtigen tektonischen Linie, und dem Etschtal erfüllen mehrere parallel verlaufende Kalkketten, die durch tiefe Längs- und Quertäler gegliedert werden. Sie haben im allgemeinen ein ziemlich einförmiges Gepräge, nur in der über 3000 m hohen Brenta-Gruppe herrscht ein großer Formenreichtum. Gegen das Etschtal zu kehren sie steile Mauern, wie besonders am Mendelrücken, die Westabdachungen sind meist sanfter. Die Höhen sind vielfach kahl und verkarstet und tragen nur niedrigen Buschwald. Immerhin beläuft sich aber die Waldbedeckung im ganzen Gebiet auf ungefähr 50% der Gesamtfläche. Die Täler sind sehr fruchtbar, und das vom Gardasee nordwärts ziehende Sarcatal gehört zu den ertragsreichsten Landstrichen in den Ostalpen, so daß die Volksdichte im untersten Teil bis über 400 ansteigt. Auch die weiten sonnigen Terrassen über den jüngsten Taleinschnitten eignen sich in besonderem Maße für Bebauung und Besiedlung. Auch im Nonsberg erreicht die Volksdichte daher den Betrag von 70 Menschen auf einen Quadratkilometer.

Den Hauptschmuck der Landschaft westlich der Etsch bildet der langgestreckte, tiefe Gardasee, der mit seinem Nordende mitten zwischen steilaufragende Kalkwände eingebettet ist, während ihn auf der Südseite das freundliche Hügelgelände der eiszeitlichen Moränenbögen umspannt. Eine überaus reiche südliche Pflanzenwelt und ein Kranz von Ortschaften zieren hier seine Ufer. Die vielen kleineren Seen der Umgebung sind entweder durch Bergstürze abgedämmt worden (Toblinosee) oder sie erfüllen von den eiszeitlichen Gletschern ausgeschürfte Wannen, wie bei Terlago, wo auch in großen Rundhöckerlandschaften Spuren des großen Eisstromes erhalten sind, der über diese Schwelle vom Etschtal abzweigte und seinen Weg durch die Gardaseefurche nahm.

Der Ostflügel des Etschbuchtgebirges wird von den Lessinischen Alpen gebildet, die sich mit steilen Kalkwänden bis zu Höhen von über 2300 m über das Suganatal erheben. Oben dehnen sich überwiegend eintönige und häufig verkarstete Hochflächen aus, die von tiefen Tälern zerschnitten werden. Wald und Almweide beherrschen das Wirtschaftsleben. Die zahlreichen Orts- und Flurnamen weisen auf die ehemalige Verbreitung des Deutschen in den Sieben und Dreizehn Gemeinden hin.

DAS ETSCHTAL

Das Etschtal ist die Kernlandschaft des Westteils der Südalpen, schon infolge der zahlreichen Bevölkerung, die sich in ihm zusammendrängt. Dem intensiven Anbau des Bodens ist es zuzuschreiben, daß die Volksdichte in großen Teilen Werte von über 200 erreicht. Im Wirtschaftsleben steht an erster Stelle der Weinbau, der besonders im deutschen Gebiet des Überetsch um Kaltern und Tramin bekannte edle Sorten liefert. Im übrigen ist sowohl im Etschtal als auch in dem bei Trient davon abzweigenden Suganatal der Mais die Hauptfeldfrucht. Ein blühender Obstbau erzeugt namentlich in der Gegend von Meran wertvolles Tafelobst, das größtenteils ausgeführt wird. Die zahlreichen in und zwischen den Feldern stehenden Maulbeerbäume bieten die Grundlage für die Zucht der Seidenraupe, die aber gegen früher zurückgegangen ist.

Neben diesen günstigen wirtschaftlichen Bedingungen erklärt sich aber die überragende Stellung des Etschtales aus seiner verkehrsgeographischen Bedeutung. In ihm vereinigen sich bei Bozen die Straßen vom Brenner, dem wichtigsten Nordsüd-Übergang der Ostalpen, und vom Reschenscheideck, für die das Etschtal eine bequeme und gerade Fortsetzung nach Verona einerseits, über das Suganatal nach Venedig andererseits darstellt. Die größeren Siedlungen sind in ihren Schicksalen unzertrennlich mit diesen alten Verkehrswegen verwachsen, neben dem italienischen Trient (35000 Einw.) vor allem die deutschen Städte Bozen (30000 Einw.), der Hauptort von Deutsch-Südtirol, die Bischofsstadt Brixen (7000 Einw.) im Eisacktal und der Weltkurort Meran (mit Ober- und Untermais 22000 Einw.) an der Ausmündung des Passeier Tales, der Heimat Andreas Hofers. In seiner Nähe liegt das Schloß Tirol, das dem Paßlande beiderseits des Brenners seinen Namen gegeben hat.

DAS SÜDTIROLER HOCHLAND

Das zwischen Sugana- und Pustertal von der Etsch bis zur Piave sich erstreckende Südtiroler Hochland ist durch weitgehende Auflösung des Gebirges in einzelne scharf umgrenzte Stöcke gekennzeichnet. Bau und Bild der Landschaft ist nicht einheitlich. Der Nordwesten wird von den grasreichen Tonschieferbergen von Klausen eingenommen, deren sanft gerundete Formen nur durch eiszeitliche Kare in den höchsten Teilen und durch tief eingerissene Talschluchten unterbrochen werden. Wald und Weide bedecken mit einer Ausdehnung von $^9/_{10}$ der Gesamtfläche die Bergrücken, an deren sonnseitigen Gehängen Siedlungen und Kulturen hoch hinaufsteigen.

Viel ausgedehnter ist die anschließende Bozener Porphyrplatte, die bis über das Fleimstal nach Süden reicht und hier noch die Lagoraikette aufbaut. Mit 1600 qkm Fläche übertrifft sie an Ausdehnung alle übrigen vulkanischen Ergußmassen in Europa. Die Täler sind in ihr tief eingeschnitten und werden von senkrechten Wänden eingeschlossen, an denen die säulige Absonderung des Gesteins zutage tritt. Über den engen Schluchten liegen aber weite, flachwellige Hochflächen in Höhen von 1200 bis 1600 m, größtenteils von einer fruchtbaren Moränendecke überkleidet und besonders am Ritten, nordöstlich oberhalb Bozen, reich besiedelt. Südlich des Eisacks herrschen weite Wälder vor, die bis über $^2/_3$ der Gesamtfläche einnehmen. Auch die schattige Südflanke des Fleimstales ist ganz von Wald bedeckt, die sonnigen Terrassen der Nordseite tragen aber mehrere stattliche Siedlungen, die nunmehr durch eine schon längst geplante, durch die Forderungen des Krieges endlich verwirklichte Schmalspurbahn über den Sattel von San Lugano eine bessere Verbindung mit dem Etschtal bekommen haben.

An der Lagoraikette grenzt die Porphyrplatte an den Schiefermantel, der die Cima d'Asta umgibt, ein zwar ziemlich ödes, aber landschaftlich schönes Granitmassiv, mit einem an die Zentralalpen erinnernden eiszeitlichen Formenschatz.

Der größte Teil des Südtiroler Hochlandes wird von einer großen Zahl von Gebirgsstöcken eingenommen, die unter dem Namen Dolomiten berühmt geworden sind und mit Recht zu den schönsten Gebirgslandschaften in den Alpen gezählt werden. Die Schönheit ihres Landschaftsbildes beruht vor allem in den großen Gegensätzen, welche durch die verschiedenen am Aufbau beteiligten Gesteine hervorgerufen werden. Dunkle Sandsteine und Mergel bilden weithin ziehende, mit grünen

Rasenteppichen überzogene Hochflächen. Mit schroffen Felsmauern erheben sich aber über sie nackte Kalkklötze, im Westen mehr ungeschichtete Riffkalkmassen, die in ein wildes Gewirr von Zacken und Felstürmen aufgelöst sind, im Osten hauptsächlich mächtige Dachsteinkalkmassen mit schöner Schichtung und flacher Lagerung. In einigen über 3000 m aufragenden Stöcken finden sich auch kleine Gletscher.

Die landschaftliche Schönheit des Gebirges wurde durch die kühn angelegten Dolomitenstraßen weitesten Kreisen erschlossen, wodurch der Fremdenverkehr eine ungeheure Steigerung erfuhr, der eine große Zahl von Schutzhütten und Hotels hervorgerufen hat. Daneben haben die ursprünglichen Zweige des Wirtschaftslebens eine untergeordnete Bedeutung. Unter ihnen steht die Viehzucht obenan, der Ackerbau ist gering, auch der früher an einigen Orten betriebene Bergbau hat keine Bedeutung mehr. Von den in mehreren Tälern betriebenen Hausindustrien ist die Holzschnitzerei im Grödnertal am wichtigsten. Hier herrscht wie in einigen benachbarten Tälern bis heute die ladinische Sprache.

DIE VENEZIANISCHEN ALPEN

An das Dolomitenhochland schließen sich im Südosten die Venezianischen Alpen an, die bis zum Quertal des Tagliamento ostwärts reichen. Sie bleiben zwar an Höhe hinter den Dolomiten zurück, tragen aber in ihren wildzerrissenen Ketten großenteils noch ausgesprochenen Hochgebirgscharakter. Neben schroffen Kämmen, wie sie namentlich die Pramaggioregruppe zeigt, finden sich besonders gegen den Gebirgsrand zu in den hier mächtig entfalteten Kreidekalken breite, verkarstete Hochflächen, meist öde und vegetationsarm, im ausgedehnten Plateau des Bosco de Cansiglio aber von prächtigen Buchen- und Fichtenwäldern bestanden. Eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit in der Formung der Landschaft sind die zahlreichen Durchbruchstäler, in denen die Flüsse die einzelnen Gebirgsketten quer durchschneiden. Überaus groß ist der Schuttreichtum des Gebirges. Große Geröllhalden hüllen die Bergflanken ein und auch die Talböden werden von unwirtlichen Schotterfeldern bedeckt, die in einer Breite bis zu 3 km, wie am Tagliamento, die Flüsse begleiten. Häufige Bergstürze, besonders aber die Überschwemmungen der in ihrer Wasserführung überaus schwankenden Flüsse, richten oft große Verheerungen an. Die Besiedlung ist dementsprechend ziemlich spärlich und die im westlichen Teil des Gebietes italienische, im östlichen friaulische Bevölkerung ist zu zeitweiliger Auswanderung gezwungen. Fruchtbarer und besser besiedelt ist vor allem das Becken von Belluno und das obere Tagliamentotal, auch Cordevole- und Piavetal verdanken den reichlichen eiszeitlichen Ablagerungen einen ertragreicheren Boden. Die Kulturgrenzen liegen aber überall sehr tief.

DER DRAUZUG

Mit den Karnischen Alpen, die durch die Gail in die Karnische Hauptkette und die Gailtaler Alpen geteilt werden, setzt bei Innichen eine Reihe langer und überaus stark gefalteter Gebirgsketten ein, die unter dem Namen Drauzug zusammen gefaßt werden und eine ganz eigene Stellung innerhalb der Südalpen einnehmen.

Der Kettencharakter ist am besten am Karnischen Hauptkamm ausgeprägt, einer über 100 km langen Mauer, die nur im Plöckenpaß eine tiefere Einschartung aufweist. Je nach dem Vorherrschen von Schiefern, die besonders im Westen auftreten, oder von harten Kalkgesteinen ist auch der Formenschatz der Kette einem großen Wechsel unterworfen. Die Höhen sind sehr almenreich, die kurzen, durch hohe Stufenmündungen abgeschlossenen Täler tragen geschlossene Wälder und sind siedlungsleer.

Ein im Lessachtal aufgeschlossener Streifen kristalliner Gesteine trennt den Karnischen Hauptkamm von den Gailtaler Alpen, die in Aufbau und Landschaft eine große Ähnlichkeit mit den Nordtiroler Kalkalpen aufweisen. Die steilaufgerichteten Kalkschichten erzeugen besonders in den Lienzer Dolomiten eine in zahllose Grate und Gipfel aufgelöste Felswildnis, die reich an Karen ist.

Im Osten herrscht im allgemeinen eine flachere Schichtlagerung, welche die Plateaubildung begünstigt. Die Höhe des Gebirges ist hier gering, nur die Villacher Alpe ist über 2000 m hoch. Sie ist durch ihre prächtige Aussicht ebenso bekannt wie durch die riesigen Bergsturzmassen, die schon in vorgeschichtlicher Zeit, dann wieder im Jahre 1348 an der Südseite abgebrochen sind, mehrere Dörfer vernichtet und die Gail aufgestaut haben.

Der Wettersteinkalk ist hier wie in Tirol reich an Blei- und Zinkerzen, die in Bleiberg abgebaut werden. Im übrigen beruht aber der wirtschaftliche Wert der Gailtaler Alpen auf ihren großen Wäldern, die namentlich im Osten stellenweise bis zu $^4/_5$ der Fläche bedecken. In den Lienzer Dolomiten hingegen nimmt das Ödland ein volles Drittel der Gesamtfläche ein. Weideflächen sind nur in spärlichem Ausmaß vorhanden.

Ziemlich ungünstig liegen die natürlichen Verhältnisse für Siedlungen und Kulturen in den breiten Tälern von Drau und Gail. Die Talböden sind auf weite Strecken hin versumpft und verweisen daher Ackerland und Dörfer auf die Schuttkegel und sonnigen Nordgehänge. Auf der schattigen Südseite reicht der Wald gewöhnlich bis zur Talsohle herunter. Die bedeutendsten Siedlungen des Gailtales sind Mauthen-Kötschach und Hermagor, von denen aus Straßen über die Gailtaler Alpen in das Drautal führen. Bei Mauthen-Kötschach findet das breite Gailtal mit einer 200 m hohen Stufe sein Ende, seine westliche Fortsetzung führt den Namen Lessachtal. Im Drautal hat Spittal als Abzweigstelle der Tauernbahn eine größere Verkehrsbedeutung erlangt.

Östlich von Tarvis setzt sich der Drauzug in den Karawanken fort; diese sind im Westen ein ziemlich niedriges, waldreiches Mittelgebirge, im mittleren und östlichen Teil bilden sie einen über 2000 m sich erhebenden Gebirgskamm mit schroffen Formen. Besonders steil sind die gegen Norden gerichteten Gehänge, die mit Almen besetzte Südseite zeigt eine flachere Abdachung. Der Kamm wird von drei Straßen auf tief eingesenkten Pässen überschritten, die Eisenbahn durchfährt ihn an der Basis in einem 8 km langen Tunnel. Der Erzreichtum des durch die Friedensverträge von Kärnten abgetrennten Mießer Reviers ist auch hier an Kalke gebunden, aus denen sich die nördlichen Vorlagen der Karawanken, vor allem der Petzen und der Hochobir aufbauen, der eine wichtige Wetterwarte trägt.

Im niedrigen Weitensteiner Zug setzt sich der Drauzug ostwärts bis an den Rand der ungarischen Tiefebene hin fort.

DIE JULISCHEN ALPEN

Mit jähen Wänden, von denen die Triglav-Nordwand als zweithöchste Felsmauer der Ostalpen 1800 m über ihren Fuß aufragt, erheben sich südlich des Kanaltals und der Wurzener Save die gewaltigen Kalkmassen der Julischen Alpen, die trotz ihrer Lage im äußersten Südosten des großen Alpenbogens großartige hochalpine Landschaftsbilder entrollen. Entsprechend der steileren Schichtstellung bestehen sie im nördlichen Teil aus hochaufstrebenden, wilden Ketten (Wischberg, Manhart), im südlichen herrschen massige Stöcke mit flacher Schichtlagerung vor, die wasserlose, wüstenhafte Karsthochflächen tragen, wie das Plateau des Kanin oder das vom 2864 m hohen Hauptgipfel der Gebirgsgruppe gekrönte Triglavplateau. Beide sind noch in geringem Ausmaße vergletschert, waren aber in der Eiszeit die Ausgangspunkte mächtiger Eismassen, deren Spuren in den tief eingesenkten Trogtälern und Karen deutlich ausgeprägt sind.

Mit Höhen von unter 1500 m, aber dafür in um so größerer Ausdehnung, erstrecken sich im Osten des Triglavs einsame, überwiegend bewaldete Karstplateaus, die mit Steilrändern gegen die Ebene von Radmannsdorf abbrechen. Auch auf ihnen fehlt es wie im westlich anschließenden Hochgebirge trotz der überreichen Niederschläge, die in den Julischen Alpen stellenweise bis gegen 3 m im Jahre betragen, infolge Wassermangels an guten Weideflächen. Nur im Bereich der besonders südlich des Triglavs anstehenden wasserundurchlässigen Werfener Schichten breiten sich grüne, von zahlreicheren Almhütten überstreute Grasflächen aus.

Infolge dieser Ungunst des Bodens und der tiefen Lage der Kulturgrenzen ist die Besiedlung der Julischen Alpen nur gering, zumal da auch die Täler wenig fruchtbar sind. Besonders das Kanaltal hat unter dem Schuttreichtum der Fella sehr zu leiden und nur um Tarvis finden sich in ihm fruchtbare, aus eiszeitlichen Aufschüttungen aufgebaute Terrassen. Das Tal der Wurzener Save ist erst im östlichen Teil um Aßling stärker bevölkert, wo sich zu der nicht sehr bedeutenden Landwirtschaft eine größere Eisenindustrie als Erwerbsquelle gesellt hat. Durch reichere Kulturen zeichnen sich nur die Wochein und der Flitscher Talkessel aus.

Um so größer ist aber die Verkehrsbedeutung der genannten Talfurchen, besonders des Kanaltals, durch das die Linie des Schrägen Durchgangs nach Italien führt. Bei Tarvis zweigt davon die nur auf 1156 m ansteigende Predilstraße ab, die in das obere Isonzotal führt, ferner die Bahn durch das Tal der Wurzener Save. Der an sich kleine Ort ist ein überaus wichtiger Verkehrsknotenpunkt, dessen Besitz sich daher nach dem Weltkrieg Italien durch die Einverleibung des kärntnerischen Kanaltals gesichert hat, obwohl dessen Bevölkerung überwiegend deutsch ist, vor allem in Tarvis selbst und im alten Bergwerksstädtchen Raibl. Die ziemlich unbedeutende, nach Laibach führende Bahn durch das Tal der Wurzener Save wird bei Aßling von der viel wichtigeren Karawankenbahn gekreuzt, die durch die Wochein weiterläuft und in einem 6,3 km langen Tunnel die östlichen Ausläufer der Julischen Alpen unterfährt.

Ein ähnliches Landschaftsbild wie die Julischen Alpen zeigt auch deren östliche Fortsetzung, das Kalkgebirge der Steiner Alpen. Auch hier stehen schroffen, hochaufstrebenden Hochgebirgsketten niedrigere Karstplateaus gegenüber, deren unwirtliche Flächen nur spärliche Weide bieten. Die Talgründe bergen jedoch schöne Wälder und in den südöstlichen Vorlagen des Gebirges verleihen ausgedehnte Grasböden der Natur ein freundlicheres Gepräge.



E. Fürböck, Linz

Eiszeitliche Terrassen- und Moränenlandschaft bei Pinsdorf (bei Gmunden)



Dr. Hans Kinzl, Innsbruck

Der Wolfsegger Rücken im Hausruck



Max Helff, Graz

Der Erzberg bei Eisenerz in Steiermark



Richard Müller, Innsbruck

Elektrisch geförderter Zug der Arlbergbahn (am Fuße der Martinswand westlich von Innsbruck)

DAS ÖSTERREICHISCHE ALPENVORLAND

Das österreichische Alpenvorland schiebt sich als ein nach Osten sich verschmälernder und erniedrigender Streifen zwischen den Nordrand der Alpen und den Südrand der Böhmischen Masse ein, von der die Donau in engen Durchbruchstälern mehrere nach Süden vorspringende Teile abtrennt. An seiner schmalsten Stelle, südlich von Melk, hat es nur mehr eine Breite von 7 km.

Am Aufbau des Alpenvorlandes sind durchwegs junge, nur wenig verfestigte Schichten des Tertiärs beteiligt, die aber auf weite Strecken noch von Ablagerungen des Eiszeitalters überdeckt werden. Am wichtigsten ist der Schlier, ein blaugrauer, blättriger Mergel, der einen vortrefflichen Ackerboden abgibt und infolge seines Kalkgehaltes auch als Düngemittel verwendet wird. Seine Mächtigkeit beträgt nach den Ergebnissen mehrerer neuer Bohrungen in der Umgebung von Braunau am Inn über 1300 m. Über dem Schlier liegen im Hausruck und Kobernauser Wald jungtertiäre, bis gegen 200 m mächtige Schotter, welche lange, steilgeböschte Höhenzüge bilden. Auch nördlich und östlich des Hausrucks bedecken umgelagerte Tertiärschotter weithin die Landschaft. Zwischen Schlier und Schotter schalten sich im Hausruck Braunkohlenflöze ein, die nach den bisherigen Aufschlüssen etwa 8—10 Millionen Waggon Kohle enthalten. Weniger ergiebig sind die Kohlenvorkommnisse weiter westlich an der Salzach. Die großen Hoffnungen auf Petroleum hat der Schlier bisher noch nicht erfüllt, nur bei Taufkirchen an der Pram wurde in 130 m Tiefe ein Ölvorkommen erbohrt, das eine größere Ausbeute verspricht.

Der tertiäre Untergrund ist besonders an den größeren Flüssen durch diluviale Schotter überdeckt. Diese bilden ausgedehnte Terrassenlandschaften, deren größte die Deckenschotterplatte zwischen Traun und Enns ist. Die Moränenablagerungen der eiszeitlichen Gletscher nehmen nur im Bereich der Salzach einen größeren Raum ein, wo eine vielkuppige Moränenlandschaft große, von Seen und Mooren erfüllte Zungenbecken umschließt. Schöne Moränenbögen umspannen auch das Nordende von Attersee und Traunsee.

Das Landschaftsbild des Alpenvorlandes ist durchaus nicht einheitlich und spiegelt in deutlichster Weise die Verschiedenartigkeit des Aufbaues wider. Die breiten Schlierrücken und deren Abfälle werden von fruchtbaren Feldern eingenommen, die nassen, von schlingenreichen Flüssen durchzogenen Täler sind überwiegend Wiesengrund. Der Wald beschränkt sich auf die tiefeingerissenen Quelltrichter der Seitenbäche. Die Oberfläche der tertiären Schotter ist hingegen fast ausschließliches Herrschaftsgebiet des Waldes, den vorwiegend Fichten, im Hausruck und Kobernauser Wald auch Buchen zusammensetzen. Nicht selten finden sich auf den wasserlosen tertiären Schotterfeldern größere, mit schütteren Föhrenwäldern bestandene Heidelandschaften.

Ganz anders verhalten sich die diluvialen Schotterdecken, die infolge ihrer Lößüberkleidung meist fruchtbares Ackerland sind. Nur die lößfreie Niederterrasse ist gewöhnlich bewaldet, obwohl auch auf ihr der Ackerbau stellenweise schon Fuß gefaßt hat, namentlich auf der Welser Heide, wo nur mehr kleine Föhrenwäldchen ab und zu das natürliche Landschaftsbild bewahrt haben.

Auch das Siedlungsbild zeigt mannigfache Formen. Große Einzelhöfe wechseln mit freundlichen Dörfern, beide meist mit förmlichen Obstbaumwaldungen umgeben, deren Erträgnisse den als Haustrunk beliebten Most liefern. In den statt-

lichen Vierkantern und Vierseithöfen kommt nicht nur die Fruchtbarkeit, sondern auch die günstige Verteilung des Bodens zum Ausdruck, der überwiegend in der Hand eines wohlhabenden bäuerlichen Mittelstandes liegt.

Die Industrie hat sich in Linz und St. Pölten größere Mittelpunkte geschaffen. Obenan stehen Eisen- und Textilindustrie, daneben sind von Bedeutung die Papiererzeugung (Trauntal), die Lederindustrie (Mattighofen, Wels), Bierbrauerei (Linz, Zipf) und verschiedene chemische Industrien.

Die industrielle Entwicklung wurde vor allem durch die günstigen Verkehrsverhältnisse gefördert. Das Alpenvorland ist schon seit vorgeschichtlichen Zeiten einer der mitteleuropäischen Hauptwege im Westostverkehr. Die hier verlaufende Westbahn, Österreichs wichtigster Schienenstrang, ist eine Hauptlinie des europäischen Fernverkehrs, die seit der Neuordnung der staatlichen Verhältnisse auch in den Dienst des Nordsüdverkehrs zwischen Wien und Berlin gestellt wurde. Die Bedeutung des Donauweges ist hinter dieser Verkehrslinie weit zurückgeblieben. Der Landverkehr meidet die engen Durchbrüche und auenreichen Weitungen an der Donau, deren Tal auch durch die Flußschiffahrt nur wenig belebt wird. Nur ein Stück weit laufen Wasser- und Landweg nahe nebeneinander. An der Stelle, wo sie sich gegen Westen am weitesten voneinander trennen und wo sie zugleich von der uralten Salzstraße nach Böhmen gekreuzt werden, ist Linz zur größten Siedlung des österreichischen Alpenvorlandes mit einer Einwohnerzahl von 102000 emporgewachsen. Eine ähnliche Lage besitzt Enns, das aber seine frühere, schon aus den Römerzeiten stammende Bedeutung an Linz abtreten mußte. Die nächstgrößten Orte sind das rasch aufstrebende St. Pölten (32000 Einw.) und Wels (16 000 Einw.), jenes durch seine Industrie, dieses als Mittelpunkt für den Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen von Bedeutung.

WIENER BECKEN UND WIEN

Wie das Alpenvorland stellt das Wiener Becken eine Randlandschaft dar. Es ist ein überwiegend mit tertiären Ablagerungen ausgefülltes Einbruchsbecken, das durch die Donau, durch die von Wien über Baden und Neunkirchen verlaufende Thermenlinie und durch den Westabfall des Leithagebirges, gleichfalls eine tektonische Linie, umgrenzt wird. Der Süden des Beckens wird von großen diluvialen Schuttkegeln eingenommen, die weite, wasserlose Schotterflächen bilden. Nach Norden zu, wo das Grundwasser zutage tritt, schließt sich die von zahlreichen Flüssen durchzogene Nasse Ebene an, den Raum gegen die Donau zu erfüllt ein bald welliges, bald gestuftes Hügelland. Die Schotterflächen des Südens sind großenteils Waldland, die Nasse Ebene und das Hügelland hingegen sind waldarm und überwiegend Ackerland. Zum Unterschied von dem hauptsächlich landwirtschaftlichen Alpenvorland beschäftigt sich im Wiener Becken nur mehr ungefähr ein Viertel der Bevölkerung mit der Landwirtschaft. Neben dem Ackerbau ist hier der Weinbau von größerer Bedeutung, besonders an den Abhängen des Wienerwaldes.

Wenn auch an Fläche weit hinter dem österreichischen Alpenvorland zurückstehend, so übertrifft das Wiener Becken dieses doch durch seine hochentwickelte Industrie an wirtschaftlicher Bedeutung. Über die Hälfte der Industrie des neuen Österreich drängt sich hier auf engem Raume zusammen. Die industrielle Ent-

wicklung des Wiener Beckens und seiner Ränder wurde durch seinen Reichtum an Holz und Wasserkräften, vor allem aber durch die überaus günstige Verkehrslage gefördert. In seinem Raume schneiden sich zwei europäische Hauptverkehrslinien, der Weg von Süddeutschland nach dem Osten und die Verbindung von Ostsee und Adria.

Der regen industriellen Tätigkeit entsprechend ist die Volksdichte des Wiener Beckens sehr groß, und namentlich an seinem Westrande reiht sich eine große Siedlung an die andere. Die Orte am Ostrand liegen abseits vom großen Durchgangsverkehr und sind daher kleiner geblieben. In der Mitte des Beckens selbst liegt als einziger bedeutender Ort Wiener-Neustadt (37 000 Einw.).

Was bezüglich der Verkehrslage dieser ganzen Landschaft im allgemeinen gilt, trifft in besonderem Maße für Wien, seine größte Bevölkerungsanhäufung, zu, die sich an der Eintrittsstelle der Donau in das Becken entwickelt hat, angelehnt an die Ausläufer des Wienerwaldes, in einer nicht nur verkehrsgeographisch hervorragenden, sondern auch landschaftlich überaus reizvollen Lage. Schon zur Römerzeit war hier eine Siedlung erwachsen, die aber an Bedeutung und Größe weit hinter dem mittelalterlichen Wien zurückstand, das als Bollwerk gegen Osten in der Abwehr der gegen die westliche Kultur andrängenden Steppenvölker eine hohe Aufgabe zu erfüllen hatte. Besonders in den schweren Zeiten der Türkenkriege hat es zweimal den gegen das Abendland gerichteten Stoß erfolgreich aufgehalten.

Seine Lage an der Verbindung der drei wichtigen Ländergruppen, Alpen-, Sudeten- und Karpathenländer, die zur großen österreichisch-ungarischen Monarchie vereinigt waren, bestimmte es zu deren natürlichem Mittelpunkt. Als Hauptstadt dieses großen Reiches und besonders als Kaiserstadt erreichte Wien seine größte Blüte, die in zahlreichen prunkvollen Bauten im Stadtbild auch ihren äußeren Ausdruck fand, durch die es zu einer der schönsten Großstädte der Welt umgestaltet wurde. Um so schwerer wurde es durch den Zerfall der Monarchie getroffen, durch den es sich mit einem Schlage seiner hervorragenden Stellung als Mittelpunkt einer Großmacht beraubt und an den Rand eines kleinen Staatswesens gerückt sah, dessen Lebensbedingungen die denkbar ungünstigsten waren. Wenn sich aber Wien trotz der Einengung durch die in nächster Nähe verlaufenden Staats- und Zollgrenzen und die gewaltsame Zerreißung der wirtschaftlichen Fäden, die es mit den neuen Nachfolgestaaten verknüpft hatten, im allgemeinen behaupten konnte, so ist das vor allem der unvermindert gebliebenen Gunst seiner geographischen Lage zu danken, die es auch weiterhin zur naturgegebenen Vermittlerin zwischen Westen und Osten in kommerzieller wie kultureller Hinsicht macht. Trotz der Hungerjahre in und nach dem Weltkrieg hat es sich auch seinen Weltruf als Pflegestätte von Kunst und Wissenschaft ungeschmälert bewahren können. Die Einwohnerzahl ist zwar nach dem Kriege etwas unter 2 Millionen heruntergesunken, beginnt sich aber dieser Zahl schon wieder langsam zu nähern. Damit ist Wien nach wie vor die zweitgrößte deutsche Stadt. Im Vergleich zum kleinen Österreich ist seine Bevölkerungszahl ganz unverhältnismäßig groß, denn sie macht volle 29% der Gesamtbevölkerung aus. Welch überragende Stellung es im österreichischen Wirtschaftsleben einnimmt, wird vielleicht am trefflichsten durch die Tatsache gekennzeichnet, daß die Ausfuhr von Wiener Erzeugnissen 79% der Gesamtausfuhr des ganzen Landes beträgt.

DIE REPUBLIK ÖSTERREICH

Fünf Staaten teilen sich seit der Neuregelung der Grenzen nach dem Weltkrieg in den Besitz der Ostalpen. Während aber vier davon, Deutschland, die Schweiz, Italien und Südslawien, die weitaus größten Flächen ihres Staatsgebietes außerhalb der Ostalpen liegen und nur an deren Randlandschaften Anteil haben, umfaßt der fünfte Staat, das neue Österreich, die ostalpinen Kernlandschaften und ist als Ostalpenland schlechthin zu bezeichnen. Nur nördlich der Donau greift das österreichische Staatsgebiet auch auf die Böhmische Masse und östlich des Neusiedler Sees in geringfügigem Ausmaße auf die ungarische Tiefebene über. Sonst entfällt aber die ganze 83 833 qkm betragende Fläche auf die Ostalpen und deren nördliches und östliches Vorland.

Auf dieser Fläche wohnen insgesamt etwas über $6^1/_2$ Millionen Menschen, fast durchaus deutscher Zunge (vgl. die Karte auf S. 426). Die geringe nichtdeutsche Bevölkerung besteht in der Hauptsache aus Tschechen, die sich namentlich in Wien in größerer Zahl niedergelassen haben, aus Slowenen in Südkärnten, deren Lebensinteressen aber so eng mit dem übrigen Kärnten und damit mit Österreich verbunden sind, daß sie selbst bei der Volksabstimmung des Jahres 1920 gegen die Zerstückelung Kärntens und Angliederung der slowenischen Landesteile an Südslawien gestimmt haben, und endlich aus Kroaten, die einige Sprachinseln im Burgenlande bewohnen. Durch seine nationale Einheitlichkeit unterscheidet sich Neuösterreich in vorteilhaftester Weise von den übrigen Nachfolgestaaten der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, die, besonders die Tschechoslowakei, deren sprachliche Zerrissenheit in kleinerem Maßstabe von neuem aufweisen. Seiner Verfassung nach ist Österreich eine bundesstaatlich organisierte Republik, deren einzelne Bundesländer von den ehemaligen Kronländern gebildet werden, zu denen Wien und das Burgenland als selbständige Länder dazukamen.

Während aber Österreich nahezu rein deutsches Land ist, umfassen seine Grenzen doch nicht das ganze geschlossene deutsche Sprachgebiet der untergegangenen Monarchie. Abgesehen davon, daß das ganze Sudetendeutschtum der Tschechoslowakei angegliedert wurde, ist die Abtrennung Deutsch-Südtirols mit einer Viertelmillion geschlossen siedelnder Deutscher der empfindlichste Verlust für Österreich, der durch die Gewinnung des Burgenlandes um so weniger ausgeglichen wurde, als auch hier ein Großteil des geschlossenen deutschen Sprachgebietes bei Ungarn verblieb. Auch in Südsteiermark kamen mit Marburg und Umgebung rund 40 000 Deutsche unter fremde Oberhoheit.

Neben diese Verletzungen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker durch die Friedensverträge gesellt sich als weitere das Verbot des Anschlusses Österreichs an Deutschland, der auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus für Österreich von höchster Bedeutung wäre. Neben der Besorgnis, die Macht Deutschlands erstarken zu lassen, ist es vor allem das Streben Frankreichs nach einer direkten, Deutschland umgehenden Verbindung mit seinen slawischen Freunden im Osten, das ein selbständiges Österreich erfordert. Wenn auch dieser Korridor nach dem Osten vor allem in Zeiten von deutsch-französischen Verwicklungen besondere Bedeutung erlangt — die Verlegung des Orient-Expreßzuges über den Arlberg zur Zeit der Ruhrbesetzung ist ein bereits vorgefallenes Beispiel —, so hat beispielsweise Paris im Arlberg-Expreß auch jetzt, ohne deutschen Boden zu

berühren, eine unmittelbare Verbindung mit dem Osten. Auch die erste Fluglinie, die von Frankreich nach dem Osten führte, verlief unter Umgehung Deutschlands durch Österreich.

Da sich ein engerer wirtschaftlicher Zusammenschluß mit den übrigen Nachfolgestaaten bisher ebenso unmöglich erwiesen hat wie der Anschluß an das Deutsche Reich, ist Österreich auf seine eigenen Hilfsmittel angewiesen.

Zwar nimmt trotz der Gebirgsnatur des Landes das Ödland nur 10% der Gesamtfläche ein, aber das zur Verfügung stehende Kulturland reicht zur Ernährung der Bevölkerung bei weitem nicht aus, so daß ein Großteil der Nahrungs- und Genußmittel eingeführt werden muß, der allerdings durch die Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung eine ständige Verminderung erfährt. Nur 24% des Bodens können als Ackerland verwendet werden, 28% entfallen auf Wiesen und Weiden. Die größte Fläche bedeckt der Wald mit 38% der Gesamtfläche. Im Holz liegt neben dem Eisenerz, den Wasserkräften und der landschaftlichen Schönheit der größte wirtschaftliche Reichtum Österreichs. Nicht weniger als 128 000 Waggon Holz gingen im Jahre 1924 außer Landes, davon 50% nach Italien, 25% nach Deutschland, 17% nach der Schweiz. Der jährliche Holzzuwachs der österreichischen Wälder beläuft sich auf etwa $9^1/_2$ Millionen Festmeter. Die auf den reichen Holzvorräten fußende Papierindustrie liefert neben der Eisenindustrie die größten Warenmengen für die Ausfuhr. Die Gesamterzeugung betrug im Jahre 1924 über 17 000 Waggons, daneben 15 000 Waggons Zellulose.

Besonders wichtig ist die große Zahl der vorhandenen Wasserkräfte, von denen 1,7 Millionen PS ausnützbar sind, deren Ausbau schon sehr erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Dies ist wirtschaftlich von um so größerer Bedeutung, als Österreich nur rund $^1/_7$ seines 16 Millionen Tonnen betragenden Jahresbedarfes an Kohlen selbst decken kann und die fehlende Menge einführen muß. Bei vollständiger Ausnützung der Wasserkräfte würde sich der Kohlenbedarf auf die Hälfte vermindern.

Der Fremdenverkehr ist noch im Wachstum begriffen; im Jahre 1924 kam rund eine Million Ausländer nach Österreich, davon mehr als $^1/_3$ aus dem Deutschen Reich.

Die alte österreichisch-ungarische Monarchie kam dem Ideal eines sich selbst genügenden Wirtschaftskörpers ziemlich nahe, indem die westlichen Länder hauptsächlich den Bedarf an Industrieprodukten deckten, die östlichen hingegen die erforderlichen Überschüsse an landwirtschaftlichen Erzeugnissen liefern konnten. Die stärkere Industrialisierung der westlichen Teile der ehemaligen Monarchie zeigt sich darin, daß das neue Österreich vom alten 31% der in gewerblichen Betrieben, hingegen nur 15% der in Land- und Forstwirtschaft tätigen Personen übernommen hat. Die Aufteilung der Monarchie konnte die wirtschaftlichen Wechselbeziehungen der einzelnen Länder nicht mit einem Schlage aus der Welt schaffen, wenn auch die übrigen Nachfolgestaaten alles unternommen haben, um durch Hochschutzzölle und Einfuhrverbote eigene Industrien ins Leben zu rufen. Daher spielt, wie uns die Ziffern der Handelsstatistik zeigen, der Handelsverkehr mit den Nachfolgestaaten, besonders mit der Tschechoslowakei und mit Südslawien, im neuen Österreich eine große Rolle. Trotz dieser lebhaften Handelsbeziehungen kann aber Österreich infolge des mangelnden Absatzes seiner Industrien nicht seine volle Leistungsfähigkeit ausnützen und hat ständig unter großer Arbeitslosigkeit zu leiden. Zeitweilig war daher auch die Auswanderung

sehr beträchtlich, vor allem im Jahre 1923, wo sie mit mehr als 15 500 Personen ihren höchsten Stand erreichte. Im Jahre 1924 sank sie auf 2600 Personen herunter. Wie sehr sich die zur österreichisch-ungarischen Monarchie zusammengeschlossenen Ländergruppen wirtschaftlich ergänzten, kam auch in dem geringfügigen Außenhandel der Monarchie zum Ausdruck. Ganz anders liegen die Dinge im neuen Österreich, das besonders Lebensmittel und Kohle aus dem Auslande beziehen muß, so daß die Einfuhrzahlen sehr hohe Beträge erreichen (1923: 1920 Mill. Goldkronen, 1924: 2395 Mill. Goldkronen). Da Österreich dieser großen Einfuhr keine entsprechende Ausfuhr gegenüberstellen kann, ist es mit einer stark passiven Handelsbilanz belastet, deren tatsächliches Defizit in normalen Wirtschaftsjahren etwa 700—750 Mill. Goldkronen beträgt; im Jahre 1924 wurden sogar 1026 Mill. Goldkronen ausgewiesen. Der Wert der Ausfuhr erreicht nicht einmal 60% der Einfuhr.

Die Beteiligung der verschiedenen Länder an der österreichischen Einfuhr hat in den letzten Jahren keine wesentliche Verschiebung erfahren. Immer steht die Tschechoslowakei obenan, mit geringeren Zahlen folgen Deutschland und Ungarn, wobei sich bei Deutschland seit 1922 eine beträchtliche Verminderung der Einfuhrzahlen feststellen läßt. Stärker schwanken die Zahlen der österreichischen Ausfuhr, die besonders nach Deutschland, der Tschechoslowakei, Südslawien und Italien gerichtet ist. Während sich die Einfuhr aus den Nachfolgestaaten in den letzten Jahren gehoben hat, ist die Ausfuhr dorthin nicht unerheblich zurückgegangen. Solange die gegenwärtigen politischen Verhältnisse bestehen bleiben, kann Österreich nur durch zielbewußte Steigerung seiner landwirtschaftlichen Erzeugung, die schon in den letzten Jahren anerkennenswerte Fortschritte aufweisen konnte, durch raschen Ausbau seiner Wasserkräfte und durch Schaffung neuer Absatzmöglichkeiten für seine Industrie auf dem Wege der Handelspolitik eine Besserung seiner wirtschaftlichen Lage erhoffen.

LITERATUR ÜBER DIE OSTALPEN

Neben den älteren, aber zum Teil auch heute noch sehr lesenswerten Werken von A. Schaubach (Die deutschen Alpen, 5 Bde., letzte Ausgabe 1865—71), H. A. Berlepsch (Die Alpen in Natur- und Lebensbildern, Jena 1871), R. von Lendenfeld (Aus den Alpen, Bd. 2, Ostalpen, 1896) und den kleinen zusammenfassenden Darstellungen der Alpen von R. Sieger (Sammlung Goeschen), Fr. Machatschek („Wissenschaft und Bildung") und H. Reishauer („Aus Natur und Geisteswelt") ist die grundlegende Zusammenfassung unserer Kenntnis der Ostalpen: Norbert Krebs, „Länderkunde der österreichischen Alpen" (Stuttgart 1913). Dort findet man auch eine reiche Literaturzusammenstellung. Sonst seien als besonders wichtige Werke hier nur noch genannt: A. Penck und E. Brückner, Die Alpen im Eiszeitalter (3 Bde., Leipzig 1909) und Eduard Richter, Die Erschließung der Ostalpen (3 Bde., Berlin 1894).

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 47—52

Tafel 47 zeigt zwei gegensätzliche Formen der nördlichen Kalkalpen: oben die vergletscherte Hochfläche eines der großen klotzartigen Kalkstöcke der Salzburger Kalkalpen, unten die schroffen, kahlen, nur durch Karnischen gegliederten und nur an ihrem Fuß von Schutt umkleideten Kämme der Nordtiroler Kalkalpen.

Tafel 48 führt uns zwei Ansichten aus der großen Längstalfurche vor, welche die nördliche Kalkzone und die kristallinische Zentralzone der Ostalpen trennt. Oben sehen wir ein Stückchen des Inntals, die Stelle, wo sich auf dem Schwemmkegel der Sill die Stadt Innsbruck ausbreitet, über ihr zieht sich die Terrasse des „Mittelgebirges" dahin. Unten ist das sumpfige Ennstal, in dem Admont ebenfalls auf einem flachen Schuttkegel liegt, von den schroffen Hallermauern beherrscht, deren Kalk- und Dolomitwände sich über bewaldete, sanft geformte Berge aus weichen Schiefern erheben.

Tafel 49 bringt uns in das eigentliche Hochgebirge der Zentralzone. Das Oberbergtal zieht sich, durch mächtige almentragende Schuttkegel eingeengt, zwischen Hängen mit deutlichen Spuren eiszeitlicher Vergletscherung bis zu einer hohen Stufe hinauf, oberhalb deren die Zunge eines Gletschers aus einem der zahlreichen eiserfüllten Kare unterhalb des Gipfels herunterkommt. Auf dem unteren Bilde liegt die Berliner Hütte unter dem durch einen eiszeitlichen Gletscher abgeschliffenen Ende des Roßrückens; das Waxeckkees (Kees = Gletscher), das vom Mösele (3479 m) herabkommt, trägt beiderseits seiner Zunge die scharfgratigen Seitenmoränen eines bedeutend höheren Gletscherstandes aus den 1850er Jahren.

Der Wörther See auf Tafel 50 ist der größte Kärntens. Die Pörtschacher Halbinsel ist wahrscheinlich ein Endmoränenzug. Im Hintergrund erheben sich hinter der waldreichen Sattnitz (aus Tertiärkonglomeraten) die Karawanken. — Die Weinberge auf dem untern Bilde, die aus den für Südtirol bezeichnenden Dachlauben („Pergeln") bestehen, sind auf Bozener Porphyr angelegt. Rechts im Hintergrund ist der aus Triasdolomit aufgebaute Rosengarten sichtbar.

Tafel 51: Pinsdorf liegt auf einer Moräne der Riß-Eiszeit; solche nehmen auch den Hintergrund des Bildes ein, während die Ackerlandschaft des Mittelgrundes der Niederterrasse entspricht. Das untere Bild zeigt einen der bewaldeten, aus jungtertiären Schottern bestehenden Rücken des Hausrucks.

Der Erzberg bei Eisenerz (Tafel 52) ist mit 60 je etwa 13 m hohen, übereinanderliegenden Stufen der größte Tagbau der Welt und eines der wertvollsten Besitztümer Österreichs. Die Arlbergbahn war die erste Bahn Österreichs, die mit Hilfe der reichen Wasserkräfte der Ostalpen auf elektrischen Betrieb umgestellt wurde. Auch die Mittenwaldbahn, deren Trasse rechts am Gehänge sichtbar ist, wird elektrisch betrieben.

DIE ZENTRAL- UND WESTALPEN. DIE SCHWEIZ

VON PROFESSOR DR. OTTO FLÜCKIGER (UNIVERSITÄT ZÜRICH)

DIE SCHWEIZER ALPEN

Der Mont Blanc ist der große Eckpfeiler, an dem die Alpen vom Mittelmeer her energisch in die Nordostrichtung umschwenken. Hier liegt die natürliche Grenze der französischen Westalpen gegenüber dem zentralen Teil des Alpenbogens, der im folgenden mit vereinfachtem Namen als die Schweizer Alpen zusammengefaßt werden kann.

Von aussichtsreichem Gipfel überschauen wir unser schönstes Hochgebirge als ein Heer schneeschimmernder Zacken und Gräte; noch am fernen Horizont zeichnet ein Spiel auf- und abwogender Linien stets dieselben Bergumrisse in endloser Wiederholung. Im Gewirr der Spitzen und Gratschneiden erscheint selten eine Form, die an den einfachen Wellengang im Faltenjura erinnert; nur dem geübten Auge enthüllt sich hier der gewaltige Faltenwurf der Erdrinde als Bauplan der Alpen. In fast unfaßbarer Plastizität schoben sich unter dem Druck von Süden her die Gesteinswellen weit nordwärts ausladend übereinander; stets wanderten neue, höhere über die untern hinweg, als eine wahre Felsflut von Decken, etwa 20 an der Zahl. Jede dieser Decken gliedert sich wieder in Teillappen, die selbst von neuem bis ins kleinste gefältelt und zerknittert sind. Dieses Heranbranden der Felsdecken im Spättertiär ist nur die letzte einer langen Reihe von Bewegungen; die Anfänge liegen weit in der Erdgeschichte zurück. Mit der Aufstauung der Felsmassen setzte auch bereits die Zerstörung ein, die aus einem plumpen Felskörper den überwältigenden Formenreichtum der Alpen schuf. So sind der Säntis, die Mythen, der Pilatus Überreste von Deckenrändern, die weit aus dem Süden heranwanderten

und in fremde Umgebung an den Nordrand der Alpen versetzt wurden. Jahrmillionenlange Zerstörungsarbeit hat die Alpen bis auf den Sockel erniedrigt. Im Tessin, wo nach dem Bauplan die höchste Aufwölbung auf vielleicht 30 km Höhe zu erwarten wäre, sind die Decken bis auf ihre Wurzeln abgetragen. Von hier aus sinkt die Faltenaxe nach Osten, und es tauchen die zentralalpinen Deckenlagen unter die ostalpinen ein. Was am Gotthard zu leuchtender Gipfelpracht erweckt ist, ruht in den Ostalpen noch in der Bergestiefe begraben. Aus den mannigfaltigen Berggestalten heben sich besondere Formengruppen heraus. Am Nordrand des Gebirges ist das Motiv überstürzender Wellen in den hellen Bändern der Felsarchitektur besonders klar zu erkennen, am schönsten in den Ketten des Säntis. Wuchtige ungeschlachte Stockformen, aus dem flacher gelagerten Teil der Sedimentdecken modelliert, umschließen dagegen die Glarner Linth; und wieder folgt ein anderer Stil im kristallinen Fels der Walliser und Tessiner Alpen, wo der innere Bau nur wenig zur Geltung kommt. Hier hat sich die Erosion ohne Rücksicht auf Art und Lagerung des Gesteins bis auf den Sockel des Gebirges durchgearbeitet und wie mit einem Riesenmesser in gewaltigem Schnitt zackige Gratschneiden und schlanke Pyramiden ausgehauen.

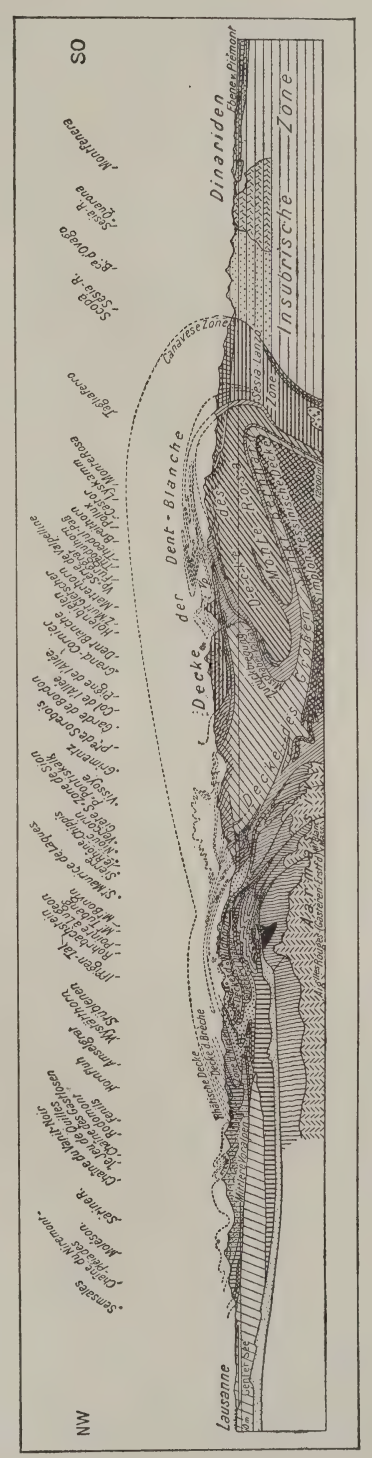
Unverkennbar trägt das alpine Relief tiefgehende Spuren der Eiszeit. Gerundete Felsformen bis hinauf zur Schliffgrenze zeigen heute noch das Niveau der einstigen allgemeinen Vereisung an. Die Gletscher der Eiszeit schürften mit ihrer Grundmoräne das Felsbett aus und weiteten das Tal zur Trogform; die weitschauenden Terrassen über den Steilwänden sind heute zur bevorzugten Siedlungszone geworden (Lauterbrunnental, Terrassen von Wengen und Mürren). Viele der Seitentäler, die unter geringerer Eislast lagen und in der Eintiefung zurückblieben, schneiden hoch über dem Haupttal in einer Stufenmündung ab; die Bäche schäumen über die Trogwand zu Tal oder laufen in dunkler Mündungsschlucht aus (Reichenbachfall bei Meiringen; Trientschlucht im Wallis). In mühsamem Anstieg windet sich der Weg neben der Schlucht zum hochliegenden Eingang des Seitentales hinauf. Querlaufende Felsriegel, vom Eis rundhöckerig zugeschliffen und vom Fluß zersägt, formen in den oberen Partien des Haupttales selbst eine Reihe von Stufen und Becken. Die Alpenrandseen können als solche Felsbecken gelten, die der eiszeitliche Gletscher ausschürfte. Eine andere Ansicht will die Seen auf ein Einsinken des von Flüssen bereits zertalten Gebirgskörpers zurückführen; durch die Einbiegung soll am Ausgang der Alpentäler ein rückläufiges Gefälle entstanden und das Wasser zu Seen gestaut worden sein.

Mit den Stufenmündungen der Seitentäler und den Stufen im Haupttal verknüpfen sich viele der modernen Kraftwerke (Hochdruckanlagen Brusio, Löntsch, Amsteg, Ritom, Barberine). Die Schmelzflut der Gletscherbäche und der größte Energiebedarf fallen zeitlich nicht zusammen; darum sind die Kraftwerke häufig mit Staubecken oder höher gestauten Bergseen verbunden, die die Sommerflut als Winterreserve aufspeichern.

Eiszeitliche Gletscher fanden verschiedentlich einen Überlauf durch Lücken des Gebirgskammes und weiteten sie zu breiten rundhöckerbesetzten Paßmulden. Als Wehrstellung taugte eine solche Paßfläche nicht; Wehr und politische Grenze wurden dann von der Wasserscheide weg in die nächste Schlucht verlegt. So meidet die Landesgrenze die Paßhöhe und verläuft durch eine Felsenge im Trienttal gegen Chamonix, am Simplon und an der Bernina; ebenso quert am Gotthard die Kantonsgrenze Tessin-Uri und zugleich die Sprachgrenze unterhalb der breiten

Paßfläche eine Schlucht. Wo einst die Hängegletscher an den Bergkämmen die Felsunterlage ausscheuerten, sind die schon aus den Ostalpen bekannten Kare eingetieft worden, im Halbkreis von den steilwandigen Felsrippen umrahmt und wie eine Reihe von Lehnstuhlformen anzusehen. Zwischen ihnen erscheint der Bergkörper mit den zernagten Zackengräten und den schlanken zugeschärften Gipfeln wie skelettiert. Diese Formen alle sind die charakteristischen Züge des einst vereisten Gebirges; in ihnen liegt der Reiz und die Größe der alpinen Hochgebirgslandschaft begründet. Ohne die glaziale Skulptur, durch Verwitterung und Flußnagung allein, wären andersgeartete Gebirgsformen zustande gekommen.

Ein Aufstieg in den Alpen führt durch immer kühlere Regionen bis zu jener Höhe, wo in der geringen Wärme des Sommers der Schnee nicht mehr völlig zergeht. Vom Alpenfuß bis zum ewigen Schnee durchwandert man auf engem Raum eine ähnliche Abstufung des Klimas und des Pflanzenkleides wie von Mitteleuropa bis zur polaren Eiswüste. Temperatur- und Höhengrenzen rücken empor, wenn nicht nur einzelne Gipfel, sondern größere Bergmassen samt den Tälern zu bedeutenden Höhen ansteigen. Solche Massenerhebungen wirken wie große Heizflächen; so die Bündner und Walliser Alpen; alle Grenzen liegen hier besonders hoch. Vom Säntis zum Monte Rosa inmitten der Walliser Massenerhebung steigt die Waldgrenze von 1600 m zu 2300 m an, die Schneegrenze von 2500 m zu 3300 m. In den Walliser Alpen stehen die letzten Alphütten durchschnittlich 600 m höher als in den Berner Voralpen. Wald- und Schneegrenze scheinen nur aus der Ferne gesehen als ungefähr horizontale Linie dem Gebirge entlang zu verlaufen. Näher betrachtet lockert sich der Rand zu einem allmählichen Übergang; die vermeintliche Grenzlinie wird zum breiten Grenzgürtel.



Profil durch die Westalpen (von Lausanne über die Dent Blanche zur Ebene von Piemont)
(Nach Argand)

Auf verhältnismäßig kleinem Raum kann das Wärmeausmaß sehr verschieden sein; den entscheidenden Einfluß der Höhenlage zeigt der folgende Vergleich der Temperaturen:

	Meereshöhe	Januar	Juli	Jahr
Säntis	2500 m	— 8,8°	5°	— 2,6°
Gotthardpaß	2100 m	— 7,7°	7,9°	— 0,6°
Genf	405 m	0°	19,5°	9,5°
Locarno	239 m	2°	21,9°	11,8°

Die Alpenmauer wirkt deutlich als Klima- und Wetterscheide. Haben die Nordtäler durchaus nordeuropäischen Charakter, so dürfen die tieferen Partien der Tessintäler in geschützter, sonniger Lage und mit südländischem Pflanzenschmuck bereits als Vorgarten der Mittelmeerlandschaft gelten. Locarno und Lugano haben der ganzen übrigen Schweiz gegenüber den Vorzug der geringsten Bewölkung, der meisten Sonnentage. Nebelarm sind auch das Wallis und Graubünden.

Ist zu beiden Seiten der Alpen der Luftdruck verschieden, so geht eine Ausgleichströmung über das Gebirge. Bei Tiefdruck in Nordwesteuropa steigt Luft am Südhang empor und braust durch die nördlichen Alpentäler hinaus. Das ist der auch in den Ostalpen (Innsbruck!) bekannte Föhn. Die am Südhang aufsteigende Luft scheidet die Feuchtigkeit in heftigen Regengüssen aus; als kalter Wind streicht der Föhn über das Gebirge und fällt in die nördlichen Quertäler. Auf 100 m Fall erwärmt er sich ungefähr um 1°, so daß er als ungewöhnlich warmer Wind den Nordfuß des Gebirges erreicht. Die nördlichen Quertäler sind eigentliche Föhnkanäle. Ist der Föhn im Land, so stehen die Berge in scharfen Umrissen und tiefen Farben in der eigentümlich klaren Luft, scheinbar zum Greifen nahe; unbeweglich steht eine Wolkenbank, die „Föhnmauer“, hinter den Berglücken im Süden. Den Menschen „liegt der Föhn in den Gliedern“, und vereinzelt kann sich die Abspannung gar zu einem krankhaften Zustand steigern. Unter dem warmen Hauch des Föhns reifen im Rheintal zwischen Chur und Bodensee Wein und Mais, erscheinen begünstigte Uferstrecken am Vierwaldstätter See wie ein in den Norden versetztes Stück Italien. Das Haslital im Berner Oberland hat durchschnittlich 79 Föhntage im Jahr.

Gegenüber einer relativ trockeneren Nachbarschaft sind die Alpen ein Gebiet starker Befeuchtung. Der Säntis notiert den Durchschnitt von 250 cm Niederschlagshöhe, und die in jüngster Zeit im Hochgebirge aufgestellten Meßapparate melden für die höchsten Felskessel Mengen von über 3 m. In den mächtigen Schneemassen des Hochgebirges liegt jeden Winter für die Wasserwirtschaft des Landes eine neue wertvolle Reserve aufgespeichert. Regenarm sind die Beckenlandschaften des Wallis und des unteren Engadins (rund 60 cm). Den Südhang der Alpen überschütten die Föhnregen mit Wassermengen, die im Jahresmittel auf 200 cm gehen; hier in der Südschweiz wiegen bereits die Herbstregen vor und bilden so den Übergang zu dem mittelmeerischen Winterregen.

Was über die Zugänglichkeit der Ostalpen gesagt wurde, gilt auch für den zentralen Teil der Alpen; durch zahlreiche Pässe ist das Gebirge in hohem Maße aufgeschlossen, dem Verkehr geöffnet. Der alles beherrschende Nordsüdverkehr ist schon in der römischen Zeit über die Schwierigkeiten des Alpenüberganges Herr geworden; römische Wege querten die Bündner und Walliser Berge und führten nach Mitteleuropa, vor allem ins Rheinland hinab. Dieser Transit stellte die sonst so entlegenen Kammern des Gebirges mitten in den großen Weltverkehr hinein und verlieh ihren Bewohnern jene materielle und geistige Förderung, die sich an

die Welthanedlsstraßen zu knüpfen pflegt; wirtschaftliche und politische Organisationen entstanden früh in den Tälern an den wichtigsten Pässen. Im Zeitalter der Eisenbahnen ist den Landschaften im Innern des Gebirges der Gewinn aus dem Paßverkehr fast völlig verlorengegangen.

Gegenüber dem Vorland muß in den Alpen die Wohndichte gering bleiben, wenn man sie auf die gesamte Fläche berechnet; sie beträgt z. B. in Graubünden 17, im Wallis 24 auf den Quadratkilometer. Berücksichtigt man aber nur das produktive Land, so sieht das Bild anders aus. Bewohnt wird in den Alpen vorwiegend ein schmaler Siedlungsstreifen in den Randdörfern der Talsohle oder auf den Terrassen. Im Hinblick auf die erschwerten Lebensverhältnisse im Gebirge erscheint diese schmale, dörferbesetzte Talzone oft geradezu übervölkert. Seit den Zeiten, da die Älpler als „Reisläufer" in fremde Kriegsdienste zogen, hat die Auswanderung nie gestockt; das Wandern liegt den Bergbewohnern im Blut. Immer noch geht der Engadiner als Hotelier, Kaffeewirt oder Feinbäcker in die europäischen Großstädte, der Unterwaldner als Senne, „Schweizer" auf die ostdeutschen und baltischen Güter, der Walliser ins Gasthofgewerbe am Genfer See und an der Riviera, der Tessiner als Bauarbeiter oder Südfrüchtehändler in die Länder nördlich der Alpen und nach Amerika. Lange schon vollzieht sich eine allmähliche Entvölkerung der höchsten bewohnten Gegenden der Alpen. Wie am polaren Rand der Wohnfläche bestätigt es sich auch hier, daß eine steigende Kultur mit wachsenden Ansprüchen an die Lebenshaltung die äußersten Vorposten zurückweichen läßt. Der höchste Wohngürtel, die letzten Dörfchen entvölkern sich. Es fehlt nicht an Bemühungen, die Verödung aufzuhalten. Aber die neu angelegten Wege, die dazu bestimmt schienen, neues Leben in jene Kampfregion hinaufzuführen, sind zu Rückzugstraßen der Menschheit im Gebirge geworden.

Im Wirtschaftsleben der Alpenbauern ist die einstige Selbstversorgung immer mehr dem Austausch mit dem Vorland gewichen. In der Erzeugung wertvoller milchwirtschaftlicher Produkte steht allerdings die Alp eher hinter ihrem Ruf zurück; sie übertrifft dagegen das Vorland in der Aufzucht edelrassiger Milchtiere, für die die Sömmerung auf den Alpweiden einen hoch einzuschätzenden Vorzug bedeutet. Der Getreidebau dringt vereinzelt bis in hohe Lagen vor; das Mosaik der kleinen goldleuchtenden Felder zeigt sich an den Walliser Sonnenhängen bis zur Höhe von über 2000 m. Ortsnamen wie Fuorns (= Schmelzöfen) im romanischen Bünden bezeugen einen alten Bergbau in den Alpen, der heute fast völlig verschwunden ist. Dagegen haben Mineralquellen eine lange Reihe von Kurorten entstehen lassen, von Schuls-Tarasp und Ragaz angefangen bis Bex im Rhone-Quertal. Die Schönheit des Gebirges im Sommer und im Winter und die Vorzüge des Höhenklimas führen einen Strom einheimischer und fremder Besucher in die Berge; Fremdenverkehr und Gasthofgewerbe sind für einzelne vom Besuch begünstigte Landschaften der Alpen volkswirtschaftlich von entscheidender Bedeutung geworden.

Die große Längstalfurche vom Rhein zur Rhone, von Chur bis Martigny und die Quertäler des Tessins und der Reuß gliedern die zentralen Alpen in natürlicher Weise in vier Flügel. Als Knoten all dieser reich verästelten Hauptkämme erscheint die Gotthardgruppe. Ein Quellgebiet großer Flüsse, ist sie im ganzen Gewässernetz der natürliche Mittelpunkt des Berglandes. Bei der Auffaltung der Alpen stauten sich hier die Felsdecken am höchsten empor. Von diesem Scheitelpunkt aus suchten die Gewässer nach allen Seiten ihren Weg; der heutige radiale

Talverlauf scheint altes Erbgut aus höheren, längst abgetragenen Stockwerken des Alpenbaues zu sein. Graubünden umspannt als größter Kanton den Südostteil der Schweizer Alpen, mit den Quelltälern des Rheines und dem Hochtal des Inns, dem Engadin. Bünden war im Mittelalter und bis in die Zeit der Eisenbahnen ein Land des regen und einträglichen Paßverkehrs; vergeblich mühte es sich seither um den Bau einer nach Süden durchgehenden Bahn, gleich der Gotthard- und Simplonlinie, die ihm die alte Verkehrsgeltung zurückgewinnen sollte. Am Treffpunkt der Rheintäler und der von Italien heranziehenden Wege ist Chur (16 000 Einw.) stets der natürliche Paßknoten gewesen, gleich den am Alpensüdfuß gegenüberliegenden italienischen Städten Chiavenna und Como. Einen Ersatz für den erloschenen Paßverkehr findet Bünden im neuzeitlichen Touristenbesuch, der sich vor allem den landschaftlichen Schönheiten des Oberengadins zuwendet; dort ist St. Moritz zum belebten Mittelpunkt des Fremdenverkehrs geworden. Besondere klimatische Vorzüge begünstigen die Kolonien der Licht- und Luftsanatorien in Davos und dem noch höher gelegenen Arosa. Der Talboden des Oberengadins liegt in 1800 m Meereshöhe noch im Schmuck der Lärchen- und Arvenwälder, über denen leuchtend die Eis- und Firnfelder der Berninagruppe aufsteigen. Einige steil nach Süden auslaufende Täler mit italienisch sprechender Bevölkerung schließen sich dem Hauptteil Bündens an: das Misox, das Bergell und das Puschlav, das von der Kühle der Alpenrosenfelder an der Berninapaßhöhe in die sommerliche Glut der Maisfelder, der Rebberge und der Feigengärten des Veltlins hinunterführt. Die Oberalp, das kurze Längstal von Urseren und die Furka verknüpfen das Bündner Rheintal mit dem Wallis, dem einheitlichen, reich verzweigten Talsystem der Rhone oberhalb des Genfer Sees. Seine strenge Abgeschlossenheit durch die höchsten Bergketten, die Berner und Walliser Alpen, bedingt die Naturausstattung des Landes, die Art und Geschichte seines Volkes. Die Außenseite des Gebirges hat starke Niederschläge; das große Becken des Wallis selbst ist der regenärmste Teil der Schweiz. Die Trockenheit erfordert künstliche Bewässerung von den Schneefeldern und Gletscherbächen her: die „heiligen Wasser"! Bau und Unterhalt der Kanälchen bedingen eine gewaltige Arbeit; aneinandergefügt würden sie schätzungsweise vom Wallis zum Schwarzen Meer reichen. Infolge der geringen Niederschläge und der großen Massenerhebung der Walliser Alpen steigen hier alle Höhengrenzen ungewöhnlich hoch an. Bis 1000 m ü. M. reichen die an sonndurchglühter Felshalde aufgemauerten Weinberge. Die Obstgärten am Bergfuß liefern reiche Ernten an Aprikosen und Pfirsichen. Maisfelder bedecken weithin die breite Aufschüttungsebene des Tales. In der Abgeschlossenheit des Landes bewahrten die Bewohner besonders in den entlegenen Seitentälern viel an urväterhaften Lebensformen: Hausbau, Anfertigung der Kleidung und der Geräte liegen vielerorts noch heute den Familiengliedern ob. Der neuzeitliche Verkehr verwischt allmählich solche Ursprünglichkeit, besonders seit Simplon- und Lötschbergbahn das Wallis mitten in den Weltverkehr gerückt haben. Alemannische Einwanderer haben vom 9. Jahrhundert an das Oberwallis und den obersten Teil des italienischen Tosatales besetzt. Das volksreichere Unterwallis mit der Hauptstadt Sion ist dagegen französisches Sprachgebiet. Im deutschen Oberwallis liegt Brig am Eingang des 20 km langen Simplontunnels. Zwischen den beiden Massenerhebungen der Walliser und Bündner Alpen erreichen die Tessiner Berge südlich des Gotthards eine geringere Kamm- und Gipfelhöhe. Ihre reich verästelten Täler senken sich in steilem Abfall zum Alpenfuß hinaus. Die

schroffen Wände und scharfen Gräte erwecken aber auch hier im Bereich der Dreitausendergipfel den imposanten Eindruck des Hochgebirges. Von den eisigen Höhen des Alpenkammes bis hinab zum mittelmeerischen Klima am Langen- und Luganer See sind alle Übergänge vertreten. Eine Wanderung führt uns durch den Tannenwald und die Felsenwildnis der oberen Tessintäler hinunter zu den Edelkastanienhainen und weiterhin zu den Reblauben und Fruchtgärten im reich bebauten Hügelland am Rand der Poebene. In schönster Lage an den Seen, durch die größte Zahl sonniger Tage begünstigt, sind Lugano (14 000 Einw.) und Locarno die vielbesuchten Kurorte der Südschweiz. Der Tessin ist italienisches Sprachgebiet, aber durch Neigung und den Gang der Geschichte besonders eng mit der Nordschweiz verknüpft. Vom Gotthardpaß sind nie Grenzwirkungen ausgegangen. Über die breite bequeme Paßmulde hinweg mußte der Staat beide Flanken des Gebirges umfassen, wie es ähnlich auch die politische Geschichte der französischen Alpen zeigt.

Erst am Anfang des 13. Jahrhunderts wurde der Gotthardweg geöffnet, als der günstigste Übergang der zentralen Alpen, da er in einem Aufstieg und Abstieg das ganze Gebirge quert. Der einträgliche Gütertransport über den Paß verlieh auch der Talschaft auf der Nordseite des Gotthards, dem vorher wenig beachteten Ländchen Uri an der Reuß, eine hohe Bedeutung. Reichsfrei erklärt, wurde der kleine Paßstaat zum Kern der Schweizer Eidgenossenschaft. Die Neuzeit ersetzte den alten Saumweg durch die Straße und durch die Gotthardbahn, die in 15 km langem Tunnel vom Tessin her das obere Reußtal erreicht.

Durch die Felsenwildnis des Reußtales führt in Schleifen und Kehrtunneln die Gotthardbahn zum Vierwaldstätter See hinab. Inmitten des Gebirges, in einzelne Becken reizvoll gegliedert, ist der See ein Juwel landschaftlicher Schönheit; der südlichste Arm, der Urnersee, hat gleich dem Königssee in den bayerischen Alpen überraschende Ähnlichkeit mit einem norwegischen Fjord. Von den hohen Felsenkanzeln des Rigi und des Pilatus umfaßt die Rundsicht das Schneegebirge und die wellige Fläche des Mittellandes bis zur fernen blauen Linie des Jura. Der Vierwaldstätter See ist natürlicher Mittelpunkt der innerschweizerischen Täler, der Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden; den Kreis um die Seenlandschaft schließt die Stadt Luzern (44000 Einw.), am Ausfluß der Reuß zwischen die Hügel des Mittellandes gebettet, der belebte sommerliche Fremdensammelpunkt der Zentralschweiz. Östlich der Reuß bildet das Quertal der Linth das Gebiet des Kantons Glarus; hier bietet sich dem Besucher der ungewöhnliche Anblick einer Industrielandschaft im Gebirge. Die Fabriken zeugen von der Bedeutung der Baumwollindustrie, die, auch nach ihrer Blütezeit, bei weitem die Alpwirtschaft übertrifft.

Westlich des St. Galler Rheintales dringt das Säntisgebirge, mit seinen parallelen kühnen Kalkmauern erstarrten Brandungswellen der gebirgsbildenden Felsflut vergleichbar, weit ins Mittelland vor; es ist der überragende Höhepunkt des Appenzeller Berglandes. Jenseits der Mulde des Toggenburgs fällt die Kette der Churfirsten mit gewaltiger Steilwand zum Walensee ab; seinem Ufer folgt die wichtige Linie zum Arlberg und nach Bünden. Linthebene zwischen Walen- und Zürichsee und Rheinebene oberhalb des Bodensees, beides mächtige Deltaaufschüttungen, sind durch große Flußkorrektionen und Entsumpfungsarbeiten dem Anbau gewonnen worden, jene vor einem Jahrhundert, diese während der letzten Jahrzehnte.

Im westlichen Teil der Nordalpen überragen die reich verfirnten Viertausendergipfel des Finsteraarhorns und der Jungfraugruppe die Ursprungstäler der Aare, die zur Furche des Brienzer und Thuner Sees ausmünden; es ist das Berner Oberland, seiner Schönheit wegen ein bevorzugtes Gebiet des Touristenbesuches. Die Hotelkolonie von Interlaken auf der Ebene zwischen Brienzer und Thuner See ist der bekannte Sammelpunkt des Fremdenverkehrs. Westwärts des Berner Oberlandes gehören die Talschaften, bereits mit französisch sprechender Bevölkerung, zu den Kantonen Freiburg und Waadt. Steil brechen die Kalk- und Flyschketten zum breiten Rhonequertal ab, als Furche zum Genfersee hinaus eine ebenso markante Abgrenzung des Nordalpenzuges wie das St. Galler Rheintal im Osten.

DIE WESTALPEN

Vom Genfer See und Mt. Blanc zum Mittelmeer zieht, rund 300 km lang, der Bogen der Westalpen. Wohl sind sie ein Teil jener großen Faltungszone, die, wie von einer Riesenfaust geschoben, die Erdkruste aufstaute, am höchsten auf der Innenseite des Bogens, mit abnehmender Intensität nach außen hin. Aber nach Bauplan und ihrem heutigen Relief weichen sie vielfach ab von den aus den zentralen Alpen bekannten Zügen. Eine erste Übersicht ergibt die Gliederung in drei Gruppen: eine innere Zone, aus nordwestwärts aufeinandergeschobenen Felsdecken aufgebaut; eine Reihe kristalliner Massive vom Mt. Blanc zum Mercantour, gleich einem Rückgrat der Westalpen; als Außenrand bis ans Rhonetal vorgeschoben die Kalkketten der Voralpen. Aber auch auf einer Wanderung von Norden nach Süden, vom Genfer See zum Mittelmeer, gewahrt man so entscheidende Wandlungen im Relief und in der Naturausstattung, des Gebirges, daß sich die Betrachtung nach Nord- und Südalpen rechtfertigt. Südlich des Genfer Sees erscheinen die Hauptformen des Gebirges einfach und durchsichtig angeordnet. Ein letzter Ausläufer des Horizontalschubes ließ im Westen an Ort und Stelle ein Faltenbündel aufsteigen, die Voralpen. Es sind hoch emporgepreßte, parallel ziehende Ketten, oft zu scharfen Gräten abgewittert. Felsfalten und -mulden sind so tief zerstört, daß stellenweise Überreste einstiger Felsmulden heute die Gipfelpartien bilden. Mächtige geschichtete Kalkmauern steigen unvermittelt jäh aus den Talböden auf und leuchten mit hellen Wänden gleich fantastischen Festungen ins Vorland hinaus. Der parallele Zug der Kalkketten, die Längs- und Quertäler erinnern durchaus an die Landschaften des Faltenjura, der sich ja auch am Lac du Bourget als besonderer Ast der Erdfaltung vom Stamm der Nordalpen ablöst; nur daß in den Alpen die Größe und Kühnheit des Reliefs, aber auch der Grad der Zerstörung eindrucksvoll gesteigert erscheint. Durchgehende Quertäler lösen die Voralpenzone in gut gesonderte Gruppen, wie man sie z. B. in der Chartreuse und im Vercors beiderseits des Querdruchbruches der Isère bei Grenoble kennt.
Vom Mt. Blanc aus folgen wir einer Zone kristalliner Massive über den Mt. Pelvoux zum Mercantour in den italienischen Seealpen. Hier erscheinen wieder die wohlbekannten hochalpinen Gipfelformen wie in den Walliser und Tessiner Alpen, die Zacken, Pyramiden und die girlandenartig auf und ab wogenden Gratschneiden. Gegenüber der parallelen Furchung in den Voralpen greifen hier Berggrate und Täler fiederförmig ineinander. In diesen kristallinen Gruppen treten die kühnsten Berggestalten der Westalpen auf. In der Gruppe des Mt. Blanc

ist inmitten der „Aiguilles“ und wilder Zackengräte der eisverhüllte Gipfeldom mit 4810 m der höchste Punkt der Alpen überhaupt. Selbst der Mt. Pelvoux steigt zu Viertausendern an in Les Ecrins und in der als schwierigster Gipfel den Hochtouristen bekannten Meije.

Zwischen den Ketten der Voralpen und dieser Reihe zentraler Massive lagert eine breite Zone mürber, dunkler Schiefer. Hier hat die Abtragung das Gebirge gründlich ausgeräumt und eine Depression geschaffen, die gleich einem gewaltigen Korridor längs durch die Alpen führt. Am schönsten offenbart sich sein Charakter und seine Bedeutung im Grésivaudan, dem Tal der Isère oberhalb Grenoble: Rechts in erdrückender Wucht die Kalksteinmauer der Chartreuse; gegenüber, aus weich geformtem Schiefersockel aufsteigend, die Belledonnekette, mit ihren fiederartig verästelten Gratrippen ein ganz anderes Hochgebirgsbild; ein Gegensatz der Formen wie etwa im Inntal bei Innsbruck. Von weither sind die Flüsse diesem Hauptkanal der Alpen zugeströmt (Isère, Arc, Romanche, Drac); im Isèredurchbruch von Grenoble findet das Wasser den Ausgang ins Vorland, zum Rhonetal hinaus. Die große Depression ist zugleich der Hauptverkehrskanal. Von hier aus dringen die Straßen in die Hintergründe des Gebirges und auf bequemen Pässen in die Poebene hinüber: Der Kleine St. Bernhard ins Tal von Aosta und durch das imposante Moränenamphitheater von Ivrea in die Ebene, der Mt. Genèvre und die Mt. Cenis-Bahn ins Tal der Dora Riparia und nach Turin.

Ein innerster Gürtel, in dem ostwärts der Wasserscheide auch die italienischen Täler liegen, entspricht im Bau jener Felsdeckenüberschiebung, wie sie in größerem Ausmaß auch die Zentral- und Ostalpen zeigen. Freilich ist auch hier der einstige Deckenaufbau bis auf den Sockel durchtalt, zur Ruinenstätte erniedrigt. Je nach Art und Lagerung der Felsen, die die Abwitterung als Grat und Gipfel herausmeißelte, lösen sich hier ganz verschiedene Formen ab: ungeschlachte Stöcke, elegante Pyramiden und schroffe Mauern neben breiten Domkuppen. Auf der italienischen Seite steigt der Gran Paradiso noch zu 4000 m an; der Mte. Viso bleibt nur wenig hinter dieser Höhe zurück.

Während der Eiszeit strömten die Eisfluten des Hochgebirges durch die Täler zur Poebene und zum Rhonetiefland hinaus und schufen jenes charakteristische Relief, das uns auch in anderen Teilen der Alpen entgegentritt. Stufen im Haupttal und an der Mündung der Seitentäler bedingen jenen Reichtum an Stromschnellen und Wasserfällen, die neben dem landschaftlichen Reiz in unserer Zeit als Energiequellen hohe wirtschaftliche Werte bergen. Weite Becken wechseln mit Felsriegeln, durch die der Fluß einen engen Durchgang auch den Talstraßen öffnet. Eiszeitliche Kare haben den Felskörper des Hochgebirges zu Zackengräten und steilwandigen Gipfeltürmen skelettiert, wie das hervorragend schön z. B. an den Aiguilles des Mt. Blanc zu sehen ist. Einzelne der Beckenlandschaften im Inneren des Gebirges bildeten in langer Abgeschiedenheit kleine, auf sich selbst angewiesene Welten, Kulturinseln, die bisweilen über bequeme Pässe der Hauptwasserscheide hinweg untereinander engere Beziehungen unterhielten, als mit dem offenen Vorland am Alpensaum. Der jähe Aufstieg des Gebirges aus tiefliegenden Becken schafft auf engem Raum jene großen Höhenunterschiede und den raschen Wechsel der Pflanzendecke, die sich zum reichen und eindrucksmächtigen Landschaftsbild fügen; so an den Steilflanken des Mont-Blanc über den Tälern am Nord- und Südfuß, und im Grésivaudan, dessen Boden in einer Höhe von nur 200 m liegt. Beckenlandschaften dringen wie Kulturoasen, als üppige Fruchtgärten in das Herz der Alpen hinein

und breiten den Reichtum der Ebene zu Füßen der wilden Schönheit des Hochgebirges aus. Obstbäume, Mais und Reben bringen ein Stück Provence weit nach Norden ins Innere des Gebirges, als ob sich hier die Mittelmeerlandschaft neben die Felseinöden Skandinaviens oder die Schneefelder Spitzbergens stellte.

Mit der Annäherung an das Mittelmeer werden die Alpen niedriger; sie verlieren dabei auch die übersichtliche Gliederung und die leichte Zugänglichkeit der Nordalpen. Die Berglandschaft erscheint gedrungener, so, als ob die Talbildung weniger vorgerückt wäre als im Norden. Mit den Alpenfalten kreuzen sich hier bereits Falten der Pyrenäenrichtung. An Stelle paralleler Ketten treten weitgespannte, domartige Aufwölbungen. Meist sind sie schon bis tief in den mürben Kern ausgeräumt; nur die steilgestellten Ränder wurden als scharfe Berggräte von der Verwitterung ausgespart. So bricht die Durance bei Sisteron aus einem weiten, stark zerfurchten und ausgeräumten Becken in engem Einschnitt durch die randliche Felsmauer des einstigen weiträumigen Doms. Neben solchen Kalkriffen breiten sich etwas eintönige, vom Sickerwasser zernagte Hochflächen aus, ein Bild der Kargheit und Öde. Sie wechseln ab mit den „schwarzen Böden" der Beckenlandschaften, einem mürben, leicht verwitterbaren, dunkelfarbigen bis braungelben Felsgrund, der durch die Regenfurchen in ein schier unübersehbares Gewirr von Rippen und Rillen zerschnitten ist. Es fehlt hier vor allem die geräumige Längsmulde der Nordalpen. Etwelchen Ersatz bietet das Tal der Durance; es läßt mittelmeerische Natur tief ins Gebirge hineindringen und leitet den Verkehr von der Provence her in bequemem Zugang hinauf zur Hauptwasserscheide am Mt. Genèvre.

Vom Genfersee bis an die Riviera erfahren Klima und Pflanzenwuchs eine tiefgehende Änderung. Unter den atlantischen Winden sind die nördlichen Voralpen sehr feucht. Im Vercors und in der Chartreuse erreichen die Niederschläge die enorme Höhe von 4 m im Jahr. Daher das üppige Grün der Wiesen und Wälder. Die Chartreuse gehört zu den waldreichsten Gegenden Frankreichs; ihre Dörfer ruhen wie in großen Waldlichtungen; das berühmte Kloster „La Grande Chartreuse" birgt sich in die Waldeinsamkeit eines entlegenen Tales. Weiter ostwärts leiden die Landschaften Maurienne (am Arc) und Tarentaise (obere Isère) bereits unter der Trockenheit, so daß künstliche Bewässerung wie im Wallis nötig wird. Je mehr wir uns, der Durance folgend, dem Mittelmeer nähern, um so schärfer prägt sich im Bild des Landes die Sommerdürre aus. Lichte Lärchenwälder umkleiden die Berghalden, ein Ausdruck für die trockene Luft und die Lichtflut des südlichen Himmels. Die Flußbetten liegen im Sommer oft als trockene Kiesstreifen da, in denen ein kümmerliches Wassergerinnsel seinen Weg sucht. Die kühle Jahreszeit bringt jene heftigen Regen, die jeden Winter an den mürben, wenig geschützten Bergflanken neue Wunden aufreißen und riesige Schuttmassen aus den Tälern herausbefördern. Das Pflanzenkleid wird zum fadenscheinigen Überzug. Der Wald verarmt, verkümmert zum Buschwald, von den Franzosen Maquis genannt. Schließlich durchsetzen Sträucher und Stauden abseits der feuchten Flußtalböden nur noch in kleinen Gruppen den in einer unbarmherzig brennenden Sonne hell herausleuchtenden Felsboden; es trägt diese charakteristische Tupfenlandschaft stellenweise schon wüstenhafte Züge. Briançon, zu oberst an der Durance, stellt sich mit 60 cm Regenhöhe neben die trockenste Zone des inneren Wallis. Die hohe Lage, die reine trockene Luft und die intensive Bestrahlung mögen diese Stelle des Gebirges zum Ort



Schweiz. Luftverkehrsges. Ad Astra-Aero, Zürich

Der Faltenjura mit der Klus von Court. Hinten der Bieler See



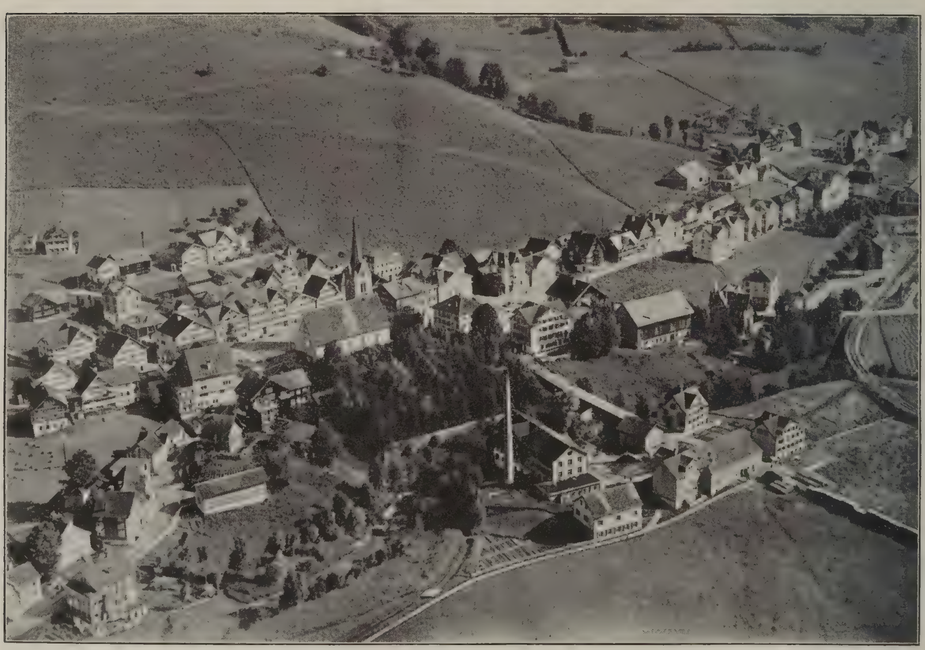
Schweiz. Luftverkehrsges. Ad Astra-Aero, Zürich

Der Jura nördlich des Hauensteinpasses



Gebr. Wehrli, Kilchberg-Zürich

Einzelhöfe im Toggenburg



Schweiz. Luftverkehrsges. Ad Astra-Aero, Zürich

Das Appenzeller Dorf Urnäsch

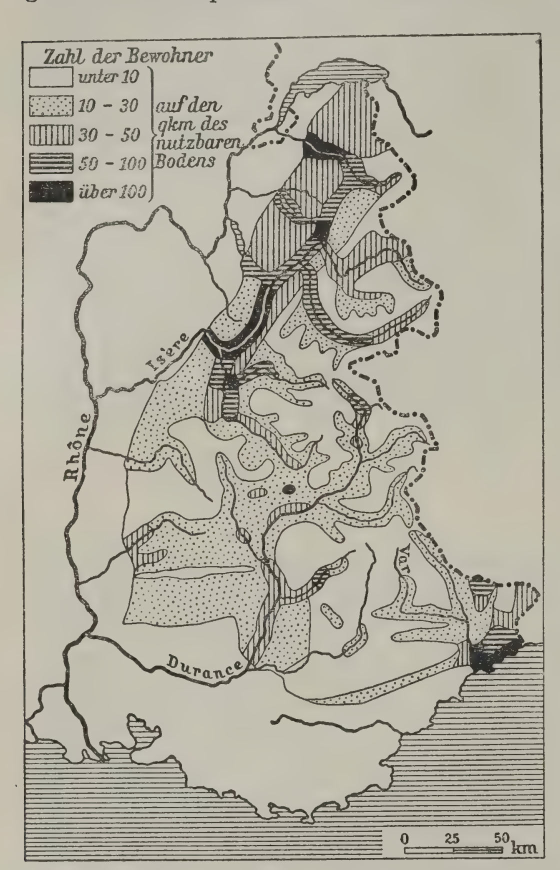
künftiger Luft- und Lichtsanatorien nach Art von Davos und Arosa vorausbestimmen. — Rebgärten umkleiden überall diese südlichen Beckenlandschaften und Talböden; Gruppen von Ölbäumen dringen der Durance entlang bis über Sisteron hinauf vor. Die Meeralpen am Küstensaum sind wieder stärker befeuchtet, und die Pflanzendecke umhüllt dichter den Untergrund. Haine von Edelkastanien rahmen die Olivenwälder der Küstenzone ein, gegenüber der dürren Binnenlandschaft ein anmutiges und reiches Bild.

Der alte, konservative Zug des wirtschaftlichen Eigenlebens, der Selbstversorgung, ist erst in der Neuzeit zugunsten des Austausches mit dem Vorland und der Spezialisierung auf die naturbedingten Zweige der Alpwirtschaft mehr und mehr zurückgetreten. Im selben Maß mußte eine Annäherung an die Landschaften am Alpenrand, eine Arbeits- und Interessengemeinschaft zustande kommen. Im Norden, im Bereich der grünen Wiesen und Weiden, kennt man die Sömmerung des Rindviehs und die Sennberge so gut wie in den Zentral- und Ostalpen. Im trockenen Süden dagegen dient der karge Weideboden der Hochregion schon vorwiegend als Schafalp. Jeden Frühling werden aus der Provence große Herden von Schafen, zum Teil mit der Bahn, herangeführt zur Sömmerung in jenen Regionen des Gebirges, die ohne diesen Weidegang unausgenutzt bleiben müßten; der Tribut für die aufgetriebenen Tiere bildet für die besuchten Gegenden eine ansehnliche Einnahme. Roggen und Gerste baut der Älpler in kleinen Feldern bis an die obere Grenze der Erntemöglichkeit, auch wenn von der Aussaat bis zur Ernte 13 Monate verstreichen und das Getreide erst auf den sonnigen Balkonen der Speicher zur Hartreife kommt. Saint-Véran, das höchste französische Alpendorf, in der Nachbarschaft des Mte. Viso, breitet in einer Höhe von 2050 m die lange Front der lichtgeschwärzten Holzbauten der Sonne dar; noch 100 m höher steigen dort an derselben Sonnhalde die letzten Felder an. Auf der Schattenseite reicht der Lärchenwald bis in den tiefen Talgrund hinab. Dieser Gegensatz wiederholt sich in den Alpen überall. Auf nur einen Kilometer Entfernung kann das Bild der Sonnhalde und der Schattenseite so verschieden sein, als ob 30—40 Breitengrade dazwischen lägen.



Wasserkraftanlagen in den französischen Alpen
(Nach R. Blanchard, Les Alpes françaises, Paris 1925)

In den letzten Jahrzehnten dringt mit der Ausnutzung der Wasserkräfte neues Leben in die französischen Alpentäler ein. Während des Krieges und in der Nachkriegszeit sind vor allem große Anlagen zur Gewinnung von Metallen (Aluminium), Karbid und von Sprengstoffen entstanden. Die Strecken starken Gefälles im Arc- und Romanchetal sind heute erfüllt vom Summen der Kraftwerke, vom Lärm und Qualm der Fabriken. Ein Teil der elektrischen Energie geht aus den Alpentälern in die Städte des Rhonetales und mehrt die Abhängigkeit des dicht bewohnten Vorlandes von dem einst so einsamen und entlegenen Gebirge. Große Elektrizitätswerke sind geplant am Drac und an der Durance, da wo Felsengen den Bau von Staumauern, die Anlage von Wasserreserven für die Niederwasserzeit begünstigen. Die Industrielandschaften sind Zonen stärkerer Volksdichte geworden; in den übrigen Teilen der Alpen dagegen nimmt die Bevölkerungszahl ab, besonders unter dem Einfluß der altvererbten Auswanderung. Das Wandern entspringt weniger abenteuernden Neigungen, als dem Mißverhältnis zwischen den Erwerbsmöglichkeiten und den Lebensbedürfnissen. Handelte es sich lange Zeit vorwiegend um bloße Saisonwanderung, den Aufenthalt über Winter in den großen Städten Frankreichs, so ist dann immer mehr der betriebsame und geschäftstüchtige Teil der Auswanderer dauernd in der Fremde geblieben. Lange war Nord- und Südamerika das Land, wo der Savoyarde, der Emigrant aus den Dauphinéalpen im Handel und im Gewerbe eine Stellung errang. Heute geht der Wanderzug vorwiegend nach den großen Städten, nach Lyon, Paris, Marseille; Savoyen ist zum „faubourg“ von Paris, Lyon durch eine starke Kolonie von Zugewanderten beinahe zur alpinen Stadt geworden.



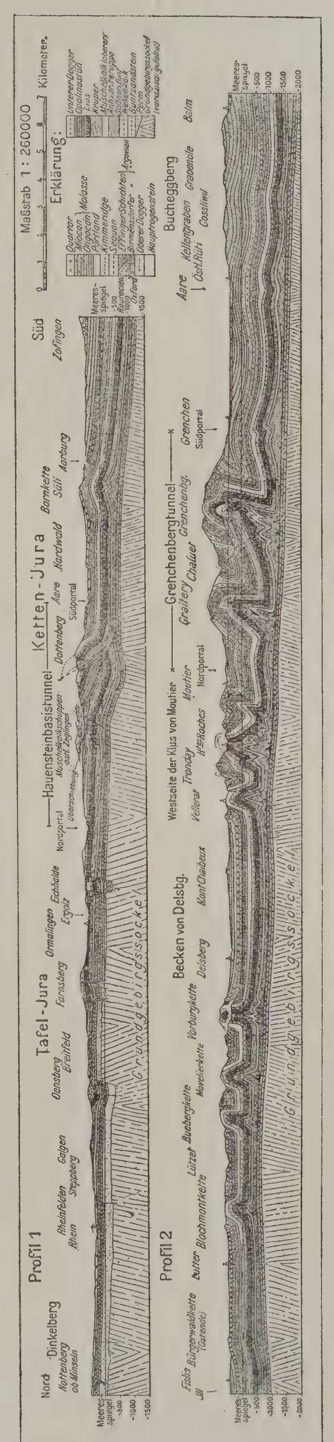
Die Volksdichte in den französischen Alpen
(Nach R. Blanchard)

Siedlungen. In Hochsavoyen, am Fuß des Montblanc, hat sich Chamonix aus einem einfachen Bergdorf zum großen Fremdenplatz entwickelt, gleich St. Moritz in Bünden, mit ebenso belebter Winter- wie Sommersaison. Auf der Südostseite der Montblanc-Gruppe beherrscht im italienischen Tal der Dora Baltea Aosta die Zugänge zum Großen und zum Kleinen St. Bernhard. Vom Rhonetal her treten Straßen und Bahnlinien durch eine Reihe breiter Pforten der Voralpen in die inneren Kammern des Gebirges hinein. Solch bevorzugte Durchgangslage

nutzen die Provinzstädte Annecy (17 000 Einw.) und Chambéry (20 000 Einw.); hier ist Aix-les-Bains zum glänzenden Fremdenort von internationalem Zuschnitt geworden. Am Isèredurchbruch am Ausgang des Grésivaudan, jenes Kernlandes der französischen Alpen, ist Grenoble (90 000 Einw.) der Durchgangsort der wichtigen Straßen, die aus dem Rhonetal zwischen Genfersee und Durance und von der Poebene her hier strahlenförmig zusammenlaufen. Als Festung, als bekannte Universitätsstadt und Zentrum der Dauphinéalpen ist Grenoble heute unbestritten der geistige und wirtschaftliche Hauptort der französischen Alpen überhaupt, der gegenüber der allmächtigen Zentralisation in Frankreich bewußt das provinzielle Eigenleben betont. Die Industrie (Handschuhe, Metalle) fügt in der Aufschüttungsebene des Drac neue weiträumige Quartiere zum alten Stadtbild. In einer Weitung des oberen Durancetales sichert das alte malerische Briançon (1320 m ü. M.) als Grenzfestung den Straßenknoten und Übergang des Mt. Genèvre zur Poebene. Durch zernagte Kalksteinhochflächen und Macchienlandschaften, durch die sommerdürren Flußtäler der Seealpen erreichen wir den üppigen Küstenstreifen der Riviera, wo im Schutz der Berge die Halden gleich einem riesigen Spalier Bestände von Steineichen und Oliven tragen und die Gärten im Schmuck der Orangenbäume und Palmen prangen.

DER JURA

Südwärts des Lac du Bourget löst sich der Jura als selbständiges Gebirge von den gleichgerichteten und ähnlich geformten Ketten der französischen Voralpen ab und umzieht in flachem, weit gespanntem Bogen wie ein natürlicher Grenzwall den Nordwesten und Norden der Schweiz. Der Südjura und die flachere Nordwestabdachung gehören zu Frankreich, der schmalere, aber höhere Teil auf der Innenseite des Gebirgsbogens zur Schweiz. Die letzte Auswirkung des Alpenschubs hat im Jura ein Bündel von Erdfalten zu einer Reihe parallel ziehender Kalksteinketten aufgetürmt. Die



Zwei Profile durch das östliche nordschweizerische Juragebirge im Zuge des Hauensteinbasis- und des Grenchenbergtunnels (Nach A. Buxtorf)

höchsten stehen am Südostrand; wenig gegliedert, mit schwach an- und abschwellenden Höhenlinien, fallen sie steil, als einheitliche Mauer zum Mittelland ab. Nach der Außenseite des Gebirgsbogens verflachen sich die Kalkhöhen und verlieren sich am Tiefland der Saône, des Doubs und des Rheins. Zwischen dem Neuenburgersee und dem Doubs bei Besançon gewinnt der Jura die größte Breite; hier liegen über 20 Ketten hintereinander. Nach beiden Enden hin nimmt ihre Zahl ab, und der Berggürtel verschmälert sich. Gegenüber Genf, auf französischem Boden, liegt der höchste Punkt, Crêt de la Neige, bei 1723 m; der Bergwall steigt hier schroff 1000 m über das Mittelland hinaus. Nordostwärts sinkt die Höhenlinie über Chasseral 1610 m und Weißenstein 1294 m. Die letzte Jurakette, die Lägern, die ins Zürcher Hügelland hinausstößt, überragt ihre Umgebung nur noch um 400 m.

Die Juraketten ziehen als wulstförmige (Chaumont ob Neuenburg) oder durch die Verwitterung gratartig geschärfte Erhebungen (Chasseral, Lägern) nebeneinander her. Häufig sind die wechselnd harten und mürben Schichten von der Abtragung tief in den Bergkörper hinein aufgerissen und schieferig abgeblättert; die harten Schichtplatten richten sich als zernagte Rippen auf; die mürberen Lagen sind zu langen Rinnen ausgewaschen. Nur als schwach anschwellende Kuppen oder Kämme heben sich die Gipfel vom einförmigen Wall ab. Die Längstäler, als Faltenmulden bei der Gebirgsbildung mit entstanden, begleiten meist als geräumige Böden die Ketten; nur ausnahmsweise rücken diese so weit auseinander, daß Raum für ein breites Becken entsteht, wie z. B. die Talebene von Delsberg im Berner Jura. Bisweilen gabelt sich auch ein Bergrücken in zwei Äste, die dann nebeneinander laufen und sich nachher wieder vereinigen können.

Quertäler, im Jura Klusen genannt, durchbrechen da und dort in engem Einschnitt die Bergrücken, ein willkommener Zugang zu benachbarten Längstälern. An beiden Wänden des Querschnittes zeichnen die Felsbänder in schönster Weise den gewölbten Bau des Berges. Modellartig klar ist z. B. die Klusenreihe an der Birs im Berner Jura. Der Bach, der heute die Klus durchschäumt, war wohl schon vor der Gebirgsbildung da. Während die Felsfalte langsam aufstieg, schnitt sich das rinnende Wasser im selben Maß quer hindurch; als die Falte fertig dastand, war sie auch schon bis auf den Grund durchsägt. Auf dem engen Boden der Schlucht bleibt oft neben dem Bach kaum mehr genügend Raum für die Talstraße. Längst ist der Sägeschnitt der Klus durch die Felsverwitterung oben ausgeweitet; oder aber es ist der schützende Panzer der obersten harten Felsschicht weit zurück abgebröckelt, und der Rücken erscheint weithin aufgerissen und ausgeräumt, so daß nun von der Klus her ein neues Längstal gerade in die höchste Wölbung hineingreift. Der plumpe Wulst gliedert sich dann in schartige Gräte; die hellen, verwitterten Felsen treten als bleichendes Knochengerüst der Erde aus dem Wald- und Wiesenkleid hervor. Auch dann noch, wenn sich die Berggestalt immer mehr zur Ruine wandelt, wird der Faltenjura die einfachen Formen der in Wellen gelegten Erdrinde, das eindrucksvollste Beispiel eines Faltengebirges offenbaren.

Vom Mittelland oder von den Alpen her gesehen erscheint der Jura als langhinziehender Wall, von blauer oder violetter Färbung; er verdankt sie dem Nadelwald, der die niedrigen Kuppen völlig umkleidet, an den hohen Ketten nur einen braungrünen Weidestreifen am Kamm oben frei läßt. Trotz der reichen Niederschläge — 200 cm in den höchsten Teilen — leiden die Plateauflächen und Rücken des Jura unter der Trockenheit. Das Regenwasser versickert im klüftigen Kalkboden und

tritt im Tal als Stromquelle wieder zutage (Quellen der Birs, der Areuse). Im Sommer färben sich die Weiden in der Trockenzeit rotbraun, während in den Hochalpen auf undurchlässigem Boden ein frisches Grün vorherrscht. Halten auch an den Berghalden des Jura die großen Wälder die magere Erde auf dem Felsboden fest, so tritt doch häufig genug der nackte, rissige Kalkfels hervor; der Jura ist in allmählicher Verkarstung begriffen.

Auf dem wasserarmen und wenig fruchtbaren Boden der Höhen kommt dem Ackerbau keine große Bedeutung zu. Die Bergrücken und Plateaus tragen Wald und Viehweide. Die Sennen bewohnen das einzeln stehende Berghaus, das in breitem Bau wie auf den Boden geduckt erscheint, zum Schutz vor Winterkälte und rauhen Winden. Das Regenwasser fließt vom Dach in einen ausgemauerten Schacht, die Zisterne, als Wasservorrat für die Trockenzeit. Rauhe, lange und schneereiche Winter, die vorwiegend mageren Böden, die spärlichen Hilfsmittel und die einsame Lage lassen auf den Jurahöhen keine erhebliche Volksdichte aufkommen. Volkreich sind dagegen die breiten sonnigen Längstäler. Acker- und Wiesenland nimmt hier den Muldenboden ein, und in stattlicher Reihe folgen sich die Ackerbau- und Industriedörfer. Weniger verlockend ist das Wohnen in der Klus. Der Talboden läßt neben dem Fluß nur wenig Raum. Steile Halden mit felsigem Boden und einem Meer rutschender Trümmer machen den Anbau unmöglich. Die Klus ist meist schattig, ein zugiger Korridor. Aber sie ist wertvoll für den Verkehr; sie öffnet quer durch den Berg einen Weg zwischen den dicht bewohnten Längstälern und zu den Landschaften am Rande des Gebirges. So wird der Jura verhältnismäßig gut zugänglich. Die Dörfer, die am Kluseneingang alle Verkehrslinien zusammenfassen, sind bisweilen etwas abseits gerückt, um dem Luftzug aus dem Quertal auszuweichen; das gilt z. B. von den Orten an der Birs.

In den Klusen sind in neuerer Zeit eine Reihe industrieller Anlagen entstanden, die hier die Wasserkraft und, wie die Zementfabriken, das Rohmaterial an Ort und Stelle vorfinden. Den Wohlstand, der im Bild städtisch gebauter, großer Dörfer in den Längstälern zutage tritt, hat aber die Uhrenindustrie geschaffen, die recht eigentlich zur jurassischen Landesindustrie geworden ist. Günstige Umstände kamen ihr zustatten. Die Mühen des Ackerbaus auf kargem Boden, die langen und rauhen Winter führten die einst bäuerliche Bevölkerung leicht zur Industrie hinüber, und für die kunstvolle Arbeit brachte der Jurassier glückliche Anlagen mit; so wurde die Uhrenindustrie eine Wohltat für das Land. Auf Schweizerboden reicht ihr Gebiet von Genf bis Schaffhausen. Genfer Uhren genießen als Präzisionswerke einen Weltruf; mit ihnen wetteifern die Werke von La Chaux-de-Fonds und Le Locle. Im französischen Teil des Jura ist Besançon der industrielle Mittelpunkt. Die künstlerische und den Erfindergeist anregende Arbeit des Uhrmachers steigert die Beweglichkeit und den Unternehmungssinn auf allen Gebieten; das fällt besonders auf bei einem Vergleich mit Gegenden des Jura, wo die Bewohner rein bäurisch geblieben sind. Die Uhrenindustrie hat ein starkes Anwachsen der Volkszahl bewirkt, in der Meereshöhe von 1000 m in unwirtlicher Lage Städte wie La Chaux-de-Fonds und Le Locle aufblühen lassen. Krisen im Gefolge von Überproduktion und Absatzstockung sind nicht ausgeblieben; dennoch ist der jurassische Uhrmacher weniger von den Launen der Mode abhängig als der Sticker in St. Gallen oder der Seidenarbeiter in Basel und Lyon.

Landschaften des Jura. Wo am Südende des Lac du Bourget der Faltenjura von den Voralpen abzweigt, da behält seine rostförmige Gliederung in waldige

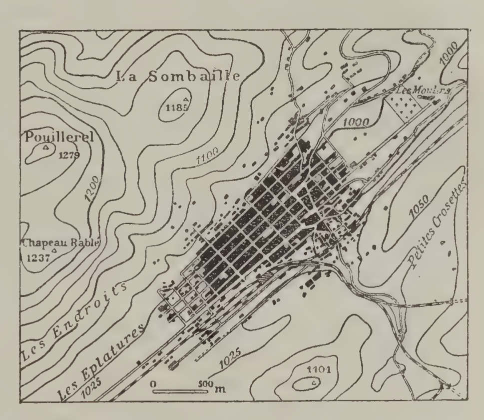
Rücken und gut bebaute Längsmulden noch viel von der Struktur der Chartreuse bei. Eine Reihe von Quertälern, alten verlassenen Flußdurchbrüchen, machen diesen Teil des Jura bequem zugänglich, tritt doch gerade hier die Mt. Cenis-Linie in die Alpen ein. Im Vergleich zur abweisenden Front der Bergmauer über dem Waadtländer Mittelland ist dieser südliche Jura gut aufgeschlossen und stark bewohnt. Begünstigt durch die tiefe, milde Lage der Talböden (Lac du Bourget, 236 m ü. M.) dringen von Süden her Rebgärten und Obstbaumkulturen ein und verleihen den Tälern einen besonders freundlichen Charakter. Vom benachbarten Lyon aus ist die Seidenindustrie hier eingeführt worden.

Über den engen Durchbruch der Rhone hinweg treten wir in jenen Teil des Kettenjura ein, wo die Gebirgsfront am höchsten ansteigt. Vom Crêt de la Neige zur Dôle, zum Mt. Tendre und Chasseron ragen überall braungrüne Weidekuppen und bleiche Kalksteingräte über den geschlossenen Wald hinauf. Hier liegt in einem Hochtal 1000 m ü. M. der Lac de Joux; ein unterirdischer Ablauf tritt jenseits der Felsbarriere als Stromquelle zutage. Wie mit einem Riesenmesser eingekerbt quert eine durchgehende Furche alle die Ketten und öffnet damit einen bequemen Zugang von Frankreich in die innere Schweiz; hier zieht die direkte Linie Paris—Simplon—Mailand durch. Der charakteristische Steilabfall der vordersten Kette zum Mittelland trägt besonders dem Neuenburger- und Bielersee entlang ein reiches Rebenspalier, „le vignoble". Da steigt in sonnigster Lage Neuchâtel (22 000 Einw.) vom See an die Berglehne hinauf, eine durch ihre Schulen und Welschlandinstitute auch im deutschen Sprachgebiete bekannte Stadt. Durch das Traverstal öffnet sich vom Neuenburgersee aus ein weiterer Zugang zum französischen Jura; dort faßt das befestigte Pontarlier die aus der Schweiz herführenden Straßen und Bahnen zusammen.

Eine neue Welt, eine andersgeartete Landschaft tut sich auf, wenn wir vom See in die Neuenburger „Montagne", nach La Chaux-de-Fonds (36 000 Einw.) und Le Locle hinaufsteigen. Eine von Natur karge und rauhe Hochfläche, 1000 m ü. M., einst ein entlegenes Hirtenland, ist durch die Uhrenindustrie zur dicht bewohnten, wohlhabenden Kulturlandschaft mit einer geistig sehr regen Bevölkerung umgewandelt worden. Chaux-de-Fonds ist der bedeutendste Uhrenmarkt der Welt. In etwas eintönigem, amerikanisch anmutendem Schachbrettgrundriß reiht der Ort jene hohen, weißen, fensterreichen Hausfronten mit knapp abschneidendem Dach, die auch allen übrigen Industrieorten des Jura dasselbe nüchterne Aussehen geben. In der Neuenburger „Montagne" schwellen die Bergrücken nur noch wenig über dem Talboden an; und in der nordöstlichen Fortsetzung, den „Freibergen" (Franches Montagnes) treten wir in eine flachwellige Plateaulandschaft ein. Hier sind die Erdfalten schon bis auf den Sockel abgetragen. Auftauchende harte Felsbänke ziehen noch als Rippe, als Steilhang, als lange Bodenwelle dahin; die mürben Streifen sind zu Mulden ausgeräumt. Weithin umgrenzt die mageren Weiden ein Netz von Trockenmäuerchen, aus Kalkbrocken locker gefügt. Gruppen von Wettertannen und Streifen lichten Nadelwaldes wechseln mit offenem Gelände, belebt von weidenden Rindern und Pferden; in der Sommersonne bieten die rauhen Höhen das Bild einer idyllischen Parklandschaft und lassen vergessen, daß gerade die Neuenburger und Waadtländer Jurahochtäler zu den kältesten im Winter bewohnten Strichen der Schweiz gehören. In seltsamem Gegensatz zu dieser welligen Plateaufläche steht die tiefe Schlucht des Doubs, auf langer Strecke die ausgezeichnet markierte

politische Grenze. Aber jenseits setzt sich das Plateau in der Franche-Comté (Freigrafschaft) fort, wie ein breites, allmählich zur Saôneebene absinkendes Vorland des Faltenjura. Auch hier auf dem französischen Kalkplateau dieselbe Wasserarmut, die trockenen Sommer und die rauhen schneereichen Winter wie im höheren Schweizer Jura. In dieser verhältnismäßig unwirtlichen und wenig dicht besiedelten Landschaft hat von Besançon her die Uhrenindustrie überall Eingang gefunden. Stärker bewohnt ist erst die Randzone, wo das Plateau vom Rebgelände entlang der Saôneniederung umgürtet wird.

Der Berner Jura umspannt vom Bielersee bis an den Rand des Sundgaus hinaus die ganze beträchtliche Breite des Gebirges. Der einzige Zugang von Süden liegt in der Klusenpforte bei Biel (35 000 Einw.), der Stadt an der Sprachgrenze, zusammen mit einer Gruppe anderer Industrieorte ein wichtiges Zentrum der Uhrenfabrikation. Querüber folgt der Hauptverkehr dem Birstal. Die Birs durchbricht in langer, landschaftlich schöner Klusenreihe einen nach Bau und Modellierung berühmt gewordenen Teil der Faltungszone bei Moutier und Delémont (Delsberg) und mündet zur Rheinumbiegung bei Basel hinaus. Hier am Rheinknie liegt die ungewöhnlich verkehrswichtige Stelle, wo aus dem hochindustriellen Rheinland und durch die burgundische Pforte die Hauptlinien zusammenlaufen und, dem Talfächer im Jura folgend, nach der inneren Schweiz wieder auseinanderstrahlen: durch das Birstal über Biel nach Bern und der Westschweiz; der Ergolz folgend durch den Hauenstein zum Gotthard; durch das Fricktal und den Bözberg nach Zürich und zum Arlberg. Wo die Hintergründe dieser Juratäler zu den südlichen Randketten hinaufsteigen, gewinnt die Bahnlinie in langem Tunnel den Durchgang zum Mittelland. Endlich ist auch das Rheintal selbst, auf lange Strecke die Grenze zwischen Jura und Schwarzwald, mit seinen breiten Talterrassen eine bevorzugte Verkehrs- und Wirtschaftszone. Basel faßt alle diese Straßen in einem Punkt zusammen. Heute ist es auch Kopfstation der Rheinschiffahrt. Als Handelsplatz, mit großen industriellen Anlagen (Seidenbänder, Chemikalien), steht es mit 136 000 Einw. unter den Schweizer Städten an zweiter Stelle.



Plan von La Chaux-de-Fonds

Auf der Fahrt durch das Aargauer Fricktal zum Bözberg durchquert man eine Partie des Jura von besonderem Bau und Bild, den Tafeljura. Über den bewaldeten Steilhalden des Tales zeigen sich dem Blick eine Flucht weiter Tafelflächen, durch die Flußtäler aus ihrem einstigen Zusammenhang gelöst. Die einheitliche Verebnung setzt sich westwärts fort zum Basler Jura. In baumartiger Verzweigung zerlegen die Erosionstäler die Platte in lauter Teilfelder und Rücken. Ein eindrücklicher Gegensatz besteht zwischen diesen weiten ruhigen Flächen und den ragenden Gräten des Kettenjura, der von Süden her den Rand der Tafel überbordet. Im Solothurner und Aargauer Jura verengert sich nämlich der Gürtel der Jurafalten so energisch, daß sie wie riesige Schuppen nordwärts

an den entgegenstehenden Tafeljura hinaufgepreßt worden sind; da vereinigen sich im Grund genommen zwei ganz verschieden geformte Juragebirge, die nur die Felsart miteinander gemein haben. Zum Tafeljura gehört jenseits des Rheins auch der Schaffhauser Randen. Gleich einem Fächer laufen seine Täler zum Rhein hinaus; dort, oberhalb des Rheinfalls, verknüpft Schaffhausen (20 000 Einw.) die Wege aus dem Randen mit der früher bedeutungsvollen Schifffahrtslinie des Rheins. Alle die Landschaften des Tafeljura umgürten in weitem Umkreis den Schwarzwald. Der letzte Ausläufer des Faltenjura dagegen, die Lägern östlich des Limmatdurchbruches, taucht im Zürcher Hügelland unter.

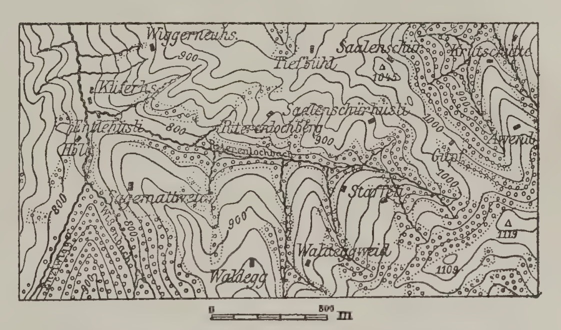
DAS SCHWEIZER MITTELLAND

Ganz anders wieder das Landschaftsbild im Mittelland. Als Teil der großen Alpenfußregion beginnt es im Südwesten im spitzen Winkel zwischen Alpen und Jura und setzt sich über den Bodensee hinaus, immer im selben Bergrahmen, zur süddeutschen Hochfläche fort. In der Ostschweiz ist das Mittelland noch 70 km breit; bis Genf verengt es sich auf 20 km. Im Nordwesten schneidet es unvermittelt an dem mauerartig steilen, fast geraden Wall des Jura ab. Einer Hochebene, wie ein häufig gebrauchter Name sagt, sieht es allenfalls im Südwesten des Landes ähnlich, zwischen der Broye und Thièle, wo wellige Plateauflächen allmählich zum Jorat ob dem Genfersee ansteigen und die Bezeichnung „le plateau suisse“ rechtfertigen. Östlich der Aare treten an Stelle dieser einfachen und weiten Plateauflächen meist lange, rundliche, waldbedeckte Rücken zwischen breiten Talböden; das Hügelland ist hier so energisch aufgeteilt, daß der Eindruck einer Hochebene nirgends aufkommen kann. Vom Alpenrand her ziehen die Flüsse meist querüber zu ihrer gemeinschaftlichen Abflußrinne, dem breiten Aaretal am Jurafuß. Jenseits des Bodensees wiederholt sich das mit den Alpenflüssen und der Donau. Vermutlich lag einst überhaupt — auch ein Blick auf die Karte macht es wahrscheinlich — der Oberlauf der Donau im Schweizer Mittelland am Jurafuß.

Im Nordteil des Mittellandes überragen die Hügel in 500 bis 600 m ü. M. die Talböden nur um ein geringes. Gegen Süden hin heben sie sich immer schärfer aus den Tälern heraus. Einzelne der Mittellandberge steigen hier zur Höhe und Schroffheit der Voralpen an: Rigi 1800 m, Speer 1956 m. Was sie aber von den Alpen unterscheidet, ist das Gestein. Der Felsgrund des Mittellandes besteht aus Nagelfluh, Sandsteinen und Mergeln, so zwar, daß eine Zone von Nagelfluhbergen dem Alpenfuß entlang zieht, der feinkörnige Fels weiter draußen im Vorland den Boden aufbaut. Alle diese Felsarten des Mittellandes werden unter dem Namen Molasse zusammengefaßt (franz. molasse = leicht zerreibbar). Die Flüsse aus den Alpen lagerten einst in trägem Lauf ihren Schutt im Vorland ab, nach der Korngröße sortiert, das gröbste Gerölle gleich am Rand des Gebirges; so entstand eine leicht nach Nordwesten geneigte Aufschüttungsebene. Eingeschwemmter Schlamm verkittete die losen Gerölle zu Nagelfluh, den Sand zu Sandstein. Später nagten die Flüsse Rinnen in der eigenen Aufschüttung aus und vertieften und weiteten sie allmählich zu geräumigen Tälern. Die Hügel dazwischen sind Erosionsüberreste, durch die Taleinschnitte aus der früheren Hochebene herausmodelliert. Verdanken Alpen und Jura ihr Dasein dem Schrumpfen der Erdhaut, einem vom Erdinnern her wirkenden Vorgang, so sind die Mittellandberge von außen her durch die Flußarbeit geformt. Im Gegensatz zu Alpen und Jura liegen hier die Gesteinsbänke

meist ungestört, annähernd wagrecht. Eine Ausnahme macht eine breite Zone den Alpen entlang. Ein letzter Schub der Alpenfaltung preßte die Nagelfluhschichten zu weitgespannten Gewölben hinauf, die gleich wieder der Zerstörung anheim fielen; nur Ruinen dieser Molasseverbiegung sind erhalten geblieben. Die schräg nach Norden ansteigenden Nagelfluhbänke am Rigi, Roßberg und Speer sind verwitterte Überreste vom Südflügel der Aufwölbung. So wird verständlich, daß im alpennahen Teil des Mittellandes Berggestalten von fast alpiner Kühnheit entstehen mußten. Von hoher Felsenkanzel, viele hundert Meter über der einst ungestörten Hochebene, reicht der Blick in prachtvoller Fernsicht weit über das tiefer liegende wellige Hügelland zum blauen Band des Jura hinaus.

Die eiszeitlichen Gletscher überfluteten einst von den Alpentälern her einen großen Teil des Mittellandes. Sie weiteten und vertieften hier die Täler; sie glätteten die Flanken der Molasserücken und fügten zu diesen großen Zügen an einzelnen Stellen einen unendlichen Reichtum von kleinen Formen in den Moränenlandschaften. Frühere Becken sind meist durch das Flußgeschiebe in ebene Talböden umgewandelt; andere sind zu Seen gestaut. Töß-Bergland und Napfgruppe lagen in der letzten Eiszeit außerhalb des Gletscherbereiches, ununterbrochen von der Ausnagearbeit des rinnenden Wassers durchfurcht. So ist hier eine reiche, baumartige Verästelung in Rippen und Tälchen zustande gekommen, die auffällig abweicht von den langen, steifen, wenig gegliederten Molasserücken, die vom Eis umflutet und abgescheuert wurden, wie z. B. der Lindenberg im Aargau und der Pfannenstiel am Zürichsee. Lehmige Grundmoräne liegt überall im Bereich der früheren Vereisung auf dem mageren Nagelfluh- und Sandsteingrund; als fruchtbarer, tiefgründiger Boden hat sie für den Ackerbau einen hohen Wert. Was die Gletscherbäche an Kies und Sand verschleppten, bildet heute die weiten Schotterfelder der Flußniederungen, trockene, sonnendurchwärmte Böden, für den Getreide- und Kartoffelbau gleich gut geeignet. Die einstige Streu erratischer Blöcke ist in der Neuzeit stark geschwunden; die Steine sind massenhaft zum Häuserbau, für Straßen- und Gartenmauern verbraucht worden; genau so, wie es auch im norddeutschen Tiefland geschah.



Oberflächengestaltung und Einzelsiedlungen im Napfgebiet

(Nach Blatt 200 des Topogr. Atlasses [1: 25 000])

Klimatisch ist das Mittelland, entsprechend seiner geringeren Meereshöhe, vor den Alpen und dem Jura begünstigt. Gegenüber dem Gebirge hat es den Vorzug höherer Temperaturen, wie sie im Bild seiner reich bebauten Kulturböden ohne weiteres zum Ausdruck kommen. Die tiefsten Lagen am Genfersee sind auch die wärmsten; sie entsprechen ungefähr den Werten des noch 100 m niedriger gelegenen Basel am Nordrand des Jura. Windgeschützte Halden sind wärmer als zugige Orte in derselben Höhe: Lausanne (oberhalb der Stadt) hat im Jahresmittel 8,9°, das exponierte Bern 7,8°. Bisweilen lagert im Winter wochenlang ein Nebelmeer über dem Mittelland, meist etwa bis 800 oder 1000 m ü. M. Wolkenlos blau spannt

sich darüber der Himmel; in schimmernder Klarheit steigen die Alpen und die Juraketten über den Nebel empor. Aus der großen weißen Bucht zwischen Alpen und Jura erheben sich einzelne Mittellandrücken gleich sonnigen, nebelumflossenen Inseln. Wer durch die feuchtkalte, graue Decke ins Licht hinaufsteigt, tritt fast plötzlich in eine neue Welt voll Wärme und Sonnenschein. Bei allem Wechsel der Luftströmungen wehen doch die Winde am häufigsten aus Südwesten und aus Nordosten („Bise"). Für den Südwestwind und die Bise ist die Mulde des Mittellandes eine natürliche Gasse. Wie in der Flußenge das Wasser rascher strömt, so wächst die Gewalt des Biswindes, wenn er, zwischen Jura und Alpen immer mehr eingeengt, zum unteren Genfersee hindrängt. Genf bekommt stärker als andere Orte die Heftigkeit der Bise zu spüren. Im „Windschatten" des Jura folgt seinem Südostfuß ein Streifen relativ geringer Niederschläge, 90 cm gegenüber 200 cm der Kammhöhe. Trockenheit und hohe Wärme machen diese Fußregion zum Land der Getreidefelder und der Rebberge. Mit dem Anstieg zu höheren Partien des Mittellandes nimmt auch die Niederschlagsmenge zu. Feucht ist besonders das Appenzeller Hügelland; es hat den früheren Körnerbau längst aufgegeben und ist heute in seinem geschlossenen Wiesen- und Waldkleid das grünste Land der Schweiz. Am Säntis endlich steigt die Regenhöhe auf 250 cm an. Nur in den hochliegenden, rauhen Gegenden des Mittellandes bringt der Winter eine dauernde Schneedecke. Auf den Feldern im Tiefland kommt es oft nur zu einem leichten und rasch schwindenden Anflug von Schnee; gerade da wäre eine dauerhafte Schneelage besonders vonnöten als Schutz für die Wintersaat.

Trotz seiner Fülle anmutiger Bilder vermag das Mittelland gegenüber dem Farben- und Formenreichtum der Alpen nicht voll zur Geltung zu kommen. Andere wichtige Vorzüge sind ihm dafür eigen: fruchtbares Kulturland, mildes Klima und eine günstige Verkehrslage. In den Alpen liegen die bewohnten Talböden durch die menschenleere Fels- und Eiswildnis der Hochregion weit voneinander getrennt; das Mittelland aber bildet über Hügel und Täler hinweg eine fast lückenlose Wohn- und Anbaufläche; es ist nach Volkszahl und Wohlstand das Kernland der Schweiz.

Ein rascher Gang durch die Landschaften des Mittellandes führt uns vom Bodensee zum Genfersee. Wohl hat die Wasserfläche des Bodensees ihren verbindenden Einfluß darin erwiesen, daß sie fünf Uferstaaten um sich gruppiert, gleich den vier Waldstätten am See der Innerschweiz. Anderseits wird aber auch durch die 75 km lange Wasserfront die Trennung zwischen dem süddeutschen und dem schweizerischen Alpenvorland sehr bestimmt betont; für den Schnellverkehr bedeutet der See ein wesentliches Hemmnis. Wenn einmal die Schleppkähne auf dem Rhein über die heutige Kopfstation Basel hinaus Konstanz und Bregenz erreichen, so dürfte der Bodensee zum wichtigen Sammelbecken des mitteleuropäischen Güterverkehrs werden. Die Seefläche setzt sich alpeneinwärts in die weite Deltaebene des St. Galler Rheintales fort. Unter dem warmen Hauch des Föhns wogen im Tale die Maispflanzungen und reift an den Halden der Wein. Seit der Rheinkorrektion bemächtigt sich der Anbau von der langen Reihe der Randdörfer her allmählich der ganzen früher versumpften Talsohle. Westlich dieses tiefen Beckens liegt in einer Hochmulde, 670 m ü. M., die Stadt St. Gallen (70 000 Einw.), einst berühmte Klostersiedlung, heute Geschäftsstadt, der wirtschaftliche Mittelpunkt der Ostschweizer und Vorarlberger Baumwollindustrie und Stickerei. Von hier gehen die Arbeits-

aufträge hinaus in die St. Galler Landschaft, in den Thurgau, ins Appenzell und westwärts bis ins Tößbergland, wo sich die Stickerei mit der Zürcher Seidenindustrie trifft.

Das Thurgauer Hügelland westlich des Bodensees ist die obstreichste Gegend der Schweiz; in dem zusammenhängenden Obstbaumwald tauchen die großen Bauerndörfer förmlich unter. Viel rauher ist das höhere Appenzeller Hügel- und Bergland am Fuß des Säntis. Mit dem Wiesenbau verbindet sich da, vorwiegend als Hausindustrie, die Stickerei. Diese früher weit mehr als heute einträgliche Arbeit hat im hohen Hügelland eine Volksverdichtung auf über 200 Einwohner pro Quadratkilometer bewirkt. In den Talmulden und auf sonnigen weitschauenden Plattformen lagern die stattlichsten und saubersten Dörfer der Schweiz; die grünen Höhen in ihrer schier endlosen Zergliederung in Rücken und „Tobel" scheinen wie übersät von Einzelhöfen, vom Appenzell westwärts zum Toggenburg und ins Tößbergland. In seiner reichen fiederartigen Verästelung in Rippen und Tälchen legt das Bergland an der Töß dem Westostdurchgang ein empfindliches Hindernis vor, das die Hauptlinien im Norden über die Industriestadt Winterthur (50 000 Einw.) umgehen.

Auf dem Weg nach Westen treten wir in eine durch breite Talmulden gut aufgeschlossene Landschaft ein, die in weitem Umkreis um den Zürichsee neben der althergebrachten Landwirtschaft der Seidenindustrie und dem Maschinenbau Zürichs verpflichtet ist. Zürich, mit 206 000 Einwohnern die größte Stadt der Schweiz, umspannt das Ende des Sees, die Vereinigung der Sihl mit der Limmat und die sonnigen Halden des Zürichbergs; hier schauen die Bauten der Eidgenössischen Technischen Hochschule und der Universität als eigentliches Hochschulviertel auf den zentralen Stadtteil herab. Zürich ist Schnittpunkt der drei Hauptlinien Genf—Bodensee, Stuttgart—Gotthard und der Arlbergbahn. Außer solch günstiger Verkehrslage verdankt es seine Bedeutung dem Seidenhandel und dem Maschinenbau. Auf die Ausländer hat die Stadt von jeher eine starke Anziehung ausgeübt; besonders zahlreich sind die Deutschen, Österreicher und Italiener vertreten. Die Villenquartiere am Ufer gehen seeaufwärts in eine Reihe städtisch gebauter Dörfer über, die zusammen mit der Stadt als dicht bewohnte, reiche Kulturlandschaft nur am oberen Genfersee ein Gegenstück finden.

Nach dem Austritt aus dem See passiert die Limmat am Durchbruch durch die Lägernkette die Thermenstadt Baden, die sich gleich Winterthur durch den Maschinenbau einen Ruf über die Landesgrenzen hinaus sichert. Limmat und Reuß münden zur Aare, bevor diese den Weg quer durch den Tafeljura zum Rhein hinaus einschlägt. Die Vereinigungsstelle an der Jurapforte gilt als der „Trichter der Schweiz", wird doch ein großer Teil des Mittellandes und der Alpen nach diesem Ort hin entwässert. Von hier an bildet, zwischen den Ausläufern der Mittellandrücken und dem Jurawall eingebettet, die breite Mulde des Aaretales den Hauptverkehrsstrang zwischen der Ost- und Westschweiz. Eine Reihe von Mittelstädten betonen diesen Straßentrakt: Aarau (11 000 Einw.), Olten (11 000 Einw.) als Schnittpunkt der Linie Basel—Gotthard mit den West-Ostverbindungen, Solothurn (13 000 Einw.) und das bereits als Eingangstor zum Jura genannte Biel. Von Süden her gehen eine Reihe aargauisch-luzernischer Mittellandtäler zum Aaretal aus; talaufwärts folgen ihnen die Straßen und Bahnlinien, die wie in einem weit gespannten Fächer nach der Innerschweiz, nach Luzern (44 000 Einw.) am See zusammenlaufen.

Westwärts der Hügel und Mulden des Luzerner Mittellandes folgen mit kräftigem Relief die Nagelfluhhöhen des Napfberglandes. Gleich dem Bergland an der Töß von der letzten Vereisung nicht betroffen, wurde es zum Schauplatz einer andauernden Erosion des rinnenden Wassers. Vom höchsten Punkt strahlen nach allen Seiten die engen Flußtäler aus; mit ihren zahlreichen Seitentälchen, den „Gräben", zerlegen sie den Napf in vielverzweigte, girlandenartig auf- und absteigende Berggräte, die „Eggen". Als geschlossene, kleine Welt für sich ziehen Eggen und Gräben vom Alpenrand querüber zum Jurafuß, an Höhe abnehmend, aber durchgehend doch eine wirksame Sperrzone zwischen der West- und Ostschweiz. Wohl bleibt die Aareniederung als Korridor offen. Aber die merkbaren Unterschiede in der geistigen Art diesseits und jenseits sind doch zum Teil durch die Grenzwirkung dieser Eggenlandschaft bedingt. — Die Westabdachung der Napfhöhen gehört zum Emmental; war einst das Vieh, die Milch, der Käse sein Hauptreichtum, so wird in unserer Zeit auch der Wald immer mehr zum wertvollen Besitz. Neben den Bauerndörfern im Tal ist hier das Hügelland wie übersät mit Einzelhöfen, je inmitten eines abgerundeten Grundbesitzes, als naturgegebene Anpassung an die Kleinformen der Landschaft. Emmental und Berner Mittelland überhaupt sind die Heimat eines tüchtigen, berufsstolzen Bauernstandes, das Land der stattlichsten, best gepflegten Bauernhöfe, wahrer Edelsitze ihrer Art. Stets geht eine starke Abwanderung nach den Gebieten einer weniger intensiven Landwirtschaft, der niedrigeren Boden- und Güterpreise. Emmentaler Bauern ziehen seit Jahrhunderten in den Jura und ersetzen dort in hochliegenden Einzelhöfen den welschen Jurassier, den die Neigung zur Uhrenindustrie führt. Bauern aus dem Bernbiet sind wie Kolonisten im ganzen Mittelland vom Bodensee zum Genfersee angesiedelt, und viele ihrer Höfe gelten als Musterbetriebe.

Auf einem von der Aare umzogenen Felssporn steht die Altstadt von Bern, der Bundesstadt der Schweiz (105 000 Einw.). Aus den charakteristischen Laubengassen steigt das Münster empor. Von der Münsterterrasse und von der breiten Front des Parlamentsgebäudes geht der Blick über das reich bebaute Hügelland zu der Alpenkette. Hohe Brücken verbinden die Altstadt mit einem Kranz von Außenquartieren. Als Hauptstadt hat Bern eine starke Beamtenschaft; Handel und Industrie reichen dagegen in ihrer Geltung nicht an die der größten Schweizer Städte heran. Mehr als in anderen deutschschweizerischen Orten macht sich der Einfluß des nahen französischen Sprach- und Kulturgebietes geltend. Durch ein tiefes Molassetal erreicht die Aare, durch ein Kraftwerk zum Flußsee gestaut, die Saanemündung und biegt dann hinaus zur weiten Niederung am Jurafuß, nach dem Murten-, Neuenburger- und Bielersee das Seeland genannt. Einst zum Hauptteil ein hochwasserbedrohter Sumpfboden, das Große Moos, ist es vor einem halben Jahrhundert durch eine umfassende Korrektion, Senkung der Seespiegel und Zuleitung der Aare in den Bielersee, dem Anbau gewonnen worden.

Jenseits der Aare und der Saane wird das Westschweizer Mittelland, in großen Zügen gezeichnet, zur weiten Plateaufläche, wenig überragt von Kuppen oder Rücken. Auch da treten in der aufgerichteten Molasse am Alpenrand die Höhen kräftiger hervor. Die Saane durchfließt das Molasseland in vielen Mäandern in einsamer Waldschlucht, an der die Wände von der Hochfläche bis 100 m tief jäh abbrechen. Ein ähnliches Bild zeigt das Sensetal, und selbst die

kleineren Seitenbäche münden nach zahmerem Oberlauf in steilen Waldschluchten zum Hauptfluß aus. In dieser Tobellandschaft fand der Westostdurchgang von jeher ein ernsthaftes Hindernis; sie wurde zur Grenzzone, in der die Sprachgrenze verläuft. Der moderne Verkehr setzt in kühnen Hochbrücken über die Cañons hinweg. In ähnlicher Lage wie Bern steht Freiburg (21 000 Einw.) auf dem Felssporn einer Saaneschlinge. Graue Häuserreihen, Befestigungsmauern und -türme über engen steilen Gassen, ringsum als Rahmen die Felsabstürze der Saaneschlucht: so wirkt Freiburg malerischer als irgendeine andere Schweizer Stadt. In seinen Gassen klingen deutsche und französische Sprache nebeneinander.

Der Waadtländer Anteil des Mittellandes dringt in den Winkel zwischen Jura und Genfersee ein. Heute noch ein ausgesprochenes Bauernland, bringt es besonders in seinem Westteil, im „Gros de Vaud", der Trockenzone im Regenschatten des Jura, reiche Getreideernten hervor. Die Plateauflächen des Westschweizer Mittellandes liegen rund 700 m hoch. In fast unvermitteltem Steilabfall senken sie sich zum Genfersee hinab. 80 km lang zieht die Wasserfläche aus den Voralpen in sichelförmiger Umbiegung in die von Alpen und Jura eingeengte Landschaft von Genf. Dem Südufer des oberen Sees entsteigen steil die waldigen, wenig bewohnten Hänge der Savoyer Alpen, zu denen die farbig reiche Kulturlandschaft der Schweizer Seite einen überraschenden Kontrast bildet. Das sonnige Ufergelände prangt, einem riesigen Spalier vergleichbar, bis zu den dämmernden Fernen des unteren Sees im Grün der terrassierten Rebberge. Lausanne (69 000 Einw.) breitet in beherrschender Lage über dem See seine Wohn- und Villenquartiere um die Altstadt, um den Schloß- und Kathedralenhügel aus. Die Stadt ist der Sitz des Bundesgerichtes. Universität, Schulen und Welschlandinstitute führen ihr einen starken Besuch zu, vor allem aus der deutschen Schweiz und dem deutschen Sprachgebiet überhaupt. Seeaufwärts, am Ufergelände La Vaux, unterbrechen auf dem kostbaren Boden eng gedrängte Weinbaustädtchen und -dörfer die von Stützmauern getragenen Rebgärten. Dann folgt von Vevey (13 000 Einw.) an eine einzige kaum unterbrochene Hotelkolonie bis an das obere Ende des Sees, in mildester Lage schon im Windschutz der Voralpen; Montreux (17 000 Einw.) ist der prunkvolle und belebte Mittelpunkt der Riviera am Genfersee. Seeabwärts von Lausanne wird der Steilabfall der Mittellandhöhen hinter dem Uferstreifen immer niedriger; hier liegt das Rebgelände La Côte. Eine Reihe alter Städtchen, deren Mauern und Türme sich im See spiegeln, begleitet die Uferstraße bis in die Genfer Landschaft hinab.

Dieses kleine Land im Südwestwinkel der Schweiz ist natürlich umrahmt von Crêt de la Neige, Mont Vuache und dem Mt. Salève, dem Aussichtsberg von Genf, der als schroffe Mauer mit hellen Felsbändern dem Jura parallel zieht. Aber die politische Grenze ist enger gezogen, als es dem Bergrahmen der Landschaft entspricht. Überall reicht französisches Gebiet über die Kammlinie herein, nahe an die Stadt heran. Zusammen mit dem Arvetal vom Montblanc her bildeten bisher diese Gebietsteile eine zollfreie Zone; ihr natürlicher Markt und wirtschaftlicher Mittelpunkt ist Genf. Seit dem Kriege schickt sich Frankreich an, gegen den Willen Genfs und der Schweiz die Freizone aufzuheben und die Zollgrenze an die Landesgrenze vorzuschieben. Die Stadt Genf (135 000 Einw.) umschließt mit prächtigen Kaianlagen das schmale Ende des Sees. Auf einer Anhöhe drängt sich die Altstadt mit steilen Gassen um die Kathedrale; unten

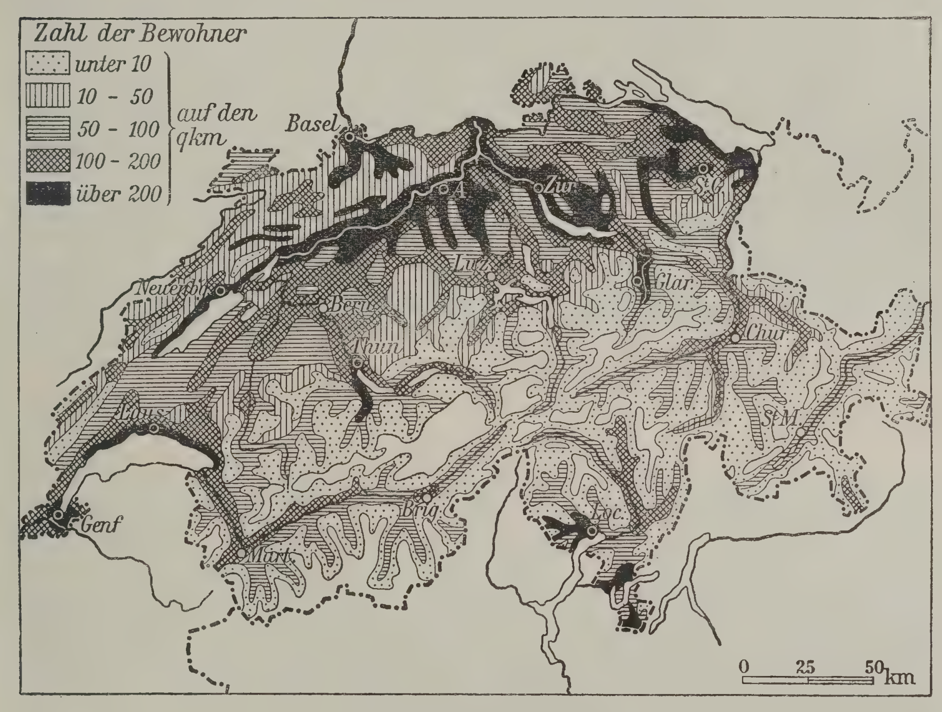
am Ufer der Rhone bewundert man in den Geschäftsstraßen die glänzenden Auslagen der Genfer Uhrenindustrie und Goldschmiedekunst. Als Handelsplatz an der Südwestpforte der Schweiz unterhält Genf starke wirtschaftliche Beziehungen mit Frankreich. Seine geistigen Beziehungen dagegen gelten der ganzen Welt. Seit Jahrhunderten ist die Rhonestadt bevorzugtes Asyl religiöser und politischer Flüchtlinge, die ihrerseits fühlbar auf ihre wirtschaftliche Entwicklung und ihre geistige Haltung eingewirkt haben. Heute ist Genf als Sitz des Völkerbundes und seiner Institutionen an besonders weithin sichtbare Stelle gerückt. Ein Hauch alter anmutiger Kultur liegt auf der reizvollen Umgebung, dem park- und schlössergeschmückten Ufergelände. Universität, Schulen und Institute werden stark von auswärts besucht. Die schöne Lage der Stadt und ihr angeregtes Leben machen sie zum Sammelpunkt eines internationalen Fremdenverkehrs.

VOLK UND WIRTSCHAFT DER SCHWEIZ

Die Schweiz ist uralt bewohnter Boden, wie uns die Höhlenfunde beim Wildkirchli am Säntis, im Keßlerloch nahe bei Schaffhausen und die Reste von Pfahlbauten in den Seen des Mittellandes beweisen. Römerherrschaft und Völkerwanderung führten fremde Siedler ins keltische Land. In der Mitte und im Osten brachten die Alemannen ihre Sprache und Art zur Geltung; im Westen ordneten sich die Burgunder in die gallisch-römische Kultur ein, und die Westschweiz wurde französisches Sprachgebiet. Die Bündner Täler waren den Rätoromanen Rückzugsstellung beim Vordringen der Alemannen. Italienische Sprache und Art beherrscht die Südtäler der Alpen. Aber längst ist eine gründliche Durchdringung der Volksbestände erfolgt, und die große Mehrheit der Bewohner vereinigt in sich die körperlichen Merkmale der verschiedenen Besiedlergruppen; zum Rassenhader, der anderswo das Leben des Volkes vergiftet, fehlen hier die Voraussetzungen. Auf einer Fläche von 41 295 qkm zählte im Jahre 1920 die Schweiz 3 880 000 Einwohner, d. i. 94 auf den Quadratkilometer, aber 121 auf den Quadratkilometer des produktiven Bodens. Am dichtesten sind das Mittelland und die Industriegegenden des Jura bewohnt. Berechnet man in den Alpen die Volkszahl nur auf die wirklich besiedelten Zonen, so zeigt sich auch hier eine ansehnliche Volksdichte; viele Alpentäler sind im Hinblick auf ihre karge Ausstattung geradezu übervölkert und müssen ihren Überschuß an Menschen ins Vorland abwandern lassen.

Trotz der stark entwickelten Industrie lebt heute noch der weit überwiegende Teil der Bevölkerung in ländlichen Verhältnissen. Fabriken und Arbeiterschaft sind gleichmäßiger über die verschiedenen Gebiete des Landes verteilt als in manchem Industriestaat mit den qualmerfüllten Fabrikzentren; das erhellt z. B. aus der Streulage der jurassischen Uhrenindustrie oder der St. Galler Stickerei. Im Volkszuwachs fallen immerhin die großen Orte mehr und mehr ins Gewicht; gleich wie im industrialisierten Westeuropa überhaupt wird das Volk immer städtischer. Nach langer Seßhaftigkeit auf dem ererbten Boden wandert heute der Überschuß der bäuerischen Bevölkerung immer mehr nach den Städten und nach den großen Orten mit reicheren Erwerbsmöglichkeiten; solch innere Wanderung mischt das Volk nach Herkunft, Sprache und religiösem Bekenntnis; 1850 lebten unter 1000 Einwohnern noch 638 an ihrem Bürgerort, 1920 nur noch 331.

Historischem Brauch entspricht der Zug ins Ausland. Seit Jahrhunderten schon kennt man die Auswanderung über Meer, besonders aus den übervölkerten Alpentälern; meist ist das Wanderziel eine Farm in der Union. Betrug 1890 die Zahl der Auswanderer nach überseeischen Ländern noch über 10 000, so ist sie seither beträchtlich zurückgegangen, auf etwa 4000 im Jahr 1924. Die Einwanderungsbestimmungen der Union beengen nun auch den Zuzug aus der Schweiz, wenn auch bei weitem nicht so empfindlich wie aus den Ländern Ost- und Südeuropas. Ein der Zahl nach mehr als ausreichender Ersatz findet sich für die Schweiz in den zugewanderten Ausländern, die meist durch die



Volksdichte der Schweiz

(Nach dem Schweizerischen Mittelschulatlas, 4. Aufl.)

Erwerbstätigkeit hergeführt werden. Kein anderes Land Europas beherbergt eine verhältnismäßig so starke Ausländerkolonie. 1850 machte sie 3%, 1910 bereits 15% und nach dem Krieg, 1920, mit einer Zahl von 402 000 noch 10% der Gesamtbevölkerung aus; die Überfremdung ist für die Schweiz zu einem sehr ernsthaften Problem geworden. 1920 lebten an Ausländern in der Schweiz: Deutsche 150 000, Italiener 135 000, Franzosen 57 000, Österreicher 22 000.

Durch die innere Wanderung hat sich die deutsch-französische Sprachgrenze in Jahrhunderten kaum merklich verschoben. Die ins andere Sprachgebiet Übersiedelnden geben mit der Zeit ihre Muttersprache auf; besonders willig pflegen das die Deutschschweizer zu tun, die sich in der Westschweiz niederlassen. Nach der Volkszählung 1920 sind die Sprachen in folgendem Verhältnis vertreten: Deutsch 71,2%, Französisch 21,3%, Italienisch 6,2%, Rätoromanisch 1,1%. In

der Welschschweiz ist nur noch vereinzelt die alte Mundart, das Patois, lebendig. In der deutschen Schweiz dagegen sind die alemannischen Mundarten, noch ungemein lebenskräftig, in Stadt und Land die Umgangssprache aller Stände geblieben; mit der zunehmenden Volksvermischung schleift sich allerdings ihre Ursprünglichkeit merkbar ab. Italienische Dialekte sind die Volkssprache in Tessin. Die Schweizer fühlen keine Neigung zu einem Sprachenstreit. Sie sehen in der anderen Sprache und Kultur eine Bereicherung, die sich aus ihrem geistigen Leben nicht wegdenken läßt, und darum dürfen gerade die sprachlichen Minderheiten immer auf besonderes Entgegenkommen rechnen. Die Wechselfälle einer langen gemeinsamen Geschichte haben die verschiedenen Volksteile so zusammengeführt, daß sie sich innerlich viel stärker verbunden fühlen als mit ihrer Sprachgemeinschaft jenseits der Grenze.

Glaubenskämpfe sind dagegen dem Land nicht erspart geblieben; aber in der neuesten Zeit haben andere Fragen die konfessionellen Gegensätze in den Hintergrund gedrängt. Gegenwärtig sind die Protestanten mit 57% und die Katholiken mit 41% der Volkszahl vertreten, und zwar so, daß, in einer ersten Übersicht, die Alpen vorwiegend katholisches, Mittelland und Jura protestantisches Gebiet bedeuten, wenn auch im einzelnen mit einem bunten Wechsel der konfessionellen Bezirke. Die innere Wanderung mischt die Konfessionen immer stärker, besonders in industrie- und verkehrsreichen Gegenden; so zählen Genf, einst das „protestantische Rom“ Calvins, und die Zwinglistadt Zürich heute starke katholische Minderheiten.

POLITISCHE VERHÄLTNISSE

Am Gotthard, in den Tälern am Vierwaldstättersee ist der Staat entstanden. Der Gotthardweg wurde, weit später als die Pässe in Bünden und Wallis, erst am Anfang des 13. Jahrhunderts durch den Bau der „stiebenden Brücke“ in der Schöllenenschlucht geöffnet. Er brachte mit dem Warentransport zwischen Nord- und Südeuropa Leben ins Reußtal und verlieh dem vorher kaum beachteten Land eine hohe Verkehrsgeltung; 1231 reichsfrei, wurde der kleine Paßstaat zum Ursprung der Eidgenossenschaft. Der Bund von 1291 vereinigte die drei Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden; die Stadt Luzern schloß den Kreis der vier Waldstätte am See. Ein Bund kleiner Republiken, wuchs die junge Eidgenossenschaft in den natürlichen Entwicklungsraum des Mittellandes und in die breiten Grenzgürtel des Jura und der Alpen hinein. Seit dem Wiener Kongreß hat die Schweiz ihren heutigen Bestand, 22 Kantone, von denen Unterwalden, Appenzell und Basel je 2 Halbkantone, d. h. ebenfalls selbständige Staaten bilden. Erst die Bundesverfassung 1848 hat die 25 Republiken aus einem losen Staatenbund zum Bundesstaat, zu einer strafferen Einheit zusammengefaßt. Die Demokratie ist die Grundlage des Bundes und der einzelnen Kantone. — Stetsfort macht sich in der Politik der historische Gegensatz geltend zwischen dem Willen zur Einheit im zentralen Staat und dem scharfen Partikularismus nach Kantonen und gar nach einzelnen Talschaften und Bezirken.

Zu den Aufgaben des Bundes gehören der amtliche Verkehr mit dem Ausland (z. B. Abschluß von Staatsverträgen, Gesandtschaftswesen), die Aufsicht über die Eisenbahnen (von denen der größte Teil als „Bundesbahnen“ dem Staat gehören), Aufsicht über die Forsten; Angelegenheit des Bundes sind die Armee, Post und



Gebr. Wehrli, Zürich

Gandria am Luganer See



Gebr. Wehrli, Zürich

Montreux und Clarens am Genfer See



Schweiz. Luftverkehrsges. Ad Astra-Aero, Zürich

Die Gipfelflur der Berner Alpen; in der Mitte das Finsteraarhorn



Schweiz. Luftverkehrsges. Ad Astra-Aero, Zürich

Die Altstadt von Bern

Telegraph, das Zollwesen, Maß und Gewicht, das Münzwesen. Den Kantonen fällt dagegen die Rechtsprechung, das Schulwesen und das Kirchenwesen zu. — In einigen kleinen Kantonen (Uri, Glarus, beide Unterwalden, beide Appenzell) tritt heute noch, in altehrwürdiger Form der Demokratie, die Landsgemeinde unter freiem Himmel zusammen, um über Gesetze zu beraten und um Wahlen vorzunehmen.

Die gesetzgebende Behörde der Eidgenossenschaft besteht aus zwei Kammern; der Nationalrat geht aus direkten Wahlen, nach der Zahl der Gesamtbevölkerung, hervor; der Ständerat besteht aus je 2 Vertretern eines Standes (Kantons), in den meisten Kantonen ebenfalls durch direkte Volkswahl bestimmt. Ausführende Behörde ist der Bundesrat; jedes seiner 7 Mitglieder leitet ein Departement. An der Spitze der Exekutive steht, auf ein Jahr gewählt, der Bundespräsident. Der höchste Gerichtshof des Landes ist das Bundesgericht in Lausanne.

WIRTSCHAFTLICHE VERHÄLTNISSE DER SCHWEIZ

Zwei Drittel der Schweiz sind Gebirgsland; das bedeutet für die Landwirtschaft eine starke Einschränkung des Kulturbodens. Fast der vierte Teil des Landes ist unproduktiv, und bei der Ungunst des Klimas bleiben in den hochgelegenen Gebieten die Erträge ohnehin gering. Beim Anwachsen der Bevölkerung, von der der bäuerliche Teil heute nur noch ein Drittel ausmacht, ist die Landwirtschaft immer weniger imstande, das Land mit den Lebensmitteln zu versorgen; eine starke Zufuhr aus den Ackerbaustaaten, insbesondere Amerikas, ist nötig geworden. Die Schweiz reiht sich damit jenen andern Industriestaaten Westeuropas an, die für eine große Nahrungszufuhr aus dem Ausland die Fabrikate ihrer Exportindustrien in Tausch geben. Während im regenärmeren Norddeutschland und in den Trockengebieten Südosteuropas das Gold der reifenden Getreidefelder auf den sommerlichen Fluren liegt, tritt in den höheren, feuchten Teilen der Schweiz das Kornfeld neben den Wiesenflächen stark zurück. Das Grasland beansprucht mehr als die Hälfte, das Getreideland nur 6% des produktiven Bodens. Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte dieser vollständige Niedergang des Getreidebaues ein, als durch die Eisenbahnen die billige Versorgung aus den Kornkammern Osteuropas und der Übersee möglich wurde. Die Landwirtschaft ersetzte den uneinträglich gewordenen Getreidebau durch den Wiesenbau und die Viehhaltung, die dem feuchten Klima des Landes besser angepaßt sind. Heute vermag die Getreideernte den Landesbedarf kaum mehr für 100 Tage im Jahr zu decken.

Dem Rebland müssen die mildesten Lagen eingeräumt werden; die bevorzugten Weinzonen finden sich am Nordufer des Genfersees, im Wallis, im Südtessin, dem trockenen und warmen Südostfuß des Jura entlang bis Schaffhausen und im Quertal des Rheins. Seit Jahrzehnten geht die Weinbaufläche ständig zurück, weil Rebkrankheiten, schlechte Ernten, die fremde Konkurrenz und die hohen Arbeitslöhne einen Gewinn, in den besten Lagen ausgenommen, zu unsicher machen.

In der Viehhaltung nimmt die Schweiz unter den europäischen Ländern einen hohen Rang ein. Die Rindviehzucht strebt in erster Linie einen höchsten Milchertrag an; Arbeitsleistung der Tiere und Fleischertrag stehen dem Werte nach weit zurück. Die Milch, (1924) 25 Mill. q im Wert von rund 700 Mill. Fr., wird vorwiegend auf Käse und Kondensmilch verarbeitet, während in den nordischen

Ländern, wie Dänemark, die Butter bei weitem Hauptprodukt ist. Wertvoller als in den Alpen ist heute die Käsebereitung in den modern eingerichteten Käsereien des Mittellandes; die im Ausland am besten bekannten Sorten entstammen dem Emmental und dem Greyerzerland. Außer der Eindampfung hat sich unter den Milchindustrien die Zubereitung von Milchschokolade einen Namen gemacht. Die Ausfuhr von Käse beträgt über 80 Mill. Fr., von Kondensmilch nahezu 40 Mill. Fr. jährlich; demgegenüber steht die Einfuhr von Butter für über 40 Mill. Fr.

Der landwirtschaftliche Boden ist fast durchgehend in mittleren und kleinen Besitz aufgeteilt. Der Bauer lebt und arbeitet meist auf eigenem Grund und Boden; Großgrundbesitz kommt nur in wenigen Ausnahmefällen vor.

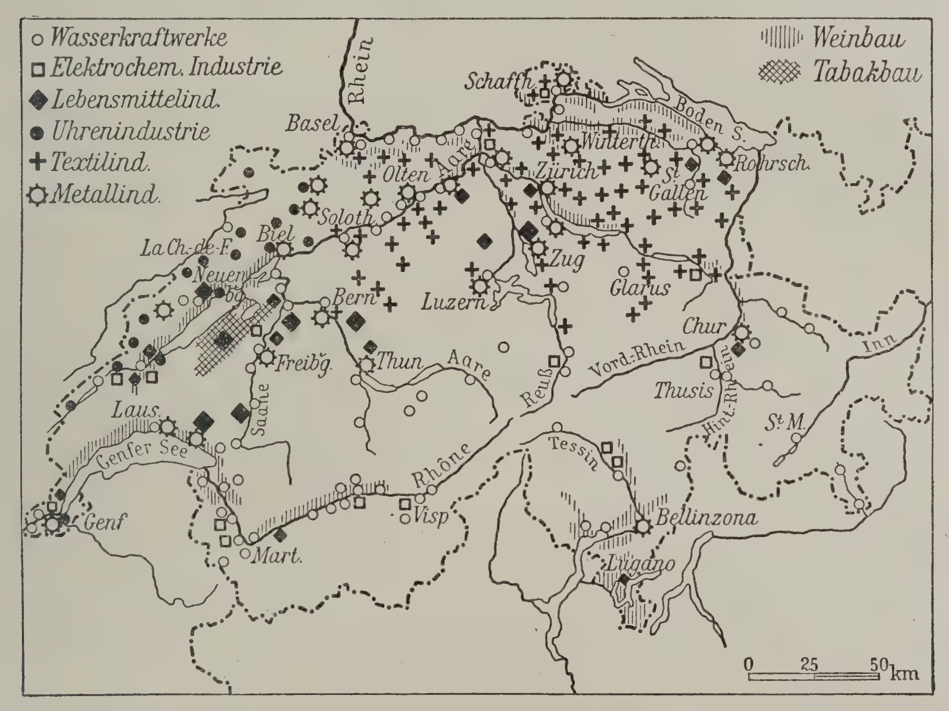
Anteil einzelner Kulturen am produktiven Boden:

Wiesen	8800 qkm	Übriges Ackerland	2800 qkm
Weiden.	7950 „	Rebland.	150 „
Getreideland . .	1950 „	Wald	9700 „

Neben dem Ackerbau und weit über dessen Bedeutung hinaus erwuchs im letzten Jahrhundert die Industrie, von der heute fast die Hälfte der Bevölkerung lebt. Und doch liegen für sie die Verhältnisse viel ungünstiger, als in den meisten Ländern, die mit ihr auf dem Weltmarkt konkurrieren. Die Schweiz benötigt für ihre Industrien fast ausschließlich fremde Rohstoffe; mit Kohle und Erzen ist sie nur in kaum nennenswerten Mengen, mit Öl überhaupt nicht versorgt. Die Binnenlage des Landes ist ein anderer ungünstiger Faktor. Wohl haben die Bahnen den Weg ins Ausland, zum Mittelmeer und zur Nordsee geöffnet; aber vorläufig stehen, außer dem Rhein bei Basel, keine schiffbaren Flüsse zur Verfügung. Hohe Arbeitslöhne, bedingt durch die teure Lebenshaltung, hohe Frachten, der Mangel an Rohstoffen und eigener Kohle und die Schutzzölle des Auslandes erschweren der Industrie den Wettbewerb mit den an Naturschätzen reichen, begünstigten Küstenländern. Sie steht vor der Aufgabe, alle Kräfte an die Arbeiten zu setzen, die im Wettkampf noch einen Erfolg verheißen. Beste Konstruktion und Arbeit haben dem Maschinenbau einen Weltruf verschafft und trotz hoher Transportkosten den Absatz nach allen Gegenden der Erde, aber auch in die Länder mit eigener Großindustrie gesichert. Seidenstoffe, Genfer Bijouterien und jurassische Uhren stellen bei geringem Gewicht so große Werte dar, daß die Transportkosten im Verkaufspreis kaum in Betracht fallen. Gleiches gilt für die St. Galler Stickerei, in der das Rohmaterial wenig, die feine, künstlerische Arbeit alles bedeutet. Eingeengt durch alle Schwierigkeiten, kann sich die Schweizer Industrie auf dem Weltmarkt nicht durch billige Preise, sondern nur durch Qualitätsarbeit behaupten. Für den nationalen Wohlstand waren bisher am bedeutungsvollsten die Stickerei und die Baumwollindustrie der Ostschweiz, die Seide von Zürich und Basel, die Uhren des Jura und der Maschinenbau an verschiedenen Orten des Mittellandes. Aber die Baumwollindustrie hat die beste Zeit hinter sich; der Niedergang der Stickerei ist zur schweren Not der Ostschweiz geworden, und die Seidenindustrie sieht sich durch die Schutzzölle der Nachbarstaaten, der Union und neuerdings auch Englands bedrängt.

Die Stickerei gilt als besonderer Zweig der Baumwollindustrie von technisch hoher Vollendung; die kunstvolle Arbeit und der hohe Produktionswert verleihen ihr aber eine besondere Stellung. Unter dem Wettbewerb der Maschine ist die Kunst der Handstickerei zurückgegangen; sie beschäftigt heute nur noch die

Frauen von Appenzell-Innerrhoden. Plattstichmaschinen und Stickautomaten ahmen mit ihrer Massenproduktion z. T. täuschend die feine Handarbeit nach. Die Sticker betreiben ihren Beruf noch häufig neben dem Wiesenbau und der Viehhaltung; wenn, wie heute, der Absatz stockt, so vermag die Landwirtschaft die Notlage etwas zu mildern. Bis 1914 stand die Stickerei nach ihrem Ausfuhrwert an der Spitze der Schweizer Industrien. Seither ist der Export auf ein Drittel der Vorkriegszeit gesunken. Die Ursachen des Verfalls sind: Schutzzölle der Absatzländer, Verarmung bisheriger Käufer, besonders aber die Ungunst der Mode und die Verwendung von Stickautomaten in den Absatzgebieten selbst, wie z. B. in der Union. Die Ausfuhr an Stickereien 1925 ergab 133 Mill. Fr.



Wirtschaft der Schweiz (Wein- und Tabakbau, Wasserkraftwerke, Industrie)
(Nach dem Schweizerischen Mittelschulatlas, 4. Aufl.)

An Baumwollfabrikaten gehen Garne und Gewebe für rund 200 Mill. Fr. ins Ausland, das sind zwei Drittel der Gesamtproduktion; der Rest wird im Lande selbst verbraucht.

Die Seidenindustrie im Umkreis von Zürich und Basel fertigt Gewebe und Bänder an; Rohseide wird von Italien, Frankreich und Japan eingeführt. 1924 erreichte der Export den Wert von 375 Mill. Fr.; daran sind die Seidenstoffe aus dem Zürcher Industriegebiet am stärksten beteiligt.

Aus bescheidenen Anfängen im Dienst der heimischen Textilindustrie entstand der Maschinenbau; heute schafft er Werke aller Konstruktionen und für die verschiedensten Arbeitsgebiete, z. B. die Wasser- und Dampfturbinen von Zürich und Baden, die Dampflokomotiven und Dampfkessel von Winterthur, die Dynamos

und elektrischen Lokomotiven von Örlikon, Baden, Basel und Genf. Die Ausnutzung der Wasserkräfte bringt den Fabriken für elektrische Anlagen lohnende Arbeit und neue Aufgaben. Turbinen und Dynamos haben dem Schweizer Maschinenbau einen Namen im Ausland verschafft. Ausfuhrwert 1924: 172 Mill. Fr.
Die Uhrenmacherei ist ausschließlich die Industrie des Jura. Zahlreiche Fabriken von Genf bis Schaffhausen, mit vollkommenen Maschinen und einer sehr weit getriebenen Arbeitsteilung — etwa 150 verschiedene „Branchen" — sind auf eine Massenproduktion eingerichtet. Anderseits führten die durch Jahrhunderte gepflegte Verfeinerung der kunstvollen Arbeit und die wissenschaftlichen Methoden der Neuzeit zu einer Präzision der Werke, in der die Schweizer Uhrenindustrie bisher nicht erreicht worden ist. Von der Produktion — für rund 300 Mill. Fr. im Jahr — geht fast alles ins Ausland; La Chaux-de-fonds allein ist mit zwei Dritteln an dem Ertrag beteiligt.
Die chemische Industrie hat sich in rascher Entwicklung einen hohen Rang gesichert. Basel verlegt sich vorzugsweise auf die Herstellung von Farben und Heilmitteln. Wasserkraftanlagen im Gebirge liefern die Erzeugnisse der Elektrochemie, wie Kalziumkarbid, und am Rheinfall bei Schaffhausen arbeiten große Aluminiumwerke.

AUSSENHANDEL DER SCHWEIZ

Die Einfuhr der Schweiz erreichte 1924 den Wert von 2504 Mill. Fr., die Ausfuhr 2070 Mill. Fr. Mit diesen Zahlen, 1184 Fr. auf den Kopf der Bevölkerung, reiht sich die Schweiz unter die ersten Handelsstaaten. Der passiven Bilanz entspricht nicht eine Verarmung des Landes. Geschäftsunternehmungen im Ausland und der Fremdenverkehr führen der Volkswirtschaft nicht genau faßbare Summen zu, die den Unterschied im Wert der Güterbewegung wettmachen. Im Gasthofgewerbe sind heute über eine Milliarde Franken angelegt. Besonders wichtig ist der Fremdenverkehr für die Alpen, wenn auch die Einnahmen nicht dem Ertrag einer der Großindustrien im Flachland gleichgewertet werden können, überdies je nach der Weltwirtschaftslage und nach dem Witterungsverlauf von Jahr zu Jahr starken Schwankungen unterliegen. — Bezugs- und Absatzgebiete waren 1924 mit folgenden Summen beteiligt (in Mill. Fr. abgerundet):

	Einfuhr aus	Ausfuhr nach		Einfuhr aus	Ausfuhr nach
Deutschland	486	328	Italien	288	94
Österreich	34	90	Großbritannien	184	395
Frankreich	454	206	Vereinigte Staaten	207	206

Von der Gesamteinfuhr an Fabrikaten (1924) im Wert von 834 Mill. Fr. macht der Anteil Deutschlands 294 Mill. Fr. aus; Maschinen, Eisenwaren und Textilwaren stehen an erster Stelle.

Einfuhr und Ausfuhr nach Warengattungen 1924 (in Mill. Fr.):

Einfuhr			Ausfuhr		
Lebensmittel .	729 =	rund 29 %	Lebensmittel .	190 =	rund 9 %
Rohstoffe . . .	942 =	„ 38 %	Rohstoffe . .	209 =	„ 10 %
Fabrikate . . .	834 =	„ 33 %	Fabrikate . .	1671 =	„ 81 %

Klar tritt hier der Charakter der Schweiz als eines ausgesprochenen Industriestaates zutage, machen doch die Fabrikate rund vier Fünftel des gesamten Exportwertes aus. Die besten Abnehmer für die Schweizer Industrie sind England mit 350, Deutschland mit 208, Frankreich mit 167 und die Union mit 146 Mill. Fr.

VERKEHRSVERHÄLTNISSE DER SCHWEIZ

Heute steht die Schweiz erst am Anfang des Ausbaues ihrer Flußschifffahrt; sie soll ihr die Wasserstraßen zum Meer öffnen und ihr eine Verbilligung der Frachten für die schweren Massengüter bringen. Dagegen haben die Eisenbahnen eine Gesamtlänge von rund 5000 km. Der größte Anteil fällt auf Mittelland und Jura; hier ist das Eisenbahnnetz so engmaschig wie im industriellen Nordfrankreich. Auf die Gesamtfläche berechnet, kann sich die Schweiz mit der Eisenbahndichte neben Deutschland und England stellen. In der Längsrichtung zieht die Linie Genf—Bodensee, quer von Nord nach Süd die Gotthardbahn, und zu diesem Eisenbahnkreuz gesellen sich als wichtige internationale Linien (Paris—) Vallorbe—Lausanne—Simplon und (Paris—) Basel—Zürich—Arlberg.

Die Querteilung der Voralpen und des Mittellandes durch die Flußtäler und der überragende Nordsüdverkehr gliedern das Land von Westen nach Osten in Verkehrsabschnitte; jeder derselben ist besonders an dem Alpen- und Juradurchstich interessiert, der ihm den Verkehr zuleiten soll. Gotthard und Simplon dienen der Zentral- und der Westschweiz. Bern hat sich in der Lötschbergbahn eine eigene Zufahrt zum Simplon geschaffen. Nur Graubünden und mit ihm die östlichsten Landschaften des Mittellandes warten noch auf eine durchgehende Linie zur Poebene hinaus. Die bedeutendsten Verkehrspunkte im Mittelland liegen am Schnitt der Nordsüdlinien mit dem Hauptstrang Genf—Bodensee: Zürich, Olten, Bern und Lausanne. Durch Zürich geht überdies die Arlberglinie; diese Brennpunktlage sichert seinem Bahnhof gegenüber den anderen Eisenbahnknoten den größten Verkehr.

Seit Jahren sind die Arbeiten im Gang, um für den Bahnbetrieb die ausländische Kohle durch die einheimischen Wasserkräfte zu ersetzen. Mit 1928 ist auf den Hauptlinien der Bundesbahnen die Elektrifizierung vollendet. Den Strom liefern bereits die Kraftwerke am Ritomsee, bei Amsteg und an der Barberine (Wallis); geplant ist das Etzelwerk bei Einsiedeln. Der Umbau verschafft der heimischen Industrie auf Jahre hinaus Arbeit, und, was weit wertvoller ist, er mindert die Abhängigkeit der Schweiz von der ausländischen Kohlenzufuhr.

LITERATUR

Wettstein, Die Schweiz; Land, Volk, Staat und Wirtschaft. (Aarau 1925.) — Maurer, Billwiller und Heß, Das Klima der Schweiz. 2 Bde. (Frauenfeld 1909 u. 1910.) — Alb. Heim, Geologie der Schweiz. (Leipzig 1916—22.) — Weber, Geologische Wanderungen durch die Schweiz. (Zürich 1911—15.) — Schmid, Bild und Bau der Schweizeralpen. (Basel 1907.) — Staub, Der Bau der Alpen; in Beitr. zur Geol. Karte der Schweiz, 1924. — Jahrbuch des Schweizerischen Alpenklub. (Bern, seit 1868.) — Christ, Das Pflanzenleben der Schweiz. (Basel 1882.) — Schröter, Das Pflanzenleben der Alpen. (Zürich 1923.) — Brockmann-Jerosch, Die Vegetation der Schweiz (Zürich 1925). — Furrer, Kleine Pflanzengeographie der Schweiz. (Zürich 1923.) — Geering und Hotz, Wirtschaftskunde der Schweiz. (Zürich 1923.) — Landmann, Die schweizerische Volkswirtschaft. (Einsiedeln 1925.) — Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, hrsg. von N. Reichesberg. (Bern 1902 ff.) — Krämer, Die Landwirtschaft im schweizerischen Flachlande. (Frauenfeld 1899.) — Schmidt, Die schweizerischen Industrien im internationalen Konkurrenzkampfe. (Zürich 1920.) — Die Schweiz aus der Vogelschau; 274 Fliegerbilder mit Text, hrsg. von O. Flückiger. (Zürich 1926.) — Walser, Landeskunde der Schweiz. Sammlung Göschen. (Berlin 1926.) — R. Blanchard, Revue de Géographie Alpine; Zeitschrift des Institut de Géographie Alpine (Universität Grenoble). — R. Blanchard, Les Alpes Françaises. (Paris 1925.) — Flückiger, Die Schweiz; Natur und Wirtschaft. (Zürich 1926.) — Weilenmann, Die vielsprachige Schweiz. (Basel und Leipzig 1925.)

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 53—57

Tafel 53 bringt zwei Fliegeraufnahmen aus dem Jura. Das obere Bild zeigt parallele Faltenwülste, in der Klus den Gewölbebau und die Verbiegung der Schichten. Die steilen Berghänge tragen Wald; die Rückenflächen sind gerodet und dienen als Weiden; die Talmulden sind angebaut. Vorn ist ein Stück von Moutier (Münster) sichtbar; neben der hellen Fläche beginnt der Münster-Grenchen-Basistunnel, der unter den Ketten durch ins Mittelland hinausführt. — Den Vordergrund des unteren Bildes bildet die von Erosionstälern zerschnittene Fläche des Tafeljura, seinen Hintergrund der Faltenjura, der den Rand der Tafel mit seiner Schuppenstruktur überbordet. Durch das Tal in der Mitte führt die alte Hauensteinlinie auf die Tafel hinauf, um dann die Schuppen des Faltenjura im alten Hauensteintunnel (1857 gebaut) zu unterfahren. Herwärts des untern Bildrandes geht die neue Hauensteinlinie zum Hauensteinbasistunnel ab.

Tafel 54 gibt Ansichten aus dem ostschweizerischen Mittelland. Die Hügel- und Berglage bedingen kühle und niederschlagsreiche Sommer; daher treten hier die Getreidefelder vor den Wiesen ganz zurück. Über den stattlichen Dörfern der Talböden erscheinen die von Tobeln tief durchfurchten Halden wie übersät von Einzelhöfen, von denen aus der abgerundete Besitz besser zu bewirtschaften ist als vom Tale her. Überall trifft man hier in den Wohnhäusern die Stickmaschinen. Die lange Reihe gekoppelter Fenster an den Fronten der Appenzeller Häuser schafft helle Räume und begünstigt damit die Arbeit in der Hausindustrie.

Tafel 55 zeigt oben ein Dorf italienischer Bauart, an das Steilufer des Luganer Sees gelehnt. Die mehrstöckigen, eng aneinander gedrängten Häuser haben glatte, unverzierte, weißgetünchte Wände ohne Balkone oder Erker; das flache Dach steht nur wenig über; unter ihm liegt ein offener Estrichraum zum trockenen Aufbewahren von Vorräten. — Die Gegend von Montreux, die Riviera am Genfer See, ist wegen ihres milden Klimas ein Hauptsitz des Fremdenverkehrs. In ununterbrochener Reihe ziehen sich von Vevey bis Chillon große Hotelbauten am Seeufer hin, auch auf den Deltaböden, die als Halbinseln in die Wasserfläche vorstoßen; die alten Dorfanlagen sind durch sie ganz verdeckt worden.

Die Gipfelflur der Berner Alpen (Tafel 56 oben) zeigt die scharfkantigen, regelmäßigen Pyramiden im kristallinen Fels, als deren höchste das Finsteraarhorn am Ursprung der Aare. Deutlich erkennt man die Gliederung der Felswände durch die Karnischen von den Einzugsgebieten der Gletscher aus (vorn links das des Unteren Grindelwaldgletschers), wodurch das Auf und Ab der Gratschneiden entsteht. — Der Bauplan der Altstadt von Bern (unteres Bild) ist durch die Lage auf dem von der Aare umzogenen Sandsteinsporn bedingt: drei Längsgassen, deren mittlere die bedeutendste ist, eine Hauptquergasse. Hochbrücken führen über das Flußtal zu den großen Außenquartieren hinüber.

Le Devoluy, Tafel 57 oben, eine Landschaft in den französischen Kalkalpen, wird durch einen hohen Bergkamm ringsum wie eine riesige Schüssel abgeschlossen. Die Berghalden sind kahl, der Talboden dient größtenteils als Weide und Wiese, da für Getreide- und Obstbau die Lage schon zu hoch und rauh ist. Am Bergfuß ist die grüne Fläche von weißen Tupfen unterbrochen, den von den Bauern zu Haufen zusammengetragenen Steingeröllen. — Briançon (unten), im trockensten Teil der französischen Alpen, liegt auf einer Talstufe zu oberst an der Durance. Die Entwicklung des Städtchens stand ganz unter dem Einflusse der Lage am Übergang über den Mt. Genèvre (rechts hinten): Die enge Altstadt von italienischer Bauart ist noch mit Wällen und Gräben umgeben; um sie schließen sich, auf den gerundeten Höckern eines glazialen Riegels, die älteren Festungen; die modernen Forts krönen die Berge ringsum. Die neueren Stadtteile breiten sich unten im Talbecken aus.

DIE APENNINENHALBINSEL

VON PRIVATDOZENT DR. EDWIN FELS (UNIVERSITÄT MÜNCHEN)

Unter den Ländern Europas ist Italien sicherlich dasjenige, das uns Deutschen, abgesehen von unserer Heimat, am besten bekannt, am meisten vertraut ist. Strömen doch alljährlich Zehntausende nach dem Süden, um das Land zu sehen, nach dem uns alle, die wir in kälteren, nicht so von der Sonne Licht durchfluteten Erdräumen wohnen, eine eigentümliche und unbeschreibliche Sehnsucht zieht. Und doch wird es nur wenigen von jenen ungezählten Italienpilgern vergönnt sein, daß sie eine vollendete Vorstellung und in die Tiefe gehende Kenntnis von ihrem Reiseziele mit sich nach Hause tragen, da sie ja fast alle nur die günstigste Zeit des Frühjahrs zur Ausführung ihrer Pläne benutzen. Sie kommen pünktlich wie die Zugvögel erst dann, wenn die winterlichen Stürme nicht mehr toben und die Regenzeit ihren Höhepunkt längst überschritten hat, wenn die Laubbäume sich schon wieder mit frischem Grün schmücken und man nicht mehr frierend um ein flackerndes Kaminfeuer sich drängt. Und sie verschwinden wieder, ehe die steile Sonne mit ihren sengenden Strahlen weithin alles pflanzliche Leben verdorren läßt und blühende Frühlingsgefilde in gelbe, dürstende, stauberfüllte Steppen wandelt, ehe die meisten Wasserläufe versiegen oder zu kümmerlichen Silberfäden zusammenschrumpfen, ehe Mensch und Tier die Sonne fliehen und dankbar den kleinsten schützenden Schatten begrüßen. Dieses Gesicht Italiens kennen nur wenige, aber es ist genau so wichtig wie jenes andere zum Verständnis seiner Natur, des Charakters und der Lebensweise seiner Bewohner. Allzu leicht könnte man zu Trugschlüssen verleitet werden, wenn man jenes Land nur sieht, aufgeputzt mit leuchtenden Farben, prangend im bräutlichen Schmucke des Frühlings. Nein, man muß hier auch weilen, wenn dunstigheiße Hochsommertage einem fast den Atem benehmen, wenn Winterregen herniederprasseln, wenn gewissermaßen der Ernst des Lebens an dieses Land herantritt, das wir vordem nur singend und tanzend gesehen. Dann, wenn wir auch der Gegensätze gewahr werden, die mehr als wir zunächst denken auch dort die Natur beherrschen, dann erst schwindet etwas die Vorstellung edler Gleichmäßigkeit, die sich als vorwaltender, aber nur zu leicht zur Täuschung verleitender Begriff unserem Geiste eingeprägt hatte.

WELTLAGE. GRAD DER ERFORSCHUNG

Es sind im wesentlichen klimatische Bedingungen und ihre zahlreichen natürlichen Begleiterscheinungen, an die jeder von uns zu allererst bei dem Wort Italien denkt. Freilich sind sie äußerst maßgebend, wenn man die Weltlage der Apenninenhalbinsel, wie man jenen Erdraum ebenso treffend bezeichnet, beurteilen will,

aber es sind gewiß noch viele andere Momente zu berücksichtigen, die vielleicht wesentlichere Bedeutung gewinnen. Wenn wir eine Karte der Mittelmeerländer betrachten, so fällt sofort innerhalb jenes Erdraums die zentrale Lage der Apenninenhalbinsel ins Auge. Nach Südosten weit sich vorstreckend und der Küste Afrikas bis auf 150 km sich nähernd teilt Italien das Mittelmeer in zwei große Becken, die nur durch enge Straßen miteinander in Verbindung stehen. So ist es von Natur dazu bestimmt, ein Übergangsland zwischen dem Westen und dem Osten zu sein. Gegen Norden ist es zwar durch den Wall der Alpen wie durch eine natürliche Schutzmauer abgeschlossen; aber jenes Gebirge, mag es auch das größte und höchste von Europa sein, schließt nicht so hermetisch ab wie die Pyrenäen oder die wilden Ketten der Südosthalbinsel, sondern leicht für den Verkehr zu überwinden, fördert es die lebhaftesten Beziehungen zwischen Italien und dem übrigen Europa. So ist die italienische unter den drei südlichen Halbinseln Europas wegen ihrer Mittellage nicht nur am meisten bevorzugt, sondern sie ist eben wegen der leichten Verbindung durchaus europäisch orientiert, während bei der spanischen Halbinsel nordafrikanische und bei der Südosthalbinsel kleinasiatische Einflüsse eine unverkennbare Rolle spielen.

Die mittelmeerische Zentrallage mußte im Altertum, als die bekannte Welt nur wenig über das Mittelmeer hinausreichte und als noch dazu deren Mittelpunkt sich in der Welthauptstadt Rom befand, Italien zum bevorzugtesten Land der Erde machen, zum Hauptschauplatz der damaligen Weltwirtschaft und des Weltverkehrs. Das blieb so bis zur Entdeckung Amerikas im Jahre 1492. Da wandte sich mit einem Schlage das bis dahin nach innen gekehrte Antlitz der alten Welt nach außen auf den Ozean und gegen die neuen Erdteile hin. Die westlichen Randländer Europas, die sich nunmehr in einer weit günstigeren Verkehrslage befanden, begannen emporzublühen, Wirtschaft und Verkehr wurden von nun an mit ganz anderen Maßen gemessen als bisher, und die Mittelmeerländer, mit ihnen Italien, wurden ins Hintertreffen gedrängt. Aus dem Zentralmeer des Altertums und des Mittelalters war in der Neuzeit ein verhältnismäßig unbedeutendes Nebenmeer geworden. Das blieb fast vier Jahrhunderte so, bis wiederum eine Wendung eintrat, als mit der Eröffnung des Suez-Kanals im Jahre 1869 das Mittelmeer zu einer der am meisten befahrenen Weltverkehrsstraßen wurde. Da offenbarte sich nun von neuem die Gunst der Weltlage Italiens, an dessen Küsten jene Weltroute unmittelbar vorbeiführt. Es ist zur Hauptländestelle des europäisch-orientalisch-ostasiatischen Verkehrs und Handels und damit wiederum zu einem Zentrum von Weltbedeutung geworden. Dadurch wird zu einem großen Teil die Ungunst ausgeglichen, daß die Apenninenhalbinsel nicht vom offenen Ozean bespült wird, dadurch wird der Vorsprung sehr wesentlich verringert, den sonst die westeuropäischen Länder dank ihrer Lage haben würden.

So sehen wir, daß das Weltschicksal Italiens wiederholten Schwankungen unterworfen war, die teils der natürlichen Gestaltung der Erdoberfläche entspringen, zum andern aber auch auf die Einwirkungen des Menschen zurückzuführen sind.

In dem bewundernswerten Gebäude des römischen Weltreichs bildete die Apenninenhalbinsel die zentrale Halle und das lebhaft pulsierende Herz des Staates. So nimmt es nicht Wunder, daß es schon im Altertum geographisch vortrefflich bekannt war, daß ausgezeichnete Schilderungen, ja sogar Karten vorhanden waren. Diese Kenntnisse gingen zwar in den Wirren des Mittelalters zum großen

Teil wieder verloren und mußten erst in der Neuzeit langsam wieder zusammengetragen werden. Heute aber ist Italien ohne Zweifel das am besten erforschte Mittelmeerland, dessen Schönheit und Eigenart nicht nur zahlreiche fremde Geographen, Geologen und naturbegeisterte Künstler immer angezogen, sondern auch die Italiener selbst zu eifrigen Studien verlockt haben. Den Fremden und unter ihnen namentlich den Deutschen gebührt aber doch das Hauptverdienst an der geographischen Erschließung des Landes. Noch heute gibt jeder italienische Geograph freimütig zu, daß die Arbeiten eines Theobald Fischer, vor allem seine zusammenfassenden Darstellungen, noch keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden haben. Von den Deutschen mag dann noch der Name Viktor Hehn hervorgehoben werden, dessen plastische Schilderungen das Verständnis von Natur und Volk wie die kaum eines anderen erschließen. Unter den Italienern haben namentlich G. Marinelli und R. Almagià viel für die Erkenntnis ihrer Heimat geleistet. Ihre erdkundliche Pionierarbeit wird dadurch unterstützt, daß wir von Italien unter den Mittelmeerländern die weitaus beste kartographische Aufnahme besitzen, daß von dem ganzen Land Karten großen Maßstabes bis 1 : 25 000 vorhanden sind. Endlich wird heute in den zahlreichen Universitäten des Landes auch die Geographie in erfreulicher Weise gepflegt.

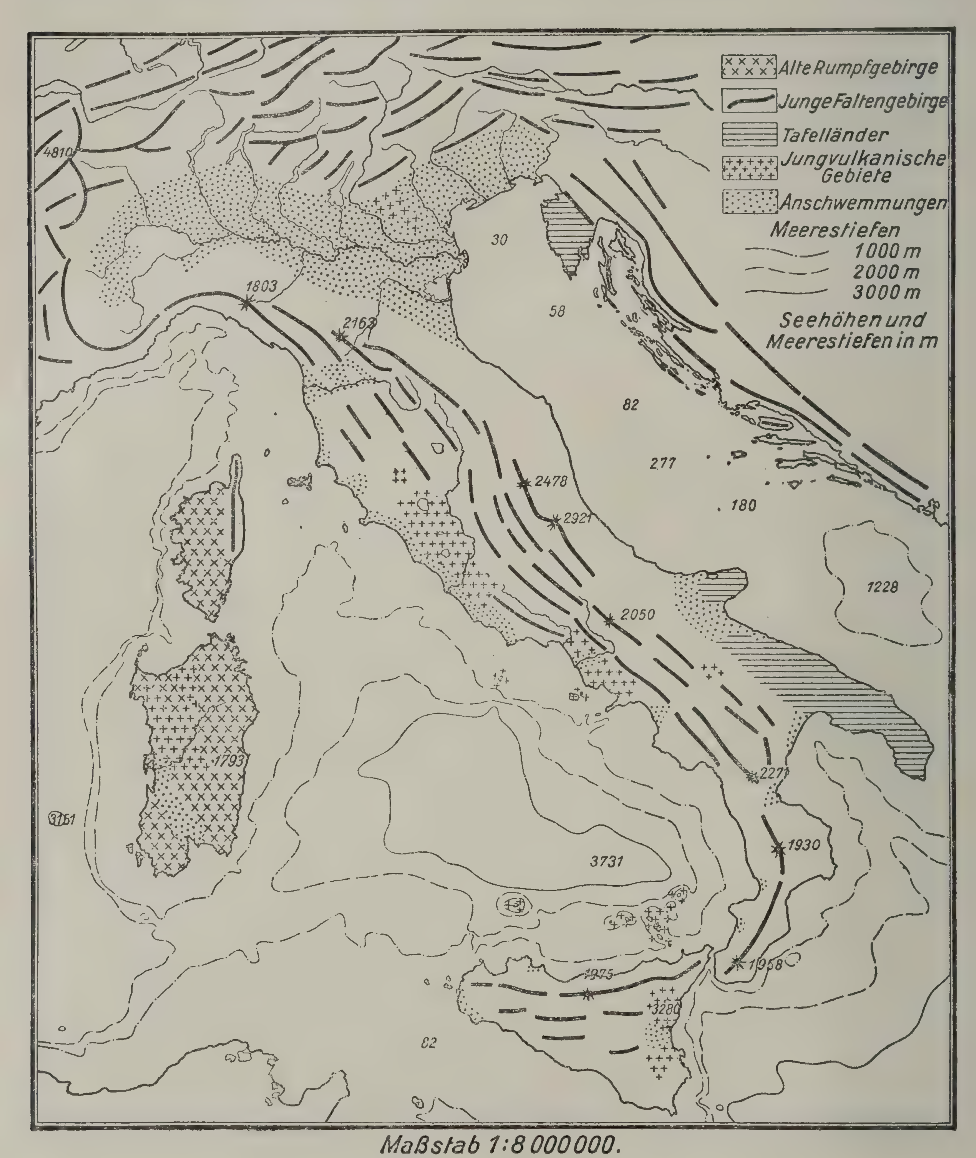
DER AUFBAU DES LANDES

Die Apenninenhalbinsel tritt uns als ein wohlabgegrenztes natürliches Gebilde entgegen. Zum größten Teil bildet das Meer die Scheide gegen die Nachbarn, aber auch wieder die verbindende Brücke zu ihnen. Im Vergleich dazu ist die Landgrenze nur kurz und leicht zu verteidigen, denn sie wird durch den riesigen Wall der Alpen gebildet, der sich schützend vor den Rumpf der Halbinsel legt. Es bedeutet in politischer Beziehung eine nicht zu unterschätzende Gunst, daß an jener kurzen Landgrenze nur vier fremde Anrainer liegen, im Westen Frankreich, im Osten Südslawien, im Norden die kleine Schweiz und das schwache Österreich. Die großen Vorteile dieser Tatsache werden uns rasch klar, wenn wir uns der zehn Grenzländer des Deutschen Reiches erinnern und uns seine offenen, schwer zu verteidigenden Grenzsäume vergegenwärtigen.

Vier Elemente sind es, die bestimmend den Aufbau des italienischen Erdraumes beeinflussen. Durch das in jungtertiärer Zeit entstandene Faltengebirge der Alpen ist die Apenninenhalbinsel an den Körper Europas angeschweißt. Es ist ein Gebiet, an dem der italienische Anteil seit dem Weltkrieg sich wesentlich vergrößert hat; heute folgt die Grenze zumeist dem wasserscheidenden Hauptkamm und überschreitet die höchsten Gipfel, so daß der Großteil der inneren Abdachung des Gebirgsbogens zum Königreich gehört. Das Alpengebiet, obwohl ein sehr wesentlicher und nicht nur landschaftlich, sondern auch wirtschaftlich und kulturell sehr bedeutungsvoller Bestandteil des italienischen Landes, fällt außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung (vgl. die Abschnitte Ostalpen und Westalpen).

Mit den Alpen aufs engste verknüpft ist der Apennin, der als mächtiger, bis nahezu 3000 m aufragender Gebirgsbogen den größten Teil der Halbinsel erfüllt, die sich in ihrer bekannten Stiefelform rund 800 km lang und 150 bis 200 km breit gegen Südosten erstreckt. Das Gebirge biegt dann in die Ostwestrichtung um, durchzieht die Insel Sizilien und greift nach Afrika über, wo wir im Atlassystem seine Fortsetzung finden. Der Apennin ist eines der jüngsten, vielleicht

sogar das jüngste Faltengebirge Europas, jünger als die Alpen und auch als die Dinariden, findet man doch in ihm Ablagerungen der jüngsten erdgeschichtlichen Perioden zu Gebirgshöhen emporgehoben, während diese dort sich nicht mehr an Bewegungsvorgängen beteiligt haben.

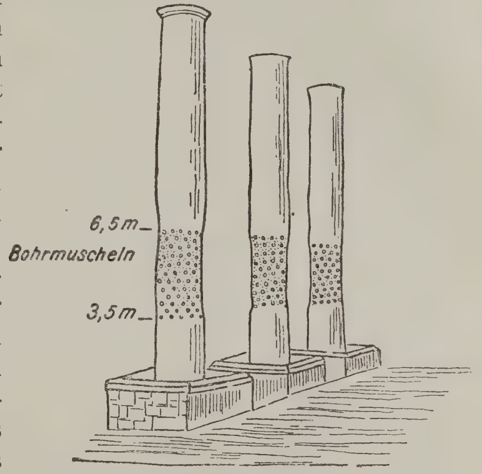


Maßstab 1:8 000 000.

Gebirgsbau, Entwässerung, Höhen und Tiefen

Zwischen den Apennin und die Alpen legt sich die mächtige norditalienische Tiefebene, früher einmal ein Meeresgolf, in dem sich noch die Alpen- und Apenninengipfel gespiegelt hatten, ehe die von den Gebirgen niederbrausenden Gewässer den tiefen Busen mit ihren mächtigen Schuttmassen auffüllten und ein

sich ständig gegen Osten vergrößerndes Tiefland aus der See herauswachsen ließen. Verglichen mit der gewaltigen Po-Ebene spielen solch flache Schwemmlandsgebilde auf der Halbinsel selbst eine nur sehr geringfügige Rolle. Gegenüber jenen drei erdgeschichtlich recht jugendlichen Bildungen haben ältere Festlandsreste eine nur sehr untergeordnete Bedeutung. Wohl hat ein solcher aus kristallinen Gesteinen aufgebauter, uralter Festlandskern als tyrrhenische Masse einstmals den Raum erfüllt, in dem heute das Tyrrhenische Meer wogt. Aber gewaltige Einstürze der Erdrinde haben ihn zum Verschwinden gebracht und ihn tief unter das Meer versenkt, so daß heute nur noch spärliche Reste auf den Inseln Sardinien und Korsika von ihm Zeugnis ablegen. Diese Einbruchsvorgänge, die sich während ganzer erdgeschichtlicher Perioden abspielten und auch heute noch nicht zur Ruhe gekommen sind, tragen auch die Schuld daran, daß das, was wir heute als Apennin vor uns sehen, nur mehr der geringe Teil eines viel gewaltigeren Gebirgsbogens ist, dessen zentrale Teile und innere Randzonen in den tyrrhenischen Kessel niedergebrochen sind. Der heutige Apennin entspricht mit den Alpen verglichen nur etwa den nördlichen Kalkalpen, während die Zone der Zentralalpen bei ihm nur in ganz spärlichen Resten erhalten ist und die den südlichen Kalkalpen gleichzustellenden Teile ganz verschwunden sind. So kommt es, daß erdgeschichtlich alte Gesteine auf unserer Halbinsel nur in geringem Maße zu finden sind, daß dagegen junge, im wesentlichen erst seit der Kreidezeit entwickelte Formationen weit überwiegen, ja, daß alles zurücktritt gegenüber der Ausdehnung des Tertiärs. So bezeichnet Fischer das Tertiär mit Recht als die Charakterformation Italiens und hebt hervor, daß seine Gesteine mindestens zwei Drittel der Apenninenhalbinsel, von Sizilien sogar vier Fünftel erfüllen.



Serapistempel in Pozzuoli

Wenn wir diese kurzen Angaben überblicken, so sehen wir, daß uns Italien als Ganzes als ein sehr junges Gebilde entgegentritt. Zahlreiche Anzeichen deuten aber darauf hin, daß es auch heute noch unfertig und in dauernder Fortbildung begriffen ist. Was bei dem Einbruch des tyrrhenischen Festlands in gewaltigsten Ausmaßen sich vollzog, das beeinflußte auch in der ganzen Folgezeit dauernd den Bauplan der Halbinsel und wirkt sich auch heute, wenn auch vielleicht in abgeschwächtem Maße, dauernd aus: Bruchlinien zerstückeln allenthalben den Körper Italiens, an ihnen vollziehen sich Senkungen und Hebungen, was alles eine verstärkte Mannigfaltigkeit der Formen zur Folge hat. Dafür, daß solche Kräfte in historischer Zeit wie auch heute am Werke sind, möge nur ein Belegstück aufgezeigt werden: der Serapistempel in Pozzuoli bei Neapel, dessen noch aufrecht stehende Säulen von $3^1/_2$ bis $6^1/_2$ m über dem Boden von Bohrmuscheln angefressen sind; er muß also einmal von Meerwasser überspült gewesen sein. Im Jahre 205 n. Chr. stand der Tempel noch unversehrt; nachdem er eingestürzt war und die Säulen bis $3^1/_2$ m im Schutt begraben worden

waren, muß er bis mindestens $6^1/_2$ m unter den Meerespiegel gesunken und später um den gleichen Betrag wieder emporgehoben worden sein.

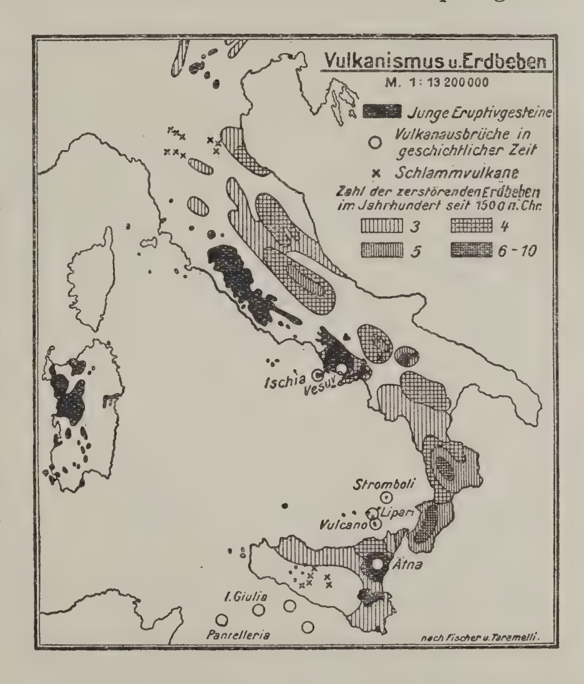
Mehr aber als diese Tatsachen weisen die Erdbeben auf die große Unbeständigkeit im Bauplan des italienischen Landes hin. Sie werden überall mehr oder weniger stark wahrgenommen; die Aufzeichnungen der Erdbebenmesser zeigen, daß ganz Italien fast ununterbrochen leisen Erschütterungen der Erdrinde ausgesetzt ist. Diese sind wohl zumeist tektonischer Natur und sind verursacht durch vertikale Verschiebungen an Bruchlinien. Kalabrien und das nordöstliche Sizilien sind die am meisten gefährdeten Gebiete, in denen sich die Erdstöße zuweilen zu verheerender Stärke steigern. Die Katastrophe von Messina, das 1908 vollständig zerstört worden ist, steht uns noch frisch in der Erinnerung. Bei solchen Gelegenheiten wird die mühsame Arbeit des Menschen oft mit einem Schlage in wenigen Sekunden vernichtet, unzählige Menschenleben gehen zugrunde und die blühendsten Städte werden in Steinwüsten verwandelt. Man begreift es wohl, daß die durch die Erdbeben verursachte Unsicherheit aller Lebensverhältnisse, der man auch heute noch recht hilflos gegenübersteht, ein wesentlicher Grund dafür ist, daß die Gesittung der Bewohner in den hauptsächlich betroffenen Gebieten in argem Rückstand geblieben ist, daß dort Aberglaube und Unbildung weiter verbreitet sind als anderwärts. So bilden die Erderschütterungen eine richtige Landplage für Italien, das am meisten von allen Mittelmeerländern von ihnen heimgesucht wird.

In engstem ursächlichem Zusammenhang mit den Bruchlinien, an denen als an Schwächelinien im Gefüge der Erdoberfläche die glutflüssigen Massen des Innern empordringen und zum Ausbruch kommen, steht der Vulkanismus, der auf der Apenninenhalbinsel wie nirgends sonstwo in Europa in Erscheinung tritt. Wir finden hier nicht nur eine sehr weite Verbreitung jungeruptiver Gesteine, sondern auch die einzigen Vulkane Europas, die ständig in Tätigkeit sind und zuweilen durch gewaltige Katastrophen die Menschheit erschrecken. Wie ein mächtiger Ring umgibt eine vulkanische Zone das Haupteinbruchsgebiet des tyrrhenischen Meeres, in der zahlreiche Vulkankegel mit ihren feingeschwungenen, regelmäßigen Linien dem Landschaftsbild eine eigenartige Note geben. Unter ihnen haben Vesuv, Ätna und Strómboli als dauernd arbeitende Feuerberge besondere Bedeutung, daneben sind aber auch an vielen anderen Stellen in historischer Zeit und bis in unsere Tage Ausbrüche nachzuweisen, die zum Teil sicher jederzeit unvermutet sich wiederholen können. Neben diesen vulkanischen Bildungen großen Maßstabs sind aber in Italien außerdem auch zahlreiche Folgeerscheinungen weitverbreitet, wie kleine Schlammvulkane, Gasquellen, Solfataren und Mineralquellen. Man sagt sicher nicht zuviel mit der Behauptung, daß kein Land Europas einen solchen Reichtum an Mineralquellen aufweist wie Italien.

Mögen auch die Vulkane bei jedem einzelnen ihrer Ausbrüche genug Schrecken und Entsetzen verbreiten, so sind die Erdbeben doch sicher mit Recht weit mehr gefürchtet als sie. Man versteht das, denn die vulkanischen Gefahren sind auf einzelne bekannte Punkte beschränkt, ihr Nahen kündet sich oft von langer Hand an, und der drohenden Katastrophe vermag der Mensch sich meist durch die Flucht zu entziehen. Die Erdbeben dagegen entfalten eine unbeschränkte, unberechenbare und bei dem heutigen Stand der Kenntnisse nicht vorauszusehende Wirksamkeit. So besteht vor den Vulkanen nicht eigentlich eine richtige Furcht, im Gegenteil, sie sind sogar Anziehungspunkte, um die sich wegen der außerordent-

lichen Fruchtbarkeit ihres Bodens die Bevölkerung aufs dichteste zusammendrängt. Unbekümmert steht hier das aufs stärkste pulsierende Leben unmittelbar neben dem drohenden Verderben, das in wenigen Stunden die Arbeit von Generationen zu vernichten vermag. Anders die Erdbeben, vor denen sich eine dumpfe Angst und lähmende Ungewißheit der Menschen bemächtigt, die ohnmächtig der plötzlich entfesselten Naturkraft gegenüberstehen und oft im Schlafe von ihr überrascht werden.

Wir sahen, daß Bruchlinien den Aufbau der Apenninenhalbinsel sowohl in den Umrissen wie in ihrem Innern maßgebend beeinflussen. Wenn diese aber trotzdem äußerlich gar nicht so stark in Erscheinung treten, so liegt die Schuld daran, daß sie meist längst nicht so steil angelegt sind wie zum Beispiel in Griechenland, und daran, daß leicht zerstörbare Gesteine vorherrschen, die deren ursprüngliche Formen nicht sehr lange zu erhalten vermochten. Die Flüsse hatten hier leichte Arbeit und bauten so in stärkerem Maße und viel schneller als in Griechenland Schwemmlandebenen an ihren Mündungen auf, so daß die Küstengestaltung weit ausgeglichener und einfacher ist und nicht jene reiche Gliederung aufweist wie im griechischen Mittelmeergebiet. So tritt die reine Form der Bruchküste nur verhältnismäßig selten in Erscheinung; weit überwiegt vielmehr die flache Schwemmlandküste, die sich vor ein mehr oder weniger hohes Land in wechselnder Breite hinlagert. Daher sind gute Häfen in Italien längst nicht in der großen Zahl zu finden, die man nach seiner Küstenentwicklung erwarten sollte.



Vier Meere bespülen Italiens und seiner Inseln Küsten. Sardiniens Westküste grenzt an das 3151 m tiefe Balearenmeer, das im Ligurischen Meer einen im Golf von Genua endigenden Ausläufer nach Norden entsendet. Fast ganz von italienischem Gebiet umrahmt ist das Einbruchsbecken des Tyrrhenischen Meeres, das bis zu der stattlichen Tiefe von 3731 m abfällt und im Süden zum Flachmeer der Straße von Sizilien ansteigt. Durch die Straße von Messina wird eine zweite Verbindung hergestellt zum Ionischen Meer, das im Golf von Tarent weit in den Körper der Halbinsel eindringt und überall rasch zu dem größten Tiefbecken des Mittelmeers abfällt (größte Tiefe 4404 m). Über die Schwelle der Straße von Ótranto gelangen wir endlich in die Adria, die nur im Süden ein Becken von über 1000 m Tiefe aufweist, während der größte Teil seichter als 200 m ist und im Norden in ein weites Flachmeer übergeht.

Der vorherrschende Charakter der an diesen Meeren sich dehnenden italienischen Küsten ist der der Längsküste, die sich zumeist gleichsinnig mit dem Streichen

des Gebirges hinzieht und nur da und dort durch örtliche Einbruchskessel auf kurze Strecken einer Querküste Platz macht. Die adriatischen Küsten enthalten mehrere sehr verschiedene Bestandteile: Im Norden, in Istrien und an den norddalmatinischen Inseln, ist das Meer in die Täler eines sich senkenden Landes eingedrungen und hat Kanalküsten geschaffen, die durch ein Höchstmaß von Gliederung und Auflösung gekennzeichnet sind. Vor die oberitalienische Ebene legt sich eine rasch vorwachsende Flachküste mit Lagunen und Nehrungen, die in dauernder Umbildung begriffen sind. Ihr schließt sich nach Süden eine geradlinige, völlig ungegliederte Längsküste an; die Vorhügel des Apennin treten nahe ans Meer heran, und vor sie legt sich meist ein flacher, einförmiger, kaum je die Entwicklung eines Hafens gestattender Strandstreifen, dem hin und wieder größere Strandseen eingelagert sind; Steilküste ist nur selten entwickelt. Auch die sehr wenig gegliederten ionischen Küsten säumt ein Hügelland, vor welches die Flüsse mehr oder weniger breite, verkehrsfeindliche Strandebenen aufgebaut haben. Die tyrrhenischen Küsten zerfallen in zwei scharf sich unterscheidende Teile: Im Süden finden wir bis Neapel eine schroffe glatte Bruchküste, die nur dort dem Verkehr sich freundlich öffnet, wo große durch Kesselbrüche angelegte Rundbuchten eingesenkt sind und einige vorspringende Halbinseln und vorgelagerte Inseln das Land gliedern und stellenweise gute Häfen schaffen; im Norden dehnt sich bis gegen Spézia eine unendliche Flachküste, an der zwischen verlandeten Inselvorgebirgen eine Reihe von flach sichelförmigen, dünenbewehrten und zum Teil mit Sümpfen bestandenen Buchten sich dehnt, die in ihrer Gesamtheit einer großen, an zahlreichen Punkten aufgehängten Guirlande gleichen. Am ligurischen Meer baut sich die jähe Steilküste der Riviera auf, die besonders in ihrem östlichen Teil trotz dessen größerer Steilheit einige gut geschützte Hafenbuchten aufweist. Auf den großen italienischen Inseln wiegt die Steilküste vor, die teils durch Kesselbrüche in flache Golfe gegliedert ist, teils durch die Arbeit der Brandung in wenig widerständigem Gestein zu niedrigen, aber jäh abbrechenden und verkehrsfeindlichen Kliffs umgestaltet worden ist.

Große Stromsysteme können sich auf der schmalen Apenninenhalbinsel, deren Hauptrichtung mit dem Streichen ihrer Gebirge zusammenfällt, naturgemäß nicht bilden. So überschreiten ihre bedeutendsten Flüsse Tiber und Arno nicht die Größenordnung deutscher Nebenflüsse wie etwa des Neckars oder der Isar. Nur im Tieflandsraume zwischen den Alpen und den Apenninen hat sich das stattliche System des Po entwickeln können, der mit einer Lauflänge von 670 km ungefähr der Weser entsprechen mag und durch zahlreiche große Nebenflüsse erhöhte Bedeutung gewinnt. Durch seine gleichmäßige Wasserführung unterscheidet er sich wohltätig von den Halbinselflüssen, deren in der Regenzeit hochgefüllte Betten im Sommer nur ganz kümmerliche Rinnsale bergen, ja zum großen Teil gänzlich austrocknen. Allen italienischen Flüssen ist jedoch die Eigenschaft gemeinsam, daß sie jahraus jahrein gewaltige Mengen Sinkstoffe führen und ihre Mündungsebenen sehr rasch weiter ins Meer vorschieben. Po, Arno und Tiber — ebenso aber auch alle kleineren — gehören zu den Flüssen, die eifrig wie wenige andere, die wir auf der Welt kennen, ihre Deltas meerwärts vorbauen und dem italienischen Staat alljährlich nicht unbeträchtlichen Gebietszuwachs schenken. Unter den geschilderten Umständen ist es freilich begreiflich, daß nur die Gewässer Oberitaliens für den Verkehr verwertbar sind. Von den Halbinselflüssen kommt heute keiner für die Schiffahrt in Betracht.

Die Vulkane, die in einer ganz anders gearteten geologischen Umgebung eruptive Massen auf der Erdoberfläche aufschütten, die Bruchlinien, die das feste Land zerstückeln und Meeresbuchten in dessen Körper eindringen lassen, — beide arbeiten sie auf eine große Mannigfaltigkeit der Formgestaltung der Natur Italiens hin. Dem steht andererseits die verhältnismäßig geringe Verschiedenheit in der geologischen Zusammensetzung und in der petrographischen Beschaffenheit der Gesteine gegenüber, welche das Zerstörungswerk der Flüsse ungemein erleichtern und den lockeren Mantel ihrer Aufschüttungen immer größeren Raum gewinnen lassen; diese Faktoren arbeiten auf eine Vereinheitlichung hin und bewirken eine zunehmende Ausgleichung der ursprünglichen natürlichen Gegensätze. Wenn man einen Grundzug der italienischen Landschaft aufweisen will, so ist es vielleicht gerade diese Mischung von Mannigfaltigkeit und von Einfachheit, die sie charakterisiert. Hier finden wir nicht wie in Griechenland jene Häufung großer und scharfer Gegensätze auf engem Raum, nein, Italiens Landschaft wird mehr beherrscht durch große klare Linien, durch ein kluges Ebenmaß der Natur, die allzustarke Exzesse meidet; sie ist, man ist versucht zu sagen, nicht so heroisch wie dort, sie ist mehr idyllisch und lieblich, ja gar nicht so selten vermag sie sogar eintönig und langweilig zu sein. Die Apenninenhalbinsel stellt sich ihrer Lage nach zwischen die griechische und die spanische Halbinsel. Aber auch nach ihrer natürlichen Gestaltung und nach ihrem landschaftlichen Bilde möchte man sie in die Mitte stellen zwischen Griechenland, wo bunteste Lebhaftigkeit im ewigen Wechselspiel von Land und Meer den Blick verwirrt, und zwischen Spanien, wo der große, einfache Formenfluß in den weiten Hochflächen seines Innern kaum mehr zu überbieten ist. Jenes Mittelding aber, jenes Streben nach einer mittleren Linie ist wohl gerade das, was wir mit dem Begriff der klassischen Landschaft so gerne bezeichnen.

KLIMA UND VEGETATION

Wenn man sich erinnert, wie energisch die schlanke italienische Halbinsel südwärts ins Mittelmeer vorstößt, das Mittelmeergebiet also fast seiner ganzen Breite nach durchmißt, so wird man wohl zu dem Schluß verleitet, daß hier das mediterrane Klima mit seinen milden, niederschlagsreichen Wintern und seinen regenlosen, heißen Sommern zur vollendeten Entwicklung gelangt. In Wahrheit finden wir aber das, was wir gewöhnlich unter italienischem Klima und unter italienischem Himmel verstehen, nur in dem verhältnismäßig engen Raum Süditaliens und der großen Inseln. Der weitaus größere Teil Italiens aber entfernt sich gegen Norden schrittweise vom mittelmeerischen Klimatyp, er ist als ein Übergangsgebiet zu betrachten, im weitgedehnten Norden endlich als ein Raum, der einer ganz anderen Klimaprovinz angehört, nämlich der mitteleuropäischen.

Bei näherem Zusehen erkennen wir die Gründe für diese Tatsache. Beträchtliche Unterschiede wird man allein schon wegen der mächtigen Nordsüd-Ausdehnung des italienischen Staates erwarten dürfen, der sich von den eisgepanzerten Alpengipfeln bis in die Höhe von Tunis durch beinahe zwölf Breitengrade erstreckt. Von allen Ländern des Mittelmeergebietes reicht Italien am weitesten nach Norden, am weitesten von allen seinen Meeresteilen stößt auch die Adria dorthin vor. Diese vermag aber längst nicht in dem Maße wie das offene, tiefe Mittelmeer jene wohltätigen klimatischen Einflüsse zu vermitteln, wie sie z. B. auf der meeres-

durchdrungenen griechischen Halbinsel in so extremer Weise in Erscheinung treten. Denn die Adria ist sehr seicht und ringsum von Land umschlossen, so daß sie den äußeren Einflüssen im Wechsel der Jahreszeiten leicht unterliegt. Auch die Küsten Italiens spielen hier eine wesentliche Rolle, denn sie sind lange nicht so aufgeschlossen, so tief gegliedert, daß der Anhauch des Mittelmeeres die gesamte Halbinsel durchdringen könnte. Endlich entzieht die gebirgige Gestaltung des Landes weite Gebiete allein wegen ihrer Höhenlage dem mediterranen Segen und schließt andere durch feste Gebirgswälle so hermetisch ab, daß mittelmeerische Wirkungen nicht mehr oder nur schwach dort eindringen können.

So ergeben sich deutlich kräftige Gegensätze, die verschiedene Klimaprovinzen zu unterscheiden erlauben. Die Breitenlage, die Gliederung des Landes und seine Gebirgserfüllung sind die trennenden Merkmale.

Auch klimatisch legen sich die Alpen vor die Apenninenhalbinsel wie ein schützender Wall, der die rauhen Nordwinde am Eindringen verhindert. Die Schutzlage im Verein mit der südlichen Exposition verleiht den Alpentälern ein viel milderes Klima, als es eigentlich ihrer Breiten- und Höhenlage entsprechen würde. Wo dazu noch die mächtigen Becken der Alpenrandseen ihren mildernden Einfluß ausüben, da entstehen klimatische Oasen, die zwar alle Vorzüge des mediterranen Klimas in sich vereinigen, aber seine Nachteile nicht kennen.

Von den großen Alpenseen steigen wir in die norditalienische Tiefebene hinab. Von den Alpen gleichermaßen wie von den Apenninen umwallt, nur nach Osten hin geöffnet, entbehrt sie die wohltätigen Meereseinflüsse, welche die Adria natürlich längst nicht zu ersetzen vermag. So wird die Po-Ebene durch ein ganz mitteleuropäisches Klima gekennzeichnet, das Regen zu allen Jahreszeiten mit bedeutenden sommerlichen Niederschlagsmengen bringt. Aber es hat einen stark gegensätzlichen, kontinentalen Einschlag, da die Menge der Niederschläge, von den Randgebirgen aufgefangen, nicht groß ist und da im Sommer die abkühlenden, im Winter die erwärmenden Seewinde ferngehalten werden. Heiße lange Sommer und kurze, aber kalte Winter mit häufigem Frost und Schneefällen verursachen hier Jahresschwankungen bis über 24° zwischen dem wärmsten und kältesten Monatsmittel, was nicht nur in ganz Italien einzig dasteht, sondern die Po-Ebene auch zum kontinentalsten Gebiet der ganzen Mittelmeerländer macht. Das Gedeihen mediterraner Gewächse ist hier vollständig ausgeschaltet, dafür haben aber alle Pflanzen glänzende Entwicklungsmöglichkeiten, die wie der Reis in der Wachstumszeit große Hitze und gleichzeitig auch Feuchtigkeit brauchen.

Die Ketten des nördlichen Apennin bilden eine klimatische Scheide, wie man sie schärfer sich kaum vorstellen kann. Wenn in der Po-Ebene noch Frost herrscht und Schnee liegt, reist man in wenigen Stunden an die ligurische Küste, wo man unter Palmen sitzend die warme Wintersonne genießen kann. Das Riviera-Gebiet nimmt eine den oberitalienischen Seen entsprechende Ausnahmestellung ein, aber der mediterrane Charakter ist durch trockene Sommer bereits schärfer ausgeprägt, und die reichlichen Niederschläge fallen schon vorwiegend im Frühjahr und vor allem im Herbst. Im Schutze der hohen Apenninketten finden wir hier milde Wintertemperaturen, wie sie auf der Halbinsel erst wieder am Golf von Neapel anzutreffen sind. So ist es kein Wunder, daß diese gesegnete Gegend die berühmtesten klimatischen Kurorte Italiens birgt.

Viel langsamer als hier gelangen wir auf der Halbinsel selbst ins Bereich des eigentlichen mittelmeerischen Klimas. In Mittelitalien muß erst ein Übergangsland



Prof. Dr. O. Flückiger, Zürich

Le Devoluy in den französischen Kalkalpen



Prof. Dr. O. Flückiger, Zürich

Briançon im oberen Durancetal



Kurt Hielscher, Berlin (aus seinem Werk „Italien")

Lago Maggiore mit der Isola dei Pescatori

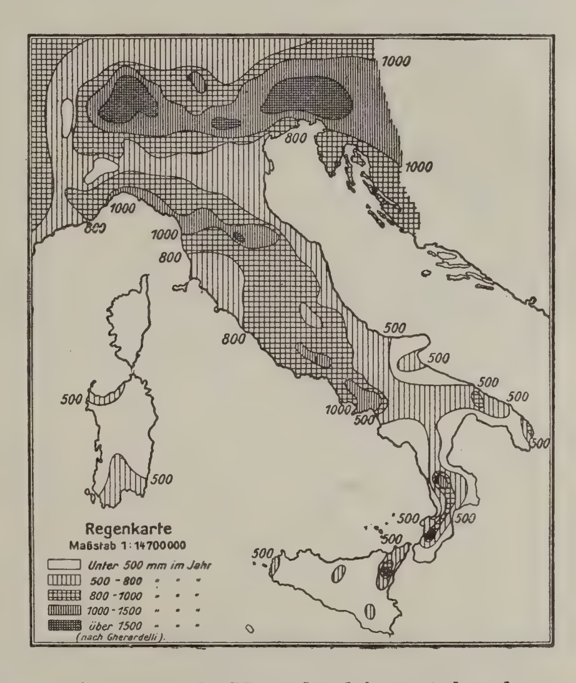


Kurt Hielscher, Berlin (aus seinem Werk „Italien")

Portofino an der Riviera

durchquert werden, in dem neben mediterranen Gewächsen erst überwiegend, dann in abnehmendem Maße laubwechselnde Bäume und Sträucher gedeihen. Erst in Süditalien stoßen wir auf rein mediterranes Klima mit all seinen charakteristischen Eigenschaften. Je weiter wir uns also vom nördlichen Apenninenkamm nach Süden begeben, um so mehr nehmen die winterlichen Wärmegrade zu, um so mehr aber auch die sommerliche Trockenzeit, in der normalerweise kein Tropfen Regen fällt; diese dauert z. B. bei Neapel 1 Monat, auf Sizilien 3—4 Monate und auf Malta 4—5 Monate. Die Niederschlagsmengen andererseits nehmen immer mehr ab und konzentrieren sich von den in Mittelitalien noch vorherrschenden Frühjahrs- und Herbstregen immer entschiedener auf den Herbst und schließlich auf den Winter. Die Sommermonate werden nun stetig regenärmer, wie folgende Zahlen zeigen; von der Jahresregenmenge fallen in der Zeit von Juli bis September:

am Südfuß der Alpen	30 %
in der Po-Ebene	24 %
in Mittelitalien	17 %
in Süditalien	11 %
in Sizilien	3 %
in Malta	2 %



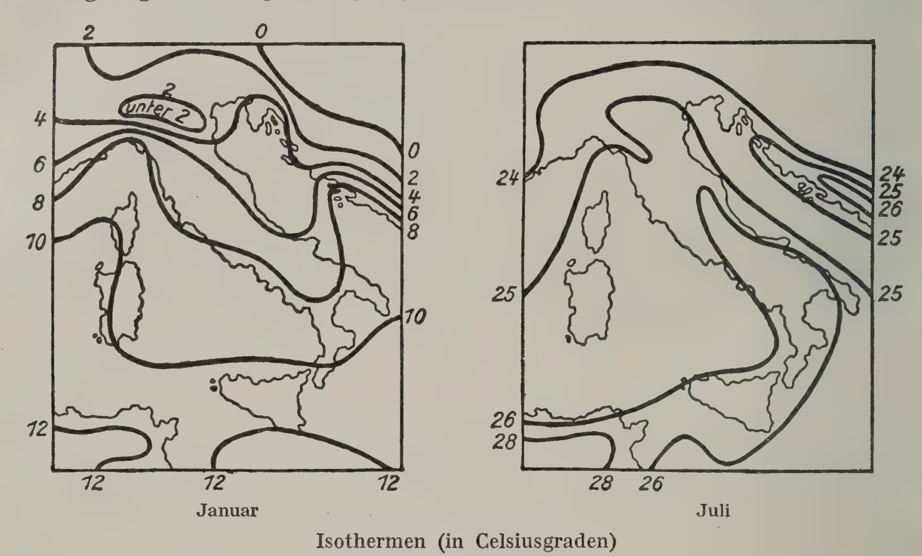
Eine Ausnahme von der stetigen Ab- oder Zunahme machen nur die sommerlichen Wärmegrade, bei denen eine wesentliche Temperaturzunahme gegen Süden nicht eintritt. Lassen schon die winterlichen Temperaturen eine hohe Anpassung an die Grenzen von Land und Meer erkennen, so fällt das in weit verschärftem Maße im Sommer auf, wo der Gegensatz zwischen erhitztem Land und kühlem Meer ein Anschmiegen der Temperaturkurven an die Küsten zurFolge hat. Nicht mit dem Fortschreiten nach Süden erhalten wir größere Hitzegrade, sondern dann, wenn wir uns von der Küste landeinwärts begeben. Dies zeigt deutlich der Verlauf der Juli-Isotherme von 26°, die sich von Nordafrika über Sizilien nach Unteritalien schwingt und die Halbinsel bis Ancona umschließt.

Neben den zwischen Nord und Süd sich stetig steigernden Gegensätzen sind solche auch zwischen der West- und Ostseite der Halbinsel deutlich festzustellen. Die Ursache hierfür liegt in dem ganz Italien der Länge nach durchziehenden hohen Apenningebirge, welches die feuchtigkeitspendenden Winde veranlaßt, ihre Niederschläge bereits auf der Südwestseite abzugeben, dann aber auch an der Adria, die, wie wir sahen, längst nicht so maritim ist wie das offene Meer. Die Folge davon ist, daß die Ostseite Italiens im Winter kälter, im Sommer wärmer ist als die Westseite und daß sie weniger Niederschläge empfängt als diese.

In den Gebirgen nehmen natürlich mit der Zunahme der Höhe die Temperaturen ab und die Niederschläge zu bei gleichmäßigerer Verteilung über das ganze Jahr, so daß man sich in nördlichere Gegenden versetzt glaubt.

Ein kurzer Blick sei noch auf die Winde Italiens geworfen, die den großen Gesetzen der mediterranen Luftzirkulation gehorchen. In Norditalien herrschen das ganze Jahr über veränderliche Winde, unter denen West und Ost sich ungefähr die Wage halten. Je weiter wir nach Süden gehen, um so regelmäßiger werden die Winde, die im Winter aus der südlichen, im Sommer aus der nördlichen Hälfte der Windrose wehen. Eine besondere Rolle spielen im Norden der von den Alpen niederfallende warme Föhn und die besonders in der nördlichen Adria von den Karsthöhen herabstürmende kalte Bora, im Süden der alles verheerende, glutheiße, mit Staub beladene Scirocco, der von den nordafrikanischen Wüsten herüberwehend aus den höheren Teilen der Atmosphäre herabstürzt.

Mögen die Gegensätze aber auch noch so groß sein, so ist doch im ganzen genommen das Klima Italiens als ein ungemein günstiges anzusprechen. Die überall genügenden Regenmengen gestatten der Landwirtschaft reiche Ernten zu



Januar Juli

Isothermen (in Celsiusgraden)

erzielen; das milde Klima läßt Pflanzen trefflich gedeihen, die anderwärts nicht fortkommen und daher zu vielbegehrten Dingen im übrigen Europa gehören; nirgends ist die sommerliche Trockenheit so groß, daß echte Steppen sich zu bilden vermöchten. So ist es kein Wunder, daß die Landwirtschaft auch heute noch die Hauptgrundlage allen Erwerbs ist. Die milden Temperaturen des Winters bedeuten für Bekleidung und Heizung nicht nur eine bedeutende Ersparnis an Volksvermögen, sondern, was viel mehr wert ist, sie vor allem locken alljährlich Hunderttausende von Fremden ins Land, die von der Sehnsucht nach Sonne und Wärme getrieben aus kälteren Zonen hierher eilen.

Freilich stehen den Vorzügen des Klimas auch schädliche Wirkungen gegenüber: Unter ihnen sei nur auf das Austrocknen der Flüsse und auf die Malaria hingewiesen, die in den verwilderten Flußläufen und an den flachen Küstensümpfen zu einer Geißel geworden ist und noch vor vier Jahrzehnten alle Provinzen Italiens bis auf sechs heimgesucht hat. Aber diesen Schäden vermag der Mensch entgegenzuwirken, und er wird sie mit zunehmender Erkenntnis unter Aufwendung reicher Mittel wohl einmal zu bannen wissen. So bleibt unter den Auswirkungen des italie-

nischen Klimas immer mehr das Schöne und Nützliche zurück und das Schädliche verschwindet; es ist einer der kostbarsten und nie versiegenden Schätze, die dem Land als Mitgift gegeben sind, ein Reichtum, der noch weit mehr zu steigern wäre, wenn überall eine vernünftige Auswertung aller noch ungenützt schlummernden Möglichkeiten einsetzt.

Den sinnfälligsten Ausdruck findet das Klima Italiens in seiner Vegetation; denn diese reagiert am empfindlichsten auf alle die feinen Unterschiede und Veränderungen, die dem gröberen Organismus des Menschen gar nicht oder nur schwer wahrnehmbar sind. Was wir aber heute als Pflanzenkleid Italiens vor uns sehen, entfernt sich ungeheuer weit von dem ursprünglichen und natürlichen Landschaftsbild der Vegetation. In keinem anderen Land Europas hat die Hand des Menschen die von der Natur gegebenen Verhältnisse ebenso verändert wie hier. Die Ursache liegt klar auf der Hand: Dieses Land blickt auf eine mehrtausendjährige kulturelle Entwicklung zurück, darunter auf Jahrhunderte, in denen nach Italien als weltbeherrschende Macht die Erzeugnisse der ganzen Welt zusammenströmten. So wurden unzählige Pflanzen hier heimisch, die aus den fernsten Erdteilen stammen, aber in dem fruchtbaren Boden und unter dem günstigen Klima vortreffliche Lebensbedingungen fanden. Sie sind heute geradezu mediterrane Charakterpflanzen geworden.

Unter solchen Umständen ist es sehr schwer, sich von dem ursprünglichen und natürlichen Bild der Vegetation der Apenninenhalbinsel eine richtige Vorstellung zu machen. Nach dem Zeugnis der ältesten Schriftsteller war sie ein Waldland wie das alte Germanien; bedeckt von einem durch Lichtungen unterbrochenen Wald, der, im Norden sommergrün, gegen Süden sich zum immergrünen wandelt und hier auch häufig schon dem Buschwald der Macchie Platz macht. Die günstige Bodenbeschaffenheit, die Alluvionen der Po-Ebene, die fruchtbaren Tertiärschichten und die vulkanischen Ablagerungen, alles vegetationsfreundliche Gebilde, boten dem Waldkleid die besten Voraussetzungen. Trotzdem aber steht der Wald an der Grenze seiner Daseinsbedingungen, und einmal verwüstet kann er sich so leicht nicht mehr erneuern. Hierfür sind klimatische Gründe maßgebend, vor allem die nicht sehr großen Niederschlagsmengen und die Trockenheit des Sommers; deshalb fehlen den italienischen Wäldern Unterholz und Gebüsch und die schwellenden Moospolster, die bei uns den Wald kennzeichnen.

In den italienischen Waldbeständen hat nun Jahrtausende lang der Mensch sinnlos gewütet. Die Erbauung der riesigen Flotten des Altertums — mußte doch schon in der römischen Kaiserzeit Holz eingeführt werden — lichtete die Wälder ebenso wie erst vor wenigen Jahrzehnten der rasche Ausbau des dichten italienischen Bahnnetzes. So ist die Zerstörung bis auf unsere Tage immer weiter fortgegangen, wo nun endlich die Einsicht aufdämmert, welch' ungeheure Sünden hier ungezählte Generationen auf sich geladen haben. Wo der Wald einmal gerodet war, wo junger Nachwuchs sich wie gesagt aus klimatischen Gründen von selbst nicht festsetzen konnte, da räumten die Atmosphärilien und die fließenden Gewässer rasch die fruchtbare Bodendecke weg und entblößten das feste Gestein. Besonders katastrophal aber wurde das in den Tertiärgebieten, wo Sande, Tone und Mergel die Oberfläche bilden. Tief hinein mit Feuchtigkeit erfüllt kommen diese Schichten bei starken Güssen oder auch bei Erdbeben ins Gleiten und lösen gewaltige Bergschlipfe aus, die der Italiener mit dem Begriff der frana belegt. Mit solchen

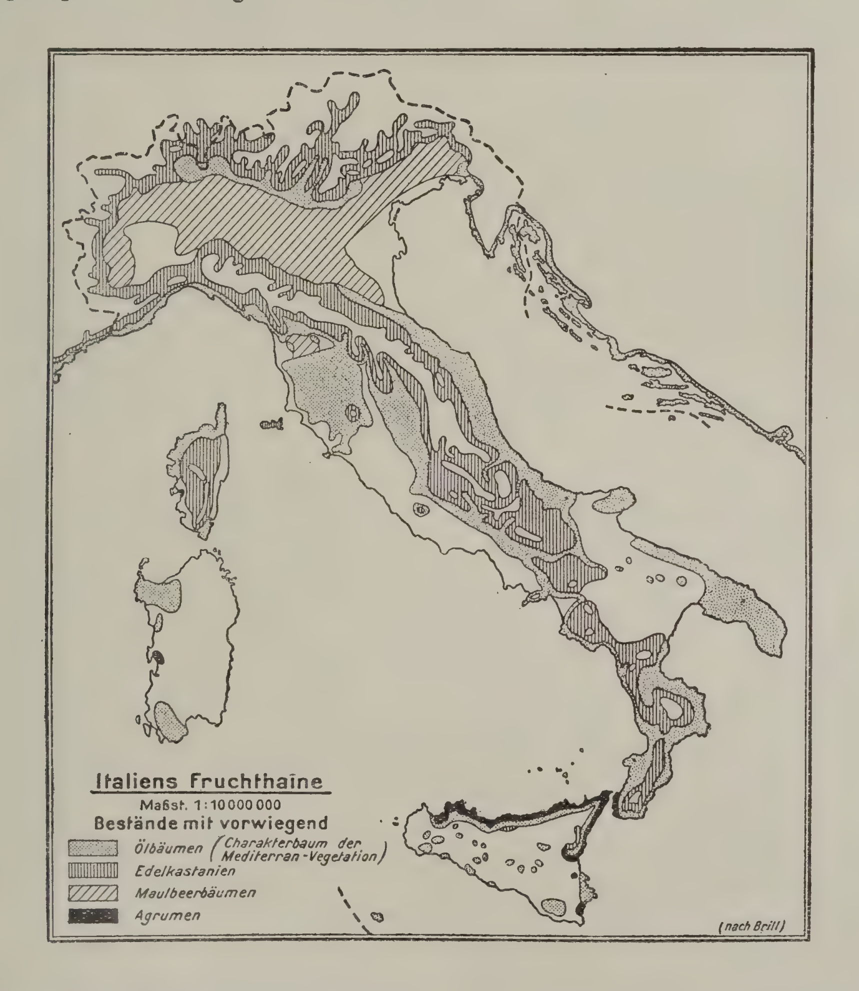
unbeständigen Bodenarten sind in Italien weite Flächen bedeckt. So bestehen nach Fischer 40% der Fläche von Sizilien aus Böden, die sehr leicht Veränderungen unterliegen, und nur 30% gelten als mäßig fest. Es ist klar, daß in solchen Gebieten einmal geschaffene Anrißе sich rasch ausbreiten und ihrerseits die Vegetation immer mehr zerstören, wenn der Mensch nicht schützend eingreift. Was die frane alljährlich in Italien noch heute an Eigentum vernichten, übersteigt wohl weit den durch Vulkane und Erdbeben verursachten Schaden. In engstem Zusammenhang mit diesen Verwüstungen steht die riesige Schlamm- und Geröllführung der Flüsse und das rasche Anwachsen ihrer Mündungsebenen, in deren jung entstandenen fruchtbaren Gefilden wieder ein kleiner Teil des Schadens gutgemacht wird, der in den Bergen erwächst; mit ihnen steht letzten Endes auch die Malaria in Zusammenhang, die durch das Klima allein nicht zu erklären wäre.

Man sieht staunend, welch folgenschwere Wirkungen die durch Jahrtausende fortgeführte Waldverwüstung in Italien gehabt hat. So hat es der Mensch selbst verschuldet, wenn sich in natürlicher Wechselwirkung auch das Klima verschlechtert hat, daß es trockener und heißer geworden ist, weil die Wälder als natürliche Wassersammler fehlen und die Gewässer ungenützt und rasch zu Tal eilen. Menschenwerk ist also im wesentlichen das Bild des heutigen Pflanzenkleides. Aus dem ursprünglich waldreichen Land ist eines der waldärmsten Gebiete Europas geworden.

Die mediterranen Elemente im Pflanzenkleid der Apenninenhalbinsel schließen sich eng an das Herrschaftsbereich des Mittelmeerklimas an. Unbeschränkt gedeiht die immergrüne Vegetation nur in Unteritalien und auf den Inseln, wo allein auch die Charakterformation der Macchie, jenes niedrigen, oft undurchdringlichen, aus den verschiedensten Gewächsen sich zusammensetzenden Buschwaldes, in größeren Beständen vorhanden ist. In Mittelitalien treten gegen Norden immer mehr sommergrüne Gewächse auf, bis wir auf dem Kamm des nördlichen Apennin die scharfe Grenze gegen die mitteleuropäische Vegetation erreichen. Nach Norden vorgeschobene mediterrane Inseln finden wir an der geschützten Riviera und im südlichen Alpensaum an den italienischen Seen. Eine schärfere Begrenzung der mediterranen Vegetation gibt das Vorkommen ihres charakteristischsten Vertreters, des Ölbaums. Er erfüllt ganz Süditalien und Sizilien bis zu Höhen von 800—900 m. In Mittelitalien bis zu 400—600 m hinaufreichend nimmt er breite Streifen entlang den Meeren ein, und nur der hohe Apennin schließt ihn aus. So ist er im ganzen Arnobecken und überall an der Riviera heimisch und reicht an der Adria nördlich bis Rímini. In Norditalien meidet er die ganze Po-Ebene und tritt erst wieder in den Oasen der südlichen Alpentäler auf, um dann in Istrien und auf den norddalmatinischen Inseln wieder zu größerer Verbreitung zu gelangen. Die vielen außer dem Ölbaum die immergrüne Region kennzeichnenden Kulturgewächse werden uns in ihren Hauptvertretern noch später beschäftigen.

In den Gebirgen steigen wir in die Waldregion empor, deren untere Grenze gegen Süden immer weiter nach oben rückt. Mediterrane Elemente prägen sich in den ausgedehnten Beständen von Edelkastanien aus, die auch einige wirtschaftliche Bedeutung besitzen, und in den weit spärlicheren Wäldern immergrüner Eichen. Darüber kommen überall mitteleuropäische Elemente zur Herrschaft: Buchen, die in Sizilien ihre südlichsten Standorte in Europa erreichen, ferner Eichen und dann in höheren Lagen Nadelwaldungen. Aber wie schon gesagt ist der Waldreichtum Italiens gering und größere zusammenhängende Flächen sind selten. Nur im

toskanischen Apennin, in den Abruzzen, im Sila- und Aspromonte-Gebirge Kalabriens, am Ätna und auf Sardinien sind nennenswerte Bestände vorhanden. Über den Wäldern breiten sich die Bergweiden. Daneben herrscht aber in weiten Gebieten hier oben wie auch tiefer, wo der Wald zerstört worden ist, das nackte Gestein, das ebenso zum Charakterbild der italienischen Landschaft gehört wie die prangenden Fruchtgärten des Tieflands.



In der winterkalten norditalienischen Ebene ist trotz ihrer tiefen Lage nur für eine mitteleuropäische Flora Raum. Aber die große Sommerhitze läßt doch einige Vorposten des Mittelmeerklimas gedeihen, wie den massenhaft gezogenen Maulbeerbaum, ja sie gibt sogar tropischen Pflanzen wie dem Reis gute Daseinsbedingungen. Solche fremdartigen Bestandteile sind in der Po-Ebene in großer Zahl vorhanden und beeinflussen den Charakter der Landschaft so stark, daß schon dort in uns der Eindruck des Südens erweckt wird, obwohl das Klima im großen etwa dem der Rheinebene entsprechen mag. Von einer natürlichen Vegetation aber kann in dem riesigen Gartenland der Po-Niederung kaum mehr die Rede sein; die Kulturlandschaft hat ganz von ihr Besitz genommen.

Mehr noch als die natürliche Vegetation hat die Jahrtausende alte Kultur den Bestand an Wildtieren gelichtet. Jagdbares Getier ist nur in sehr geringen Mengen da und dort erhalten. Als bezeichnendes Merkmal, das es seiner Lage und der Brückenstellung mit Afrika verdankt, mag der zeitweilig ungeheure Reichtum Italiens an Zugvögeln gelten, welche die Halbinsel als Hauptwanderstraße benützen und der unbändigen Jagdwut des Volkes, der bloß noch diese kleinen unschuldigen Ziele offen stehen, leider in ungezählten Massen zum Opfer fallen. Charakteristisch ist auch der Reichtum an Reptilien, besonders an Eidechsen.

DIE BEVÖLKERUNG

Die natürliche Lagengunst Italiens kommt auch in seiner Bevölkerung sehr deutlich zum Ausdruck. Der Grenzwall der Alpen ist zwar unschwer zu übersteigen und hat zahlreiche Einfälle fremder Völker auf den Boden der Halbinsel nie verhindern können. Aber er bewirkte doch eine so große Absonderung von den übrigen Ländern Europas, daß die Eindringlinge stets sehr rasch vom seßhaften Volk und vor allem unter dem Zwang des Klimas und der Natur, die beide so durchaus anders geartet waren als in deren nördlicherer Heimat, angeglichen und aufgesaugt wurden. So ist das italienische Volk heute zwar zweifellos das Ergebnis vieler Mischungen, aber es ist trotzdem durchaus einheitlich wie wenige andere Völker Europas.

Die erste uns bekannte Mischung erfolgte im Altertum, als die unter dem Namen der Italiker zusammengefaßten indogermanischen Stämme vom größten Teil der Halbinsel Besitz ergriffen und sich allmählich mit der mediterranen Vorbevölkerung (Etrusker, Rhätier usw.) vermengten. Eine zweite Völkerwelle brachte im 6. Jahrhundert v. Chr. die keltischen Gallier nach Oberitalien, während in Süditalien und Sizilien zahlreiche griechische Kolonien aufblühten. Die Entwicklung des römischen Reiches, die sich in langen Jahrhunderten und unter schweren Kämpfen vollzog, schweißte allmählich die verschiedenen Elemente Italiens zu einer Nation mit einheitlicher Staatsform, Sprache und Kultur zusammen. Erst die Völkerwanderung und das Mittelalter brachten nach langen Zeiten der Ruhe und glänzender kultureller Entwicklung neue große Völkerbewegungen. Im Norden drangen germanische Stämme ein, von denen die Goten und Langobarden lange Jahre ihre Herrschaft behaupteten. Im Süden gründeten die Sarazenen und dann die Normannen kräftige Reiche; besonders in Sizilien hat die arabische Herrschaft tiefgreifenden Einfluß geübt. Bis tief in die Neuzeit hinein hat die starke politische Zersplitterung des Landes die Folge gehabt, daß noch sehr viele Feinde eindrangen. Vor allem Deutsche, Franzosen und Spanier haben oft genug auf Italiens Boden ihre Schlachten geschlagen und Teile davon beherrscht, bis endlich die Einigung des Landes und die Gründung des Königreiches in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jenen Einfällen ein Ziel setzte.

Trotz dieser vielen, kräftigen und oft langdauernden fremden Beeinflussungen und Volksmischungen sind alle jene Elemente wie in einem großen Schmelztiegel immer wieder in der ansässigen Bevölkerung aufgegangen. Eine wesentliche Hilfe zur Überbrückung der Gegensätze war die einheitliche, aus dem Lateinischen herstammende Sprache. Die Unterschiede in den Dialekten der einzelnen Landesteile übertreffen zwar weit die sprachliche Verschiedenheit der deutschen Stämme, aber ein starkes einigendes Band bildete die aus dem Toskanischen hervorgegangene

Schriftsprache, die schon vom 12. Jahrhundert an sich verbreitete und dann bald durch Dante ihren erhabensten Ausdruck fand.

So können wir heute unter den Italienern trotz der vielen Mischungen, aber auch trotz der gemeinsamen Sprache im wesentlichen zwei Typen sowohl nach äußeren Merkmalen wie nach inneren Eigenschaften sehr deutlich unterscheiden: Der hochgewachsene, kräftige, häufig blonde und helläugige Norditaliener vermag den sehr starken Einschlag germanischen und keltischen Blutes nicht zu verleugnen; emsig und tatkräftig seine Arbeit verrichtend, mit kluger Berechnung seinen Geschäften nachgehend, oft feinste Bildung mit ausgeprägtem Kunstsinn vereinigend, ist er die Stütze des italienischen Staates, der Sauerteig der italienischen Nation. Der Süditaliener dagegen läßt mit seinem untersetzten, kleinen Wuchs, mit der dunklen Farbe der Haut und der Augen und mit seiner schwarzen Haarfarbe die Mischung mit griechischem und arabischem Blut erkennen; auch er ist arbeitsam und ehrlich, dabei aber unordentlich und wankelmütig, leidenschaftlich und leichtsinnig. Er verkörpert so recht den Typus des mediterranen Menschen mit allen seinen guten und schlechten Eigenschaften, während der Norditaliener nach Lebensweise und Lebensauffassung weit mehr mit mitteleuropäischen Völkern in eine Reihe zu stellen ist als mit seinen eigenen süditalienischen Landsleuten. Der starke Gegensatz ist zwar äußerlich durch die nationale Einigung überbrückt, aber er kommt im ganzen wirtschaftlichen und kulturellen Zustande des Landes aufs schärfste zum Ausdruck.

Wie dem auch sei, das italienische Volk erfüllt in außerordentlich einheitlicher Weise den ihm von der Natur bestimmten, wohlumgrenzten Lebensraum. So waren vor dem Weltkrieg fremde Elemente im italienischen Staat auf ein Mindestmaß beschränkt: In einigen Gebirgstälern Piemonts sprechen 85 000 Menschen französisch, in Friaul siedelten 30 000 Slowenen, in Apulien bedienen sich etwa 30 000 Menschen der griechischen Sprache und in Süditalien verstreut gehören rund 90 000 albanischen Sprachinseln an. Doch die letzteren zwei haben völkisch nicht die mindeste Bedeutung. Der Weltkrieg freilich hat die Zahl der Fremdstämmigen vermehrt, die den Italianisierungsbestrebungen schärfsten Widerstand entgegensetzen: Es sind dies die 250 000 Deutschen, die aus dem einheitlichen Gefüge Tirols unter bewußter Verletzung ihres Selbstbestimmungsrechtes herausgerissen worden sind, es sind dies die zahlreichen Slowenen und Serbokroaten, welche die Gebiete von Görz, Triest und Istrien bewohnen. Aber selbst so übersteigen die fremdstämmigen Elemente nur wenig 1% der Gesamtbevölkerung des Reiches. Auf der anderen Seite stehen auch heute noch nicht wenige Italiener unter fremder Herrschaft; im französischen Nizza und auf Korsika, im schweizerischen Tessin, auf dem englischen Malta und an einigen Plätzen Dalmatiens mögen sich wohl 700 000 Menschen der italienischen Sprache bedienen (vgl. Text-Abb. S. 543).

Der italienische Staat umfaßt eine Fläche von 313 000 qkm (gleich $^{2}/_{3}$ von Deutschland), auf der Ende 1925 42 Mill. Menschen wohnen (3 Mill. mehr als 1921!). Diese Zahl ist insofern von größter Bedeutung, als sie uns zeigt, daß die Italiener, deren Land im Herzen des Mittelmeergebietes liegt, auch die weitaus volkreichste Nation dieses Erdraumes sind und allein dadurch schon zu einer herrschenden Stellung berufen sein müssen. Ferner hat aber Italien auch die größte Siedlungsdichte unter allen Mittelmeerländern, denn die Zahl von 135 auf 1 qkm fällt weit aus dem Rahmen der sonst gewöhnlichen mediterranen Volks-

dichte von etwa 40 heraus. Das sind zwei Tatsachen, die man bei der Betrachtung des Mittelmeergebietes nicht aus den Augen verlieren darf. Aber auch unter den europäischen Großmächten wird jene Dichte nur von Großbritannien übertroffen.



Maßstab 1:8 000 000.

Bevölkerungsdichte und Städte

Trotz sehr gleichmäßiger natürlicher Bedingungen ist jedoch die Bevölkerung nichts weniger als gleichmäßig verteilt. In dem gebirgigen Land tritt zunächst schon eine bemerkenswerte Gliederung nach der Höhe ein, denn mehr als die Hälfte der Einwohner lebt unter 200 m und $^5/_6$ unter 500 m Höhe; über 1000 m siedelt nur mehr 1% der Bevölkerung. Besondere Zusammenballungen finden

sich in der Lombardei (Prov. Mailand 602 auf 1 qkm!) in Ligurien, auf der Arno-Ebene, in Kampanien (Prov. Neapel 1646 auf 1 qkm!), an der apulischen Küste von Barletta bis Bari, endlich um Palermo und im Ätna-Gebiet. Als volksärmste Gebiete treten uns Sardinien (Prov. Sássari 31 auf 1 qkm!) und die Basilicata entgegen, ferner einige Hochgebirgsprovinzen und versumpfte Küstenstrecken, in denen die Malaria herrscht. Für jene ungünstigen Besiedlungsverhältnisse der Küsten, die im Altertum vielfach von den blühendsten Seestädten besetzt waren, ist außer der Malaria, die meist sekundär auf Vernachlässigung und Waldzerstörung zurückzuführen ist, vor allem das Seeräuberunwesen der Barbaresken verantwortlich zu machen, das bis ins 19. Jahrhundert die Bevölkerung ständig in Atem hielt. Heute freilich steigen die Menschen wieder von den Bergen zum Meer hinunter und gründen dort Filialsiedlungen (Marina), die nun oft genug ihre hochgelegenen Mutterstädte überflügeln.

Im Jahre 1770 zählten die das heutige Italien zusammensetzenden Gebiete etwa 17 Mill. Einwohner. Wenn die Bevölkerung sich bis heute nur wenig mehr als verdoppelt hat, wenn die Zunahme von 1901 bis 1911 nur 7% betrug, also weniger als in Deutschland, so liegt die Schuld daran nicht an einem geringen Geburtenüberschuß, der im Gegenteil ein sehr großer ist, sondern an der Auswanderung, die keinem anderen Staate Europas alljährlich solche Volksverluste zufügt wie Italien. Die Hauptmasse der Auswanderer stellen Sizilien, Kalabrien, die Abruzzen, die Basilicata und Kampanien. Das sind alles Gebiete, in denen entweder die natürliche Armut des Landes oder unbefriedigende wirtschaftliche und soziale Verhältnisse eine wahre Landflucht hervorgerufen haben, Gebiete, wo eine industrielle Entwicklung bisher nicht festzustellen ist. So verließen z. B. 1903 $^1/_2$ Million, 1913 $^3/_4$ Millionen Italiener ihr Land, die Rückwanderung war dagegen nur unbedeutend. Auch nach dem Krieg setzte sie wieder stark ein: 1924 waren es 402 000 bei 61 000 Rückwanderern. Der Strom der Auswanderer geht heute bezeichnenderweise vor allem nach dem menschenarmen Frankreich (1924: 231 000!). Das Interesse für Nordamerika ist wegen der scharfen Einwanderungsgesetze der Union sehr verblaßt. In Südamerika übt neuerdings Argentinien große Anziehungskraft aus. Man konnte 1910 die Zahl der ständig im Ausland lebenden italienischen Reichsangehörigen auf über $5^1/_2$ Millionen veranschlagen, dazu kommen aber besonders in Südamerika noch viele, die zwar italienischer Abstammung sind, aber in ihrer neuen Heimat Bürgerrechte erworben haben. Außer der dauernden Auswanderung setzt jedes Frühjahr vor allem in den Grenzprovinzen eine vorübergehende ein, die heute aber längst nicht die Höhe wie vor dem Kriege hat. Damals verließen alljährlich über 200 000 Männer die Heimat und verdingten sich für Erd- und Steinarbeiten, wofür der Italiener besonderes Geschick hat: für die Winterszeit kehrten diese anspruchslosen Arbeiter wieder in ihre Heimat zurück.

Diese großen Verluste an Volkskraft bedeuten natürlich für Italien einen gewaltigen Schaden, da die fleißigsten und kräftigsten Männer dadurch dem Lande entzogen werden. Man versteht so, daß das Auswanderungsproblem für den italienischen Staat eine der wichtigsten, aber auch am schwersten zu lösenden Fragen darstellt. Ist die übermäßige Auswanderung doch Schuld daran, daß manche Gebiete Italiens, wie z. B. die Basilicata, nicht nur keine Zunahme der Bevölkerung, sondern sogar eine Abnahme zu verzeichnen hatten. Man versteht so auch das Bestreben Italiens, sich Kolonien zu sichern, nach denen es den Strom seiner Auswanderer

lenken kann. Diese Politik ist bisher freilich nicht von großem Erfolg begleitet gewesen, da die erworbenen Gebiete durchwegs einer Dauersiedlung selbst der an große Hitze gewöhnten Italiener nicht günstig sind.

Wir sahen schon, daß die Apenninenhalbinsel überwiegend ein Agrarland ist, in dem noch heute fast 60% der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft beschäftigt sind. So sollte man denn meinen, daß auch die ländliche Siedlungsweise überwiegt. Dem ist aber nicht so, sondern fast durchweg herrschen städtische oder große dörfliche Siedlungen vor, in denen sich die steinernen weißen Häuser zu dichten, nur von engsten Gassen durchzogenen Massen zusammendrängen. Das Vorwiegen der städtischen Siedlungen nimmt gegen Süden immer mehr zu. Während in Norditalien die in der Zerstreuung lebende ländliche Bevölkerung noch 40—60 % der Gesamtbevölkerung ausmacht — Ausnahmen sind aber auch hier vorhanden, z. B. in Piemont (23%) und in der Lombardei (23%) — sinkt dieser Anteil in Süditalien und auf den Inseln bis auf ein Minimum herab: Kampanien und Kalabrien 17%, Sizilien 11%, Basilicata 9%, Sardinien 8%, Apulien 3%. In Sizilien sind Siedlungen von 100 bis 200 Einwohnern so gut wie unbekannt; es treffen hier rund 6000 Einwohner auf einen Wohnort.

Die Gründe für diese Erscheinung sind teils natürliche und liegen in der Wasserarmut bedingt, teils aber sind sie eine Folge der Jahrhunderte lang herrschenden Unsicherheit, welche die Bevölkerung zur geschlossenen Abwehr drängte; endlich liegen sie in der geschichtlichen Entwicklung, da die kleinen Feudalherren durch eine Sammlung der Bevölkerung in Städten ihr Machtbereich zu festigen suchten. Die wirtschaftlichen Nachteile solcher Siedlungsweise — sind doch manchmal stundenweite Wege bis zu den Feldern nötig — lassen jetzt, wo die früheren Bedenken fortgefallen sind, wieder einen größeren Zug aufs Land erkennen.

Auch die Lage der Siedlungen wird stark durch ähnliche Gesichtspunkte beeinflußt. Die Küsten wurden im allgemeinen gemieden und nur da besiedelt, wo geschützte Hafenbuchten lockten. Hoch auf den Berghängen, in Schutzlage, mit weitem Ausblick über das Meer, entstanden die Ortschaften. Aber auch im Innern werden die Hänge gegenüber den Tälern bevorzugt, da diese versumpft und der Überschwemmungsgefahr ausgesetzt sind und außerdem oft von der Malaria bedroht werden. An den Berghängen wird andererseits, besonders da, wo Mergel und Tone anstehen, sehr die „frana" gefürchtet, weshalb die Siedlungen oft besonders hoch oben gebaut wurden, wo Kalksteine eine sichere Grundlage boten.

So ist denn für Italien die Zusammendrängung in viele mittelgroße Städte charakteristisch. Zählt man doch dort 180 Orte mit über 20 000 Einwohnern. Viele von ihnen sind aber nichts anderes als riesige Dörfer, Bauernstädte, in denen auch nicht ein bemerkenswertes Gebäude den Blick auf sich zieht. Großstädte über 100 000 Einwohner sind dagegen wegen der geringen industriellen Entwicklung spärlich vertreten (16) und 4 haben Einwohnerzahlen, die $^1/_2$ Million überschreiten.

Dem italienischen Volk ist innerhalb des Mittelmeergebietes zweifellos eine große Zukunft und sicherlich die Führerrolle bestimmt. Seine geographische Lage und seine große Zahl verleihen den Bestrebungen hiernach starken Nachdruck, nicht zuletzt aber auch seine vielen guten Eigenschaften, unter denen der nimmermüde Fleiß, eine seltene Anspruchslosigkeit und vorbildliche Sparsamkeit und Nüchternheit obenan stehen. Der leidenschaftlichsten Begeisterung fähig, fördert dieses Volk alle dem Ruhme der Nation dienenden Dinge, und mit dem Stolz auf die

uralte Vergangenheit des imperium romanum, auf die Blüte von Kunst und Wissenschaft, die von jeher hier eine vorbildliche Pflege gefunden haben, mischt sich der brennende Wunsch, jene Zeiten im neuen Italien wieder auferstehen zu lassen. Daß natürlich neben solch guten Eigenschaften im italienischen Volkscharakter auch schlechte stehen, wie Selbstgefälligkeit und Überschwenglichkeit, ein gewisser Mangel an Ordnungssinn, an Pflichttreue und Charakterfestigkeit, kann dem im allgemeinen guten Bilde, das uns das italienische Volk bietet, nur wenig Abbruch tun. Der schlimmste Feind des Fortschritts ist jedoch noch heute die erschreckend geringe geistige Kultur der breiten Masse. Einer hochgebildeten und fein kultivierten Oberschicht steht namentlich in Süditalien noch ein gewaltiger Prozentsatz von Analphabeten gegenüber, waren doch im Jahre 1911 in ganz Italien noch 38% der Bevölkerung über 6 Jahre des Lesens und Schreibens unkundig. Die erschütterndsten Zahlen finden wir in Kalabrien mit 70% und in Sizilien und Sardinien mit 58%. Es ist klar, daß hier vor allem Wandel geschaffen werden muß, wenn Italien wirklich eine Führerrolle spielen will.

DIE ITALIENISCHEN LANDSCHAFTEN

Die Gliederung des italienischen Landes ist eindeutig und klar. Man unterscheidet am besten folgende große Teile: Norditalien, das die innere Abdachung der Alpen und die Po-Niederung umfaßt und hin und wieder wohl auch mit dem weniger glücklichen Begriff Festlands-Italien gekennzeichnet wird; Halbinsel-Italien, das in Mittel- und Süditalien sich gliedert; Insel-Italien, das sich aus Sizilien, Sardinien und Korsika zusammensetzt. Freilich beruht die Unterscheidung von Nord-, Mittel- und Süditalien nur auf der administrativen Einteilung, aber sie vermittelt doch wenigstens geographische Begriffe, was bei den sehr oft gebrauchten Bezeichnungen Ober- und Unteritalien nicht der Fall ist, die im Gegenteil nur geeignet sind, Mißverständnisse zu verursachen. Wertvoll ist endlich die auf historischer Grundlage beruhende, altbekannte Einteilung in große Regionen (ital.: compartimenti), deren Namen wir kennen lernen werden, während die Untergliederung in Provinzen für uns ohne Belang ist.

NORDITALIEN

Mit dem Begriff Norditalien umreißen wir den geschlossensten, einheitlichsten Raum italienischen Landes: Eine gewaltige Ebene, nach Osten hin sich abdachend und öffnend, umrahmt von den hohen Gebirgsbögen der Alpen und Apenninen. Der Anteil an den Alpen wird in anderem Zusammenhang besprochen (vgl. Abschnitte Ost- und Westalpen!), sie sind aber für uns wichtig, weil ihnen in erster Linie die Entstehung der großen Po-Ebene zu danken ist. Diese bildete noch im jüngsten Tertiär einen tiefen Golf des adriatischen Meeres, der durch die Schuttmassen der eiszeitlichen Alpengletscher und der Alpen- und Apenninenzuflüsse aufgefüllt wurde und noch heute dauernd weiter zugeschüttet wird. Eine gleichzeitige Hebung des riesigen Troges unterstützte diesen Vorgang.
In der Eiszeit waren die Alpentäler von gewaltigen Gletscherströmen erfüllt, die zwar nur wenig über den Gebirgsrand hinaus vordrangen, aber doch allenthalben mächtige Moränenmassen als Zeugen ihrer abtragenden Tätigkeit hinterließen, die sich als riesige Wälle, wie ungeheure Amphitheater vor den ehemaligen Gletscherenden aufbauten. So finden wir z. B. im Westen das Amphitheater von

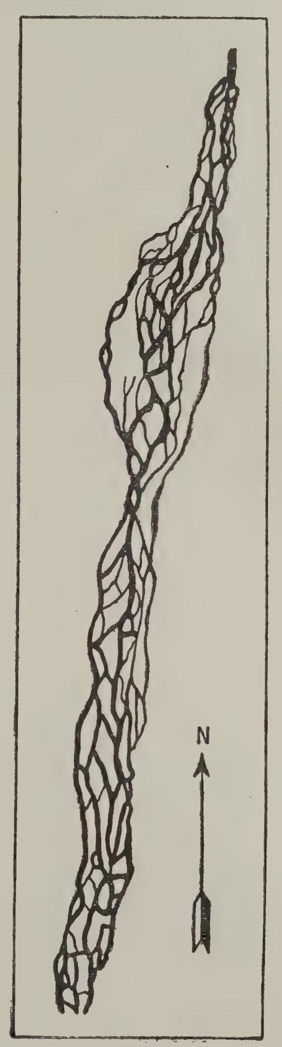
Ivréa, das uns als ein wahres Aufschüttungsgebirge mit Höhenunterschieden bis zu 500 m entgegentritt und in seinem Innern kleine Seen birgt; so umschlingt im Osten den großen Gardasee ein Wall, der in mächtig geschwungenem Bogen über 100 km sich dehnt. Den abschmelzenden Gletscherzungen entströmten große Flüsse, die den Moränengürtel durchbrachen und an ihn anschließend einen breiten Streifen grober Glazialschotter aufhäuften. In diesen Geröllen sinkt das Wasser rasch zur Tiefe und so kommt es, daß die heutigen Flüsse sich hier oft in engen Tälern eingeschnitten haben und Stromschnellen bilden, so kommt es ferner, daß hier der Boden auf weite Strecken trocken und unfruchtbar ist und nur mageren Heiden Raum gibt. Der Landbau findet in dieser Zone nur dann gute Möglichkeiten, wenn ihm Bewässerungsanlagen zu Hilfe kommen. Weiter nach abwärts aber wird das Material naturgemäß immer feiner; es lagerten sich über weite Gebiete wasserundurchlässige, feine, meist äußerst fruchtbare diluviale Tone und Lehme ab. Die Grenze zwischen ihnen und der oberen Zone hebt sich sehr scharf ab, da an ihr überall auf dem undurchlässigen Untergrund die Gewässer wieder als Quellen zum Vorschein kommen, die weiter oben in den Boden versickert waren. Der Italiener spricht hier von der Zone der „Fontanili" (Quellen), deren Wasserreichtum der Bewässerung des Landes keine Grenzen setzt. Noch weiter flußabwärts und gegen das Meer zu finden wir endlich die jüngsten alluvialen Anschwemmungen, deren feinstes Material meist von größter Fruchtbarkeit ist. Dieses Gebiet liegt nicht selten unter der Spiegelhöhe der benachbarten Flüsse, manchmal auch unter der des Meeres, so daß es sehr unter der Gefahr von Überschwemmungen zu leiden hat und mühsam durch zahlreiche Deich- und Entwässerungsanlagen geschützt werden muß.

Auf der Apenninenseite der Tiefebene fehlen die eiszeitlichen Ablagerungen. Aber auch hier haben die äußerst schuttreichen Flüsse mächtige Kegel vorgeschoben, die sich oben aus sehr groben Geröllen zusammensetzen, aber nach unten zu immer feiner und für die Kultur nutzbarer werden.

Innerhalb der jüngsten erdgeschichtlichen Periode des Quartärs, also in unglaublich kurzer Zeit, wurde hier eine Niederung von etwa 500 km Länge und 85 bis 200 km Breite aufgeschüttet, deren riesige Fläche sich eintönig dehnt und nur sehr geringe Gliederung aufweist. Nur im Westen hat die Landschaft eine lebhaftere Note, wo als Ausläufer des Apennin das weinberühmte Hügelland von Montferrat gegen Norden vorragt und der obersten Ebene eine südnördliche Richtung verleiht. Erst von Turin an biegt der Po endgültig nach Osten um, indem er sich hart an das Hügelland drängt. Weiter unten wird die Eintönigkeit nur mehr durch die Monti Bérici und die Euganeen unterbrochen, zwei abgetragene Vulkanruinen, deren fetter Boden Fruchthaine und Rebgärten trägt.

Von Norden und von Süden her sich aufbauend und gegen Osten hin vorwachsend besitzt die große Ebene naturgemäß überall gegen die Längsachse der großen Mulde wie gegen das Meer hin Gefälle. Die Neigung ist jedoch allenthalben äußerst gering, denn der Alpenrand liegt nur in 100 bis 300 m, der Apenninrand gar meist unter 100 m Höhe, und von Turin an beträgt bis zum Meer das Gefälle nur 210 m. In der Tiefenlinie jenes großen Trogs strömt die Hauptwasserader des Po. Da jedoch seine nördlichen Zuflüsse viel wasserreicher sind als die südlichen, außerdem mehr Gefälle hatten und einstmals weit mehr Gerölle führten, schließlich auch keinem so stark wechselnden Wasserstand unterlagen, wurde der Po mit der

Zeit immer mehr nach Süden gegen den Apennin hingedrängt. Der Po ist Italiens größte und bedeutendste Wasserader. Nach einem sehr kurzen, äußerst steilen Oberlauf im Gebirge betritt er die Ebene und erreicht unterhalb von Turin 200 m, bei Casále, also 543 km vor seiner Mündung, bereits 100 m Höhe, so daß von hier an bis zum Meere nur mehr $18^1/_2$ cm Gefälle auf den km treffen. So strömt er denn sehr träge dahin und vermag einen großen Teil der vielen in seinem Wasser schwebenden Sinkstoffe nicht mehr weiter zu verfrachten, so daß sie namentlich im Unterlauf zu Boden sinken und das Flußbett allmählich immer mehr erhöhen. Ein solches Anwachsen des Flußbettes ist für die meisten Gewässer der unteren Po-Ebene charakteristisch. Der Flußspiegel erhält so ein höheres Niveau als seine Umgebung und jedes Hochwasser überschwemmt weite Flächen Landes. Da hat nun der Mensch zum Schutze der fruchtbaren Auen mächtige Dämme gebaut, welche die Flüsse weithin begleiten. Doch vermögen besonders starke Hochwasser selbst diese zu zerreißen und zu fürchterlichen Katastrophen zu führen.



Tagliamento-Lauf westlich Udine (Maßstab 1:200000)

Der Po ist durchaus ein Kind der Alpen. Aus ihnen kommen seine bedeutendsten Nebenflüsse: Die Dora Báltea von den eisbewehrten Hochfirsten des Mont Blanc, der Tessin aus dem Lago Maggiore, die Adda aus dem Comersee, der Oglio aus dem Iséosee und endlich der Mincio aus dem Gardasee. Alle Zuflüsse kennzeichnet eine sehr gleichmäßige Wasserführung, da sie einmal aus einem Gebiet mit Niederschlägen zu allen Jahreszeiten stammen und dann fast durchwegs in den von ihnen durchmessenen Seen Staubecken besitzen, die das überschüssige Wasser aufzuspeichern und für die Zeit der Wasserarmut zu sparen vermögen. Die Seen dienen aber auch als Klärbecken, so daß die meisten Alpenflüsse nur wenig Sinkstoffe führen. Die ständige Erhöhung des sedimentreicheren Po-Laufes hat aber die Folge, daß die Mündungen der weniger kräftigen Nebenflüsse immer mehr beiseite gedrängt und flußabwärts verschleppt werden. Diese Erscheinung kommt bei allen Nebenflüssen aus den Alpen um so stärker zum Ausdruck, je mehr sie sich dem Meer nähern; schließlich trennen sich die Flüsse überhaupt und streben wie Tártaro und Etsch gesonderten Laufes der See zu.

Den östlichsten Teil der norditalienischen Ebene, Venetien, queren eine ganze Reihe von bedeutenden selbständigen Flüssen, wie die Etsch, der zweitgrößte Fluß Italiens, die Brenta, die Piave, der Tagliamento und Isonzo. Sie alle haben einen sehr unregelmäßigen Wasserstand, da ihre Einzugsgebiete der Gletscher ermangeln und außerdem die ausgleichenden Seebecken hier völlig fehlen. Da sie aber aus regenreichen Gegenden kommen, wo die Abtragungserscheinungen zumal bei der hier besonders stark vorgeschrit-

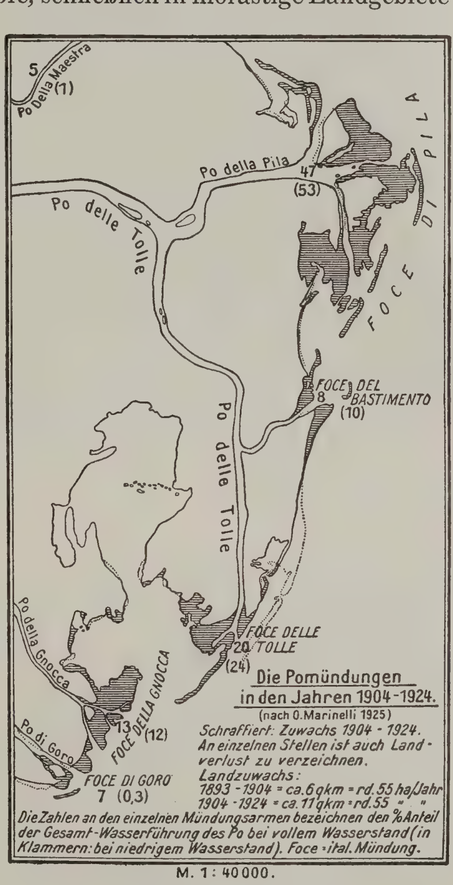
tenen Waldverwüstung sehr fühlbar am Werke sind, führen ihre zeitweilig heftig angeschwollenen Gewässer ungeheure Schuttmassen mit sich. In diesen muß der Fluß bei niedrigerem Stand ersticken und auf weite Strecken völlig verschwinden. So haben diese Flüsse, allen voran der ungebärdige Tagliamento, außerordentlich verwilderte Geröllbetten, die oft mehrere Kilometer breit sind und selbst für die heutige Technik noch die ernstesten Verkehrshindernisse bilden.

Von den Apenninzuflüssen des Po verdient nur der Tánaro stärkere Hervorhebung, aber auch er ist wie alle übrigen ein unzuverlässiger Geselle, denn unbeständig und großen Schwankungen unterworfen ist die Wasserführung aller dieser Ströme. Im Sommer trocknen sie fast ganz aus, um dann im Herbst und Frühjahr oft plötzlich anzuschwellen. Dann wälzen sie aus ihren leicht zerstörbaren, aus Tonen und Mergeln sich aufbauenden Einzugsgebieten ungeheure Mengen von Schutt mit elementarer Wucht herab. Es sind richtige Wildbäche, die in breit aufgeschütteten Betten hinströmen und heute im Vergleich zu den Alpenflüssen gewiß die weit geröllreicheren und durch Menschenhand viel schwerer zu zähmenden sind. So ist es wohl möglich, daß seit der Eiszeit der Lauf des Po durch die Apenninflüsse wieder weiter nach Norden gedrängt worden ist und auch heute noch dorthin zurückweicht. Darauf deuten die nördlichen Ausbuchtungen des Polaufes hin, die dieser immer dann erleidet, wenn ein größerer Apenninfluß in ihn mündet. Deren kräftigere, ungestümere Art kennzeichnet ja wohl auch die Tatsache, daß sie meist geradewegs in den Po münden und nicht jene Verschleppung flußabwärts erleiden, wie sie die alpinen Nebenflüsse kennzeichnet. Ein früherer Nebenfluß des Po ist der Reno, der nach Osten hin künstlich abgelenkt worden ist und kanalisiert ins Meer mündet; er nimmt eine ganze Reihe von rechten Nebenflüssen aus dem Apennin in sich auf.

Wir sehen, daß ein außerordentlich gleichmäßiges Netz von Flüssen die norditalienische Ebene überzieht. Von ihnen allen aber hat nur der Po für Schiffahrtszwecke Bedeutung. Er ist für größere Fahrzeuge bis zur Tessinmündung, für kleinere Barken noch bis Casále, also bis 543 km von der Mündung, schiffbar. Was die Natur aber den Nebenflüssen versagt, hat der Mensch in seinen Schiffahrtskanälen geschaffen, die leicht anzulegen sind und neuerdings weitausschauenden Plänen von Großschiffahrtswegen Raum geben, wie einer die Verbindung von Venedig mit Mailand ist. Vorerst sind jedoch die Flüsse für die Bewässerung des Landes von weit vordringlicherer Bedeutung als für die Schiffahrt. Ein ungeheuer kompliziertes Netz von unzähligen Wasserfurchen überzieht die ganze Ebene. In ihren oberen Teilen dient es der Bewässerung, während im Unterlaufe mehr die Entwässerung in Frage kommt. So können selbst die von Natur unergiebigeren Teile in fruchtbare Gefilde verwandelt werden, so ist aus der Po-Ebene ein riesiger, wohlbebauter Garten geworden. Sie ist eines der am intensivsten bebauten und besiedelten landwirtschaftlichen Gebiete der Erde und weitaus der beste Teil Italiens. Da zu der Fruchtbarkeit noch eine sehr günstige Verkehrslage hinzukommt, ist hier auch ein Hochsitz von Gewerbe und Industrie entstanden, zumal die überall in den Wasserläufen reichlich vorhandene elektrische Energie die denkbar besten Grundlagen schafft.

Daß die ganze norditalienische Ebene auch heute noch in dauernder und rascher Fortbildung begriffen ist, sehen wir an ihrem Grenzsaum gegen das Meer, vor allem am Mündungsgebiet des Po. Wie ein amphibisches Wesen schiebt sich diese Zone zwischen das feste Land und die Adria ein, ständig sich verändernd und

verjüngend und immerzu wachsend. Die Jahresmenge des vom Po allein ins Meer verfrachteten Materials, das, wie schon gesagt, hauptsächlich von seinen rechtsseitigen Zuflüssen stammt, wird heute auf etwa 55 Millionen Kubikmeter veranschlagt. Von der hier gegen den Uhrzeiger kreisenden Küstenströmung erfaßt, bauen die Sedimente Nehrungen (Lidi) auf, an denen die See Dünen aufschüttet und hinter denen große Haffe oder Lagunen vom offenen Meer abgeschnitten werden. Die Lagunen verlanden rasch, da die in sie mündenden Flüsse hier ihre Sinkstoffe ablagern und sie in Sümpfe, schließlich in morastige Landgebiete verwandeln. Dann schieben die Flüsse von neuem Deltas vor, die wiederum durch Lidi miteinander in Verbindung treten. Dieses Spiel kann sich oft wiederholen, und so findet man an der Po-Mündung hintereinander mehrere Reihen von Lidi, die sich durch alte Dünenzüge kennzeichnen, und von teils versandeten, teils noch mehr oder weniger offenen Lagunen. Aber der Mensch hat schon seit Jahrhunderten in diese natürliche Entwicklung eingegriffen und ändert heute mehr denn je das Landschaftsbild bewußt in sehr starker Weise. Bald liegt ihm daran, Lagunen rasch zuzuschütten und auszutrocknen, um aus ihnen fruchtbares Ackerland zu machen, bald ist er bestrebt, sie zu Fischerei- und Schiffahrtszwecken offen zu halten, wie das riesige, ungeheuer fischreiche Haff von Comacchio oder die Lagune der Inselstadt Venedig. Zu diesem Zweck wurden des öfteren mächtige Flüsse in neue Betten umgelegt, so daß sie jetzt um die Lagunen herumlaufen, die sie früher mit ihren Sinkstoffen zugeschüttet hatten. So sind unter gewaltigen Opfern, ja selbst unter heftigen Kämpfen mit den Nachbarn, denen andere Interessen am Herzen lagen, die Flüsse Piave, Sile und Brenta durch die Venezianer von ihrer bedrohten Lagune abgelenkt und ins offene Meer geleitet worden, so sammelt jetzt der östlich abgebogene Reno alle die Gewässer, die früher in die Lagune von Comacchio mündeten. Die aufbauende Tätigkeit der Flüsse muß dafür natürlich an anderen Stellen mit besonderem Nachdruck einsetzen. So ist das weit vorgeschobene Po-Delta in seiner heutigen Form das Werk erst weniger Jahrhunderte, denn wir wissen, daß früher der Küstenverlauf ein sehr ausgeglichener war. Bei den geringen hier in Frage kommenden Meerestiefen vermag das Delta heute jährlich etwa 70 m vorzurücken und 50 bis 60 ha Land anzuschwemmen, so daß die Zuschüttung der nördlichsten Adria nur mehr eine Frage der Zeit ist, wenn nicht



Die Pomündungen

durch eine Senkung des Landes eine Störung der augenblicklich herrschenden Entwicklung Platz greift.
Die ganze Adriaküste Norditaliens hat so bereits die größten Wandlungen durchgemacht. Man nennt sicher nur eine Mindestzahl, wenn man das in historischer Zeit landfest gewordene Gebiet zu 1500 qkm angibt. Städte, die früher stolze Flotten ausgesandt haben, liegen heute tief im Innern und sind zu verödeten Landorten geworden, wie Ravenna, das heute 8 km, oder Adria, das gar 22 km vom nächsten Küstenpunkt entfernt liegt. So charakterisiert diesen Küstensaum ein ewiges Werden und Vergehen, wie denn überhaupt der Kampf mit den Elementen einen großen Teil der norditalienischen Ebene kennzeichnet. Unwillkürlich wird man dabei an Holland erinnert, wo auch das Meer und die Flüsse so tief ins menschliche Leben eingreifen; wir denken daran, daß gerade der Kampf mit den Naturgewalten die Bewohner eines Landes zu willensstarken Menschen erzieht. So darf man wohl manche guten Eigenschaften des Norditalieners mit einigem Recht auf solche natürlichen Grundlagen zurückführen.
Viele gemeinsame Eigenschaften schließen die Landschaften Norditaliens zu einer großen Einheit zusammen. Ganz besonders muß aber noch der günstigen Stellung gedacht werden, die dieses Gebiet im Landverkehr einnimmt. Die Alpen sind leicht zu überschreiten; ihre Bogenform bedingt es, daß sich in der Po-Ebene alle radial vom Außenrande herzielenden Straßen schneiden, daß von hier aus sich alle Einflüsse strahlenförmig auf die Nachbarn jenseits des Gebirges ergießen können. Ein besonderer Anreiz zu regem Verkehr war von altersher dadurch gegeben, daß gerade Norditalien der Erdraum ist, der allein eine innige Verbindung des Mittelmeergebietes mit dem anders gearteten übrigen Europa herstellt. So haben sich an allen jenen großen Verkehrswegen über das Gebirge die Siedlungen des Po-Landes zwangsläufig entwickelt, und sie sind immer mehr emporgeblüht, seitdem die Saumwege des Altertums durch Schienenstränge verdrängt worden sind, oder seitdem gar die moderne Flugpost die Alpen überschreitet.
Piemont, das „zu Füßen der Berge liegende", nimmt den obersten Teil der Ebene und das Hügelland von Montferrat ein. Dort erfüllen Reisfelder und Rieselwiesen weithin das Land, hier herrschen der Maulbeerbaum und die Rebe, die besonders um die Stadt Asti weltbekannte Weinsorten reifen läßt. Für die Entwicklung des Landes ist jedoch seine Lage von ausschlaggebender Bedeutung. Nicht nur, daß es den Verkehr Italiens mit Frankreich vermittelt, es hat auch unter den Gebieten der oberen Po-Ebene die engsten Beziehungen zum Meer, da der Übergang über den Apennin hier am bequemsten ist und die ligurische Küste in greifbarer Nähe liegt. Davon hat die Industrie großen Nutzen, die namentlich in der Seiden- und Wollweberei zu hoher Blüte gelangt ist und lohnenden Absatz findet. Die Hauptsiedlungen sind Schlüsselpunkte des Verkehrs. Turin (502 000 Einw.), Savoyens alte Hauptstadt, von wo aus der Anstoß zur Einigung Italiens erfolgte, faßt die aus Frankreich kommenden Alpenstraßen zusammen. Als wichtigste vermittelt die Mt. Cenis-Bahn die direkte Verbindung mit Paris. Erhöhte Bedeutung erlangt die Stadt neuerdings durch eine Gebirgsbahn, die durch die Seealpen hindurch Nizza auf kürzestem Wege erreichen läßt. Den Übergang nach Genua beherrscht Alessandria am Tánaro, dessen Tal das vorgelagerte Hügelland vom eigentlichen Apennin scheidet und die gerade Verbindung zwischen dem obersten Winkel der norditalienischen Ebene mit ihren unteren Teilen herstellt.



Kurt Hielscher, Berlin (aus seinem Werk „Italien“)

Fiesole bei Florenz



Fritz Mielert, Dortmund

Das Sagittariotal bei Sulmona in Mittelitalien



Kurt Hielscher, Berlin (aus seinem Werk „Italien“)

Assergi mit Gran Sasso d’Italia



Kurt Hielscher, Berlin (aus seinem Werk „Italien“)

Anticoli Corrado im Mittelapennin

Und doch tritt Piemonts Bedeutung zurück gegenüber derjenigen der Lombardei, die in jeder Beziehung als das kräftig pulsierende Herz Norditaliens anzusprechen ist. Ungemeine Fruchtbarkeit zeichnet ihre Fluren aus, Maulbeerbaum und Rebe, Getreide und Futterpflanzen gedeihen in seltener Güte. Dazu kommt eine gehäufte Gunst der Lage, da hier die großen norditalienischen Seen die Alpen wie nirgends sonst öffnen und die meisten Übergänge hier das Gebirge queren. Simplon, St. Gotthard, Splügen, Maloja, Stilfserjoch — alle diese Paßstraßen und Bahnen zielen auf die Lombardei hin und im besonderen auf Mailand (718000 E.), wo sie wie in einem Bündel zusammenlaufen. Da hier noch dazu ausbaufähige Schiffahrtskanäle die Verbindung zum Po und zum Meere herstellen, und da endlich die gefällsreichen Alpengewässer „weiße Kohle" in Fülle liefern, so ist es kein Wunder, daß in diesem Gebiet und besonders in Mailand eine vielverzweigte Industrie sich festgesetzt hat. So hat sich denn die Lombardei rasch zum bedeutendsten Industriebezirk Italiens entwickelt, der vor allem in der Seidenfabrikation und in der Maschinenindustrie Hervorragendes leistet. Darüber hinaus nimmt sie aber auch in der Seidenerzeugung der Welt eine führende Stellung ein, und Mailand ist der erste Seidenmarkt Europas.

Mailand mit seinen stolzen Bauten und breiten Straßen, mit seinen schönen Anlagen und modernen Verkehrseinrichtungen, unterscheidet sich ebenso wie die übrigen norditalienischen Großstädte nur wenig von dem Bilde einer mitteleuropäischen Stadt. Diese Orte sind keine italienischen Städte, wie wir sie uns wohl im Geiste vorstellen, wie sie erst weiter südlich in Erscheinung treten, wohin der schnellebige Geist europäischer industrieller Entwicklung noch nicht in gleichem Maße vorgedrungen ist und wo ursprüngliches Volkstum im Schutze eines milderen Klimas sich noch leichter erhält. Gegenüber dem Glanze des reichen Mailand, das zwar heute noch die zweite Stadt Italiens ist, das aber mit immer mächtigeren Schritten sich wohl bald an die erste Stelle setzen wird, verblaßt der reiche Kranz von Mittelstädten, die wie Como, Bérgamo und Brescia sich am Alpenrande entwickelt haben oder wie Pavia, Cremona und Mantua sich mehr an den Po-Lauf anschließen.

Auch Venetiens Bedeutung ruht in erster Linie auf seiner hochentwickelten Landwirtschaft. Die Beziehungen zum Meer jedoch und die hier mündende Hochstraße des deutsch-italienischen Verkehrs, die Brennerlinie, sichern ihm auch im Handel einen hervorragenden Platz. Hier ist das Einfallstor, durch das sich alljährlich der Riesenstrom der Italienfahrer ins Land ergießt, hier ist aber auch das Durchgangsland, das namentlich mit Hilfe der neuerworbenen Gebiete eine leichte Verbindung mit dem östlichen Europa herstellt. Venetiens Perle ist die Lagunenstadt Venedig (172 000 E.), die Kunst- und Fremdenstadt, die im Beginn des Mittelalters als Zufluchtsstätte gegründet zu weltbedeutender Macht emporwuchs, die dann nach Jahrhunderten des Glanzes rasch verfiel, aber heute nach Meisterung der Naturgewalten zu neuem Einfluß erblüht und bereits zur dritten Seestadt des Reiches sich entwickelt hat. Venedigs alter Rivale ist das betriebsame Padua (112000 E.), dessen 700 Jahre alte Universität Berühmtheit genießt. Wo die Etsch in die Ebene tritt, beherrscht Verona den Zugang zum Brenner.

Von den nach dem Weltkrieg Italien zugefallenen neuen Gebieten trägt Südtirol die Bezeichnung Venezia Tridentina, während die früher österreichische Provinz Küstenland zur Venezia Giulia geworden ist (vgl. Abschnitte Ostalpen und Jugoslawien). Dort haben sich im deutschen Sprachgebiet nur kleinere Siedlungen

in den Gebirgstälern entwickelt, hier aber ist am Fuße des Karstplateaus Triest (239 000 E.) zu hoher Blüte gelangt. Doch es ist sehr die Frage, ob es sich ihrer weiter erfreuen darf, da die neuen Grenzen sein Hinterland stark beschränkt haben und da Venedig offenbar von Italien mehr bevorzugt wird. Auch der Kriegshafen Pola hat manches von seiner früheren Bedeutung eingebüßt.

Südlich des Po bleibt nur für eine Landschaft Raum, die Emilia, deren Ebenen der Lombardei an Fruchtbarkeit nicht nachstehen und in einer durchaus gartenähnlichen Landschaft glänzende Ernten von Weizen, Mais und Hanf liefern; die industrielle Entwicklung tritt demgegenüber zurück. Die Städte liegen überall da, wo die Apennintäler auf die Ebene hin ausmünden; sie beherrschen so die Übergänge nach Mittelitalien, waren in früherer Zeit wichtige Bollwerke und sind heute die Knotenpunkte für Handel und Verkehr. So entstand jene schnurgerade Linie, welcher die altberühmte, das Po-Gebiet mit dem Meere verbindende Via Aemilia einstmals folgte. Sie beginnt bei Piacenza, geht über Parma und Módena nach dem Vorort der Gegend Bologna (211000 E.), das als älteste Universität Italiens „das Gelehrte" heißt, und endigt in dem stillen Badeort Rímini. Den Po-Übergang aus der Emilia nach Venetien beherrscht das einst hoch in Blüte stehende Ferrara (108 000 E.), während die ruhige Landstadt Ravenna nur mehr die Erinnerung daran bewahrt, daß es noch vor $1^1/_2$ Jahrtausenden eine stolze Seestadt und der erste Ort Italiens war.

HALBINSEL-ITALIEN

Die Po-Ebene bildet gleichsam den Vorhof, durch den wir erst das eigentliche Italien betreten, die Apenninenhalbinsel, auf der nunmehr in völlig gegensätzlicher Weise Gebirgsland zu fast unbeschränkter Herrschaft gelangt. Die ganze Halbinsel wird vom Apennin-Gebirge erfüllt, das über die Straße von Messina nach Sizilien übergreift und diese Insel bis zu ihrem Westende durchzieht, ein Gebirge, das so auf italischem Boden in der Länge etwa 1500 km durchmißt, aber als durchschnittliche Breite 100 km nicht erreicht. Der Apennin ist ein Faltengebirge, dessen bogenförmige Anlage eine adriatisch-jonische Außenseite von der tyrrhenischen Innenseite scheiden läßt. Von seinem jugendlichen Alter, das ihn zum jüngsten Gebirge Europas stempelt, wurde bereits gesprochen; er ist jünger als die Alpen, mit denen er eng verknüpft ist. Trotz seiner großen Höhe, die nahezu 3000 m erreicht, ist der Apennin kein normal gebautes Faltengebirge wie die Alpen, bei denen wir eine äußere und eine innere, aus jüngeren Gesteinen aufgebaute Faltenzone zu scheiden haben von einer mächtigen, auch gefalteten Zentralzone, die als älterer, die jüngeren Gesteine unterlagernder Kern im Bereich der größten Hebungsintensität zutage tritt. Nicht so der Apennin. Hier sind durch den Einsturz des alten tyrrhenischen Festlands auch bedeutende Teile des Faltengebirges mit in die Tiefe gesunken, und von den Wogen des Meeres bedeckt worden. So ist die ganze innere Faltenzone verschwunden, und von der aus kristallinen Gesteinen zusammengesetzten Zentralzone sind nur mehr einige spärliche Überbleibsel vorhanden.

Im wesentlichen ist also von dem ganzen großen Apennin-Gebirge nur die äußere sedimentäre Randzone erhalten geblieben, die heute das Rückgrat Italiens bildet und zu ähnlichen Höhen aufragt, wie im Alpensystem die nördlichen Kalkalpen, denen sie vollkommen entspricht. Und wie bei uns in den Kalkalpen finden wir auch dort nur jüngere Gesteine, die dem Mittelalter und vor allem der Neuzeit

der Erdgeschichte entstammen. Mit gutem Recht kann man unter solchen Umständen den Apennin als ein einseitig gebautes Faltengebirge, als ein unsymmetrisches Gebirgssystem bezeichnen, wofür es geradezu als Schulbeispiel gelten mag. Wäre dieses Gebirge noch in seiner vollen Ausdehnung erhalten, und würden alle die unter das Meer gesunkenen Stücke, die vermutlich zu den größten Höhen aufgefaltet worden waren, noch vorhanden sein, so würde der Apennin die Alpen an Ausdehnung erheblich und an Höhe vielleicht um einiges überragen.

Es ist eine Folge jener Einbrüche, daß die Außenseite des Gebirges sich zur Adria im allgemeinen sanfter abdacht als zur tyrrhenischen Innenseite. Aber auch die Außenseite ist durch Bruchlinien beeinflußt, auch die Adria ist ein Senkungsfeld, das freilich längst nicht zu so großer Tiefe abgesunken ist und so katastrophale Wirkungen ausgelöst hat wie das Untertauchen der Tyrrhenis. Immerhin sind alle Küstenumrisse der Halbinsel in ihrer ursprünglichen Anlage im wesentlichen durch Bruchlinien bedingt. Diese beeinflussen aber auch das ganze Innere, um so mehr, je weiter wir nach Süden fortschreiten.

Zu den spärlichen Resten, die aus dem Untergang der Tyrrhenis noch übriggeblieben sind und heute zu Gebirgshöhen aufragen, treten beträchtliche vulkanische Massen, die hier an einer Schwächezone der Erdrinde als jüngere Gebilde aufgequollen sind und weite Räume mit ihren Ablagerungen bedecken. Jene Reststücke und diese Neubildungen zusammengenommen heben sich an Tiefenlinien, die durch Bruchbildungen veranlaßt sind, sehr deutlich vom eigentlichen Körper des Apennins ab. Man stellt sie ihm daher mit Recht als tyrrhenischen Antiapennin gegenüber. Auch von einem adriatischen Antiapennin kann man bei einigen Resten des ehemaligen adriatischen Festlandes sprechen, die sich ebenso deutlich vom Hauptgebirge absondern. Wo dieses zu größerer Breite anschwillt und sich einzelne Randstücke schärfer abtrennen, wird hin und wieder auch ein Subapennin unterschieden. So ergibt sich in der Längsrichtung der Halbinsel eine recht deutliche natürliche Dreiteilung, die einem mächtigen Mittelstück zwei ungleich entwickelte Seitenteile gegenüberstellt. Aber auch eine Querteilung müssen wir allein aus Zweckmäßigkeitsgründen vornehmen: Wir unterscheiden einen Nordapennin, einen Mittelapennin und einen Südapennin, die sich an markanten Gebirgseinschnitten wohl von einander abheben und sich durch ihre verschiedene natürliche Ausstattung deutlich unterscheiden. Endlich kommt dazu noch ein Sizilischer Apennin, der als selbständiges Glied besonders zu betrachten ist.

Die bisher kurz skizzierten Tatsachen und ihre zahlreichen Folgewirkungen lassen uns den Apennin in seiner Gesamtheit als ein Gebirge erkennen, das trotz gleicher Entstehung doch große Verschiedenheiten mit den Alpen und deren uns wohl vertrautem Landschaftsbild aufweist. Die geringere Höhe und das Vordringen in immer tiefere Breitenlagen lassen im Apennin Gletscher nicht zur Entwickelung kommen. Nur am Gran Sasso und am Ätna überdauern kleine Firnfelder den heißen südlichen Sommer. Spuren der Eiszeit dagegen finden sich in ausgedehnterem Maße. Im nördlichen und mittleren Apennin waren Gletscher von einigen Kilometern Länge entwickelt, und selbst im Südabschnitt fehlten kleinere Zungen nicht. So sind Kare und Moränenablagerungen nicht selten Zeugen der schürfenden Tätigkeit des Eises, so verraten zahlreiche Seenaugen eine Entstehung, die sich durch die heutigen Kräfte allein nicht erklären ließe; finden sich doch allein im Nordapennin über 100 zum Teil winzige Glazialseen. Trotzdem ist aber von einer

Zuschärfung der Gebirgsformen wie in den Alpen nicht viel zu bemerken. Denn einmal waren die eiszeitlichen Wirkungen viel geringer und dann vollzogen sie sich meist in leicht zerstörbaren Tertiärgesteinen, seltener in harten Kalken, so daß ihre Spuren leicht wieder verwischt werden konnten.
Gegenüber den Kalksteinen und Dolomiten überwiegen im Apennin Sandsteine, Mergel, Tone und Gipse, die alle wenig widerstandsfähig sind. Ihre leichte Zerstörbarkeit schafft abgerundete, sanfte Gipfelformen. Auch die kristallinen Gesteine führen in tieferen Lagen zu einer Abrundung der Formen. So findet man im Apennin nur selten Landschaftsbilder, die an die Alpen erinnern und sich mit deren mannigfaltiger Schönheit und üppiger Formenfülle einigermaßen messen können. Das Gebirge wirkt hier im Apennin meist eintönig und einförmig, und seine Gipfel sind zahm im Vergleich zu den alpinen Kraftgestalten. Andererseits hat die leichte Zerstörbarkeit des Gesteins im Verein mit Hebungen, die bis in die jüngste geologische Zeit hinein fortdauerten, ein sehr scharfes Einschneiden der Täler zur Folge gehabt, mit anderen Worten eine kräftige Verjüngung der Erosion, so daß flachwelligen, oft plateauartig entwickelten Hochgebieten häufig ungemein tiefe, für Siedelung und Verkehr kaum nutzbare Talfurchen gegenüberstehen. Die Steilheit ihrer Hänge, ihre übermäßige Austrocknung und Sonnenbestrahlung im Sommer und die gewaltige Durchfeuchtung im Winter lösen in dem von Vegetation entblößten, vom Wasser aufgeweichten Tertiärboden zur Regenzeit häufig jene katastrophenartigen Bergschlipfe aus, die unter dem Namen „frane" bekannt und gefürchtet sind. In solch leicht zerstörbarem Gestein werden die Talsohlen von den wildbachartigen Flüssen mit ungeheuren Schuttmengen erfüllt, in denen die verwilderten und abgeschnittenen Wasserarme oft genug zu Sumpfbildungen Anlaß geben und ungesunde Malariaherde schaffen. Darum werden die Täler, in den Alpen meist Hauptsitze der Kultur und Zentren der Besiedelung, im eigentlichen Apennin häufig gemieden; Siedlung und Verkehr suchen höhere Lagen auf, wo auf festerem Gestein sicherer Baugrund lockt und wo die Gesundheitsverhältnisse einwandfrei sind. Erst der moderne Verkehr folgt wiederum den Tiefenlinien, und ihm schließt sich mehr oder weniger notgedrungen allmählich der siedelnde und arbeitende Mensch an. Solcher Verkehrsungunst auf der einen Seite steht aber vielfach eine große Gunst gegenüber, da die starke Zerstückelung des Gebirges durch Bruchlinien eine sehr gesteigerte Auflösung geschaffen und leicht wegsame Tiefenlinien freigelegt hat.
Kräftige, ausgesprochene Bergformen, die an die Alpen erinnern, findet man eigentlich nur in den höchsten Gipfeln des mittleren Apennin, wo fester Kalkstein vorherrscht. Hier setzt aber auch sofort eine mächtig entwickelte Karstbildung mit allen ihren Folgeerscheinungen ein. Die Gewässer versinken im Boden und verschwinden in ungangbaren Schluchten, während die dürstenden Kalkhochflächen kaum den allernotwendigsten Lebensbedarf zu stillen vermögen. Nur hie und da werden größere Becken ausgeräumt, die reichere Kulturen tragen. Die ungemein starke Schuttführung der Flüsse hat auf der anderen Seite auch wieder ihr Gutes. Durch sie werden weite, lachende Talauen geschaffen, durch sie werden sogar frühere Meeresbuchten ausgefüllt und dem an Ebenen armen Land reiche Niederungen gewonnen, deren fette Anschwemmungsböden einer dichten Besiedelung und intensiver Kultur Raum geben. Daß dadurch freilich wieder die ursprünglich günstigeren Küsten- und Hafenverhältnisse Italiens sehr verschlechtert worden sind, ist eine unvermeidliche Folgeerscheinung.

DER NORDAPENNIN

Nahe dem mittelländischen Meere biegen die bisher südwärts streichenden Alpen in die West-Ostrichtung um, so daß die Ketten der Ligurischen Alpen von der Küste schräge abgeschnitten werden. Sie endigen im Col d'Altare westlich Savona, wohin man gewöhnlich die Stelle verlegt, an der sich der Apennin mit den Alpen verknüpft. Wohl mit Recht, denn hier verschwinden die im Westen vorherrschenden kristallinen und mesozoischen Gesteine und machen den tertiären Sandsteinen und Schiefern Platz, die den ganzen Nordapennin kennzeichnen. Ursprünglich sehr schmal, folgt das Gebirge einer nordöstlichen Richtung bis zum Meridian von Genua. Hier schwillt es plötzlich zu bedeutender Breite an, indem es sogar bis zum Po vorstößt, und biegt in die Ostsüdost-Richtung um, der es bis zu seinem Ende an der Bocca Serrióla im Quellgebiet des Tiber folgt und so von der tyrrhenischen Seite der Halbinsel allmählich die adriatische gewinnt. Nach sehr deutlichen Merkmalen des Aufbaus kann man von dem kleineren Ligurischen Apennin den weit ausgedehnteren, breiteren und höheren Etruskischen Apennin scheiden.

Der Bogen des Ligurischen Apennins besteht nur aus einer einzigen Kette, die durch Quertäler gegliedert nach Süden zum Meer ungemein schroff abfällt, nach Norden aber in ein allmählich sich abdachendes Hügelland übergeht. Er erreicht im Monte Bue 1803 m Höhe. Seine einförmigen Sandstein- und Schieferberge ermangeln der charakteristischen Eigenheiten. Ligurische Alpen und Apennin zusammen umrahmen Ligurien, eine Landschaft, die nur aus Gebirgen besteht und aus Küsten, vor die noch nirgends ein größeres Schwemmland sich ins tiefe Meer vorgebaut hat. Diesen schmalen Streifen Landes hat die Gunst der Lage und des Klimas zu einem der bevorzugtesten Teile Italiens gemacht. Über keine andere Gegend des Mittelmeergebietes hat eine freigebig spendende Natur gleich viel Schönheit, gleich viel Reichtum ausgebreitet wie über diese Küstenstriche der Riviera. Ist die westliche Riviera di Ponente ausgezeichnet durch gute Verbindungen mit dem Hinterland, durch ein besonders mildes und trockenes Klima, das sie dem Schutz vor den Westwinden verdankt, so leidet sie an ihrer geschlossenen Küstengestalt, die den Seeverkehr behindert. Die östliche Riviera di Levante ist durch größere und kleinere Buchten aufgeschlossen und hat gute Häfen, aber sie baut sich außerordentlich steil auf, und die Verbindung mit dem Hinterland ist sehr erschwert. An beiden Küstenstrichen aber liegt eine Fülle von Ortschaften, die als Winterkurorte Weltruf besitzen und auch im Sommer als Seebäder gerne besucht werden. Die Namen Bordighera, San Remo, Sestri, Nervi und Rapallo sprechen für sich.

Die Gunst der ligurischen Lage erreicht aber ihren Höhepunkt da, wo das Meer am tiefsten in den Golf eindringt, wo das Gebirge am schmälsten und auf niedrigen Übergängen leicht nach der Po-Ebene hin zu übersteigen ist. Hier lagert sich das „stolze" Genua (301 000 Einw.) in unvergleichlich schöner Lage an die Apenninhügel hin. Trotz des natürlichen Reichtums dieses Landes, das Wein, Oliven und Agrumen zur Reife bringt, trotz des vorbildlichen Fleißes seiner Bewohner, die in zäher Arbeit die steilen Böschungen in Terrassenkulturen umgewandelt haben, ist es nicht die Landwirtschaft, die den Ruf Liguriens begründet. Sie allein könnte die vielen Bewohner nicht ernähren. Vielmehr sind es die engen Beziehungen zum Meere, die eine seetüchtige, den Blick in weite Fernen richtende Bevölkerung

erzogen, die Handel und Verkehr und in deren Gefolge die Industrie mächtig gehoben haben. So hat sich hier Genua zur ersten Seestadt des Reiches entwickelt, in der der größte Teil von dessen Handelsflotte heimisch ist, so nimmt die Eisenindustrie und der Schiffbau Liguriens die erste Stelle in Italien ein. Genuas Bedeutung steigt weiter in steiler Kurve aufwärts. Schon ist es eine gefährliche Nebenbuhlerin von Marseille geworden, und die Zeit dürfte nicht fern sein, wo es den Vorrang im Mittelmeer halten wird. Der schon mehrmals erweiterte Hafen ist schon wieder zu eng geworden und eben jetzt arbeitet man daran, die beiden Städte Genua und San Pier d'Arena durch einen gigantischen Molenbau zu einem Riesenhafen zusammenzuschließen. Der Stadt ist durch das Gebirge die Entwicklung landeinwärts versperrt, und so breitet sie sich immer mehr dem Meere entlang aus. Schon heute ist die Perlenkette von Ortschaften von Voltri bis Nervi eigentlich nur ein einziges über 25 km sich hinziehendes Groß-Genua, dem nur der äußere Zusammenschluß fehlt. — Von Genua führt eine der schönsten Straßen und technisch interessantesten Bahnen nach Spezia, dessen wohlgeschützte große Bucht den Hauptkriegshafen Italiens birgt.
Nördlich von Spezia beginnt der Etruskische Apennin. Auch hier herrschen sandige und tonige, leicht zerstörbare und leicht rutschende Gesteine vor, auch hier zeigt die Landschaft weiche Linien, die Gipfel rundliche Formen. Aber es besteht doch ein wesentlicher Unterschied: Das Gebirge ist hier in drei einzelne Ketten aufgelöst, von denen immer die östlich folgende durch einen Querkamm mit der vorhergehenden verknüpft ist und nunmehr ihrerseits die Rolle des Hauptgebirgskamms übernimmt; dieser gipfelt im Monte Cimone mit 2163 m. Wie Kulissen gegen Ostsüdosten gestaffelt, aber unter sich durch die Querkämme verbunden, folgen so die einzelnen Gebirgszüge aufeinander. In der Südabdachung bilden sich auf diese Weise zwischen den gestaffelten Kämmen Längstäler, die sich zur Arnoniederung hin öffnen. Gegen Norden aber ziehen lediglich viele parallele Quertäler zur Emilia hinunter, die sich erst in der Ebene zu größeren Wasserläufen vereinigen. Am Ende eines nach Nordosten vorspringenden Rückens liegt der kleine Gebirgsstaat San Marino, der als ein Überbleibsel aus dem Mittelalter mitten im Körper Italiens sein Dasein fristet.
Als ein durch Tiefenlinien wohlabgesonderter innerer Zug des Nordapennins, der auch als etruskischer Subapennin bezeichnet wird, treten uns die ganz anders gebauten Apuanischen Alpen entgegen, die zwischen die Hauptkette, das Meer und die Arnoniederung eingeklemmt sind. Ihre bis fast 2000 m aufstrebenden Kalkmassen schaffen den größten landschaftlichen Gegensatz zum Nordapennin. Die reichen Vorkommnisse edelsten Marmors, die besonders in Carrára ausgebeutet werden, geben dem Gebirge hohen wirtschaftlichen Wert.

DER MITTELAPENNIN

In reine Südostrichtung umbiegend, streicht der Mittelapennin entlang der adriatischen Küste hin. Er wird gewöhnlich bis zur Bocca di Forlí im Quellgebiet des Volturno gerechnet. Da hier die italienische Halbinsel ihre bedeutendste Breitenausdehnung erlangt, schwillt auch das Gebirge in diesem Raum nicht nur zur größten Breite an, sondern erreicht auch seine mächtigste Massen- und Höhenentwicklung. Die sandigen und tonigen Gesteine, die bisher vorgeherrscht haben, werden nun von harten, sehr widerstandsfähigen Kalksteinen abgelöst, die, wesentlich dem Mittelalter der Erdgeschichte angehörend, die am höchsten emporgepreßten

Falten des ganzen Apenninsystems bilden. Zwei sich recht gut voneinander unterscheidende, fast gleich große Teile setzen den Mittelapennin zusammen: Im Norden der Umbrisch-märkische (oder auch, nach dem früheren Kirchenstaat so benannte, römische) Apennin, im Süden das Hochland der Abruzzen.

Im Umbrisch-märkischen Apennin setzt sich die staffelförmige Anordnung der Ketten und das Überspringen des Hauptkamms von einer niedrigeren westlichen auf eine höhere östliche Kette in abgeschwächtem Maße fort. Weit deutlicher aber als früher tritt nun die Auflösung des Gebirges in zahlreiche parallele Ketten hervor. Der Hauptkamm steigt gegen Süden hin an und erreicht in dem mächtigen Kalkmassiv der Sibillinischen Berge mit fast 2500 m seine größte Höhe. Er bildet zwar stets die Wasserscheide, aber zwischen ihrer West- und Ostabdachung zeigt sich ein beträchtlicher Unterschied. Im Westen folgen die Flüsse ausgesprochenen Längstälern, zwischen denen sich das sanft wellige Gebirgsland von Umbrien breitet. Nicht selten weiten sich hier die Täler zu großen Mulden und Becken, die meist aus zugeschütteten alten Seen hervorgegangen sind und das Land einer reichen Kultur und dem Verkehr öffnen. Die Hauptstadt Perugia hat sich aber ebensowenig wie die anderen Siedelungen des nicht sehr dicht bevölkerten Landes zu höherer Bedeutung aufschwingen können. Anders ist im Osten die Landschaft der Marken, die auf das Adriatische Meer hinblickt. Hier folgen wie im Nordapennin alle Flüsse der Hauptabdachung und strömen in parallelem Lauf zur Adria, indem sie die sich ihnen entgegenstellenden, immer niedriger werdenden Parallelketten des Gebirges durchbrechen; Längstäler sind hier so gut wie gar nicht entwickelt. Das Gebiet ist fruchtbar, aber auch stark durch die „frana“ heimgesucht, die in den steilen, leicht rutschenden Talhängen der jungtertiären Hügel oft zu Katastrophen führt. Die märkischen Hügelketten treten hart an die Adria heran, die hier nur einen sehr schmalen Strandsaum zur Entwicklung kommen läßt. Die nach Südosten laufende Meeresströmung läßt die von den Flüssen in reichlichen Mengen herangeschafften Sinkstoffe nicht zur Ablagerung kommen, sondern hat eine glatte, durch Vorsprünge nicht mehr gegliederte Küste geschaffen, die dem Seeverkehr sich verschließt. Nur an einer Stelle gewährt ein ins Meer vorspringender Kalkklotz Schutz vor der stürmischen See und hat Ancona als den einzigen guten Hafen auf der ganzen riesigen Strecke zwischen Venedig und Brindisi aufblühen lassen. Alle anderen Siedelungen sind in dem zur Zersplitterung neigenden Land unbedeutend und nur lokale Zentren der Landwirtschaft, die sich mit lohnendem Anbau von Getreide, Wein und Obst, sowie mit der Zucht der Seidenraupe befaßt, während die Bewohner der zahlreichen kleinen Küstenorte der Fischerei obliegen.

Erst in den Abruzzen kommt die Gliederung des Gebirges durch hohe parallele Kalkketten richtig zum Ausdruck, die voneinander durch tief eingeschnittene Längstäler geschieden werden. Es ist dies die massigste und breiteste Erhebung des Apennins, aber auch der weitaus unzugänglichste und wildeste Teil der Halbinsel. Der apenninische Hauptkamm ist hier ganz nach Osten gerückt. Im Gran Sasso d'Italia ragt er zum höchsten Berg der Halbinsel auf, dessen fast 3000 m hohe, aber ohne jede Schwierigkeit zu besteigende imposante Felspyramide an Berggestalten der Kalkalpen erinnert. Die große mittlere Höhe des Kammes zeigt der Umstand, daß noch an mehreren Stellen, wie in der waldreichen Majella, die Gipfel 2500 m übersteigen. Trotz seiner majestätischen Höhe trägt jedoch der abruzzische Hauptkamm nicht die Hauptwasserscheide des Gebirges. In

wilden Schluchten wird er vielmehr von den Flüssen gegen Nordosten hin durchbrochen, so daß die westlich von ihm gelagerten Längstäler und Becken nach der Adria entwässert werden. Erst südwestlich vom Kalkmassiv des Gran Sasso breitet sich das eigentliche Hochland der Abruzzen aus, welches Fischer wegen seiner Unzugänglichkeit und meerfremden Abgeschlossenheit mit Recht ein italienisches Arkadien genannt hat. Es ist eine allenthalben stark verkarstete, teilweise noch dicht bewaldete Hochfläche, über die sich mehrere parallele Bergketten erheben, welche 2000 m Höhe oft erheblich überschreiten. Wenige enge, unwegsame Talschluchten schneiden scharf ein und öffnen das Hochland nur widerwillig dem Verkehr. Andererseits machen sich hier schon die Anzeichen einer gesteigerten Bruchbildung geltend, die breite, verkehrsfreundliche Einbruchskessel und große, abflußlose Karstwannen entstehen läßt. Als größtes dieser Becken lag im Herzen des Abruzzenlandes der See von Fucino, der durch einen Stollen künstlich trockengelegt und in eine weite, 145 qkm große Fläche fruchtbarsten Ackerlandes verwandelt worden ist. Die Bruchbildungen wirken sich auch heute in starken Erdbeben aus, von denen eines der furchtbarsten erst im Jahre 1915 30 000 Menschenleben vernichtet hat.

Ein tiefes Längstal trennt von den Abruzzen die Sabiner Berge, die als die äußersten Apenninketten auch als römischer Subapennin bezeichnet werden. Sie stürzen gegen das römische Vorland wie eine schroffe Mauer ab, die von dem das Gebirge durchbrechenden Aniofluß in den berühmten Wasserfällen von Tívoli überwunden wird. Der adriatische Abfall der Abruzzen unterscheidet sich kaum von dem der Marken, ist aber natürlich viel steiler als jener. Auch der für den Verkehr so ungünstige Küstencharakter ändert sich nicht. In den Abruzzen hat die Auflösung in einzelne voneinander durch unwegsame Hochgebiete getrennte Talmulden und Becken das Aufblühen einer überragenden Siedelung verhindert. Es haben sich vielmehr einige unter sich fast gleich große Städte entwickelt, die über eine lokale Bedeutung nicht hinausgehen. Die Beckenlandschaften ermöglichen einen lohnenden Landbau, und auch die Olive ist in ihnen heimisch. Aber das sind nur Oasen in dem weiten, wasserarmen, wenig fruchtbaren Kalkhochland, in dem die Schafzucht die Hauptgrundlage des Erwerbs bildet. So ist es begreiflich, wenn die sich vermehrende Bevölkerung kein rechtes Auskommen findet und an der italienischen Auswanderung starken Anteil hat.

DER SÜDAPENNIN

Im Südapennin nähert sich das Gebirge wieder zusehends der tyrrhenischen Westseite der Halbinsel. In seinem Aufbau zeigen sich, verglichen mit den bisher betrachteten Gebirgsteilen, sehr deutliche Unterschiede. Die Faltung, die noch eben im Abruzzischen Hochapennin ihren Höhepunkt erreicht hatte, tritt hier auf einmal sehr in den Hintergrund, so daß der streng parallele Kettenbau fehlt. Dafür erhält aber die Bruchbildung eine sehr gesteigerte Bedeutung und hat eine ganze Reihe von einander gut abgesonderter Gebirgsstöcke geschaffen. Zwischen diesen führen, besonders kräftigen Bruchlinien folgend, tief eingeschnittene Täler hindurch, so daß der Südapennin dem Verkehr kaum besondere Hindernisse in den Weg stellt. Schließlich gibt auch noch die Gesteinszusammensetzung mancher Teile ein die Unterscheidung förderndes Merkmal ab. Der große südapenninische Bogen, in dem sich das Umschwenken nach Sizilien vollzieht, gliedert sich sehr deutlich in den Kampanischen Apennin, der bis zu dem in den Golf von Salerno

mündenden Sele reicht, in den Lukanischen Apennin, der an dem Isthmus des Cratiflusses, der Ansatzstelle der Kalabrischen Halbinsel, sein Ende findet und in den Kalabrischen Apennin, den die Straße von Messina begrenzt.

Im Kampanischen wie im Lukanischen Apennin scheidet eine Linie, welche etwa die Orte Isérnia, Benevento und Potenza berührt und dann zur Cratimündung läuft, einen nordöstlichen, wenig durch Bruchlinien gestörten Tertiärapennin deutlich von einem südwestlichen, starken Störungen unterworfenen Kalkapennin. Der erstere bildet ein vielfach zertaltes, wenig übersichtliches, eintöniges Hochland, das 1000 m Höhe nur selten überschreitet. Es ist aus Sandsteinen, Tonen und Mergeln aufgebaut, die, in hohem Grade der Verwitterung ausgesetzt, wie überall so auch hier Bergschlipfe sehr begünstigen. Die Täler sind von mächtigen Schuttmassen erfüllt, so daß Siedelung und Verkehr die von Rutschungen und von Fiebern nicht gefährdeten Höhen aufsuchen. Die Landschaft der Basilicata nimmt hauptsächlich jenes Gebiet ein, das mit geringen Ausnahmen einen sehr wenig kulturfähigen Boden besitzt und die armseligste, am dünnsten bevölkerte Gegend der italienischen Halbinsel ist. Eine starke Auswanderung entzieht ihr so viel Volkskraft, daß seit Beginn unseres Jahrhunderts sogar ein Rückgang der Bevölkerung zu verzeichnen ist. So ist selbst die Hauptstadt Potenza nur eine ganz kleine Siedelung geblieben.

In schroffem Gegensatz zu dieser nichtssagenden Landschaft ragen der Kampanische und der Lukanische Kalkapennin wieder zu großen Höhen auf, die im Matese nördlich von Neapel und im Dolcedorme im Süden 2000 m überschreiten. Auf der tyrrhenischen Seite wird das Kalkgebirge von gewaltigen kesselförmigen Einbrüchen angeschnitten, zwischen denen stehengebliebene Gebirgsreste als schroffe Halbinseln in die See vorspringen. Während aber im Raume des Kampanischen Apennins die durch die Brüche geschaffenen tiefen Golfe in weitgehendem Maße wieder durch die Flüsse zugeschüttet worden sind und heute reiche Fruchtgefilde bergen, fällt im Lukanischen Apennin das hohe Gebirge ohne jedes Vorland mit ungeheurer Steilheit als geschlossene, nur von ganz kleinen Tälern durchfurchte Bergwand ins Meer. Dieser Küstenstrich im Verein mit dem tyrrhenischen Ufer Kalabriens stellt selbst die steilsten Partien der Riviera in den Schatten, da mit der Steilheit sich die größere Höhe der Berge verbindet.

Im Kalabrischen Apennin gelangen kristalline Gesteine zur Herrschaft, deren sanfte Formen dem Landschaftsbild eine völlig neue Note geben und es in schärfsten Gegensatz zu den schroffen Kalkklötzen des Lukanischen Gebirges setzen. Man nimmt an, daß in diesen kristallinen Gesteinen Reste der größtenteils versunkenen Zentralzone des Apenninsystems entblößt sind, die ein Analogon für die Zentralalpen darstellen würden. Es handelt sich im wesentlichen um zwei Massive. Durch die Landenge von Catanzaro geschieden, baut sich im Norden das massige Silagebirge auf, während im Süden der schlankere Aspromonte die Verbindung mit Sizilien herstellt. Beide Gebirge erreichen fast 2000 m Höhe und tragen noch einen verhältnismäßig dichten Mantel von Kastanien-, Eichen- und Buchenwäldern. Der steilen tyrrhenischen Bruchküste Kalabriens steht eine weit flachere ionische Küste gegenüber, die meist in junge, den kristallinen Kern hier allenthalben umhüllende Tertiärschichten eingeschnitten ist. Ungeheuer schuttreiche Flüsse (Fiumaren), die Siedelung und Verkehr behindern, haben einen mehr weniger breiten, sandigen Streifen entlang dem Meere aufgeschüttet, der nur wenige schlechte Ankerstellen besitzt. Teils aus Furcht vor den See-

räubern, teils um die malariaverseuchten Niederungen zu meiden, sind die Städte oft hoch im Gebirge angelegt worden, so daß sie heute manchmal 20, ja mehr als 30 km von der Küstenbahn entfernt liegen. Der Malaria ist man in diesen versumpften Küstenniederungen, namentlich in der des Crati, auch heute noch nicht recht Herr geworden. An jeder Eisenbahnstation verraten die Fliegengitter an den Fenstern, wie sehr man sich vor ihr in acht nehmen muß. Durch Meliorationen, die auch schon eingeleitet worden sind, könnte im ganzen kalabrischen Küstengebiet am Ionischen Meer viel Land der Kultur erschlossen werden.

Eine noch weit schlimmere Plage aber bedeuten für Kalabrien die vielen Erdbeben. Es ist das am allermeisten heimgesuchte Gebiet Italiens, sind doch einzelne Gegenden seit 1600 bis zu zehnmal im Jahrhundert von zerstörenden Beben betroffen worden. Die Erdbeben deuten darauf hin, daß die Brüche, die Kalabriens Küstenumrisse geschaffen haben und sein Inneres durchsetzen, auch heute noch andauern. Es wurde schon einmal kurz davon gesprochen, in welch verheerender Weise die ewige Angst vor den Erdbeben die geistige Kultur der Landesbewohner herabdrückt. So erscheint der geistige Tiefstand der Kalabresen wohl begreiflich, so versteht man es, daß hier noch gut $^2/_3$ der Bevölkerung Analphabeten sind, so leuchtet es ein, daß hier sehr viele durch die Auswanderung sich dem dumpfen Druck entziehen, der unbewußt, aber stets fühlbar wegen der Erdbebengefahr auf ihnen lastet. Die Bevölkerung Kalabriens ist hauptsächlich in der Landwirtschaft tätig, die dem Anbau von Südfrüchten besondere Aufmerksamkeit schenkt. Sie drängt sich nur in wenigen bedeutenden Siedelungen zusammen, von denen lediglich Reggio größere Beachtung verdient, da dieses durch mächtige Trajektschiffe den regen Übergangsverkehr nach Sizilien vermittelt. Unter den Bewohnern Kalabriens haben die Splitter albanischen Volkstums, die sich im Gebirge zu größeren Gemeinden zusammenschließen, einige Bedeutung. Obwohl die Albaner seit bald 500 Jahren hier ansässig sind und nur italienische Schulen haben, wußten sie doch immer ihre Sprache zu erhalten. Sie haben ihre eigenen griechischen Priester, und die Messe wird griechisch gelesen, aber sie unterstehen dem Papst. Sie sind trotzalledem heute durchaus als Italiener zu werten, zumal Beziehungen zur früheren Heimat fehlen.

DER TYRRHENISCHE ANTIAPENNIN

An die konkave tyrrhenische Seite des Apenninbogens schmiegt sich von der Arnoniederung im Norden bis zum Golf von Neapel im Süden ein äußerst vielgestaltiges Vorland, dessen wechselvolle Formen so recht den Prototyp der italienischen Landschaft versinnbildlichen, wie er in ungezählten Bildern von Künstlerhand festgehalten uns vor Augen schwebt. Dieses Vorland setzt sich vom Apenninkörper an einer sehr markanten, durch Brüche vorgebildeten Tiefenlinie ab, die durch die Täler des Arno, der Chiana, des mittleren Tiber, des Sacco, Liri und oberen Volturno gekennzeichnet ist. Was südwestlich davon liegt, hat eine recht verschiedenartige und keineswegs völlig geklärte Entstehung. Wir finden hier stark zertrümmerte Gebirgsstücke, die von den einen als Reste der zentralen oder inneren Ketten des Apennins, von den anderen als stehengebliebene Trümmer der versunkenen Tyrrhenis aufgefaßt werden. Jedenfalls bildeten sie am Ende der Tertiärzeit eine meerdurchflutete Inselflur, die später durch Hebung landfest geworden und dem Körper der Halbinsel angeschweißt worden ist. Wo früher das Meer wogte, wo sich Sedimente ablagerten, da finden wir heute weitverbreitete

tertiäre Ablagerungen, welche die Gebirgsstöcke umhüllen und alle Senken ausfüllen. Noch verbreiteter aber sind vulkanische Bildungen, die in dem großen Bruchfeld aufgequollen sind und mit ihren Auswurfmassen weite Gebiete überschüttet haben. Ihre Jugendlichkeit wird durch eine teilweise noch heute fortdauernde Tätigkeit gekennzeichnet. Als jüngste Gebilde treten dazu noch Flußanschwemmungen, die Ebenen geschaffen haben und im Verein mit dem Meere für die heutige Gestaltung der Küste verantwortlich sind. Nach den Hauptlandschaften kann man das ganze Gebiet in einen Toskanischen, Römischen und Neapolitanischen Antiapennin gliedern.

Der Toskanische Antiapennin gipfelt im Süden im erloschenen Vulkankegel des Monte Amiata, der 1700 m noch etwas überragt. Nördlich davon dehnt sich ein 1000 m Höhe kaum überschreitendes, flachhügeliges Land zwischen dem Meere und der Chianasenke, in deren Nachbarschaft der große, aber seichte Trasimenische See noch heute ein Sinnbild ist für die Meeresbedeckung, die einst die ganze Senke erfüllte. Den kleineren nordöstlichen Raum nehmen die Chiantiberge ein, deren mit prachtvollen Weinbergen bestandene Hügel den berühmten Chianti zur Reife bringen, der schlechthin als Beispiel für italienischen Wein gelten mag. Weit unfruchtbarer, durch viele Täler zerschnitten und vom Verkehr noch wenig erschlossen ist das Toskanische Erzgebirge, aber sein Bergsegen macht es doch zu einem bevorzugten Gebiet der Halbinsel, auf der sonst nirgends mineralische Schätze vorkommen. Im Herzen des dünn bevölkerten Toskanischen Hochlands liegt Siena abseits vom großen Verkehr. Dieser folgt vielmehr der Chianasenke und mündet im toskanischen Tiefland der Arnoniederung, wo das ganze Leben der Landschaft laut pulsiert und die Bevölkerung aufs dichteste sich drängt. In ihrem obersten Teil ist als Toskanas Vorort Florenz (254000 Einw.) aufgeblüht, das, im Altertum ohne Bedeutung, erst im Mittelalter zu Macht und Ruhm gelangt ist, als es den lebhaften Verkehr zwischen Halbinsel-Italien und Mitteleuropa durch seine Mauern zu lenken wußte. Sein Ansehen und sein Reichtum wuchsen unter der Führung eines klugen Fürstengeschlechts, das die äußere Macht durch den Glanz edler Kunst und Wissenschaft zu erhöhen verstand. So war Florenz lange Zeit der geistige Mittelpunkt, das „Athen“ Italiens und es wurde schließlich die Wiege des italienischen Nationalbewußtseins. Ist auch sein Glanz verblaßt, so zehrt es doch reichlich von den Schätzen der Vergangenheit, denn es bleibt ein Vorort im Kunstleben der Welt, nach dem schönheitsdurstige Menschen in Scharen pilgern. Außer Florenz trägt das Arnotal einen reichen Kranz von blühenden Städten: Pistoja deckt den Apenninübergang nach Bologna, dem heute auch die belebte Bahn des Weltverkehrs folgt; hinter den Namen Lucca und Pisa stehen reiche geschichtliche Erinnerungen; aber alle diese Siedelungen verblassen gegenüber Florenz.

Der Arno, der zweitgrößte Fluß der Halbinsel, ist ein gar wetterwendischer Gesell, vermag doch seine Wasserführung zwischen 10 und 2000 cbm in der Sekunde zu schwanken. Kein Wunder, daß er ungeheure Mengen Sinkstoffe mit sich führt, die nicht nur die alte Meeresbucht ausgefüllt haben, sondern schon beginnen, über den Saum der Halbinsel hinauszuwachsen. Noch im Mittelalter war Pisa eine blühende Seestadt, aber sein Stern verblich, je weiter der Arno seine Mündungsebene vorschob und ihren Hafen der Versandung preisgab. Heute liegt es 11 km vom Meere entfernt und hat Livorno (115 000 Einw.) die Rolle als Seestadt Toskanas überlassen müssen. Aber auch dieses kämpft mit den Elementen,

die seinen künstlichen Hafen zu verlanden drohen und seinen Wettbewerb mit dem allzu nahen, übermächtigen Genua erschweren. Toskana ist trotz seines Bergsegens noch durchaus ein Land des Ackerbaus und der Viehzucht; auch die üppigen Kastanienwälder am Abhang des Apennins, die schönsten von ganz Italien, haben wirtschaftlichen Wert. Der industrielle Aufschwung dagegen steckt in den Anfängen und stützt sich noch stark auf häusliches Gewerbe.

Eine gänzlich andere Natur betreten wir im Römischen Antiapennin, der mit der Landschaft Latium zusammenfällt. Hier sind zahlreiche mächtige Feuerberge emporgestiegen, die aber alle in historischer Zeit keine Tätigkeit mehr entfaltet haben. Ihre gewaltigen, von Ringwällen umgebenen Explosivkrater, die mit unseren Maaren gut verglichen werden können, sind noch wohl erhalten und bergen teilweise sehr tiefe Seen, wie die von Bolsena und Bracciano oder die herrlichen Perlen des Albanergebirges, die von Albano und Nemi. Alle diese Vulkane haben nun bei ihren Ausbrüchen riesige Tuff- und Aschenmassen ausgeworfen und Lavaströme in die Tiefe gesandt. Diese haben das ganze Land tief überdeckt und aus ihm eine ziemlich einförmige, wellige Fläche gemacht, aus der nur hin und wieder ältere Gebirgsreste hervorragen, wie im Süden die kahle, von Brüchen stark zerstückelte Kalkkette der hohen Lepinischen Berge. Ein relativ kleiner, dafür aber um so wesentlicherer Teil jenes Tuffgebietes ist die Landschaft der römischen Campagna. Ihr von Natur fruchtbarer Boden war im Altertum bei guter Pflege reich besiedelt und wohl bebaut. In den Stürmen des Mittelalters jedoch verfiel sie vor den Toren Roms und blieb eine öde, unbewohnte, von Malaria verseuchte Steppe bis in unsere Tage. Erst seit kurzer Zeit ist man mit Erfolg bemüht, sie wieder der Kultur zu erschließen und reiche Ernten auf ihr zu erzielen, anstatt nur die Schafe der Berghirten im Winter auf ihr weiden zu lassen. Die ganze lateinische Tufflandschaft, auf der im Sommer die Sonne unbarmherzig brütet, auf der nur hin und wieder eine Pinie, ein verfallener Aquädukt, der Zeuge einer reicheren Zeit, vor ihr Schutz gewährt, sie wäre überaus trostlos und einförmig, könnte sich das Auge nicht ringsum erquicken an den edel geformten Bergen, die eingetaucht sind in das Grün von Weinbergen und Laubwäldern, an deren Flanken reichbevölkerte Ortschaften sich aneinanderreihen und deren Spitzen sich in klaren Seenaugen spiegeln. Die Campagna im Verein mit ihrer Umgebung zaubert jene eigenartigen Bilder voll malerischer Schönheit und tiefer Stimmung hervor, die immer wieder den Künstler zur Nachbildung verlocken, die auch in unserem Geiste als „klassische Landschaft" fest verankert sind.

Der Hauptfluß Latiums und der ganzen italienischen Halbinsel ist der Tiber. Seine Quellen liegen am waldreichen Hauptkamm des Apennins, von wo aus er in im allgemeinen südlichem Lauf, bald in Längstälern fließend, bald die Gebirgsketten durchbrechend, zum Meere eilt. Sein Mittellauf bildet die Grenze zwischen dem Apennin und dem römischen Tuffland, das er im Unterlauf, in zahlreichen Windungen langsam hinströmend, quert. Auch er weist beträchtliche Schwankungen in seiner Wasserführung auf, so daß er nur im Unterlande in beschränktem Maße schiffbar ist. Aber auch er führt so reichliche Sinkstoffe mit sich, daß seine Mündungsebene rasch ins Meer hinaus vorwächst. Am Tiber, mitten im Tuffland der Campagna, liegt Rom, der Vorort von Latium, die Hauptstadt Italiens, auf Tuffhügeln erbaut, die der Fluß aus dem Plateau herausgeschnitten hat. Was Rom zu seiner Größe verholfen, was es zeitweilig zur Hauptstadt der Welt gemacht hat, das ist wohl in allererster Linie seine unvergleichlich günstige

Lage. Zuerst nahm es innerhalb des kleinen Latiums eine lokale Vormachtstellung ein. Dann dehnte es sich aus und griff auf ganz Italien über, zu dessen Beherrschung es wieder durch seine zentrale Lage vorausbestimmt schien, zumal die Süditalien mit Norditalien am leichtesten verbindenden Verkehrswege durch seine Mauern gehen müssen. Als dann das römische Reich über das ganze Mittelmeergebiet hin sich ausdehnte, war wiederum keine andere Stadt so wie Rom geeignet, dessen Kapitale zu sein, da es im Mittelpunkt der bekannten Welt lag, von wo aus rasch über die See hin alle unterworfenen Länder zu erreichen waren. Als Hauptstadt des Imperium romanum, als Metropole der Welt, die es durch Jahrhunderte blieb, erlebte „das erste Rom" die größte Blütezeit, die es je gesehen. Im Mittelalter freilich, als das Weltreich längst zerfallen, als auch Italien in Kleinstaaten aufgelöst war, ja als sogar die Päpste es zeitweilig verließen, da sank Rom, das in der Glanzzeit des Augustus weit über eine Million Einwohner gehabt hatte, in Trümmer und zählte in seiner tiefsten Erniedrigung nur 17 000 Menschen. Aber mit dem Wiedererstarken des zurückgekehrten Papsttums ging der Weg wieder bergauf. Es erblühte „das zweite Rom", dessen großartige Kunstdenkmäler wir noch heute in ihrem alten, ungebrochenen Glanze bewundern. Und als das junge italienische Königreich Rom im Jahre 1870 zu seiner Hauptstadt machte, ging die Entwicklung im „dritten Rom" („la terza Roma") mit Riesenschritten vorwärts. Heute ist „die ewige Stadt" mit 691 000 Einwohnern die drittgrößte Siedelung des Landes, eine lebhafte, buntbewegte, mit allen modernen Einrichtungen wohlversehene Großstadt, die zwar an materieller Bedeutung hinter anderen Industrie- und Handelsstädten Italiens zurücksteht, aber in geistiger Beziehung sich immer energischer an die Spitze des Landes setzt. Als Sitz des Hauptes der katholischen Christenheit hat heute seine weltumspannende Bedeutung sogar weitere Kreise gezogen als je zuvor im Altertum. Man braucht nur in einem „heiligen Jahr" aller Herren Völker hier zusammenströmen zu sehen, um zu glauben, daß auch das Rom von heute eine Weltstadt ist, die nicht nur von den reichen Schätzen ihrer tausendjährigen Vergangenheit zehrt.

Toskana und Latium, beide Landschaften öffnen sich aufs Meer und doch genießen sie nur spärlich seinen Segen. Denn eine geschlossene, verkehrsfeindliche Küste — man möchte sie eisern nennen — dehnt sich ohne Unterbrechung auf der ganzen großen Strecke von Spezia im Norden bis Gaëta im Süden. Es ist die Küste der Maremmen (italienisch, gleich „am Meer gelegen"). Ursprünglich war sie durch Landvorsprünge gegliedert und von Küsteninseln besetzt, und tiefe Golfe griffen da und dort ins Land ein. Aber die aufschüttende Tätigkeit der Flüsse hat die Buchten aufgefüllt, die vorspringenden Kaps mit Schwemmland umgürtet und die Inseln landfest gemacht. Die nach Nordwesten setzende Küstenströmung hat bei dieser ausgleichenden Arbeit mitgeholfen, und das Meer hat mächtige Dünen aufgeworfen, hinter denen die Flüsse sich stauten und das flache Land in malariaverpestete Sümpfe verwandelten. So ist dieser ganze große Küstenstrich in jene Folge von eintönigen, flachgeschwungenen Golfen umgestaltet worden, die erst in ferner Zukunft durch das weitere Vorschreiten der Flußdeltas vielleicht wieder lebhaftere Umrisse erhalten werden. Nachdem die Maremmenküste seit der Römerzeit immer mehr verödet und von den Menschen gemieden worden war, hat man neuerdings ihre Trockenlegung erfolgreich in Angriff genommen. Wo früher Fiebersümpfe sich dehnten, wogen heute reiche Getreidefelder oder dienen Wiesen der Viehzucht. Die Fahrt von Rom nach

Spezia gibt nicht mehr das traurige Bild, von dem bisher in allen Büchern zu lesen war, sondern voll froher Hoffnung blickt heute das Land auf eine bessere Zukunft. Nur in den Pontinischen Sümpfen südöstlich von Rom, wo fortdauernde Landsenkung die Versumpfung begünstigt, ist die Urbarmachung nicht von gleich gutem Erfolg begleitet gewesen. Der verkehrsfeindliche Charakter wird freilich trotzdem der Küste nicht genommen. Von Livorno abgesehen, zieht einzig Civitavécchia, der künstliche Hafen Roms, geringen Seeverkehr an sich.

Der Neapolitanische Antiapennin ist auf weit engeren Raum zusammengedrängt als der toskanische und römische Anteil. Er beschränkt sich auf die Landschaft Kampanien, von der er zwar nur einen kleinen, aber ihren wichtigsten Teil umfaßt: den Raum um Neapel. Am Rande des großen kampanischen Kesselbruches sind hier Vulkane in die Höhe gewachsen, die teils erloschen, teils wie der Vesuv noch in lebhafter Tätigkeit sind. Das aber gerade verleiht hier der Landschaft einen eigenen Reiz, gibt ihr eine besondere Note. Als einziger feuerspeiender Berg des europäischen Festlands erhebt sich der Vesuv in wunderbar feingeschwungener Linie bis fast 1200 m. Oft jahrhundertelang in Ruhe verharrend, so daß sich sein Krater mit dichtem Wald bedeckte, hat er doch immer wieder in verheerenden Ausbrüchen gezeigt, daß Leben in ihm wohnt. Seit dem 17. Jahrhundert ist er ziemlich dauernd tätig und hat oft genug seine Kraft gezeigt. Außer dem Vesuv finden wir auch in den Phlegräischen Feldern ein Vulkangebiet typischer Art, das aus der Vogelschau mit seinen vielen wohlerhaltenen, ringförmigen Kratern wohl den Eindruck einer Mondlandschaft erwecken mag. Noch im Jahre 1538 hat sich hier der 140 m hohe Monte Nuovo-Kegel an einem Tage gebildet, und heute noch liefern ausströmende Gase und Dämpfe (Solfatara) den Beweis, daß die unterirdischen Kräfte nur schlummern. Auch die Insel Ischia ist ein Vulkan, der erst seit 1302 erloschen ist, aber durch starke Erdbeben zeigt, daß noch Leben in ihm pulsiert. Nicht vulkanischer Natur ist dagegen die herrliche Felseninsel Capri, die als Fortsetzung des Kalkgebirgssporns von Sorrent sich steil aus den Fluten des Golfs von Neapel erhebt.

Zu Füßen und im Hintergrund dieser großartigen Vulkanlandschaft dehnt sich im Angesicht des Apennins die kampanische Niederung, die teils aus vulkanischen Tuffen und Aschen aufgeschüttet, teils von den Flüssen ins Meer vorgeschoben worden ist. Die unübertroffene Fruchtbarkeit ihres Bodens hat hier einen der reichsten Gärten Italiens erstehen lassen und eine wie sonst nirgends dichtgedrängte Bevölkerung angelockt. Nicht achtend der Gefahren, die von dem Feuerberge drohen, siedelt hier der Mensch zu seinen Füßen und trägt seine Kulturen hoch auf dessen Flanken hinauf, bis die nackten, von der Vegetation noch nicht eroberten Lavaströme ihm ein Halt gebieten. Getreide, Wein, Südfrüchte, Oliven, eine Fülle von Gartenfrüchten, alles gedeiht hier auf diesem Tuffboden in gleicher Üppigkeit, in gleicher Güte. Die Rebe wird hier häufig nicht niedrig gezogen, sondern klettert an Stangen 6—8 m hoch wie bei uns der Hopfen, so daß man nicht selten von Rebenwäldern sprechen und im Schatten der Reben wandern kann, ein Symbol der Üppigkeit, wie man es besser sich nicht vorstellen kann. Am Fuße des Vesuvs breitet sich Italiens volkreichste Stadt Neapel (780000 Einw.) in unvergleichlich schöner Lage, wie sie sonst nur wenigen Erdenflecken eignet. Der gute Hafen und das dichtbesiedelte Hinterland machen es zu einem der wichtigsten Seeplätze des Reiches, der namentlich für die Verbindung nach dem fernen

Osten Bedeutung genießt. Der lebhafte Verkehr hat nach Neapel auch eine nicht unerhebliche Schiffbau- und Eisenindustrie gezogen. Das übrige Land dagegen ist gewerbearm und sucht aus dem Landbau seine allzustark angeschwollene und darum in großer Zahl auswandernde Bevölkerung zu ernähren. Der Fremdenverkehr hat jedoch in diesem an Naturschönheiten so reich gesegneten Land, das alljährlich Hunderttausende anlockt, eine besondere Art von Gewerbe, die Fremdenindustrie, zu einer Blüte gebracht wie nirgend sonstwo in Italien. Man möchte es aber wohl begrüßen, wenn ihren offenkundigen Auswüchsen entgegengearbeitet würde, die wie z. B. am Vesuv, wo jeder Schritt einen Griff in die Tasche bedeutet, den Genuß an der erhabenen Schönheit der Natur stören. Außer Neapel scharen sich in Kampanien in der Ebene und am Meer viele volkreiche Städte, von denen Salerno am gleichnamigen Golf die bedeutendste ist.

Fruchtbarkeit und Lebensfülle, Tod und Verderben reichen sich hier in Kampanien wie in allen Vulkangebieten der Erde die Hand. Es vermag den Menschen nicht zu schrecken, wenn eine einzige Katastrophe, wie die von Pompeji im Jahre 79, Zehntausenden das Leben kostet. Neue Legionen treten an deren Stelle und legen mit ihren schwachen, aber unermüdlichen Kräften den Feuerberg wieder in die Fesseln der Kultur. Ja, wir Nachfahren müssen sogar dankbar sein gerade für jenen furchtbaren Ausbruch der Naturgewalten, der Pompeji unter Asche begrub. Denn heute ist es wieder auferstanden und gewährt uns Einblicke in das Leben und Treiben einer versunkenen Welt.

DER ADRIATISCHE ANTIAPENNIN

Wohl als Rest des versunkenen adriatischen Festlands muß man die Landschaft Apulien werten, deren Höhenzüge unter dem Begriff des adriatischen Antiapennins zusammengefaßt werden. Es handelt sich wesentlich um zwei Gebilde, die vom Apennin durch tiefe, mit jüngstem Tertiär ausgefüllte Senken geschieden werden: Um den Monte Gárgano, den Sporn des italienischen Stiefels, und um die apulische Kalktafel, die im Höhenzug der Múrgie kulminiert.

Die Halbinsel des Monte Gárgano ragt bis über 1000 m auf und bildet mit ihren schroffen Steilabbrüchen eine wohltuende Unterbrechung im eintönigen Verlauf der adriatischen Küste. Seine flachwellige Plateaufläche weist reiche Karsterscheinungen auf und trägt trotz arger Verwüstungen und Wassermangels noch schöne Waldbestände. In schroffem Steilabfall bricht der Gárgano auch gegen das Festland hin ab, von dem aus der Berg wie eine hohe Insel erscheint, ein Eindruck, der noch erhöht wird durch Sümpfe an seinem Fuße, wo sich die Apenningewässer stauen. In dem zwischen Gárgano und Apennin sich dehnenden und langsam zu diesem ansteigenden Raum liegen die Tavoliére di Púglia, die früher als ungesundes, menschenleeres, nur der Weide dienendes Steppenland verschrien, heute ein größtenteils wohlangebautes Weizenland sind. Ihr Mittelpunkt ist der lebhafte Verkehrsknoten Fóggia (90 000 Einw.).

Im Südosten steigen über der nur schwach gefalteten apulischen Kreidetafel, die den ganzen Absatz des italienischen Halbinselstiefels einnimmt, die Múrgie bis fast 700 m auf. In dem stark verkarsteten Gebiet bildet sich reichliche Roterde, das spärliche Wasser versinkt in die Tiefe, Flüsse sind in dem ganzen über 12000 qkm großen Gebiet überhaupt nicht vorhanden, weshalb größte Einförmigkeit

die Landschaft beherrscht. So kommt es, daß die Hochgebiete nur magere Weiden abgeben, während in den tieferen Teilen die fruchtbare Roterde zu mächtigen Lagen zusammengeschwemmt reichen Ackerbau gestattet und eine dichte Bevölkerung nährt. Besonderer Reichtum aber entfaltet sich da, wo gegen die Adria hin ein jungtertiäres Vorland den Kalkkörper umhüllt und wo Quellen zutage treten. Hier drängen sich die Siedlungen besonders zusammen, hier haben sich große Ackerstädte entwickelt, während das flache Land menschenarm bleibt. Eine zweite dichte Städtereihe ist am Meer entstanden, wo eine Senkung des Landes die See in flache Täler hat eindringen lassen und gute Häfen gebildet hat. Dem verdankt Brindisi seine Bedeutung, das den Verkehr nach dem nahen Orient vermittelt. Von den übrigen Städten sollen das als Handelsstadt aufstrebende Bari (131 000 Einw.) und im Süden der Kriegshafen Tarent Erwähnung finden, dessen enges Gassengewirr wie kaum anderswo eine Vorstellung von süditalienischer Bau- und Wohnweise gibt. Apulien hat rein landwirtschaftlichen Charakter. Daß es trotzdem dasjenige Land Italiens ist, wo die auf dem Lande siedelnde Bevölkerung am schwächsten vertreten ist, wo sich vielmehr alles in großen Städten zusammendrängt, ist eine merkwürdige Tatsache: zählt man doch dort nicht weniger als 25 Stadtgemeinden mit mehr als 20 000 Einwohnern! Apulien ist das beste Ölgebiet Italiens, Wein gedeiht in Überfülle und Feigen und Mandeln werden massenhaft geerntet. Eine immer mehr aufblühende Lebensmittelindustrie schafft auch dem Handel gute Grundlagen. Besonders lebhafte Beziehungen unterhält dieser Teil Italiens zum Osten. Sie prägen sich nicht nur in den griechischen Kolonien Apuliens aus, denen freilich jede politische Bedeutung fehlt, sondern noch mehr durch die jüngst erfolgte Gründung der Universität Bari, die vor allem für die benachbarte Südosteuropäische Halbinsel als Bildungsstätte dienen und die dorthin laufenden Fäden verstärken soll.

INSEL-ITALIEN

Die beiden größten und wichtigsten Inseln des Mittelmeeres, Sizilien und Sardinien, von denen jede die Fläche von Württemberg erheblich überschreitet, setzen mit anderen unwichtigeren Eilanden Insel-Italien zusammen. Dazu kommt noch das weit kleinere, heute französische Korsika. Obwohl räumlich vom Festlande getrennt, sind die Inseln ihrer Entstehung nach doch Teile eines einheitlichen Ganzen, dessen Zusammenhang erst mit dem Einbruch des tyrrhenischen Kessels gelöst worden ist. Auf ihnen kommt die mittelmeerische Natur nun völlig ungehemmt zur Entfaltung.

SIZILIEN

Nur die bis auf 3 km verschmälerte Straße von Messina, die einer Bruchlinie erst in junger Zeit ihre Anlage verdankt, trennt Sizilien vom italischen Festland. Aber auch zwischen ihm und Afrika wogt ein nur flaches Meer, das fast erst in der erdgeschichtlichen Gegenwart an Stelle der Landverbindung getreten ist. So ist Sizilien ein Bindeglied zwischen Afrika und Europa und als solches ist es im Laufe seiner ganzen Geschichte bald von hier bald von dort aus besetzt und beherrscht worden, ein Spielball in der Hand dessen, der gerade der Kräftigere war. Was aber Italien im allgemeinen, das ist Sizilien im besonderen: Der Vermittler zwischen West und Ost im Mittelmeergebiet, und so sehen wir diese Einflüsse neben denen aus Nord und Süd auf ihm von Alters her sich deutlich aus-



Dr. E. Fels, München

Neapel mit dem Vesuv



Anton Ziegler, München

Straßenleben in Neapel



Kurt Hielscher, Berlin (aus seinem Werk „Italien“)

Vegetation in der Conca d'Oro bei Palermo, Blick auf den Monte Pellegrino



Kurt Hielscher, Berlin (aus seinem Werk „Italien“)

Der Vesuvkrater mit dem Eruptionskegel

prägen. Der Besitz von Sizilien in den Händen einer starken Macht, die auch nach Afrika hinüberzugreifen vermag, gibt dieser zweifellos die Anwartschaft auf die Vormachtstellung im Mittelmeer.

Nach seiner Oberflächengestaltung und seinem inneren Bau schließt sich Sizilien aufs allerengste an die Apenninenhalbinsel an. Wir erkennen auf ihm alle die Bestandteile wieder, die uns dort entgegengetreten sind. Als Sizilischer Apennin greift das Gebirge der Halbinsel auch auf die Insel über und durchzieht sie in der Richtung von Osten nach Westen. Doch sind auch hier wie dort im wesentlichen nur die Außenzonen des Gebirges erhalten, während die zentralen und inneren Teile in das tyrrhenische Senkungsfeld niedergebrochen sind. So kehrt Sizilien als eine gegen Süden geneigte und abfallende Scholle nach Norden seine hohe und steile Abbruchseite, an der die ältesten Gesteine des Gebirges zutage treten, während gegen Afrika hin die Außenseite sanft geneigt sich abdacht und immer jüngere Erdschichten die Oberfläche bilden läßt. Was uns auf der Halbinsel als Antiapennin entgegengetreten ist, was dort als fremdartiges, meist jüngeres Gebilde das Hauptgebirge sowohl auf der tyrrhenischen wie auf der adriatischen Seite begleitet, das begegnet uns auch hier, wo auf der Innenseite die Liparischen Inseln und auf der Außenseite der Ätna und das Hybläische Bergland als deutliche Parallelen auftreten. Wie Italien so ist auch Sizilien durchaus ein gebirgiges Land, in dem die Ebenen nur auf kleine Küstenräume beschränkt sind, ja es ragt im Ätna sogar zur größten Höhe des außeralpinen Italiens empor.

Wenn wir diese großen Zusammenhänge im einzelnen verfolgen, so finden wir westlich der Straße von Messina das Peloritanische Gebirge nach Südwesten ziehen, das vorwiegend aus alten kristallinischen Gesteinen bestehend eine Fortsetzung des kalabrischen Aspromonte ist und als ein Rest der apenninischen Zentralzone gewertet wird. Es ist fast ganz von Wald entblößt und daher von wilden geröllreichen Schluchten tief zerrissen. Weiter nach Westen bilden — dem Kalkapennin entsprechend — hohe Kalkketten den Gebirgskamm, die Nebrodischen Berge und das bis fast 2000 m aufragende Massiv der Madónie, die teilweise noch waldreich, aber auch von gefällsreichen Talrissen scharf durchschluchtet sind. Es ist eine rauhe, unwegsame Küstenkette, über die nur wenige einigermaßen gute Übergänge hinüberführen. Westlich der Madónie ist ein tiefer, durch die Erosion mächtig ausgearbeiteter Einschnitt eingerissen, dem die Bahn in die südlichen Teile der Insel folgt. Er sondert von ihrem Hauptkörper das wasserarme, aber doch ungeheure Weinpflanzungen tragende westsizilische Bergland ab, in dem das Kalkgebirge sich immer mehr in einzelne kleinere, durch Brüche begrenzte und durch tertiärerfüllte Senken voneinander getrennte Kalkklötze auflöst. Der Monte Pellegrino bei Palermo mag dafür als das bekannteste Beispiel gelten. Dieses Bergland dacht sich gegen Westen zur westsizilischen Ebene ab und setzt sich in den ägadischen Inseln fort, die auf einem zusammenhängenden Landsockel stehend aus seichtem Meer sich erheben.

Südlich von diesen hohen Gebirgen weitet sich ein Tertiärbergland in große Fernen, das Gegenstück des Tertiärapennins. Es ist das mittelsizilische Bergland. Unendlich dehnen sich die jungen Tertiärablagerungen, die nach Fischer etwa 83% der ganzen Insel bedecken. Sie fallen von beträchtlichen Höhen langsam nach Süden ab. Aber von Gebirgsformen kann man hier nicht recht sprechen. Die leichte Zerstörbarkeit der ganz entwaldeten sandigen und tonigen Schichten, die sich mit Wasser durchtränkt geradezu in einen Brei aufzu-

lösen vermögen, läßt alle schärferen Konturen der Landschaft verschwimmen. Auf das gleiche Ziel arbeitet die seit Jahrtausenden hier wirksame menschliche Kultur hin. Und so entsteht ein gänzlich unübersichtliches Chaos von gerundeten Hügeln, die völlig regellos nebeneinander stehen und nur hin und wieder durch breite, aber nicht tiefe Flußtäler, die meist trocken liegen, geschieden werden. Nur wo ganz selten eine Kalk- oder Sandsteinkuppe aus diesem Gelände hervorragt, wird dessen unendliche Einförmigkeit ein wenig unterbrochen. Im Frühjahr freilich erweckt dieses mittelsizilische Bergland, in dem wir das Hauptgebiet des Weizenbaus vor uns haben, einen üppigen, blühenden Eindruck. Im Sommer aber, wenn das Getreide abgeerntet ist und die steilen Strahlen der Sonne das gänzlich baumlose Land ausdörren, da gleicht es einer endlosen gelben, staubigen Steppe, die auch nicht den geringsten landschaftlichen Reiz mehr hat. Einen gewissen Ausgleich bewirken jedoch die reichen Lager von Schwefel, deren Abbau Italien lange Zeit eine Monopolstellung auf dem Weltmarkt verschafft hat. Deutlich von dem übrigen Sizilien sich abhebend baut sich im Südosten der Insel das Hybläische Bergland auf. Es hat die Form eines nicht ganz 1000 m hohen, ungeheuren, sehr flachen Kegels, auf dessen Oberfläche die Flüsse in streng radial angeordneten Betten sich einschneiden. Weitverbreitete jungeruptive Gesteine, die dem Tertiär aufsitzend die höchsten Erhebungen bilden und reiche Quellen dauernd nähren, unterstreichen die Fremdartigkeit dieser Landschaft scharf gegenüber dem eintönigen, dürstenden mittleren Sizilien.

Den größten Gegensatz jedoch trägt der Ätna in das Landschaftsbild Siziliens, der Mongibello, der „Berg" der Insel schlechthin. Wo heute dieses weithin sichtbare Wahrzeichen hoch aufragt, da hat früher das Meer in einem Einbruchskessel tief ins Land eingegriffen, bis der Berg zunächst als Inselvulkan emportauchte und dann durch Aufschüttung allmählich mit dem Körper Siziliens verwuchs. Deutlich zeigt im Süden die Niederung von Catania die Fremdartigkeit seines Wesens, und ebenso deutlich umkreisen zwei tief eingeschnittene Talsysteme den Feuerberg, dem sie ihre steileren Abbruchsflanken zuwenden. Ein riesiger und unendlich edel geformter Kegel baut sich der Ätna zur stolzen Höhe von fast 3300 m vom Meeresspiegel aus auf. 145 km mißt sein Umfang und 40 km sein Durchmesser. Nach den Ausmaßen sowohl wie nach der Großartigkeit aller Erscheinungen übertrifft er bei weitem den Vesuv, der neben ihm nur als ein niedliches Spielzeug zu erscheinen vermag. Bei seiner gewaltigen Höhe durchmißt der Ätna alle Vegetations- und Kulturzonen: Üppig gedeihende Agrumen säumen seinen Fuß, durch reiche Oliven- und Weinpflanzungen hindurchschreitend erreicht man bei rund 1400 m die Grenze des Getreidebaus, über der bis 2200 m Laub- und Nadelwälder sich angesiedelt haben; die Zone der Hochweiden mag dann bis etwa 3000 m reichen, worauf endlich die nackte, auch während des Sommers Firnreste bergende Hochgebirgsregion in ihre Rechte tritt. Der ständig tätige Vulkan hat Tod und Verderben schon unzählige Male — zuletzt erst 1923 — bis in die tiefsten Täler der Menschen getragen, die seine Hänge dicht besiedeln und sie in einen wahren Garten verwandelt haben. Die Ausbrüche des Ätna erfolgen aber in der Regel nicht aus dem Hauptkrater an der Spitze, wie es beim Vesuv der Fall ist, sondern unvermutet öffnen sich da und dort die Bergflanken, um glühende Lavaströme in die Tiefe zu senden. So ist der ganze Feuerberg wie mit unzähligen Narben von über 200 kleinen Eruptionskratern und -kegeln, den Zeugen der einzelnen Ausbrüche, bedeckt.

Die Unterschiede im Aufbau Siziliens bedingen auch in seiner Küstengestaltung erhebliche Gegensätze. Die Nordküste ist ganz ähnlich der tyrrhenischen Seite Süditaliens durch große Kesselbrüche gegliedert. Ein vor die andrängenden Gebirgsketten sich hinlegender schmaler Schwemmlandsaum schwillt nur hin und wieder zu größeren Ebenen an, über die dann aber auch der ganze Reichtum südlicher Üppigkeit und Fruchtbarkeit ausgegossen ist. Kann man sich doch kaum ein gegensätzlicheres Bild vorstellen als die steil abbrechenden, nur von spärlichstem Graswuchs oder Buschwerk bestandenen Gebirge, welche die Conca d'oro, die „goldene Muschel" Palermos umgeben, deren prachtvoll bebauter Grund in einen einzigen Fruchthain verwandelt und von einer Vielzahl fleißiger Menschen bewohnt wird. Dem Verkehr ist aber diese Nordküste nur in ihrem westlichen Teil besser erschlossen, wo als einziger wirklich guter großer Hafen Palermo (400 000 Einw.) immer größeren Aufschwung genommen und sich entschieden zum Vorort Siziliens entwickelt hat. Auch die Ostküste verdankt Brüchen ihre Ausgestaltung. Ihr Nordteil fällt ungemein schroff ins Meer und lockt nur in dem wundervollen Hafen von Messina (177 000 Einw.) regen Verkehr an, der in erster Linie dem Agrumenhandel dient. Auf Schritt und Tritt stößt man hier noch heute auf die Spuren der Erdbebenkatastrophe, die 1908 die Stadt völlig zerstört hat. Um ähnlich furchtbare Verheerungen in Zukunft möglichst zu vermeiden, baut man jetzt in Messina nur noch sehr niedrige, durch Eisenkonstruktionen gefestigte Häuser, die sehr breite Straßen säumen. So ist die Stadt natürlich ihrer Eigenart völlig entkleidet und unendlich langweilig, geschäftsmäßig und amerikanisch gähnt sie uns mit ihrem modernen Zweckmäßigkeitsstil an. An der flacheren Ätnaküste hat der Kunsthafen von Catania (255 000 Einw.), das auch schon wiederholt durch Erdbeben und Vulkanausbrüche schweren Schaden gelitten hat, größere Bedeutung. Im Südosten der Insel ist die Küste weitaus am besten gegliedert, und mächtige Buchten vermögen ganze Flotten sicher zu bergen. Hier blühte einst als bedeutendste und reichste Stadt der hellenischen Welt Syrakús, das heute nur mehr ein Schatten seiner früheren Größe ist. Den flachen, sichelförmigen Golfen der Südküste mit ihren von der Brandung eines seichten Meeres bearbeiteten Kliffs und ihren dünenumsäumten Gestaden fehlen gute Ankerstellen völlig. Besser gestellt ist das abgestumpfte, inselbewehrte Westende, wo an der flachen, von vielen Salzgärten besetzten Küste Trápani und Marsála den Verkehr auf sich ziehen. Im Innern Siziliens liegen zwar, besonders im Tertiärland, viele volkreiche Orte, die als reine Ackerstädte aber nur lokale Bedeutung besitzen. Erwähnung verdient lediglich Caltanissétta als Mittelpunkt des Weizenbezirks und der Schwefelgewinnung, die ihre Produkte in der Hauptsache über Girgenti zur Ausfuhr bringt.

Die Bedeutung aller See- und Handelsstädte Siziliens ruht auch heute noch vor allem auf den mannigfaltigen Erzeugnissen des Landbaus. Die Südfrüchte Messinas sind ebenso berühmt wie die Weine Marsálas. Getreide und Oliven geben reiche Ernten. Und doch ließe sich noch viel mehr aus diesem Lande herausholen, wenn das Volk nicht in so großer, durch die geschichtliche Entwickelung von Jahrhunderten bedingter Rückständigkeit verharren, wenn nicht ein ausbeuterischer Großgrundbesitz jede rationelle Wirtschaft vorerst noch hintanhalten und den Fortschritt hemmen würde.

Rings um Sizilien lagern sich zahlreiche Inseln verschiedenen Ursprungs. Von den Ägadischen Inseln wurde bereits gesprochen. Vulkanischer Entstehung sind

im Norden die fruchtbaren, dichtbesiedelten Liparischen Inseln. Der fast 1000 m hohe weithin sichtbare Kegel des Strómboli ist ständig in lebhafter Tätigkeit und dient des Nachts mit seinem Feuerschein der Schiffahrt als Wegweiser. Lípari und Vulcáno dagegen haben nur gelegentliche Ausbrüche zu verzeichnen. Gleichfalls vulkanisch ist in der Straße von Sizilien die Insel Pantellería. Reste des versunkenen Verbindungsstückes zwischen Afrika und Sizilien sind dagegen die tertiären Schollen der kleinen Pelagischen Inseln und der dichtbevölkerten Maltagruppe, die mit ihrem prachtvollen Hafen La Valetta der Hauptstützpunkt der englischen Macht im Mittelmeer ist.

SARDINIEN

Als viereckig-plumpe Insel legt sich Sardinien mitten ins westliche Mittelmeerbecken hinein. Es ist der Vorposten Italiens, der dazu bestimmt ist, die Verbindung zwischen der Apenninen- und spanischen Halbinsel aufrechtzuerhalten. Der Zusammenhang mit Italien ist nur äußerlich gelöst, denn Sardinien ist ein Teil einer Landbrücke, die sich von ihm aus über Korsika und die Toskanischen Inseln nach Norden schwingt und so das Tyrrhenische Meer zu einem allseits geschlossenen Kessel macht. Verwandte Züge sind aber trotzdem kaum festzustellen, da die Apenninenhalbinsel, wie wir sahen, in der Hauptsache aus jungen und jüngsten Erdschichten besteht, während Sardinien zum großen Teil aus uralten Gesteinen sich zusammensetzt, denen gegenüber die jüngeren an Bedeutung sehr zurücktreten. Sardinien ist nämlich der größte noch erhaltene Rest, das bedeutendste Bruchstück des versunkenen tyrrhenischen Festlands, jener alten Scholle, die inmitten der wild sich auffaltenden Gebirge des Apenninensystems ein Gebiet erdgeschichtlicher Ruhe gewesen ist. So setzen denn Granite, kristallinische Schiefer und Schichtgesteine des Erdaltertums das Grundgerüst der Insel zusammen. Darüber breiten sich hier und dort mesozoische Gesteine, bei denen schwache Faltungsvorgänge sich bemerkbar machen, während die jungen Tertiärbildungen nur geringen Raum einnehmen.

Den gebirgigen Charakter hat Sardinien, das bis 1800 m emporragt, mit der italienischen Halbinsel gemein. Aber die Bergformen sind nicht so schroff und zerrissen, wie sie dem Kalke eigen sind, sondern neigen, wie meist im kristallinischen Gestein, mehr zur Rundung und Kuppenbildung. Die Küste, die entweder gerade sich hinzieht, oder steil in kesselartige Buchten ganz ähnlich wie in Sizilien oder Kalabrien abfällt, verrät deutlich ihre Entstehung durch Bruchbildung. Die Italien zugekehrte Ostküste ist steil und außerordentlich geschlossen; ihr fehlt auch meist eine gute Verbindung mit den übrigen Teilen der Insel, so daß Siedelung und Verkehr sie meiden. Nur im Nordosten tritt reiche Gliederung ein, wo tiefe Buchten, die an die Rias Nordspaniens erinnern, ins Land eindringen und zahlreiche kleine Inseln sich schützend davorbauen. Die Westküste dagegen ist reicher gestaltet. Das Gebirge ist hier niedriger und mehr aufgelöst; große Täler öffnen sich dorthin und schieben Küstenebenen gegen das Meer hin vor; die Küste selbst ist in eine Reihe von Buchten aufgelöst, die einigen guten Häfen Raum geben. Im Norden und Süden endlich greift im wesentlichen nur je eine große Bucht ins Land ein. So ist die Westseite Sardiniens sicher die begünstigtere, an ihr liegt seine Vorderseite, während es dem Mutterland Italien sich verschließt und ihm den Rücken zukehrt.

Wie die Küste so ist auch das Innere durch Bruchlinien in hohem Maße beeinflußt. An ihnen haben sich tiefe Furchen gebildet, die in geringer Höhe das Land von Meer zu Meer durchziehen. Im Tertiär waren sie noch großenteils vom Meer erfüllt und teilten Sardinien in eine Reihe von Inseln auf. Heute schließen sie das Land auf und lassen eine Anzahl von wohl abgetrennten Landschaften unterscheiden, die sich nicht nur orographisch, sondern zum Teil auch durch ihren geologischen Bau deutlich voneinander abheben. Jenen Tiefenlinien folgen die Gewässer Sardiniens, die zwar größer und wasserreicher sind als die Siziliens, aber auch wie jene lange Monate im Jahre auf kleine Rinnsale zusammenschrumpfen oder ganz trocken liegen.

Der ganze gebirgige Osten der Insel wird von mächtigen Granitmassen erfüllt. Den Norden nimmt das rauhe, waldreiche Gallúrabergland ein, das durch eine tiefe, gegen Nordosten streichende Senke, der die wichtigste Verkehrslinie der Insel folgt, vom wilden Hauptgebirge der Barbagià getrennt wird. Das ist der ödeste, unwirtlichste Teil Sardiniens, wo im Gennargéntu 1800 m erreicht werden, wo die meisten Flüsse ihr Quellgebiet haben. Die rauhen Hochflächen stellen sich der Kultur feindlich entgegen, der Ackerbau tritt völlig in den Hintergrund, hier herrscht der schweifende Hirte, dessen große Schaf- und Ziegenherden die Feinde des Waldes sind. Statt der Wälder dehnen sich weithin fast undurchdringliche Macchien, in deren Dickichten sich oft genug unzufriedene oder räuberische Elemente dem Arme des Gesetzes zu entziehen wußten. Im Südosten folgt schließlich, um den Flumendosafluß gruppiert, der Sarrábusstock, dem Blei- und Silbervorkommnisse einigen Wert verleihen.

Im Westen wird die Landschaft offener. Die bis 20 km breite, tiefe Senke des Campidano zieht vom großen Golf von Cágliari nach der Westküste hinüber. Flache, ungesunde Strandseen, die an beiden Enden sich dehnen, zeigen, daß das Meer hier früher eine weit größere Ausdehnung gehabt hat. Wo die Ebene im Süden ans Meer tritt, liegt Sardiniens Haupt- und wichtigste Handelsstadt Cágliari, von wo aus ein ziemlich gut ausgebautes Eisenbahnnetz seinen Anfang nimmt. Die ganze große Ebene, die heute nur spärlich bewohnt und kümmerlich bebaut ist, ja auf große Strecken nur als Weide dient, könnte sehr wohl vortrefflich kultiviert werden und eine reiche Kornkammer für Italien abgeben. Aber es ist noch wenig geschehen, um die Versumpfung zu vermindern und die Verseuchung durch Malaria einzudämmen, was die Vorbedingung für einen Aufschwung wäre. Das Campidano schneidet die Südwestecke von Sardinien ab, das Bergland von Iglésias, das zwar wasserarm und öde ist, aber durch seinen Reichtum an Blei, Zink und Eisen zum wichtigsten Bergbaugebiet ganz Italiens sich entwickelt hat. Jenseits des Tirso, des größten in eine ungesunde Ebene mündenden Flusses der Insel, ragt das in eine mächtige Lavadecke eingeschnittene Bergland von Logodúros auf. Dieses geht im Nordwesten endlich in das Hügelland der Nurra über, wo das stille Sássari in fruchtbarer Umgebung den Hauptort Nordsardiniens bildet.

Sardinien hat durch viele Jahrhunderte unter der Vernachlässigung seiner verschiedenen Herren gelitten. So kommt es, daß es, obwohl ein uraltes Kulturland, in seiner Entwickelung hinter allen Teilen Italiens zurücksteht, daß es wenig angebaut, von Malaria verseucht und mit Abstand sein volksärmstes Gebiet ist. Zweifellos könnten die Erträge an Korn, Wein und Öl, die jetzt die Haupterzeugnisse der Insel bilden, ebenso wie die Viehzucht sehr gehoben werden, sicherlich

wäre auch der Bergbau viel intensiver zu betreiben, aber die Rückständigkeit der Bevölkerung sowie der Mangel an Kapital werden da noch lange einen Riegel vorschieben. Lange wird daher noch das Wort des Italieners zu Recht bestehen, der von seinem Sardinien mit einem leichten Anflug des Bedauerns als von der „Povera Sardegna“ zu sprechen liebt.

KORSIKA

Die dritte große Insel des westlichen Mittelmeerbeckens, Korsika, trägt zwar völlig italienische Natur und ist durchaus von Italienern bewohnt, aber sie ist seit 1768 von Frankreich besetzt und hat diesem sogar seinen größten Sohn, Napoleon, geschenkt.

Am engsten verwandt ist Korsika mit seinem südlichen Nachbar Sardinien, von dem es durch eine nur 12 km breite, nicht 100 m tiefe Straße getrennt wird und mit dem es ein zusammengehöriges Ganzes bildet. So baut sich denn der große westliche Hauptteil des korsischen Gebirges fast ausschließlich aus alten kristallinischen Gesteinen auf — vor allem sind es sehr farbenprächtige Granite —, die wie Sardiniens Gesteine zu den Resten des versunkenen tyrrhenischen Festlands zu rechnen sind. Nur der viel kleinere Nordostteil, der sich fingerförmig nach Norden verlängert, weist jüngere Schichtgesteine auf, die an faltenden Bewegungen teilgenommen haben und von den einen zum Alpen-, von den anderen zum Apenninsystem gerechnet werden.

Wie Sardinien ist Korsika ein Gebirgsland, das aber viel wilder und schroffer ist, viel jugendlichere Formen aufweist und zu weit größeren Höhen aufragt. Im Monte Cinto werden 2700 m erreicht und noch viele andere Gipfel überschreiten 2000 m. So kommt es, daß trotz der südlichen Lage in der Eiszeit hier eine sehr kräftige Vergletscherung Platz gegriffen hat, von der mächtige Moränenmassen, sowie hochgelegene Seenaugen in den Karen des Gebirges zeugen.

Das Gebirge des Innern tritt fast überall steil an die Küsten heran. Nur im Osten ist ein größerer Streifen Flachland durch die Gebirgsflüsse aufgeschüttet worden, in dessen geradlinig verlaufende, dem Verkehr sich verschließende Küste hin und wieder flache fieberschwangere Strandseen eingelagert sind. Viel reicher gegliedert, von großen Riasbuchten gezahnt, dafür aber weit steiler abfallend ist der Westen. Da diese Buchten nicht durch vorgelagerte Inseln geschützt sind, und die Weststürme mit voller Wucht andrängen können, spielen auch sie für den Verkehr nur eine bescheidene Rolle. So kommt es, daß der Korse meerfremd ist, daß die Insel bis in unsere Zeit sich gegen äußere Einflüsse zähe verschlossen hat.

Noch unzugänglicher als die Küste ist das Hochgebirge des Innern, in dem selbst kleine Ebenen fast ganz fehlen, wo nur enge Täler den Siedelungen spärlichen Raum geben. So führt jedes von dem anderen durch hohe Bergmauern getrennte Tal ein Sonderdasein für sich. Hierin liegt die Ursache für die dauernden Fehden, welche die einzelnen Talschaften gegeneinander führten, hierauf ist letzten Endes die Blutrache zurückzuführen, die zwar auch bei anderen Gebirgsvölkern zu Hause, in Korsika doch ihren typischen Ausdruck gefunden hat. Erst die Entwickelung des modernen Straßen- und Eisenbahnbaus brachte auch hier langsam eine Wendung zum Besseren. Auf der gebirgigen Gestaltung der Insel beruht endlich das Vorherrschen kleiner dörflicher Siedelungen. Selbst die größten Orte an der Küste, Bastía und Ajáccio, letzteres der politische Mittelpunkt der Insel, haben nur die Bedeutung von stillen Kleinstädten.

Der Reiz der korsischen Landschaft beruht auf der eigenartigen Mischung echt alpiner, unendlich mannigfaltiger Hochgebirgsformen mit der mediterranen Vegetation, die geschlossen den größten Teil der Insel überzieht. Dichtestes Macchiengestrüpp, nur von spärlichen Kulturflächen unterbrochen, bedeckt wie ein schützender Mantel die niederen Teile bis etwa 900 m Höhe und nimmt ungefähr die Hälfte der Insel ein, so daß man Korsika gerne auch als die „grüne Insel“ bezeichnet. Weiter oben dehnen sich mächtige Kastanienwälder, die in einer Art Halbkultur gehalten einen wesentlichen Beitrag zur Ernährung der Bevölkerung liefern. Darüber nehmen die Gebirgswälder einen großen Raum ein, ehe man die alpine Region betritt. Korsika ist zwar wirtschaftlich für Frankreich ein Zuschußgebiet, das jährlich große Summen verschlingt, aber es entschädigt das Mutterland dadurch, daß der kriegerische Geist seiner Bewohner viele Söhne zum Waffenhandwerk treibt und der französischen Armee stets unverhältnismäßig viele tüchtige Offiziere und Soldaten geschenkt hat.

Über die Toskanischen Inseln, die mit Sardinien und Korsika als Tyrrhenische Inseln zusammengefaßt werden, kehren wir nach dem Festland Italiens zurück. Sie sind Trümmer der niedergebrochenen Tyrrhenis, die sich in seichtem Meere vor Toskana dehnen, zum Teil aber durch Anschwemmungen der Festlandsflüsse und durch Aufschüttungen des Meeres der Maremmenküste bereits mit dem Körper der Apenninenhalbinsel fest verwachsen sind. Die Hauptinsel ist das buchten- und hafenreiche Elba, die Napoleonsinsel, der ihr Reichtum an Eisenerzen Bedeutung verleiht. Die Verhüttung geschieht größtenteils im gegenüberliegenden Piombino, dessen Berg ebenso wie weiter südlich der Monte Argentario ehemals zum Toskanischen Archipel gehört hat, aber heute verlandet ist.

VOLKSWIRTSCHAFT UND STAAT

Das uralte Kulturland Italien ist der einzige Raum im Mittelmeergebiet, der trotz aller Stürme, die über Europa hinbrausten, kulturell doch immer einen gewissen Hochstand bewahrt hat, während die anderen Länder — man denke nur an Griechenland — zwischen höchster Blüte und tiefstem Verfall hin und her schwankten. Diese Vorzugsstellung verdankt es seiner gutgeschützten Lage und dann wohl auch seiner immer relativ dichten Bevölkerung, die fremde Überflutungen leichter zu verhindern oder aufzusaugen verstand als ein volkarmes Land. Freilich konnte es mit den Ländern europäischer Hochkultur nicht wetteifern, aber seit der vor einem halben Jahrhundert erfolgten nationalen Einigung ist Italien mit großem Erfolg bestrebt, das Versäumte nachzuholen, um den größeren Rivalen ebenbürtig zu werden. Gerade die letzten Jahre haben gezeigt, daß seine darauf gerichteten Bestrebungen sehr ernst zu nehmen sind.

Die Grundlage der italienischen Volkswirtschaft bildet auch heute noch der Landbau. Es ist erstaunlich, welch große Flächen trotz des überwiegend gebirgigen Charakters des Landes in Kultur genommen sind. Das ist vor allem den günstigen geologischen Bedingungen zu danken: Die wenig urbaren Kalke treten in den Hintergrund, dagegen herrschen fruchtbare kristallinische und vulkanische Gesteine und tertiäre Bodenarten weitaus vor und sind in große Höhen gehoben, so daß auch die Gebirge bis hoch hinauf unter Kultur stehen. Dazu kommt freilich die Gunst des Klimas: Denn in unseren Breiten könnten

in so großen Höhen die besten Bodenarten nicht mehr genutzt werden. So ergibt eine Übersicht über die Kulturverhältnisse des Reiches folgendes Bild:

Kulturfähiger, angebauter Boden (Ackerland, Baumpflanzungen, Weinberge usw.)	49 %
Wiesen	8 %
Waldland (einschl. 2 % kulturell besonders wertvoller Kastanienwälder)	17 %
Weideland (Heiden, Macchien, Alpenmatten usw.)	16 %
Ödland (Gebirge, Sümpfe, Wasserflächen usw.)	10 %
	100 %

Diese Zahlen zeigen die für ein Gebirgsland wie Italien recht überraschende, aber aus den vorstehenden Andeutungen verständliche Tatsache, daß das Ödland einen verhältnismäßig geringen Betrag einnimmt. Nur wenige Staaten Europas, unter ihnen auch Deutschland, besitzen eine geringere Fläche unproduktiven Bodens. Freilich ist in den letzten Jahrzehnten erstaunlich viel geschehen, um die früher ungemein weit verbreiteten Sumpfgebiete, die durch die Malaria auch zu einer furchtbaren Gefahr für Leben und Gesundheit geworden waren, trockenzulegen und in fruchtbares Kulturland zu verwandeln. Almagià gibt die Gesamtfläche des bisher urbar gemachten Landes auf mehr als 3700 qkm an und berichtet, daß gegenwärtig noch weitere 4500 qkm in Austrocknung und Meliorierung begriffen sind. $^2/_3$ des neu gewonnenen Kulturlandes treffen auf die Emilia, wo um Ferrara und am unteren Po Großartiges geleistet worden ist. Aber auch in Toskana, in den Maremmen, am ehemaligen Fuciner See, in den Pontinischen Sümpfen ist viel geschehen. Trotzdem bleibt noch immer, namentlich in Süditalien, viel zu tun. Die zweite Hauptsorge muß aber die sein, das alte und neugewonnene Land vor Überschwemmungen und Verschüttungen zu sichern. Das kann nur durch systematische Aufforstung des seit Jahrtausenden sinnlos zerstörten Waldes geschehen. Hier steht man freilich noch am Anfang und es wird ein hartes Stück Arbeit und reiche Mittel kosten, aber nur so werden die verheerenden Wirkungen der „frana“ gemildert werden können, wenn eine schützende Walddecke den Boden festhält. Kaum ein anderes Beispiel zeigt besser als dieses, wie ein Volk unter der Unbedachtsamkeit der Väter aufs schwerste zu leiden hat.

Auch in der Art des Landbaus könnte in Italien noch sehr viel geschehen, um überall den bestmöglichen Ertrag herauszuholen. Davon ist man um so mehr entfernt, je weiter wir vom Norden nach Süditalien und auf die Inseln fortschreiten. Eine wirklich intensive Ausnutzung des Bodens unter Zuhilfenahme aller irgendwie möglichen Mittel, wie Bewässerung und Düngung, finden wir außer in der Po-Ebene nur in wenigen Strichen der Halbinsel. Hier und auf den Inseln herrscht eine sehr unwirtschaftliche, extensive Kultur, deren Erträge leicht zu heben wären. Schuld daran tragen namentlich die Besitzverhältnisse: In weiten Teilen ist das Land hauptsächlich in den Händen von Großgrundbesitzern, die selbst in den Städten leben und an einem rationellen Betrieb kein wesentliches Interesse besitzen, solange sie ihr gutes Auskommen haben. Sie überlassen ihre Ländereien kleinen Pächtern, die meist in so gedrückter und ausgenützter Lage sind, daß an einen Aufschwung für sie nicht zu denken ist und daß auch ihnen das Interesse am Fortschritt fehlt. Daher ist es kein Wunder, daß viele sich lieber durch die Auswanderung diesem Druck zu entziehen suchen. Besonders mißlich liegen die Verhältnisse in Sizilien. Daß es furchtbar schwer ist, hier vernünftigen Wandel zu schaffen, liegt zum großen Teil an der für unsere Begriffe unglaublichen Be-

dürfnislosigkeit des italienischen Landmannes, die freilich durch die Gunst des milden Klimas ihre Erklärung findet. Jedenfalls liegt hier für den italienischen Staat eines der am schwierigsten zu lösenden Probleme vor.

Ein hocherfreuliches Bild bietet jedoch die Po-Ebene, die zu den bestbebauten Ländern der Erde gehört. Mir ihr können an Intensität des Anbaus nur wenige Flächen der Halbinsel wetteifern, so die Kampanische Ebene, Teile des Arnotieflands oder die Conca d'oro von Palermo. Charakteristisch für den italienischen Bodenanbau ist aber überall die Vereinigung mehrerer Kulturen auf einer Flur. So trifft man z. B. in der Po-Ebene jene unendlichen, üppigen, mehrere Meter hoch aufschießenden Hanffelder zwischen langen Reihen von Maulbeerbäumen, an denen Reben lustig emporranken und in mächtigen Guirlanden von Baum zu Baum sich schwingen. In Süditalien trifft man sehr oft Oliven und Wein, manchmal noch mit Getreide durchsetzt, auf einer Flur. Die bei uns übliche Trennung der Kulturen ist in Italien sehr selten und wegen der Fruchtbarkeit des Bodens nicht erforderlich. Aber ein grundsätzlicher, durch Bodengestaltung und Klima bedingter Unterschied besteht zwischen Norditalien und Halbinselitalien samt den Inseln in folgendem: Dort werden auf den weiten, leicht zu bewässernden Ebenen vor allem Getreide- und Futterpflanzen gezogen, hier jedoch, wo die Sommer immer dürrer werden, genießen die Trockenheit liebenden Baumgewächse der Olive, des Weinstocks und anderer Obstbäume den Vorzug.

Werfen wir nun kurz einen Blick auf die wichtigsten Anbauprodukte. Im Getreidebau steht der Weizen an erster Stelle und an zweiter folgt ihm der Mais. Die Weizenflächen der Halbinsel und besonders Siziliens überragen zwar weit die Weizenböden Norditaliens, aber die Erträge sind nur unwesentlich höher. Der Wärme im Verein mit Feuchtigkeit liebende Mais gedeiht vor allem in Venetien und in der Lombardei; Maisbrot und Polenta stellen ein sehr beliebtes und billiges Nahrungsmittel dar. Die übrigen Getreidearten, wie Hafer, Gerste und Roggen haben weit geringere Bedeutung. Besondere Erwähnung verdient aber der Reis, der in der Poebene sein größtes Anbaugebiet in Europa besitzt und dessen Ertrag die inländische Nachfrage erheblich übersteigt. Sonst aber vermag das Brotgetreide den Bedarf des Volkes auch nicht entfernt zu decken, und die Einfuhr belastet weitaus am meisten das italienische Volksvermögen.

Fast die gleiche Anbaufläche wie der Weizen nimmt der Weinstock ein, dessen Erträgnisse aber weit wertvoller sind. Kein Land der Erde kann einen gleichen Prozentsatz Weinland aufweisen wie Italien, von dessen Oberfläche rund 15% mit Reben bestanden sind. Die billigsten und die edelsten Sorten gedeihen in gleicher Güte. Leichte Tischweine, die als Volksgenußmittel unserem Bier entsprechen, werden ebenso gezogen wie die schwersten Südweine. Vor allem kommen Piemont, die Emilia, Toskana, Kampanien, Apulien und Ostsizilien als Hauptweingebiete in Betracht und Weinsorten wie Asti, Chianti und Marsála, um von vielen anderen kaum weniger bevorzugten Lagen ganz zu schweigen, genießen weiten Ruf. Ebenso wertvollen Ertrag wie die Rebe gibt der Ölbaum, dessen Verbreitungsgebiet wir bereits kennengelernt haben, da er ja der beste Gradmesser für die Ausdehnung der Mittelmeervegetation ist. Wir sahen, daß er in allen Teilen Italiens, die mittelmeerischen Einflüssen unterliegen, gezogen wird und daß nur die Poebene und die hohen Gebirge sich ihm verschließen. In vielen Gegenden bildet er lichte Wälder, die einen gewissen Ersatz für das verlorene Waldkleid bieten. Seit dem Altertum bis heute hat die Anpflanzung

von Ölbäumen stetig zugenommen, da ihre Kultur lohnend ist, nicht übermäßig viel Arbeit verursacht und Schädigungen nicht so leicht ausgesetzt ist wie der Weinstock. Die gesuchtesten Öle werden in Ligurien, Toskana und Latium gezogen, während der Süden zwar reichere Mengen, aber geringere Qualitäten liefert. Nächst dem Ölbaum genießen noch zwei andere Bäume hervorragende Pflege: Der Maulbeerbaum als Grundlage der Seidenzucht und die Agrumen (Zitronen, Orangen), welch letztere bekanntlich erst spät im Mittelmeergebiet eingebürgert worden sind, aber heute zu dessen unentbehrlicher Staffage gehören. Die Maulbeere ist das einzige Baumgewächs der Po-Ebene, die man sich ohne sie, in langen geraden Reihen gepflanzt, gar nicht vorzustellen vermöchte; auch diese Kultur ist in steter Zunahme begriffen. Die Agrumen sind auf die Gegenden beschränkt, wo echt mittelmeerisches Klima herrscht und gleichzeitig die Möglichkeit der Bewässerung gegeben ist. Sizilien, das allein 60% der Ernte liefert und das meiste zur Ausfuhr bringt, und Kalabrien sind die wichtigsten Anbaugebiete.
Unter den Industriepflanzen ist der Hanf an erster Stelle zu nennen, der vorzüglich in der Emilia und in der „Terra di lavoro“ Kampaniens gebaut wird und abgesehen von Rußland die größten Ernten in Europa liefert. Im Norden wird immer mehr der Anbau der Zuckerrübe gefördert, während im Süden der Baumwolle Aufmerksamkeit geschenkt wird. — Es würde viel zu weit führen, wollte man außer diesen wichtigsten Anbauprodukten die Vielzahl von Gewächsen auch nur andeuten, die auf italienischem Boden ebenso wie jene trefflich gedeihen. Man denke nur an die vielen verschiedenen Gemüse und Obstsorten, die einen wichtigen Bestandteil in der meist vegetarischen Ernährung des Volkes bilden. Es gedeiht eben in diesem Klima fast alles, wenn nur die nötige Feuchtigkeit vorhanden ist, um die Sommerhitze zu überstehen. Wenn man einen flüchtigen Blick in die vielfältigen Möglichkeiten tun will, die der italienischen Landwirtschaft gegeben sind, so braucht man nur einen Gang durch den einzig schönen botanischen Garten Palermos zu machen, wo Dattel- und Kokospalmen ebenso gedeihen wie Zuckerrohr und riesige Gummibäume. Freilich sind das Ausnahmen, die für die Wirtschaft nicht in Betracht kommen, aber der Reichtum, der in diesem Klima liegt, erfährt dadurch eine gute Beleuchtung.
Auch in der Viehzucht Italiens zeigt sich ein klarer Unterschied zwischen dem Norden und Süden. Dort ist das Gebiet einer auf hoher Stufe stehenden Rindviehzucht, die hauptsächlich auf dem ungeheuer reichen Ertrag der bis achtmal im Jahre zu mähenden Rieselwiesen der Ebene beruht, in geringerem Maße auch auf den Gebirgsweiden der Alpen. So spielt dort Butter- und Käsefabrikation eine große Rolle, und die Namen Gorgonzola (östlich Mailand) und Parmesan (von Parma) sagen genug. Jedenfalls ist der Bedarf Italiens auch an Schlachtvieh hinreichend gedeckt, zumal die an Fleischnahrung besonders im Süden nicht gewöhnte genügsame Bevölkerung nur einen geringen Verbrauch hat. Auf der Halbinsel und den Inseln dagegen vermögen die mageren Bergweiden nur dem Kleinvieh Nahrung zu geben, das in gewaltigen Schaf- und Ziegenherden vor allem die Gebirgshänge Sardiniens und Siziliens, Apuliens, der Abruzzen, von Latium und Toskana belebt. Das weitaus wichtigste Tier der italischen Viehzucht ist jedoch die Seidenraupe, derentwegen ungezählte Millionen von Maulbeerbäumen gehalten werden. Die norditalische Seidenzucht steht an erster Stelle in Europa und übertrifft das an zweiter Stelle folgende Frankreich allein um das sechsfache. Endlich ist die Seefischerei von besonderer Bedeutung. Die italie-

nischen Fischer gehen nicht nur in den heimischen Gewässern, sondern auch in vielen anderen Teilen vor allem des östlichen Mittelmeeres ihrem Erwerbe nach. Das Tyrrhenische Meer zeichnet sich durch weit größeren Fischreichtum aus als das Ionisch-Adriatische. Dort wird in erster Linie der Thunfisch gefangen, dann Sardinen und Sardellen. Auch die Korallen- und Schwammfischerei hat Bedeutung. Trotzdem bedarf die italienische Fischerei einer erheblichen Ergänzung durch Einfuhr, da die Fastengebote einen riesigen Bedarf erzeugen.

Da Italiens Gebirge jugendlichen Ursprungs sind, begreift man, daß sein Mineralreichtum nicht groß sein kann. Die größte Ausbeute erzielt es aus seinen großen Schwefellagern in Sizilien, die ihm bis vor kurzem eine Monopolstellung auf dem Weltmarkt gesichert haben. Heute aber ist ihm durch amerikanischen Schwefel eine übermächtige Konkurrenz erstanden. Auch in Quecksilber hat Italien die größte Welterzeugung (50%), seitdem die früher österreichischen Bergwerke von Idria in seinen Besitz gelangt sind. Eine dritte Monopolstellung besteht wenigstens für Europa in dem großen Reichtum an edlen Steinen, unter denen nur der carrarische Marmor hervorgehoben zu werden braucht. Aber auch sonst steht eine Fülle trefflicher Hau- und Bausteine im ganzen Lande zur Verfügung, was wohl der Grund dafür ist, daß der Italiener als Bauarbeiter eine so außerordentliche und vielgesuchte Geschicklichkeit entfaltet. Die Erzgewinnung ist auf Südwestsardinien, Toskana und die Toskanischen Inseln beschränkt, wo Eisen-, Zink- und Bleierze zwar in erheblichen Mengen gewonnen werden, aber den Bedarf auch nicht entfernt decken.

Was aber entscheidend ist: Italien besitzt keine Steinkohle. Diese muß ganz durch Einfuhr beschafft werden, ein Nachteil, der für das Land und seine Entwickelung ungeheuer schwer wiegt. Braunkohle und Torf bieten nur ganz ungenügenden Ersatz. So ist es kein Wunder, daß Italien mit aller Energie an die Beschaffung von „weißer Kohle“ herangeht und wie wenige andere Staaten Europas auf den Ausbau seiner Wasserkräfte bedacht ist. So waren 1923 nicht weniger als 48 neue Staubecken im Bau. Vor allem kommen natürlich die wasserreichen Alpengebiete in Frage, aber auch in den mediterranen Gebirgen geht man mit vollem Erfolg an die Lösung solcher Probleme. So ist z. B. in Sardinien mit der Tirso-Talsperre im Jahre 1923 das größte Staubecken Europas vollendet worden. Der Erfolg ist bereits deutlich sichtbar: Man hat für 1922 den jährlichen Energiebedarf Italiens auf 14 Milliarden Kilowattstunden angesetzt und berechnet, daß davon 7, also die Hälfte, durch Wasserkraft gedeckt waren. Was das bedeutet, ermißt man daraus, daß gleichzeitig in Deutschland bei einem allerdings viel größeren Bedarf von 184 Milliarden Kilowattstunden jenes Verhältnis 1/50, in Großbritannien (Bedarf 195 Milliarden Kilowattstunden) gar nur 1/240 gewesen ist, daß auf je 100 Einwohner in Italien 5, in Deutschland 1,5, in Großbritannien 0,5 PS getroffen haben. Heute haben alle diese Zahlen, zumal in Italien, eine wesentliche Steigerung erfahren. Man kann aber daraus ermessen, wie sehr die Kohleneinfuhr Italiens durch solche Maßnahmen relativ abgenommen haben muß und welche Summen dadurch dem Volksvermögen erhalten bleiben.

Auf jeden Fall ist in den Wasserkräften der italienischen Industrie ein wertvoller Bundesgenosse erwachsen, ohne den sie unmöglich ihre heutige Stellung einzunehmen vermöchte. In Norditalien ist mit dem Zentrum Mailand ein Industriegebiet erstanden, das vor wenig mehr als drei Jahrzehnten seine Entwicklung

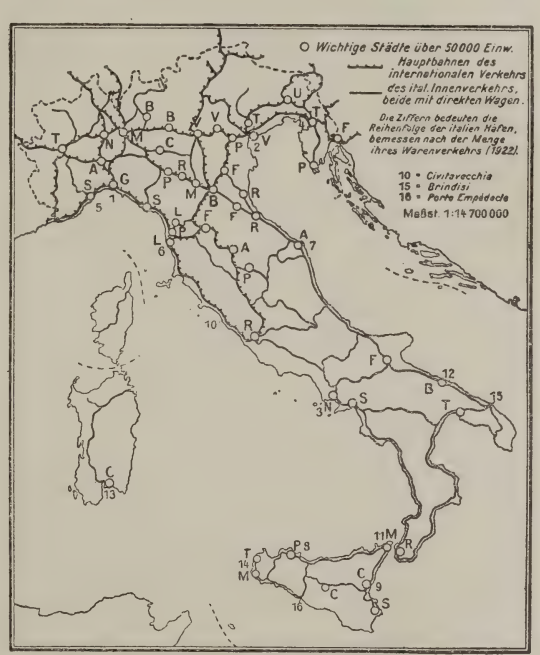
beginnend, heute nicht nur für Italien und natürlich auch fürs ganze Mittelmeergebiet von höchstem Belang ist, sondern sogar in der Welt eine erhebliche Rolle spielt. Ihm gegenüber treten die Ansätze zu industrieller Entwickelung in Mittel- und erst recht in Süditalien sehr an Bedeutung zurück. Besonders der Zwang der Kriegszeit, in der Deutschlands Industrieerzeugnisse ausblieben, brachte die italienische Industrie zu einer unnatürlichen Blüte und schuf namentlich in der Eisenindustrie riesenhafte Unternehmungen. So verzeichnete man in dieser 1920 250 000 Arbeiter gegen 40 000 im Jahre 1913, so hatte man 200 Elektrohochöfen in Betrieb gegen früher 7. Diese überstürzte Entwicklung rief nach der Rückkehr normaler Verhältnisse die schärfsten Krisen hervor und die größten Unternehmungen brachen zusammen. Heute lassen sich drei Hauptgruppen der italienischen Industrie unterscheiden. Weitaus am bedeutendsten ist die Textilindustrie, die am meisten für die Ausfuhr arbeitet. In der Seidenherstellung hat Italien in Europa keinen Konkurrenten. Über 2000 Fabriken sind damit beschäftigt. Aber auch die Verarbeitung von Baumwolle, Wolle, Hanf und Jute verdient Beachtung. An zweiter Stelle blüht die Metallindustrie, die namentlich in der Automobilfabrikation hervorragt, aber auch in der Herstellung von Maschinen und im Schiffbau (Ligurien, Triest) sehr Tüchtiges leistet; der Schiffbau Italiens stand 1925 sogar an dritter Stelle in der Welt. Hier mag auch die elektrische und die chemische Industrie Erwähnung finden, die beide seit dem Kriege einen starken Aufschwung genommen haben. Die dritte Gruppe befaßt sich mit der Aufarbeitung landwirtschaftlicher Produkte, mit der Konservierung von Früchten, Gemüsen und Fischen, mit der Herstellung von Teigwaren, Käse usw. Besondere Erwähnung verdient die Rübenzuckerindustrie, die erst seit 1899 begonnen hat, heute aber völlig auf eigenen Füßen steht. Auch die sehr kräftige Kautschukindustrie kann hier eingereiht werden. — Wir brauchen nicht weiter auf die vielverzweigte übrige Industrie einzugehen. Wir sehen auch so, daß Italien in kurzer Zeit kräftige Schritte nach vorwärts gemacht hat. Sicher ist, daß es das stärkste Industrieland des Mittelmeergebietes ist, und der Schluß, daß es bald ebenbürtig in die Reihe der großen europäischen Industriestaaten treten wird, ist angesichts der in kurzer Zeit erzielten Erfolge nicht von der Hand zu weisen. Was früher hindernd wirkte, der Kohlenmangel, fällt immer weniger ins Gewicht, je mehr die Wasserkräfte ausgebaut werden. Die Hoffnung auf eine größere Zukunft ist um so mehr berechtigt, als der Bedarf des Landes durch die heutige industrielle Erzeugung noch lange nicht gedeckt wird.

Die Wasserkräfte spielen auch in der Entwicklung des Verkehrs eine sehr große Rolle. Das Landverkehrsnetz, noch vor wenigen Jahrzehnten ganz unzulänglich — nur in Norditalien bestanden seit langem vortreffliche Straßen und frühzeitig Eisenbahnen — ist in kurzer Zeit unter den größten Schwierigkeiten und Opfern zielbewußt ausgebaut worden. Chausseen und Eisenbahnen durchziehen jetzt allenthalben das Land auch in seinen entlegensten und gebirgigsten Teilen. In der norditalischen Ebene hat sich ein dichtes Eisenbahnnetz entwickelt, das durch die zahlreichen Alpenbahnen mit dem großen europäischen Weltverkehrsnetz in Verbindung steht. Auf der Halbinsel handelt es sich im wesentlichen um 2—3 Längsbahnsysteme, die unter sich durch zahlreiche Querlinien zusammenhängen. Auch auf den großen Inseln bestehen bereits gute Verbindungen. Außerdem herrscht aber in Italien das nachahmenswerte Bestreben, den Verkehr durch möglichst zahlreiche Kleinbahnen zu heben. Dem gleichen Zweck dienen zahllose

Automobillinien, deren Länge bereits die des Bahnnetzes nahezu erreicht hat. Man muß dem Landverkehr Italiens zumal in neuester Zeit volle Anerkennung zollen. Der Grundsatz, daß der Verkehr der Träger von Kultur und Handel ist und ihnen dienen muß, prägt sich in außerordentlich billigen Eisenbahnfahrpreisen aus; Pünktlichkeit und Sicherheit des Verkehrs sind völlig einwandfrei; die infolge des Kohlenmangels mit Hochdruck betriebene Elektrisierung der Bahnen schreitet rasch fort und verannehmlicht das Reisen.

Durch das gute Eisenbahn- und Straßennetz Italiens muß der Mangel an Binnenwasserstraßen ausgeglichen werden. Nur im Po-Gebiet sind solche vorhanden und können hier auch zu einem leistungsfähigen Netz ausgebaut werden. Auf der Halbinsel dagegen wird ihr Ausbau nur in Ausnahmefällen und unter großen Schwierigkeiten möglich sein.

Um so wichtiger ist bei einem Land von der Gestalt und der Lage Italiens der Seeverkehr. Und so haben sich denn die Küstenschiffahrt als billige Ergänzung der Landverbindungen, vor allem aber die Hochseeschiffahrt, mächtig entwickelt, getragen von einer tüchtigen seemännischen Bevölkerung, die schon so manche Großtat zur See vollbracht hat. Zwar sind die Hafenverhältnisse Italiens heute durchaus nicht die besten, und die ursprünglichen kleinen, natürlichen Hafenbuchten, wie die Genuas oder Palermos, sind längst viel zu eng geworden. Da hat dann die Hand des Menschen hilfreich eingegriffen und großartige, sichere Anlagen geschaffen. Von der schwankenden Bedeutung der Verkehrslage Italiens wurde einleitend bereits gesprochen, ebenso von dem neuen großen Aufschwung, den es seit der Eröffnung des Suezkanals genommen hat. Der Ausgang des Krieges hat der italienischen Handelsflotte eine große Mehrung durch Übernahme des österreichischen Schiffsbestandes gebracht und damit auch eine mächtige Stärkung der verkehrs- und handelspolitischen Beziehungen nach dem Orient, die von der Donaumonarchie immer gepflegt worden waren. So steht Italiens Handelsflotte heute an 6. Stelle in der Welt und nimmt im Mittelmeer, wenn man Frankreichs atlantischen Bestand abrechnet, den überragenden ersten Rang ein. Wer heute die stolzen neuen 24 000 Tonnen-Riesen des Lloyd Sabaudo mit den wenig Vertrauen erweckenden, unsauberen Schiffen vor 20 Jahren vergleicht, der wird der italienischen Marine zugestehen müssen, daß sie einen gewaltigen Schritt nach vorwärts gemacht hat. So ist auch zur See Italiens Verkehr als durchaus mustergültig anzusprechen. Die Bedeutung der italienischen Häfen hat sich oft



Wichtigste Eisenbahnlinien

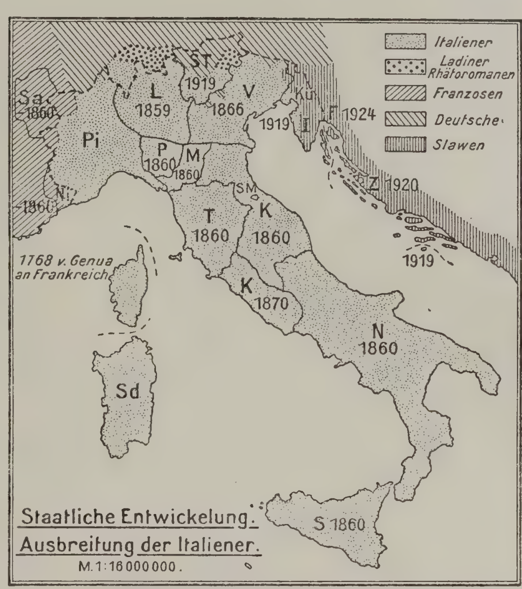
in der Geschichte verschoben. Heute aber ist das aufstrebende Genua energisch an die Spitze gerückt, während Neapel, Venedig und Triest sich um den zweiten Platz streiten; diese drei erscheinen aber als stille Plätze, wenn man den lebhaft pulsierenden Großbetrieb Genuas gesehen hat. Im übrigen haben Savona bei Genua, Livorno, Ancona, Palermo, Catania, Civitavécchia, Messina usw. in absteigender Reihe die größte Bedeutung (vgl. Text-Abb. S. 541).

So vollzieht sich naturgemäß der italienische Handel vorwiegend zur See, wenn auch die über die zahlreichen Alpenbahnen ausgetauschten Güter nicht unterschätzt werden dürfen. Die Handelsbilanzen der Friedenszeit haben schon immer eine die Ausfuhr recht erheblich übersteigende Einfuhr aufgewiesen. Nach dem Weltkrieg aber hat sich jenes Verhältnis noch weiter zuungunsten Italiens verschoben. Die gewaltige, auf engen Raum zusammengedrängte Volkszahl, die ungenügende Entwicklung der Landwirtschaft, die unmöglich alle Landesbewohner zu ernähren vermag, die noch längst nicht alle Bedürfnisse befriedigende Industrie, das Fehlen der Kohle — das sind die Momente, die wohl noch auf lange Sicht Italien wirtschaftlich vom Ausland abhängig machen werden. Freilich ist zu bedenken, daß ein sehr großer Teil des so ins Ausland wandernden Geldes durch den riesigen Fremdenverkehr wieder ins Land zurückströmt und daß auch die zurückkehrenden Auswanderer, die meist ohne einen Pfennig in der Tasche das Land verlassen haben, ihre Ersparnisse wieder nach der Heimat tragen. Italiens Einfuhr besteht vor allem aus Lebensmitteln, dann aus Rohmaterialien für seine Industrie, wie Baumwolle, Wolle und Seide, endlich aus Mineralien, unter denen die Kohle an erster Stelle steht. Für die Ausfuhr stellt in erster Linie die Textilindustrie Seiden- und Baumwollwaren bereit; dann folgen die Südfrüchte, während Wein und Öl, hauptsächlich im inländischen Bedarf verbraucht, eine geringe Rolle spielen. So verzeichnet man für 1925 in der Einfuhr 26,2, in der Ausfuhr 18,3 Milliarden Lire. Deutschland war früher der beste Lieferant und Abnehmer Italiens, aber der Weltkrieg hat nun die Vereinigten Staaten in eine weit überragende Stellung gesetzt. Immerhin hat Deutschland es verstanden, bereits 1924 in Ein- und Ausfuhr wieder den 3. Platz zu belegen.

Zur gleichen Zeit wie das Deutsche Reich ist auch das Königreich Italien als Großstaat in die Welt getreten. Wenn es aber keinen so raschen und mächtigen Aufschwung genommen hat wie Deutschland bis 1914, so lag das an den ungleich größeren Hindernissen, die hier zu überwinden waren. Diese lagen vor allem an der niedrigeren Kulturstufe, auf der ein Großteil des italienischen Volkes stand und noch heute steht. Wären alle Italiener so wie die Bewohner Norditaliens, wohl gebildet, klug berechnend, tatkräftig und unternehmungslustig, dann wäre Italien schon längst andere Wege gegangen. So hängen aber das durch Jahrhunderte in der Kultur zurückgebliebene Süditalien und die Inseln wie Bleigewichte an dem fortgeschrittenen Norditalien, das für jene die Steuern zahlt, das der Träger und die Stütze des Staates ist.

Bei dieser Sachlage darf man dem italienischen Staat die Anerkennung nicht versagen, daß er in wenigen Jahrzehnten das Land aus den chaotischen Zuständen der Kleinstaaterei zu achtbarer Höhe geführt und das Volk aus der tiefsten Unbildung herausgerissen und für höhere Ziele empfänglich gemacht hat. Der Fleiß, die Bedürfnislosigkeit und Sparsamkeit des Volkes waren hierbei unschätzbare Hilfsmittel. So ist denn rasch das nationale Selbstbewußtsein erstarkt, das in kolonialer Betätigung seinen Ausdruck gefunden hat. In Ostafrika wurde

die Hand auf Eritrea und Italienisch-Somaliland gelegt, und später faßte Italien im nordafrikanischen Libien und auf dem Dodekanes in der Ägäis festen Fuß; das Jahr 1924 hat sogar noch eine Erweiterung des Somalilandes nach Westen gebracht. Daß die Erfolge in allen jenen Gebieten nicht groß sind, liegt wohl weniger an einem Mangel an kolonisatorischen Fähigkeiten, die man den Italienern nicht ohne weiteres absprechen darf, als an den in der Natur der Länder liegenden großen Schwierigkeiten. Durch den Ausgang des Weltkrieges wurde das nationale Selbstbewußtsein um ein Vielfaches gehoben. Italien ist dem Ziel seiner Wünsche, alle Italiener in einem Reiche zu umfassen, beträchtlich näher gekommen. Im Faschismus lodert heute die nationale Flamme unter kluger Führung in geradezu imponierender Weise empor. Wir Deutsche freilich müssen diese Bewegung mit anderen Augen betrachten, da wir wissen, wie ihre Freiheitstheorien in Wirklichkeit der Unterdrückung des deutschen Südtirols dienen, das man mit bestem Willen nicht als „erlöstes Gebiet" bezeichnen kann. Aber Achtung zwingt diese ganze Entwicklung und diese geschlossene Haltung eines Volkes doch ab, und gerade wir Deutsche könnten viel daraus zu unserem Vorteil lernen.



Staatliche Entwickelung. Ausbreitung der Italiener.

- - - Heutige Staatsgrenze 1860 = Jahr des Zuwachses v. Landesteilen
- 1860 Jahr des Verlustes von Landesteilen
Pi, Sd = Piemont, Sardinien = Stammland Kgr. Sardinien. L = Lombardei, P = Hzm. Parma, M = Hzm. Modena, T = Grhzm. Toscana, K = Kirchenstaat, N, S = Neapel, Sizilien = Kgr. beider Sizilien, Sa = Savoyen, Ni = Nizza, V = Venetien, ST = Südtirol, Kü. I = Küstenland, Istrien, Z = Zara, F = Fiume.

Die staatlichen Schwierigkeiten Italiens entspringen in erster Linie aus seiner Lage. Denn offen und schutzlos liegen seine Küsten und die meisten Städte da, so daß ein stärkerer, seebeherrschender Gegner, der mit Kanonen und mit dem Gespenst des Hungers droht, ihm immer seinen Willen aufzwingen kann. Nur ein kräftiges Italien, nur eine Großmacht wird sich solcher Übergriffe zu erwehren wissen. Heute aber schon steht das eine fest, daß die Italiener das führende Kulturvolk des Mittelmeergebietes sind. Sowohl nach der geographischen Lage ihres Landes, wie nach ihrer Zahl und nicht zuletzt wegen ihrer Tüchtigkeit sind sie dazu berufen, jene Rolle auch bis in ferne Zukunft weiterzuspielen.

WICHTIGSTE LITERATUR ÜBER ITALIEN

Neueste, auf voller Höhe stehende zusammenfassende Darstellungen bestehen nicht. Man wird immer wieder gerne auf ältere Quellen zurückgreifen, von denen folgende ihre Bedeutung noch lange behalten werden: Theobald Fischer, La penisola Italiana. Turin 1902. Dieses Werk ist die verbesserte Neubearbeitung von Theobald Fischer, Das Halbinselland Italien. Kirchhoffs Länderkunde von Europa, Band II/2, 1893. S. 283—515. Ferner: Giovanni Marinelli, L'Italia. La Terra IV, Mailand 1897.

Fast mehr künstlerischer als geographischer Natur, Land und Volk wie kaum ein anderes Buch dem Verständnis nahebringend, schon alt, aber immer wieder neu ist: Viktor Hehn, Italien. 1. Aufl. 1867. 12.—14. Aufl. Berlin 1917.

Von bildlichen Darstellungen bleibt unübertroffen: Kurt Hielscher, Italien. (Mit Geleitwort von Wilhelm v. Bode.) 304 Abb. Berlin o. J. (1925).
Speziellere geographische Literatur findet man leicht im Geographischen Jahrbuch, in dem Th. Fischer und R. Almagià fortlaufend über den Fortschritt der Kenntnisse berichteten. Für die jüngste Zeit muß man sich an die Literaturberichte der geographischen Zeitschriften halten.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 58—62

Tafel 58 bringt Ansichten aus zwei besonders gesegneten Landstrichen Oberitaliens: Der Lago Maggiore wie die übrigen norditalienischen Seen sind trotz ihrer Lage in den Alpen die am weitesten nach Norden vorgeschobenen Vorposten mediterraner Vegetation und Kultur. Ihre Becken sind durch die Eiszeit ausgestaltet worden. Die nach Süden gekehrte Steilküste der Riviera ist eines der klimatisch am meisten bevorzugten Gebiete Italiens. Auf engstem Raum hat der Mensch einen üppigen Garten geschaffen. Städte und Kurorte liegen in dichter Folge überall da, wo gute Verbindung mit dem Hinterland besteht oder wo kleine Buchten geschützte Häfen bilden.

Die Gegend von Fiesole bei Florenz auf Tafel 59 kann als typisches Beispiel der Tertiärlandschaft des Apennins gelten. Meist sind es fruchtbare, gut bebaute und besiedelte Gebiete, oft aber, wo eine schützende Bodendecke fehlt, der Schauplatz der „frane", der gefürchteten Bergrutsche. Im Gegensatz dazu bieten die Kalkgebiete (unteres Bild) zwar festen Boden, sind aber wasserarm, kahl und unfruchtbar.

Ihre größte Höhe (über 2900 m) und wildeste, an die Kalkalpen erinnernde Ausgestaltung erreichen die Kalkgebiete und zugleich der Apennin in den Abruzzen, deren Hauptzug das obere Bild auf Tafel 60 wiedergibt. Das untere Bild zeigt eines der Bergnester im mittleren Apennin, mehr Städte als Dörfer, in denen sich die mehrstöckigen Steinhäuser eng zusammendrängen. Die Furcht vor der „frana" ließ sie hoch oben im Kalkgebirge entstehen, obgleich die Verkehrslage sehr ungünstig ist.

Tafel 61 bringt uns nach Süditalien. Zu Füßen des Vesuvs (oberes Bild) herrscht trotz drohender Gefahr die dichteste Besiedelung Italiens. Am meisten drängen sich die Menschen in Neapel zusammen, wo aus engen steilen Gassen viele Stockwerke hohe Häuser aufragen. Je weiter nach Süden, um so mehr spielt sich das Leben des Italieners in der Öffentlichkeit auf der Straße ab. In den engen Gassen Neapels (unteres Bild) erreicht dieses bunte Bild seinen Höhepunkt.

Den gegenwärtig beinahe ganz ausgefüllten Krater des Vesuvs, in dessen Mitte sich an der Spitze eines Miniatur-Aufschüttungskegels die einzige kleine Öffnung des Vulkanschlotes befindet, zeigt das untere Bild auf Tafel 62. Das obere Bild gibt einen Ausschnitt aus der besonders üppigen Mittelmeervegetation (Zypressen, Agaven) in der Conca d'Oro, der „Goldmuschel", in der Siziliens Hauptstadt am Fuße des Kalkklotzes Monte Pellegrino liegt.



Die Adriaküste bei Ragusa (Dalmatien)

Nach einem Original von Hermann Ebers

DAS DINARISCHE GEBIRGSLAND
(JUGOSLAWIEN UND ALBANIEN)

VON DR. CARL RATHJENS
(HAMBURGISCHES WELTWIRTSCHAFTSARCHIV)

LAGE, GRENZEN

Das dinarische Gebiet, zu dem das Königreich Jugoslawien zum größten Teil, die Republik Albanien ganz gehört, hat seinen Namen vom dinarischen Gebirge, oder, wie der Geologe sagt, den Dinariden, einem Kettengebirge, das die unmittelbare südöstliche Fortsetzung der Alpen bildet. Letztere, die in ihrem Hauptteil Süd- und Nordeuropa scheiden, verbreitern und erniedrigen sich nach Osten zu und teilen sich sodann in zwei Äste. Der nördliche, die Karpathen, wendet sich bald wieder nach Süden und berührt sich nach einer riesigen S-förmigen Krümmung mit dem südlichen Ast, dem nach Südosten streichenden dinarischen Gebirge (siehe die Karte auf S. 547), ohne sich aber wieder mit ihm zu vereinigen. Er strebt vielmehr als Balkan nach Osten zum Schwarzen Meer, während die Dinariden südsüdöstliche Richtung annehmen und das Rückgrat des südlichen Teils der Südosthalbinsel Europas bilden, ehe sie, vielfach zerbrochen, in einem großen Bogen über Kreta und Rhodos nach Kleinasien streichen.

Zwischen den nördlichen und den südlichen Ausläufern der Alpenketten bis zu ihrem Wiederberührungspunkt im Moravatal liegt das gewaltige ungarische Einbruchsbecken. Der Prellblock, der sich den beiden Gebirgsketten entgegenstellt und ihre Wiedervereinigung verhindert, ist das altkristalline Massiv des Rhodopegebirges an der Grenze zwischen Serbien, Bulgarien und Mazedonien.

Das zu betrachtende Gebiet, das wir wegen seines Hauptanteils am dinarischen Gebirge das dinarische Gebirgsland nennen wollen, greift nun auf eine ganze Anzahl der obenerwähnten Erdräume über. Die Grenze zwischen den Alpen und dem dinarischen Gebirge kann man nicht genau festlegen, doch muß man wohl die Julischen Alpen und die Karawanken, über die die Grenze Jugoslawiens gegen Italien und Österreich verläuft, noch zum Alpensystem rechnen. Ebenso gehört das Bachergebirge noch zum alpinen System. Beim weiteren Verlauf der Grenze greift Jugoslawien in den unteren Tälern der Save, der Drau, der Donau und der Theiß weit in die ungarische Tiefebene hinaus. Man kann sagen, daß das ganze Land nördlich der Linie Drau—Donau nicht mehr zum eigentlichen dinarischen Gebiet gehört.

Jenseits einer Linie, die durch die Morawa und Nischawa bezeichnet wird, umfassen die jugoslawischen Grenzen wiederum ein fremdes Element. Der ganze Nordostzipfel Jugoslawiens, der durch diese beiden Flüsse begrenzt wird, gehört dem

Balkangebirge an, das sich an dieser Stelle mit dem dinarischen Gebirge berührt. Die jugoslawisch-bulgarische Grenze verläuft hier teilweise auf dem Hauptkamm des Balkans, teilweise, bei Negotin und in dem großen Donaubogen von Turn-Severin, greift sie aber sogar in die rumänisch-bulgarische Tieflandbucht der unteren Donau über. Auch der ganze Südostzipfel Jugoslawiens, der nach Osten über das Wardartal hinausreicht, gehört nicht zum dinarischen Gebirge, sondern zur Rhodopemasse.

Die jugoslawische Grenze gegen Griechenland schneidet die dinarischen Ketten in transversaler Richtung, sie setzen sich auf griechisches Gebiet hinüber ohne natürliche Grenze fort. Ebenso ist für die albanische Grenze gegen jugoslawisches Gebiet nirgends eine Naturgegebenheit vorhanden. Dasselbe kann man von der albanisch-griechischen Grenze sagen.

In seiner gesamten Längserstreckung grenzt das dinarische Gebiet ans Adriatische Meer, und zwar vom innersten Winkel des Quarnero an bis jenseits der Straße von Otranto. Der Verlauf der Küste folgt in seinem jugoslawischen Teil bis zum Drin-Golf ganz der Streichrichtung des dinarischen Gebirges von Nordwest nach Südost. Dieser Teil der Küste, deren Formen so charakteristisch sind, daß man nach ihm einen besonderen Küstentyp den dalmatinischen genannt hat, ist dadurch gekennzeichnet, daß mehrere Reihen langgestreckter bergiger Inseln in der Längsrichtung die Küste begleiten, und daß die ins Land hineinreichenden schmalen Buchten nach kurzen Querstrecken ebenfalls der Küste parallel verlaufen. Es handelt sich hier um eine einem Kettengebirge parallel streichende Küste, die gesunken oder in der Senkung begriffen ist, und bei der die Inseln die aus dem Meere hervorragenden Längsketten, die Kanäle zwischen den Inseln oder dem Festland und den Inseln, sowie die ins Land sich erstreckenden Buchten die versunkenen Täler des ehemaligen Landes sind. Die Inselbildung nimmt in diesem Teil der Küste nach Südosten zu ab.

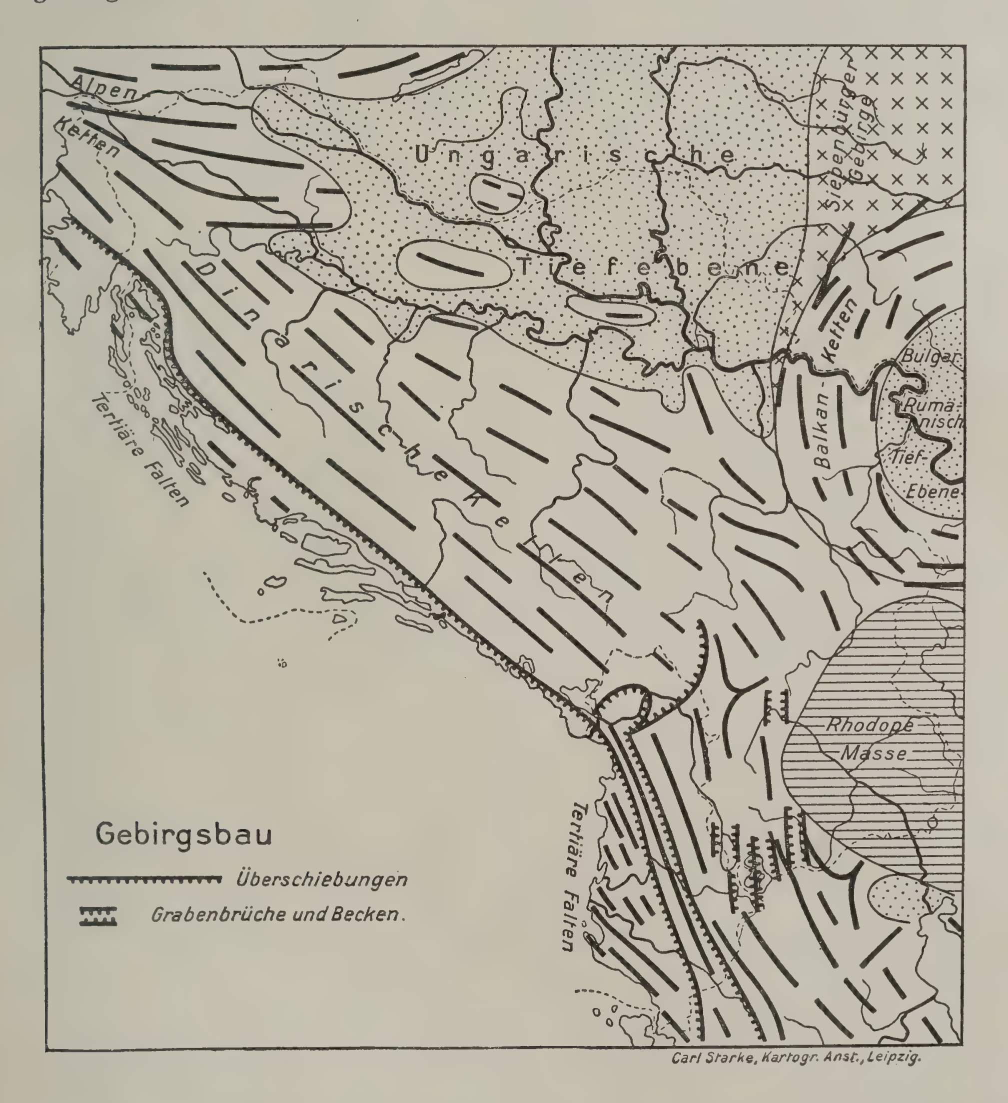
Vom Drin-Golf ab nimmt die hier beginnende albanische Küste eine andere Richtung, von Norden nach Süden, und eine andere Form an. Dieser Küstenteil, der bis zur Straße von Otranto reicht, zeigt eine Reihe aufeinander folgender halbmondförmiger Buchten, die durch hakenförmig nach Norden gekrümmte Vorgebirge getrennt sind. Die Veränderung des Küstentypus gegenüber der nördlichen Küstenstrecke hat ihre Ursache darin, daß dieser Teil westlich von der Rhodopemasse liegt, die die dinarischen Ketten zwingt, von der Nordwest-Südostrichtung in die Südsüdostrichtung überzugehen, und sie zugleich zusammenpreßt. Die Küste schneidet hier also die Gebirgsketten in spitzem Winkel, wodurch die oben beschriebene Buchtenküste zustande kommt.

Sobald die dinarischen Ketten den Rhodopeblock umgangen haben, sobald also der einengende Druck aufgehört hat, nimmt von der Bucht von Valona an auch die Küste wieder denselben Verlauf wie die Gebirgsketten, d. h. sie biegt wieder in die Südsüdostrichtung ein. Zugleich bricht die Küste aber auf dieser Strecke schroff zum Meere hin ab.

INNERER BAU UND OBERFLÄCHENFORMEN

Wenn auch, wie wir gesehen haben, die Struktur der südosteuropäischen Halbinsel nur eine Fortsetzung des Baus Mitteleuropas ist, so finden wir doch im einzelnen im Aufbau des dinarischen Gebietes viele wesentlich von diesem verschiedene

Züge, und der Unterschied verschärft sich noch dadurch, daß die Ausgestaltung der Oberflächenformen durch völlig andere klimatische Faktoren bedingt worden ist. Obgleich die geologische Durchforschung der Balkanhalbinsel noch große Lücken aufweist, können wir doch heute — wenigstens in großen Zügen — den geologischen Aufbau des Gebietes übersehen.



Die gewaltigen Schubkräfte in der Erdrinde, die die letzte Auffaltung der Alpen in der Tertiärzeit verursacht haben, sind auch die Ursachen für die Auffaltung des dinarischen Gebirgssystems gewesen. Der Faltungsdruck muß aber nach Osten hin abgeflaut sein, denn während wir in den Alpen mehrere Überschiebungsdecken von gewaltigen Ausmaßen beobachten, kennen wir im nördlichen Teil des dinarischen Gebirges deren nur eine, deren Rand die Grenze zwischen dem eigentlichen Dalmatien und dem Karst im Innern bildet. Die Faltung hat

vor allem Trias-, Jura- und Kreideschichten erfaßt, die bei weitem nicht in die Höhen gepreßt worden sind wie in den Alpen, so daß die Abtragung hier auch nirgends granitische Kerne entblößen konnte.

Die Verhältnisse ändern sich allerdings weiter nach Süden zu, wo die Ketten des Balkangebirges und vor allem der Widerstand der kristallinen Rhodopemasse den Faltungsdruck, dem die dinarischen Ketten ausgesetzt waren, erhöhten. In Montenegro erreichen die Gebirge bereits 2500 m Höhe und in den nordalbanischen Bergen wird der Druck so groß, daß man bereits drei Überschiebungsdecken hintereinander feststellen kann. Die ostdinarische Serpentinzone, die in der Herzegowina 120 km vom Gebirgsrand beginnt, tritt hier bis auf 10 km an die Küste heran. In Mazedonien und Mittelalbanien hält dieser Druck noch an und vermindert sich erst in Südalbanien und Griechenland.

Die Auffaltung des Gebirges ist in mehreren Phasen vor sich gegangen, ebenso wie in den Alpen. Einer späteren Faltungsphase verdanken die klaren und einfachen Falten in Dalmatien und im westlichen Albanien ihre Entstehung, die wie ein Vorland den Überschiebungsdecken des Kalkes vorgelagert sind. Auf diese Weise kommen wir, wenn wir das dinarische Gebiet von Westen nach Osten queren, in immer ältere Gebiete, was sich außer in der Struktur auch in der Gesteinszusammensetzung äußert. Vier einander parallel laufende Zonen kann man unterscheiden, die ganz verschiedene Gesteine aufweisen und auch in den Oberflächenformen sofort voneinander zu unterscheiden sind. Es sind dies:

Die dalmatinisch-albanische Vorlandzone, zu der auch Istrien gehört. Sie erreicht im nördlichen Dalmatien und in Albanien bis zu 80 km Breite und verschmälert sich dazwischen bis auf wenige Kilometer. Sie beginnt am Meere und endet nach Osten zu überall am Rande der ersten großen Überschiebungsdecke, die vorwiegend aus Kalken besteht, während im Vorland tertiäre Flyschgesteine, d. s. weiche Sandsteine und Tone überwiegen, die durch die Erosion in eine Unmasse von Rücken und Schluchten aufgelöst sind — sog. Bad Lands —, wobei auf den Faltungsrücken oft harte Kalke in wunderschönen Gewölben zutage treten, die die Erosion kaum anzugreifen vermocht hat.

Die dinarische Kalkzone besitzt im Norden bis über Montenegro hinaus eine durchschnittliche Breite von 140 km, verschmälert sich aber im Süden in Albanien, etwa von der Mündung des Drin, also von der Stirnseite der Rhodopemasse ab, plötzlich auf 20 km. Sie besteht vorwiegend aus harten, leicht löslichen Kalken und Dolomiten, die im Norden oft Plateaus bilden, in die die Flüsse tiefe Täler eingesägt haben, während im Süden langgestreckte Gebirgsstöcke, wie das Tomorgebirge, Albaniens höchster Gebirgsstock, überwiegen. Die Oberflächenformen zeigen fast überall Karstcharakter. Das Regenwasser versickert in dem porösen Kalk, den es zugleich auflöst, und auf der Oberfläche entstanden die sogenannten Schratten, d. s. oft messerscharfe Schneiden, Rillen und Runsen, auf denen es für Mensch und Tier schwer ist, sich fortzubewegen. Das Wasser sammelt sich in der Tiefe des Berges, die Flüsse fließen unterirdisch und die Vegetation ist aus Mangel an Wasser spärlich. Besondere Karstformen sind die Dolinen und Poljen, trichter- oder beckenförmige, allseitig geschlossene Vertiefungen des Bodens, die durch Einbrüche unterirdischer Höhlen und durch Auflösung des Kalkes entstanden sind und, wenn sie bis zum Grundwasser-Horizont hinabreichen, oft mit Seen, wenn auch nur periodisch, erfüllt sind und Oasen in der trostlosen Öde bilden.

Die Serpentinzone, ebenfalls im Norden breiter als im Süden, hat ihren Namen von den sie vorwiegend aufbauenden Gesteinen, die mit Quarziten und anderen durch die Nachbarschaft von vulkanischen Ergüssen umgewandelten Schichtgesteinen wechsellagern. Sie hebt sich durch die abgerundeten Formen der Berge und die engen, tief eingeschnittenen Täler sehr deutlich von der westlichen Kalkzone ab. Sie leitet über in die

Paläozoisch-halbkristalline Zone, deren Schichten alle bis ins Altertum der Erde zurückreichen und aus einem Gemisch verschiedenster Gesteine bestehen. Teilweise, besonders im Süden, ist sie außerordentlich zerbrochen und verworfen, wobei stellenweise junge vulkanische Gesteine an die Oberfläche gekommen sind. In Mazedonien sind überall parallel zum Streichen Einbruchsbecken entstanden, die teilweise durch tertiäre Schichten ausgefüllt sind. Diese Zone, die Altserbien und Mazedonien umfaßt, ist außerordentlich vielgestaltig: Stöcke wechseln mit Ketten, breite Täler gehen in Engtäler über und münden in Seenbecken mit fruchtbaren Uferebenen. Ohne scharfe Grenze geht sie in die Rhodopemasse über, die zwar nach Jugoslawien hineinreicht, aber nicht mehr zum eigentlichen dinarischen Gebiet gehört.

Da die geologische Erforschung des dinarischen Gebietes noch durchaus ungenügend ist, sind naturgemäß auch erst Teile der im Lande vorhandenen Bodenschätze bekannt. Man kann es trotzdem heute bereits zu den an mineralischen Naturschätzen reichsten Gebieten Südosteuropas rechnen, wenn auch erst wenige Lagerstätten vom Bergbau erschlossen sind. Öl und Kohle, diese für die Wirtschaft eines Landes wichtigsten Produkte, sind vorhanden. Ersteres, allerdings erst in kleineren Mengen ausgebeutet, kommt in Slowenien (Bojavica), in Slawonien (Kukuljevač), in Kroatien (Lipik), im Medjumurieh (Selnica), in Bosnien (Majevica), in Montenegro, Altserbien (Kraljevo und Vranja) und in Mazedonien vor, während die Kohle bereits eine erhebliche Rolle im Wirtschaftsleben spielt. Steinkohlenlager finden sich im Nordosten zwischen den Flüssen Mlava und Peck im Balkangebirge, in Dobra an der Donau, in Slowenien (Trbvolje, Zagorje und Hrastnik) und in Bosnien (Senica, Sarajevo und Tuzla), während Braunkohlen fast überall vorkommen.

Weiterhin finden sich in Kroatien, Serbien und Bosnien eine Anzahl von Eisenerzlagern, in Serbien, Bosnien und Mazedonien Manganerzlager, in Serbien (Bor, Majdanpek), Bosnien und Mazedonien Kupfererzlager, in Mazedonien Chromerz, ferner kommen Antimon, Arsen, Blei, Bauxit, Quecksilber, Silber und Gold vor. Salz und alle Arten von Nutzsteinen sind ebenfalls vorhanden.

KLIMA UND PFLANZENDECKE

Obgleich die südosteuropäische ebenso wie die Apenninenhalbinsel weit ins Mittelmeer hineinreicht, kann man sie nicht wie letztere als zum Gebiet des Mittelmeerklimas gehörig bezeichnen. Der Unterschied gegenüber der italienischen Halbinsel besteht einmal in der Massigkeit des Wurzelteils der südosteuropäischen Halbinsel und andererseits in dem Fehlen einer hohen Gebirgsschranke, wenigstens im westlichen Teil, wie die Apenninenhalbinsel sie in den Alpen besitzt. Damit ist besonders das dinarische Gebiet völlig den Einflüssen des extremen Kontinentalklimas Osteuropas ausgesetzt, das seine Kälteströme ungehindert in das Innere des Landes entsenden kann. Der südliche Teil des Gebietes, Mazedonien und Albanien,

wo der Einfluß der hier einander näherliegenden Meere überwiegt, sowie der gesamte Küstensaum des Adriatischen Meeres, Dalmatien, untersteht dagegen ganz dem Mittelmeerklima. Die beiden Klimaprovinzen berühren sich am engsten am Nordende des Adriatischen Meeres, wo häufig in der Form von kalten, stürmischen Nordwinden, der sog. Bora, Einbrüche der kontinentalen kalten Luftmassen in das Gebiet des Mittelmeerklimas stattfinden.

Die charakteristischen Faktoren des Mittelmeerklimas, das in ganz Dalmatien, West- und Südalbanien und Südmazedonien vorherrscht, sind milde, regnerische Winter und heiße, fast völlig regenlose Sommer. In den übrigen Teilen des dinarischen Gebietes verteilen sich die Niederschläge ziemlich gleichmäßig auf das ganze Jahr mit je einem Maximum im Frühling und im Herbst. Die Temperaturgegensätze zwischen Winter und Sommer sind groß, die mittleren Monatsmittel zwischen Januar und Juli schwanken zwischen 22 und 25°, wobei die mittlere Januartemperatur meist unter 0° liegt.

Das Pflanzenkleid des dinarischen Gebietes ist, wie anderswo, einmal vom Klima und dem Boden, andererseits vom Charakter der benachbarten Floren abhängig. In allen Landschaften des Mittelmeerklimas finden wir auch die typische Flora der Mittelmeerländer, die nur solche Pflanzen zuläßt, die die lange sommerliche Trockenperiode überstehen können. Charakteristisch für diese Gebiete sind die sog. Macchien, eine immergrüne Strauchvegetation, Pinien und Zypressen, ferner an Fruchtbäumen Ölbaum, Mandel-, Zitronen- und Orangenbäume, der Weinstock und im Süden der Feigenbaum. Größere Waldbestände sind außer einigen Pinien- und Kastanienwäldern selten. Nur in den Sumpfgebieten des albanischen Küstenvorlandes finden sich noch große Eichenwälder.

Der ganze Nordwesten unseres Gebietes bis nach Bosnien hinein gehört zur mitteleuropäischen oder baltischen Flora mit großen Beständen von Laub- und Nadelwäldern. Sie geht nach Süden zu in die illyrische Flora über, die durch die immergrüne Eiche, die Schwarzesche, den Ahorn und die Buche charakterisiert wird und vor allem im ganzen Innern des dinarischen Gebirges überwiegt. Weite Teile dieses Gebietes zeigen allerdings den Karsttypus, in dem außer in den größeren Poljen und Dolinen ein Baumbestand nur schwer gedeihen kann. Auch die vorwiegende Haltung von Ziegen ist den Waldbeständen weiter Gebiete sehr schädlich, da diese durch ihre Gewohnheit, junge Zweige zu fressen, und durch ihre Kletterfähigkeit keinen neuen Baumwuchs aufkommen lassen, so daß Krüppelholzbestände in diesem Gebiete häufiger sind als Waldbestände.

Der östliche Teil des dinarischen Gebietes leitet bereits zur pontischen Flora über, in der die Nadelholzwälder mehr und mehr zurücktreten. Besonders gehören hierher die Grenzgebiete, die nicht mehr zum eigentlichen dinarischen Gebiet zu rechnen sind, wie die Ebenen an der Donau, sowie die zum Balkangebirge und zur Rhodopemasse gehörigen Teile Jugoslawiens.

BEVÖLKERUNG

Die Bevölkerung des dinarischen Gebietes ist, wie im ganzen Balkangebiet überhaupt, außerordentlich gemischt; mehr als in anderen Teilen Europas sind hier die einzelnen Rassen und Stämme durch die Völkerwanderungen seit dem Altertum bis in die Neuzeit und in die letzten Jahre hinein durcheinander geworfen worden. Die heutigen Völker der südosteuropäischen Halbinsel sind aus-

gesprochene Mischrassen, die aus allen möglichen Völkerelementen zusammengesetzt sind. Im Altertum war der nördliche Teil der Halbinsel von west-indogermanischen Völkern, den Illyrern, Mazedoniern und Thrakern, bewohnt, die sich im Westen und Norden stark mit Römern, im Süden mit Griechen vermischten, deren Sprachen auch vorwiegend gesprochen wurden. In der Zeit der Völkerwanderung wurde die ganze Halbinsel nacheinander von Goten, Vandalen und Hunnen heimgesucht, von denen größere Teile im Lande zurückblieben. Erst im 6. Jahrhundert erschienen die ersten Slawen, das Volk der Slowenen, auf dem Boden der Halbinsel, gefolgt von den Kroaten und Serben, die bald bis in die griechische Halbinsel hinein vordrangen. Die Bulgaren, die von Bessarabien kamen, überschritten erst im 7. Jahrhundert die Donau und siedelten sich im Osten der Halbinsel an.



Seit dieser Zeit fand ein ständiges Hin- und Herdrängen der einzelnen Volksstämme statt, das sich auch nicht änderte, als im 14. Jahrhundert die Türken die Halbinsel eroberten und viele osmanische Familien einwanderten. Niemals ist die Balkanbevölkerung zur Ruhe gekommen, und in den letzten 10 Jahren sind durch die Balkankriege und den Weltkrieg neue Umgruppierungen veranlaßt worden, deren kartographische Festlegung recht schwierig ist, zumal sie noch lange nicht ihr Ende erreicht haben.

Der Hauptteil des dinarischen Gebietes wird heute von slawischen Völkerschaften bewohnt, die mit den Bulgaren zusammen als Südslawen bezeichnet werden. Zu ihnen gehören die Slowenen, die Serbokroaten, die Bulgaren und die Mazedonier.

Die Slowenen, die früher bis nach Südgriechenland verbreitet waren, sind meist von anderen Völkerschaften aufgesogen und der Rest ist in die Nordwestecke des dinarischen Gebietes verdrängt worden. Sie sitzen in dem Grenzgebiet zwischen Alpen und Dinariden, im Norden etwa bis zur Drau, im Westen reichen sie weit in italienisches Gebiet hinein und sind dort mit Italienern (Ladiner, Friauler) und Deutschen stark vermischt. Die Slowenen haben heute weitgehende Selbstverwaltung.

Die Serbokroaten, das Hauptvolk des dinarischen Gebietes, sitzen im ganzen nordwestlichen Teil der Halbinsel; im Norden reichen sie bis zur Donau — im Banat und der Woiwodina sogar weit in die ungarische Tiefebene hinein —, im Süden bis zur Wasserscheide der Donauzuflüsse gegen Ägäis und Adria, im Westen bis zum Meer, im Osten bis etwa zur mittleren Morawa. Sie bestehen aus verschiedenen Einzelstämmen, die sich teilweise dialektisch voneinander unterscheiden, wie die Kroaten, die Bosniaken, die Montenegriner, die Dalmatiner

und die eigentlichen Serben, um nur die wichtigsten zu nennen. In allen Grenzgebieten leben sie stark mit anderen Völkern vermischt, so im Norden mit Deutschen und Magyaren, im Osten mit Bulgaren und Rumänen, im Süden mit Albanern. Teilweise sind die Übergänge zu den Nachbarvölkern so allmählich, daß es schwer ist, die Zugehörigkeit eines Stammes besonders gegenüber den Bulgaren zu bestimmen. Immerhin kann man heute wohl sagen, daß die Völker im Timok- und oberen Morawagebiet, die die Serben für sich beanspruchen, ebenso wie die mazedonischen Südslawen nach Sprache und Kultur mehr Bulgaren sind als Serben.

Die Albaner, die meist als die Reste der alten Illyrer angesehen werden, in Wirklichkeit aber wohl die romanisierten Thraker sind, die vom Osten der Halbinsel an die Westküste verdrängt wurden, sitzen nicht nur im Raum der Republik Albanien, sondern reichen nach Norden und Nordosten weit in jugoslawisches Gebiet hinein, besonders im Kossowo und in Mazedonien, wo sie noch das Quellgebiet der Morawa in Besitz haben. Sie sind ein nichtslawisches Volk mit eigener Sprache und Kultur, die beide allerdings viele slawische Elemente aufgenommen haben.

Innerhalb der Albaner und bis weit nach Griechenland hinein lebt das Volk der Kutzo-Walachen oder Aromunen, Nomadenhirten, die mit den Rumänen nahe verwandt sind. Sie sind ebenso wie die Albaner aus dem Osten eingewandert, wo beide Völker einst mit den Rumänen zusammensaßen. Sie haben keine festen Wohnsitze, sondern wandern je nach der Jahreszeit von Griechenland nach Albanien und Mazedonien und zurück.

Die Zugehörigkeit der Mazedonier ist seit dem zweiten Balkankriege zwischen den Serben und Bulgaren stets ein Zankapfel gewesen. Sie sind nach dem Weltkriege dem siegreichen Serbien zugesprochen worden, obgleich man nicht zweifelhaft sein kann, daß sie nach Sprache und Kultur viel näher mit den Bulgaren verwandt sind, zu denen sie selbst sich auch politisch hingezogen fühlen. Wegen der Wichtigkeit der Frage möge ein kleiner Satz zu eigenem Urteil angeführt werden:

Serb.	mómče	nékakvo	uče	u	béobernicu da se obrije	
Mazed.	éduo	mómče	vléglo	vo	édua bevbérnica za da se izbričit	
Bulg.	eduó	momčé	vlézlo	v	eduá berbéruica za da se izbrźsue	
Deutsch	ein	Jüngling	trat ein	in	eine Barbierstube, um sich rasieren zu lassen.	

Die mazedonische Frage ist heute das wichtigste Rassenproblem der südosteuropäischen Halbinsel, das eine ständige Bedrohung des Friedens bedeutet und nur dadurch zu lösen ist, daß man die Mazedonier ebenso wie die Albaner als eigenes Volk anerkennt. Sie sind Abkömmlinge der alten Mazedonier, auf deren Gebiet allerdings eine wahrhaft babylonische Rassenvermischung stattgefunden hat.

Außer diesen Hauptvölkern des dinarischen Gebietes ist in den Grenzgebieten noch eine große Anzahl von Minderheiten vorhanden, die Jugoslawien zu einem ausgesprochenen Nationalitätenstaat machen, während Albanien ein reiner Nationalstaat ist.

Die jugoslawischen Behörden selbst rechnen nach dem Zensus von 1921 mit einer Fremdbevölkerung von 1 854 584 Köpfen oder 16% der Gesamtbevölkerung, wobei sie die Slowenen auf 1 024 751 Köpfe, die Serbokroaten auf 8 964 675 Köpfe veranschlagen und den anderen slawischen Völkern nur 202 972 Köpfe zugestehen, aber die Bulgaren des Timok- und Morawagebiets sowie die Mazedonier zu den Serbokroaten zählen. Folgende Volksstämme sind nach den amtlichen Statistiken

in Jugoslawien außerdem vertreten: Deutsche 512 207, Albaner 483 866, Magyaren 467 141, Rumänen 183 034, Italiener 9 474 und andere kleinere Nationalitäten 189 684 Köpfe.

Die Deutschen finden sich vorwiegend im nördlichen Grenzgebiet, im Drau-, Sau- und Murtal, also an der Grenze gegen Österreich, ferner im Winkel zwischen Donau und Drau, sowie im Banat westlich der Theiß. Sie sind oft in den Städten ansässig, aber es gibt auch rein deutsche Landbezirke.

Die Magyaren (Ungarn) sitzen vor allem im Gebiet zwischen Donau und Theiß, wo sie sogar die Mehrheit haben und oft mit den Deutschen vermischt sind. Die Rumänen haben nördlich und südlich der Donau beim Durchbruch durch das Balkangebirge ihre Sitze, ebenfalls überall vermischt mit deutschen Minderheiten. Von den Bulgaren war bereits die Rede. Man muß ihnen die Mazedonier zuzählen, ebenso das ganze Gebiet an der östlichen Grenze, nach Westen bis weit über die mittlere Morawa hinaus. Die Italiener finden sich nur in den Siedlungen der dalmatinischen Küste. Eine Mehrheit in Zara hat Italien als Anspruch auf den Besitz dieser Stadt benutzt, die ihm nach dem Weltkrieg zugesprochen wurde. Die Türken sind seit den Balkankriegen im Abwandern begriffen, so daß binnen kurzem wohl keine mehr vorhanden sein werden. Weitere kleine Volksstämme sind die Zigeuner, Juden und Griechen; letztere sitzen zerstreut im südlichen Albanien.

Bei dem bunten Gemisch der Völker ist es natürlich, daß auch auf religiösem Gebiet sehr verwickelte Zustände herrschen. Drei Religionen sind vorhanden: die griechisch-orthodoxe, die römisch-katholische und die mohammedanische. Die Katholiken überwiegen, meist sogar unter Ausschluß Andersgläubiger, in allen ehemals zu Österreich-Ungarn gehörigen Gebieten, also im Norden und Westen, außer in Bosnien, wo die griechisch-orthodoxe Kirche mit dem Islam gemeinsam herrscht. Ferner ist in Nordalbanien eine römisch-katholische Enklave vorhanden. Der Islam kommt außerdem in Bosnien, im Novibazar und in Mittelalbanien vor, in letzteren beiden Landschaften überwiegend. Alle übrigen Teile Jugoslawiens gehören zur griechisch-orthodoxen serbischen Nationalkirche, die albanischen Orthodoxen bilden eine eigene Kirche.

Die Besiedlungsdichte ist sehr verschieden. Im Durchschnitt mag sie 48 auf den qkm betragen, steigt in einzelnen Teilen von Kroatien und im unteren Morawatal auf über 100, sinkt jedoch in der dinarischen Kalkzone teilweise unter 15 Bewohner auf den qkm.

WIRTSCHAFT

Die Grundlage der Wirtschaft im dinarischen Gebiet ist die Landwirtschaft, von der 80—90% der Bevölkerung leben. Trotzdem ist heute erst etwa ein Drittel der gesamten Oberfläche des Gebietes unter Kultur genommen worden; von den restlichen zwei Dritteln wird eins vom Wald und das letzte von Grasflächen und Ödland eingenommen. Die Methoden des Ackerbaues sind meist noch recht primitiv, sie werden im allgemeinen von Süden nach Norden besser. So ist z. B. der Durchschnittsertrag von Weizen in Jugoslawien pro Hektar weniger als halb so groß wie in Deutschland. Das wichtigste Erzeugnis des Ackerbaues ist Mais, dann folgen in der Reihe ihrer Bedeutung Weizen, Hafer, Reis und Roggen. Auch Kartoffeln werden, besonders im Norden, in Slowenien, Kroatien und Slawonien, in großen Mengen angebaut. Erst in zweiter Linie folgen die Hülsenfrüchte und Gemüse, die meist für den örtlichen Gebrauch bestimmt sind.

Die Gartenwirtschaft erzeugt eine ganze Anzahl von Früchten in großen Mengen. Der Weinbau ist vorwiegend an die Gegenden mit Mittelmeerklima und an die der Donau zufließenden Täler gebunden, während das Innere des dinarischen Gebirges meist ein zu rauhes Klima aufweist. Dagegen steht das dinarische Gebiet in der Erzeugung von Pflaumen in der ganzen Welt an erster Stelle, sie werden getrocknet oder als Mus (pekmez) ausgeführt. Fast ebenso wichtig sind die Äpfel, während die anderen mitteleuropäischen Obstsorten sowie Feigen, Mandeln, Zitronen und Orangen an Bedeutung weit zurückbleiben.

Die Ölbaumkultur ist vorwiegend auf Dalmatien, Mazedonien und Albanien beschränkt, die Zuckerrübenkultur auf das Banat und die Batschka, die des Tabaks ist überall verbreitet, ergibt aber die besten Erzeugnisse in Mazedonien und Albanien. Zu erwähnen sind noch Lein, Hanf und Seide, letztere wird zu drei Fünfteln in Mazedonien erzeugt.

Die Verbreitung der einzelnen landwirtschaftlichen Kulturen richtet sich natürlich streng nach dem Klima und in zweiter Linie nach dem Boden. Die Karte auf S. 555 zeigt die wichtigsten Formen der Landwirtschaft, deren Grenzen sich natürlich oft verwischen.

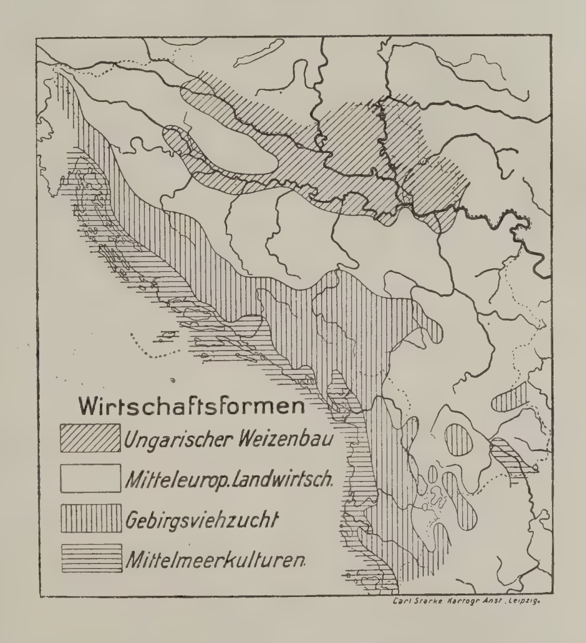
Die Viehzucht spielt in einzelnen Teilen unseres Gebietes eine größere Rolle als der Ackerbau, vor allem in der dinarischen Kalkregion, wo nur in den Tälern und den Poljen ein Ackerbau möglich ist. Hier sind allein acht Zehntel der 14 Millionen Schafe und Ziegen beheimatet, die im ganzen Lande vorhanden sind, während das Rindvieh mehr in den nördlichen und östlichen Gebieten, der Büffel nur im Osten im Morawa- und Wardartal gezüchtet wird. Das Pferd wird in der Donaugegend viel gebraucht, während es in den Gebirgsgegenden klein und struppig ist und dort auch nicht mit dem Maultier konkurrieren kann. Der Esel ist im ganzen Lande ein beliebtes Lasttier, am häufigsten im Osten und Süden. Schweine, die in den Eichenwäldern vorzügliche Nahrung finden, werden besonders im Norden gezüchtet.

Die Bodenbesitzverhältnisse sind in den einzelnen Teilen des Landes je nach deren geschichtlicher Entwicklung außerordentlich verschieden. Wir finden alle Arten des Besitzes: Großgrundbesitz, Kleinbesitz und Kommunalbesitz. Der Großgrundbesitz ist vor allem in Bosnien, der Herzegowina, Mazedonien und Albanien verbreitet, auch in Kroatien, Slawonien und der Woiwodina. Die jugoslawische Regierung hat zwar in den letzten Jahren einschneidende Agrarreformen eingeleitet, aber ihre Ausführung steht noch in weitem Felde. In Slawonien und Serbien überwiegt der Kleinbesitz, in Serbien so sehr, daß von 300000 Landbesitzern noch keine 100 mehr als 100 ha besitzen.

Die Waldwirtschaft ist im dinarischen Gebiet von großer wirtschaftlicher Bedeutung, da rund ein Drittel des gesamten Areals mit Wald bedeckt ist. Große Wälder breiten sich hauptsächlich im Norden des Landes aus; in Slawonien sind z. B. 43%, in Bosnien-Herzegowina sogar 50% der Fläche bewaldet, während die Gebiete mit Mittelmeerklima sowie der Karst durchaus arm an Hochwald sind. Die Holzschätze des Landes sind um so wichtiger, als benachbarte Länder des Mittelmeergebietes sehr arm an Holz sind. In vielen Teilen des Landes, besonders in Albanien und Mazedonien, sind die früher vorhandenen Wälder abgeholzt worden, und die überwiegende Ziegenzucht verhindert leider ein Wiederaufwachsen des Waldes. Die wichtigsten Nutzbäume sind Eichen, Buchen, Ahorne und Kastanien, Platanen sowie Fichten, Kiefern und Pinien.

Der weitaus größte Teil der Wälder ist Staatseigentum, der kleinere Teil gehört Gemeinden oder Privatpersonen. Eine rationelle Forstwirtschaft wird aber nur im Norden des Landes, besonders in den ehemals österreichischen Gebieten getrieben, während im Süden, in Mazedonien und Albanien, noch der reine Raubbau vorherrscht und eine Aufforstung so gut wie nicht stattfindet.

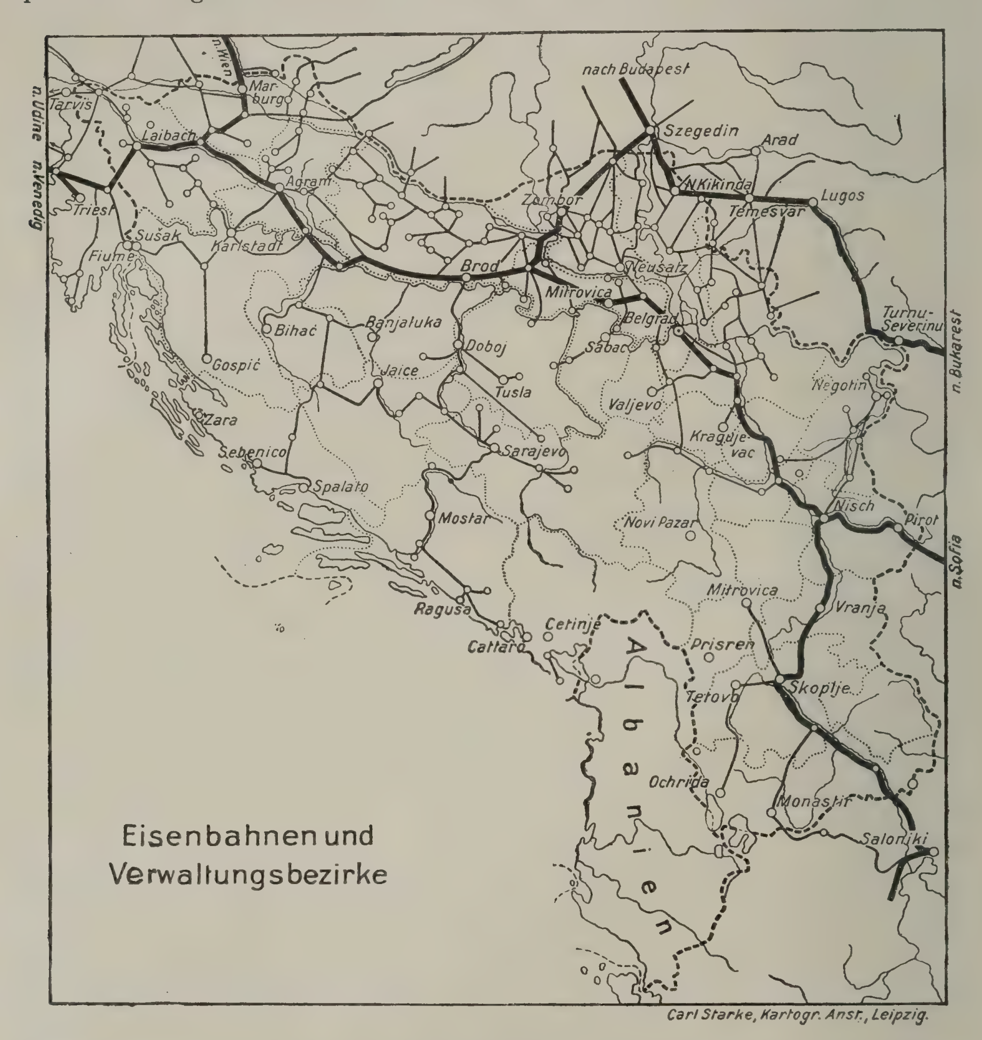
Trotz des Reichtums an Rohprodukten, die immer die Vorbedingung für die Entwicklung einer Industrie sind, ist diese noch wenig ausgebildet und beschränkt sich fast gänzlich auf die größeren Orte des Nordens. Im Süden, in Montenegro, Mazedonien und vor allem in Albanien, werden die Bedürfnisse an Fertigwaren entweder durch den Handel oder durch das Handwerk und die Hausindustrie befriedigt. Durch den großen Holzreichtum bedingt, steht die Holzindustrie in Form von Sägewerken an erster Stelle. Besonders in Slawonien und Kroatien gibt es mehrere tausend Betriebe, von denen eine ganze Anzahl mit den modernsten Einrichtungen versehen sind. Es folgen an Bedeutung die Industrien, die die Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht verarbeiten, vor allem die Mühlenindustrie, mit Tausenden von Kornmühlen, von denen eine ganze Anzahl bis zu 10 000 Waggons Mehl pro Jahr liefert, die Zuckerindustrie, die Brauereien, die Tabakindustrie, die Ölmühlen und -raffinerien, die Fleischkonservenindustrie und die Meiereien. Die Textilindustrie kann heute erst einen kleinen Bruchteil des Inlandbedarfs decken, nur der am weitesten entwickelte Zweig, die Verarbeitung von Hanf und Leinen, kann einen Teil seiner Erzeugnisse ausführen. Die Eisenindustrie im ehemals österreichisch-ungarischen Gebiete mit den bekannten Werken von Jesenice ist heute auf die Einfuhr der Rohstoffe angewiesen. Sie bildet die Grundlage für eine Reihe von Eisenwaren- und Maschinenfabriken sowie für die drei großen Waffenfabriken in Kragujevac, Vranje und Prisren. Kaum erwähnenswert ist dagegen die chemische sowie die keramische Industrie. Auch die Wasserkräfte, die überall reichlich vorhanden sind, werden heute erst sehr wenig ausgenutzt; von den gewinnbaren 3,5 Millionen PS werden heute erst etwa 170 000 PS gewonnen.



Handwerk und Gewerbe sind überall in Blüte, in großen Teilen des Gebietes wird noch der größte Teil der Bedürfnisse an Kleidung und Geräten im eigenen Hause angefertigt, was durch das Festhalten an den oft örtlich sehr wechselnden Trachten begünstigt wird. Auch das Kunstgewerbe weist stellenweise eine beachtliche Höhe auf.

Obgleich im ganzen dinarischen Gebiet reiche Bodenschätze vorhanden sind, spielt der Bergbau erst eine sehr geringe Rolle im Wirtschaftsleben des Landes. Die

vorhandenen Öllager, die besonders im Küstengebiet von Albanien hoch bewertet werden, sind noch so gut wie unerschlossen. Besser steht es mit der Kohle, die in Form von Stein-, Braunkohle und Lignit vorkommt, an vielen Orten bereits abgebaut wird und den weitaus größten Teil des Verbrauches deckt. Die Gesamtproduktion im ganzen dinarischen Gebiet beläuft sich auf etwa 3,5 Millionen Tonnen



jährlich, während die Einfuhr noch nicht 0,5 Millionen Tonnen groß ist. Die Eisenproduktion mit nur etwa 35 000 t jährlich ist sehr gering im Verhältnis zu den Gesamtvorräten des Landes, die man auf 120—130 Millionen t schätzt. Sie wird von der Kupferproduktion mit etwa 100 000 t im Jahre bei weitem übertroffen, die zum größten Teil als Erz ausgeführt wird. Auch Bleierz- und Aluminiumerde werden in größeren Mengen gewonnen als Eisenerze. Bleiminen mit einer Produktion von etwa 60 000 t gibt es 10, besonders in Altserbien, während sich der Abbau von Aluminiumerde (Bauxit) mit etwa 30 000 t auf Dalmatien beschränkt. Die Gesamtförderung von mineralischen Bodenschätzen beträgt etwa 4 Millionen t, von

denen allein in Slawonien 40% gewonnen werden, während in Albanien und Mazedonien der Anteil fast gleich Null ist.

Wie man bei der gesamten Wirtschaft des dinarischen Gebietes eine Abnahme der Intensität der Bewirtschaftung von Norden nach Süden beobachten kann, so nimmt auch beim Verkehr, sowohl bei den Eisenbahnen wie bei den Wegen, die Verkehrsdichte allmählich in der gleichen Richtung ab. Es kommt hinzu, daß der Norden durch die großen Täler der Donau und der Drau ein Durchgangsgebiet für den Verkehr zwischen West- und Mitteleuropa und dem Orient geworden ist. Eisenbahnlinien des internationalen Verkehrs kommen von Triest und Budapest, folgen den großen Tälern und führen über Belgrad (Beograd), Nisch und Skoplje nach Bukarest, Sofia und Saloniki. Das eigentliche Dinarische Gebirge wird nur an drei Stellen von Eisenbahnen in der Querrichtung von der Donau—Morawa-Linie zum Adriatischen Meer hin überschritten, einmal zwischen Agram (Zagreb) und Fiume (Sušak), dann zwischen Agram (Zagreb) und den beiden Häfen Spalato (Split) und Sebenico (Sibenik) und am weitesten südlich zwischen Bosnisch Brod über Sarajewo nach Ragusa (Dubrownik). Im Osten folgt die große Bahnlinie dem Morawa- und Wardartal bis nach Saloniki. Der ganze Südwesten, vor allem Albanien, besitzt überhaupt noch keine Eisenbahnen. Insgesamt beträgt die Länge der Eisenbahnen heute bereits über 10000 km, von denen etwa zwei Drittel Normalspurbahnen sind. Das Wegenetz zeigt in den Grundzügen eine ähnliche Entwicklung wie das Eisenbahnnetz. In den dinarischen Gebirgen, vor allem in Albanien, gibt es nur wenige Chausseen; so führt z. B. nur eine einzige fahrbare Straße in ganz Albanien von Westen nach Osten über das Gebirge, alle übrigen Wege sind Saumpfade. Wegen dieser Unwegsamkeit hat eine deutsche Verkehrsfluglinie in Albanien gute Erfolge gehabt.

Außerordentlich günstig für die Verkehrslage des dinarischen Gebietes ist sein Anteil am schiffbaren Donausystem, durch das es mit dem Herzen von Mitteleuropa, durch den Main-Donau-Kanal sogar mit der Nordsee und über die untere Donau mit dem Schwarzen Meer verbunden ist. Dagegen ist die Lage des Landes zum Meere recht ungünstig, da auf der ganzen 600 km langen Küste kein einziger schiffbarer Fluß mündet und ein schroffes, schwer zu überwindendes Gebirge die reichsten Wirtschaftsgebiete von ihr trennt. Die einzige Möglichkeit, einen Wasserweg von der Donau zum Adriatischen Meere zu schaffen, besteht zwischen Agram (Zagreb) und Sušak, dem jugoslawischen Teilhafen von Fiume. Im übrigen haben nur die Häfen an der Adria, die durch Bahnen mit dem Hinterlande verbunden sind, größere wirtschaftliche Bedeutung, vor allem Sušak, Sebenico (Sibenik), Spalato (Split) und Gravosa. Im Hafen von Saloniki besitzt Jugoslawien eine Freizone.

DIE NATÜRLICHEN LANDSCHAFTEN

Das dinarische Gebiet ist in seinem Aufbau, seinen Oberflächenformen, seinem Klima und seiner Pflanzenbedeckung so vielgestaltig, daß man es in eine große Anzahl natürlicher Landschaften zerlegen muß, um allen seinen Teilen gerecht zu werden. Hier können natürlich nur die größten Gesichtspunkte berücksichtigt werden, um eine beschränkte Anzahl von Landschaftseinheiten herauszuarbeiten (siehe die Karte auf S. 559), deren charakteristische Merkmale nur skizzenhaft gezeichnet werden können.

Die südosteuropäische Halbinsel bildet kulturell den Übergang von Mitteleuropa zum Orient. Diese Entwicklung wird besonders augenfällig, wenn man im dinarischen Gebiet von Nordwesten nach Südosten reist, wobei man sich am Ostrande der Alpen landschaftlich und kulturell noch in durchaus vertrauter mitteleuropäischer Umgebung befindet, während man im Innern Albaniens fast keinen Unterschied mit dem Innern Anatoliens außer in der Rassenzusammensetzung der Bewohner feststellen kann. Wir wollen daher auch in der Betrachtung der einzelnen natürlichen Landschaften von Nordwesten nach Südosten fortschreiten.

Die letzten südöstlichen Ausläufer des alpinen Hochgebirges gehen nach Südosten zu in eine reichbewaldete Mittelgebirgslandschaft über, die wir das krainische Waldgebirge nennen wollen. Es besteht aus dem zentralen Watschgebirge, das die Save nach ihrem Ausfluß aus dem Becken von Laibach in einer Engschlucht durchbricht, dem Matzelgebirge, das überwiegend aus tertiären Gesteinen besteht und sich südlich des Marburger Beckens in einem langen Rücken bis zur Drau erstreckt, und dem Uskokengebirge, südlich des Beckens von Gurkfeld, einem südwest-nordöstlich streichenden einsamen Waldrücken, der die Grenze nach Kroatien bildet. Zwischen diese waldreichen Mittelgebirge sind weite fruchtbare Becken eingesenkt, die die wirtschaftlich wertvollen Teile des Gebietes darstellen und von denen das Becken von Laibach (Ljubljana) und das Gurkfeld, beide von der Save durchflossen, sowie das Becken von Marburg (Maribor), das von der Drau durchquert wird, die größten sind. Diese Becken sind tektonische Kessel, in denen oft Horste stehen geblieben sind und deren Boden zuweilen zu einer Hügellandschaft zerschnitten ist. Die Bewohner des krainischen Waldgebirges sind Slowenen, nur in den Städten, deren Namen überwiegend deutsch sind, wenn auch jetzt amtlich nur die slawischen Namen gebraucht werden dürfen, findet man oft starke deutsche Kolonien, so in Krainburg, Laibach (53000 Einw.), Gurkfeld, Marburg (30000 Einw.; vier Fünftel Deutsche), Reichenberg, Rudolfswerth u. a. Diese Siedlungen sind demnach auch nach Stadtbild und Kultur durchaus deutsch. Die Wirtschaft des krainischen Waldgebirges beruht zu einem erheblichen Teil auf dem großen Waldreichtum des Landes. Fast 50% der Bodenfläche sind mit Wald bedeckt. Die Landwirtschaft überwiegt in den großen Becken und den Tälern, wo Getreide und Buchweizen, ferner Obst und Wein angepflanzt werden, doch übertrifft die Viehzucht den Ackerbau wenigstens in der benutzten Fläche um das Doppelte. Daneben sind einige Bodenschätze vorhanden, von denen die wichtigsten die Braunkohlenlager im Watschgebirge (Sagor) sind. Das Land ist wichtig für den Durchgangsverkehr von der Adria nach Mittel- und Osteuropa; die Bahnlinie geht von Triest oder Fiume über Laibach, Marburg nach Wien und über Agram saveabwärts. Letzterer Linie folgt der Orient-Expreß-Verkehr.

Östlich des Gurkfeldes beginnt eine Landschaft, die einen Übergang aus dem Gebirgsland zur ungarischen Steppenlandschaft darstellt und durch einen Wechsel von welligen Ebenen, aus denen inselbergartig Gebirgsrücken und Gebirgsstöcke herausragen, charakterisiert wird. Wegen ihrer Lage zwischen den Flüssen Save und Drau hat man diese Landschaft seit langem als das kroatisch-slawonische Zwischenstromland bezeichnet. Die Gebirgsrücken, die tektonisch als Horste anzusprechen sind, haben gerundete Formen und sind oben mit dichten Buchenwäldern, am Fuße, wo sie meist von einem Lößgürtel begleitet sind, mit Eichenwäldern bedeckt; letztere reichen sogar in die Ebenen hinein. Die wichtigsten dieser Inselgebirge, die Höhen von 500—1000 m besitzen, sind der Sljemen, nördlich

von Agram, das Bilogebirge, das die Drau südlich begleitet, südlich davon das Moslavačkagebirge und im Osten das reiche Becken der Požega ringsum einschließend das Papok-, Psunj-, Kradija- und Djelgebirge. Im Osten, wo in den sumpfigen Niederungen der Drauebene bereits die ungarische Schwarzerde vorkommt, finden sich weite Eichensumpfwälder. Das kroatisch-slawonische Zwischenstromland ist von Serbo-Kroaten bewohnt, die zu einer mehr oder weniger homogenen Rasse geworden sind. In den Städten finden sich oft starke deutsche Minderheiten, so in Agram, Warasdin, Töplitz. In den Ebenen wiegt die Landwirtschaft vor, im Westen werden Weizen, Kartoffeln und Hülsenfrüchte, im Osten mehr Mais, Melonen und Kürbisse angebaut. An den Bergflanken gedeihen vorzüglicher Wein und Obst und ein herrlicher Kastanienbestand. Die Eichenwälder begünstigen die Schweinezucht. In den Gebirgen bilden die reichen Waldbestände die Grundlage für eine intensive Holzindustrie, hier kommen Kohlenlager und andere Bodenschätze vor. Der Verkehr folgt natürlich hauptsächlich den großen Flüssen Save und Drau, besonders ersterer, die von Agram bis Belgrad von der internationalen Orient-Expreßlinie begleitet wird. Aber auch für die Querverbindungen bilden die Gebirge kein Hindernis, da zwischen ihnen tiefe Senken vorhanden sind. Besonders wichtig ist die Linie Agram—Kopreinitz, die den Verkehr zwischen Italien und Ungarn vermittelt. Dazu kommt, daß sowohl Save wie Drau schiffbar sind, erstere von Sisak, letztere von Barcs an. Die wichtigsten Städte des Gebietes liegen daher auch am Rande der Landschaft an den großen Flüssen oder in der Ebene am Fuße der Gebirge, so Warasdin und St. Georgen im Norden, Agram (108000 Einw.), Sisak, Gradiška und Brod im Süden. Sie alle, vor allem Agram, das Zentrum des Nordwestens, beherbergen Industrien.



Nach Osten zu geht das Land zwischen den Flüssen Save und Drau immer mehr in den Charakter der ungarischen Tiefebene über. Nur ein Inselgebirge zwischen Donau und Save ragt noch aus den weiten Ebenen heraus, die Fruška Gora in Syrmien, mit Höhen bis zu 540 m, an deren Nordfuß die Donau sich entlangschlängelt und die alte malerische Festung Peterwardein liegt. Weite Lößflächen umgeben sie, die aber nach den Strömen zu in Sümpfe übergehen. Die Fruška Gora ist ein reiches Wein- und Obstgebiet, das große Mengen getrockneter Pflaumen über die ihr am Nordufer der Donau gegenüberliegende Stadt Neusatz (Novi Sad, 40000 Einw.) ausführt.

Südlich der breiten Talebene der mittleren Save, nach Osten bis an die untere Drina reichend, treffen wir auf eine Landschaft von Mittelgebirgscharakter mit

dichter Waldbedeckung, die wir das kroatisch-bosnische Waldgebirge nennen wollen. Es wird im Norden hauptsächlich aus tertiären Gesteinen, im Süden aus paläozoischen Schiefern aufgebaut und unterscheidet sich dadurch scharf von dem südwestlich anschließenden kahlen Karstgebirge. Die Erhebungen nehmen von Nordwesten nach Südosten allmählich zu. Vom krainischen Waldgebirge wird die Landschaft jenseits des Uskokengebirges durch das fruchtbare Becken von Karlstadt an der mittleren Kulpa getrennt. Jenseits dieses Beckens bis zur Una steigt das Gebirge auf 600 m, zwischen Una und Vrbas in der Kozava-Planina bis auf 1600 m, weiter östlich in der Borja-Planina zwischen Vrbas und Bosna und zwischen letzterer und der Drina in der Majevica-Planina sogar noch darüber hinaus an. Das Gebirge ist tief zerschnitten, und von der Save aus reichen die fruchtbaren Ebenen weit in das Waldgebirge hinein. Das Klima dieser Landschaft ist noch durchaus mitteleuropäisch mit Januartemperaturen um 0° und Julitemperaturen von 20°. Die Bewohner sind Serbokroaten. Im Westen finden sich in einzelnen Städten, wie z. B. Karlstadt, deutsche Kolonien. Das Gros der Bevölkerung ist katholisch, doch treten im Südosten, im bosnischen Teil, bereits Mohammedaner auf. Die Landschaft gehört noch zu den reicheren Gebieten von Jugoslawien. Ackerbau und Viehzucht, Obstzucht und Holzindustrie sind die wichtigsten Wirtschaftszweige. Die bedeutendsten Siedlungen sind Karlstadt (Carlovac) an der Kulpa in einer fruchtbaren Beckenlandschaft, Banjaluka (15000 Einw.) am Vrbas, in einer reichen Talweitung, und Tuzla, am Südfuße der Majevica-Planina gelegen. Der Verkehr benutzt die Täler, nur zwischen den Tälern des Vrbas und der Una besteht eine Querverbindung. Wichtig sind nur die Strecken, die nach Süden über das Karstgebirge hinüberführen, um die Adria zu erreichen, von Agram (Zagreb) über Karlstadt nach Fiume, ferner durch das Una- und Sanatal nach Spalato (Split) und Sebenico (Sibenik) und das Bosnatal hinauf nach Serajewo und Ragusa (Dubrovnik). Kulturell ist das kroatisch-bosnische Waldgebirge der Übergang von den hochkultivierten Landschaften des Nordens zu den eigentlichen Balkankulturen mit primitiver Wirtschaft und Kultur.

Die Schranke, die diesen ziemlich schroffen Übergang zwischen den wirtschaftlich und kulturell hochentwickelten, reichen Landschaften der Donauniederungen und der Südosthalbinsel bedingt, ist das in der ganzen Länge der nordöstlichen Adriaküste parallel streichende, sich zu alpinen Höhen erhebende Karstgebirge, das in der Hauptsache aus wasserdurchlässigen triassischen Kalken besteht und wegen seiner Vegetationsarmut und seiner Unwirtlichkeit zu den trostlosesten Landschaften Europas gehört. Die Wasserdurchlässigkeit und leichte Lösbarkeit seiner Kalkgesteine bewirkt eine nackte weißgraue Oberfläche, auf der wegen der Wasserlosigkeit und Sonnenbestrahlung nur eine spärliche Vegetation gedeihen kann. Die in dem Gestein versickernden und den Kalk auflösenden Niederschläge sammeln sich in unterirdischen Wasseradern, die nur zeitweise oberflächlich fließen und dann unterirdisch weiterströmen. Der Karst ist das Land der Höhlen, Grotten sowie der Dolinen und Poljen, d. h. abflußloser Einsenkungen der Erdoberfläche kleineren und größeren Ausmaßes, die während der Regenzeit oft mit Seen gefüllt sind und wegen der eingeschwemmten Verwitterungsböden die Oasen in der trostlosen Wüste des Karstes darstellen.

Unter den vielen Höhlen ist die Adelsberger Grotte im Küstenkarst, nördlich von Istrien, die berühmteste. Die Umgebung der im Karst des westlichen Krain liegenden Stadt Gottschee, einer rein deutschen Siedlung, ist ein typisches Beispiel



Das Vrbastal in Bosnien



Sarajewo in Bosnien



Dr. K. Rathjens, Hamburg

Der Austritt des Mati aus dem Hochland in die Küstenebene (Blick gegen das Hochland)



Dr. K. Rathjens, Hamburg

Die Stadt Berat in Mittelalbanien. Hinten das Tomorgebirge (2500 m)

einer Polje, die auf einem tektonischen Bruch liegt. Das Karstgebirge reicht von den Julischen Alpen bis nach Montenegro und Nordalbanien, wo es etwa am Drin endet. Es ist im Norden schmal, bei Fiume etwa 70 km breit, und verbreitert sich im Süden teilweise bis zu 200 km. Die trostlosesten Gebiete liegen im Westen, während nach Osten zu sich teilweise wasserundurchlässige Gesteine einschalten und die Bedeckung mit Verwitterungskrume streckenweise Waldwuchs ermöglicht. Ein solches Gebiet ist z. B. das Bosnische Erzgebirge im mittleren Bosnien. Der niedrigste Teil des Karstgebirges, zugleich der schmalste, liegt im Norden zwischen Fiume und dem Kulpatal; er ist deswegen auch vom Verkehr am leichtesten zu überwinden. Im Westen fällt das Gebirge überall steil zum dalmatinischen Küstenland oder im Süden direkt zum Meere hin ab, als Stirnwand der großen dinarischen Überschiebung. Hier liegen auch die größten Höhen, im Velebit- und Kapelagebirge und in den eigentlichen Dinarischen Alpen in Westbosnien, die Höhen bis zu 2000 m und mehr erreichen, während im Innern Montenegros der gewaltige Stock des Durmitor sogar über 2500 m hoch ist. Die Bewohner des Karstgebirges sind in der Hauptsache Serbokroaten, zu denen man auch die Bosnier und die Montenegriner rechnet. Nur im Norden, im Küstenkarst, siedeln Slowenen und im Süden, in den sog. Albanischen Alpen nördlich des Drin, albanische Stämme. Ein großer Teil der Bewohner, besonders in Bosnien, hängt dem Islam an, wodurch das kulturelle Milieu durchaus orientalisch gefärbt wird. Die Wirtschaft der ganzen Landschaft ist wegen der Unwirtlichkeit des Gebietes wenig intensiv und sehr primitiv und beschränkt sich in der Hauptsache auf Viehzucht, besonders von Schafen und Ziegen. Nur in den Poljen und in einigen Talkesseln des Ostens gedeiht eine üppige Vegetation, wird Getreidebau und Obstzucht getrieben. Holzindustrie und Bergbau spielen in einzelnen Gebieten des Ostens eine gewisse Rolle. Die Siedlungen liegen vorwiegend in den Oasen; die wichtigeren sind das heute zu Italien gehörige Adelsberg, Gottschee, Sarajewo (60 000 Einw.), die Hauptstadt Bosniens, Mostar (16 000 Einw.), die Hauptstadt der Herzegowina, während Cetinje, die Hauptstadt Montenegros, nur früher als Residenz eine Bedeutung besaß. Für den Verkehr ist das Karstgebirge natürlich eine schwer zu überwindende Schranke und bisher nur an drei Stellen durch Eisenbahnen überschritten, zuerst an der günstigsten Stelle zwischen Fiume und Agram (Zagreb), ferner an zwei weiteren Stellen des Gebirges zwischen der unteren Save und den Häfen Dalmatiens Sebenico, Spalato und Ragusa. Dagegen hat der ganze Osten Jugoslawiens überhaupt keine andere direkte Verbindung zum Meer als über den Wardar nach Saloniki und über die Donau zum Schwarzen Meer. Beide Wege führen durchs Ausland. Diese Tatsachen vor allem bewirken die Spannung zwischen Jugoslawien und Italien, die sich hauptsächlich um den Besitz des Hafens Fiume und Albaniens und damit um einen leichteren Zugang zum Meere drehen.

Zwischen dem Karstgebirge und dem Adriatischen Meer schaltet sich noch eine schmale, langgestreckte Landschaft ein, die durch das Gebirge im Rücken von den übrigen Teilen des Landes fast völlig isoliert ist, das dalmatinische Küstenland. Es besteht aus einer Reihe zur Küste parallel verlaufender Gebirgsketten aus Tertiärflysch- und Kreidekalkgesteinen, die nach Westen zu unters Meer tauchen und in einer Reihe von langgestreckten Inseln der Küste vorgelagert sind. Die Gebirgsketten sind teilweise verkarstet, aber dort, wo Wasser vorhanden ist, bildet sich infolge der günstigen klimatischen Lage, die derjenigen der Riviera

und des südlichen Alpenrandes entspricht, eine üppige subtropische Flora, die in Verbindung mit dem milden Klima und der malerischen Küstengestaltung die Landschaft zu einem bevorzugten Winterkuraufenthalt gemacht hat. Die Wirtschaft beschränkt sich auf Weinbau und Ackerbau sowie Viehzucht und Fischfang. In Dalmatien liegen die einzigen Seehäfen Jugoslawiens, die aber wegen der oben besprochenen Unzugänglichkeit des Hinterlandes nur eine beschränkte Entwicklungsfähigkeit besitzen. Der jahrelange Kampf mit Italien um den besten Hafen Fiume, der die günstigste Verbindungsmöglichkeit mit dem Donaugebiet besitzt, ist zuungunsten Jugoslawiens ausgefallen. Nur ein Teil des Hafens und nicht der beste, Sušak, ist ihm zugefallen. So haben nur noch diejenigen Häfen, die mit dem Hinterlande durch eine Bahn verbunden sind, eine nennenswerte Bedeutung, vor allem Sebenico (Sibenik), Spalato (Split) und Ragusa (Dubrownik), obgleich eine große Anzahl vorzüglicher Häfen an der dalmatinischen Küste vorhanden ist, z. B. in der herrlichen Bucht von Cattaro. Die Bewohner des dalmatinischen Küstenlandes, die Dalmatiner, sind Serbokroaten, die aber von den vielen Italienern, die sich an dieser Küste niedergelassen haben, und durch die zum Meere und nach Italien hin gerichtete Lage des Landes sehr durch die italienische Kultur beeinflußt sind. Italien hat außer dem Hafen Fiume die westlichen Inseln des Quarnero, das heißt der Bucht zwischen Istrien und der dalmatinischen Küste, sowie den Hafen Zara an der mittleren Küste als Enklave in Besitz, ein Zeichen dafür, daß sein Streben dahin geht, im Adriatischen Meere oder Mare nostro, wie es der Italiener nennt, Alleinherrscher zu werden.

Die untere Drina, die bis nach dem Weltkriege die Grenze zwischen dem alten Stammland Jugoslawiens, Serbien, und dem zu Österreich-Ungarn gehörigen Bosnien bildete, markiert auch eine geologische Grenze, die uns in eine neue Landschaft hinüberleitet. Östlich von ihr betreten wir das serbische Hügelland, das aus Sandsteinen, Kalken und Tonen zusammengesetzt ist und nach Süden zu bis an den Fuß der Majevica-Planina und der Eruptivmasse des Rudnik-Massivs reicht und zu den reichsten Landschaften uneres Gebietes gehört. Einzelne Gebirgsrücken aus älteren Gesteinen ragen aus dem intensiv bebauten Hügelland heraus, so die Cet-Planina und die Vlasič-Planina, die mit dichten Eichenwäldern bestanden sind. Die Bewohner des serbischen Hügellandes sind reine Serben, die überwiegend der orthodoxen Kirche angehören. Die Wirtschaft wird durch die Fruchtbarkeit des Bodens sowie die Nähe der schiffbaren Donau und die leichte Zugänglichkeit des Gebietes begünstigt. Besonders das untere Morawatal ist von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit. Es werden Mais und Weizen gebaut, ferner Tabak, Obst, vor allem Pflaumen und Wein, und Maulbeerbäume. Die Eichenwälder sind die Gegenden überwiegender Schweinezucht.

Die Fruchtbarkeit und die günstige Verkehrslage haben zu einer Anreicherung von wichtigen Siedlungen geführt. Am Zusammenfluß von Donau und Save, die hier in malerischen Windungen am Nordfuß des Hügellandes entlang fließen, liegt die alte Festung und Hauptstadt von Jugoslawien, Belgrad (Beograd), seit Jahrhunderten die Vermittlerin zwischen Mitteleuropa und dem Balkan, heute mit 120000 Einwohnern, von denen sehr viele Deutsche sind. Sie ist Sitz einer aufblühenden Industrie und das Kulturzentrum des Landes neben Agram (Zagreb), wo die deutsche Kultur vorherrscht. Im Süden, in dem fruchtbaren Becken der Schumadia, liegt Kragujevac (20000 Einw.), Sitz vor allem der jugoslawischen Waffenfabriken. An der Donau liegen im Westen Šabac (Schabatz),

im Osten nahe dem Morawatal Semendria (Smederevo), im westlichen Innern im Kalubaratal Valjevo. Die Verkehrslage der Landschaft ist außerordentlich günstig. Der Donau, der Save und der Morawa folgen internationale Eisenbahnlinien. Von hier aus ist das ganze Hügelland durch Nebenbahnen erschlossen, die allerdings alle am Fuße des serbischen Berglandes enden.

Nach Süden zu grenzt diese reiche Landschaft an das unzugängliche serbische Bergland, das nur durch das Flußsystem der Morawa mit ihren Nebenflüssen Westliche Morawa, Ibar und Nischawa mit der Außenwelt verbunden ist. Den Tallinien der Morawa und des Wardar, sowie der der Nischawa, die Grenzlinien zwischen geomorphologischen Einheiten unseres Gebietes bilden (siehe die Karte auf S. 547), folgen allerdings die wichtigsten Verkehrslinien der Balkanhalbinsel von Belgrad nach Saloniki und Sofia über Nisch. Außer den breiten Tälern der Morawa wird das serbische Bergland von steilen, unzugänglichen Gebirgsstöcken erfüllt, die durch tief eingeschnittene, enge Flußtäler zerschnitten und getrennt sind. Diese Gebirgsstöcke, die im Norden mit der Maljen-Planina und dem Rudnik-Massiv mit Höhen von 11—1400 m beginnen, steigen südlich der west-östlich verlaufenden breiten Talung der Westlichen Morawa auf Höhen von über 2000 m an (Suvo Rudište 2140 m). Nach Süden gehen diese Stöcke, die hauptsächlich aus Urgestein und kristallinen Schiefern bestehen, im Westen im Novipazar in das Karstgebirge, im Osten in die mazedonische Beckenlandschaft über. Die wichtigsten Gebirgsstöcke sind die Golija-Planina, die Kopaonik-Planina und die Jastrebac-Planina. Außer in dem breiten Tale der Westlichen und Östlichen Morawa, wo Ackerbau, und zwar mehr Mais- als Weizenbau, getrieben wird, herrscht im serbischen Bergland die Viehzucht, in den Eichenwäldern Schweinezucht, sonst vor allem Schaf- und Ziegenzucht. Der Hauptteil der Landschaft wird von Serben bewohnt, nur im äußersten Süden im Kossovo reicht das Verbreitungsgebiet der Albaner sogar über den Ibar hinaus. Im Südosten wohnen Stämme, die zwischen den Serben und Bulgaren stehen und von beiden Völkern für sich beansprucht werden, aber wohl eher den Bulgaren zuzurechnen sind. Die Siedlungen sind auf die Flußtäler als den großen Verkehrslinien beschränkt. Die wichtigste ist Nisch (25000 Einw.), das im Morawatal an der Einmündung der Nischava liegt, wo sich die großen Straßen von Belgrad, Sofia und Saloniki treffen. Im oberen Morawatal liegen Leskovac und Vranja, im oberen Ibartal Jenipazar (Novipazar). Diese Landschaft gehört bereits dem eigentlichen Balkan an, nach Natur, Wirtschaft und Kultur nähert sie sich mehr dem Süden als dem Norden.

Nach Osten zu gehen die beiden serbischen Landschaften allmählich in das Balkanische Faltengebirge über, dessen westlichster Teil noch zu Jugoslawien gehört. Südlich der Donau, die die Grenze gegen Rumänien bildet, hat Jugoslawien den ganzen Westbalkan, vom Durchbruch des Timok an nur noch dessen südlichen Teil bis zum Zentralkamm der Stara-Planina im Besitz. Das Gebirge ist durch Einbrüche und Quertäler in eine Reihe von Einzelketten aufgelöst. Die Bevölkerung ist sehr gemischt, im Nordwesten serbisch, im Nordosten rumänisch und im ganzen Süden bulgarisch. Die Wirtschaft dieser Gebiete, die durch Bandenkämpfe der einzelnen Nationalitäten (Komitadschis) oft beunruhigt werden, ist verhältnismäßig primitiv, in den Tälern wird Ackerbau, im Gebirge überwiegend Viehzucht getrieben. Die wichtigste Siedlung des Gebirges ist Pirot (11 000 Einw.), an der Tiefenlinie zwischen Balkangebirge und Rhodopemasse, der

die Eisenbahnlinie Belgrad—Sofia folgt, an der Nischava gelegen. Die Stadt Negotin, nördlich des unteren Timok nahe der Donau, liegt bereits am Ostfuß des Balkangebirges im bulgarisch-rumänischen Becken, zu der auch der zu Jugoslawien gehörige Donaubogen von Turn-Severin gehört, eine mit Löß bedeckte fruchtbare Ebene mit vorwiegend rumänischer Bevölkerung.

Während bisher alle besprochenen Landschaften, selbst das serbische Bergland, wirtschaftlich wie kulturell mehr oder minder wenigstens durch die zur Donau gerichtete Entwässerung von Mitteleuropa beeinflußt sind, kommen wir südlich der auch geologisch und morphologisch wichtigen Linie zwischen dem Knick an der adriatischen Küste bei Skutari und der Tiefenlinie zwischen Balkangebirge und Rhodopemasse in Landschaften vom reinsten Balkantyp. Es sind das die Landschaften in Albanien und Mazedonien, die wir von Westen nach Osten gehend betrachten wollen.

Südlich der Umbiegung der bisher südwestlich verlaufenden Küste bei Skutari in die südliche Richtung beginnt ein andersgearteter Küstentyp, und auch das Hinterland in einem Streifen von 30—70 km zeigt ein grundsätzlich anderes Aussehen. Wir wollen diese Landschaft Unteralbanien oder das niederalbanische Faltenland nennen. Die einfachen stehenden Faltenzüge aus tertiären Flyschgesteinen mit harten Kalkkernen treten in spitzem Winkel an die Küste heran, die hier zwischen den einzelnen Faltenkuppen Bogenbuchten bildet, innerhalb deren sich nach innen zu Alluvialebenen erstrecken mit Sümpfen und Lagunen. Nach Osten zu werden die Falten teilweise nach Westen überkippt, und die Überschiebungsdecken des inneren Albanien beginnen mit einem ausgesprochenen Steilrand. In den Niederungen finden sich ausgedehnte Sumpf- Eichen- und Pinienwälder, die Berge sind meist entwaldet und mit Macchie bedeckt. Die Bevölkerung besteht aus Albanern, die im Norden Katholiken, in der Mitte Mohammedaner und im Süden vorwiegend Griechisch-Orthodoxe sind. Die Landschaft bildet den reichsten Teil von Albanien, der Boden ist außerordentlich fruchtbar, besonders in den Ebenen zwischen den einzelnen Faltenrücken. Angebaut wird Getreide und Mais, ferner sind herrliche Ölbaumbestände, auch viele Feigen vorhanden. In den Bergen wird viel Viehzucht getrieben, leider überwiegend Ziegenzucht, wodurch ein Wiederaufwuchs des Waldes verhindert wird. Es sind viele Bodenschätze vorhanden, deren Abbau aber noch in den ersten Anfängen steht. Reiche Petroleumlager sind in den Mulden zwischen den Falten festgestellt, mit deren Ausbeutung jetzt begonnen wird. Ferner sind Asphalt und Kohle vorhanden. Wirtschaft und Verkehr sind ganz rückständig, Eisenbahnen sind überhaupt nicht in Betrieb, und die wenigen Schmalspurbahnen, die von den Besatzungstruppen im Weltkrieg gebaut waren, sind wieder verfallen. Die wichtigsten Siedlungen sind Skutari (22 000 Einw.) am großen Einbruchsbecken des Skutarisees, das durch die schiffbare Mündung des Drin mit dem Meere verbunden ist, Tirana (10 000 Einw.), die Hauptstadt der Republik Albanien, ebenso wie das gleichgroße Elbasan in einem fruchtbaren Talbecken gelegen, Berat und Valona an der tief eingeschnittenen Bucht gleichen Namens. Die Fruchtbarkeit dieser Landschaft, die ihresgleichen im ganzen Mittelmeerbecken sucht, hat die Italiener von jeher gelockt, die die Insel Saseno vor der Bucht von Valona noch vom Weltkriege her in den Händen behalten haben, von wo sie den engen Ausgang des Adriatischen Meeres beherrschen.

So reich Niederalbanien ist, so rauh, unzugänglich und unfruchtbar ist das nach Osten zu folgende hochalbanische Gebirgsland, das aus Kalken und kristallinen Schiefern, vor allem Serpentin und Hornstein zusammengesetzt ist. Das Gebirge, das Höhen von über 2000 m erreicht, ist außerordentlich zerschnitten, und die vielen Täler sind tief und eng, so daß der Verkehr zwischen ihnen sehr erschwert ist. Die Bewohner, Albaner, gehören denn auch zu den wildesten und primitivsten Stämmen der ganzen Südosthalbinsel. Da Blutrache und Stammesfehden an der Tagesordnung sind, so ist jedes Haus eine Festung, und die Siedlungen sind meist hoch in den Bergen angelegt. Die Wirtschaft beschränkt sich fast ganz auf die Viehzucht, nur in den Tälern wird etwas Ackerbau in Terrassenkultur und mit künstlicher Bewässerung betrieben. Es sind noch einige große Waldbestände vorhanden, aber meist ist das Waldkleid verschwunden und die vielen Ziegen sorgen dafür, daß es nicht von neuem heranwachsen kann. Bodenschätze an Eisen, Pyrit, Kupfer, Silber und Arsen sind reichlich vorhanden, aber wegen der Unzugänglichkeit des Gebietes noch auf lange Zeit der Ausbeutung verschlossen. Die Verkehrsverhältnisse sind so schwierig, daß heute noch keine fahrbare Straße durch die Landschaft nach Osten, nach Mazedonien hindurchführt, außer ganz im Süden von Santi Quaranta nach Koritza. Größere Siedlungen sind überhaupt nicht vorhanden außer im Süden, wo das Vojusatal weit ins Land hineinführt. Hier liegt Argyrokastro nahe der griechischen Grenze. Das albanische Bergland ist im Laufe der Geschichte immer eine fast uneinnehmbare Festung gewesen und seine Bewohner gehören zu den freiheitliebendsten Völkern, die stets ihre Unabhängigkeit bewahrt haben. Selbst die Türken konnten nur durch Tributzahlungen die Ruhe dieser Bergstämme erkaufen und haben ihre Angehörigen, die Arnauten, in allen Teilen ihres Reiches in die einflußreichsten Stellungen gebracht.

Östlich des hochalbanischen Berglandes betreten wir eine Landschaft, die in ihren Hauptteilen dieser gleicht, aber darin von ihr abweicht, daß sie eine Anzahl von weiten, oft grabenförmigen Becken enthält, die in das Gebirgsland eingebrochen und entweder durch Seen ausgefüllt sind oder in der Tertiärzeit von solchen erfüllt waren; im letzteren Falle werden sie von tertiären Ablagerungen mit teilweise großer Fruchtbarkeit eingenommen. Dies ist die mazedonische Beckenlandschaft. Die Gebirge zwischen den Becken haben häufig den Charakter von Stöcken oder Massiven und erreichen oft Höhen von über 2500 m. Die Mokra-Gora und die Goljak-Planina bilden die Grenze gegen das serbische Bergland. Südlich von ihnen liegen die Becken von Ipek (die Metoja) und von Priština (Kossovo Polje oder Amselfeld) sowie das Becken von Prisren. Diese Becken werden von den beiden Becken von Kalkandelen (Tetovo) und Skoplje (Üsküb) durch die gewaltigen Gebirgsstöcke des Schar-Dagh (2700 m) und des Kara-Dagh getrennt. Wieder folgen nach Süden eine Anzahl von Gebirgen, die durch enge Schluchten voneinander getrennt sind, und dann öffnen sich die Becken von Monastir, sowie die von Seen erfüllten Becken des Prespasees, des Ochridasees und des Maliksees: letzteres, das Becken von Koritza, ist nur noch zu einem kleinen Teil von Wasser erfüllt. Die Bewohner dieser Landschaft sind hauptsächlich die Mazedonier, ein südslawisches Volk, das nach Sprache und Kultur mehr zu den Bulgaren als den Serben neigt, während im Norden und im Westen das Verbreitungsgebiet der Albaner in sie hineinreicht. Da die Bewohner sich nicht der Herrschaft der Serben unterwerfen wollen, so ist die Land-

schaft von steten Bandenüberfällen durch die sog. Komitadschis, politische Flüchtlinge, die sich in den Gebirgen aufhalten, bedroht. In den Beckenlandschaften wird intensiver Ackerbau getrieben, Anbau von Mais und Weizen, Wein, Obst, Oliven, während in den Gebirgen die Viehzucht vorherrscht. Große Waldbestände sind noch vorhanden, ebenso viele Lagerstätten, die aber zur Hauptsache noch der Ausbeutung harren. Die Siedlungen liegen vor allem in den großen Becken und sind Zentren des Handels und des Handwerks. Die wichtigsten sind Skoplje (türkisch Üsküb; 41 000 Einw.), Monastir (slawisch Bitolj; 28 000 Einw.) und das albanische Koritza (Korča, Kortscha; 25 000 Einw.), ferner Ipek, Djakova, Prisren (21 000 Einw.), Priština, Kalkandelen, Prilep und Ochrida. Der Verkehr ist durch die Unzugänglichkeit der die einzelnen Becken trennenden Gebirge sehr erschwert, nur das Becken von Üsküb, das in der Richtung der Morava—Wardar-Tiefenlinie liegt, ist durch die Bahn Belgrad—Saloniki direkt an den internationalen Verkehr angeschlossen. Im übrigen gehen Zweigbahnen (Kleinbahnen) von Üsküb nach dem Amselfeld, von Üsküb über das Tetovobecken zum Ochridasee und eine andere vom Wardartal nach dem Becken von Monastir und von dort zur Ebene von Saloniki. Die mazedonische Beckenlandschaft ist von jeher der Zankapfel zwischen den Balkanvölkern gewesen und wird es auch bleiben, solange nicht eine den ethnischen Grenzen entsprechende politische Abgrenzung erfolgt ist.

Die letzte und nordöstlichste Landschaft, die wir hier betrachten müssen, gehört eigentlich nicht mehr zum dinarischen Gebiet, sondern zur Rhodopemasse, aber ein Teil von ihr, das vom Wardar mit seinen Nebenflüssen entwässert wird, ist politisch jugoslawischer Besitz: das bulgarisch-mazedonische Gebirgsland. Es besteht hauptsächlich aus Urgesteinen und kristallinen Schiefern, die von Eruptivmassen durchbrochen sind, und ist ein tief zerschnittenes Bergland, dessen Höhen in der Blatec-Planina und der Ostgova-Planina teilweise 2000 m überschreiten, und das nach Norden und Westen allmählich in die Nachbarlandschaften übergeht. Das Klima nähert sich besonders in den niedrigeren Teilen und im Wardartale dem Mittelmeertyp mit vollkommener Sommertrockenheit, so daß die Macchie weit verbreitet ist. Auch die Landesprodukte sind vorwiegend solche, wie sie im mediterranen Klima gedeihen, Mais, Weizen, Wein, Oliven, Feigen. In den Gebirgsstöcken überwiegt natürlich die Viehzucht. Das Gebiet ist weitgehend erschlossen durch das tiefeingeschnittene, meist weite und fruchtbare Wardartal mit dem Becken von Üsküb im Oberlauf, das durch einen niedrigen Paß mit dem Morawatal verbunden ist und die natürliche Verkehrslinie vom Innern der Balkanhalbinsel und vom Donaubecken zum Mittelmeer darstellt. Die Bewohner der Landschaft sind reine Mazedonier, von denen das gleiche gilt wie in der westlichen Nachbarlandschaft, und die bis nach dem Kriege das ganze Wardartal bis zum Meere innehatten. Durch die Bedrängung seitens der herrschenden Völker in diesen Gebieten, der Serben und Griechen, die rücksichtslos eine nationalistische Politik treiben, hat seit dem Kriege in ganz Mazedonien eine Völkerverschiebung größten Maßstabes stattgefunden, die heute von der Statistik noch gar nicht erfaßt werden kann. Die wichtigeren Siedlungen liegen am Wardar und an seinen Nebenflüssen. Es sind Veles (türk. Köprülü), Ištip (Štip) und Strumica (Strumitza) am gleichnamigen Nebenfluß der Struma.



Straße und Kirche in Krušewo (Mazedonien)

Nach einem Original von Gustav Boese

STAATLICHE VERHÄLTNISSE

Das dinarische Gebiet umfaßt nur zwei politische Einheiten, Jugoslawien und Albanien, von denen das erstere sowohl geographisch wie völkisch weit über seine natürlichen und nationalen Grenzen hinausreicht, während das letztere geographisch zwar ungefähr mit den natürlichen Landschaften zusammenfällt, aber außerhalb seiner Grenzen noch große Teile seiner Nation unter fremder Herrschaft sieht.

Jugoslawien oder das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (serbisch: Kraljevina Srba, Hrvata i Slovenaca oder abgekürzt SHS) ist eine Frucht des Weltkrieges, der aus dem kleinen Königreich Serbien, das auf der Seite der Siegerstaaten stand, im Frieden von Rapallo (1920) den heutigen fast dreimal so großen Staat hauptsächlich auf Kosten der österreichisch-ungarischen Monarchie schuf. Es ist eine erbliche konstitutionelle Monarchie unter der Dynastie der Kara Georgewitsche. Die neue Verfassung (Ustav), die 1921 vom Parlament (Narodna Skupština) angenommen wurde, ist sehr demokratisch. Die einzelnen Verwaltungsbezirke, die durchaus im Rahmen der alten Einteilung der abgetretenen Gebiete sich halten, haben weitgehende Selbstverwaltung, was aber nicht hindert, daß die nationalen Minderheiten rücksichtslos unterdrückt werden. Aber selbst die drei Hauptbestandteile des jugoslawischen Volkes, die Serben, Kroaten und Slowenen, ganz abgesehen von den Montenegrinern, bekämpfen sich gegenseitig heftig, und die Kroaten und Slowenen sind noch absolut nicht mit dem Staat unter serbischer Vorherrschaft einverstanden. Besonders die Kroaten haben ein großes Selbständigkeitsbedürfnis, und im Dezember 1920 ist es vorübergehend zur Proklamierung einer unabhängigen kroatischen Bauernrepublik gekommen.

Zu dieser mangelnden inneren Konsolidierung kommt die schwierige außenpolitische Stellung Jugoslawiens, das eigentlich von allen Seiten von Staaten umgeben ist, die irgendwelche mehr oder minder berechtigte Ansprüche auf Teile des jugoslawischen Gebietes haben. Dabei hat aber der Staat selbst noch Ausbreitungsgelüste, die vor allem gegen Italien, gegen Albanien und nach dem Hafen von Saloniki gerichtet sind. Das gespannteste Verhältnis besteht gegenüber Italien, das stark nach der Alleinherrschaft im Adriatischen Meer strebt, wobei der Brennpunkt der Interessengegensätze in der wirtschaftlichen Vormachtstellung in Albanien liegt, und gegenüber Bulgarien, das aus nationalen und wirtschaftlichen Gründen Mazedonien zurückzugewinnen sucht.

Das Deutsche Reich, das keine gemeinsamen Grenzen mit Jugoslawien besitzt, hat nur wirtschaftliche Interessen im Lande und den Wunsch, daß die etwa 660 000 Deutschen, die auf dem Gebiete des Königreichs leben, die vollen Staatsbürgerrechte genießen. Jugoslawien scheint erkannt zu haben, daß die deutsche Minderheit im Lande eine gute Vermittlerin in den wirtschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reich darstellt und niemals eine Irredenta bilden wird, so daß man wenig von einer Unterdrückung des Deutschtums hört. Die Deutschen verteilen sich folgendermaßen auf die einzelnen Landschaften: in Serbien 7 500, in Dalmatien 2 500, in Bosnien 7 000, in Slowenien 110 000, in Banat 150 000, in der Batschka 230 000, in Baranya 20 000 und in Slowenien 134 000 Köpfe.

Die weltwirtschaftlichen Beziehungen haben sich in den letzten Jahren seit der Gründung des jugoslawischen Staates allerdings außerordentlich entwickelt. Die Einfuhr hob sich von 1920 bis 1924 um das Dreifache in der Menge, die Ausfuhr sogar auf über das Fünffache.

Die Handelsbilanz war 1924 mit einem Wert der Einfuhr von 8,2 Milliarden Dinar und der Ausfuhr von 9,5 Milliarden Dinar durchaus aktiv. Die wichtigsten Ausfuhrgüter sind Holz, das mit 1,7 Milliarden 1924 an der weitaus ersten Stelle steht, Rindvieh mit 0,7 Milliarde und Weizen mit ebenfalls 0,7 sowie Mais mit 0,6 Milliarde, worauf in weitem Abstand Fleisch, Kupfer, Mehl, Pferde, Schweine, andere Getreidesorten, Zement, Pflaumen, Hanf, Bohnen, Felle und Kleinvieh mit Beträgen über 100 Mill. Dinar folgten. Eingeführt wurden vor allem Industrieerzeugnisse, in der Reihe ihrer Bedeutung: Textilwaren, Metalle und Metallwaren, Ackerbauprodukte, Mineralien und mineralische Öle und Ackerbaugeräte.

Für den Handel Jugoslawiens sind weitaus am wichtigsten Italien und Österreich sowie die Tschechoslowakei, während alle anderen in weitem Abstand folgen. Der Handel mit Deutschland wird durch die Entfernung erschwert, er belief sich 1924 auf insgesamt 900 Mill. Dinar, von denen 500 auf die Einfuhr und 400 auf die Ausfuhr aus Jugoslawien entfielen.

Nur der geringste Teil des jugoslawischen Handelsgutes geht über See, das meiste wird durch die Flußschiffahrt und die Eisenbahnen befördert. Im Jahre 1924 bestand die gesamte jugoslawische Handelsflotte aus 161 364 Tons, von denen aber nur 29 Schiffe mit 118 000 Tons Überseedampfer waren. Der ganze Schiffsverkehr aller jugoslawischen Häfen belief sich im Jahre 1923 auf 43 257 Schiffe mit 5,9 Millionen Tons, also ein Bruchteil des Verkehrs eines einzigen der großen westeuropäischen Häfen.

Sozial und kulturell sind die einzelnen Teile Jugoslawiens, wie bereits öfter ausgeführt wurde, ungeheuer verschieden, die nördlichen ehemals österreichisch-ungarischen Gebiete mit den südlichen, etwa Montenegro und Mazedonien, überhaupt nicht zu vergleichen; hier finden wir den vollen Orient mit all seinen Härten und Unzulänglichkeiten, aber auch all seinen guten Seiten und Schönheiten, dort sind die Verhältnisse fast durchweg denen in Mitteleuropa angeglichen. So sehen wir in Jugoslawien ein eigenartiges Konglomerat verschiedener Landschaften mit verschiedenem Klima, bewohnt von verschiedenen Rassen mit grundsätzlich verschiedenem Kulturstand, kurzum ein Gebilde, das mehr oder minder künstlich zusammengeschweißt ist und in seiner heutigen Form wohl kaum lange dem Wechsel der Zeiten standhalten wird.

Albanien dagegen, der jüngste Staat auf dem Balkan, ist auf durchaus nationaler Grundlage aufgebaut, wenn auch seine Bewohner der Religion nach in drei Teile zerfallen. Die gemeinsame Sprache und Rasse ist aber ein so starker Zusammenhalt und der Erdraum, an den der Albaner gebunden ist, so einheitlich, daß von innen heraus keine Triebkräfte des Zerfalls vorhanden sind. Die junge Republik, die erst 1913 von den Großmächten geschaffen wurde, sich nach dem Weltkrieg in erbitterten Freiheitskämpfen gegen Italien, Jugoslawien und Griechenland, die ihr Gebiet unter sich aufgeteilt hatten, behaupten mußte und erst 1920 vom Völkerbund neu bestätigt wurde, muß vor allem die von außen kommenden Gefahren gegen ihren Bestand fürchten, besonders Jugoslawien und Italien, die aus wirtschaftlichen Gründen, vor allem aber, um mit der albanischen Küste den Eingang zum Adriatischen Meer zu beherrschen, den Besitz Albaniens erstreben. Griechenland, das zwar sein Auge auf den nördlichen Epirus, der zu Albanien gehört, geworfen hat und dort Komitadschibanden unterhält — es ist noch jedem die Ermordung des italienischen Teils der vom Völkerbund beauftragten Grenzkommission,

deretwegen Italien vorübergehend Korfu besetzte, in Erinnerung —, ist weniger gefährlich, da es genügend Ausgänge zum Meer besitzt und wohl nur im Falle einer Aufteilung Albaniens diese Ansprüche geltend machen würde. Die albanische Regierung sucht dieser Gefahr durch ein gegenseitiges Ausspielen der beiden ausdehnungslüsternen Mächte gegeneinander entgegenzutreten, wobei der Völkerbund stets ihre letzte Rettung sein wird.

Die albanische Wirtschaft ist, wie bereits oben ausgeführt wurde, zukunftsreich, ist aber heute noch völlig unentwickelt. Bis heute ist noch keine Bahn im Lande vorhanden, industrielle Unternehmungen, außer kleineren, fehlen vollständig, die erste Bank ist erst **1926** gegründet worden. Um die katastrophalen Verkehrsverhältnisse wenigstens für den Personen- und Postverkehr zu verbessern — bisher brauchte man 4 Tage, um von der Hauptstadt nach der Handelszentrale des Ostens zu gelangen —, hat eine deutsche Gesellschaft einen Luftverkehr eingerichtet, der die 4 Tage auf $1^1/_2$ Stunden abkürzt. Der Handel zeigte bisher eine große Unterbilanz, die sich allerdings im Laufe der letzten Jahre wesentlich gebessert hat: die Einfuhr stieg von 1920 bis 1924 von $17^1/_2$ auf $20^1/_2$, die Ausfuhr aber von $1^1/_2$ auf $12^1/_4$ Mill. Goldfranken!

Die wichtigsten Ausfuhrgüter sind Getreide, Früchte, Oliven und Olivenöl, Käse, Butter, Eier, Tabak, Vieh, Häute, Wolle, Fische, Holz, Holzkohle und Asphalt. Eingeführt werden Getreide, Zucker, Kaffee, Textilwaren, Medikamente, Petroleum, Seife, Glas, Stiefel, Holz, Benzin usw. Wie primitiv die Wirtschaft arbeitet, geht daraus hervor, daß aus dem Süden Getreide ausgeführt und im Norden als Mehl wieder eingeführt wird. Fast der einzige Abnehmer der albanischen Waren ist Italien. Auch im Einfuhrhandel steht Italien weit voran, eine gewisse Rolle spielt nur noch Griechenland.

Die sozialen und kulturellen Verhältnisse in Albanien sind heute wohl noch die primitivsten in ganz Europa. Einer der Krebsschäden ist die aus der türkischen Zeit überkommene Latifundienwirtschaft. Fast der gesamte Boden des Landes ist in den Händen einiger Beys (Begs), die damit natürlich auch trotz der republikanischen Verfassung fast die ganze politische Macht in Händen haben. Ferner besteht trotz Bedrohung mit schweren Strafen die Blutrache unverändert weiter und fordert jährlich eine große Menge von Opfern. Doch steckt im Albaner, der fleißig, ehrlich und tapfer ist, eine solche Fülle von Kraft, daß man um seine Zukunft nicht besorgt zu sein braucht. Einer der schönsten Züge des albanischen Volkslebens ist die unbeschränkte Gastfreundschaft, die selbst der ärmste Mann jedem, und sei er ihm völlig fremd, zu bieten pflegt, eine Sitte, die das Reisen im Lande trotz der großen Schwierigkeiten des Terrains wesentlich erleichtert.

Wir sehen also in Albanien einen jungen, zwar noch nicht völlig konsolidierten und auf niedriger Wirtschafts- und Kulturstufe stehenden, aber kräftigen Staat mit einheitlicher Bevölkerung, ein durchaus natürliches Gebilde, zwar von außen wegen seiner Lage im Brennpunkt der Reibungen zwischen zwei größeren Staaten stark bedroht, aber aus dem gleichen Grunde berufen, ein wichtiger Faktor in der wirtschaftlichen Entwicklung der Balkanhalbinsel zu werden.

LITERATUR

Eine zusammenfassende geographische Darstellung über das dinarische Gebiet gibt es nicht in deutscher Sprache. Ein neueres Werk über Jugoslawien ist: Szana, Länder- und Völkerkunde Jugoslawiens. Heidelberg 1921. Über die wirtschaftlichen Verhältnisse orientiert

kurz: H. Wendel, Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen. Frankfurt 1922. Derselbe Verfasser hat auch eine Reiseschilderung: Kreuz und quer durch den slawischen Süden (Frankfurt 1922) veröffentlicht. Einzeldarstellungen kleinerer Landschaften haben der serbische Geograph Cvijič, Krebs, Hassert, Grothe und andere, vor allen österreichische Forscher gegeben. Wichtige Quellenwerke sind ferner: Arthur Haberlandt, Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Albanien und Serbien (Ergänzungsband XII der Zeitschrift für österr. Volkskunde. Wien 1917) und desselben Verfassers Werk: Die Volkskunst der Balkanländer (Wien 1919) sowie: Illyrisch-albanische Forschungen, zusammengestellt von Ludwig v. Thalloczy (2 Bände, München 1916). Über Albanien gibt es wenig deutsche Literatur: Eine neuere Reiseschilderung ist Grothes Buch: Durch Albanien und Montenegro. München 1913. Wichtige Arbeiten haben ferner Nopcsa und Nowack geschrieben.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 63—65

Tafel 63 bringt zwei Bilder aus dem dinarischen Kalkland, dem eigentlichen Karstgebirge, und zwar aus der bis 1918 zu Österreich-Ungarn gehörigen Landschaft Bosnien. Das Vrbastal (oben) ist ein in eine hügelige Rumpflandschaft eingeschnittenes Engtal; an seinen Steilwänden wächst Laubwald. — Sarajewo, die Hauptstadt der Landschaft, baut sich amphitheatralisch in einer Talweitung in Mittelgebirgslandschaft auf, mit steilen, steinigen, malerischen Gassen; viele Moscheen entstammen der Türkenzeit.

Tafel 64 ist Albanien gewidmet. Der Mati (oberes Bild) fließt mit vielen, oft wechselnden Armen auf einer weiten Schotterfläche, wie es oft in sinkendem Land der Fall ist, dessen Flüsse viel Schotter ablagern. Die steilen Talhänge sind mit Krüppelwald bedeckt. Vorn links steht ein festungsartiges Haus (Kula) zwischen Feigen, Kastanien und Ölbäumen. — Die Stadt Berat (unten) liegt am Ossumflusse; terrassenförmig steigen ihre Häuser an den Hängen der Durchbruchsstrecke durch eine Längskette auf; das Gebäude vorn links ist wieder ein typisches Festungshaus. Die Brücke im Vordergrunde wurde im Weltkriege gesprengt. Das Tomorgebirge (Tomoritza-Planina) hinten ist die höchste Gebirgskette Albaniens.

Tafel 65 zeigt eine Gebirgs- und eine Beckenlandschaft aus Mazedonien. Der Babunapaß (1046 m) ist ein wichtiger Straßenpaß, der vom Wardartal (Veles) nach Prilep und in das fruchtbare Becken von Monastir führt. Das Gebirgsmassiv von balkanischem Typus im Hintergrunde trägt auf seinen Nordhängen im April noch Schnee. — Das Becken von Negorci (unten) liegt im Wardartal unweit der griechischen Grenze. Die Randhänge sind teils kahl, teils mit Macchie bedeckt, auf der weiten Fruchtebene selbst werden Feigen, Mandeln und Wein gezogen. Die Bevölkerung ist teils mohammedanisch, teils orthodox, wie Moschee und Kirche anzeigen.

DIE SUDETEN- UND KARPATHENLÄNDER

VON PROFESSOR DR. HERMANN LEITER
(HOCHSCHULE FÜR WELTHANDEL IN WIEN)

DIE SUDETENLÄNDER

BAU UND OBERFLÄCHENFORMEN

Aus dem vielgliedrigen Ganzen des deutschen Mittelgebirges erhebt sich im Osten die gewaltige rhombisch geformte böhmische Masse, die entlang einer Linie Znaim-Brünn-Prerau-Schönbrunn bei Mähr. Ostrau unter die jungen Tieflandformationen taucht, am Südrand aber nur durch eine schmale Senke von den austro-alpinen Schotterterrassen der Voralpen getrennt ist. Das böhmische Massiv ist zum größten Teil aus archäischen und paläozoischen Gesteinen aufgebaut, während im Nordosten Böhmens die mesozoische Formation durch die obere Kreide vertreten ist. In sehr alter Zeit wurde sie wiederholt zu Faltengebirgen aufgestaut — die letzte Auffaltung zu einem einst gewaltigen Hochgebirge ist älter als das obere Karbon — und mit jüngeren variszischen Faltenzügen verschweißt; später haben lange Abtragungsperioden die kristallinische Unterlage oft weithin bloßgelegt, schließlich wurde die Landschaft durch junge Krustenbewegungen von zahlreichen Brüchen und Verbiegungen durchsetzt, und die an den Bruchlinien emporquellenden tertiären Laven haben vielfach die Schichttafeln übergossen. Erst die großen tertiären Krustenbewegungen haben die heutige Verteilung der Höhen und die Hauptzüge der Anordnung des Entwässerungsnetzes geschaffen. In dem beckenähnlichen Raume innerhalb der im Oligozän stärker gehobenen Ränder: des Böhmerwaldes im Südwesten, des Erzgebirges im Nordwesten, der Sudeten im Nordosten und der Böhmisch-mährischen Höhen im Südosten, hat sich infolge Hebung des südlichen und Senkung des nördlichen Beckenraumes das Flußsystem der Moldau-Elbe entwickelt. Die von der höheren Rumpfplatte des Südens kommende Moldau hat sich im nördlichen Beckenraume mit der aus den Sudeten herabströmenden wasserreicheren Elbe, deren Namen sie nun übernimmt, und weiterhin mit der Eger vereint und sich in einer schmalen Öffnung bei Tetschen-Bodenbach durch das Elbe-Sandsteingebirge ihren Lauf durch das norddeutsche Tiefland zur Nordsee gebahnt. Die hochgelegene Moldauplatte fällt im Süden über das österreichische Granitplateau sanft zur Donau ab. Das Innere der böhmischen Masse ist eine flachwellige Ebene, in der die widerstandsfähigsten Schichten runde 100—200 m aufragende Hügel (Härtlinge) bilden. Westlich der Moldau ist die Fastebene infolge größerer

Mannigfaltigkeit des Gesteins mehr zertalt als im Osten, wo der Moldau die Sazawa zuströmt. Von dem Budweiser und dem Wittingauer Becken ist im Nordwesten durch den Brdywald (837 m), einen herausgewitterten Quarzrücken, das Beraunbecken abgegliedert, das Eisenerz- und Kohlenlager birgt. Längs einer Linie Eger—Karlsbad—Prag—Časlau—Lettowitz ist die böhmische Masse eingebrochen und der Zusammenhang mit dem Erzgebirge und den Sudeten aufgehoben worden.

Da die Gebirgsumrahmung Böhmens schon bei Deutschland kurz besprochen wurde (Böhmerwald S. 326, Fichtel- und Erzgebirge S. 360, Lausitzer Bergland S. 363, Sudeten S. 365), können wir uns hier auf die Besprechung derjenigen Gebirgsteile beschränken, die außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches liegen oder sich an den eigentlichen Gebirgsrahmen unmittelbar anschließen.

Vom westlichen Erzgebirge trennt der Egergraben den Kaiserwald ab, der einst ebenso wie das Teplergebirge mit dem Erzgebirge eine Einheit bildete; die Oberflächen der Schollen, in welche diese zerbrach, lassen noch den einstigen Zusammenhang erkennen. Thermalquellen und zahlreiche Säuerlinge an den Bruchrändern sind Überreste vulkanischer Tätigkeit, die das Duppauer Gebirge schuf, während die mächtigen Braunkohlenlager Binnenseebildungen darstellen. Das östliche Erzgebirge hat in dem gleichfalls durch den Egergraben losgelösten Žbanwald sein Gegenstück.

Die Nordostbegrenzung des böhmischen Massivs sind die etwa 380 km langen von Nordwesten nach Südosten streichenden Sudeten. Sie greifen im Osten weit aus, umrahmen teilweise noch das Sammelbecken der March und treten in der niederen Plateaulandschaft des Gesenkes ganz nahe an den Karpathenbogen heran, von dem sie nur eine für Besiedlung und Verkehr gleich wichtige Lücke, die Mährische Pforte, trennt, die March- und Odergebiet verknüpft. Die europäische Wasserscheide erreicht hier ihren niedrigsten Punkt, 310 m. Eine kaum 50 m hohe Bodenschwelle trennt die Zuflüsse der Ostsee von jenen zum Schwarzen Meere. An der Innenseite eines Bogens älterer Gesteine, der eine Mulde gegen die Karpathen bildet, entstanden die großen mährisch-schlesischen Kohlenlager, die bei Ostrau-Karwin eine sehr bedeutende Mächtigkeit erreichen. Zwischen Erzgebirge und Sudeten und der bereits genannten Linie Karlsbad, Prag, Časlau, Lettowitz breitet sich ein Senkungsfeld aus, das von den Ablagerungen eines zur Kreidezeit von Norden her eingedrungenen Meeres erfüllt ist, für die sich die Namen Quadersandstein (sandige Schichten) und Pläner (Mergel) eingebürgert haben. Die landschaftliche Eigenart dieser Ablagerungen ist am bezeichnendsten in den Sandsteingebieten der Böhmischen Schweiz bei Tetschen a. d. Elbe sowie im Heuscheuergebirge nächst Adersbach und Weckelsdorf entwickelt. Über die Kreidetafel erhoben sich zahlreiche Vulkane, von denen heute nur die Ausfüllung der Schlote als steile Basaltfelsen erhalten sind. Durch die Vulkanlandschaft des Böhmischen Mittelgebirges und das Elbe-Sandsteingebirge mußte sich die Elbe hindurchsägen. Das Elbebecken hat seit der Zeit des Miozänmeeres eine Senkung erfahren; es ist mit Schottern erfüllt, über die sich eine Lößdecke breitet.

Erscheint so Innerböhmen dank der umgebenden Gebirgswälle von seiner Umgebung abgeschlossen, so ist diese Abschließung keine völlige infolge der teilweise kulissenartigen Anordnung, der stellenweise geringen Kammhöhe, der Durchgängigkeit der Gebirge. Einzelne Übergänge, besonders vom fränkischen und

bayrischen Gebiet und vom österreichischen Donaulande, wie der einst über den Tachauer Sattel führende Goldene Steig, dem die alte Handelsstraße von Nürnberg nach Prag folgt, die uralten Salzstraßen von Passau nach Prachatitz und Kuschwarda und von der Donau über das österreichische Granitplateau und den Kerschbaumer Sattel in das Gebiet der oberen Moldau sind viel begangene Wege. Noch wichtiger ist aber die nur mäßige Aufwölbung der Böhmisch-mährischen Höhe im Süden, die zwar die europäische Wasserscheide zwischen Elbe und Donau trägt, doch kein eigentliches Gebirge, sondern eine schütter von Wiesen und Wäldern bedeckte, von wichtigen Verkehrswegen durchzogene Bodenschwelle, also eher ein Bindeglied zu dem südöstlich gelegenen Wiener Becken und zum großen pannonischen Senkungsfelde bildet. Gegen Südosten dacht sie sich langsam zum westmährischen Plateau ab und wird von zahlreichen Flüssen gegliedert, die der Thaya, Iglawa, Schwarzawa und Zwittawa zuströmen. Die Mitte von Mähren öffnet sich weit nach Österreich und nach der Slowakei. Vom Mährischen Marchbecken, dem wärmsten und fruchtbarsten Teile des Landes, erstreckt sich ein Arm ostwärts gegen die Bečwa-Odersenke, während es im Süden zur Donau hin geöffnet ist und im Westen zu der durchgängigen Böhmisch-mährischen Höhe sanft ansteigt. Es ist ein den Nordsüdverkehr besonders begünstigendes Durchgangsgebiet, das durch stehengebliebene Pfeiler des eingebrochenen karpathischen Gebirgsrandes (Marsgebirge und Steinitzerwald) in ein nördliches, Nordmährisches oder Olmützer und in ein südliches Becken, das mit dem Wiener eine Einheit bildet, gegliedert wird.

KLIMA

Binnenlage und Gebirgsumwallung verursachen die ziemlich trockenen Sommer im Innern. Für die Vegetation ist die rasche Temperaturzunahme von März auf April und der starke Abfall der Wärme von Oktober auf November von größter Bedeutung. Noch kontinentaleres Klima hat das südliche Mähren; hier ermöglicht die auffallend hohe Sommerwärme im unteren Marchgebiet vorzüglichen Weinbau; ähnlich gedeihen im untern Elbetal Obst und Reben. Wesentlich kälter sind die Randgebirge, und auch den Brdywald kennzeichnet ziemlich rauhes niederschlagsreiches Klima. Im Winter besonders rauh ist das Egerbecken, wo sich die vom Erzgebirge und Kaiserwald herabsinkende kalte Luft ansammelt und häufig, ähnlich wie im Glatzer Gebirgskessel, Temperaturumkehr mit der Höhe eintritt. In den Hochlagen der Sudeten kann die Ernte erst Ende August eingebracht werden. Die höchstgelegene Stadtsiedlung Böhmens liegt um mehr als 200 m höher als jene der österreichischen Alpen. Die höchste Siedlung in den Sudetenländern, die 3 Gasthöfe auf der Schneekoppe in 1599 m Höhe, hat eine mittlere Jahrestemperatur von 0°.

Die vorherrschenden Winde sind die aus dem westlichen Quadranten, die den Niederschlag bringen. Die Niederschlagsmenge steigt auf den der vorherrschenden Windrichtung ausgesetzten Gebirgshängen auf 100 cm, sinkt aber im Innern Böhmens und in Südmähren auf 40 cm herab. Daher zeigen die mittleren Lagen der Gebirge besonders üppigen Pflanzenwuchs, während die 50 cm-Isohyete die waldarmen Grasflur- oder Steppengebiete in der Ebene umschließt. Wie im übrigen Mitteleuropa hat der Sommer (hier meist der Juni) die reichlichsten, der Winter (Januar oder Februar) die geringsten Niederschläge.

Die im Frühsommer fallenden stärkeren Niederschläge kommen dem Rüben-, Obst- und Weinbau sehr zugute. In der Ebene übersteigt die Regenmenge während des Sommers nirgends 7—8 cm, so daß Steppenpflanzen aus den östlichen Gebieten nach Südmähren vordringen, während sie im Elbetal schon in einer früheren wärmeren Zeit eingewandert sind. Im Gebirge ist der Winter sehr schnee- und nebelreich, so daß Schneebrüche und Rauhreif dem Walde gefährlich werden, doch reicht der Schneevorrat nicht aus, um die Elbeschiffahrt in der trockenen Zeit zu sichern. Häufig stockt im Sommer infolge Niederwassers der Verkehr, im Winter infolge Eisbildung etwa 6—8 Wochen. Eine genügend tiefe Wasserrinne für die Dampfschiffahrt hat noch die Moldau zwischen Stěchowitz und Melnik (83 km), für ganz kleine Fahrzeuge die untere March. Die mit starkem Gefälle vom Gebirge zur Ebene hinabbrausenden Gewässer ermöglichten die Ansiedlung großer vielgestaltiger Industrien (Glas-, Holz-, Papier- und Textilindustrie), in jüngster Zeit auch elektrischer Kraftanlagen.

PFLANZENDECKE

Der klimatische Gegensatz zwischen Randgebieten und inneren Ebenen kommt in der Vegetationsdecke zum Ausdruck. Die obere Waldgrenze liegt im Böhmerwald in 1400 m Seehöhe, im Riesengebirge in 1300 m. In den unteren Lagen der nördlichen Randgebirge beider Abdachungen herrscht von Unterholz durchsetzter Laubwald mit Buche und Ahorn vor, das nördliche Vorland des Böhmerwaldes dagegen trägt auf heideartigem Untergrund helleuchtende Birkenwälder; doch findet sich überall neben den Laubbäumen auch Weißtanne, Fichte und Schwarzföhre. Die obere Waldstufe bilden tiefgrüne Nadelwälder, fast ausschließlich Fichtenbestände, die bei rund 1250 m ihre obere Verbreitungsgrenze erreichen. Gipfelwärts säumt sie im Gebirge ein 200—300 m breiter Strauchgürtel aus Krummholzkiefern, verkrüppelten Fichten, Buschwerk und Stauden, über diese Höhen hinaus buntblühende Bergwiesen und subalpine Matten. Die breiten Kämme der Gebirgsumrahmung von Böhmen und Mähren tragen zahlreiche ausgedehnte Hochmoore, „Lohen", im Böhmerwald, wo sie auch in den flachen Längstälern vorkommen, „Filze" genannt. Ein recht buntes Waldkleid haben die Gebirge des Innern, wenngleich auch hier die schnellwüchsige Fichte, die in kürzeren Zeiträumen zum Fällen heranwächst, eine bevorzugte Stellung einnimmt. Begleiter der Fichte sind Tanne und Lärche, während die Linde auf größeren Flächen ganz verschwunden ist. Am Rande der Elbeniederung finden sich in der trockenen Landschaft schöne Eichenwaldungen und ab und zu Föhrenbestände ähnlich wie im südlichen Mähren, während im südöstlichen die Buche an Ausdehnung gewinnt.



Florenkärtchen der Sudetenländer

(Nach Beck-Mannagetta, „Entwicklungsgeschichte der Pflanzendecke in den Ländern der Tschechoslowakischen Republik"; Hochschulwissen I, S. 425)

In sehr trockenen Gebieten tritt uns in Südmähren allenthalben die Robinie entgegen. Hierher ist auch durch das trockene Klima und warme Böden begünstigt Steppenvegetation vorgedrungen, die in einzelnen Arten das Marchtal aufwärts bis zur Hanna gelangte; sie überzieht das südmährische Hügelland mit typischen Heidegrasfluren, während in der Ebene an der unteren March salzreiche Böden mit halophiler Flora auftreten und zum Südosten, zur pannonischen Ebene hinüberweisen.
In den Wäldern findet sich in Wildparks und freilebend ein reicher Wildstand von Rot-, Dam- und Schwarzwild, in der Ebene an Hasen und Rebhühnern. Durch die Flußregulierungen und die rasch fortschreitende Industrialisierung der Sudetenländer sowie durch die Trockenlegung von Teichflächen wurde der Lebensraum der Fische immer mehr eingeengt. Nicht erwünscht ist die Vernehmung der Bisamratte, die in Südböhmen und Westmähren häufig Schaden anrichtet.

BEVÖLKERUNG

Die Besiedlung des Landes muß trotz des knappen Raumes etwas ausführlicher erörtert werden, weil Regierungskreise in der jüngsten Vergangenheit die Nachkommen des älteren Teiles der Bevölkerung als Kolonistensöhne zu bezeichnen beliebten und daraus nicht ungern mindere Rechte für sie ableiten möchten. Je mehr man sich aber mit den verschiedenen Forschungszweigen, die die Siedlungen älterer Zeit zu erhellen imstande sind, beschäftigt, um so deutlicher läßt sich die Fortdauer deutschen Lebens und Strebens in den Sudeten und auch in den Karpathen erweisen. Die Geschichte lehrt, daß Zeiten friedlicher Zusammenarbeit beider Nationen wiederholt mit solchen wechselten, in denen nationale Auseinandersetzungen bald das eine, bald das andere Volk zu alleiniger Machtausübung führten, daß Wohlstand und kultureller Fortschritt aber in gegenseitiger Unterstützung die größte Förderung erfahren haben.
Die ältesten, mit Sicherheit nachweisbaren Bewohner der Sudetenländer und auch der Slowakei gehören dem keltischen Stamme der Boier an, deren Name im Landschaftsnamen Böheim fortlebt. Im ersten vorchristlichen Jahrhundert erlagen sie den vom Norden kommenden germanischen Völkerschaften. Suebisch-markomannische Scharen brachen durch das Elbetor und aus dem Mainlande zwischen Fichtelgebirge und Böhmerwald ein, schoben sich allmählich immer weiter im Lande vor und errangen bald die vorherrschende politische Stellung. Die Boier verließen um die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. in der Mehrzahl ihr Stammland und fanden teils in Pannonien, teils in Gallien neue Sitze, doch erinnern noch heute Flußnamen, wie Iser (kelt. Isara) und Eger (Agira) an die keltische Urzeit Böhmens. Der zurückgebliebene Rest ging in der germanischen Bevölkerung auf. Während die Markomannen Böhmen besetzten und unter ihrem Führer Marbod ein mächtiges Reich aufrichteten, schoben sich die Sueben und Silinger über Mähren und Schlesien nach Oberungarn vor, wo sie als Quadi zwischen March und Eipel festen Fuß faßten, aber den Markomannen untertan waren. Letztere waren nicht nur mutige Krieger, sondern auch friedliche Ackerbauer, Viehzüchter und Gewerbetreibende.
Während der Völkerwanderung wurde unsere Landschaft ein Durchzugsgebiet für die nach Westen und Süden flutenden Völkerwellen. Ein Teil der Quaden schloß sich den nach Südwesten wandernden Vandalen, ein anderer den Langobarden an, die sich zeitweilig in Böhmen und Oberungarn festgesetzt hatten.

Die Markomannen hielten sich auch nach dem großen Kriege mit Rom (166 bis 180 n. Chr.) im 3., 4. und 5. Jahrhundert in friedlicher Tätigkeit in Böhmen. Zu Beginn des 6. Jahrhunderts drangen sie aber über den Nordwald an die Donau vor. Die zahlreichen blutigen Kämpfe der Germanen mit den Römern, aber auch der germanischen Völkerschaften untereinander zogen große Menschenverluste, ja den Untergang ganzer Völkerschaften nach sich und schufen Platz für die von Osten her nachrückenden Slawen, die von den Avaren, denen sie Acker- und Kriegsdienste leisten mußten, vorwärtsgetrieben, bereits zu Ende des 6. Jahrhunderts auf die Bayern und die Franken stießen. Sich in der pannonischen Ebene festsetzend, zerrissen die Avaren den Zusammenhang der slawischen Stämme. In Böhmen werden Slawen 805 zuerst genannt, der Name Marvani, Mährer, taucht erst 822 auf. Das Bodenrelief und die Ausdehnung des tschechisch-slowakischen Sprachgebietes sprechen für eine slawische Einwanderung aus dem pannonischen Donaubecken in das March- und Elbegebiet. Die zurückgebliebene germanische Bevölkerung zog sich, als die Slawen Innerböhmen besetzten, immer mehr in die randlichen Landschaften zurück und bildete den Grundstock der heutigen Sudetendeutschen. So sitzen seit zwei Jahrtausenden Deutsche und mit ihnen etwa 1300 Jahre Slawen auf dem an Bodenschätzen und Naturschönheiten so reichen Boden des heutigen tschechoslowakischen Staates, der beiden als Heimat gleich teuer ist, für dessen Kultur beide gemeinsam gearbeitet, in gemeinsamer Abwehr der Feinde geblutet haben. Seit 805 erscheint Böhmen dem Frankenreiche tributpflichtig, das seine Herrschaft bis ins pannonische Becken ausgedehnt und die Avarische Mark gegründet hatte. Innere Zwistigkeiten lockerten aber bald auch das Abhängigkeitsverhältnis der böhmischen und mährischen Teilfürsten, die mehr und mehr ihre Selbständigkeit zurückgewannen, ja es gelang dem mährischen Stammesfürsten Svatopluk (870—894) vorübergehend ein unabhängiges Großmährisches Reich zu gründen, das dann den Einfällen der Magyaren erlag. Am Anfang des 10. Jahrhunderts hemmten nationale Gegensätze die ruhige Entwicklung Böhmens, aber mit dem Erstarken der deutschen Macht folgte die neuerliche Anerkennung der deutschen Oberhoheit seitens der böhmischen Herzöge und die Einführung des Christentums in Böhmen. Damals lagen das obere Egergebiet, Teile von Südböhmen und Südmähren und das böhmische Niederland noch außerhalb des damaligen tschechischen Staatsgebietes. Als natürlicher Schutzwall und an seinen Paßwegen teilweise sogar befestigt, wurde der ursprünglich streng gehütete Waldgürtel erst im 12. Jahrhundert der Rodung freigegeben. 1008 wurde Mähren mit Böhmen vereinigt, ohne jedoch mit ihm zu verschmelzen, schlug es ja doch auch späterhin noch manchmal gesonderte Wege ein. Der im 11. und 12. Jahrhundert aus lose verbundenen Gaufürstentümern hervorgegangene slawische Einheitsstaat in den Sudetenländern fand politischen, kulturellen und kirchlichen Anschluß an das Deutsche Reich, das deutsche Königtum wurde die Stütze der Macht des böhmischen Herrscherhauses. Mit der hussitischen Bewegung und den Kriegswirren des 15. Jahrhunderts trat ein vollständiger Umschwung ein. Die von religiös-reformatorischen Ideen ausgehende, im Kerne aber durchaus nationale und soziale Bewegung erwuchs aus dem durch den regen Bildungseifer des tschechischen Volkes erstarkenden instinktiven Nationalgefühl des größtenteils tschechisch fühlenden niederen Adels und Klerus, der Kleinbürger der Städte und der slawischen Landbevölkerung, bedingt durch die erwachende Mißgunst gegenüber



Dr. K. Rathjens, Hamburg

Aussicht vom Babunapaß auf die Babuna-Planina



Dr. K. Rathjens, Hamburg

Das Becken von Negorci im Wardartal



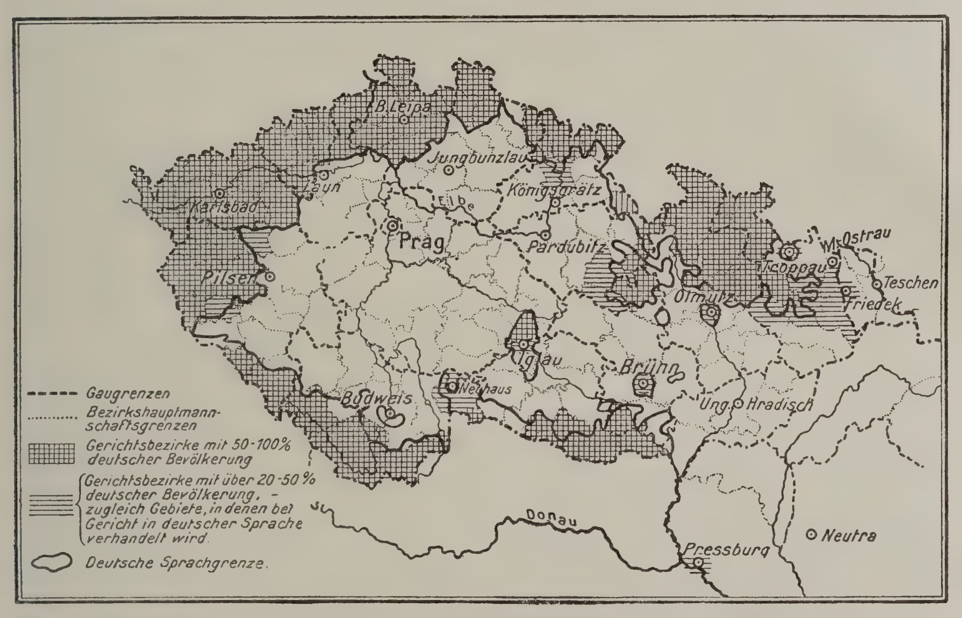
Dr. W. Gerbing, Leipzig

Böhmisches Mittelgebirge: Der Borschen bei Bilin



Die Burg und Kleinseite von Prag

ihren in Besitz und Rechten bevorzugten deutschen Lehrern. Der 1420 ausbrechende Hussitenkrieg hat die kirchlichen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse vom Grunde aus verändert. Der tschechische Adel allein war es, der als Sieger aus dem von Fanatismus getragenen Kampfe hervorging. Die Folgen für das Deutschtum der Sudetenländer waren überaus schwere, verlor es ja seinen politischen Einfluß, die Sprache ihre Geltung als Amtssprache, viele Deutsche ihren ganzen Besitz, Hab und Gut. Das deutsche Volkstum in den Städten und in vielen Sprachinseln wurde zurückgedrängt, deutsche Städte wurden slawisiert; aber die Randgebiete blieben auch in nachhussitischer Zeit deutsch. Der tschechische Bauernstand hat durch die Hussitenkriege kaum gewonnen, weder Freiheit,



Die Gaueinteilung und das geschlossene deutsche Sprachgebiet in den Sudetenländern

(Die deutsche Sprachgrenze nach der Karte in dem von Zd. Tobolka 1916 mit Unterstützung erster tschechischer Kreise veröffentlichten Buche „Das böhmische Volk")

noch Gleichheit erreicht, ja meist nur den Herrn gewechselt und ist oft in schwerere Hörigkeit verfallen, als sie bisher auf ihm gelastet hatte. Und dennoch feiert das tschechische Volk in der Hussitenzeit sein Heldenzeitalter. Der Gründung eines rein slawischen Staates widersprachen freilich nicht nur die geographischen Gegebenheiten Böhmens, sondern auch seine Lage im Innern Europas, die Unmöglichkeit einer völligen nationalen und kirchlichen Loslösung von seiner Umgebung. Und gerade in den deutschen Randgebieten zeigte sich bald wieder eine rege Wiederaufbautätigkeit, ein Wiederaufblühen der Gewerbetätigkeit. Durch das Auftreten der deutschen Reformation erhielten die böhmisch-utraquistischen Stände einen mächtigen Rückhalt, entwickelte sich ein jäher Aufschwung des geistigen Lebens. Der Neuglaube fand rasche Verbreitung, besonders in den deutschen Städten und Bergwerksorten. Die folgenden Kämpfe galten ausschließlich der Wiederherstellung der katholischen Religion und die Schlacht auf dem Weißen

Berge ist die Niederlage des Protestantismus der Sudetenländer, sowohl des deutschen, wie des tschechischen. In der Folge zogen neuerlich Tausende aus deutschen Städten nur um ihres Glaubens willen fort, und mit ihnen ging viel deutsche Volkskraft den Sudetenländern verloren. Den Vorsprung, den die deutsche Sprache während des dreißigjährigen Krieges erlangt hatte, vermochte der tschechisch-nationale Adel an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert einzudämmen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts kämpften beide Völker gemeinsam um politische Freiheit, die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erfüllen aber heftige nationale Auseinandersetzungen, die in Mähren, dessen slawischer Volkskörper in den Mundarten und geistigen Eigenschaften nicht so einheitlich ist, leichter zu einer Verständigung mit den Deutschen führten.

Um 1700 war im wesentlichen das Bild der Sprachgrenze erreicht, wie sie Zd. Tobolka auf der Karte in seinem Buche „Das böhmische Volk“ 1916 gezeichnet hat. Die Wiedergabe dieser Grenze S. 577 zeigt, wie ein bald breiter, bald schmäler verlaufender Gürtel geschlossenen deutschen Gebietes, der die nach Westen vorgeschobene slawische Halbinsel umspannt, 1918 dem tschechoslowakischen Staate eingegliedert wurde. Innerhalb desselben bestehen ansehnliche deutsche Sprachinseln und Minderheiten in größeren Städten. Das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet hat eine Ausdehnung von 20 000 qkm, nimmt also über ein Viertel der Fläche der Sudetenländer ein.

Die Sudetendeutschen sind kein einheitliches Volk, sondern setzen sich aus Teilen verschiedener mittel- und oberdeutscher Stämme zusammen. Dem Sudetendeutschen fehlt wie dem Tschechen die Gabe, sich in fremdes Volkstum leicht einzufühlen, gesellschaftliches Talent zu zeigen, das der Österreicher im reichen Maße besitzt und das vor allem solchen Deutschen eigen ist, die, wie die Siebenbürger Sachsen, unter fremden Völkern leben. Im Laufe der Zeit hat sich allerdings auch eine tiefe Kluft zwischen der bäuerlichen Bevölkerung und dem Fabrikarbeiter, der eigenen Besitz aufgab und in die Stadt zog, aufgetan. Der Verlust zahlreicher deutscher Arbeitsplätze im Staatsdienst, aber auch auf dem flachen Lande durch die neue Bodenaufteilung und sonstige Regierungsmaßnahmen werden nur durch die größte Selbstlosigkeit der Besitzenden wettzumachen sein. Die alte geschichtliche Einteilung des Länderraumes muß immer mehr der neuen zentralistischen Verwaltung von Prag weichen, die auf die natürlichen Einheiten weniger Rücksicht nimmt, sondern nur darauf bedacht ist, in den einzelnen Gauen tunlichst die slawische Mehrheit zu sichern. Die Grenzen wurden so gezogen, daß nur zwei Gaue, Böhmisch-Leipa und Karlsbad, eine deutsche Mehrheit aufweisen, in denen sich nur 11—3% als Tschechen bekannt haben. In den Gauen Königgrätz, Jungbunzlau, Laun, Böhmisch-Budweis, Iglau, Pilsen, Olmütz und Mährisch-Ostrau zählt die deutsche Bevölkerung 1921 30 und 40, im Gau Brünn auch nach der offiziellen Statistik nahe an 20%, so daß nur die Hauptstadt Prag und die Ebenengaue Prag, Pardubitz, Ung.-Hradisch und der kleinste Gau, Teschen, als national einheitliche Gebiete betrachtet werden können.

Schwere Schäden erleidet das Deutschtum durch die Minderung der Schule. Deutsche Volksschulen waren schon vor der Errichtung des neuen Staates nicht in Überzahl vorhanden, daher ist die Auflassung von solchen die größte Schädigung des deutschen Wettbewerbs. Auf Staatsbeamtenstellen waren auch früher die Deutschen mit einer kleineren Zahl vertreten, als es ihrem Hundertsatze an der Gesamtbevölkerung in den Sudetenländern entsprochen hätte. Der Mangel

der Kenntnis der zweiten Landessprache ließ früher viele nach Österreich abwandern; dadurch hat in der Heimat eine auf die Deutschen weniger Bedacht nehmende Beamtenschaft die Alleinherrschaft erlangt.

Die Gegensätze, die die derzeitige Bevölkerung trennen, zu mildern, wäre Aufgabe der christlichen Kirche. In Böhmen bekannten sich 1921 79%, in Mähren 72% und in Schlesien 84% zur römisch-katholischen Religion. Die evangelischen Bekenntnisse zählten in Böhmen und Mähren 3,7 und 3,2% Zugehörige, in Schlesien fast 10%. Altkatholiken und die neue tschechoslowakische Kirche haben in Böhmen wohl 7%, in Mähren kaum $2^1/_2$, und in Schlesien durch die vielen neu ins Land gekommenen Beamten 3,7% Anhänger ausweisen können.

Die Besonderheiten der einzelnen Landschaften werden in den folgenden Ausführungen eine Darstellung erhalten, doch seien noch einige Ziffern über die Veränderungen angeführt, die die Volksdichte in den einzelnen Teilen des Staatsgebietes seit 1869 erfahren hat:

	1869	1880	1890	1900	1910	1921
Böhmen	99	107	113	121	130	128
Mähren	91	97	102	110	118	119
Schlesien	93	102	110	124	149	152
Slowakei	50	50	53	56	60	61
Karpathorußland	32	31	36	41	47	48

DIE EINZELNEN LANDSCHAFTEN

DIE INNERBÖHMISCHE HOCHFLÄCHE

Im Südwesten erhebt sich allmählich aus der zu 400—600 m ansteigenden welligen Rumpffläche des Moldauhochlandes in mehreren parallelen durch breite Senken getrennten, oft plateauartig verbreiterten Waldrücken der Böhmerwald, ein Land bayrisch-österreichischen Schlages, überragt von den mit Granitbasteien gekrönten Berggipfeln des Arber, Rachel, Lusen, Osser am nordwestlichen Außenrande, im Südosten vom Blöckenstein und Dreisesselberg, wo drei Grenzen zusammenstoßen. Von den Höhen hinausblickend über das ostwärts sich dehnende Land, überschaut man ein Auf und Ab von Wäldern, Bergkämmen und -Gipfeln mit den dunklen Augen kleiner Karseen und Blockmeere. Und drinnen im Wald quillt die Moldau empor, die Wuldach (d. i. Wildwasser), wie sie heute noch im Volksmunde heißt, die ihre braunschwarzen Wasser durch die Filze und Wiesengründe schlängelt. Bei Krumau nimmt sie vom deutschen Bergland Abschied und eilt hinaus in das Budweiser Becken, alte deutsche Städte grüßend, deren Deutschtum im Laufe der Zeit unterging, wie es in der alten, mit Lauben geschmückten Stadt Budweis (S. 580) inmitten eines Kranzes deutscher Dörfer, heute von tschechischem Volkstum zurückgedrängt wird. Im Bogen schwingt sich die Sprachgrenze gegen das traute deutsche Prachatitz, ein Nürnberg im kleinen am Goldenen Steig, dem Saumpfad uralten Salzhandels, und St. Margarethenbad an der Waldlehne des Libinberges. Unweit davon breitet sich Wallern mit seinen steinbeschwerten Dächern aus, die Sommerfrischen Kuschwarda und Eleonorenhain, die Bergstadt Winterberg und das auf goldenen Wurzeln erwachsene Bergreichenstein, dessen Pingen heute verödet liegen. Unter dem Osser erhebt sich Neuern und hart an der bayrischen Grenze, an der Bahn

von Pilsen nach München, Eisenstein, am Gebirgsrande die einst deutschen industriellen Städte Schüttenhofen, Klattau und Strakonitz (Schafwollindustrie). In den Bergdörfern, Holzhauerweilern und Einöden zwischen Blöckenstein und Osser und weiter nordwärts ernähren Viehzucht, bescheidener Ackerbau und Holzarbeit — und in neuerer Zeit auch ein wachsender Fremdenverkehr die Bevölkerung. Der Bergbau ist, bis auf einige Graphitgruben, erloschen, aber dafür ist die Industrie in die stillen Waldtäler eingezogen, nützen zahlreiche Glashütten, Sägewerke, Zellulose- und Papierfabriken die reichen Holzschätze der Forste. Gegen Südwesten steigen die Kuppen und Rücken zum Österreichischen Granitplateau hinab, das die Eisenbahn Linz—Budweis überschient, im Nordwesten benutzt die Eisenbahn Pilsen—Nürnberg die Tauser Senke. Hier beginnt der niedrige Oberpfälzerwald (Čerkov 1039 m), der sich bis zum Sattel von Waldsassen hinzieht und noch von keiner Bahn überschritten wird.

Das Budweiser und das östlich davon gelegene Wittingauer Becken, beide flache Mulden in der Hochebene Südböhmens, von tertiären Süßwassertonen, Schottern und Sanden erfüllt, sind der wirtschaftlich wichtigste Teil des südlichen Moldaulandes. Budweis (41 000 Einwohner) liegt an der Mündung der Maltsch in die Moldau und ist der Kreuzungspunkt der Eisenbahnen aus Südwesten (Bayern), Süden (Ober-) und Südosten (Niederösterreich). Wie in vielen andern alten, einst deutschen Städten blickt der altertümliche Rathausturm auf den viereckigen laubenumsäumten Marktplatz hinab, dessen Mitte ein mächtiger Brunnen schmückt. Budweis besitzt zahlreiche, zum Teil auf der landwirtschaftlichen Erzeugung seiner Umgebung beruhende Industrien (Tonwaren, Bleistifterzeugung, Maschinenfabrikation, Bierbrauerei). Als Wohnplatz zählt es 60 000 Einwohner, unter denen die Deutschen nur noch eine ansehnliche Minderheit bilden. Die Tone, welche den Boden wasserundurchlässig machen, ermöglichen hier wie im Wittingauer Becken eine blühende Teichwirtschaft. In der Fortsetzung des von der Luschnitz durchflossenen Wittingauer Beckens liegt der 540 m hohe Sattel von Gmünd, der Übergang zum österreichischen Granitplateau, an dem sich die von Wien kommende Bahnlinie in zwei Arme gabelt. Inmitten des Beckens liegt, von Teichen umgeben, die Stadt Wittingau, im Norden des Beckens am Luschnitzknie die altertümliche, aus einem Hussitenlager hervorgegangene Stadt Tabor. Nördlich der beiden Becken nimmt das Moldauland einen ernsten, rauhen Charakter an. Die Flußtäler, tief eingeschnittene, steilwandige, gewundene Engtäler, sind verkehrsfeindlich, daher auch siedlungsarm, wie das Tal der Moldau selbst, der Wotawa, der Luschnitz und der Sazawa. Von Waldungen überzogen, die oft von Roggen-, Hafer-, Kartoffel- und Flachsfeldern durchsetzt sind, trägt die bis 700 m ansteigende Hochfläche kleine tschechische Landstädte. Der Bodenertrag ist hier nur kärglich, die Bodenschätze sind bescheiden. Die alten Goldbergbaue am Roudny und bei Eule sollen in größerem Maße wieder betrieben werden.

Allmählich steigt die Hochfläche zu dem die Wasserscheide tragenden Kamm der Böhmisch-mährischen Höhe an, über flachgewölbte kristalline Schiefer mit einem bunten Mosaik von Getreideäckern, blauwogenden Flachsfeldern, Wiese und Wald, die im Berglande von Saar 814 m erreichen. Lebhafter Verkehr über die Höhen hinweg nach Mähren, gefördert durch den alten Salzhandel und blühenden Silberbergbau, später durch Tuch-, Leder- und Holzindustrie, bedingte zahlreiche Städtegründungen, deren östlichsten Vorposten die alte deutsche Bergstadt Iglau (30 000 Einwohner) bildet, an der Straße und Bahn von Wien nach Prag.

Der einst blühende Bergbau ist erloschen und die alte Tuchmacherei zur Großindustrie ausgestaltet worden, aber es haben sich auch neue Industriezweige festgesetzt und entwickelt. Von Straßen durchschnitten, die sich zwischen Wiesen und Feldern und lichten Waldbeständen hinziehen, und nach Norden und Westen allmählich sich verflachend, trägt der Böhmisch-mährische Höhenzug wohl die Wasserscheide zwischen den nach dem Innern Böhmens strebenden Wasseradern und jenen zur March, ist aber keine scharfe Scheide. Hier konnte Böhmen stets am leichtesten ausgreifen, wie sich ja auch umgekehrt von Südosten her die slawische Besiedlung auf diesem Wege vollzogen haben dürfte. Auch auf der Ostseite des Höhenzuges haben die Flüsse Iglawa, Schwarzawa und Zwittawa tiefe, reizvolle Engtäler eingeschnitten, aber Siedlungen und Verkehr halten sich auf der Hochfläche. Hier liegen die Landstädte Trebitsch (13 000 Einwohner) mit reger Lederindustrie und Meseritsch (d. h. „zwischen den Flüssen") mit Schafwollweberei.

Am westlichen Abfall liegt an der Straße von Iglau nach Prag bereits auf böhmischem Boden im Sazawatale der Eisenbahnknoten Deutsch-Brod, mit alten Silberbergbauen, heute ein tschechisches Landstädtchen. Kuttenberg an dem dem Elbebecken zugewandten Rande der Moldauhochfläche besaß einst den reichsten Silberbergbau Europas und ist heute noch der Sitz der Bergbehörden. Nur an einer Seitenbahn gelegen, beherbergt die Stadt heute landwirtschaftliche Industrien und Weberei. Das Schicksal Kuttenbergs teilen hier viele Siedlungen, so Kouřim, Časlau, Chrudim u. a. Östlich von Kuttenberg durchschneidet die Elbe die alte Scholle des Eisengebirges, die sich hier in das Elbebecken vorschiebt. Das Quellgebiet der Stillen Adler, zwischen die Böhmisch-mährischen Höhen und die Sudeten eingebettet, bildet einen bequemen Verkehrsweg über den Triebitzer Sattel in die Täler der Zwittawa und der March, über den auch der March-Elbekanal geführt werden soll. Auf der böhmischen Seite, wo sich vor Jahrhunderten ein breiter Grenzwald ausbreitete, entwickelten sich die industriellen Landstädte Leitomischl (Zuckerfabriken), Böhmisch-Trübau und das landwirtschaftliche Landskron, auf mährischer Seite die Marktstädte Zwittau, Mährisch-Trübau und Hohenstadt, mit auf einst regem Flachsbau fußender Textilindustrie, letzteres bereits am Gebirgsrand gegen das Marchbecken.

Der westliche Teil der Moldauhochfläche ist wirtschaftlich viel reicher ausgestattet als der östliche. Das Städtchen Pisek an der unteren Wotawa erinnert schon in seinem Namen an einstige Goldseifen. Die harten, von Südwesten nach Nordosten streichenden Rücken des Brdywaldes bergen in ihrem Südabfalle Silber- und Bleibergbaue. Das Grubenfeld der Schwesterbergstädte Přibram-Birkenberg zieht sich etwa 7 km weit längs des steil emporsteigenden, dichtbewaldeten Bergwaldes hin. Hier ist der Bergbau auf Silber und auf Blei niemals ganz aufgegeben worden, daher besitzt die Stadt eine Bergakademie. Die einsamen, von Heide, Moor und Wäldern überzogenen Höhen senken sich in nordwestlicher Richtung zur Beraun, der Sammelader der dem Böhmerwald entströmenden Quellflüsse Uslawa, Angel, Radbusa und Mies, deren Ausräumungsarbeit das Pilsner Becken schuf. Die paläozoischen Schichten der sog. Silurmulde enthalten reiche Erzgänge, aber auch karbonische Flöze, die der Ausräumungsarbeit entgangen sind. Als Brückenstadt, an der Vereinigung der 4 Flüsse zur Beraun entstanden, dankt Pilsen seine Blüte der unmittelbaren Nachbarschaft der Steinkohlenfelder und der günstigen Verkehrslage am Schnittpunkt

der Linien Prag—Nürnberg und Wien—Leipzig, beides Vorbedingungen für die Entwicklung großer Industrien, wie sie die Stadt, das wirtschaftliche Zentrum Westböhmens, in ihren riesigen metallurgischen Werken (vormals Skoda), den Bierbrauereien u. a. besitzt. Pilsen zählt als Gemeinde 88 000 Einwohner, als Wohnplatz 111 000. Die Umgebung, ebenso industriell wie ihr Zentrum, besitzt Kaolinschlämmereien, Tonwaren- und Porzellanfabriken, Glashütten, Zellulose- und Papierfabriken. Von den zahlreichen Bergbau- und Hüttenorten seien noch Rakonitz am Südfuß des Žbanwaldes und Kladno, das als Gemeinde 19 000, als Wohnplatz 38 000 Einwohner zählt, sowie Schlan erwähnt. Eine besonders reiche Zone von Eisenoxydulerzen zieht von Zditz über Beraun, ein altertümliches Städtchen in einer Weitung des Berauntales, und den Nučitzer Erzberg bis in die Gegend von Prag. Ihr Verlauf ist durch eine lange Reihe von Eisenwerken gekennzeichnet. Während die Industrie die Taleinschnitte besetzt hat, dehnen sich auf den Hochflächen, besonders im nördlichen Teile des Beckens auf fruchtbaren Kreideböden, Zuckerrüben- und Hopfenfelder aus.

Wo sich Moldau- und Elbeland, zwei sehr verschiedenartig ausgestattete Landschaften, berühren, liegt in eine Talweitung der Moldau gebettet, von den befestigten Berghöhen Hradschin und Vyšehrad überragt, Prag, der kulturelle Mittelpunkt des Tschechentums. Immer mächtiger anwachsend, ist die Stadt aus der Tiefe die Terrassen der Moldau emporgestiegen, die noch deutlich im Stadtbilde hervortreten. Vom Hradschin, dem Wahrzeichen der Stadt, hoch über der Moldau, auf deren linkem Ufer, steigen steile Gäßchen zu der 1257 gegründeten Kleinseite hinab, einer deutschen Niederlassung, die in späterer Zeit das Wohnviertel des Adels wurde. Am rechten Ufer erhebt sich die mittelalterlich anmutende Altstadt mit dem Rathause, die einst zwei Niederlassungen deutscher Kaufleute einschloß, mit winkeligen engen Gäßchen und Plätzen, umrahmt von wappengekrönten Adelspalästen, überragt von zinnenreichen Brückentürmen und blinkenden Kuppeln altehrwürdiger Gotteshäuser; ferner das einstige Ghetto, die heutige Josefstadt, und die unter Karls IV. Regierung gegründete Neustadt, mit historischen Baudenkmälern neben modernen Monumentalbauten. Prächtige Straßenzüge, Plätze und Bauwerke schmücken auch die sie umschließenden Vorstädte und reihen Prag unter die landschaftlich schönstgelegenen Städte Europas. Obwohl etwas abseits der Hauptverkehrsader des Landes, der Elbe, ist die Lage der Hauptstadt, unweit des Vereinigungspunktes aller bedeutenden südböhmischen Flüsse und als Scheitelpunkt der vom Süden her hier zusammentreffenden Verkehrswege sowie großer Kohlen- und Erzlager, doch verkehrswirtschaftlich wichtig; daher entwickelte sich eine überaus vielseitige Industrie, wobei Maschinen- und Waggonbau, Nahrungsmittel- und chemische Industrie im Vordergrunde stehen. Dazu kommt die Anziehungskraft der Stadt selbst als Landes- und in jüngster Zeit als Staatshauptstadt. Als solche hat sich Prag in den letzten Jahrzehnten besonders durch starkes Anwachsen der Vorstädte und Nachbarstädte, die nach und nach mit der eigentlichen Stadt zu einem Wohnplatz verwuchsen und eingemeindet wurden, sehr rasch vergrößert. 1910 zählte es 224 000, samt Vororten 544 000 Einwohner, 1921 hatte Groß-Prag auf einer Fläche von 171,87 qkm, davon rund 20 qkm städtisch verbaute Fläche, 677 000 Einwohner. Nur 4,6% davon sind nach der Statistik Deutsche, eine kulturell hochstehende Minderheit, die bis ins 11. Jahrhundert zurückgeht und die älteste Universität des römisch-deutschen Reiches, die Universitas Carolina ihr Eigen nennen kann.

EGER-ELBEBECKEN

Nördlich von Prag breitet sich zwischen Erzgebirge, Sudeten und dem Südteile des böhmischen Massivs das Eger-Elbebecken aus, ein flachwelliges Land von etwa 300 m mittlerer Höhe, das im Osten marine Kreideschichten, die zum Teil fruchtbaren Mergelboden geben, erfüllen, im Westen Tertiärschichten, die in den niederen Teilen ähnlich wie die Kreidemergel von Löß bedeckt sind. Hier dehnen sich weite Ackerflächen mit Weizen, Roggen, Zuckerrüben, Kartoffeln und Futterpflanzen aus, hier und dort von Hopfengelände und Obstkulturen durchsetzt, auf sandigem Boden von Waldflächen, während Wiesen die feuchten Elbeniederungen säumen. Das Innere des Eger-Elbebeckens wird durch zahlreiche Kuppen und Kegel gegliedert, Basalt- und Phonolithmassen, die bei den tertiären Krustenbewegungen emporgepreßt wurden, so der Duppauer Basaltstock, der Borschen bei Bilin, das Böhmische Mittelgebirge mit seinen vielen isolierten Bergkuppen (Milleschauer 835 m) und weitere zahlreiche ruinengekrönte Felsen. Am Schneeberg im Fichtelgebirge hervorquellend, betritt die Eger das Egerland, einen weiten Einbruchskessel, dessen mittlerer Teil von sandig-tonigen oligozänen und miozänen Süßwasserschichten erfüllt ist. Gleich denen des flußabwärts gelegenen Falkenauer Beckens führen sie Braunkohlenflöze. Weit an den randlichen Hängen steigt das dem Walde abgerungene Kulturland hinan, dazwischen liegen zerstreut zahlreiche Dörfer und Gehöfte. Wohlhabende deutsche Bauern treiben hier Viehzucht. Neben altem Bergbau bestand Hausgewerbe, aus dem sich später eine bodenständige Industrie entwickelt hat. Die uralte Stadt Eger (28 000 Einwohner) mit ihren mit gotischem Zierwerk geschmückten Häusern rund um den Marktplatz schmiegt sich, von der Burg überragt, an den Fuß des Grünberges und spiegelt sich in den Wellen der vorbeirauschenden Eger. Als Grenzstadt und Knotenpunkt ist sie zu einer wichtigen Industrie- und Handelsstadt erwachsen. Nordwärts von Eger breiten sich die bekannten Mineralmoore des vielbesuchten Kurortes Franzensbad aus und jenseits einer Bodenschwelle auf einer rauhen Hochebene die Stadt Asch, Sitz einer bedeutenden Woll- und Baumwollweberei mit einem Wald von Schloten. Nachdem die Eger die Ausläufer von Erzgebirge und Kaiserwald durchbrochen hat, weitet sich ihr Tal zum Falkenauer Becken, einem breiten Wiesental mit reichen Braunkohlenlagern, deren Förderung eine rege Industrie erwachsen ließ. Dem Bergbau, der Landwirtschaft und der Industrie verdanken Falkenau und das malerisch gelegene Elbogen ihr Wachstum. Im schmalen Tale der Tepl, die zwischen Kaiserwald und Teplergebirge vom Süden her der Eger zustrebt, liegt unweit ihrer Mündung der Weltkurort Karlsbad, wo sich als Folgeerscheinung des hochentwickelten Fremdenverkehrs neben der alten bodenständigen Porzellan- und Papierindustrie alle Zweige moderner Luxusindustrie entwickelt haben. In den Wintermonaten 18—19 000 Einwohner zählend, erreicht die Stadt im Sommer eine dreifach höhere Volksziffer und zeigt ein durchaus internationales Gepräge. Mit dem Durchbruch durch das Duppauer Gebirge hat die Eger ihr letztes Hindernis überwunden und betritt unweit Kaaden, einst Hauptmarktplatz für den Getreidehandel, das untere Egerbecken. Hier stehen Norden und Süden im scharfen Gegensatz zu einander. Im Süden wie im ganzen Egergebiet sitzt deutsches Volkstum, im Norden dagegen auf der welligen, von Braunkohlenbergbauen durchsetzten Ebene neben dem deutschen Bauer tschechische Arbeiterbevölkerung, welche die Hebung der Bodenschätze

und die folgende Industrialisierung des Gebietes herangezogen hat und die sich zu starken Minderheiten im deutschen Siedlungsgebiet entwickelte. Es ist das Kohlen- und Industriegebiet von Brüx (28 000 Einwohner) und Dux (13 000 Einwohner), wo, wie im Egergraben, aus Getreide- und Rübenfeldern Fördertürme und Kamine der zahlreichen Bergbaue unter Tag hervorragen. Die Betätigung in zwei übereinander gelegenen Flächen bewirkt eine starke Bevölkerungsanhäufung, 210—215 Menschen auf den qkm; über das westlich davon gelegene Komotau (21000 Einwohner), am Fuße des Erzgebirges, führt die von Prag kommende Bahn über das Erzgebirge. Nordöstlich liegt in einem sommerwarmen Becken das bekannte Thermalbad Teplitz (29 000 Einwohner), in dessen Umgebung besonders keramische, Glas-, Porzellan- und chemische Industrie neben Baumwollindustrie verbreitet sind. Die überaus starke Besiedlung setzt sich auch das Bielatal abwärts, das dem Verlauf des Egergrabens folgt, zur Elbe hin fort. Lange Kohlenzüge eilen ostwärts zum Elbehafen von Aussig, wo sie gleich Zucker, Holz, Obst u. a. elbeabwärts verschifft werden, während die verschiedensten für die Industrie erforderlichen ausländischen Rohstoffe, besonders Baumwolle und Fette, auf dem Elbewege ins Land kommen. Aussig (40 000 Einwohner) ist Standort einer hochentwickelten chemischen Industrie und vieler anderer Industriezweige. Aber noch ist durch sie nicht alle Romantik des Elbetales untergegangen, das beweist eine Frühlingsfahrt stromabwärts an dem malerischen Schreckenstein vorbei durch das in herrlichster Baumblüte prangende Elbetal. Die Niederungen an der Eger und Elbe erfreuen sich im Windschutze des Böhmischen Mittelgebirges größerer Wärme. Auf dunklen Basaltböden reifen vorzügliches Obst und Trauben (Lobositz und Černosek). Da das Gebirge aber auch den Regen abhält, fehlt in der Ebene von altersher der Wald. Im Süden des Beckens breiten sich auf rötlichem Boden Gemüsegärten und Zuckerübenfelder aus. Immer weiter treten die Berge zurück, immer breiter werden die Ackerfluren, immer zahlreicher und ausgedehnter die Hopfenpflanzungen an den Ufern der Eger, bis auf der Höhe des rechten Ufers die Stadt Saaz (17000 Einwohner, davon 90% Deutsche) auftaucht, eine der ältesten Städte Böhmens, Mittelpunkt des Hopfenbaues, dessen Erzeugnisse Weltruf genießen, aber auch eines vorbildlichen Gemüsebaues und einer vorzüglichen Ackerwirtschaft. Flußabwärts tritt das tschechische Laun (Louny) mit 11500 Einwohner als zukünftiger Sitz der Gauverwaltung und politischer Mittelpunkt das Erbe von Saaz an. Und überall dasselbe Landschaftsbild, fruchtschwere Äcker, besonders reich an Zuckerrüben, allenthalben landwirtschaftliche Industrien, wie in Kralup und Theresienstadt, nächst der Mündung der Eger in die Elbe, das mit Leitmeritz (17000 Einw.) am rechten Elbeufer eine Doppelsiedlung bildet. Trotz Hafenanlage und zweier Bahnhöfe ist die alte Bischofsstadt Leitmeritz am Eintritt der Elbe in das Mittelgebirge eine stille Stadt. Der Südhang des Böhmischen Mittelgebirges trägt über blühenden Ackerfluren freundliche Waldkuppen, der nordöstliche Abfall hat ernsteren Charakter. Im Elbebecken sind zwischen Iser und Polzen harte Quadersandsteine von tiefeingeschnittenen engen Tälern durchfurcht, in denen kein Raum für Siedlungen ist, weshalb sie sich auf den waldreichen Hochflächen günstige Plätze suchten. Dort aber, wo reiche Plänermergel, von Löß bedeckt, vorherrschen, wie im Gebiet der sog. „Goldenen Rute", zwischen Prag und Königgrätz, gleicht das Land, soweit das Auge reicht, einem riesigen Garten. Leuchtend grüne Rübenfelder wechseln mit wogenden Getreideäckern und Hopfenkulturen, mit bunt-

leuchtenden Raps- und brennend roten Mohnfeldern. Hier ruht eine der stärksten Wurzeln des tschechischen Volkstums, von hier ging auch die wirtschaftliche Organisierung des tschechischen Bauernvolkes aus, der Zusammenschluß zu starken nationalen wirtschaftlichen Vereinigungen, die zumeist landwirtschaftliche Industrien (Zucker-, Spiritus-, Malzindustrie, Dampfmüllerei, Molkereiindustrie) betreiben. Auscha und Dauba danken ihren Ruf dem ausgezeichneten Hopfen und Gemüse. Böhmisch-Leipa (12 000 Einwohner) am Polzen ist ein wichtiger Verkehrsknoten, Gauverwaltungssitz und Industriestadt. Die Elbestädte Nimburg, Kolin, Pardubitz (25 000 Einwohner), Königgrätz (35 000 Einwohner), aber auch Jungbunzlau im untern Isertal sind nicht nur wichtige landwirtschaftliche Marktorte, sondern haben auch aus ihrer günstigen Lage an der Hauptverkehrsader des Landes Nutzen gezogen; sie erleichtern die Zufuhr fremden Rohmaterials und die Entwicklung nicht bodenständiger Industrien (Eisen-, Waggon-, Motoren- und Autofabriken, Petroleumraffinerien u. a.). Zwischen der Elbeniederung und dem eigentlichen Gebirge schiebt sich im Vorlande eine stark gewerbetreibende Zone ein mit den Städten Münchengrätz, Turnau, Königinhof, Josefstadt u. a.

ERZGEBIRGE

Die nördliche Umrandung des fruchtbaren Eger-, Elbe- und des mährischen Marchbeckens bildet ein Kranz bewaldeter Berghöhen, im Nordwesten das Erzgebirge, im Nordosten die Sudeten, echt deutsche Mittelgebirge. Das Erzgebirge wendet Böhmen seine Steilabdachung zu, doch ersteigen auch auf böhmischer Seite mehrere Eisenbahnen seine Höhen. Wald- und Wiesengründe beherrschen das Landschaftsbild, der Ackerbau muß sich auf wetterfeste Getreidearten beschränken. Die Täler sind von langgestreckten Dörfern und Städten besetzt, doch steigen die Ortschaften bis zu dem Rücken des Gebirges hinan. Noch in 1028 m Höhe liegt das Städtchen Gottesgab, die höchstgelegene Stadt Mitteleuropas. Mächtige Halden und zu Bruch gegangene Bergwerke, Pingen genannt, erzählen von der einst überaus mannigfaltigen, regen Bergwirtschaft, nach deren Niedergang sich die Bevölkerung der Heimindustrie, neuerdings mehr und mehr der Fabrikindustrie zuwandte. Da wird geklöppelt und gestickt (Graslitz, Weipert), gestrickt, geknüpft, geschnitzt, werden Instrumente erzeugt. Andere ziehen als sog. „Böhmische Musikanten" in die Welt hinaus oder betreiben Hausierhandel. Der Bergbau fördert heute etwas Zinn (Zinnwald und Graupen), Kobalt, Wismut, Kupfer, Uranpecherz und Radium, letzteres besonders in St. Joachimstal.

Die Lücke zwischen Erzgebirge und Lausitzer Granitmasse erfüllen mächtige Sandsteine, durch welche sich die Elbe hindurchsägen mußte. Es ist das Elbsandsteingebirge mit seinen abenteuerlichen Felsformen über dunklen Talgründen, dessen höchste Erhebungen sich als Tafelberge über hochgelegenen, mit Dörfern besetzten alten Elbetalböden aufbauen. Steil stürzen die Gehänge zum Elbekañon ab. Die Doppelsiedlung Bodenbach-Tetschen (25 000 Einwohner), Sitz bedeutender Großindustrien, ist mit den Elbehäfen Rosawitz und Laube, den Zubringern der Rohstoffe und Verteilern der Fertigware, durch Schienenstrang verbunden.

SUDETEN

Mit dem stark bewaldeten Lausitzer Gebirge beginnt der 380 km lange Sudetenzug. Über diese 400—500 m hohe Hügellandschaft hinaus greift Böhmen in seinem nördlichsten Zipfel in das Quellgebiet der Spree und der Görlitzer Neiße hinüber, in dem sog. Niederland. Es ist besät mit langgestreckten Dörfern und Städtchen, deren dichte Bevölkerung sich infolge der geringen Ausdehnung des Ackerlandes in der Textilindustrie (Leinenwaren, Teppiche, Zwirn- und Wirkwaren) betätigt. Die bedeutendsten Siedlungen sind Hainspach, Nixdorf, Schluckenau, Georgswalde, Rumburg, Warnsdorf (24 000 Einwohner) und Schönlinde. Zahlreiche Straßen und mehrere Bahnen überschreiten hier das Gebirge, das man eigentlich nur im Südosten wirklich als solches ansprechen kann (Oybin 519 m, Lausche 791 m). Es ist der scharfe Nordrand des Elbesandsteingebirges gegen die Zittauer Mulde hin, der im bewaldeten kristallinen Horst des Jeschken (1010 m) seine Fortsetzung findet, vom Isergebirge getrennt durch die Bresche der Reichenberger Senke, an deren Rande die zweitgrößte Stadt Deutschböhmens liegt, Reichenberg (74 000 Einwohner), mit starker Textilindustrie. Seit 1920 hat Reichenberg, als dritte mitteleuropäische Stadt, eine Internationale Warenmesse eröffnet, welche die Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes der Sudetenländer zeigt. Im Norden des Gebirges erhebt sich unweit der Neiße auf einem Basaltfelsen die historische Wallensteinburg und -stadt Friedland. Neiße aufwärts liegt der Mittelpunkt böhmischer Glaserzeugung, die Stadt Gablonz (30 000 Einwohner), deren Glaswaren, Halbedelsteine, Gürtlerwaren u. a. Weltruf besitzen. Mit ihm wetteifern Haida und Steinschönau auf einer ausgedehnten Terrasse am Südrande des Lausitzer Gebirges. Nicht minder industriereich ist die das Isergebirge umsäumende Landschaft, wo Morchenstern und Tannwald große Baumwollspinnereien und -Webereien, aber auch Kleinbetriebe der Glasererzeugung besitzen. Mit dem Isergebirge eng verwachsen, zieht sich der Doppelkamm des Riesengebirges bis zum Liebauer Passe unweit der Boberquelle. Im Gegensatz zum Erzgebirge fällt es auf böhmischer Seite in breiten Stufen zur Ebene ab. Der schwammige Moorboden auf den Kämmen und an den Hängen ist das Quellgebiet zahlreicher Bäche und Flüsse, der kleinen Iser, der Aupa und der Elbe. Über die Steilflanke des Gebirges zu Tal stürzend, werden die Flüsse dort für die Industrie herangezogen. Die Siedlungen gehen bis hoch auf den Kamm hinauf. Die Viehzucht im Gebirge läßt sich der Almwirtschaft in den Alpen vergleichen, da das Vieh während der Sommermonate nach den hochgelegenen Bauden getrieben wird. Die langen Winter werden zur Zurichtung vorzüglicher Flachssorten, Spinnerei und Weberei benützt, deren Erzeugnisse mit Hilfe des dunklen Gebirgswassers auf den grasreichen Wiesengründen gebleicht werden. Heute dient das Wasser auch als Energiequelle für zahlreiche Großindustrien, die vielen Spinnereien und Webereien, die vielfach auswärtige Rohstoffe verarbeiten. Auf fremden Rohstoff sind hier auch die Eisenwerke angewiesen, während die hochentwickelte Papierindustrie, die sich früher auf Webereiabfälle (Lumpen) stützte, heute aus den reichen Holzbeständen der Forste genügend Rohstoff erhält. Der Industrie kommen freilich auch die Schatzlarer Steinkohlenlager sehr zugute. Im Osten der waldreichen Vorbergzone liegt in lieblicher Lage in einer Mulde des oberen Aupatales die Industriestadt Trautenau, ein wichtiger Flachsmarkt, und wo die Flüsse in die Ebene hinaustreten, zahlreiche andere industrielle

Gemeinden und Städte, die sich oft mehrere Kilometer lang hinziehen. Zwischen Riesen- und Eulengebirge sowie den kristallinen Ketten des Adler-Habelschwerdtergebirges schiebt sich die niedere Kreideplatte des Falkengebirges ein, die von der Mettau zerschnitten wird. Phantastische Gebilde aus Quadersandstein, die Felsenstätten nächst den gewerbefleißigen Orten Weckelsdorf und Adersbach, locken zahlreiche Ausflügler an. Im Adlergebirge teilt die slawische Bevölkerung mit der deutschen, beide Weber und Ackerbauer zugleich, die wenig ergiebige Scholle; hier wie im Braunauer Ländchen ist neben kleinen und kleinsten Werkstätten auch der Großbetrieb von Spinnerei und Weberei zu Hause. An der Berührungsstelle von Adler-Habelschwerdter und Glatzer Schneegebirge bewacht Grulich den Übergang zum Glatzer Kessel. An das Glatzer Schneegebirge schließt gegen Südosten die hohe Scholle des Altvatergebirges (1492 m), die nach Penck das Ostkap des Deutschen Mittelgebirges darstellt. Mit dem Zuge der hohen Ostsudeten beginnt die Umrahmung des Marchbeckens. Östlich bilden paläozoische Schiefer und Sandsteine ein 400—700 m hohes welliges Tafelland, auf dem Äcker die Hälfte der Gesamtfläche einnehmen. Im allgemeinen wiederholt sich hier das Bild vom Riesen- und Adlergebirge, wo dem Wanderer zur Winterszeit aus jedem Hause das Sausen der Weberschiffchen und der Schlag der Laden entgegentönt. Der kleine Besitz an Feld und Wiese aber stärkt in dem Handwerker Bodenständigkeits- und Freiheitsgefühl. Wo die Flüsse in die Ebene hinaustreten, finden sich auch hier neben stattlichen Bauernwirtschaften und Gehöften zahlreiche große Fabrikunternehmungen, Brettersägen und Papierfabriken, die den Holzreichtum des Gebietes verwerten. Aber auch lebhafter Fremdenverkehr durchzieht das landschaftlich reizvolle Gebiet und belebt seine Kurorte (Gräfenberg, Niederlindewiese, Karlsbrunn). Mährisch-Schönberg (14 000 Einwohner), die bedeutendste Randstadt am Olmützer Becken, an der Teß gelegen, besitzt vielseitige Textilindustrie und unterhält eine Petroleumraffinerie. In Römerstadt, Mährisch-Neustadt und Sternberg, am Gebirgsrande, blüht gleichfalls die Heimweberei und Textil-Fabrikindustrie.

Das Gesenke verläuft mit breitem, bewaldeten Rücken gegen Südosten; es fällt nordwärts langsam ab, bricht aber gegen Süden steil zum Olmützer Becken und zur Bečwa-Oderfurche ab. An den Rändern mit Wald überzogen, trägt es auf seinen rauhen Hochflächen Acker- und Wiesenland und kleine Dörfer und Städte, die dem Erzabbau ihre Entstehung verdanken, später aber gleichfalls zur Textilindustrie, Heimweberei und Fabrikbetrieb übergegangen sind. Von einzelnen Höhen blickt man nach Norden weit hinaus in das diluviale Niederland, nach Südosten über das wellige Hügelland des Gesenkes. Freiwaldau, Würbental, Freudental und Bennisch haben wie Troppau (33 000 Einwohner) an der Oppa im lehmigen Vorlande des Gesenkes große Textilindustrien, Jägerndorf auch Maschinenindustrie. Das lößbedeckte Oppahügelland, von Tschechen bewohnt, ist ähnlich wie das Hultschiner Ländchen reiches Getreide- und Rübenland, von den Schloten zahlreicher Zuckerfabriken und Ziegeleien überragt, während auf den Höhen die Flügel der Windmühlen knattern und knarren. Unter dem weichen tertiären Hügellande zu beiden Seiten der Oder und der ihr zustrebenden karpathischen Ostrawitza, die in dem Hügelland breite Täler ausgeräumt haben, liegen am Außenrande der Sudeten, in stark verworfenen Flözen, die reichen Kohlenschätze des Ostrau-Karwiner Kohlenreviers. Sie haben die wirtschaftliche Entwicklung des Siedlungsgebietes Oderfurt, Mährisch-

und Schlesisch-Ostrau und des südwärts anschließenden Witkowitz beeinflußt. Durch die Kohlenförderung und den Bahnbau hat sich Mährisch-Ostrau in den letzten siebzig Jahren zur bedeutendsten Siedlung der Schwerindustrie des Staates entwickelt. Wie jedes große Kohlenrevier Sitz einer hochentwickelten Industrie, die immer neue Kräfte anzieht, mit guten Verkehrsmöglichkeiten ausgestattet, hat das Gebiet durch andauernde Zuwanderung eine so dichte Besiedlung erhalten, wie sonst kein anderes in der Tschechoslowakei (538 Einwohner auf 1 qkm). Die Stadt, rings umgeben von Schächten, Rangierbahnhöfen, Industriegemeinden und Städten mit Kokereien, Stahlwerken, Ölraffinerien u. a., erfüllt von einer tschechisch-polnisch-deutschen Arbeiterschaft, zählt als Wohnplatz 171 000 Einwohner. Über den Grenzbahnhof Oderberg läuft der Hauptverkehr nach der Slowakei und Karpathorußland (Prag-Oderberg-Teschen-Kaschau), Polen, Ostdeutschland und Ungarn. Durch die Oder-Bečwasenke und das an deren Südausgang gelegene Prerau (Hauptbahnknoten) gehen die Kohlen-, Koks-, Metall- und Mineralöl-Transporte nach Prag, Brünn und Wien. Dieser Weg führt durch die feuchten Wiesengründe des Odertales, das deutsche Kuhländchen, mit kleinen abseits der Hauptverkehrslinie gelegenen Ortschaften, mit stattlichen Bauernhöfen und einer blühenden Viehzucht. Hauptort ist das noch vorwiegend deutsche Neutitschein (Hutfabrikation). Jenseits der etwa 300 m ansteigenden Wasserscheide senkt sich das Land zur Bečwa, an deren Knie die durch Tuchmacherei bekannte Landstadt Mährisch-Weißkirchen liegt, und unweit ihres Eintrittes in das Marchbecken bildet die Markt- und Industriestadt Prerau, wie schon erwähnt, einen wichtigen Verkehrsknoten.

MARCHBECKEN

Das mährische Marchbecken, der fruchtbarste, wärmste und trockenste Teil des östlichen Sudetengebietes, ist ein typisches Durchgangsland. Von Böhmen her über die wegsamen Böhmisch-mährischen Höhen leicht zu erreichen, öffnet es sich durch die Bečwa-Odersenke nach Nordosten und geht in trichterförmiger Weitung im Süden in das Wiener Becken über. Berginseln, Reste des eingebrochenen karpathischen Gebirgsrandes, gliedern das Marchbecken in das Nordmährische oder Olmützer Becken im Norden und in das Südmährische, das in Hradisch seinen kulturellen Mittelpunkt besitzt. Die fruchtbaren, wenig über die Talauen der March aufragenden Lößlehmflächen gehen südwärts allmählich in ein lößbedecktes Hügelland über, das sich längs des Flüßchens Hanna, das diesem Teil des Beckens den Namen gibt, südwestwärts hinzieht. Die March kennzeichnet die südöstliche Abdachung des im Mittel 230 m hohen ebenen Beckens, aus dem nur westlich von Olmütz einige Erhebungen aufragen. Die fruchtbaren Anschwemmungen der March und ihrer Nebenflüsse haben hier ein landwirtschaftlich hochstehendes Gebiet geschaffen, wo wogende Weizenfelder mit goldigem Mais, mit dem fetten Grün der Zuckerrübe, Mohnfeldern und edler Gerste wechseln, die den Ruf der besten der tschechoslowakischen Republik genießt. Der Ackerbau liefert reiche Ernte, die Viehzucht gute Arten, besonders kräftige Pferde. Recht bedeutend ist auch die Geflügel-, vor allem Gänsezucht. Weitläufige schöne Dörfer spiegeln die Wohlhabenheit der slawischen Hanaken wieder. Naturgemäß baut die Industrie hier auf der Landwirtschaft auf und hat sich in den bedeutendsten Marktplätzen Prerau (21 000 Einw.), Kremsier (17 000 Einw.), Olmütz und

Proßnitz (31 000 Einw.; große Bekleidungsindustrie) festgesetzt. In der Frühgeschichte Mährens Fürstensitz, später Bischofstadt, hat sich Olmütz zum kirchlichen und geistigen Mittelpunkt Mährens entwickelt, welch letztere Rolle es erst im verflossenen Jahrhundert an Brünn verloren hat. Dank seiner Lage inmitten reichen Fruchtlandes und an wichtigen Verkehrsstraßen ist es eine bedeutende Marktstadt geworden. Heute zählt es mit den tschechischen Vororten 57 000 Einwohner. An der Bečwa liegt unfern der Wasserscheide von Weißkirchen das alte Städtchen Leipnik (7000 Einwohner) an der Hauptstrecke der Nordbahn.

Die Verbindung nach Südmähren wird einerseits durch das Tal der March, andererseits durch die Senke zwischen dem Steinitzerwald und den Randhöhen der Böhmischen Masse hergestellt. Es ist eine paläozoische Rumpfplatte von etwa 700 m Höhe, das sog. Mittelmährische Plateau, auch Hannahochland oder Plateau von Drahan genannt; seine Westgrenze bildet die Boskowitzer Furche, jenseits derer das Wald- und Ackerland des Westmährischen Plateaus zur Böhmisch-mährischen Höhe ansteigt. Zwischen Mittel- und Westmährischem Hochland schiebt sich das 3—400 m hohe Brünner Syenitgebirge ein, von Iglawa, Schwarzawa und Zwittawa zerschnitten. Es ist zum Teil von devonischen Kalken aufgebaut und bildet hier eine gutbewaldete Karstlandschaft. Die prächtig entwickelten Karsterscheinungen, Trockentäler, Spaltklüfte, Dolinen, Höhlen haben aus dem Gebiete ein beliebtes Ausflugsziel geschaffen, dessen touristischen Glanzpunkt die Macocha (das 138 m tiefe Drachenloch) bildet. Die jurassischen Brauneisensteine, welche die Dolinen füllen, werden in den Eisengruben von Blansko und Adamstal im Tale der Zwittawa gefördert und verhüttet. Am Ausgangspunkte des Zwittawatales liegt die mährische Landeshauptstadt Brünn, von dem Spielberg mit der alten Zitadelle beherrscht. Früher eine starke deutsche Sprachinsel, ist deren Umfang in den letzten Jahren recht sehr zusammengeschmolzen. Durch Einverleibung meist tschechischer Vororte (1919) zählte Großbrünn (1921) 222 000 Einwohner, darunter 56 000 Deutsche. Die Hauptbedeutung Brünns liegt in Industrie und Handel. Unzählige Fabriksunternehmen, vor allem die Erzeugung von Feintuch- und Schafwollstoffen und Baumwollwaren, daneben chemische Industrie, Eisenwarenerzeugung, Zuckerraffinerie, Gerberei, Mälzerei, Brauerei, beschäftigen ein Heer von Arbeitern.

Südlich von Brünn breitet sich das fruchtbare Südmähren aus mit Getreidefeldern und Gemüsebau sowie Obst- und Weinkulturen am warmen trockenen Massivrande. Hier, wo die Thaya aus dem in das granitische Massiv eingesenkten Engtal hervorbricht, liegt auf steil zum Flusse abbrechender Felswand die alte Grenzfeste Znaim in sehr fruchtbarer Umgebung mit lebhaftem Wein-, Getreide- und Gurkenbau und Handel. Unterhalb Napajedl, an der Stelle, wo Marsgebirge und Karpathen die Ufer der March einengen, weitet sich das Tal, teilt sich der Fluß in zahlreiche Arme. Wegen der jährlich auftretenden Überschwemmungen mieden die Ansiedler das Flußufer. So liegen alle größeren Siedlungen abseits des Flusses: Welehrad, Buchlowitz, Bisenz u. a. Eine Ausnahme bildet nur die althistorische Stadt Hradisch, von König Ottokar II. als Grenzfestung erbaut, mit umfangreichem Wein-, Vieh- und Getreidehandel sowie landwirtschaftlichen Industrien. In der Nähe der Stadt liegt das altehrwürdige Welehrad, die älteste Fürstenburg und Sitz der ersten Landeskirche. Bei Hradisch öffnet das Tal der Olsawa über den Vlarapaß einen Weg in das slowakische Waaggebiet. Dem

Marchlaufe südwärts folgend erreicht man das um seine alte Burg entstandene landwirtschaftliche, aber noch wenig industrielle Göding (Tabakfabrik), von wo aus ein Paßweg (von Miawa) über das Waagtal zur Donau führt. Lundenburg, etwas oberhalb der Vereinigung der Thaya mit der March, ist der Schnittpunkt wichtiger Eisenbahnlinien mit Getreidehandel und landwirtschaftlicher Industrie. Marchabwärts begleiten feuchte Auenlandschaften den Fluß, der hier gleichzeitig Staats- und Sprachgrenze bildet, bis zu seiner Einmündung in die Donau bei Theben.

Zwischen March und Kleinen Karpathen breiten sich in der Ebene inmitten von Wiesen und Obsthainen kleine, aber wohlhabende Gemeinden aus. Die sich gebirgwärts dehnenden wellenförmigen Erhebungen dagegen, von weißem Flugsand überdeckt, sind weniger fruchtbar. Viehzucht und Obstkultur bilden den Wohlstand der hier ansässigen, meist aus Mähren eingewanderten slowakischen Bevölkerung. Südöstlich von Göding am Rande der überaus fruchtbaren Ebene, mit starkem Zuckerrübenbau, liegen die Landstädtchen Skalitz und Holics, östlich davon im Tal der Miawa zieht sich das Städtchen Miawa über 2 Wegstunden weit bis Stará Turá inmitten großer Waldungen und prächtigen Alpenweiden hin, Gebiete mit lebhafter Viehzucht (Milchindustrie) und Holzindustrie. Egbell marchabwärts hat durch seine Petroleumvorkommen an Bedeutung gewonnen. Den Saum der Karpathen entlang zieht eine Reihe kleiner unbedeutender Siedlungen, meist malerisch an die dichtbewaldeten mit Ruinen gekrönten Kuppen gelehnt, deren wichtigste Großschützen, Malacky, Stampfen und an der Marchmündung Theben sind, letzteres einst befestigter Wohnsitz slawischer Siedler an der Straße nach Norden und später Grenzfestung gegen den Westen.

Im fruchtbaren Hügellande des mährisch-schlesischen Karpathenvorlandes herrscht reger Ackerbau und Viehzucht. Die dichte slowakische Bevölkerung, im Hügellande noch 374 auf 1 qkm, sinkt gegen das Hochland hin schnell auf 77 herab. Sie findet Betätigung in den Industrieorten an der sogenannten Städtebahn, in Zlin (Glas), Holleschau, Bistritz am Hostein, Wallachisch Meseritsch-Krasna bzw. Wsetin (Bugholzmöbel und Glas), in den an der einstigen Reichsstraße nach Galizien gelegenen Städten Alt- und Neutitschein, Freiberg, Mistek, Friedek (Textilindustrien). In Friedland an der Ostrawitza und Trzynietz an der Olsa entstanden, an die Beskidischen Eisenerzlager und die gewaltigen Holzbestände der Karpathen und später die Ostrauer Kohle anknüpfend, Eisenhütten. Mit Ausnahme städtischer Sprachinseln ist die Bevölkerung slawisch, östlich der Ostrawitza zum Teil polnisch.

DIE KARPATHENLÄNDER

BAU UND OBERFLÄCHENGESTALT

Die Karpathenländer, deren Umwallung sich im Westen über das böhmische Massiv und die Sudeten schiebt, im Osten an die podolische Platte und im Südosten an die vorbalkanische Tafel heranreicht und neben kleineren Becken das große Alföld umschließt, bilden eine weite Übergangslandschaft zwischen Westen und Osten, Norden und Süden Europas. Die hydrographische Einheit verstärkt den Eindruck der Umwallung, denn nur Poprad und Alt führen Wasser aus dem Inneren des Gebirges in das äußere Vorland; dafür bringt die March mit ihren

Neben- und Zuflüssen Wasser von den Ostausläufern des deutschen Mittelgebirges zur Donau und öffnet die Sudetenländer gegen das Innere des Karpathenbogens.
Durch gewaltige miozäne Störungen, Einbrüche und Verbiegungen wurde der Zusammenhang des Alpen-Karpathenbogens gesprengt. Die ehemalige Verbindung zwischen Alpen und Karpathen wird durch einige Gebirgspfeiler angedeutet, die den Einbruch des später wieder ausgefüllten Wiener und Pannonischen Beckens überdauert haben. Obwohl eine Fortsetzung der Alpen, unterscheiden sich die Karpathen im Aufbau und in ihren Formen wesentlich von diesen durch eine andere zonale Gliederung sowie durch die Einbruchsbecken im Inneren, die die Durchgängigkeit fördern. Die Flyschzone ist breit entwickelt, dagegen fehlt die selbständige Kalkzone; doch treten Kalke und Dolomite des Mesozoikums mit dem kristallinen Gestein der Zentralzone zu einer Reihe von Gebirgsgruppen vereint auf. Die Karpathen zeigen mehrere Reihen kristalliner Zentralkerne, von denen die äußere Reihe mit den Kleinen Karpathen beginnt; zu ihr taucht konzentrisch eine zweite zwischen Waag und Neutra aus den mesozoischen Schichten empor. Ein innerer Gürtel setzt beim Tribečgebirge ein und zieht sich, begleitet von einer Zone jungvulkanischer Gesteine, ebenso wie die andere Zone bis zum Hernad. Junge Einbruchsbecken, zwischen denen die Flüsse in Engtälern die Gebirgszüge durchbrechen, haben die Ketten in gleichsam selbständige Einheiten aufgelöst. Die Entwässerung richtet sich nur durch Dunajec und Poprad zur Weichsel, sonst zur Donau. Waag, Neutra, Gran und Eipel, deren Oberlauf in einzelnen Weitungen oder Becken liegt, die durch enge Durchbrüche miteinander verbunden sind, fließen zuerst nach Westen, um sich dann erst nach Süden zu wenden. Sajo (Slaná) und Hernad strömen der Theiß zu.
Die äußere Reihe der Kernzone, vom Westen nach Osten an Höhe zunehmend, reicht vom Donaudruchbruch bei Theben bis zum Hernad und umfaßt außer den Kleinen Karpathen bis zum Sattel von Miawa (Visoká 752 m), am linken Ufer der Waag das Inovecgebirge, die Kleine Magura, den Minčov und, von diesem durch das malerische Durchbruchstal der Waag zwischen den Becken von Turec und Sillein getrennt, den Granitstock der Kleinen Fatra, die im Osten mit der bereits teilweise der Klippenzone angehörenden Arvaer Magura verwächst. Noch weiter östlich steigt, von Waag und Arva, Dunajec und Poprad umfaßt, aus dem Zipserbecken mit wild zerrissenen Gipfelformen ganz unvermittelt das gewaltige Granitmassiv der Hohen Tatra mauerartig zu einer relativen Höhe von 2000 m empor. Ihr westöstlich verlaufender Hauptkamm (Eistaler Spitze 2629 m) sendet nach Süden und Norden mehrere Zweige aus, aus denen sich die höchsten Gipfel erheben: Gerlsdorfer Spitze 2663 m, Lomnitzer Spitze 2634 m. Tiefeingeschnittene wilde Täler und Tälchen, oft von Moränenwällen erfüllt, führen zu den steilen, schwer gangbaren Kammübergängen empor. Moränen und Kare, mit kleinen Bergseen, den Meeraugen, sind Zeugen diluvialer Vergletscherung. Im Nordosten verwächst die Hohe Tatra mit der Zipser Magura. Das östlichste Glied der äußeren Zentralzone ist das gleichfalls aus Urgestein aufgebaute Braniskogebirge (Purzelgrund), das bis 1170 m ansteigt. Zwischen den beiden Hauptzügen der Zentralzone bildet in der Zips eine flache, Waag, Hernad und Poprad scheidende Schwelle die Wasserscheide zwischen Schwarzem Meer und Ostsee.
Die innere Reihe beginnt mit dem Tribečgebirge östlich der Neutra und setzt sich in der Großen Fatra bis zum großartigen Waagdurchbruch bei Rosenberg

fort. Zwischen diesen Kerngebirgen schufen vulkanische Kräfte das Kremnitzer Trachytgebirge, mit dem Edelmetalle in den Bereich des Menschen kamen. In der Fortsetzung liegen die Liptauer Alpen oder die Niedere Tatra, die von der Hohen Tatra durch das breite Becken von Liptau getrennt wird. Auch ihre Felshäupter sind durch Eis umgestaltet; der langgestreckte Kamm steigt bis 2045 m an. Im Göllnitzer Gebirge lagern über den alten Schichten zum Teil stark verkarstete triassische Kalke, in denen sich die Dobschauer Eishöhle befindet. Die Gegend südöstlich davon ist als slowakischer Karst bekannt. Die Kalktafeln bergen viele Höhlen, unter denen die von Aggtelek die größten sind. Zwischen den einförmigen Bergrücken haben sich die Flüsse schluchtenartig enge Täler geschaffen. Südlich von der inneren Kernzone erhebt sich ein altes Rumpfgebirge, Viepor. Vom slowakischen Erzgebirge wird durch das breite, von der Eipel durchflossene Becken von Lučenec (Losoncz) ein Kranz ziemlich isolierter trachytischer Stöcke getrennt, der nördlich der Donau in den Börzsónyibergen (939 m) beginnt. Ostwärts bis zur Zagyva folgen breite känozoische Hügellandschaften mit zahlreichen andesitischen Vulkankegeln, das Cserhátgebirge, beide gewöhnlich als Nograder Gebirge zusammengefaßt. Jenseits der Zagyva erhebt sich wuchtig der Trachytzug der Matra bis über 1000 m, an deren Nordfuß bei Salgó-Tarjan in den miozänen Schichten gute Kohlen gewonnen werden, weiter östlich eine von vulkanischen Bildungen umschlossene Karbon-Triasscholle, das Bükkgebirge, ein stark verkarsteter breiter Horst mit zahlreichen Dolinen. Jenseits der breiten Öffnung an der Vereinigung von Sajo und Hernad wird der Vulkankranz von dem nordsüdstreichenden Eperjes-Tokajer Trachytzug beschlossen, dessen nördlicher Teil, das Sovarer Gebirge, durch Salzvorkommen, den Geysir von Rank Herlein (Herlany), und Edelopalfunde bekannt ist, während der südliche Teil die weinreiche Hegyalja ist. Aus den jungen Alluvionen erhebt sich östlich von Satoralja Ujhely die kleine Zempliner Gebirgsinsel mit abbauwürdiger hochwertiger Steinkohle.

Der kristallinen Hauptzone der Karpathen sind im Norden kulissenartig waldbedeckte Sandsteinzüge mit Mittelgebirgscharakter als Fortsetzung der alpinen Flyschzone vorgelagert. Östlich des Marchdurchbruches von Napagedl erreichen sie in den Weißen Karpathen Höhen bis 1070 m (Javornik), erheben sich in den Westbeskiden in der Lissa hora zu 1325 m, ja steigen in den Ostbeskiden, die noch unbedeutende Spuren eiszeitlicher Vergletscherung tragen, in der Babia gora bis 1725 m an. Die nördlichen Kämme der Beskiden werden von kurzen, breiten Quertälern (Bečwa, Ostrawitza, Olsa, Weichsel, Biala, Lota, Raba, Dunajec, Wisloka) durchschnitten, doch fehlen auch Becken nicht, wie das von Neumarkt am Nordfuße der Hohen Tatra. Saybusch und Neusandez liegen in größeren Weitungen, und zwischen Jaslo und Sanok zieht ein langer Streifen fruchtbaren Hügellandes quer über die verschiedenen Weichselzuflüsse hinweg. Der für den Verkehr wichtige Übergang vom Olsa- zum Waagtal, der Jablunkapaß, liegt in 551 m Höhe, vom Arvatal in das Neumarkter Becken steigt die Bahn auf 652 m, und über die Senken, die von Neumarkt in das Raba- und Skawatal führen, auf 700 m. Der Hauptkamm der Beskiden trägt im allgemeinen die Grenze zwischen Polen und der Tschechoslowakei, die nur im Neumarkter Becken im Quellgebiet des Dunajec auf den Kamm der Hohen Tatra nach Süden einbiegt.

Gegen Norden, zur Weichsel hin, ist ein 700—1000 m hohes Bergland vorgelagert; zur Weichselniederung sinkt es mit einem 15—20 km breiten flachwelligen Hügel-



Karl Seuchter, Deutsch-Liebau

Landschaft in den Sudeten, Ausläufer des Gesenkes mit Teil des Straßendorfes Deutsch-Liebau



Znaim und das Thayatal



Otto Krüger †, Sondershausen

Slowaken in der Hohen Tatra



Otto Krüger †, Sondershausen

In der Hohen Tatra

lande ab, das fast nirgends 400 m übersteigt. Am Außenrande gegen das Karpathenvorland durchbrechen Juraklippen als steile, oft burgengekrönte Berge das aus weichen Sandsteinen und Mergeln bestehende Hügelland; am Innenrand der Flyschzone gegen die Kernzone treten ostwärts vom Sattel von Miawa Kalkberge und Klippengruppen auf; sie werden in den Pieninen vom Dunajec und seinem Nebenflusse Poprad in wildromantischen Engtälern durchbrochen.

Östlich der Bruchlinie Hernad-Tarcza und der Duklasenke (502 m) ändert sich die zonale Gliederung. Zwischen Hernad und Theiß ist die ganze Urgesteinszone der Karpathen in die Tiefe gesunken. Das Gebirge besteht nur aus einem schmalen, mehrfach unterbrochenen Kranz von Trachytbergen und der hier besonders breit entwickelten Sandsteinzone. Dort, wo die Breite des Gebirges auf wenig über 100 km zusammenschrumpft und auch die Kammlinien stark herabsinken, ist das Gebirge auf breiten Wallpässen leicht überschreitbar. Diese Stelle hat daher schon früh das Einfallstor der asiatischen Steppenvölker nach der Pannonischen Ebene gebildet und wurde auch im Weltkriege von den Russen überschritten. Neben- und hintereinander reihen sich kulissenartig unzählige waldbedeckte Kämme, die, von einem höheren Punkte des Gebirges gesehen, das Bild des Wellenganges auf hoher See vortäuschen, unendlicher Wald, nur in den Tälern menschliche Siedlungen. Während die Kämme gegen Nordosten allmählich verflachen und in das Hügelland von Galizien und der Bukowina übergehen, steigen sie gegen Südwesten und Südosten an und erreichen zwischen dem 800 m hohen Lupkower Paß und dem Užoker Paß (890 m), die beide von Bahnen überschritten werden, 1200 m, zwischen letzterem und dem historisch berühmten Vereczke- (Beskid-) Paß (841 m) bis 1400 m. Östlich vom Stryj steigen die Gipfel bis über 1800 m an und tragen auf waldfreiem Rücken Felstrümmer und Blockmeere. Opor, Lomnica und Bistritza bilden tiefeingeschnittene Quertäler. Gegen die Ostgrenze dieses Abschnittes der Karpathen, der wegen seiner reichen Waldbestände als Waldkarpathen bezeichnet wird, vermindert sich die Wegsamkeit des Gebirges. Die wichtigsten Paßübergänge sind hier der Paß von Jašina (Körös-Mezö, 931 m), auch Tatarenweg genannt, und der Borsaer Paß (1418 m). An der Innenseite zieht sich eine mehrmals unterbrochene Klippenreihe hin, deren Glieder bisweilen schon frei aus der Ebene aufragen, ein schmaler Vulkankranz, die Rümpfe einst mächtiger trachytischer und andesitischer Vulkane, vom Virholatgebirge im Norden bis zum Gutingebirge, dazwischen breite Täler. Einzelne burgengekrönte vulkanische Kuppen beherrschen das Landschaftsbild. Hinter der vulkanischen Zone liegt eine Reihe von Becken, als größtes das von Marmarosch, wo der Karpathensandstein die kristalline Zone bedeckt und Steinsalz und Erdöl birgt, die in Zukunft stärker ausgenützt werden sollen.

Mit dem Wiederauftauchen der kristallinen Zone an den Quellen der Theiß tritt eine beträchtliche Verbreiterung des Gebirges ein. Hier beginnen die Ostkarpathen, die mit den Südkarpathen das durch alte Massengebirge gegen die Pannonische Ebene teilweise abgeschlossene Becken von Siebenbürgen im Halbkreise umschließen. Die Ostkarpathen reichen vom Borsaer Paß bis zum Predealpaß nächst Kronstadt. Auch hier mit einem etwa 400 m hohen Steilrande über dem miozänen Vorlande einsetzend, bildet die Sandsteinzone wieder stark gefaltete Bergzüge aus Sandstein, Schieferton und Konglomerat, eng aneinandergerückte, parallele wellige Rücken und nur selten 1500 m erreichende Kämme, die in der östlichen Marmarosch im Quellgebiete von Theiß, Pruth und Czeremosz in

der Howerla, dem höchsten Gipfel der Czernahora, zu 2058 m ansteigen. Dies ist der einzige Abschnitt der Sandsteinzone mit Hochgebirgsformen, tiefeingeschnittenen Tälern und Karen. Bewaldete gleichartige Gipfelformen, so weit das Auge reicht, mit ziemlich regelmäßiger Verminderung der Höhe von 1200 auf 840 m von Westen nach Osten. Schärfer umrissene malerische Formen knüpfen sich nur an das Auftreten harter Konglomerate, die in einigen isolierten Gipfeln (Cealeu, Raräul, Ciucas) 200—400 m über ihre gleichförmige Umgebung hinausragen. Die Täler zeichnen mit ihrem Wechsel von hellgrünen Wiesen und Anbauflächen lichte Bänder in das dunkle Grün der Waldflächen.

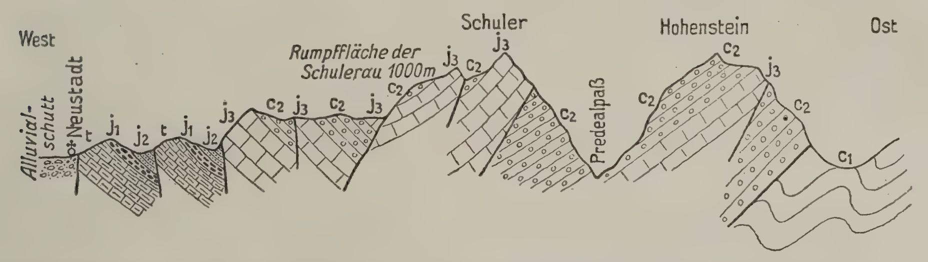
Bei Râmnicu-Sarat wenden sich die Flyschfalten, die sich um das Kerngebirge legen, nach Südsüdwesten, lösen sich in einzelne Äste auf und brechen gleichzeitig an der Dâmbovițalinie ab. Die Flußläufe verlaufen abwechselnd in Längs- und Quertälern. In den Längstälern (Bistritz, Trotuș) dringen die Siedlungen weit in das Gebirge vor. Bequeme Pässe verbinden beide Gebirgsseiten: Rodna- (1257 m) und Borgopaß (1230 m) im Norden, Tölgyes (645 m), Bicaz (Bekes), Ghimes (720 m), Oituz (Oitos, 865 m), Buzău (Bosau, 634 m) im Süden, letztere alle an Flußdurchbrüche in harten Sandstein gebunden, also keine eigentlichen Pässe.

An der Innenseite der Sandsteinzone erstreckt sich, eng an diese anschließend, von der Marmarosch bis in das Quellgebiet des Alt ein fast ununterbrochener Wall alter Schiefer, Massengesteine und kristalliner Kalke. Gegen das Siebenbürgische Becken ist eine vulkanische Zone vorgelagert. Die nördlichste Gruppe zwischen oberer Theiß und Großer Samosch wird durch den Viso in das Marmaroscher Gebirge und das Rodnaer Massiv geschieden; ersteres ist ein von jungen Tälern zerschnittenes, waldbedecktes Mittelgebirge (Pop Ivan 1940 m), während die Gipfel des Rodnaer Massivs an der Nordostecke Siebenbürgens über 2000 m ansteigen (Pietrosu 2305 m, Kuhhorn 2280 m). Alle Täler seines Nordabhanges waren einst von Gletschern erfüllt. Westlich des Rodnaer Massivs bildet das vulkanische Laposgebirge (Tiblesul 1842 m), das bis zum Samoschknie reicht, die Fortsetzung des Gutingebirges. Die vulkanische Zone erhebt sich dann am Rande des Beckens von Dorna Watra im andesitischen Călimangebirge im Pietrosul auf 2102 m. In ihrer Fortsetzung liegen die Harghita mit dem Csomal, ein erloschener Vulkan, dessen Krater den lieblichen, sagenumwobenen St. Annen-See birgt. Auch zahlreiche Solfatare und Mofetten (Badeorte Tușnad, Valcele, Borsec u. a.) zeugen von verborgener vulkanischer Tätigkeit. Die Vulkanreihe der Harghita wird hier in spitzem Winkel von den drei westlichen Zügen der fächerförmig auseinanderstrebenden Sandsteinzone geschnitten. Der nördliche Teil des Vulkanzuges enthält Erzlagerstätten (Blei, Silber und Gold, Schwefelkies).

Am Außenrande der Ostkarpathen sind die ganzen jungtertiären Sedimente zu den Faltenzügen der Subkarpathen zusammengeschoben, die mancherorts mit der Sandsteinzone innig verwachsen, oft aber auch durch Senken von ihr getrennt sind. Südlich des Trotuș treten im Miozän Salzstöcke und Petroleum auf, besonders in dem am stärksten gefalteten Abschnitte zwischen Buzău und Dâmbovița, welcher allein nahezu 98% der gesamten Petroleumproduktion Rumäniens liefert (Moreni, Cămpina, Baicoi, Buștenari).

Die Umbiegung der Flyschzone und der jüngsten Faltenzüge zwischen Buzău- (Bosau-) und Predealpaß (Ciucas 1958 m) vermitteln den Anschluß der Ostkarpathen an die vorwiegend aus kristallinen Gesteinen aufgebauten Südkarpathen

zwischen dem Predealpaß und dem Banater Donaudurchbruch, die bei sehr verschiedenartiger Zusammensetzung jüngerer Entstehung sind. Tiefeingesenkte Täler gliedern sie in einzelne Stöcke. Zwischen dem Predeal- (auch Tömöser-) Paß (1051 m), der den Hauptverkehr zwischen dem Kronstädter Becken und der Prahova trägt, und dem Törzburger Paß (1240 m) mit der alten Verkehrsstraße zum Argeștale erhebt sich das großartige Butschetsch- (Bucegi-) Massiv zu Höhen über 2000 m, mit kristallinen Gebirgsformen in den harten Kreidekonglomeraten, einzelnen Kalkklippen und mauerähnlichem Steilabfall nach Osten (Omu 2505 m). Westlich vom Törzburger Paß strebt der Königstein (2241 m) mit seinen prächtigen Kalksteinspitzen und scharfen Graten in die Höhe, während der Geisterwald sich sporenartig zwischen Kronstädter und Fogarascher Becken vorschiebt. Daran schließen sich die eigentlichen Transsylvanischen Alpen, deren östliches Glied die kristallinischen Fogarascher Alpen (Negoi 2536 m) bilden. Ihr hoher, scharfer, glazial umgeformter Kamm verläuft ostwestlich und fällt seltsam steil zum Fogarascher Becken ab, stuft sich dagegen nach Süden zu sanfter ab. Von Dâmbovița, Argeș und anderen Flüssen in schwer gangbaren Durchbrüchen



Geologisches Profil der Landschaft bei Kronstadt, entworfen von Professor Heinrich Wachner (Kronstadt)

t = Trias (Gutensteiner Kalk); j_1 = Grestner Lias mit Steinkohle; j_2 = Doggersandstein; j_3 = Tithonkalk; c_1 = Neokomer Karpathensandstein; c_2 = Cenomankonglomerat (Butschetschkonglomerat)

gequert, steigt eine bloß 1600 m hohe Parallelkette langsam zum Tertiärhügellande von Muntenien hinab. Jenseits des Altdurchbruches im sog. Roten-Turm-Paß (350 m) ändert sich der Gebirgsbau; der kristalline Hauptrücken gliedert sich in zwei parallele Ketten, deren südliche zur Hauptkette wird; sie bildet das Parângugebirge (2520 m), die nördliche das Cibingebirge (2244 m). Weite, von Hochweiden überzogene wellige Flächen beherrschen die Höhen über 2000 m, darüber erheben sich die von Karen zerfressenen Gipfel. Ein wichtiger Verkehrsweg führt über den 1624 m hohen Vulkanpaß, der dem westlich folgenden Gebirgsabschnitte, dem Banater Massiv, auch die Bezeichnung „Vulkangebirge" eintrug. Es reicht bis zur Donau bei Orsova, hat einen sehr verwickelten Bau und bildet das Gegenstück zu dem Rodnaer Massiv. Im nördlichen seiner beiden Hauptzüge erhebt sich der Kalkgipfel des Retyezat (2477 m) mit ausgedehnten Hochflächen und dichtem Waldkleide, wohl der abgeschlossenste Teil des ganzen Karpathenzuges. Nördlich vom Eisernen-Tor-Paß breitet sich die bewaldete kristallinische Masse der Pojana Ruska bis zur Mieresch (Marosch) mit reichen Eisenerzlagern aus, während das südwestliche Gebiet jenseits der Temesch-Cserna-Furche in den dem Vulkangebirge vorgelagerten Erhebungen, die man als Banater Erzgebirge zusammenfassen kann, an seiner ganzen Außenseite gegen das Alföld von einer Kreide-Jura-Karbonzone begleitet wird, die Steinkohle, Eisen- und

Kupfererze, sowie im Süden unweit der Cserna Heilquellen (Herkulesbad) birgt. Gegen Süden schließt sich das Braunkohle führende Plateau von Mehedinți an und jenseits der Cserna der mächtige Zug des Godeanu, zum Teil verkarstete Kalkschollen, die sich jenseits des Banater Durchbruches im Karstplateau von Miroč fortsetzen und Pannonisches und Walachisches Becken trennen.

Die Verbindung beider Beckenlandschaften erfolgt durch die Donau, welche in einem 130 km langen Durchbruchstale, dem größten und imposantesten in Europa, zwischen Bazias und Turn Severin das Gebirge quert, in dem Engtalstrecken und Becken wechseln. Im Kasanpaß, dem schönsten und malerischesten Abschnitt der unteren Donau, in dem der Strom einem Längsbruche folgt, engen steil aufragende Felswände das Strombett auf eine Breite von 170 m ein. In der dem Becken von Orsova folgenden Enge von Sip wird das Strombett auf einer Strecke von nahezu 3 km fast seiner ganzen Breite nach von Schieferfelsen, der Prigradaschwelle, durchzogen und weist bis und auch über 50 m tiefe Kolke auf. Dies ist das eigentliche „Eiserne Tor", das größte Schiffahrtshindernis, an dessen rechtem Ufer auf serbischer Seite ein 2,5 km langer Schiffahrtskanal hinzieht (1890 bis 1896 erbaut) und noch Überreste der Trajansstraße aus römischer Zeit erhalten sind, während dem linken Ufer die 1834—1846 vom Grafen Stefan Széchényi erbaute Straße folgt.

Das westsiebenbürgische Gebirge, durch welches das Siebenbürgische Becken von der Theißniederung geschieden wird, ist der durch zahlreiche Brüche zerstückte, von mesozoischen Sedimenten überlagerte, wiederholt gestörte Rest eines alten (variszischen) Gebirges, gehört somit dem Aufbaue nach nicht mehr zu den Karpathen. Mit den Rodnaer Alpen in der Nordostecke Siebenbürgens beginnt ein Zug alter Gebirgsstöcke mit südwestlichem Streichen, der sich von der Samosch- bis zur Mieresch- (Marosch-) Pforte erstreckt und durch zahlreiche Tieflandbuchten in Einzelgruppen gegliedert wird. Westlich des Rodnamassivs bilden die Berge schön bewaldete wellige Rücken, ein sanftes Mittelgebirge von tiefen, manchmal zu weiten Becken erweiterten Tälern gegliedert. Ihm sind Lapos-, Meses-, Rez- und das isolierte Bükkgebirge (550 m) zuzuzählen, waldreiche Inseln inmitten eines waldarmen, dicht besiedelten Hügellandes. Zwischen Schneller und Schwarzer Kreisch (Körösch) breitet sich eine niedrige Hügellandschaft, der Königswald, aus, durchquert vom uralten Königsteig.

Den Kern der westsiebenbürgischen Gebirgsmasse bildet die Rumpfscholle des Bihor (Kukurbeta 1850 m), aus kristallinischen und vulkanischen Gesteinen und mesozoischen höhlenreichen Kalken (darin Bauxitlagerstätten). Östlich folgt die Hauptmasse des Gyalumassivs, eine gewaltige, von waldigen Schluchten zerfressene und von Hochweiden und Mooren überzogene Rumpffläche von 1200 bis 1600 m Höhe. Im Westen, zwischen Schwarzer und Weißer Kreisch, erhebt sich das durch junge Brüche zerstückelte kristalline Codrugebirge, zwischen dessen hohe Rücken triassische Kalkplatten mit charakteristischen Karstbildungen (Vaskoher Karst, rumän. Vascau) lagern. Den Abschluß gegen Südosten bildet das Siebenbürgische Erzgebirge (1370 m), ein geologisch junges Faltengebirge aus Kreideflysch mit einzelnen Juraklippen, dem gegen den Westrand hin Kuppen- und Tafelberge aus Laven aufsitzen. An die jungvulkanischen Gesteine, welche sich über die gefaltete, aber zertalte Oberfläche ergossen haben, knüpfen sich die reichen Edelerzvorkommen von Kleinschlatten (Zalău), Verespatak (Rosia de munte), Groß-Schlatten (Brad), Offenburg (Offenbaia) u. a., die schon in der Zeit

der Römerherrschaft abgebaut wurden. Großartige Kalkklippen, von tief eingesenkten Tälern durchschnitten (Torenburger Schlucht unweit Klausenburg), und vulkanische Kuppen geben der Landschaft durch die Mannigfaltigkeit der Formen besonderen Reiz.

Umsäumt von dem mächtigen Gebirgskranze der Karpathen und dem westsiebenbürgischen Bergland, bildet die innere Beckenlandschaft Siebenbürgens ein 500—600 m hohes, bewegtes und durch die Flüsse stark zertaltes Hügelland mit pontischen Ablagerungen im Norden und sarmatischen Schichten im Süden, die sich über die reiche jungtertiäre Unterlage gebreitet haben und besonders an den Rändern stark gefaltete Steinsalzstöcke und auch Braunkohlenlager enthalten. In einzelnen dieser Gebiete haben sich in Dolinen des Steinsalzgebirges Salzseen, gesättigte Salzlösungen gebildet, über welche frisches Süßwasser eines Baches fließt, welches das Aufsteigen der durch die Sonnenbestrahlung erwärmten schwereren Salzlösungen und damit die Ausstrahlung der aufgespeicherten Wärme verhindert, so daß diese Seen die besten natürlichen Warmbäder bilden. In solchen Steinsalz führenden Gegenden tritt häufig auch Erdgas und Petroleum auf; ersteres ist bereits an mehreren Stellen erschlossen. Das innere Becken wird durch westsüdwestlich verlaufende Flüsse entwässert (Mieresch mit großer und kleiner Kokel, Alt), wodurch das Hügelland in einzelne Streifen zerlegt wird. Den Südosten erfüllt das aus drei verschiedenen Teilen bestehende Kronstädter Becken, das von dem Alt durchflossen wird.

Durch die tektonischen Vorgänge seit dem geologischen Mittelalter, besonders aber im Miocän, welche den Zusammenhang des alten Karpathenbogens gesprengt haben, ist, von intensiver Tätigkeit der Randvulkane begleitet, durch riesige Einsenkungen der gewaltige innerkarpathische Raum, das Pannonische Becken, geschaffen worden, der allseitig von auf weiten Strecken 1000—2000 m hohen Gebirgen umgeben ist, während das Innere nur unerhebliche Aufragungen enthält. Im Westen bilden Bachergebirge, Kor- und Gleinalpe mit ihrer Fortsetzung bis zum Günser Sporn die Grenze des Beckens, dann der Westrand des Wiener Beckens. Geologisch gehören dem Einbruchsbecken auch noch das Marchfeld und das östliche mährische Tiefland an. Leithagebirge und Kleine Karpathen sind ebenso wie der Bakonyerwald und seine Fortsetzung, das ungarische Mittelgebirge, ferner das Fünfkirchner Gebirge und die Fruška gora Horste innerhalb des Einbruchgebietes, die es in verschieden gut begrenzte untergeordnete Einheiten gliedern. Vom Meere erfüllt, wurde das Becken in den letzten geologischen Perioden teilweise von alttertiären, mediterranen, sarmatischen und pontischen Ablagerungen ausgefüllt, darüber haben sich tertiäre, diluviale und alluviale Flußablagerungen gebreitet. Nur ein kleiner Teil der oberflächlichen Bildungen der inneren Ebene besteht aus in ihrer ursprünglichen Lagerung verbliebenen fluviatilen Ablagerungen. In trockenen diluvialen Steppenperioden und in der geologischen Jetztzeit hat der Wind die feinsten oberflächlichen Teilchen der Flußablagerungen, den Staub, in den von Steppenvegetation überzogenen westlichen Randgebieten abgelagert, wo er, von der bescheidenen Pflanzenwelt gebunden, langsam zu einer mächtigen Lößdecke anwuchs, die mancherorts 60—80 m Mächtigkeit erreicht und den besten Ackerboden bildet. Die im Inneren nach dem langsamen Rückzug des Wassers und dem folgenden Austrocknungsprozeß entstehenden Flugsandbildungen wurden teils in folgenden feuchteren Perioden, teils durch Eingreifen

des Menschen verfestigt, so in den drei großen Flugsandgebieten am Nyirseger Plateau, zwischen der Donau und der Theiß und die Deliblat im Temeschgebiete, die heute großenteils mit riesigen Getreide- und Kartoffelfeldern, Tabak- und Melonenkulturen sowie Reben bedeckt sind und Obstbaum-, Robinien- und Pappelbestände tragen, zwischen denen kleine Gehöfte, die Tanyen, hervorblicken.

Majestätisch durchzieht die Donau das gewaltige Tiefland; sie erreicht es zwischen Theben und Preßburg in der kleinen Tiefebene, die aus der Vereinigung der flachen Schuttkegel der Donau, der Raab, der Waag, der Neutra und der Gran entstanden ist. Erst reißend und riesige Sand- und Schottermassen führend, teilt sich der Strom bei seinem Austritt aus der Enge von Theben in mehrere Arme, welche die beiden Schüttinseln umfangen und längs ihrer Ufer von lichten Auwäldern begleitet werden. Der nördliche Arm, die kleine Donau, nimmt die launenhafte Waag auf und umfließt die gut bebaute Große Schütt, der südliche, die Wieselburger Donau, die Kleine Schütt und nimmt Leitha und Raab auf. Die zwischen den Aufschüttungen der Donau und der Raab freigebliebene Lücke wird zum Teil vom Neusiedler See erfüllt, der durch einen Kanal zur Rabnitz entwässert wird.

Durch die Überreste einer alten Gebirgsmasse, ungarisches Mittelgebirge genannt, die sich von Südwesten nach Nordosten quer durch das ungarische Senkungsfeld legen, wird das Raaber Becken von dem östlich gelegenen, viel größeren Tieflande (109500 qkm), dem Alföld, getrennt. Das erste Glied des Gebirges ist der mit Eichenwäldern umhüllte Bakonywald, an dessen Südfuß sich der Plattensee schmiegt. In einem nordöstlich-südwestlich gerichteten Graben gelegen, ist der malerisch schöne See ein Rest der großen Wassererfüllung des Pannonischen Beckens. Das zweite Glied bildet das Vértesgebirge (481 m) und jenseits der Senke von Totis das Gerecser Gebirge, ein kleines triassisches Schollengebirge von sehr kompliziertem Aufbau, das sich in mehreren Terrassen zur Donau senkt, und endlich das Pilisgebirge aus Triaskalken und andesitischen Gesteinen, dessen Hänge Buchen-, Kastanien- und Eichenwälder umhüllen. Die Donau durchbricht die bewaldeten Andesit- und Trachytberge und wendet sich nächst Waitzen scharf nach Süden. Die südliche Fortsetzung des Pilisgebirges bildet eine hart an die Donau herantretende Kalkscholle, das Ofner Gebirge, dessen Fuß Rebengelände umkränzt. An den warmen Quellen seines Ostfußes liegt am Kreuzungspunkte der natürlichen Verkehrsstraßen am Strome die Hauptstadt Ungarns.

Vom Südrande des ungarischen Mittelgebirges bis zur Donau und Drau breitet sich eine breite dreieckige Lößtafel aus, die mit hohem Steilrande zum Donaustrom abfällt. Aus ihr steigt das aus Graniten und Trias und Steinkohle führendem Jura bestehende Fünfkirchner (Mecsek) Bergland empor. Nordwestlich davon erhebt sich die Somogyer Platte mit parallel angeordneten Hügelwellen verfestigter Flugsanddünen. Der Rand der Lößplatte zur Donau hin trägt Weingelände.

Zwischen den beiden Hauptströmen der Pannonischen Ebene breitet sich etwa 40 m über dem Niveau derselben die Donau-Theißplatte aus, deren nördl. Teil, Kleinkumanien, noch Sandsteppe trägt. Weiter südlich ist die Pußta schon in Kulturland umgewandelt. Die großen Weideflächen sind im Verschwinden, uralte Hutweide wird aufgeackert, die Herden müssen dem Pfluge weichen. Der Mangel an fließendem Wasser infolge der Durchlässigkeit des Bodens wird dadurch wettgemacht, daß überall in geringer Tiefe das Grundwasser durch Ziehbrunnen, einem Charakteristikum der Landschaft, erreichbar ist. Tritt es aber an die Oberfläche,

so bildet es salzige Tümpel und Seen (Natronseen), durch deren Austrocknung vegetationsfeindliche Salzböden entstehen. So reicht die Pußta von den Toren Pests bis gegen Szeged und geht im Süden in die etwas höhergelegene fruchtbare lößbedeckte Telečka über, die mit kleinem Steilrande zur Batschka abfällt, der Stromebene an der Donau, welche durch die Wasser der einmündenden Save nach Osten abgelenkt wird. An der Theiß wiederholen sich dieselben Erscheinungen, Verwilderung und Mäanderbildung, begleitet von großem Tierreichtum in einem Gürtel üppigster Vegetation. Von ihren großen, meist alpinen Nebenflüssen beeinflußt, haften der Donau auch im Tieflande noch charakteristische Züge der Alpenflüsse an. Der Höchststand ihrer Wasserführung fällt in Budapest meist Ende Mai bis Anfang Juni. Erst nächst Semlin, nach Aufnahme der Drau, der Theiß und der Save, die ihr größere Wassermassen zubringen, als sie selbst bei Mittelwasser führt, nehmen diese, besonders die Theiß, Einfluß auf ihr Regime. Das Maximum der Wasserführung tritt donauabwärts früher ein, rückt in die Monate Mai und April vor. Von den großen Flüssen des ungarischen Beckens ist nur die Theiß ein typischer Tieflandfluß mit noch großartigerer Verwilderung und Mäanderbildung als die Donau. Aus dem Gebirge herniedersteigend, das sie unterhalb Hušt durchbricht, umfließt sie das Nyirséger Plateau und vereinigt sich am Fuße der rebenumgürteten Tokajer Berge mit dem Bodrog. Unterhalb Tokaj beginnt die breite spätdiluviale Talsohle mit überaus einförmigem Verlauf bei sehr geringem Gefälle, eine vollkommene Ebene, in welcher der Fluß in viel gewundenem Laufe zwischen 3—7 m hohen Ufern hin und her pendelt, bis Ende des vergangenen Jahrhunderts sein Lauf durch Abschneiden von Mäandern um fast ein Drittel seiner Länge verkürzt wurde.

Das Maximum der Wasserführung der Theiß fällt meist schon in den April. Stößt aber der durch die eigenartige Stromentwicklung der Theiß ohnedies behinderte Abfluß des Theißwassers auf Donauhochwasser, das, im Banater Durchbruch im Abfließen beengt, den Abfluß der Theiß zurückstaut, so entstehen nicht selten Stauhochwässer, die manchmal auch als Folge winterlicher Eisbildung auf der Theiß eintreten. Die Theiß und ihre aus Siebenbürgen kommenden Nebenflüsse: Samosch, Kreisch und Mieresch sowie die unterhalb der Theißmündung sich in die Donau ergießende Temesch waren die Baumeister der großen Ebene, die das linke Theißufer auf weite Strecken begleitet und noch gleichförmiger als die westlich gelegene Ebene, aber etwas wasserreicher ist. Diese besser bewässerten Teile am Übergang zum Gebirge wurden beim Friedensschluß Rumänien zugewiesen.

KLIMA

Im karpathischen Gebiete vollzieht sich allmählich der Übergang vom mittel- zum osteuropäischen Klima. Mit zunehmender Entfernung vom Meere werden die Sommer gegen Osten hin heißer, die Winter kälter, das Klima überhaupt extremer. Die höhergelegenen Gebirgsabschnitte haben sehr rauhe Winter; in den abgeschlossenen Becken wie Marmarosch, Ciuc (Csik), Gherghiul (Gyergyó) ist Temperaturumkehr häufig. Die kältesten Winter haben die Ostkarpathen, die mildesten die südlichen Teile der Ebene, die aber trotzdem nicht ganz frostfrei sind; die kühlsten Sommer das westliche Karpathenvorland, die heißesten die nördliche Bukowina und das Banat.

Nach Nordwesten geöffnet, hat das Karpathenvorland neben überwiegend kontinentalen Zügen noch in bescheidenem Maße Anteil an atlantischen Einflüssen. Föhnartige Fallwinde vom karpathischen Gebirgskamm zum Nordfuß des Tatrastockes verursachen große Lufttrockenheit, die in der geringeren Bewölkung zum Ausdruck kommt, und teilweise auch eine Milderung der winterlichen Kälte. Aber besonders die östlichen Gebiete zeigen bei einem im Osten lagernden Luftdruckmaximum sehr tiefe (bis — 30°) Temperaturen. Im Sommer sehr heiße, im Winter sehr kalte Winde aus der russischen Ebene verschärfen noch die Temperaturgegensätze. Die jährliche Niederschlagsmenge erreicht nur 60—80 cm, ist also gering. Das Maximum der Regenfälle tritt im Juni ein, aber auch Juli und August haben noch größere Mengen, so daß auf die sommerlichen Niederschläge etwa 40% der Gesamtniederschlagsmenge entfallen, auf den Winter nur 15%. Wohl gelingt es den Niederschlägen meist allzu große Dürre abzuhalten, doch ist ihr Einfluß auf die Entwicklung der Pflanzendecke nur gering. Daher verschwindet der die regenreichen Gebiete bevorzugende Nadelwald hier aus dem Landschaftsbilde und treten pontische Formationen, in der Bukowina prächtige Buchenwälder, in der Moldau Grassteppe an seine Stelle.

Die besiedelten Gebiete der Gebirgsregion zeigen im allgemeinen gleichfalls eine in westöstlicher Richtung sich steigernde Kontinentalität. Meist sind es Beckenlandschaften mit sehr kalten Wintern und sehr heißen Sommern. Die mittlere jährliche Niederschlagsmenge erreicht in den gegen Westen geöffneten Tälern und Becken der Westkarpathen 60—90 cm, in den galizischen Westkarpathen 150 cm, in den Waldkarpathen 120 cm, in der im Regenschatten gelegenen Bukowina 60—80 cm, im Siebenbürgischen Becken 55—60 cm. Außer West- bringen auch Nordwinde bei südlich vorbeiziehenden Depressionen Regen. Wegen der vorherrschenden Westost-Streichrichtung der Gebirgsrücken fehlt den Gebirgszügen eine ausgesprochene Luv- und Leeseite; erst in Siebenbürgen tritt diese Scheidung im Bihargebirge wieder deutlich hervor. Das dahinter gelegene Innere Siebenbürgens sowie die randlichen Becken sind sehr trocken. Das Maximum fällt in größeren Höhen im Juli, in mittleren Lagen im Juni, im Hügellande ähnlich wie in der Ebene im Mai. Mediterrane Einflüsse bedingen in den innersten Gebieten ein sekundäres Maximum im Oktober, eine Erscheinung, welche für die Entwicklung der Pflanzenwelt nach der sommerlichen Dürre überaus wichtig ist. Im allgemeinen sind die Karpathen weniger schneereich als die Alpen. In Höhen über 1300 m hält sich die Schneedecke wohl bis Mai. Die Niederschlagsschwankungen bedingen große Schwankungen des Wasserstandes, besonders aber die rasch einsetzende Schneeschmelze und die Frühsommerregen, gesteigert durch die fortgesetzte Entwaldung. Im Spätsommer dagegen liegen die Schotterbetten der Flüsse oft trocken.

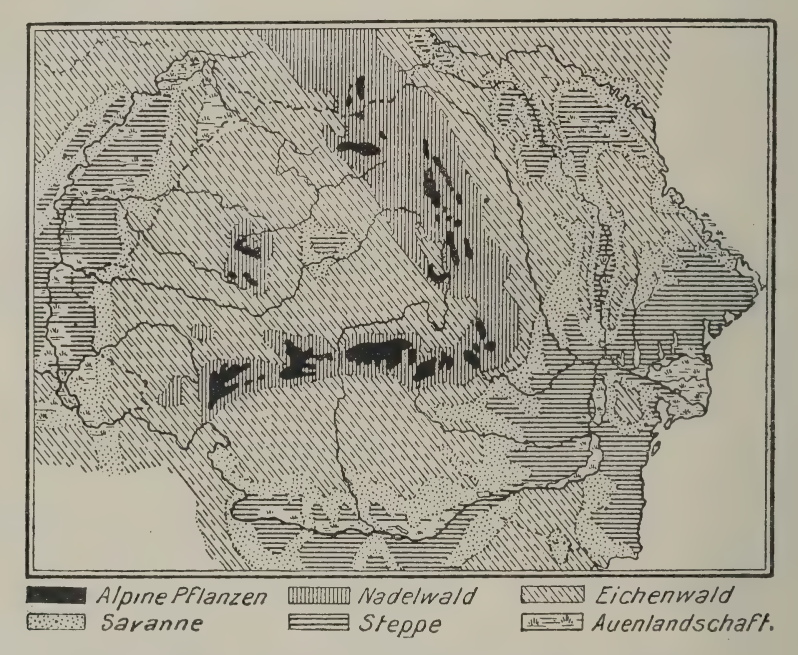
Ausgesprochen kontinental ist das Klima der Pannonischen Ebene, charakterisiert durch große Trockenheit und sehr bedeutende Temperaturgegensätze zwischen Sommer und Winter. Selbst in den südlichen Beckenteilen liegt das Januarmittel unter 0°. Infolge der starken Erwärmung der Sandmassen an heißen Sommertagen und der starken nächtlichen Ausstrahlung hat die Ebene auch sehr große tägliche Temperaturschwankungen. Erstere bedingt die Entstehung der von den Ungarn als Délibáb bezeichneten Luftspiegelungen, deren Heimat die Sandsteppen des Tieflandes besonders zwischen Donau und Theiß und des Hortobagy sind. Starke Luftströmungen, durch den Wärmegegensatz zwischen Becken-

rand und Beckeninnern hervorgerufen und die Einförmigkeit des Bodenreliefs sind von weitgehendem Einfluß auf die Landwirtschaft, da jene den Boden sehr austrocknen, die durch die starke Erwärmung des Bodens ohnehin große Verdunstung steigern und die Flugsanddünenbildung erhöhen. Die Sommerregen treten meist in Form heftiger Güsse, besonders Gewitterregen auf, wodurch ihr Wert für die Landwirtschaft sehr vermindert wird. Allein das transdanubische Gebiet zeigt ein etwas feuchteres Klima mit geringeren Wärmeschwankungen. Im Mittel- und Mecsekgebirge bringen Steigungsregen größere Feuchtigkeit. Die mittleren Jahrestemperaturen bewegen sich im Pannonischen Becken zwischen 9 und 10°, die jährlichen Schwankungen der Monatsmittel zwischen 22 und 26°, die Extreme zwischen 50 und 60°. Die größten absoluten Extreme zeigt wohl Szeged mit + 37,5 und — 22° C. Während die Temperaturgegensätze von Westen nach Osten an Stärke zunehmen, vermindert sich die Niederschlagsmenge; andererseits wirkt sich aber auch die geographische Breitenlage in den klimatischen Mittelwerten aus. Das Maximum der Niederschläge fällt in den Frühsommer (Mai, Juni), eine zweite kurze Regenzeit in den Herbst (Oktober, November), besonders im Gebiete der Donau-Drauplatte, wo sich mediterrane Einflüsse geltend machen. Die größte Niederschlagsmenge erhält der Westabfall des Bakonywaldes (80—90 cm); in der kleinen Tiefebene erreicht sie 70—50 cm, im Alföld übersteigt sie nirgends 60 cm, und manche Landschaften zu beiden Seiten der mittleren Theiß erhalten kaum 35—40 cm. Das ist die baumlose Steppe, am schärfsten ausgeprägt in dem Hortobagy.

PFLANZENDECKE

Die Pflanzendecke ist ein getreues Spiegelbild der klimatischen Verhältnisse, besonders in der Ebene. Die Karpathen sind ein typisches Waldgebirge, dessen westlicher Teil bis zur Dukla-Hernad-Linie noch dem mitteleuropäischen Floragebiete angehört, in das vom Süden, von der Ebene her, talaufwärts in Tälern und Buchten pannonische Formen eingedrungen sind. Die Grenze des Weinbaugebietes am Außenrande der südlichen Steppe bildet deren Grenze gegen die pannonischen Waldformationen der inneren Gebirgsvorlagen. Die sonnigen Hänge derselben tragen pußtenähnliche Grasfluren, Stauden und niedrige Strauchpflanzen und sind oft völlig baumlos. Erst im Hügellande treten Laubwälder, besonders Eichen, Ahorn, Hainbuche auf, mit dichtem Unterholz, Dornsträuchern und Ginsterstauden, die aber nur selten von Nadelhölzern unterbrochen werden. Die trockenen Hänge überziehen auch hier kurzhalmige Gräser, Wacholdergebüsch und verschiedene Dornsträucher. Höher hinan, über 600—700 m hinaus, verschwindet die Eiche aus dem Landschaftsbilde und auch die anderen Laubbäume weichen immer mehr Buchen- und Fichtenbeständen. In den Waldkarpathen fast alleinherrschend, nimmt die Buche auch sonst in den unteren Waldregionen der Karpathen bis 1000 bzw. 1300 m Höhe, in den Ost- und Südkarpathen bis 1500 bzw. 1600 m weite Flächen ein, die öfter auch von Tannenbeständen durchsetzt sind. Die obere Waldregion ist fast ausschließlich Fichtenwald ohne Unterholz, neben welchem, ähnlich den alpinen Bergwäldern, Lärche und Bergahorn lichte Bestände bilden. Über diese hinaus breitet sich die Knieholzregion, ein buntes Gemisch von Bergföhren und Zwergwacholder, Krüppelformen von Nadelhölzern und jenseits derselben gipfelwärts alpine Matten mit zarten Gräsern und buntem Blütenflor,

auf steinigen Hängen Heide und Beerensträucher: Himbeere und Blaubeere, in den Ostkarpathen Rhododendron und Edelweiß. Die Hochgebirgsflora Siebenbürgens hat mehr Anklänge an die des Balkan. Die Knieholzregion hat durch die Weidewirtschaft schweren Schaden gelitten und ist vielerorts eintönigen Alpenweiden mit buntblühendem Heidekraut, Beerensträuchern und Zwergwacholder gewichen, während die Bachufer Grünerlen säumen. Die Fichte steigt hier bis 1800 m hinan, Buche, Ruster, Elsbeere, wilde Äpfel- und Birnbäume bis 1400, ja 1500 m. Unten leiten lichte Eichenwälder zur Kulturfläche im siebenbürgischen Hochlande über, wo Mais- und Weizenfelder das Landschaftsbild beherrschen. Die Grasfluren, besonders in der Cămpie, der Siebenbürger Heide, zeigen typischen



Die Pflanzendecke der Ostkarpathen und ihrer Umgebung
(Nach Murgoci und Popa-Burca; Geogr. Review 1923)

Steppencharakter. In den Westkarpathen verläuft die klimatische Waldgrenze zwischen 1380 und 1500 m und steigt von Westen nach Osten und von Norden nach Süden an. In den Ostkarpathen greift sie bis 1700 m aus, in den Südkarpathen bis 1900 m Höhe.

Die ungarische Ebene trägt Steppenvegetation; nur die Inselgebirge umhüllt Wald, der sich wie jener der Gebirgsränder aus pannonischen Formen, Eichen, Ulmen, Espen, Silberlinden und Birken zusammensetzt. In dem Auwaldgürtel, welcher die obere Donau begleitet, wechseln Pappeln, Weiden und Erlen, die sich auch sonst längs der Flüsse und an feuchteren Stellen vom Gebirge in die Ebene hinaus hinziehen. Abseits der Wasserläufe, in der Nähe von Siedlungen, treten nur Akazien und Pappeln in stärkerem Maße auf. Unterhalb Budapest werden die Auwälder längs der Donauufer hin und wieder von einem baumarmen Sumpfgürtel abgelöst; an der Theiß erfüllt ihn ein Dickicht von Schilfrohr. Im größten

Teile der Ebene herrscht Grasflur vor, die pannonische Steppe oder Pußta (= Ödland), im Frühling ein leuchtendes Blütenmeer, im Juli aber schon eine weite ausgedorrte Fläche rötlicher Grasvegetation von weißglitzernden Natronflecken durchsetzt. Diese Landschaft erhält durch den Fleiß der Bewohner wieder den Savannencharakter, den sie in früheren Jahrhunderten aufwies, ehe sie der Tummelplatz kriegerischer Reitervölker wurde. Die Sumpfgebiete östlich des Neusiedler Sees, des Hanság, des Ecseder Moors, des Bodrogköz an der oberen Theiß, des Alibunarer Sumpfes im Banat überwucherte ein Dickicht von Schilfrohr, Binsen und Riedgräsern, doch wurden große Teile derselben bereits entwässert und in Weideland umgewandelt.

BESIEDELUNG

Innerhalb des Karpathenbogens auf der Fläche des vormaligen eigentlichen Ungarn wohnen, mit den Magyaren in der Mitte vielfach verzahnt, Deutsche, Slowaken, Rumänen, Ukrainer, Kroaten, Serben, Juden und kleine Völkerschaften, über die die Magyaren erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine schwache Mehrheit erhielten. Die Gesamtzahl der Bewohner betrug 1900 16838000, 1910 18265000. Davon entfielen in Prozenten auf:

	Magyaren	Deutsche	Slowaken	Rumänen	Ukrainer	Serben	Kroaten
1900	51,4	11,9	11,9	16,6	2,5	1,1	2,6
1910	54,5	10,4	10,7	16,1	2,5	1,1	2,5

1918 wurde dieser Raum aufgeteilt (vgl. S. 627). Slowaken, Rumänen, Serben und Kroaten konnten sich ihre Einheitsstaaten schaffen, von den Deutschen fand nur ein Teil durch Österreich Anschluß an das große deutsche Sprachgebiet. Im Norden, Osten und Süden kam bei dieser Teilung etwa ein Drittel der magyarischen Bevölkerung unter fremde Herrschaft. Im Verlaufe zweier Jahrtausende hatte mit den wechselnden Herren des Landes, besonders an den Pforten des Pannonischen Beckens auch die Sprache gewechselt, bis es den Magyaren gelang, die randliche Bevölkerung unter ihrer Herrschaft zusammenzuhalten. Zahlreiche Ortsnamen, auch im Inneren des Landes, gehen auf vormagyarische Völker zurück.

Noch vor dem Eindringen der Magyaren überschritt ein Zweig der später als Ruthenen oder Ukrainer bezeichneten Nordslawen die niedrigen Kämme der Waldkarpathen und ließ sich in diesem Gebiete nieder. Es ist der Stamm der Lemken, welcher mit seinem Vieh auf den breiten Rückenflächen weit nach Westen wanderte und sich bis über den Poprad hinaus vorschob. In der Gegend des Duklapasses haben sich slowakisches und ruthenisches Volkstum aufs innigste durchdrungen. Die polnischen Goralen beschränkten sich auf die Kämme der Tatra, der Pieninen und der Beskiden; nur im Gebiete der Arva griffen sie über die Südabdachung hinaus. Die Slowaken wurden durch die Magyaren schon im 9. Jahrhundert immer mehr in das Gebirge zurückgedrängt und haben bereits im 14. Jahrhundert ihr heutiges Verbreitungsgebiet erreicht, doch ist ihre Volksgrenze dem komplizierten Verlaufe des Gebirgsrandes gegen die Ebene entsprechend, nicht ganz scharf zu ziehen. Die größte slowakische Sprachinsel in der Ebene ist im Alföld bei Bekescsaba, Szarvas und Gyula. Die Grenze des Magyarentums gegen die ukrainischen Huzulen in den Waldkarpathen fällt deutlich mit dem Südfuß des

Gebirges zusammen. Östlich der Huzulen sitzen im Gebirge Rumänen, das zweitstärkste Element im karpathischen Gebiete, in dem erst 1223 urkundlich ein rumänisches Volkstum erwähnt wird, also in einer Zeit, als bereits deutsche Siedler neben Magyaren und Szeklern, die wahrscheinlich im 11. Jahrhundert als Grenzer dort angesiedelt wurden, ansässig waren. Ursprünglich nomadisierende Berghirten, verließen sie später das Gebirge, siedelten sich auch in den Hügelländern des Siebenbürgischen Beckens an und begannen wohl auch Ackerbau wenngleich in sehr primitiver Art, zu treiben. Zu höherer Kultur gelangten unter dem Einflusse der Deutschen und der Ungarn nur jene, die sich in dem dem Siebenbürgischen Bergland unmittelbar vorgelagerten Teil des Alfölds niedergelassen hatten und dort zu Wohlstand kamen. Von höchster Bedeutung für die Kulturentwicklung des karpathischen Gebietes ist aber die deutsche Kolonisation geworden.

Die Annahme des Christentums und die enge Berührung mit den deutschen Nachbarn bedingte die Einführung in den deutschen Kulturkreis. Slawen und Deutsche lehrten den Magyaren den Ackerbau, Deutsche die Anlage der Wohnhäuser und Ortschaften. Der Staat selbst wurde von Stephan dem Heiligen nach deutschem Muster gegliedert (in Komitate) und verwaltet, Deutsche als Kolonisten herangezogen. Die deutsche Kolonisation konnte an die Überreste deutscher Siedler anknüpfen, die seit der Völkerwanderungszeit erhalten geblieben waren. Die erste größere Einwanderung erfolgte unter König Geisa II. (1142—1161). Sie griff über Westungarn, die Zips und Siebenbürgen aus. Die älteste deutsche Niederlassung scheint im westlichen Grenzgebiet des ungarischen Beckens zu sein, um Preßburg und Wieselburg. Die geschlossene Besiedelung des westlichen Ungarn mit bayrisch-schwäbischen Kolonisten, hier Heanzen genannt, erstreckte sich über das Gebiet vom Neusiedlersee bis zur Laßnitz. Sie gründeten zahlreiche städtische und landwirtschaftliche Kolonien. Deutsche österreichischer Herkunft setzten sich im Gebiete bis zur Raab und gegen die Donau hin fest, ja selbst Ofen wurde eine überwiegend deutsche Stadt.

Die erste Ansiedlung deutscher Waldbauern in der Zips erfolgte im Dunajec-Poprad-Tal an der Handelsstraße nach Polen und besaß, als der Mongolensturm über das Land hereinbrach, bereits vierundzwanzig königliche Orte, deren Namen teils auf eine thüringische, teils auf eine schlesische Heimat der Siedler hinweisen. Etwa 100 Jahre später, nach dem Abzug der Mongolen, welche viel wertvolle Kulturarbeit vernichtet hatten, kamen, von Bela IV. gerufen, neue Kolonisten. Sie verlegten sich mit viel Erfolg auf den Bergbau und wurden von Bela und seinen Nachfolgern mit Rechten und Privilegien ausgestattet. Es sind dies die sog. „Gründler", vielleicht nach den Gründen des Gebirges so genannt, teils aus dem böhmischen Erzgebirge, teils aus Bayern. Jetzt entstanden entlang dem Göllnitzflusse die betriebsamen volkreichen Bergstädte Wagendrüssel, Altwasser, Schwedler, Einsiedel, Göllnitz, Schmöllnitz, Schmöllnitzhütte, Ober- und Unter-Metzenseifen und Stooß. Ihre größte Blüte erreichten die Zipser Bergstädte zur Zeit König Sigismunds, wo sie Tausende Arbeiter in ihren Gold-, Silber- und Kupfergruben beschäftigten. Der Zustrom neuer Kolonisten hat aber auch den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete beschleunigt, besonders im Dunajecgebiete, dessen Vorort nun Leutschau wurde. Deutsche Namen wie Schwabendorf, Donnersmarkt u. a. erinnern daran, daß das heute slowakisierte Gebiet um Leutschau und Zips-Neudorf einst ganz deutsch war. Das zweite Hauptziel der deutschen Kolonisation

wurde das Bergbaugebiet im Trachytgebirge um Schemnitz, Kremnitz, Alt- und Neusohl und im sog. Altgebirge. Von den Bergstädten gingen bald wegen Übervölkerung Bauernsiedlungen in der Umgebung hervor. Durch den ständigen Zuzug aus dem Reiche, zuerst vom Mittelrhein, dann von Süddeutschland, wuchs die deutsche Bevölkerung in Oberungarn im 14. Jahrhundert bereits auf eine halbe Million an. Eine Reihe herrlicher Bauten, wie die Zipser Burg und prächtige Kirchen und Rathäuser in Schemnitz, Kremnitz, Neusohl, Käsmark, geben Zeugnis von der kulturellen Blüte des Landes und der Wohlhabenheit der Bewohner. Trotz mancher Verluste blieb das Deutschtum in den Städten der Slowakei bis um etwa 1450 herrschend. Die Hussitenkriege, die Türkengefahr, Adelsherrschaft und Gegenreformation haben aber dem Deutschtum in den folgenden Jahrhunderten schwere Wunden geschlagen, und dazu trat noch der Niedergang des Bergbaues. Seit dem 16. Jahrhundert beginnt die Slawisierung der ländlichen und die Magyarisierung der städtischen Siedlungen, so daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts die meisten Zipserstädte mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang magyarisiert oder slawisiert, zu Dörfern herabgesunken waren. Ein breites Band von Städten mit deutschen Namen von Preßburg bis Kaschau läßt die ehemalige Ausdehnung des deutschen Sprachgebietes erkennen. Die zahlenmäßige Entwicklung des Deutschtums in der Slowakei und in Karpathorußland ist sehr ungünstig, trotzdem der zweite große Schwabenzug unter Maria Theresia eine Stärkung des deutschen Elementes gebracht hatte. 1865 zählte die Zips ohne die Gründler Bergstädte noch 57 000 Deutsche. Durch das



Die deutschen Sprachinseln in der östlichen Slowakei (Zips)



Die deutschen Sprachinseln in der westlichen Slowakei

ungarische Volksschulgesetz von 1879 wurde die Muttersprache grundsätzlich zugunsten der magyarischen Sprache zurückgesetzt. Mit der Sprache wurde aber auch der Zusammenhang mit der deutschen Kultur aufgegeben. Jetzt kämpfen die Deutschen durch Anschluß an die Magyaren gegen die eindringende Slowakisierung.
In der Slowakei wurden 1921 von 3 000 870 Seelen der Gesamtbevölkerung 139 902 Deutsche, in Karpathorußland von 604 745 Einwohnern 10 337 Deutsche ausgewiesen. 37 Gemeinden haben über 80% Deutsche, 26 Gemeinden 50—80%, 31 Gemeinden 20—50% Deutsche. Preßburg und Umgebung (Schüttinseln) gehören zum geschlossenen deutschen Sprachgebiet, das etwa 60 000 Deutsche zählt; die Kremnitz-Probener Sprachinsel umfaßt etwa 48 000 Deutsche, das ganze Zipser Sprachgebiet (einschließlich der Gründler Städte) 40 000, die zwei hauptsächlichsten Sprachinseln in Karpathorußland, die Gegend von Munkatsch gegen 10 000, die deutsche Arbeitersiedlung in Hust etwa 500 Deutsche.
Im Teresvatale haben inmitten von Ukrainern und Rumänen österreichische Bauern aus der Ischler- und Salzburger Gegend die deutschen Dörfer Königsfeld, Domba und Deutsch-Mokra gegründet, andere mitbesiedelt und ihr Volkstum und ihre Mundart seit den Zeiten Maria Theresias treu bewahrt. Gleichsam einen Brückenpfeiler, zu den in Siebenbürgen wohnenden Sachsen und den Banater Schwaben bildet die im 18. Jahrhundert vom Grafen Karoly gegründete deutsche Kolonie südlich der Theiß, wo der Strom aus den Karpathen hervorbrechend, die Ebene betritt. In weitem Bogen schlingt sich um Großkarol (magyar. Nagy Karoly, heute rumän. Carei mare) ein Kranz deutscher Kolonistendörfer, deren Bewohner aus dem württembergischen Oberland (Allgäu, Schwäbische Alb) hier angesiedelt wurden.
Von größter kultureller Bedeutung war aber die deutsche Kolonisation in Siebenbürgen, die noch stärker als die der Zips, in der Zeit Geisa II. fußt. Die Siedler „Sachsen", zur Besiedlung des leeren Raumes und gleichzeitig zum Schutze des Landes gegen äußere Feinde herbeigerufen, waren ihrer Herkunft nach vorwiegend Rheinfranken, zum kleinen Teil Niederdeutsche und Vlamen, später Thüringer, Obersachsen und Süddeutsche. Sie setzten sich vorwiegend in drei Gebieten fest, dem Nösnerland an der oberen Samosch um Bistritz (Moseldeutsche), dem Burzenlande um Kronstadt und auf dem Königsboden um Hermannstadt, das sich zum wichtigsten Orte des Sachsenlandes entwickelte und dessen Rechte, beim Zusammenwachsen der Gruppen auch auf die anderen ausgedehnt wurden. Allen wurde eine gemeinsame Vertretung in der „Sächsischen Nationsuniversität" geschaffen, allmählich die oberste Gerichtsinstanz, Leiterin der Politik und aller wichtigen Angelegenheiten. Begründer und Förderer einer blühenden Landwirtschaft und des Weinbaues im Lande, sind die Sachsen auch die Begründer der städtischen Kultur und des blühenden Wirtschaftslebens in Siebenbürgen. Die Türkenkriege haben den Sachsen schweren Schaden zugefügt, zahlreiche Dörfer sind untergegangen und an ihre Stelle rückten die Rumänen ein, aber die Sachsen haben aus dem 16. und 17. Jahrhundert zwei Dinge mit herübergenommen, die evangelische nationale Kirche und die Anerkennung der alten Gleichberechtigung als Landstand. Ihre geschlossene Wohnweise und ihre wirtschaftliche Stärke sowie die nationale Kirche und Schule waren es auch, die es ihnen ermöglichten, ihr Volkstum fast ungeschmälert bis in die Gegenwart zu erhalten, obwohl sie nur ein Zehntel der Gesamtbevölkerung Siebenbürgens ausmachen. Seit dem Übergang Siebenbürgens an Rumänien ist der Kampf um die Erhaltung des Volkes

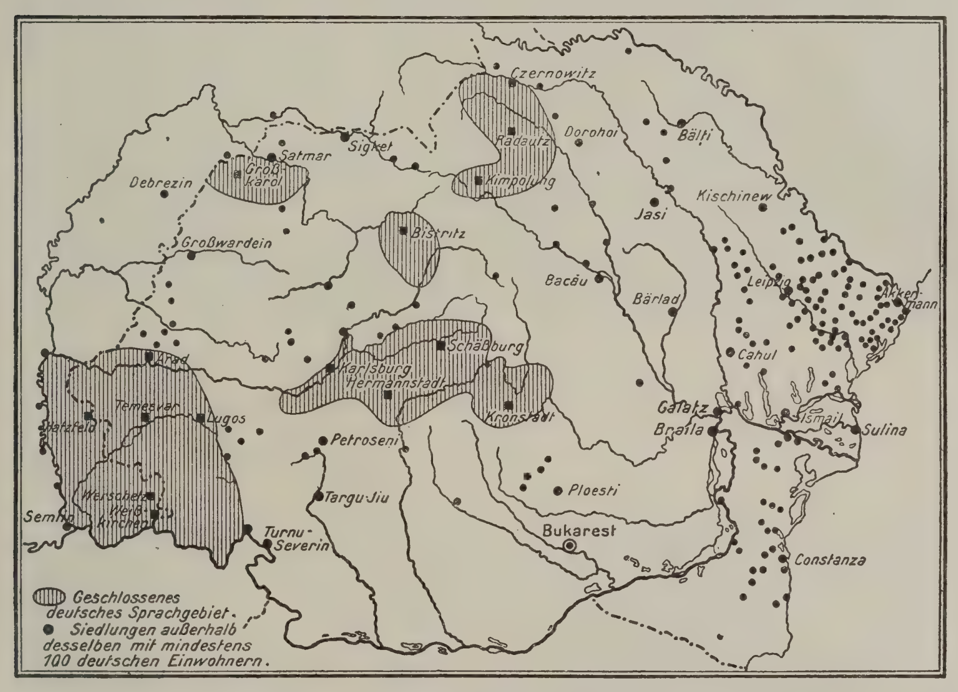


Burgaufgang in Schäßburg

Nach einer Originalradierung von Prof. Hans Hermann in Hermannstadt

noch schwerer geworden, und nur mit großen Leistungen können die Gemeinden ihre deutschen Schulen aufrechterhalten, da die sog. Agrarreform vor allem den ungarischen Adel und die Sachsen schwer schädigt. Aber die Kirche mit ihrem Rechte deutsche Schulen zu erhalten faßt auch heute das ganze Volk zusammen und gibt ihm neue Kraft zu gedeihlicher Entwicklung.

Viel jünger ist das Deutschtum des Banats, der Batschka und der Schwäbischen Türkei, die ihre Kolonisation den großen Schwabenzügen des 18. Jahrhunderts verdanken. Als das Banat nach der Eroberung (1716) durch Prinz Eugen an den Kaiser kam, begann die Besiedlung des verwüsteten, sumpferfüllten, menschen-



Die Verbreitung der deutschen Siedlungen in Großrumänien

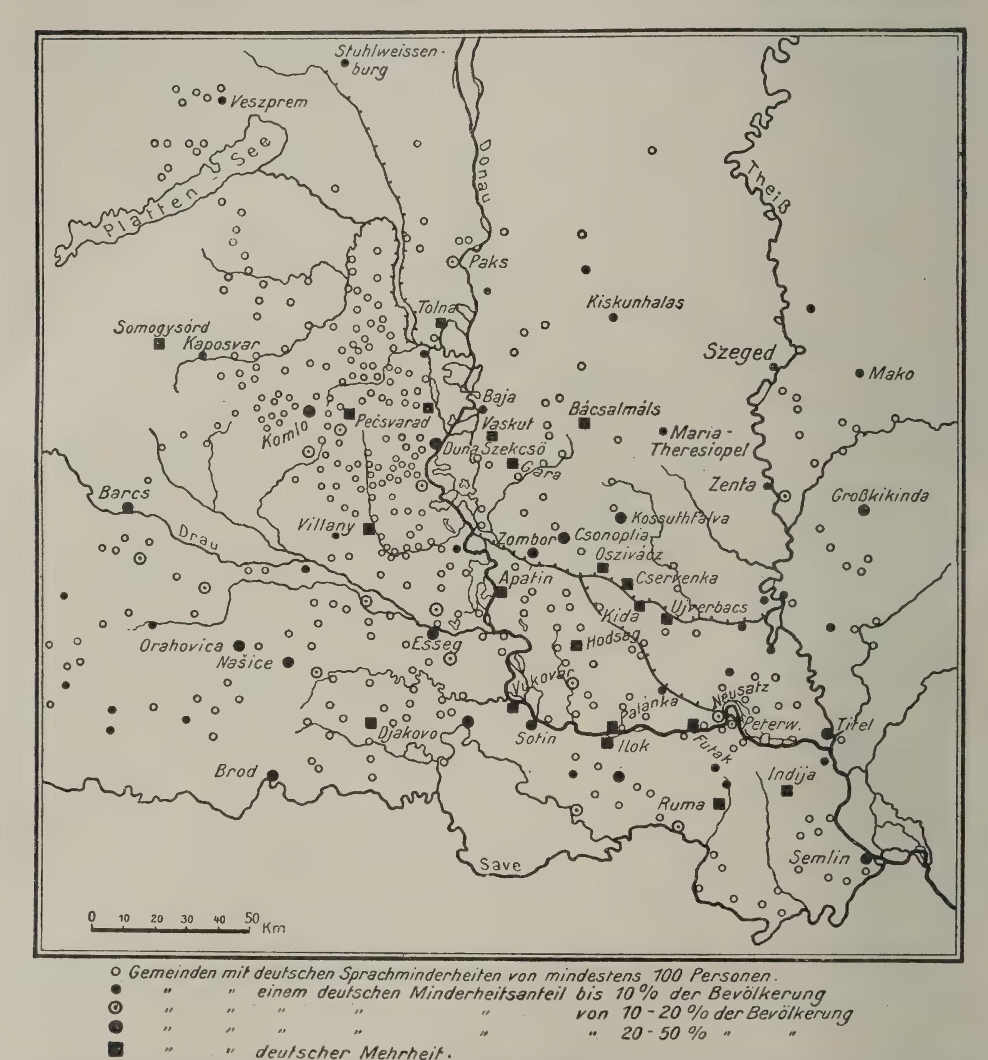
(Nach Dr. Rud. Speck)

armen Landes, einer Wüstenei, die bald nach der ersten Besiedlung durch Deutsche mit der Benennung „Grab der Deutschen" bedacht wurde und 200 Jahre später eine Kornkammer Europas war.

Zum Schlusse sei noch der zahlreichen deutschen Kolonien um den Plattensee gedacht, und jener im Ungarischen Mittelgebirge (Bakony, Vertés, Ofener Berge), die sich bis gegen Budapest hinziehen, das auf dem westlichen Donauufer im Halbkreis von deutschen Dörfern und Gemeinden umgeben ist, die sich auf dem östlichen Ufer fortsetzen (Nagymaros) und meist von Südbayern und Österreichern besiedelt wurden. Deutsche Gemeinden in unmittelbarer Nähe von Budapest sind Soroksar, wo sich 1920 von 16 250 Einwohnern bei 7200 als Deutsche bekannten, und Budaörs mit über 7400 Deutschen unter nicht ganz 8000 Einwohnern. Die Deutschen des heutigen Ungarn haben erst jüngst ihr politisches Glaubens-

bekenntnis formuliert. Sie wollen ihre Muttersprache und ihre Nationalität wahren, aber im Rahmen des ungarischen Staates arbeiten und keine Ziele verfolgen, die außerhalb dieses Rahmens fallen und den Staat schädigen könnten.

Bei der Skizzierung der Besiedlung des karpathischen Gebietes können die Juden nicht unerwähnt bleiben, die besonders im nordöstlichen Teile sehr zahlreich sind,

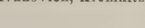


Deutsche Siedlungen in der Batschka und der Schwäbischen Türkei, dargestellt auf Grund der Volkszählung von 1910

in manchen Gebieten an, ja über die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Überall an den Berührungsstellen mehrerer Völker sind sie in den Städten Kaufleute, auf dem Lande Gastwirte und Zwischenhändler. Die Juden haben an der Erhaltung der deutschen Schule stets großes Interesse gezeigt.

Die Zigeuner, ihrer Eigenheiten halber mehr besungen als beliebt, sind zum Teil schon seßhaft geworden und leben meistens in gesonderten Dorf- und Stadt-




Ivanovich, Kremnitz

Kremnitz



Das Dorf Dolni Apša (Nižné Apša) in der Marmarosch



H. Slanar, Wien

Blick vom Butschetsch auf das Ialomitatal



H. Slanar, Wien

Rosenau, gegen den Törzburger Paß gesehen

teilen, besonders in Siebenbürgen als Gewerbetreibende: Schmiede, Kesselflicker, Ziegelschläger, während andere auch heute noch, obwohl sie meist rumänische Sprache und Tracht angenommen haben, von Dorf zu Dorf ziehen.

Auf das Ausgreifen der Slawen nach dem Alföld wird bei der Darstellung von Banat und Batschka hingewiesen. Die Bevölkerungsdichten werden bei den Teilgebieten und bei der Schilderung der Wirtschaft erörtert.

Vom westlichen, den Sudetenländern zugekehrten Rande der Karpathen zeigt sich ostwärts fortschreitend ein sebr starkes Kulturgefälle, so daß der Waldgürtel der karpathischen Flyschzone gleichsam einen breiten Grenzsaum zwischen west- und osteuropäischer Kultur bildet. Der karge Ackerboden, das rauhe Klima, die starke Übervölkerung in einzelnen Talbecken infolge der hohen Geburtenziffern bei der slowakischen, wie auch bei der im Osten bis an den Poprad sich vorschiebenden ruthenischen Bevölkerung waren durch Jahrzehnte schon und sind auch heute noch die Ursache einer sehr starken Auswanderung, besonders nach Amerika.

DIE EINZELNEN LANDSCHAFTEN

WALDGEBIET DER SLOWAKEI

Mit überwiegenden Mittelgebirgsformen sind die Westkarpathen landschaftlich viel einförmiger als die Alpen. Nur einzelne Gruppen tragen glaziale Züge, das Werk diluvialer Vergletscherung. Sowohl Siedlung als auch Wirtschaft zeigen große Gegensätze: Einsame, fast menschenleere Waldgebirge, deren Besiedlungsdichte unter 15 Menschen auf 1 qkm hinabsinkt, neben dicht bevölkerten Längstalfurchen mit Ackerland und zahlreichen Ortschaften, deren Dichteziffer 120 übersteigt. Die Bewohner des an ausgedehnten Forsten reichen Gebietes von Trentschin bis Eperjes (Přesov), fast ausschließlich Slowaken, wohnen zumeist in Dörfern, vielfach noch in Holzblockhäusern, die sich auf Rodungen mit Bergwiesen und Äckern entwickelt haben; verstreute Einzelsiedlungen steigen selbst bis zu den Graten empor. Der magere Gebirgsboden bringt fast nur Kartoffeln und Hafer hervor, aber die grünen Matten geben gute Bergweiden. Die Bewohner des Gebirges sind kulturarme Hirten, Holzarbeiter und Flößer, sie schneiden Schindeln und verfertigen Tuchschuhe, verdingen sich als Schnitter, Fabrikarbeiter oder Tagelöhner, in Saisonarbeit, hausieren mit Obst, Gemüse, Geflügel und durchqueren als Blechschmiede und Drahtbinder die halbe Welt. Bedeutende Rinder- und Schafzucht bilden die Grundlage für Milchwirtschaft und Käseerzeugung (Brinsen) von gutem Rufe, die Schafzucht einer regen Schafwoll-, Haus- und Fabrikindustrie. Mit den Bahnen und der leichten Kohlenbeschaffung aus dem Ostrauer Revier ist auch die Großindustrie in die Waldtäler eingezogen. In den überaus gewerbetüchtigen größeren Ortschaften der Talsiedlungen haben neben bedeutender Hausindustrie (Stickerei, Spitzenklöppelei, Holzschnitzerei und Töpferei) Sägewerke, Zellulose- und Papiererzeugung, sowie Lederindustrie festen Fuß gefaßt.

Größere Siedlungen finden sich nur in den Talöffnungen zur Ebene (Waag-Neustadtl, Neutra) und in den Talweitungen, so die landschaftlich überaus reizvoll gelegene Stadt Trentschin (8 000 Einwohner) im Waagtale, unweit der weltbekannten Trentschin-Teplitzer Thermen. Noch weiter talaufwärts in der als Becken von Sillein bekannten Weitung des Waagtales sind Sillein und das östlich davon

gelegene Ruttka wichtige Verkehrszentren geworden und haben bedeutende Industrieanlagen erhalten. Die Regulierung der Waag schuf hier eine der fruchtbarsten Karpathenlandschaften. Unter den kleinen Siedlungen des Beckens von St. Martin am Turec ist nur die gleichnamige Stadt, mit modernen Fabrikbetrieben, eine wohlhabende Großgemeinde. Die Fortsetzung des Turecer Beckens ist das landschaftlich schöne Liptauer Becken, eine von Städtchen und Dörfern übersäte wellige Ebene, zu der die wolkengekrönten Gipfel der Hohen Tatra herniederblicken. Kleine weiße Häuser wechseln mit strohgedeckten Hütten, mit von riesigen Schloten überragten Fabriken; hier liegt alte und neue Zeit hart nebeneinander. Hauptort ist Sv. Mikulaš (St. Nikolaus, 3 300 E.). Die sehr hohe Besiedlungsdichte, 132 auf 1 qkm, steigt um das industriereiche Städtchen Rosenberg auf über 200 an. Ähnliche Siedlungsdichte zeigt auch die landschaftlich kaum weniger reizvolle Zips, einst Rodungsgebiet der Zipser Sachsen (vgl. S. 604), heute vielfach slawisiert. Auch die Zipser Städte haben der Industrie (Flachs-, Schafwoll-, Holzindustrie) ihre Tore geöffnet, besonders jene an der Hauptverkehrslinie, so Deutschendorf (Poprad), Käsmark im Zipser Oberland, Pudlein, Alt-Lublau, Leutschau, Neudorf, Kirchdrauf u. a., im Hernadtale und seinen Nebentälern Přesov (Eperjes), Bartfeld u. a. Die Moränenlandschaft am Südfuße der Tatra trägt vom Štrbasee bis Höhlenhain (Belanské Kupele) berühmte, vom Staate sehr geförderte Kurorte.

SLOWAKISCHES ERZGEBIRGE

Das slowakische Bergbaugebiet mit seinen reichen, mannigfaltigen Mineralschätzen, besonders Kupfer-, Eisen- und Fahlerzen, ist der geologisch interessanteste und wirtschaftlich wichtigste Teil der Slowakei. Es umfaßt eine von Neutra bis über Kaschau hinaus reichende Zone, deren Siedlungen, wie auch die Lebensführung der Bewohner vielfach an vergangene Zeiten erinnern, als der Bergbau noch blühte. Die sieben Bergstädte Schemnitz, Dilln, Kremnitz, Neusohl, Bugganz, Königsberg und Libethen bilden den niederslowakischen Bergbaubezirk, dessen Mittelpunkt die alte Bergstadt Schemnitz (Baňská Štiavnica mit 16 000 Einwohnern) ist. Geringer Goldgehalt und niedriger Silberpreis brachten den Verfall des nicht mehr lohnenden Bergbaues. — Eine der schönsten und historisch interessantesten Bergstädte ist Neusohl (Baňská Bystrica) mit 11 000 Einwohnern. Flußabwärts liegen an der Gran die Städtchen Altsohl (Zvolen), Königsberg (Nová Baňa), Bugganz (Pukanec), flußaufwärts Libethen und Bries. In den Tälern der Flüsse Rima, Muran und Slana (Sajo) reiht sich Eisenwerk an Eisenwerk. Zu blühender Eisenkleinindustrie besten Rufes gesellt sich längs der wichtigsten Bahnlinie eine bedeutende Großindustrie.

Im Eipel-(Ipoly-) Slana-(Sajo-)Becken zeigen die Siedlungen bereits starke Ähnlichkeit mit den weitläufigen agrarischen Stadtsiedlungen der benachbarten Tiefebene, niedrige in Gärten gebettete Häuser in langen Straßenreihen, nur im Stadtinnern von wenigen höheren Gebäuden überragt. Losoncz (Lučenec) an der Eipel, unweit der heutigen ungarischen Grenze, ist eine bedeutende Fabriksstadt, entbehrt jedoch einer direkten Verbindung mit dem wirtschaftlichen Mittelpunkte der Ostslowakei, Kaschau. Am rechten Hernadufer im Westen, Norden und Osten von Bergen umrahmt, breitet sich die 44 200 Einwohner zählende Schul- und Handelsstadt Kaschau aus. Die überwiegend von Magyaren bewohnte Stadt vermittelt den Austausch der Industriewaren der Gebirgslandschaft und der

hochwertigen landwirtschaftlichen Erzeugnisse seiner Umgebung, besonders des nördlichen Alföld, das hier von der Staatsgrenze geschnitten wird.

KARPATHENRUSSLAND

Karpathenrußland, das staatsrechtlich eine gesonderte Stellung einnimmt (vgl. S. 622), ist zumeist Gebirgsland, das gegen Südwesten zur Theißebene herabsteigt. Aus Sandstein aufgebaut, der nur hin und wieder von Jura- und Kreideformationen unterbrochen wird, zeigen die dichtbewaldeten, eng aneinander gerückten Höhenrücken meist Mittelgebirgsformen. Im Westen 1200—1300 m hoch, steigen sie gegen Osten an und erreichen im Stoh, nahe den Latoricaquellen 1630 m, in der Hoverla, der höchsten Erhebung der Czernahora, 2058 m. Eine deutliche Längsfurche scheidet die schärfer umrissenen, aber niederen Vulkanberge, die in ruinengekrönten, rebenumhüllten Bergstöcken ausklingen, von der Sandsteinzone im Norden. Südwärts weitet sich die Ebene, breitet sich fruchtbares Ackerland, von der Theiß und ihren Nebenflüssen getränkt.

Gleich Strohhalmen auf tosenden Wassern schwebend, gleiten die schwerbeladenen Holzflöße, von kühnen Flößern gelenkt, auf der Theiß zu Tal, die in der Marmarosch, dem Garten des Landes, von reichen Dörfern umsäumt wird. Noch einmal muß sie das Gebirge durchbrechen, ehe sie das große Niederungarische Tiefland erreicht, dessen nördlichster Teil innerhalb der Grenzen des Tschechoslowakischen Staates liegt. Hier in der fruchtbaren Ebene, wo im Sommer die goldene Erntefrucht wogt, ist das Land dicht besiedelt. Während die Gebirgsgegenden von Ukrainern bewohnt sind, überwiegt hier magyarische Bevölkerung, die sich besonders in der Landwirtschaft betätigt. Alles Leben konzentriert sich in ausgedehnten Dörfern und Landstädten, die häufig ein Juden- und ein Zigeunerviertel besitzen. An den Rändern der Ebene liegen die zwei bedeutendsten Siedlungen des Landes Užhorod (Ungvár), Hauptstadt und Regierungssitz, mit 20 000 Einwohnern (4000 Juden) und Mukačevo (Munkatsch) mit 21 000 Einwohnern (8000 Juden); weiter südlich Beregsas (15 000 Einwohner). Die Armut der Gebirgsheimat, wo neben dem kärglichen Ackerbau eine rege Viehzucht betrieben wird und die Holznutzung einigen Verdienst schafft, bewog die Gebirgsukrainer, sich zur Erntezeit als Schnitter in der Ebene zu verdingen. Die jetzigen Schwierigkeiten der Saisonwanderung durch die trennenden Staatsgrenzen haben die Auswanderung in die weitere Ferne, besonders nach den Vereinigten Staaten wesentlich verstärkt.

MARMAROSCH

Im Südosten bildet die Marmarosch ein langgestrecktes Becken, durch welches Viso und Iza der Theiß zuströmen. Reiche Salzlager und Mineralquellen mehren die Einnahmemöglichkeiten der Bevölkerung, die sich in der Ebene mit Ackerbau, im Gebirgslande mit Viehzucht und Waldwirtschaft betätigt. Eigenartig ist der Grenzverlauf, der der Theiß folgt und so das Becken in einen tschechoslowakischen und einen rumänischen Teil gliedert. Damit werden mehrere Orte von ihrem natürlichen wirtschaftlichen Mittelpunkte, der Holzhandelsstadt Sighetul Marmatiei (Sziget) abgetrennt, die sich malerisch auf einer Halbinsel an der Mündung der Iza in die Theiß erhebt. Sighet zählt rund 24 000 Einwohner, die Hälfte Juden, etwa ein Viertel Magyaren und ein Viertel Rumänen.

SIEBENBÜRGISCHES BECKEN

Das Siebenbürgische Becken zwischen Bihor und Banatergebirge im Westen und den Karpathen im Süden und Osten ist geographisch ein wohl abgegrenztes Gebiet, das infolge der Abgeschlossenheit in seiner physischen Ausstattung manche Eigentümlichkeit aufweist und sich in politischer Hinsicht größerer Freiheit im Verbande Ungarns erfreute, wie es ja auch durch zwei Jahrhunderte selbständiger Pufferstaat zwischen Orient sowie Mittel- und Westeuropa gewesen ist.

Den einstigen Meeresboden haben die Flüsse, die durch das gleichzeitig entstandene, aber tiefer abgesunkene Pannonische Becken ein starkes Gefälle erhalten haben, in ein Berg- und Hügelland aufgelöst. Die Ströme haben mächtige Schuttkegel aufgeschüttet, die heute von kleineren Flüssen in epigenetischen Schluchten durchbrochen werden müssen. Die kleineren Beckenlandschaften sind gleichfalls tektonischen Ursprungs, im Osten auch vielleicht durch vulkanische Massen abgedämmt worden.

Auch Hermannstadt und Kronstadt liegen in kleineren Becken. Von einzelnen Höhen ihrer Bergumwallung bieten sich prachtvolle Überblicke über die Kämme, Zacken und Gipfel der Hochgebirgsumrahmung, an deren Gestaltung die Arbeit des Gletschereises Anteil hat. Den Westen des Siebenbürgischen Beckens begrenzt der Bihor, ein bedeutender hydrographischer Knoten, von dem die Flüsse in tiefen Einschnitten zunächst zur Mieresch (Marosch) und dem Samosch ihren Lauf nehmen, oder ihre Wasser unmittelbar der Theiß zuführen. Siebenbürgen ist reich an Wasserkraft. Am Mieresch schätzt man die Möglichkeiten der Krafterzeugung etwa so groß wie die der jährlichen Erdölausbeute in Rumänien, und die gleichen Energiemengen bleiben einstweilen auch in den anderen großen Flüssen: Alt, Kreisch und Samosch zusammen, ungenützt. Der reiche Bergsegen wurde schon betont. Die den Steigungsregen ausgesetzten Hänge der Gebirge sind sehr waldreich, die Leeseiten und das Innere des Beckens sehr trocken.

Auf den breiten Talsohlen und Terrassen der asymmetrischen Flußtäler gibt es Wiesen, Weizen- und Maisfelder, und die Sonnseiten tragen üppige Reben. Das Siebenbürgische Becken erzeugt nicht genügend Getreide, kann aber Rinder und Schweine abgeben. In vielhundertjährigem Zusammenleben wohnen hier Rumänen, Deutsche und Magyaren mit Angehörigen vieler anderer Nationen. Die deutschen Bauern wohnen in prächtigen Dörfern, deren große Gehöfte sich von den bescheidenen Behausungen der Rumänen der Nachbarschaft deutlich unterscheiden. Außer Landwirten sind die Deutschen Industrielle, Großkaufleute, Ärzte, Advokaten. Städte mit deutschem Charakter und deutschen Siedlungen in der Umgebung sind Bistritz, der Hauptort des Nösnerlandes, Mediasch, Schäßburg, Hermannstadt, Kronstadt u. a., während in der deutschen Gründung Klausenburg (rumän. Cluj, ungar. Koloszvar) Magyaren das Stadtbild beherrschen. In den Städten wird der Handel von Juden geleitet, die auf dem Dorfe als Gastwirte gleichzeitig Fruchthandel treiben.

Klausenburg im Westen des Beckens ist mit 85000 Einwohnern die volkreichste Stadt Siebenbürgens, ein wissenschaftlicher Mittelpunkt. Im Handel wird es von Hermannstadt (35 000 Einwohnern) und Kronstadt (45 000 Einwohnern) an vielbegangenen Wegen in das Altreich Rumänien übertroffen, denen, da die Industrie für die geschmälerten Märkte im Westen jenseits der Karpathen reichlich Ersatz finden dürfte, ein weiterer Aufschwung bevorsteht, während sonst

den Grenzorten manche Einbuße droht. Auf die neuen Verbindungen über die Ostkarpathen und die Lage von Bistritz wurde schon hingewiesen. Die Wege aus dem Innern entlang der Flüsse nach Südwesten faßt die auf den Trümmern des römischen Reiches erbaute alte Residenz siebenbürgischer Fürsten, Karlsburg (Alba Julia) am Mittellauf der Mieresch zusammen, die wiederholt in der Geschichte des Landes eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Trotz Silber- und Goldvorkommen sind die Bergbauorte Großschlatten (Brad), Kleinschlatten (Zălau), Offenburg (Offenbaia) nur bescheidene Siedelungen, und auf eine geradezu dürftige Lebenshaltung der rumänischen Bevölkerung lassen die Behausungen in den höheren Lagen des Bihor schließen, auf denen Weidebetrieb vorherrscht. Den siebenbürgischen Rumänen verdankt aber das heutige Großreich schon viele geistige Führer, da hier, durch das Beispiel deutscher Kultur angeeifert, das rumänische Volk auf einer höheren Stufe stand.

BANAT

Donau und Theiß umschlingen das Banat im Süden und Westen, im Norden trennt es die Mieresch (Marosch), aus dem Herzen Siebenbürgens kommend, von der übrigen großen ungarischen Tiefebene, im Osten steigt das Banater Gebirge hinan. Es bildet ein Viereck von rund 28 000 qkm, von 2,2 Millionen Menschen bewohnt, dessen kultureller und wirtschaftlicher Mittelpunkt Temeschwar ist. Heute ist es zerrissen; nur ein kleiner Zipfel nächst Szeged verblieb Ungarn, der westliche Teil kam an den südslawischen Staat, der größere östliche Teil zu Rumänien.

Der Westen ist Flachland, vorzügliches landwirtschaftliches Gebiet, das Hauptsiedlungsgebiet der Schwaben, der Osten gebirgig, mit ausgedehnten Wäldern bedeckt, reich an Bergbau (Erze und Kohle) und Hüttenindustrie. Daneben wird Viehzucht und in manchen Gegenden Obstkultur betrieben. Die ausgedehnten Forste bergen gewaltige Schätze an Nutzholz, die Flüsse Energiemengen, die der Nutzung warten. Theiß und Donau gürten grüne Auen und schmale Waldstreifen, Riede begleiten letztere bis gegen Orsova, wo die waldigen Berge an den Strom herantreten, welcher sie in der Enge des Eisernen Tores durchbricht. Nach der Temesch ist Temeschwar benannt, obwohl die Stadt nicht an dem Flusse, sondern an dem Begakanale liegt, an der Wasserader, die im 18. Jahrhundert durch die schwäbische Heide gerissen wurde, um das Land ringsum zu entsumpfen. Hier, auf der Heide, westlich und nördlich von Temeschwar liegt das Hauptsiedlungsgebiet der Schwaben. Inmitten der vielen deutschen Orte wird auch die Großgemeinde Hatzfeld, rumän. Jimbolia, neben Temeschwar gerne als Schwabenhauptstadt genannt. Ob man in der Eisenbahn durch die Ebene fährt oder auf einem schwäbischen Landwägelchen die Heide quert, ob man aus dem Berg- und Hügelland zur Ebene herabsteigt, schon von weitem sind die deutschen Siedlungen zu erkennen. Rings um die Kirche, in Gärten gebettet, reihen sich die schmucken schwäbischen Höfe mit ihrem grün, blau oder rot gestrichenen Sockel an bis 4 m breiten, schnurgerade in die Ebene hinausführenden Straßen. Aber das Herrlichste ist die Heide mit ihren wogenden Getreidefeldern, die wie ein leuchtendes Meer von Horizont zu Horizont fluten, goldiger Weizen und rötlicher Mais, Tabak und Melonenfelder, über welchen die Sommersonne brütet, nächst den Ortschaften Weinland und hart am Dorfe die Hutweide, der Tummelplatz des Viehs. Die weitläufigen Dörfer mit ihren erdgeschossigen Häusern bekunden die Wohlhabenheit

ihrer Bewohner. Aber nicht nur im Norden und Westen von Temeschwar, auch an der Bahn Temeschwar—Radna (an der Mieresch) wie an der östlichen Verkehrslinie Temeschwar—Werschetz—Weißkirchen reiht sich ein deutsches Dorf an das andere. Im Süden, nahe der Donau freilich ändert sich das Landschaftsbild, hier dehnt sich noch die Sandzone der Kincstari Pußta, mit ihren Robinienpflanzungen, erst teilweise der Kultur gewonnen. Gegen Osten steigt die Landschaft aus dem Hügellande an, westlich des tektonischen Grabens der Cserna—Temeschfurche bis 1500 m, östlich derselben bis an 2000 m Höhe. Prächtige Wälder: Buche, Eiche, Nadelholz bedecken die Berge, grüne Täler zerschneiden die Gebirge und in die Täler geschmiegt oder an die Hänge geklebt taucht hier und dort ein Dorf auf. Die Ortschaften sind meist kleiner, das deutsche Element tritt zurück. Die überwiegend rumänische Bevölkerung ist als Bergarbeiter, Eisenarbeiter und Holzarbeiter tätig. Die Zahl der Landwirte ist gering. Die Eisen- und Stahlwerke und Bergbaue in Reschitza [(Resiţa Montană) 22 000 Einwohner, darunter 12 400 Deutsche], Steierdorf-Anina und Bogschan sind die größten in Rumänien. Das wirtschaftliche und kulturelle Zentrum des Banats ist Temeschwar (Timişoara) mit 82 700 Einwohnern, davon 45 000 Deutschen, Knotenpunkt zahlreicher Eisenbahnlinien, voll lebhaften Verkehrs und nie rastender Handelstätigkeit, besonders an den berühmten Jahr- und Wochenmärkten mit ihren bunten Trachtenbildern, und lebhaft entwickelter vielseitiger Industrie. Das gewerbefleißige Lugosch (Lugoj) mit 20000 Einwohnern, darunter 6000 Deutschen, ist Residenz des griechisch-katholischen Bischofs, Karanschebesch (7619 Einwohner, darunter 2365 Deutsche) am Zusammenflusse der Schebesch und der Temesch, Sitz eines griechisch-orientalischen Bischofs. Talaufwärts endlich, im schönen Csernatale, breitet sich inmitten herrlichster Gebirgslandschaft das altberühmte Bad Herkulesbad (Băile Herculane) aus, der bedeutendste und eleganteste Kurort Großrumäniens mit warmen Kochsalz- und Schwefelquellen, die schon den Römern bekannt waren.

Knapp an der rumänischen Grenze liegen, bereits auf jugoslawischem Boden, Weißkirchen und der Weinbauort Werschetz (von 27 000 Einwohnern 14 000 Deutsche). Gleiche Einwohnerzahl wie Werschetz haben Groß-Betschkerek und Groß-Kikinda. An der Einmündung der Temesch in die Donau liegt Pantschowa, das manche Ähnlichkeit mit Semlin an der Savemündung zeigt.

Das Banat als Ganzes bildet eine geschlossene wirtschaftliche Einheit. Die Teilung hat den historischen, kulturellen und wirtschaftlichen Mittelpunkt Temeschwar von einem großen Teile seines Hinterlandes abgeschnitten und dieses wieder seines Hauptmarkt- und Schulortes beraubt. Aber nicht minder schwerwiegend sind, wie gerade in der jüngsten Vergangenheit die Dammbrüche an der Donau zeigen, die Schäden, die aus der Zerreißung des Bewässerungsnetzes mit seinen Hochwasserschutzbauten drohen, da eine wirksame Regulierung der Binnengewässer und ihres Überschwemmungsgebietes nur in einem ungeteilten Lande möglich ist.

Bis heute scheinen sich die neuen Staaten auch über den beobachtenden hydrographischen Dienst noch nicht geeinigt zu haben, wie ja auch die Schiffahrt, selbst zwischen befreundeten Staaten, Rumänien und Jugoslawien, aus einem in den anderen lahmgelegt ist.

BATSCHKA

Das Banat und der Süden des Donau-Theißlandes, die sog. Batschka, sind Teile des Alfölds, aber ihre Flußgrenzen auf drei Seiten und die Kulturarbeit der Deutschen, die seit Anfang des 18. Jahrhunderts aus einem pestverseuchten Sumpfland ein Paradies geschaffen haben, rechtfertigen ihre Ausscheidung als natürliche Einheiten. Die durch Menschenwerk gebändigten Wasserfluten gewinnen noch ab und zu, wie in den jüngsten Tagen, Gewalt über die Dämme, die schon 1924 schwache Stellen zeigten. Nur durch Einigkeit der Bewohner der ganzen großen natürlichen Einheit kann die Natur bezwungen werden. 1926 wurden nicht nur die Felder verheert, sondern auch das bereits eingebrachte Getreide vernichtet.

Die Nordgrenze der eigentlichen Landschaft Batschka ist ungefähr der Kanal zwischen Donau und Theiß, aber aus politischen Gründen greift man heute bis an die südslawische Staatsgrenze vor. So umfaßt die Batschka außer dem lößbedeckten Boden im Süden auch noch einen Teil des höher gelegenen fruchtbaren Telečkagebietes. Neben Getreide: Weizen, Mais und Hafer baut der Bauer in der Batschka Hanf. Im Sumpflande gedeiht Reis und zu wiederholen Malen wurden seit der merkantilistischen Zeit Versuche mit Baumwollanbau gemacht. Bessere Erfolge versprechen Anpflanzungen von Maulbeerbäumen und Seidenraupenzucht. Bei den reichen Körnerernten fällt viel für die Geflügelzucht ab. Pferde und Schweine sind in der Haustierhaltung bevorzugt. Erstere lassen den Wohlstand erkennen, den Mast und Verkauf letzterer eingebracht haben. Wald und eigentlicher Bergbau fehlen in der Batschka im Gegensatz zum rumänischen Banat. Auf der landwirtschaftlichen Produktion allein beruht die bodenständige Industrie, die eine Verdichtung der Bevölkerung in den weiträumigen Städten zur Folge hat. Maria Theresiopel (jugoslaw. Subotica) zählt 100 000 Einwohner, Zenta an der Theiß 30 000, Zombor und Apatin je 31 000 Einwohner. Neusatz an der Donau ist ein wichtiger Marktort mit Produktenbörse, hat aber mit dem gegenüberliegenden Peterwardein auch als Donauhafen große strategische Bedeutung. Auf den Geleisen der Eisenbahn Subotica—Neusatz (Novisad) fahren die Züge, die von Budapest ausgehend Belgrad, Sofia, Konstantinopel oder Saloniki und Athen zum Ziele haben. — Im Leben der Städte gewinnt, wie vordem das magyarische, heute das serbische Element den Vorrang, in den kleineren Siedlungen halten die Nachkommen der einstigen deutschen Einwanderer treu an Vätersitte fest, wenn auch die Berührung mit der magyarischen Welt nicht ohne Einfluß auf Äußerlichkeiten geblieben ist. In der ganzen Batschka sind wohl ein Drittel der Bevölkerung deutsch und mehr als drei Fünftel, fast zwei Drittel, römisch-katholisch, ja in der Stadt Subotica neun Zehntel. In Neusatz und Zombor läßt die größere Zahl des griechisch-orientalischen Bekenntnisses auf serbische Bevölkerung schließen.

DAS ALFÖLD

Das große Niederungarische Tiefland, von dem zwei größere Teile, das westliche Banat und die Batschka, schon einzeln besprochen wurden, dringt im Nordosten, an der Theiß, tief in die Gebirgsumwallung ein, tritt im Norden hart an die Trachytberge des Südrandes der Karpathen heran und greift im Westen mit ihren Ausläufern selbst über die Donau aus, jenseits welcher die Donau-Drauplatte mit

einem Steilufer zum Strome abfällt. Wie die oberungarische Ebene jungtertiärer Meeresboden, treten die Meeresablagerungen doch nur an den Rändern als Hügelland auf. In der Ebene sind sie von quartären Schottern überlagert, in welche seichte Täler mit breiten Flußauen eingeschnitten sind; diese Gegensätzlichkeit tritt auch scharf im Landschaftsbilde hervor: im Innern trockene Platten, oft von Löß verhüllt oder mit Dünen bedeckt, und in den flachen Mulden dazwischen Sodaböden und kleine Salzseen, von halophilen Pflanzen umgeben; die randlichen Gebiete mit feuchten, versumpften Flußtälern und toten Flußarmen häufigen Überschwemmungen ausgesetzt, besonders an der Theiß, wo die träge dahinfließenden Wasser oft infolge Rückstauung der Donauwasser schwere Verheerungen verursachen. Zwischen dem versumpften Schwemmland der Flüsse breiten sich teils fruchtbares Lößgebiet, wie besonders am Ostrande der Ebene, teils natronhaltige Böden oder Sandflächen, teils Sümpfe aus. Auch die große Steppe, vor kurzem fast ohne ständige Siedlung, ohne schattenspendende Baumgruppen gegen die sengenden Sonnenstrahlen, ohne Pfad, nur mit halbwilden Pferden, weißen Rindern, Ochsen und Schafherden bevölkert, mit weithin verstreuten Schäferhütten und der einsamen „Csarda", hat schon viel ihrer alten Romantik eingebüßt, ist zum Teil unter den Pflug genommen und trägt große Wirtschaftsgebäude, ja wird von der Bahn gequert. Die Trockenlegung der Sümpfe und Röhrichtwildnisse an der Theiß hat das Landschaftsbild verändert. Auf Kosten der Viehzucht hob sich die Landwirtschaft und der Ackerboden gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. Verschwunden sind die einst für das Tiefland so charakteristischen Wind-, die rauschenden Wassermühlen, die ärmlichen Hütten der Steppenhirten; nur die Ziehbrunnen mit ihren hochaufragenden Schwengeln sind auch heute noch ein Charakteristikum der weiten, von den silberschimmernden Bändern der Flüsse durchzogenen Ebene, wo Sonnenauf- und Niedergang dem Auf- und Niedergange des Tagesgestirns auf dem Meere gleichen, wo alle gleichzeitig die Sonne begrüßen, von ihr Abschied nehmen können. Dieselben Landschaftsbilder wie an der Theiß wiederholen sich, nur verkleinert, an dem Unterlauf ihrer Nebenflüsse Samosch, Kreisch (Korösch), Mieresch (Marosch) und Temesch; dazwischen liegt überaus fruchtbares Land, tragen die gefestigten Sandböden und Steppen heute ernteschweren Ackerboden, Weizen und Mais, Tabakpflanzungen und Melonenkulturen, um die sich Rebengelände (Sandrebe) schlingt. Im Nordosten an den Ufern der Theiß liegen hart an der tschechoslowakisch-ungarischen Grenze in magyarischem Gebiet Satoraljaujhely (21 000 Einwohner) (vgl. S. 611) und Čop auf slowakischem Boden. Südwärts zieht sich eine Reihe großer Dorfstädte hin, Nyiregyhaza, Hajduböszörmény und die Großstadt Debrecin (103 000 Einwohner), in ganz ebener, aber zum Großteil bereits kultivierter Sandheide, dem bereits erwähnten Hortobagy. An der Bahn nach dem Samoschgebiete ist Debrecin ein wichtiger Marktort für Getreide und Vieh und Standort vielseitiger Industrie, Hochburg des magyarischen Kalvinismus und Sitz einer Universität. Nordostwärts liegen bereits auf rumänischem Boden Groß-Karol (Carei mare), umgeben von einem Kranze schwäbischer Dörfer aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts mit insgesamt rund 40 000 Deutschen, und Szatmár (Satu mare), eine der ältesten ungarischen Städte mit 58 750 Einwohnern, am Samosch, südostwärts, an der Schnellen Kreisch in der Bihorer Ebene Großwardein (Oradea mare, magyar. Nagyvárad) mit 70000 Einwohnern, landwirtschaftlichen Industrien und Getreidehandel, in ähnlicher Lage mit gleicher

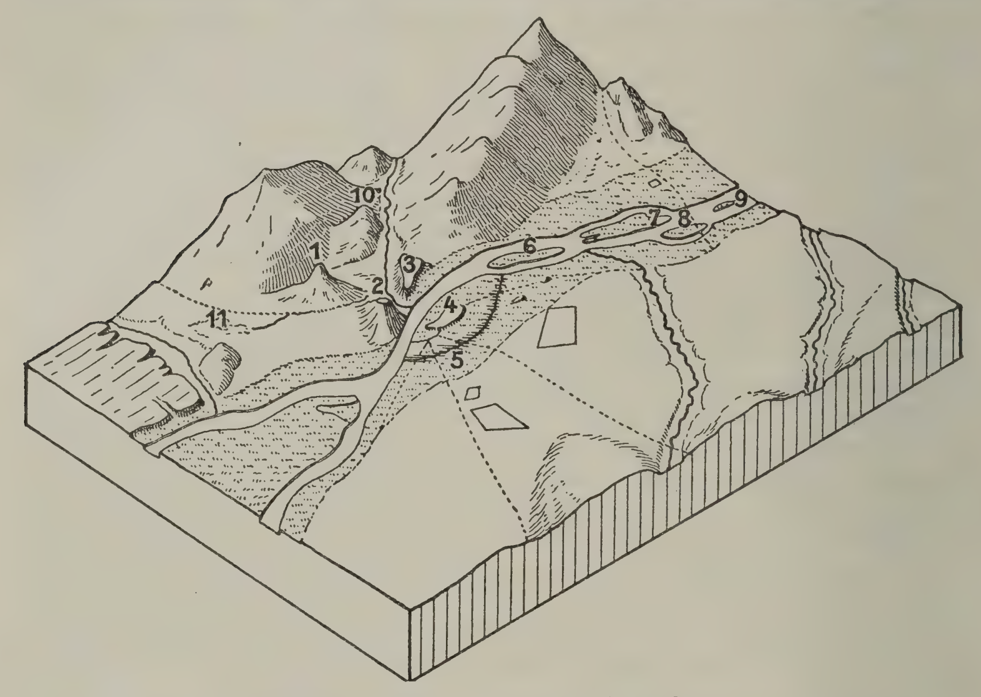
wirtschaftlicher Bedeutung an der Mieresch Arad (63 000 Einwohner). Südlich Debreczin bildet Puspök-Ladány einen wichtigen Bahnknoten, setzt sich die Reihe der großen Dorfstädte mit Bekescsaba, Orosháza, Hodmezö-Vásárhely u. a. fort.

Westlich der Theiß erstreckt sich, durch die Theiß vom östlichen Tieflande getrennt, ein flußloses, steppenartiges Zwischenstromland, mit zwischen verfestigten Sandhügeln eingesenkten flachen Wannen im Sommer austrocknender Natronseen, welchen Tiefenlinien Wege und Bahnen folgen, welches bis an den Fuß von Matra-, Bükkgebirge und Hegyalja heranreicht. An den Talöffnungen des Sájo, der Eger, der Zagyva liegen am Saume der Ebene die wichtigen Marktorte Miskolcz, Erlau (Bischofstadt) und Hátvan (Industrie). Der nördliche Teil, Kleinkumanien, hat noch den Charakter der Sandsteppe, durchsetzt von niedrigen, nordwest-südöstlich streichenden Dünenzügen. Weiter südlich aber ist die Pußta schon zum großen Teil in Kulturland verwandelt oder trägt Robinienhaine. Der Viererpflug mit den weißen ungarischen Ochsen wird allmählich auch hier vom Dampfpfluge verdrängt. Lange Streifen von Weizen, Mais, Tabak und Rübenfeldern wechseln mit prächtigen Gutshöfen und Herrensitzen, mit über die Ebene verstreuten Tanyen inmitten von Obstgärten und Pappelbeständen, mit Spiritus- und Zuckerfabriken sowie Dampfmühlen in der Nähe geräumiger Dorfstädte, die weitabständig in der Ebene liegen. Nach den Türkenstürmen begannen die Bewohner der Dorfstädte die von ihren Vorfahren auf der Flucht vor dem Feinde verlassene Savanne wieder der Kultur zu erobern, errichteten in der Nähe der Städte neue Tanyen, auf denen sie während des Sommers wohnten, oftmals aber auch dauernden Wohnsitz nahmen. Darum hat die Gemarkung der Alföldstädte oft die Dimensionen deutscher Kleinstaaten erreicht. Wohl fehlt fließendes Wasser, doch erreichen die Ziehbrunnen überall in geringer Tiefe das Grundwasser. Unter den Dorfstädten der Donau-Theißplatte sind im Norden Czegléd (37 000 Einwohner), Nagykörös (29 000 Einwohner), Kecskemet (73 000 Einwohner), Kiskunfelegyháza und der wichtige Verkehrsknoten Maria Theresiopel (Subotica, vgl. S. 615), mit stärkerer städtischer Verbauungsweise, die bedeutendsten. Sie betreiben Produkten- und Viehhandel, besitzen aber auch zahlreiche landwirtschaftliche Industrien.

An der Theiß ist Szolnok (33 000 Einwohner) an der Mündung der Zagyva ein wichtiger Brückenort mit lebhafter Industrie. Bei Szolnok beginnt die Schiffbarkeit der Theiß für Dampffahrzeuge. Ähnliche Bedeutung wie letzterer Stadt kommt Csongrad (26 000 Einwohner) an der Mündung der Kreisch zu, ferner Szentes an einem Altwasser der Theiß und in noch größerem Maße der durch hohe Dämme gegen die Theißhochwasser geschützten Stadt Szeged, der eigentlichen Hauptstadt des Alfölds. Szeged ist Universitätsstadt und betreibt lebhaften Handel und Industrie. Die umliegenden Tanyen auf der Pußta dienen der städtischen Bevölkerung zum ständigen Sommeraufenthalt. Schon auf jugoslawischem Boden liegt Zenta, der landwirtschaftliche Mittelpunkt der östlichen Batschka.

Dort, wo die Donau das Alföld betritt, liegt die Hauptstadt Ungarns, Budapest, im Schutze der westlichen Berge, am Kreuzungspunkte der natürlichen Verkehrswege von Osten und Westen, Süden und Norden und dem großen schiffbaren Strome, der Donau. Dazu kommt noch die Gunst der Ortslage am ungeteilten Strome zwischen den langgestreckten Inseln St. Andrä und Csepel. Die Stadt bedeckt ein Areal von 19 444 ha, davon aber nur etwa 16% städtisch verbaut sind,

und zählt 929 000, mit den Vororten 1 227 000 Einwohner. Erst mit der Neubegründung des ungarischen Staates 1867 setzte eine rasche, fast amerikanisch anmutende Entwicklung der ungarischen Hauptstadt ein, wozu vor allem der Ausbau des Verkehrsnetzes, dessen Hauptstränge alle in der Hauptstadt zusammenlaufen, die Ausgestaltung des Donauverkehrs und besonders die Zentralisierung des Wirtschafts- und Kulturlebens in der Hauptstadt beigetragen haben. Als erste Industriestadt verfügt sie über eine mächtige Güterproduktion und wächst nach Osten in die Ebene hinaus. Universitätstadt und Mittelpunkt alles geistigen und nationalen Lebens, übt die Stadt große Anziehungskraft auf alle Magyaren



Blockdiagramm der Budapester Landschaft

(Nach Eugen Cholnoky, Ungar. Geograph. Mitteil., Internationale Ausgabe, Budapest 1923)

1 Sasberg; 2 St. Gellert- oder Blocksberg; 3 Festungsberg; 4 Terrassen der inneren Stadt; 5 einstiges Altwasser; 6 Margaretheninsel; 7 Große Ofener Insel; 8 Neupester Insel; 9 Palota-Insel; 10 Kleine Schwabenberge; 11 Bitterwasserquellen

aus. Ihre wundervolle landschaftliche Lage am Austritt des Stromes in die Ebene, von Blocks- und Burgberg, an deren Fuß heilkräftige Quellen hervorbrechen, überragt, reiht sie mit ihren prunkvollen Baudenkmälern und Palästen an breiten Straßenzügen unter die schönsten Städte Europas. 91% der Bevölkerung sind magyarisch.

Im Budapest von 1880 haben wohl 70% die Kenntnis der magyarischen Sprache angegeben, aber nur knapp 57% magyarische Nationalität; damals zählte man in Budapest über 34% der Einwohner mit deutscher Nationalität und über 74% mit Kenntnis der deutschen Sprache, die also noch vor weniger als fünfzig Jahren mit dem Magyarischen in der Hauptstadt gleichberechtigt war. Heute leben im Stadtbereich Budapest etwa 65 000 Deutsche, d. s. nur mehr $6^1/_2$%; die Nationen

vom Rande des Pannonischen Beckens erreichen gar nur 2% der hauptstädtischen Bevölkerung, von der sich 1920 drei Fünftel zur katholischen, ein Sechstel zur evangelischen und fast ein Viertel zum Judentum bekannten.

Westlich der Donau erhebt sich über die unendliche Ebene des Niederungarischen Tieflandes das Hochufer der Donau-Drauplatte. Sie umfaßt den südöstlichen Teil des weiten Gebietes westlich der Donau zwischen dem Strom, der Drau und den Ausläufern der Alpen, der von den Ungarn als Transdanubien zusammengefaßt wird, und wird im Nordwesten, gegen die Oberungarische Ebene, vom sog. Ungarischen Mittelgebirge begrenzt, dessen Hauptteil der südwestliche Bakonywald ist, ein mäßig hoher bewaldeter Gebirgszug, an dessen Fuß der große abflußlose malerische Plattensee (Balaton) liegt. In einen südwest-nordöstlich am Rande der Lößplatte verlaufenden Graben gebettet, der in seinem nordöstlichen Teile den teilweise ausgetrockneten Velenczer Sumpf enthält, erreicht er eine Fläche von 614 qkm und 82 qkm Länge bei einer mittleren Tiefe von nur 2 m; er ist der größte See Mitteleuropas. Der Rand des Balatoner Oberlandes wird von einer breiten Felsenterrasse begleitet, aus deren Rebengelände weiße Winzerhäuschen und Villen hervorblicken. Die in den See vorspringende, aus Basalttuffen aufgebaute Tihanyer Halbinsel zerlegt den See in zwei Becken mit getrennten Strömungskreisen. Jenseits des Füliper Hafens erheben sich über der breiten flachen Einbuchtung malerische Basaltkuppen mit durch die Brandung ausgearbeiteten prächtigen Kliffen, deren schönste, der Badacsonyberg (487 m), von Reben umhüllt ist, die den berühmten Badacsonyer Wein, neben dem Tokajer der beste Wein Ungarns, geben. Balatonfüred, der berühmte Badeort, ist die Hauptstation des Dampferverkehrs auf dem See. Am Südfuß des Bakony erhebt sich über dem Plattensee der alte Bischofsitz Veszprém (15 000 Einwohner) in weinreicher Gegend, nordöstlich davon die alte Krönungsstadt der arpadischen Könige, Stuhlweißenburg (Székesféhérvár), in der Öffnung der Talmulde, welche die Verbindung der Lößlandschaft mit der Oberungarischen Ebene darstellt. Stuhlweißenburg ist heute eine stille Stadt; nur einige enge Gäßchen mit alten Bauwerken erinnern an ihre einstige geschichtliche Bedeutung. Die Bahnlinie Stuhlweißenburg—Komorn folgt der Bruchsenke von Mór zwischen Bakony- und Vertésgebirge, der Senke von Totis zwischen Vértes- und Gerecsegebirge die alte Straße und die Bahn Budapest—Komorn. Jenseits der von der Bahn Budapest-Gran benutzten Senke erhebt sich das Pilisgebirge. Hier liegt auf einer 60 m hohen lößbedeckten Terrasse über der Donau die alte Arpadenstadt Gran (20 000 Einwohner), die kirchliche Metropole Ungarns mit ihrem herrlichen Dome. Hier tritt die Donau in den malerischen Durchbruch zwischen den bewaldeten Andesit- und Trachytbergen, überragt vom Visegrad (485 m) mit den Ruinen der alten Plintenburg. Die an der Donau am Rande der Lößtafel gelegenen Orte Dunaföldvár, Paks, Szegszárd (Weinbau) und Mohacs lassen schon in ihrer Anlage den agraren Charakter der Landschaft erkennen. Nur Fünfkirchen (Pécs) am Südrande des Mecsekgebirges, eine der ältesten Städte Ungarns und heute Universitätsstadt, hat sich durch die Kohlenbergbaue zu einem lebhaften Industrieorte entwickelt. Das übrige sehr fruchtbare Land, zu dem ältesten Siedlungsgebiete in Ungarn gehörend, ist von zahlreichen deutschen Kolonien durchsetzt. Am Südrande der Lößebene zieht sich auf Kalkschollen das Rebengelände von Villany hin. Westlich und nördlich vom Mecsekgebirge breitet sich die weniger tief abgesunkene, überaus fruchtbare Somogyer Platte aus, deren Bevölkerung sich vorwiegend

landwirtschaftlich betätigt. Die Siedlungen gleichen jenen des Alfölds, sind Marktplätze mit großen Getreide- und Viehmärkten, wie Groß-Kanizsa, Kaposvar, Keszthely oder Siofók, letztere an den Ufern des Plattensees.
Nördlich senkt sich die Somogyer Platte zum großen Raaber Becken, das sich östlich von den Ausläufern der Alpen, dem Leithagebirge und den Kleinen Karpathen ausbreitet, an den Rändern lößbedecktes Hügelland, in der Mitte große Schotterebenen, entstanden aus der Vereinigung der sehr flachen Schuttkegel von Donau, Raab, Waag, Neutra und Gran. Es wird von der Donau in mehreren Armen durchflossen, welche die beiden Schüttinseln einschließen. Waag, Gran, Neutra und Eipel, deren Unterlauf eine deutliche Verschleppung nach Osten zeigt, führen ihr von den Karpathen, Leitha und Raab aus den Alpen Wasser zu. Südlich der Donau liegt in einer Lücke zwischen den Aufschüttungen der Donau und der Raab am Fuße des Leithagebirges der seichte, in seiner Ausdehnung sehr veränderliche Neusiedler See, dessen Schwankungen jetzt durch Kanalisierung ausgeglichen werden, da der früher abflußlose See nunmehr durch den Einser-Kanal zur Rabnitz entwässert wird. Gegen Osten hin breitet sich das Sumpfland des Hanság aus, das durch künstliche Entwässerung zumeist in Weideland verwandelt wurde. Westwärts erstreckt sich welliges Hügelland, an den Seeufern von Weingärten umhüllt (Rust), bis an den Alpenrand, aus dem horstartig der kristalline Günser Sporn hervorspringt, der im Geschriebenstein zu 883 m ansteigt. Südwärts schließen sich die vulkanischen Kuppen des oststeiermärkischen Berglandes an, die häufig von Burgen gekrönt sind (Riegerburg, Güssing u. a.). Als Hauptgebiet des römischen Pannonien altes Kulturland, hat das Gebiet, von ackerbauenden Slawen und Magyaren besiedelt, an die sich im Westen ein breiter Streifen deutschen Volkstums schließt, das von den Heanzen (vgl. S. 604) bewohnte Land, unter den Einfällen der Mongolen und der Türken, die hier niemals länger verweilten, weniger gelitten als das Alföld. In steter Berührung mit dem deutschen Kulturkreis entwickelte sich die Landwirtschaft, entstanden zahlreiche landwirtschaftliche und städtische Siedlungen mit vorwiegend deutschem Charakter, wie Preßburg und Ödenburg, welche die Zugänge vom Wiener Becken her beherrschen, dieser die „Ödenburger Pforte", zwischen Rosalien- und Leithagebirge, jener das Donautor bei Theben. Zwischen Leithagebirge und Hainburger Bergen vollzieht sich durch die Brucker Pforte ein großer Teil des Verkehrs zwischen Wien und Budapest. Ödenburg, heute überwiegend magyarisch, ist der natürliche wirtschaftliche Mittelpunkt des Heanzenlandes, von dem ein Teil als sog. „Burgenland" an Österreich zurückkam, während die Stadt Ödenburg bei Ungarn verblieben ist. Niedere giebelige Häuser, vielfach noch mit Stroh- oder Schilfbedachung, in langgezogenen Dörfern, die Straßen voll schnatternder Gänseherden, weite Weizen- und Zuckerrübenfelder, Futterpflanzen- und Gemüsekulturen unterbrochen von Heide, dazwischen stattliche Gutshöfe und Edelsitze, umgeben von riesigen Parkanlagen, erfüllen die Landschaft. Den Mittelpunkt des weinreichen Hügellandes im Raabgebiet bildet Steinamanger (Szombathely) mit 35 000 Einwohnern. Inmitten des weiten Innundationsgebietes erhebt sich an einer wichtigen Furt, die einst von riesigen Sümpfen umschlossene alte Stadt Raab (Györ), 50 000 Einwohner, ehedem Festung, heute einer der bedeutendsten landwirtschaftlichen Märkte Ungarns, mit reger Industrie, an der Donau die zwei kleinen Marktorte Ungarisch Altenburg und Wieselburg (Moson). Am nördlichen Donauufer erhebt sich über den Strom die alte Brückenstadt Preßburg (Bratislava). Jahr-

hundertelang eine führende Kulturstätte, ein an den Rand der Ebene vorgeschobener Posten des Deutschtums (1910 40% deutsche Einwohner), ist die Stadt heute erster Donauhafen der Slowakei und Sitz der internationalen Donaukommission. Mit modernen Hafenanlagen, Lagerhäusern, mit Verkehrs- und Kreditunternehmungen ausgestattet, wächst die Stadt rasch an und zählt als Gemeinde 78 223, als Wohnplatz 93 329 Einwohner. Unterhalb Preßburg gabelt sich die Donau in drei Arme, deren mittlerer, der Hauptstrom, die Grenze trägt. Die Zerreißung des eine große geographische Einheit bildenden Raaber Beckens durch die im Frieden von Trianon festgelegten Bestimmungen, welche die Donau zum Grenzstrome zwischen der Tschechoslowakei und Ungarn machten (vgl. S. 622), haben für die beiderseitigen Anwohner des Stromes schwere wirtschaftliche Schädigungen gebracht, da die Grenzführung viele ihrer alten wirtschaftlichen Beziehungen abgeschnitten hat, ähnlich wie wir es auch andernorts, z. B. im Banat, gesehen haben. — Die fruchtbare Schüttinsel (1542 qkm) trägt 140 Dorfsiedlungen; Sommerein im Westen ist die bedeutendste derselben. Neben Ackerbau und reger Viehzucht bildet Schilf- und Strohflechterei den Haupterwerb der Bewohner. Eine Reihe kleiner Siedlungen begleitet den Rand der Ebene am Fuße der an Wald und Reben reichen Kleinen Karpathen. An einem wichtigen Kreuzungspunkte zweier Bahnlinien und mehrerer verkehrsreicher Straßen breitet sich inmitten der fruchtbaren Ebene am Tyrnavaflusse die Stadt Tyrnau aus, südöstlich davon an der Waag das vielbesuchte Marktstädtchen Szered, mit etwas Industrie, aber bedeutendem Holzhandel. Unterhalb Kostolany verschmilzt das sich nach Süden trichterförmig weitende Waagtal mit der Donauebene. An der Talöffnung am Nordrande der Tieflandsbucht breitet sich das seines Holzhandels wegen bekannte Städtchen Waag-Neustadtl aus. Talabwärts reihen das weltberühmte Bad Pischtian, Kostolany und schließlich Freistadtl, Bahnknoten der vom Neutratale kommenden Bahn mit jener durch das Waagtal. Kleineren Siedlungen in der Ebene folgt ostwärts die einst starke und wichtige Festungsstadt Neuhäusl, heute ein bedeutender Marktort für landwirtschaftliche Produkte und Vieh. Die Festungsstadt Komorn, einst einer der wichtigsten festen Plätze des Landes, liegt an der Vereinigung der zahlreichen Donauarme, der Waag und der Neutra, wo sich das Überschwemmungsgebiet stark einengt und der Strom leicht passierbar wird. Als Mittelpunkt regen Getreideausfuhrhandels hat die Stadt große Bedeutung erlangt. Ihre Hafenanlagen wurden in jüngster Zeit zum ersten Petroleumhafen der Tschechoslowakischen Republik ausgebaut. Gegenüber, am rechten Donauufer, wächst das ungarische Neu-Komorn rasch heran, und so entsteht in unseren Tagen abermals ein Städtepaar an der Donau.

DIE TSCHECHOSLOWAKISCHE REPUBLIK

Die Tschechoslowakische Republik vereinigt physisch und ethnographisch verschiedene Landschaften zu einem Staate, der seine Entstehung der geschickten Propaganda einiger weniger Persönlichkeiten verdankt, deren Wünsche in den Friedensschlüssen von St. Germain, Versailles und Trianon sowie in den Entscheidungen der Gesandtenkonferenz von Teschen und des Völkerbundes in der Javorinafrage in den Grenzen die weitgehendste Berücksichtigung gefunden haben. Die Fläche des Staates mißt 140 395 qkm, davon entfallen auf Böhmen in den alten

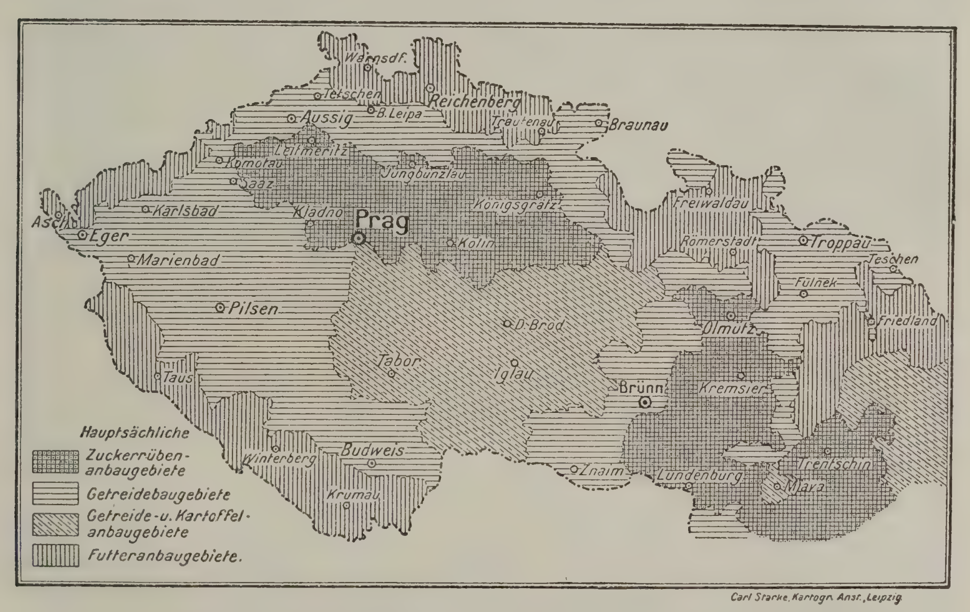
Grenzen 51 946, auf Mähren 22 222 qkm, auf Schlesien bis zur Olsa 4138 qkm, auf das Hultschiner Ländchen 285 qkm, auf die Gebiete von Weitra und Feldsberg 212 qkm, so daß die Sudetenländer 78 803 qkm umfassen; die Karpathengebiete messen 62 521 qkm, davon die Slowakei 48 936 qkm, Karpathenrußland 12 656 qkm. Vom Fichtelgebirge bis zu den Quellen der Theiß erstreckt sich der Staat in westöstlicher Richtung über 900 km, während die größte geschlossene Nordsüderstreckung nur rund 280 km beträgt, die sich nach Osten auf 70 km verjüngt. Die Grenzen sind etwa dreimal so lang wie der Umfang eines Kreises vom gleichen Flächenausmaß. Innerhalb des Karpathenbogens hat die Tschechoslowakische Republik mit der Donaugrenze Anteil am Raaber Becken, und ebenso befindet sich das Nordende des Alföldes innerhalb ihrer Grenzen. Der Staatsgedanke, der die Sudeten- und Karpathenbevölkerung (1921 13 613 172 Einwohner) fest verbinden soll, durchdringt derzeit noch keineswegs alle Teile gleichmäßig; die Slowakei und der äußerste Osten, das „subkarpathische Rußland", erinnern immer wieder an die Vereinbarungen von 1918 in Pittsburg und Philadelphia, auf denen ihnen Sonderrechte versprochen worden waren. Auf die Minderheiten, Deutsche (amtlich 3 124 000), Magyaren (745 000), Ukrainer (462 000), von denen jede hart an der Grenze ihr Hauptvolk als Stütze des Volkstums findet, wurde schon wiederholt hingewiesen. Es sei nur erwähnt, daß, seit Deutschland in Locarno die Grenzen seines Nachbarn anerkannt hat, die Deutschen mit aktiver Beteiligung an der Führung des Staates begonnen haben. Soll dem bescheidenen Anfang eine Fortsetzung folgen, so wird die Vorstellung der bisherigen Regierungskreise von dem Nationalstaat auch in der äußeren Form nicht aufrecht erhalten werden können, und der Nationalitätenstaat muß auch fernerhin in der Zusammensetzung der Regierung zum Ausdruck kommen. Es sei hier besonders hervorgehoben, daß die Tschechoslowakische Republik der drittgrößte deutsche Staat ist, und daß eine Minderheit, die $3^1/_2$ Millionen Zugehöriger = $25^3/_4$% der Bevölkerung zählt, deren Hauptvolk den Staat im Nordwesten und Südwesten umgrenzt, auf die Dauer nicht ausgeschaltet werden kann, um so weniger, als die Umklammerung der Mitte Böhmens und Mährens durch Deutsche bewirkte, daß trotz der Sprachverschiedenheit die Tschechen den Deutschen näher stehen als den Slawen im Karpathengebiet. Die Sprachgemeinschaft mit den Slowaken macht die Tschechen zu Kulturträgern nach dem Osten und gibt der Tschechoslowakischen Republik die Aufgabe einer Vermittlerin zwischen westlicher und östlicher Kultur.

Die Verkehrslage der Tschechoslowakischen Republik im Herzen von Europa zu beiden Seiten eines seit alten Zeiten vielbegangenen Wegstückes, der sog. Bernsteinstraße, kann erst nach Wiederherstellung der Wirtschaft Europas voll zur Geltung kommen. Die wirtschaftsgeographische Lage zeigt bei großen Vorzügen auch Nachteile. Die Nahrungsmitteleinfuhr kann bei in allen Teilen des Staates gleich hoch entwickeltem Betrieb auf solche aus warmen Ländern der Erde, also meist Genußmittel beschränkt bleiben; heute müssen allerdings nicht unbeträchtliche Mengen an Brotfrucht im Ausland gekauft werden. Der Zufuhr von Rohstoffen steht eine Ausfuhr von solchen, vor allem aber eine gewaltige Ausfuhrmöglichkeit von Fertigerzeugnissen gegenüber. Die Tschechoslowakische Republik zeigt Anklänge an Osteuropa (Rohstoffausfuhr) und an Westeuropa (großer Überschuß an Fertigwaren), ist also Agrar- und Industriestaat zugleich und hat mit dieser Zwischenstellung auch manche Schwierigkeit mitbekommen, wenn handelspolitische Abmachungen zu treffen sind, denn der Schutz der eigenen Landwirt-

schaft durch Zölle trifft die Industrie nicht nur durch die erhöhten Ernährungskosten, sondern auch durch die erschwerten Absatzmöglichkeiten in Ländern, die vor allem Nahrungsmittel abzugeben haben und nun ihrerseits die Einfuhr von Industriewaren aus der Tschechoslowakischen Republik mit höheren Zollsätzen belegen.

Ackerbau und Viehzucht umfassen 40% der Berufstätigen des ganzen Staates, Gewerbe und Industrie 34%; in den Sudetenländern beschäftigen letztere 40%, erstere nur 33%; nach Osten zu herrschen Ackerbau und Viehzucht immer stärker; in der Slowakei gehören ihnen 62% der Berufstätigen an, in Karpathorußland gar 68%.

Die Tschechoslowakei ist von der Natur reich ausgestattet, die westlichen Gebiete erfreuten sich überdies seit längerer Zeit einer ausgezeichneten Ver-



Landwirtschaftliche Erzeugungsgebiete der Sudetenländer

waltung und eines mustergültigen Schulwesens, daher ist die geschichtliche Grenze zwischen Sudeten- und Karpathenländern auch eine Kultur- und Wirtschaftsgrenze.

Landwirtschaft findet in allen Teilen rege Pflege. Dem vorzüglichen landwirtschaftlichen Schulwesen verdanken auch kleinere Betriebe in den Sudetenländern Hektarerträge, wie sie sonst nur in Westeuropa bei modernster Betriebsführung beobachtet werden. Auf den Großgrundbesitzen der Slowakei haben erfahrene Fachleute die gleichen Erfolge erzielt. Die staatliche Umgestaltung hatte eine Neuaufteilung des Großgrundbesitzes im Gefolge, die zugleich nationalen Zwecken dient und in bisher deutschen oder magyarischen Gegenden slawische Minderheiten schaffen oder bestehende schwache stärken soll. Fast ein Viertel der Staatsfläche unterliegt der Bodenreform. Bei den ausgedehnten Grenzwaldungen werden für die Erwerbung durch den Staat strategische Gründe angeführt.

Von der rund 60 000 qkm großen Ackerfläche nehmen gut die Hälfte Halmfrüchte ein, ein Sechstel Hackfrüchte, ein Fünftel Futterpflanzen, Hülsenfrüchte 3% und andere Nutzpflanzen 5%. Roggen- und Weizenfelder beanspruchen ein Viertel der Ackerfläche. Weizen gibt in den Ebenen Böhmens, Mährens und der Slowakei weder an Güte noch an Ertrag den gerühmten westeuropäischen Sorten nach. Der Roggen übertrifft in den Sudetenländern die Weizenernte beträchtlich. Im Karpathenland wird mehr Gerste angebaut. Hafer wird in den Sudetenländern rund dreimal soviel geerntet wie in dem Karpathenanteil, der mit seinen Maisfeldern die Wirtschaftsweise der südlichen und östlichen Nachbarn übernommen hat. Mais und Hanf reichen aus der slowakischen Ebene nach Süd- und Ostmähren herein, sie fehlen sonst in den Sudetenländern, die in den höheren Lagen für Textilzwecke Lein und als Nahrungs- und Industriepflanze Kartoffeln bauen. In den Ebenen Böhmens und Mährens herrscht auf den besten Böden der Zuckerrübenbau, wie Hopfenbau in der Saazer und Auscha-Daubaer Gegend. Die sonnigen Hänge bei Leitmeritz in Böhmen, die Hügel Südmährens und die Vorberge der Karpathen in der Slowakei umkränzen Reben und Obstbaumhaine, unter denen vorzügliche Gemüse gedeihen.

Die Viehzucht, die sich gleichwertig neben die Ackerwirtschaft stellt, ist, abgesehen von der bescheidenen Baudenwirtschaft in den Sudetenländern und Almbetrieb in den Karpathen, Stallhaltung. Auch in den Karpathen schränkt die neue Zeit den Weidebetrieb ein. Milch und Molkereierzeugnisse sind bei $2^1/_2$ Millionen Milchkühen mit 1 Milliarde Mark zu bewerten, das Fleisch des Rinderstandes mit der doppelten Summe. Die Schweinezucht gewinnt durch die leichte Mast für die Fleischversorgung große Bedeutung.

In der Slowakei und Karpathorußland können noch größere Schafherden über die Felder getrieben werden; die Milch liefert den außerhalb des Landes geschätzten Brinsenkäse, die Wolle wird im eigenen Haushalt verarbeitet oder auch an Spinnereien verkauft. In den Tieflandsgebieten der Slowakei wird der Pferdehaltung ebenso wie in Ungarn große Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Kohlenlager waren in den ersten Jahren eine wesentliche Stütze des neugebildeten Staates, denn die kohlenarmen Nachbarn Österreich und Ungarn mußten auf jede Bedingung eingehen, um für ihre Wirtschaft den unentbehrlichen Kraft- und Rohstoff zu erlangen. Die Kohle gehört daher in der Tschechoslowakischen Republik zu den wichtigsten Ausfuhrgütern, hat aber doch bereits mit der Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in den Nachbarländern an Bedeutung stark verloren. Die Kohlenförderung betrug 1924 14 Mill. t Stein- und 21 Mill. t Braunkohle, 1925 12,8 und 18,9 Mill. t.

Die großen Steinkohlenlager bei Mährisch-Ostrau und Freistadt, die Pilsner und Kladnoer und die kleineren bei Rossitz-Oslavan und bei Schatzlar-Radowenz wurden schon früher erwähnt. Braunkohle findet sich an vielen Stellen, die Buchten in tertiären Wasseransammlungen waren. Im Egergraben liegen die größten Vorräte um Teplitz-Brüx, Komotau-Falkenau-Eger. Zu diesen gewaltigen Energiemengen kommen noch Erdöllager in dem mährisch-slowakischen Grenzgebiete bei Göding und im Osten in der Nähe von Salz. Die Ausbeute in den letzten Jahren lieferte bloß 11 000—18 000 t Rohöl. Eisenerze gibt es an sehr vielen Stellen in der Gebirgsumrandung. Im Betrieb sind derzeit nur die Gruben in der sog. Silurmulde Böhmens, hauptsächlich in Nučitz und längs des Nordrandes des Slowakischen Erzgebirges zwischen Dobschau und Kaschau. Hochöfen finden sich in der Nähe



Preßburg



Ed. Friedmann, Wien

Basilika und Primatialpalais in Gran a. d. Donau



Ed. Friedmann, Wien

Nagy Maros, eine deutsche Siedlung bei Budapest



Ed. Friedmann, Wien

Weinpflanzung im Sande der Insel Csepel (südl. von Budapest)

der Erzlager, denen Kohle und Koks aus dem Ostrauer Kohlenbezirk zugeführt wird. Die in der Heimat gewonnene Erzmenge (zwei Fünftel in Böhmen, drei Fünftel in der Slowakei) wird durch fast die gleiche Menge aus dem Auslande, 700 000 t, ergänzt. Die übrigen Erze, so häufig genannt sie auch immer werden, liefern nur etwa 1% zum Gesamtwert der Bergbauproduktion, während Salz allein noch 1,5—2% beisteuert. Mannigfach sind die Erzlager der Slowakei und im Böhmischen Erzgebirge. Viel verspricht man sich auch von der Wiederbelebung des Goldbergbaues in der Umgebung von Eule, am Roudny bei Libaun und von Bergreichenstein. In der Slowakei hat man die Silberstollen bei Kremnitz neuerdings in stärkeren Betrieb genommen. Der Přibramer Bergbau kommt der Hochschule zugute. Der einst reichste Goldbergbau der Slowakei scheint für immer erloschen zu sein. Mächtige Graphitlager in Südböhmen, West- und Nordmähren und in der Slowakei konnten bei dem Reichtum der Nachbarschaft am gleichen mineralischen Erzeugnis größere Ausfuhrwerte nicht erreichen. Auch die Magnesitindustrie bei Eltsch (Jelsava) ist nur zur Hälfte beschäftigt. Die Salzlager im Osten lieferten 1925 126 000 t Salz.

Der Wald gehört mit zu den wichtigsten Wirtschaftskräften der Tschechoslowakischen Republik. Holz ist ein wichtiger Rohstoff für heimische Industrie, spielt aber in der Ausfuhr heute keine große Rolle. Auch der Lebensraum der jagdbaren Tiere wird eingeengt, wenn auch die Waldungen im Osten noch Wildschwein, Luchs, Wolf und Bären beherbergen. In der jüngsten Zeit hat man in höheren Lagen Versuche mit Pelztierfarmen unternommen.

Im Rahmen der Tschechoslowakischen Republik besteht eine sehr leistungsfähige Industrie, die durch Qualitätserzeugnisse außerhalb der Grenzen die früheren Abnehmer zurückzugewinnen und neue zu erwerben trachten muß. Nähe des Wasserweges und billige Kohle waren die Voraussetzungen für die Niederlassung der chemischen, Glas-, Hütten-, Maschinen-Industrie. Im Gebirgsland fand die Textilindustrie in den Hausgewerbetreibenden geschulte Arbeitskräfte. Auch die Papiermühlen sind an die Gewässer und den Holzreichtum der Gebirge gebunden. Dagegen ist die Glas- und keramische Industrie vom Wald längst zur Kohle gezogen.

Die Landwirtschaft fand neue gewinnbringende Betätigung in der Verarbeitung der Zuckerrübe, der Kartoffel, in Malz- und Spirituserzeugung. In der dadurch kaufkräftiger werdenden, Landwirtschaft treibenden Bevölkerung fanden in der jüngsten Zeit wieder eine Reihe von Industrien für ihre Maschinen Abnehmer.

Unter den landwirtschaftlichen Industrien arbeitet die Zuckererzeugung in und am Rande der fruchtbarsten Landschaften in Böhmen und Mähren wie in der Slowakei zu einem großen Teile für die Ausfuhr, die Brauerei, Brennerei und Weinkelterei dagegen hauptsächlich für den Inlandsverbrauch. Die Ausfuhr von Bier ist gering, das benachbarte Ausland nimmt etwa $2^1/_2$ % der Erzeugung auf. Gemüsekonserven der Leitmeritzer, Königgrätzer und Olmützer Gegend, Käseerzeugung und Fleischkonserven (Pragerschinken und Selchwaren) gelangen hauptsächlich in das benachbarte Ausland. Für das ferne Ausland arbeitet die Holz- und Papierindustrie, deren Standorte die Ufer der aus dem Gebirge austretenden Flußläufe begleiten und, auf eine Karte eingetragen, die Waldgebiete einem Kranze gleich umsäumen. Ebenso sind böhmische Gläser, keramische Waren überall geschätzt. Zu der Gütewarenerzeugung der Böhmerwald-, der Gablonzer- und Steinschönauer Gegend sind für die chemische und andere Flüssigkeiten erzeugende Industrien Großunternehmungen für Hohlglaswaren in den Braunkohlengegenden

entstanden. Mit den böhmischen Glas-Fabriken den Wettbewerb zu bestehen, ist für die mährischen und slowakischen nicht leicht. Die Eisenverarbeitung ist in etwa 1200 Betrieben eine sehr mannigfache. Neben Großbetrieben in Prag, Smichov, Pilsen, Kladno, Witkowitz, die je 10—20 000 Arbeiter beschäftigen, gibt es auch Werkstätten, in denen Meister und Gehilfe sich wie vor Jahrhunderten in die Arbeit teilen, Feilen, Nägel, Ackergerät und Werkzeuge aller Art herstellen. In der Zips sowie in Nordböhmen überdauert die Kleineisen- als Hausindustrie die Zeit. Die chemische Industrie ist in den Sudetenländern seit langer Zeit beheimatet, verarbeitet aber heute großenteils ausländische Rohstoffe. In den Spinnereien, Webereien und Veredelungsbetrieben sind in der Tschechoslowakei mehr als 300 000 Leute beschäftigt; sie ist überaus mannigfaltig und, wie bereits erwähnt, besonders in den Gebirgsgegenden verbreitet, wo sie einem großen Teil der Bewohner teils das ganze Jahr über, teils nur im Winter Verdienst verschafft. Die Lederverarbeitung in Großbetrieben in Nord- und Ostböhmen, aber auch in einzelnen Orten Mährens, erzeugt bei 40 000 000 Paar Schuhen im Jahre, also weit mehr, als die Bevölkerung aufnehmen kann. Am Schlusse sei betont, daß im Sudetengebiet die beiden Nationen gleiches Geschick für alle Art der Betätigung zeigen, während in der Slowakei die Industrie von Deutschen und Magyaren geleitet wurde und der Handel ebenso wie in anderen Gegenden, in denen verschiedene Sprachen ineinander greifen, von Juden besorgt wurde.

In den Sudetenländern lag der Handel noch vor wenigen Jahrzehnten fast ausschließlich in deutschen Händen, ging in der allerjüngsten Zeit besonders rasch in tschechische über, doch darf man den Stand durchaus nicht nach dem äußeren Bild der Geschäftsstraßen der Städte bemessen. Der Handel in der Tschechoslowakei ist viel reger wie in Ungarn oder gar in Rumänien; es machen sich hier die wirtschaftlichen Spannungen zwischen Ebene und Gebirge viel mehr geltend wie im letztgenannten Staate. Der Außenhandel zeigt 1925 ein beträchtliches Aktivum, das, unterstützt von den Einnahmen aus dem Fremdenverkehr und aus denen der Durchfuhr, ausreicht, auch eine aktive Zahlungsbilanz zu erzielen. Die Tschechoslowakei ist, wie die Außenhandelsziffern beweisen, in den Rahmen Mitteleuropas eingespannt, aus dem sie trotz aller Begeisterung der Regierungskreise für Westeuropa nicht heraus kann, denn drei Fünftel der Ein- und Ausfuhr werden auch im 6. Jahr des neuen Staates noch immer mit den nächsten Nachbarn abgewickelt, gegen je 11—12% mit den westeuropäischen Staaten, von denen in der Abnahme tschechoslowakischer Ware Frankreich und Belgien 1925 kaum 2% erreichen.

Außenhandel 1924 und 1925:

	in Millionen č K		in Millionen G.-Mark à 12 č K (Friedenswert)
	1924	1925	1925
Einfuhr	15862	17594	1500
Ausfuhr	17022	18799	1575
	+ 1160	+ 1205	+ 75

Der Handel nach den Donauländern ist für die Industrie der Tschechoslowakei besonders wichtig, daher es unbedingt notwendig ist, alle durch Verordnungen verfügten Verkehrshindernisse zu beseitigen, zumal dieser Austausch von Waren durch die Natur vorgezeichnet und durch Jahrhunderte lange Übung die Völker zu günstigen Ausnutzungen der natürlichen Gegebenheiten führte.

Der Verkehr im Inneren der Tschechoslowakei findet im Westen bei dem eingeebneten Relief kaum Hindernisse, die der heutigen Technik Schwierigkeiten bereiten könnten, ja selbst in der Slowakei folgt die Eisenbahn lang begangenen Wegen. Mit Geschick hat die Prager Verwaltung die Verknüpfung der Sudeten und Karpathenländer durch Ausgestaltung des Einbahnwesens in Angriff genommen. In den Sudetenländern unterstützen 10 000 Kraftwagen den Verkehr, während in den Karpathenländern bei der Vorliebe für Pferdegespanne die Zahl der Automobile sogar noch unter 1000 bleibt; allerdings ist die Straßenpflege im Westen viel besser als im Osten. Zwei Hauptrichtungen des Verkehres Eger—Prag—Böhm. Trübau—Prerau—Oderberg—Kaschau—Hušte—Jašina (Körözmesö), Tetschen—Prag—Brünn—Preßburg sammeln gleichsam als Stammadern die anderen Linien. Künstliche Wasserstraßen sollen die Donau mit der Elbe und auch mit der Oder verbinden; für die Verwirklichung dieser schon viel erörterten Pläne wird sich aber in der nächsten Zeit kaum das nötige Geld beschaffen lassen, obwohl durch diese Kanäle drei große, seit 1919 internationalisierte Ströme und ebenso Nord- und Ostsee mit dem Schwarzen Meere einen durchgehenden Verkehr erhielten. Die Transporte auf der Elbe haben die Frachtmengen von 1913 wieder erlangt, die Donauschiffahrt liegt darnieder. Auf tschechoslowakischem Boden wird die Theiß nur zu Flößerei von Holz verwendet. Die Elbe führt zum Welthafen Hamburg, in dem der Tschechoslowakei nach dem Friedensvertrag ein eigenes Territorium gebührt. Das Seehafenproblem ist noch nicht gelöst, da die bisherigen Regierungen Triest viel Sympathie entgegengebracht haben und Ermäßigungen der Tarife auf den Bahnen sowie derjenigen der Lagerhäuser die politischen Freundschaften erfolgreich gegen den kürzeren Weg ankämpfen ließen. Die Beobachtungen lassen erkennen, daß in friedlichen Zeiten die Binnenlage einem Staate auch Vorteile bringen kann, denn seine Transporte werden, ohne daß er selbst Auslagen für die Hafenausgestaltung zu tragen hat, von den nächstgelegenen Häfen gar sehr umworben. Tschechoslowakische Wirtschaftsverbände haben daher auch wiederholt bei der Regierung Vorstellungen erhoben, auf das sichtbare Zeichen der Machtverschiebung, auf die Besitzergreifung des eigenen Hafenbezirkes in Hamburg zu verzichten.

DER STAAT UNGARN

Das von den Karpathen im Norden und Osten, von Karst und Ostalpen im Westen umgrenzte Land, eine der besten geographischen Einheiten, wurde in den letzten Jahrzehnten wiederholt als Musterbeispiel für die staatenbildende Kraft von Landschaften hingestellt und daher für unantastbar gehalten. Die magyarische Nation hatte es auch verstanden, den ganzen Raum mit ihrem staatlichen Willen zu erfüllen, durch ihre aufstrebende Wirtschaft und ihre Schule die unter ihr wohnenden anderen Volksteile mehr oder minder aufzusaugen und darüber hinaus sich durch das kroatisch-slawonische Zwischenstromland und über Kroatien den Weg zum Meere zu öffnen. Derzeit ist dieser Raum auf fünf Staatsgebiete aufgeteilt, von denen der rumänische Anteil größer als das heutige Ungarn ist, der tschechoslowakische und der jugoslawische, wenn bei letzterem Kroatien und Slawonien mitgerechnet werden, je zwei Drittel der Fläche von Kleinungarn

betragen. Zum Bundesstaat Österreich kamen nur 4300 qkm, nämlich bloß ein Teil des deutschen Sprachgebietes im Westen und des Gebietes, das im 17. Jahrhundert durch den Willen des gemeinsamen Herrschers von Österreich losgelöst und dem Reiche der Stephanskrone einverleibt worden war. Das heutige Ungarn wurde nach dem Diktat der Machthaber beim Friedensschlusse ohne Rücksicht auf natürliche, völkische oder wirtschaftliche Grenzen geschaffen; ausschlaggebend allein war der Wunsch der Staatsnationen im Norden, Osten und Süden, deren Ansprüche auf nationale Vereinigung und wirtschaftliche Vorteile die westeuropäischen Großmächte restlos zu erfüllen trachteten, wenn dabei auch Gebiete, in denen das magyarische Element in jeder Beziehung vorherrscht, außerhalb der ungarischen Grenzen blieben. Es wird bei dieser Sachlage niemanden wundern, daß die Magyaren in den benachbarten Staatsnationen ihre Gegner sehen und nur schwer freundschaftliche Gefühle aufkommen lassen und daß, weil die neuen Machthaber in der Behandlung ihrer Minderheiten, besonders in Schul- und Wahlangelegenheiten, die Methoden des vormaligen Ungarn anwenden, bei den Magyaren, die nun im Auslande leben, großes Heimweh entsteht. Zur nationalen Sehnsucht kommt in den Randgebieten der Gebirge noch die Erinnerung an die gestörten wirtschaftlichen Zusammenhänge, die auch andere Volksteile die Neuordnung schwer empfinden läßt. Die Industrien in den verlorenen Gebieten waren auf den Markt der reichen magyarischen Bevölkerung eingerichtet, der heute, 8 Jahre nach dem Kriege, durch Verkehrs- und Zollschwierigkeiten behindert ist, während der neue Verband entweder über eigene noch größere Industrien verfügt oder an Stelle der an größeren Verbrauch gewöhnten Bevölkerung eine bedürfnislose einbringt. So entsteht eine magyarische Irredenta, und der Zukunft ist die Probe auf die Wirkung geographischer Faktoren, die von der Ebene ausgehen, im Zeitalter des modernen Verkehrs vorbehalten.

Das heutige Ungarn ist die Schöpfung des Friedens von Trianon (4. Juli 1920), die von den Magyaren als Csonka-Magyarország, das verstümmelte Ungarn, bezeichnet wird. Ungarn hat, abgesehen von der kurzen kommunistischen Regierung, das Königtum nicht aufgegeben, doch ist derzeit die Ausübung der königlichen Gewalt einem Reichsverweser übertragen. Auf der ungefähr elliptischen, 92 916 qkm umfassenden Fläche wohnten 1920 etwa 8 Millionen (7 980 143) Menschen, die sich zu 90% zur magyarischen Nationalität bekannt haben. Also ist Kleinungarn von nationaler Einheitlichkeit, während die Magyaren im Länderraume der Stephanskrone ohne Kroatien und Slawonien nur eine knappe Mehrheit von 54,5% ausweisen konnten; die Bevölkerungsdichte beträgt 86 Einwohner auf 1 qkm gegenüber 65 in Altungarn. Der neue Staat besitzt eine andere wirtschaftliche Struktur wie der frühere; obgleich er fast ganz auf die Ebene beschränkt ist, ist er stärker industriell. Im alten Ungarn waren 1910 $62^1/_2$% der Bevölkerung in Landwirtschaft und Viehzucht, 24% im Gewerbe, Handel und Verkehr beschäftigt, im neuen Staate sind es 56 und 29%. Die rund 1500 km langen Grenzen zerschneiden wiederholt ganz gleichartige Landschaften und schaffen ein Wirtschaftsgebiet, das sich in vielen Belangen ganz neu einrichten muß. Das mittlere Donaubecken bildete mit seinen Teillandschaften innerhalb des Gebirgsrahmens eine harmonische Einheit. Die Randgebiete lieferten der Mitte Kraft und Rohstoffe für die Industrie, Futtermittel für die Viehzucht, stellten Arbeitskräfte aller Art. Der Lebensraum für Mensch und Tier ist eingeengt, da an Land ein größerer Teil verloren gegangen ist.

Landwirtschaft und Viehzucht sind die Hauptstützen der ungarischen Wirtschaft und liefern die wichtigsten Ausfuhrgüter. Der Boden ist zu 60% Ackerland, zu 3,4% Garten- und Weinland, 7,2% Wiesen, so daß 70,6% intensiv bewirtschafteter Fläche 29,4% extensiv genutzte und unfruchtbare (11% Weiden, 11,8% Wald, 0,3% Röhricht und 6,2% unproduktiv) gegenüberstehen. Eine Bodenreform war in Ungarn nicht zu umgehen, weil einer geringen Zahl von Großgrundbesitzern die große Masse von Leuten mit Zwergbesitz und von Tagelöhnern völlig ausgeliefert war, die bei der stärker werdenden Verwendung von Maschinen in der Landwirtschaft ihre Erwerbsmöglichkeiten schwinden sahen. 1921 entfielen auf 1444 Großgrundbesitzer 30% des Landes, auf 9260 mittlere Landgüter kaum 17% und auf 754 000 kleine Wirtschaften nicht ganz 48%. Aber den mit Grund und Boden Ausgestatteten fehlen häufig die notwendigen Ackergeräte und das für den Anfang unentbehrliche Kapital. Von 170 000 Beliehenen konnten bis 1925 nur etwa ein Drittel die in Aussicht genommenen Bauten auf den Hausstellen durchführen. Für die Intensivierung sind solche Zeiten des Übergangs gar nicht förderlich, daher haben die Hektarerträge noch nicht überall die Friedensziffern wieder erreicht. Aber allenthalben ist man bestrebt, neue Flächen in die Ackerwirtschaft einzubeziehen, Sumpf und Sodaboden zu meliorieren, geeignete Kulturen auf Flugsandgebieten anzulegen, deren Erfolge immer mehr Nachahmung finden und das Landschaftsbild dauernd verändern. Die Neubeteilten bauen zunächst Maïs, daher ist mit Einrechnung der Maisfelder die Getreidefläche 1924 größer als in der Vorkriegszeit, und auch der Anbau von Grünfutter hat zugenommen.

Weizen und Mais sind die Hauptfrüchte; ersterer wird in besonderer Güte auf der Theißplatte und auf dem rechten Donauufer im Komitat Feher geerntet. Außer diesen beiden Getreidearten werden auch Roggen und Gerste ausgeführt. Kartoffeln sind für den eigenen Bedarf genügend vorhanden. Im Gemüsebau ragt, als ungarische Spezialität, die Paprika hervor. Reben umsäumen die niederen Partien der vulkanischen Gebirge, aber auch im Flugsandgebiet zwischen Donau und Theiß gedeihen widerstandsfähige Sorten. Tokajer von der Hegyalja und Plattenseer gehören zu den besten Sorten Europas. Die Weinausfuhr stößt auf Hindernisse. Pfirsiche finden sich überall in den Weingärten, Tafeltrauben und Obst aller Art gelangen zur Ausfuhr. Die Zuckerrübe findet sehr günstige Bedingungen, so daß ihr Anbau steigt. Tabak hat in der Landschaft östlich der Theiß größere Ausdehnung. Hanf säumt vielfach Maisfelder ein und wird besonders um Szeged gebaut. Straßenzüge und Feldwege begleiten Maulbeerbäume, deren Pflanzungen ebenso wie die Seidenraupenzucht von Szekszárd aus geleitet werden.

Die Viehzucht, der zweite Pfeiler der ungarischen Wirtschaft, kann deshalb größere Summen im Außenhandel aufweisen, weil die bäuerliche Bevölkerung hier wie anderwärts nicht viel Fleisch verbraucht. Die Zahl der Haustiere steht nicht recht im Einklang mit der Vorstellung über Ungarns Lieferungen von Fleisch und anderen tierischen Nahrungsmitteln und über das vielgerühmte Hirtenleben, bei dem sich noch immer ursprüngliche Sitten erhalten haben. Die Flächen der Pußtaweiden sind schon recht eingeengt. Auf der Steppe Hortobagy westlich von Debreczen (860 qkm) und auf der Pußta Bugacs südwestlich von Kecskemet weiden große Herden von Rindern, Pferden und Schafen, deren Gesundheitszustand von Tierärzten überwacht wird. Wie in der kleinen Tiefebene herrscht sonst auch in dem großen Tiefland die Stallfütterung, der ein entsprechend vergrößerter Anbau von Futtermitteln (Luzerne) dient.

Unter den Rindern (1,9 Mill., 24 auf 100 Einw., 21 auf 1 qkm) überwiegt die milchreichere Simmentaler Rasse die heimischen um das dreifache, doch ist das langgehörnte ungarische Rind als gutes Zugtier sehr geschätzt. Die Pferde (850 000, 11 auf 100 Einw., 9 auf 1 qkm) gehören zu zwei Neunteln Kaltblut- und sieben Neunteln Warmblutschlägen an. Das Pferd ist des Ungarn Stolz, Reiter fehlen bei keinem feierlichen Anlaß, und diese Sitte hat auch bei den mit den Magyaren in Symbiose wohnenden Völkern Eingang gefunden. Die Schafweiden werden immer geringer an Ausdehnung; die Zahl der Schafe beträgt 1,8 Mill. Größeren Gewinn bringt die Schweinezucht (2,5 Mill.), der die landwirtschaftliche Industrie mit ihren Abfällen die eingeengten Weideflächen ersetzt. Köbánya, der Brauereibezirk Budapests, war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Hauptplatz Mitteleuropas für Schweinemast und Schweinehandel. Größere Viehmärkte finden in Raab, Czegled, Debreczen und Szeged statt. Ziegen, Esel und Maultiere werden nur in geringem Maße gehalten. Bienen finden in den Heideblumen und in den Obstbaumblüten reichliche Nahrung.

Die Fischereimöglichkeiten sind in der Donau, in der Theiß und ihren Zuflüssen sowie im Plattensee recht reichliche, wenn auch Regulierungen der Flüsse, und die Abwässer der Fabriken Schaden im Gefolge haben. Die Auen beherbergen Wasservögel und anderes jagdbares Getier, das sonst infolge der geringen Waldbestände wenig natürlichen Schutz genießt. Waldland nimmt nur 11,4% der Gesamtfläche ein und besteht zum Teil aus jungen Eichenbusch gemischt mit Zerreichen oder aus alten, aber stark gelichteten Eichenhainen. Auf den feuchteren Hängen des Mittelgebirges breitet sich die Buche aus und rasch gewinnt die Robinie auf den Flugsandböden zwischen Donau und Theiß und längs den Eisenbahnlinien an Ausdehnung und beweist, daß die Bemühungen, die für Ackerbau nicht in Betracht kommenden Flächen mit Kiefern und anderem der Trockenheit sich anpassendem Baum- und Strauchwerk aufzuforsten, auf Erfolge rechnen können. Der nordöstliche Teil der Tiefebene und der Norden des Donau-Theißzwischenstromlandes trugen am Beginn der Neuzeit noch viel Wald, der ebenso wie die stark bewaldete Savanne südlich davon durch Menschenhand in Weideland verwandelt wurde und diesem fehlte bei der vorherrschenden Trockenheit die Triebkraft, ohne Hilfe zur ursprünglichen Form zurückzukehren. Transdanubien ist reicher an Holz wie das Alföld, aber auch hier ist Nadelwald, der im ganzen nur ein Fünfundzwanzigstel der Forste einnimmt, selten. Holz muß Ungarn in großen Mengen einführen, und der jährliche Bezug aus dem Auslande wird auf 3 000 000 cbm Nadelnutzholz, 50 000 cbm Buchen- und sonstiges Laubnutzholz sowie auf 1 000 000 cbm Brennmaterial an Holzkohle geschätzt.

Die Bergwirtschaft Ungarns ist im Vergleiche mit der seiner Nachbarn, Tschechoslowakei und Rumänien sehr arm; in dem größtenteils geologisch sehr jungen Boden ist von vornherein nicht viel zu erwarten. Der größte Schatz sind noch die Kohlen, die auf 970 Millionen t geschätzt werden und etwa 7—8 Jahrzehnte reichen können, wenn für Eisenbahn (Schnellzüge), Gas, Industrie und auch Hausbrand entsprechende Mengen eingeführt werden. Im Hanság und südlich vom Plattenund Velenczer Sumpf können die Torflager, in elektrische Energie umgewandelt, die Kohlenzufuhr einschränken helfen. Windmotore und Niederdruckwasserkraftwerke können elektrische Energie liefern, die in den Gebirgsländern außerhalb der heutigen ungarischen Grenzen so reichlich gewonnen werden kann. Erze fehlen, wenn wir von den bescheidenen Bergbauen bei Rudóbánya im Nordosten auf

Eisenerz und bei Veszprim auf Mangan absehen. Im Mittelgebirge findet sich in größerer Menge Bauxit und Baugestein aller Art. An den Abbruchstellen der Gebirge bringen Thermal- und Mineralquellen den Bewohnern reichere Einnahmen und bei Budapest sind sie nicht nur Anreiz zur Gründung von Aquincum (Bäderstadt) gewesen, sondern schaffen auch heute noch der ungarischen Metropole den Namen der größten Bäder-Hauptstadt der Erde.

In der Einleitung zu diesem Abschnitte wurde schon darauf hingewiesen, daß das heutige Ungarn relativ mehr Industrie besitzt wie das vormalige gleichen Namens. Budapest ist ein großer Verbraucher und Markt für Industriewaren, so daß seine nächste Umgebung als Standort für Industrien Vorteile bot. Die Lage



Wirtschaftskärtchen von (Groß-)Ungarn
(Aus F. Fodor, Magyaroszág gazdaságiföldrajza. Budapest 1924)

in der Mitte des großen Beckens gestattete, Rohstoffe von allen Seiten heranzuziehen, zumal alle Verkehrseinrichtungen dort ihr Ziel haben. Die Regierung des vormaligen Ungarn hat die Industrialisierung der Städte im magyarischen Gebiet besonders begünstigt. In der Nachkriegszeit führten die Absperrmaßnahmen einzelner Nachbarn zu Gründungen nicht vorhandener oder nicht ausreichender Industrien. So ist die Zahl der Baumwollspindeln seit 1921 verdreifacht, die der mechanischen Webstühle für Baumwollware verdoppelt, die für Tucherzeugung verdreifacht worden. Außer Budapest und seiner nächsten Umgebung haben Raab, Ödenburg, Fünfkirchen, Szeged, Debreczen, Nyiregyháza, Kecskemét mannigfache Industrien. Die größten Werte schaffen die landwirtschaftlichen Industrien, doch sind gerade diese, und besonders die der Hauptstadt, wegen der verminderten Rohstoffzufuhr in ihren Leistungen zurückgegangen. Der

Großmühlenstadt Budapest fehlt das Getreide aus den fruchtbaren Landschaften jenseits der Grenze. Die Metall- und Maschinenindustrie hat sich den geänderten Zeiten angepaßt und war schon imstande, Ackergeräte, Motore, Dampfmaschinen in das Ausland zu verkaufen.

Aber gerade auf industriellem Gebiete werden in der Zukunft Änderungen eintreten und den geographischen Faktoren wieder zum Siege verhelfen. Heute schützen Verkehrsschwierigkeiten, Zölle, Kleingewerbe und Großindustrie vor der Konkurrenz des Auslandes. Die Verkehrsschranken werden fallen und jedes Gebiet zwingen, seine natürlichen Anlagen voll auszunützen. Der Güteraustausch zwischen den Landschaften des mittleren Donaubeckens ist heute zu einem großen Teil Außenhandel geworden. Ungarn muß Holz, Eisen, andere Metalle, chemische Rohstoffe aus den Randgebieten einführen, Österreich, die Tschechoslowakei, Rumänien mit Siebenbürgen besitzen gut organisierte Industrien, die auf den Bedarf der Bevölkerung in Ungarn eingerichtet sind und sie als Abnehmer brauchen, wie diese mit ihren Bodenerzeugnissen auf die benachbarte Bevölkerung in Österreich und der Tschechoslowakei angewiesen ist. Ein reger wirtschaftlicher Austausch kann am ehesten die verschiedenen Völker versöhnen, die in einem von Natur so fest umschlossenen Raume ohne gegenseitige Verständigung auf die Dauer nicht leben können. In der kurzen Zeit des Bestandes der neuen Staaten haben mangels gegenseitiger Verständigung die Naturgewalten durch Überschwemmungen sehr großen Schaden angerichtet, wie der große Dammbruch 1926 in der Batschka.

Der Außenhandel Ungarns zeigt mit der wachsenden Ausfuhr die Festigung der Wirtschaft. Die Kopfquoten 92 Goldkronen = 76 Mark Einfuhr und 87 Goldkronen = 73 Goldmark Ausfuhr lassen leicht die Annäherung Ungarns an Autarkie oder auch an die bedürfnislose Lebensweise im Südosten unseres Erdteils erkennen. Übersichtlicher als Worte geben Außenhandelsverhältnisse Zahlenreihen wieder.

	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhrüberschuß
	in Millionen Gold-Kronen		
1920	417,3	164,3	253,0
1921	520,7	253,9	266,8
1922	539,4	330,1	209,3
1923	423,0	338,1	84,9
1924	702,8	575,0	127,8
1925	739,7	700,1	39,6

Im Außenhandel ist Ungarn mit Mitteleuropa, und zwar mit Österreich, der Tschechoslowakei und Deutschland innig verknüpft. Im Handel mit Österreich ist ein beträchtlicher Ausfuhrüberschuß zugunsten Ungarns vorhanden, welchen Vorteil Ungarn nur noch Südslawien gegenüber aufzuweisen hat. Für 1924 sind auch Ziffern über den Handel mit den vom vormaligen Ungarn abgetrennten Gebieten veröffentlicht, die Kleinungarn außer nach Siebenbürgen als den gebenden Teil (also mehr liefernden als empfangenden) darstellen.

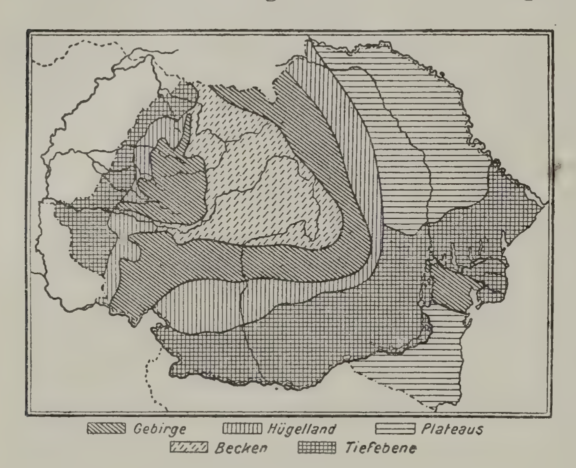
Der Verkehr ist in Ungarn kaum irgendwo stärker erschwert; seit alten Zeiten werden die gleichen Wege begangen, die von allen Seiten auf Budapest zustreben, nur die Transportmittel haben Wandlungen erfahren. Aber im trockenen Alföld spielt sich auch jetzt noch der Verkehr auf von tierischer Kraft gezogenen Wagen und auf dem Rücken der Pferde ab, ja selbst in den größeren Städten haben die flinken Pferdegespanne auch im Zeitalter des Kraftwagens noch wenig von der

Beliebtheit eingebüßt. Die Eisenbahn zog vielfach Straßenbau nach sich. Mittelpunkt der Eisenbahnen ist Budapest, das von einem Kranz von Eisenbahnknotenpunkten umgeben war, die heute im Norden, Osten und Süden dem Auslande gehören. Das heutige Ungarn besitzt fast doppelt soviel Grenzübergangsstationen wie das vortrianonische, dabei ist aber der Grenzübertritt, wenn es sich nicht um internationale Expreßzüge (vgl. S. 615 u. 649) handelt, noch immer sehr zeitraubend und mit mancherlei Unannehmlichkeiten verbunden. Das Eisenbahnnetz zählt 8800 km, so daß sich eine Dichte von 10 km auf 100 qkm errechnen läßt. Die Donau macht Ungarn zum Durchgangsland, als das es sich im Verkehr der Zukunft durchsetzen wird. Man möchte meinen, daß der Abschluß der drei Staaten Österreich, Tschechoslowakei und Ungarn von der Meeresküste schon einen bedeutenderen Verkehr auf der Donau ausgelöst haben müsse; die Verkehrsziffern zeigen aber das Gegenteil. Diese vielgepriesene und seit 1919 internationale Wasserstraße wird durch einzelne Machthaber lahmgelegt, gegen die selbst die Vertreter Englands und Frankreichs, welche Staaten am Donauverkehr in der Nachkriegszeit großes Interesse bekundeten, nicht aufkommen. Außer den Uferstaaten und den beiden eben genannten Mächten ist auch Italien Mitglied der internationalen Donaukommission, die die Schiffahrtsfragen von Ulm bis Braila regelt, wo dann die Sorge der europäischen Donaukommission beginnt. Für ungarische Verfrachtungen kommt die Fahrt stromaufwärts mehr in Betracht, die Beförderung von Getreide nach Budapest und von Mehl in das Ausland. Man hofft in Budapest auf die Verbindung der Donau mit anderen großen Strömen Mitteleuropas und rüstet durch den Bau eines großen Frei- und Industriehafens auf der Insel Czepel, wobei französisches Kapital für den Aufschwung des Verkehrs mithilft. Pläne bestehen, Donau und Theiß auf ungarischem Boden durch Kanäle zu verbinden, und die Regierung bemüht sich, die bestehenden künstlichen Wasserwege zwischen diesen beiden Strömen als international erklären zu lassen. Die Theiß bringt Holz aus der Marmarosch und wird innerhalb der ungarischen Grenzen von Szolnok bis Szeged von Dampfschiffen befahren. Auf der Mieresch (Marosch) ist nach 25 km, auf der Kreisch (Körösch) nach 30 km von der Mündung aus die rumänische Grenze erreicht. Im Südwesten ist die schiffbare Drau auf 78 km von der Einmündung der Mur bis Dolni Miholac Grenzfluß. Ein regerer Sommerverkehr wird zwischen den Badeorten des Plattensees unterhalten.

RUMÄNIEN
AUSSERHALB DES KARPATHENBOGENS

Zwischen Siebenbürgerbecken, Walachei und Moldau liegt der Karpathenwall, der in gewissem Sinne in Rumänien Alt- und Neureich auseinanderhält. Die Gebirge reichen über die Waldregion empor. Auf den breiten Hochweiden ist auch im Sommer kein großer Auftrieb von Herden. Aber zu allen Zeiten hat ein Bevölkerungsaustausch durch die wenigen Durchbruchstäler und Paßübergänge stattgefunden, Deutsche zogen nach dem Süden und dem Osten, Rumänen kamen nach dem Westen. Die Karpathen waren keine strenge Volksscheide, wenn auch in kriegerischen Zeiten an den Übergängen immer wieder heftig gekämpft wurde und die Heldenfriedhöfe aus der jüngsten Zeit ergreifende Erinnerungen an treue

Grenzwacht sind. Die Klammern, die beide Teile Rumäniens verbinden, sollen jetzt vermehrt werden: Der Eisenbahn durch den Roten Turmpaß soll eine zweite von Petroșăni durch das Schyltal zu Hilfe kommen, und der Verkehr über den Predeal erhält eine Verstärkung durch den Bahnbau über den Bosaupaß nach Buzău; eine Bahn im Norden des Gebirges wird über den Rodnaer Paß das Innere Siebenbürgens mit der Moldau verbinden, welchem Verkehr bisher nur die Bahn über den Ghimespaß diente. Damit erhalten die großen Forste erleichterte Verwertungsmöglichkeiten und manche neue Quelle des Reichtums wird erschlossen werden. Da nach dem Innern des Siebenbürgischen Beckens die Neigung sehr steil ist, nach außen aber das Gebirge sich flach abdacht, so ist die Außenseite viel besser besiedelt. Industriestädte wurden errichtet, Sommerkurorte lassen die Volkszahl zeitweise ganz besonders ansteigen.



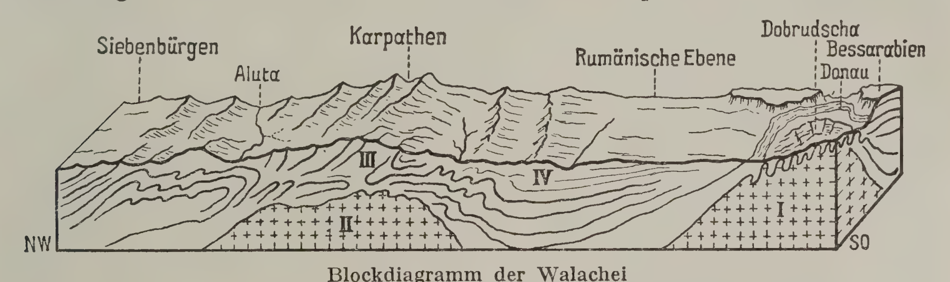
Die Naturgebiete Rumäniens
1:12 000 000
(Nach G. Murgoci und I. P. Voitești; Geogr. Review, 1923)

DIE WALACHEI

Nach dem Verlassen der Enge des Eisernen Tores betritt die Donau das Walachische Becken, das zwischen Südkarpathen, Bulgarischer Kreideplatte und Dobrudschahochfläche eingesenkt und von jungtertiären und quartären Ablagerungen erfüllt ist. Nach dem Rückzuge des sarmatischen Meeres, Auffaltung der abgelagerten Sedimente, Hebung der randlichen Gebiete im Norden und Senkung im Süden wurde der Westen vom Osten durch eine deutliche Höhenstufe getrennt; sie tritt in der Knickung der Flußläufe zutage, die ursprünglich in nord-südlicher Richtung der Donau zustreben, beim Übergang in die Tiefebene aber eine auffällige Schwenkung nach Südosten oder selbst nach Nordosten gegen den tiefsten Punkt der Ebene hin ausführen. Die westliche höhere Stufe ist eine nirgends unter 150 m Höhe absinkende zerschnittene Platte, die sich gegen Osten immer mehr verschmälert und schließlich nur noch einen schmalen Saum am Gebirgsrande bildet. Im äußersten Osten ist zum Teil noch der ursprüngliche Charakter der Aufschüttungsebene erhalten. Häufige Erdbebentätigkeit im Gebiete am unteren Sereth deutet darauf hin, daß die Senkungsbewegung im Osten auch heute noch nicht zur Ruhe gekommen ist.

Diese innerhalb der eben angegebenen Grenzen zwischen der Donauenge und einer Linie von der Serethmündung über Focșani zum Karpathenrand 77 600 qkm große Walachei ist das südliche der beiden rumänischen Kernländer. In der Walachei bleiben zwei Drittel der Fläche unter 200 m, und kaum 4% erheben sich über 1000 m, so daß die mittlere Höhe nur etwa 300 m beträgt. Vom Walle der Karpathen senkt sich das Land zur Donau hinab, und die Gliederung im Gebirge, Hügelland und Donautiefland, das sich in Terrassen zum Strome absetzt, ist sehr deutlich. Das waldbedeckte Gebirge ist menschenarm, nur westlich des Schyl

gibt es in subkarpathischen Depressionen größere Siedlungen, wie z. B. Râmnicu Valcea, Târgu Jiu. Östlich des eben genannten Flusses liegen am Gebirgsrande malerische alte Klöster. Das Hügelland ist aus mehreren Schuttkegeln zusammengesetzt, die von den Karpathen in die Ebene führen. Die Flüsse haben diese Schuttkegel durchschnitten und im weichen Gestein breite Täler geschaffen, auf deren Terrassen Landwirtschaft, vor allem Maisbau betrieben wird; auch Weizen nimmt viel Raum ein, Obsthaine und Pflaumenkulturen zur Țuicabereitung liefern gute Ernten. Nußbäume und Edelkastanienbestände sind viel vorhanden. Der Wald ist gemischt; neben Nadelhölzern tragen die Hochflächen Ahorne, Buchen- und Eichenbestände. Das Hügelland ist längs des Altflusses am breitesten, 80 km, es verschmälert sich nach Osten zu und ist an der Umbiegungsstelle der Karpathen nur wenige Kilometer breit. In diesem schmalen Teil, wo selbst noch die jüngsten Pliozänschichten stark gestört sind, gibt es Salzstöcke und reiche Erdöllager, die die Wirtschaft im Prahovatale beherrschen. Hier leben 350 Menschen auf 1 qkm. Die Marktstadt Ploești sammelt auch die Straßen- und Eisenbahnen aus Siebenbürgen und der Moldau und führt sie der Hauptstadt Bukarest zu. Die



Blockdiagramm der Walachei
(Nach Prof. G. Murgoci)
I Tafel der Dobrudscha; II Kern der Karpathen; III Gefaltete jüngere Schichten; IV Flachgelagerte jüngere Schichten

Walachische Ebene wird nach Osten breiter und erfüllt das Land zwischen Donau und Gebirgsrand auf 100 km Erstreckung. Auch hier ist der Rand der Hügelzone zur Ebene durch größere Ortschaften ausgezeichnet, an der Ramnica (Râmnicu = Sărat) und an der Bosau (Buzău). Ploești wurde schon genannt. An der Jalomița liegt Targoviște, am Argeș Pitești, am Alt Slatina, am Schyl Craiova, der Hauptort der westlichen Walachei (Oltenia). Der bedeutendste Ort der östlichen oder Großen Walachei (Muntenia) ist zugleich die Hauptstadt des Reiches, Bukarest (București). Diese Stadt liegt inmitten der Ebene und hat ihre überragende Bedeutung, die sie vor anderen Städten erlangt hat, vor allem Fürstengunst zu danken. Die etwa drei Viertel Millionen Einwohner zählende Stadt zeigt auch den Zwiespalt, der die Bevölkerung des ganzen Reiches kennzeichnet. Prachtvolle Paläste entlang der Hauptstraßen, aber knapp daran kleine Häuser, die an Einfachheit kaum unterboten werden können, Holzhäuser und ungepflegte Gassen, an die sich ganz ländliche Siedlungen anschließen. Wissenschaftliche Anstalten und Museen vermitteln dem fremden Besucher ein Bild von den großen wirtschaftlichen Möglichkeiten des Landes und dem kulturellen Streben der großstädtischen Bevölkerung. Die neuen Bauwerke zeigen auch die erfolgreichen Bemühungen um einen eigenen Baustil. Die Einwohnerschaft Bukarests ist das Spiegelbild der bunten Bevölkerungszusammensetzung des Reiches. Auch hier haben die Deutschen eine ihre Zahl weit überragende wirtschaftliche und kulturelle

Stellung erlangt. Die deutsche Schule wird sehr geschätzt. Vier größere deutsche Vereine und vier deutsche Zeitungen halten die Verbindung der Deutschen aufrecht. Bukarest ist der Sitz der Regierungsstellen, der militärischen und zivilen Behörden und beherbergt auch die höchsten kirchlichen Würdenträger. Es ist aber auch eine sehr bedeutende Fabrikstadt. Südlich und östlich der Hauptstadt gewinnt die Steppe, Baragan genannt, Ausdehnung, deren Ebenheit nur ab und zu von kleinen Hügeln und Baumgruppen bei den spärlichen Siedlungen unterbrochen wird. Eine mächtige, von Humus durchsetzte Lößdecke verhüllt die Schotter des Untergrundes. Wo Wasser durch die artesischen Brunnen an die Oberfläche gebracht wird, verwandelt sich die Weide in fruchtbares Ackerland. Der Baraganweizen verstärkt die Ausfuhr der Walachei, und die neue Wirtschaft lockt zahlreiche Ansiedler in diese Teile des Landes. Die Baragan fällt mit einem 50 m hohen Steilrand zum Donautale ab. Die Südgrenze der Walachei bildet die Donau. Der Strom ist im Westen schon wieder 1—$1^1/_2$ km breit, Altwasser und Auen begleiten besonders das rumänische Ufer und sind eine natürliche Sicherung der Grenze. Das Gefälle ist hier schon sehr gering, so daß Segelschiffe selbst stromaufwärts fahren können. Nach Orşova ist Turn Severin ein verkehrsreicher Donauhafen mit staatlichen Schiffswerften. Seine 24 000 Einwohner gehören, wie in allen Hafenstädten, verschiedenen Nationen an, unter denen die Deutschen eine eigene evangelische Kirche und Schule unterhalten. Stromabwärts liegt gegenüber dem bulgarischen Viddin Calafat und an der Altmündung Turnu Magurele mit bedeutendem Getreidehandel, ferner Zimnicea und Giurgiu, der Haupthafen Bukarests, nach dem eine 80 km lange Bahnstrecke führt. Abgesehen von den größeren Städten im Innern, den Häfen an der Donau und den Orten im Petroleumgebiet ist die Bevölkerung fast ausschließlich rumänisch und hält strenge die Gebote der griechisch-orientalischen Kirche. Oft sind über diese Bewohner schwere Stürme der Türken- und Tartarenzeit hinweggegangen, welche die Kraft und Arbeitsamkeit der einfachen Landbewohner festigten und diese auf das günstigste von einem Teil der Städter unterscheiden, die sich westliche Kultur nur oberflächlich aneigneten und in ihrer Gier nach raschem Reichtum in den Erdölgebieten oder durch Getreidespekulationen die Vornehmheit rumänischer Rasse eingebüßt haben. Bei Beurteilung des Volkscharakters wird man auf diese Gegensätze wohl aufmerken müssen.

DIE BALTA UND DAS DONAUDELTA

Zwischen den Steppenlandschaften der Walachei, Baragan und der Dobrudscha schiebt sich entlang der unteren Donau ein amphibisches Land ein, Balta genannt, das in das Donaudelta übergeht. Die Jalomiţa Balta zwischen der Donau und ihrem linken Seitenarme „Borcea" ist 10—15 km breit und erstreckt sich von Silistria bis Hârsova, Seen und Sümpfe erfüllen hier ebenso den Auengürtel, wie in der Brăïla Balta, die von zahlreichen Donauarmen begleitet, sich von Hârsova flußabwärts ausdehnt. Zur Zeit der Frühlingshochwässer überschwemmt die Donau hier das ganze Tal, aus dem nur wenige Erhebungen „popine gradište" hervorragen. Im Sommer erschweren schwimmende Pflanzeninseln „Plaur" die kleine Schiffahrt auf den Seitenarmen, auf denen nur der Eingeborene den Weg findet; im Winter sperren Eisschollen die große Schiffahrt auch auf dem Hauptarme. An diesem Teil der Donau liegen zahlreiche Hafenplätze, wie Silistria, Calaraşi,

Cernavoda, Hârsova, vor allem aber Brăila und Galatz, die letzteren mit je etwa 70 000 Einwohnern. Beide Städte liegen am linken Ufer der Donau und können auch von Seeschiffen erreicht werden, die bis Galatz 148 km zurückzulegen haben. Brăila ist Ausfuhrhafen für Getreide der Muntenia, Galatz exportiert Holz der Moldau und ist zugleich der größte Einfuhrhafen. Die Bevölkerung ist eine überaus bunte, und regstes Leben herrscht im Hafenviertel. Das Stadtbild von Galatz zeigt 23 griechisch-orientalische Kirchen, je 1 katholische, evangelische und reformierte Kirche, wie auch die Juden und Mohammedaner ihre Gotteshäuser haben. Brăila und Galatz haben stärkere deutsche Gemeinden mit eigener Schule. Stromabwärts von Galatz beginnt das Donaudelta; von den 4300 qkm ist selbst bei Niederwasser nur ein Sechstel trockenes Land. Unentwirrbar liegen Seen, Sümpfe, Flußarme inmitten von Schilfbeständen, aus denen Nehrungen ehemaliger Strandwälle mit Eichen bestanden, die den Flugsand festhalten, hervorragen und so das Anwachsen des Landes in der Vergangenheit zeigen. Bei Tulcea teilt sich die Donau in den Kilia-, der nach Nordosten fließt, und den St. Georgsarm, der nach Südosten gerichtet ist und von dem der ostwärts haltende Sulinaarm abzweigt. Der Verkehr benützt den Sulinaarm, aber nur 7% des Donauwassers durchströmten ihn; seine Versandung wird der modernen Schiffahrt immer mehr hinderlich, so daß man in der jüngsten Zeit an die Ausgestaltung der Fahrtrinne im Kiliaarm denkt, der 63% des Donauwassers dem Meere zuleitet und auf den heute die russische Grenze nicht so drückt wie vor dem Weltkrieg. Im Delta selbst befinden sich ebenso wie in der Balta meist nur kleine Fischerniederlassungen, deren Behausungen sehr primitiv sind. Die Hauptbetätigung ihrer Bewohner ist die Versorgung der Feinschmecker in der Großstadt mit Kaviar.

DIE DOBRUDSCHA

Das Gebiet auf dem rechten Ufer der untersten Donau gleicht einer etwa 200 km nordwärts vordringenden Halbinsel, die also im Westen und Norden von der Donau, im Osten von der Küste des Schwarzen Meeres bespült wird. Dieses Gebiet tritt aus dem walachisch-moldauischen Tiefland und der Balta sehr deutlich hervor. Das 23 262 qkm große Land wird durch die Senke Cernavoda—Konstanza in zwei Teile gegliedert. Der südliche ist die östliche Scholle der Bulgarischen Kreidetafel, deren oberste Lagen aus horizontalgeschichteten, mehrfach verworfenen tertiären Sandsteinen und Kalken bestehen, die von einem große Fruchtbarkeit ermöglichenden Lößmantel bedeckt sind. Im Mittel ist diese Landschaft etwa 150 bis 200 m hoch. Nördlich der Senke erhebt sich horstartig ein Massiv, das gegen Nordwesten einst mit den Sudeten in Verbindung stand und über die Schlangeninsel und die Gebirge der Halbinsel Krim den einstigen Zusammenhang mit dem Kaukasus erkennen läßt. Granite und kristalline Schiefer stoßen aus den mesozoischen und tertiären Ablagerungen sowie aus der Lößdecke hervor. Sie erreichen in steilen, zackigen, aber kahlen Kämmen, die aus dem Überschwemmungsgebiete der Balta unmittelbar aufsteigen, 456 m. Nahe der Donau befindet sich hier ein großer Granitsteinbruch, der das Pflastergut der größeren Städte Altrumäniens liefert, und südlich von Babadag gräbt man bei Clamuli nach Kupfererzen. Die tertiären Ablagerungen sind wasserdurchlässig, daher ist die Dobrudscha wasserarme Steppe, die nur im Süden gegen die bulgarische Grenze vom Waldland Deli Orman = schlechter Wald, begrenzt wird. In den Bodensenken kann der im allgemeinen

tiefe Grundwasserspiegel leichter erbohrt werden, daher liegen die bescheidenen Ortschaften meist in den Trockentälern, die zugleich auch einen gewissen Windschutz gewähren, da sie von Nordwesten nach Südosten streichen. Die Häuser sind aus Lehm gestampft oder aus Holz gebaut, können bei der großen Sommerhitze und Winterkälte keine längere Haltbarkeit haben. Mit Ausnahme von Bazargic, das im Innern städtischen Charakter aufweist, und Medgidia, der einst 25000, jetzt nur noch 3000 Einwohner zählenden Tatarenstadt, finden sich die Städte nur am Rande der Dobrudscha, an der Donau und am Gestade des Schwarzen Meeres, das die größte Siedlung, die Hafenstadt Konstanza (28000 Einw.) trägt. Die Küste südlich der Donau zeigt dieselbe Form wie die nördlich des Deltas. Die Strömung, die entlang der Westküste des Schwarzen Meeres von Norden nach Süden führt, bringt sehr große Sand- und Schlammassen mit, die sie als Landzungen ablagert und so die den Haffs der Ostsee vergleichbaren Limane baut.

Bei Konstanza tritt das Tafelland der südlichen Dobrudscha mit einem deutlichen Abfall an das Meer heran und bildet mit einem bei 400 m breiten und fast 1 km langen Kap einen guten natürlichen Hafen, an dessen Ausgestaltung die interessierten Kreise tätig sind. Petroleum, das in einer Röhrenleitung aus Ploeşti nach einem eigens ausgestalteten Hafenteile kommt, und Getreide sind die Hauptausfuhrgüter. Der Verkehr im Hafen ist darum im Herbst und auch im Winter, wenn die Donau zufriert, größer wie in den übrigen Jahreszeiten und verbindet Rumänien über die Meerengen und das Mittelmeergebiet mit Westeuropa. Außer Konstanza gibt es an der Küste des Schwarzen Meeres keinen größeren Hafenplatz. Das bunte Bevölkerungsbild der Stadt zeigen auch kleinere Orte des Binnenlandes, denn außer Rumänen leben in der Dobrudscha Bulgaren, Russen, Deutsche, Tscherkessen, Griechen, Italiener, Türken und Tataren, Armenier und Zigeuner. Die Deutschen sind Schwaben, die vordem schon als Kolonisten in Südrußland, Bessarabien, Taurien, Cherson Erfahrungen gesammelt haben. Deutsche Kolonisten kamen in den vierziger, siebziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in die Dobrudscha. Da leider viele nur Landpächter sind und noch keinen eigenen Grund besitzen, dauern ihre Wanderungen noch fort. Auch in den Küstenstreifen nördlich und südlich von Konstanza gibt es in den Dörfern deutsche Bauern; das schönste deutsche Dorf ist Caramurat. Hauptanbaufrüchte sind Weizen und Gerste, doch fehlt in feuchteren Lagen auch Mais nicht. Bulgaren treiben mit großem Erfolg Gemüsekultur. Seit alter Zeit gedeiht hier der Weinstock. Schon griechische Kolonisten hatten dem Weingotte zu Ehren eine Siedlung, Dionysopolis genannt, an deren Stelle heute im äußersten Südosten Balcic liegt. Noch gibt es auf unbenützten Böden größere Weidemöglichkeiten für durchziehende Schafherden. Im Steppenlande des Südens werden die Wege durch Aufstellung großer Steine kenntlich gemacht, damit die Richtung eingehalten werden kann. Gute Straßen zu bauen, ist der Zukunft vorbehalten. Die Eisenbahn quert erst seit den neunziger Jahren auf der tektonisch vorgezeichneten Senke Cernavoda—Konstanza das Land, das jüngst auch eine Eisenbahn von Babadag nach Bazargic erhalten hat, wodurch eine durchgehende Verbindung Bulgariens mit rumänischem Gebiet ermöglicht wird.

DIE MOLDAU

Das Land zwischen Karpathen und Dnjestr bildet eine geographische Einheit, eine breite Geosynklinale, die mit tertiären Ablagerungen ausgefüllt worden ist.

Das Jungtertiär einschließlich der pontischen Schichten ist noch mit aufgefaltet, jedoch vollständig eingeebnet und von Terrassenschottern verhüllt worden. Die Erfüllungen sind im Westen mächtiger als im Osten, wo das Dnjestrtal unter der tertiären Decke mesozoische und ungefaltete paläozoische Schichten anschneidet und damit die große russische Tafel erkennen läßt. Wir sind zu beiden Seiten des Dnjestr geologisch bereits auf osteuropäischem Boden. Diese moldauisch-bessarabische Platte stößt im Süden an die Bugeacsteppe, die Fortsetzung des Donautieflandes, das mit einem Steilrand zum Meere abfällt. In der Folge werden wir aus historischen und politischen Gründen aber den Pruth als Scheide zweier Gebiete der Moldau, Kernland des rumänischen Staates mit der vormals österreichischen Bukowina einerseits und Bessarabien andererseits weiter gelten lassen. Die Bukowina ist zum größten Teile Hochland, erfüllt vom karpathischen Waldgebirge, das sich zum Dnjestr hin öffnet. Der Sereth ist hier ebenso die Grenze zwischen Gebirge, Hügelland und Ebene wie in der Moldau. Im westlichen Gebirge und am Gebirgsrande gibt es ausgedehnte Tannen- und Fichtenurwälder. Im Serethtale wurde der Wald sehr gelichtet, und östlich davon pruthwärts sind Eichenwälder nur mehr vereinzelt anzutreffen. Die Moldau zeigt vorwiegend südöstliche Abdachung. Die Täler, die dieser allgemeinen Neigung folgen, wie die des Sereth, Barlad, Pruth, sind breit und sumpfig, haben aber im Sommer nur eine bescheidene Wasserführung; in kleineren Flüssen löst sich dieselbe im Sommer oft in einzelne Tümpel auf. Die sanftgewellte Hochfläche mit ihrer fruchtbaren Ackererde wird von Getreidefeldern eingenommen, die nur in größerem Abstande von Siedlungen und dichten Obsthainen unterbrochen werden. Die Viehzucht der Moldau wurde seinerzeit wegen der kleinen ausdauernden Pferde häufig erwähnt; heute ist Schaf-, Schweine- und Rinderzucht wohl bedeutender. Die Seidenraupenzucht verdient gleichfalls Erwähnung. Maulbeerbäume, Obstbäume und der Weinstock gedeihen in den mittleren und südlichen Gegenden sehr gut. Bergbau auf Salz hat heute unter der Fülle der Salzlager in Großrumänien zu leiden. Die mannigfache Bergwirtschaft in der Bukowina wie auch die Erdöllager bei Solont und von Bacău haben nirgends die gleiche Bevölkerungsdichte wie im Prahovatale hervorrufen können. In der Bukowina und der Moldau leben auf 48 500 qkm 3 160 000 Einwohner, also etwa 66 auf 1 qkm, und zwar in der Bukowina etwa 77, in der Moldau 61 auf gleicher Fläche. In der Moldau ist die Bevölkerung fast zu neun Zehnteln rumänisch. Die größte Minderheit sind hier Juden. In der Bukowina leben neben Rumänen Ukrainer ein Viertel, Deutsche ein Zwölftel, Polen, Armenier, Russen, Slowaken und Magyaren. In den Städten gibt es volkreiche jüdische Viertel, auf dem flachen Lande auch rein jüdische Dörfer, da in der Bukowina wie in der Moldau die Juden ein Zehntel der Bevölkerung betragen. Die Ansiedlung der Deutschen in der Bukowina reicht bis ins 12. Jahrhundert zurück. Sie waren hier die Städtegründer. Nach den Verheerungen des Landes in den Türkenkriegen begann Ende des 18. Jahrhunderts eine neue deutsche Zuwanderung nach allen Teilen des Landes, die intensive Bewirtschaftung und Industrie begründete. Die Stadt Czernowitz (Cernauţi) zählt über 100 000 Einwohner, darunter etwa 15 000 Deutsche. Es erscheinen hier auch heute noch mindestens 12 deutsche Zeitungen. Die bis 1918 deutsche Universität ist nun eine rumänische Lehrstätte geworden. In der Moldau sind deutsche Gründungen aus der Form der Siedlungen und deren Namen zu erkennen, aber das Deutsche ist hier stark zurückgegangen. Die Hauptstadt der Moldau ist Jassy am Bahluiflusse. Unter den

etwa 80 000 Einwohnern gibt es nur wenige hundert Deutsche, aber fast 40 000 Juden, die 58 Synagogen besitzen. Aber auch die Zahl der griechisch-orientalischen Gotteshäuser, 43, ist beträchtlich. Jassy besitzt gleichfalls eine Universität. An der Bahn nach Galatz liegt am gleichnamigen Flusse Bärlad und an der Grenze von Moldau und Walachei Focşani, beide mit 26 000 Einwohnern.

BESSARABIEN

Das Land zwischen Pruth und Dnjestr ist im Norden und Nordwesten ein Hügelland, das nach Süden in eine ausgedehnte Steppe, der Fortsetzung der Baragan der Walachei übergeht. Pruth- und Dnjestrtal sind im Unterlauf mehrere Kilometer breit; sie werden von mächtigen Schilfwaldungen begleitet, die mannigfache Nutzung erfahren. In diesem Dickicht nisten ungezählte Vogelscharen. Groß- und Kleinwild hat hier seine Verstecke. Die Steppe zeigt gute Ackererde, wo die Feuchtigkeit ausreicht, große Fruchtbarkeit. Im allgemeinen aber liefern die Wiesen nur eine Heuernte, denn Mitte Juni ragen aus ausgedörrter brauner Ebene nur vereinzelt hohe Disteln, Schafgarbe und die leuchtende Königskerze hervor. Dem drückend heißen Sommer folgt ein strenger Winter mit eisigen Winden, die die verhältnismäßig kleine Fläche des Schwarzen Meeres nur wenig mildern kann. Ackerwirtschaft und Viehzucht ist in Bessarabien die vornehmlichste Betätigung der Bevölkerung, wenn auch in Kischinew und anderen Städten mannigfache Industrien vorhanden sind. Reiche Einnahme bietet an den großen Strömen und im Schwarzen Meere die Fischerei. Mineralschätze fehlen. Das Land hat fast die gleiche Volksdichte wie die Moldau, auf 44 492 qkm leben 3 000 000 Menschen, die Angehörige fast aller süd- und osteuropäischen Nationen umfassen. Dazu kommen seit etwa Anfang des 19. Jahrhunderts als Kulturbringer deutsche Kolonisten. Etwa 93 000 Deutsche leben in Bessarabien, meist in dem weinreichen Budschak. Zwischen dem Unterlauf des Kogilnik und dem Dnjestr gibt es zahlreiche deutsche Ortsnamen. Träger deutscher Sprache und Schätzer der deutschen Schule sind auch hier die Juden, die ein Zehntel der Bevölkerung betragen, während die Deutschen mit einem Dreißigstel der Gesamtbevölkerung auch gegen Russen mit einem Zehntel, Bulgaren mit einem Zwanzigstel weit zurückstehen. Die Hauptstadt Kischinew (Chisinău) ist die zweitgrößte Stadt Rumäniens mit etwa 150 000 Einwohnern. Zahlreiche Kirchen der griechisch-orientalischen Religion und und Synagogen geben ihr ein eigenes Gepräge. Als Stadt ist Kischinew jung, und ihr rasches Wachstum an breiten, sich rechtwinklig schneidenden Straßen ist oft mit dem amerikanischer Städte verglichen worden. Am Weg nach Akkermann (Cetatea Alba) liegt hoch über dem Dnjestr die Festung Tighina (Bender; 35 000 Einw.). Akkermann, am rechten Ufer des 42 km langen, 8—10 km breiten Dnjestr-Limans hat eine sehr bewegte Vergangenheit. Heute ist es Marktort für die weitere Umgebung und bescheidener Hafenplatz; infolge seiner Grenznähe zu Rußland bleibt es fast ohne Verkehr.

KLIMA UND PFLANZENWELT DES AUSSERKARPATHISCHEN RUMÄNIEN

Die verschiedenen Landschaften, die eben dargestellt wurden, eint das Klima, das mit seinen sehr kalten Wintern und heißen Sommern noch mehr den Übergang zum strengen kontinentalen Klima Osteuropas vermittelt, aber doch auch Züge des



P. Einböck, Wien

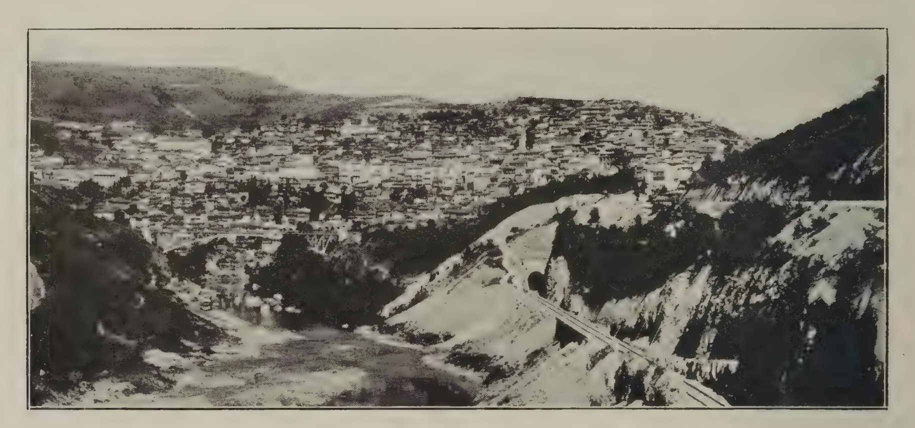
Der Hafen von Konstanza



Das Argeskloster



Warna



Trnowo in Nord-Bulgarien



Der Isker-Durchbruch bei Karlukowo im Balkan

mediterranen aufweist. Im Winter sinkt in Altrumänien die Temperatur bis — 20°, ja auch bis — 35° C. Die Zahl der Wintertage in Bukarest, bei denen das Maximum der Temperatur unter 0° bleibt, beträgt 36, die Zahl der Frosttage, an denen das Minimum der Temperatur unter 0° liegt, 112 Tage. In kalten Wintern friert die Donau zu, und selbst im Schwarzen Meer bildet sich ein kilometerbreiter Eisgürtel, obwohl ja im allgemeinen der Küstenstreifen durch das Meerwasser vor dem Binnenlande durch höhere Wärme gekennzeichnet ist. Dem langen Winter folgt ein kurzer Frühling mit heftiger Triebkraft für die Vegetation, doch schon im Mai machen sich die Vorboten heißer Sommerszeit geltend, der später ein langer, schöner Herbst folgt. Zwischen Norden und Süden gibt es im Frühling und Sommer schon recht merkbare Unterschiede. Am Oberlauf von Pruth und Dnjestr blüht der Flieder um einen Monat später als an der unteren Donau.
Der hohe Luftdruck im Osten Europas zur Winterszeit bedingt durch die hervorbrechenden eisigen Nordost- und Ostnordostwinde die kalten Tage, während im Sommer gegenüber dem noch stärker erwärmten Inneren Kleinasiens sich höherer Luftdruck bemerkbar macht und so gleichfalls die antizyklonale Wetterlage eine recht beständig heiße Zeit hervorruft. Auch das Azorenmaximum breitet sich gar nicht selten weit nach Osten aus. Die Niederschläge werden meist durch die Depressionen erzeugt, die von der Adria durch das Alföld und über den Westen Rumäniens nach der Ostsee fortschreiten oder durch solche, die von der Adria nach dem Schwarzen Meere wandern. So kommt es, daß die kleine Walachei (Oltenia) mehr Regen erhält als die große Walachei, Moldau und Dobrudscha, da am Gebirgsrande ja die von Osten kommenden Winde stärker zur Kondensation des Wasserdampfes gezwungen werden. Im allgemeinen bringt der von Westen kommende Wind dem rumänischen Altreiche Trockenheit, wie der aus dem östlichen Quadranten Siebenbürgen; da im Sommer die Winde aus den westlichen Gegenden vorherrschen, sind Walachei, Moldau und die angrenzenden Gebiete regenarm. Am trockensten ist das Steppengebiet von Medgidia, in dem wochenlang kein Tropfen Wasser vom Himmel fällt, trotzdem sich auf zwei Seiten wasserreiche Landschaften, die Balta an der Donau und das Meer im Osten erstrecken. In der kleinen Walachei gibt es mehr Frühsommer- und Herbstniederschläge. Im Gebiete östlich von dem Alt herrschen die Hochsommerniederschläge vor. In der Oltenia halten sich etwa 60 Pflanzenarten der Mittelmeerländer, die in der Muntenia fehlen, wohin aber das Steppengebiet von Rußland reicht. Die Niederschläge, deren Menge gar nicht so gering ist und zur Ernährung der Pflanzen ausreichen würde, fallen aber nicht zur gewünschten Zeit und meist in zu starken Güssen, so daß sie auf dem ausgetrockneten harten Boden nutzlos abrinnen, Überflutungen hervorrufen und doch auf die Vegetation nicht so erfrischend wie auf Menschen und Tier wirken. Im Winter weht der Krivet, der Nordostwind, den Schnee von den Feldern, er setzt auf größeren Flächen die Saat der Kälte aus und nimmt die schützende Decke fort, die zur Zeit der Schmelze den Boden mit dem lebenspendenden Naß durchtränken könnte.
Von der Verteilung der Niederschläge hängt auch auf dem vorzüglichen Lößboden das Ernteergebnis ab, von ihm die ganze Wirtschaft, da die Kaufkraft der Bevölkerung sich nach dem Ernteausfall richtet. Die mindere Ernte von 1924 hatte schon recht große Schwierigkeiten im Gefolge, die die guten von 1925 und 1926 dann zurücktreten ließen (vgl. S. 645).
Die Bewohner werden bei den einzelnen Gebieten sowie S. 604 u. S. 643 besprochen.

GROSSRUMÄNIEN ALS STAAT

Die Landschaften zu beiden Seiten der mittleren und Südkarpathen, die im Südosten über die Donau übergreifen und im Osten an den Dnjestr reichen, bilden Großrumänien, das ebenso wie Südslawien aus einem älteren Kernlande besteht und in den Kriegen der jüngsten Vergangenheit seinen Raum durch Zuteilung von Gebieten des ehemaligen Österreich-Ungarn sowie anderen Erwerbungen wesentlich vergrößern konnte. Das heutige Rumänien weist eine Fläche von 294 967 qkm und etwa $17^1/_2$ Millionen Einwohner auf, übertrifft mit seiner Fläche Italien, dessen Bevölkerungszahl aber weit mehr als doppelt so groß ist. Die Grenzen Rumäniens sind nach Paul Nicorescu 2869 km lang, also wie bei Ungarn etwa das anderthalbfache des Umfangs eines mit der Staatsfläche gleichgroßen Kreises. Der Mäander des Dnjestr bei dem polnischen Zaleszyki ist der nördlichste Punkt Großrumäniens, von dem Zimnicea an der Donau, gegenüber dem bulgarischen Svištov, 520 km entfernt liegt. Die Westosterstreckung von der Spitze, mit der Rumänien sich dem ungarischen Szeged nähert, bis nach Akkerman (Cetatea Alba) mißt 800 km. In der Mitte des einer Ellipse ähnlichen Raumes liegt Kronstadt im Winkel der Karpathenwälle, während die Hauptstadt, wie so manche anderer europäischer Staaten, eine exzentrische Lage aufweist. Die Lage des rumänischen Staates wurde schon angedeutet; er schaut nach Westen und nach Osten und ist ein Übergangsland von Mittel- zu Osteuropa. Mit dem letzteren hat es auch die physisch-geographischen Züge und die geringe Bevölkerungsdichte gemeinsam. Die Übergangslage gibt in ruhigen Zeiten viele Vorteile, sie kann aber auch, solange die Zugehörigkeit Bessarabiens zu Rumänien von dem Verbande der Sowjetrepubliken nicht anerkannt ist, eine große Behinderung der Entfaltung der reichen wirtschaftlichen Möglichkeiten, die den einzelnen Räumen innewohnen, bedeuten, zumal da einheitliche äußere Umrißformen durchaus nicht gleicher Einheitlichkeit im Innern entsprechen. Rumänien ist wie die Tschechoslowakei ein Nationalitätenstaat; die nationale Zersplitterung wird durch große kulturelle Unterschiede gesteigert und die alten Teile im Osten werden von den neuen im Westen durch ein weites, menschenarmes, ja menschenleeres Hochgebirgsgebiet getrennt. Die Schwierigkeiten aus der Grenzführung im Osten erhalten eine weitere Erschwerung im Westen, wo die Grenze nur an wenigen Stellen den sprachlichen Verhältnissen angepaßt ist, vielmehr vom Sieger wie mit dem Lineal gezogen wurde und damit dem landhungrigen Nachbar im Westen die verlorenen Gebiete östlich der Grenze nicht vergessen läßt. Die Donau im Süden kann durch Engpässe im Westen und durch den breiten Sumpfgürtel als gute Grenze angesprochen werden, aber die Dobrudscha ist gegen Bulgarien schon weniger gut gesichert. Die Beziehungen zu den Nachbarstaaten, dem Bunde der sozialistischen Sowjetrepubliken und auch Ungarn und Bulgarien werden durch die auf Kosten der genannten Staaten durchgeführte Vergrößerung des rumänischen Staatsraumes bestimmt, die freundschaftlichen zur tschechoslowakischen Republik und dem südslawischen Königreiche erhielten ihren sichtbaren Ausdruck in der Kleinen Entente, aber die Interessen der Tschechoslowakei und Südslawiens zum Bunde der sozialistischen Sowjetrepubliken sind andere wie die Rumäniens, weil die Wirtschaft der Tschechoslowakei Rußland als Abnehmer braucht, das Königreich S.H.S. an der panslawistischen Idee, der es

viel verdankt, festhalten will. Rumänien wird zum Genossen des polnischen Staates, dessen Lage zu Rußland manche Ähnlichkeit aufweist und den gleiche Bande der Freundschaft mit Frankreich verbinden. Aber Rumänien schaut auch nach der lateinischen Schwester Italien aus, deren Ziele sich auch nicht immer mit jenen der Kleinen Entente vereinigen lassen.

Die Bevölkerung Großrumäniens bilden zu drei Vierteln Rumänen und zu ein Viertel Angehörige anderer Völker, von denen etwa 800 000 Deutsche = 4,6%, 1 100 000 Magyaren = 6%, 1 000 000 Juden = 5,7%, 550 000 Russen und Ukrainer = 3,1%, 215 000 Bulgaren = 1,2% recht ansehnliche Minderheiten dar-



Die Einteilung Großrumäniens in Kreise

stellen, während der Rest sich noch auf viele Nationen aus dem Süden Europas und aus dem nahen Orient aufteilt. Die Rumänen fühlen sich als Nachkommen der alten Daker, auf die thrakisch-illyrische Elemente eingewirkt haben, deren Sitze aber das Durchzugsland vieler germanischer, slawischer und anderer Völker gewesen sind. Die Bevölkerung auf dem Boden des heutigen Rumänien hatte auch viel unter der türkischen Herrschaft zu leiden. Die Erinnerungen an die Zeiten glanzvoller Kultur sind erst spät wieder lebendig geworden; der rumänische Nationalgedanke wurde durch die Schulen, die die rumänische Bevölkerung in Siebenbürgen erhielt, geweckt und durch das stets hohe geistige Leben der Siebenbürger Sachsen gefördert. Die Rumänen waren so glücklich, die Vereinigung aller Volkszugehörigen durch den Weltkrieg zu erreichen, für sie galt das Selbstbestimmungsrecht der Nationen, daher wäre es nicht mehr wie billig und gerecht, wollte das staats-

bildende Volk auch die Rechte der Minderheiten gebührend achten. Die Verfassung des rumänischen Staates ist ähnlich der belgischen eine demokratische. Die Nationalversammlung (Kammer und Senat) sowie der König aus dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen vereinigen die gesetzgebende Gewalt. Innerhalb der rumänischen Nation gibt es große Unterschiede, Stadt und Land bedeuten in gewissem Sinne Gegensätze. Die Landbevölkerung ist ursprünglich, sie hält treu an alten Sitten und Gebräuchen fest, die städtische erblickt in der Nachahmung westeuropäischer Großstadtkultur ein erstrebenswertes Ziel. Die Rumänen gehören der griechisch-orthodoxen Kirche an; sie leitet ein Patriarch in Bukarest. Die Angehörigen der griechisch-unierten Kirche haben ihr geistliches Oberhaupt in Blasendorf (Blaj). Die rumänische Landbevölkerung ist tief religiös, das strenge Einhalten der vielen Fasttage im Jahre hat die Ausfuhr von Lebensmitteln sicher gesteigert. Großrumänien ist, wie schon aus der Darstellung seiner Landschaften hervorging, ein landwirtschafttreibender Staat, in dessen neuen Teilen im Westen sich die Industrie schon seit Jahrhunderten eines guten Rufes erfreut. Aus der Südostecke Siebenbürgens haben sächsische Großunternehmen auf die benachbarten Teile des Altreiches übergegriffen und bei den maßgebenden Stellen in Bukarest viel Verständnis gefunden. Aber noch immer sind 80% in der Landwirtschaft, nur 10% in Bergbau und Industrie tätig, und etwa 4% in Handel und Verkehr; 6% entfallen auf die freien Berufe und die nicht leicht erfaßbaren Beschäftigungen. Bei den einzelnen Landschaften wurde schon auf die Fruchtbarkeit des Bodens hingewiesen, aber auch weite Flächen im Hochgebirge der Karpathen und in den Sumpflandschaften an der Donau und anderen Strömen sind von der Nutzung ausgeschlossen (vgl. S. 603). Für die Trockenlegung der fruchtbaren Ränder fehlt zunächst das Geld.

Landwirtschaft. Die Bestrebungen, durch eine Neuaufteilung von Grund und Boden das allgemeine Volkswohl zu heben, fanden in Regierungskreisen Anhänger, weil sich mit der Bodenreform auch politische Ziele erreichen lassen. Die Großgrundbesitzer in Siebenbürgen, auf dem Boden des vormaligen Ungarn wie in Bessarabien wurden mit der Verkleinerung ihres Besitzes um ihren politischen Einfluß gebracht. Die Enteignung machte aber auch vor dem Kirchengut der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben nicht halt und hat damit die Erhaltung der deutschen Schulen geschädigt und das Deutschtum stark getroffen.

Mit der Enteignung war zunächst ein Rückgang des Ernteausfalles verbunden, der aber bereits von recht guten Erträgnissen abgelöst worden ist. 1924 ist für den geringeren Ertrag der Felder wohl auch die Witterung schuld, wie die Ausweise auch aus anderen Staaten Europas zeigen. 1925 gab es schon eine bessere Ernte und die von 1926 soll die vorhergehende noch weit übertreffen. Die bisher veröffentlichten Zahlen nennen bei den Getreidefrüchten außer Mais gegenüber 1925 ein Ansteigen um über 40%, und auch der Mais verspricht die Erfüllung gleicher Hoffnungen. Die Zeiten sind wohl vorüber, in denen man Ende 1924 in Rumänien an Brotkarten und ähnliche Kriegssparmaßnahmen dachte, während das Land vor dem Kriege 3 000 000 t Getreide ausführte. In der jüngsten Vergangenheit war die Ausfuhr von Getreide mit Schwierigkeiten verbunden, weil die Regierung die Lebenskosten der Beamten möglichst billig halten wollte; trotzdem stehen aber Getreide und Mahlerzeugnisse an erster Stelle unter den Ausfuhrgütern. Landwirtschaftliche Schulen, Musterwirtschaften, Zusammenschluß zu Genossenschaften und das Vorbild des Erfolges werden die Hektar-Erträge zumindest

bald auf die Höhe von 1914 bringen; Ausfuhrmöglichkeiten werden neue Handelsformen mit dem Kleinbauer zeitigen, der ebenso Weizen an Stelle von Mais anbauen wird, wie vorher der Großgrundbesitzer oder der Großpächter. Die zwei letzten Reihen der Tafel zeigen die Besserung der Hektar-Erträge; die Bearbeitungsweise der Felder ist eine recht ungleiche, so daß diese Ziffern das Mittel zwischen hochstehenden Betrieben im Banat und sehr ursprünglichen im Südosten Rumäniens darstellen. Die Maisanbauflächen, die an Ausdehnung den Weizen übertreffen, sind aber auch Mischkulturen mit Kartoffeln, Fisolen, Kürbissen und anderem Gemüse, je nach dem Geschmack der Bewohner. Wie in anderen maiserntenden Ländern tritt der Anbau von Kartoffeln zurück.

	1924		1925		1926	1926	1924
	Anbaufläche in 1000 ha	Ertrag in 1000 q	Anbaufläche in 1000 ha	Ertrag in 1000 q	Ertrag in 1000 q	Ertrag pro ha in q	in q
Weizen	3172	19 170	3 301	28 950	35 000	11	6,1
Roggen	271	1 510	270	2 130	2 990	10	5,6
Gerste	1704	6 690	1 850	10 680	19 000	12,2	3,9
Hafer	1237	6 100	1 184	7 870	12 470	11,6	4,9
Mais	3621	39 500	3 931	44 570			10,9
	10006	72 860	10 142	94 420			

Rumäniens Rebengelände liefern über 6 000 000 hl Wein, so daß eine größere Produktion nur Algerien, Spanien, Italien und Frankreich aufweisen. In den Weingegenden gedeiht vorzügliches Obst, unter dessen Baumbeständen Pflaumen die Hälfte ausmachen, die auch an der Ernte den gleichen Anteil haben. Der Pflaumenbranntwein, die Ţuica, ist hier ebenso beliebt wie im S.H.S. Raki oder Slivovitz. Hanf wird auf größeren Flächen gebaut als Lein, da Hanföl eine besondere Verwendung in der Fastenzeit findet. Unter den ölliefernden Saaten fällt die Fläche der Sonnenblume auf, die die der beiden eben genannten Öl und Spinnfasern gebenden Pflanzen übertrifft und vornehmlich unter den Feldfrüchten Bessarabiens den Übergang zu osteuropäischer Wirtschaft anzeigt. Die Zuckerrübe wird in einer ungefähr gleichen Ausdehnung, 53 000 ha, wie Hanf und Flachs zusammen angebaut. Natürliche Wiesen und Weiden müssen den Anbau von Futtermitteln, der sehr gering ist, ersetzen.

Die Viehzucht steht westlich der Karpathen auf höherer Stufe als im Altreich, wo man sich vor dem Weltkriege mehr dem Körnerbau zugewandt hatte. Die Rinder fanden dabei wohl als Arbeitstiere Verwendung, aber die Molkereiwirtschaft wurde wenig gepflegt, da im Lande selbst die Zahl der Abnehmer gering ist. Die Ausfuhr von Fleischtieren hatte an den Grenzen selbst viehzuchttreibender Staaten viele Verordnungen zu beachten, so daß Störungen zu befürchten waren. Trotz des großen Maisertrages ist die Schweinezucht aus den letztangeführten Gründen nicht sehr gepflegt worden und die Verhältnisse haben sich kaum geändert; der Fleischgenuß im Lande selbst bleibt gering, denn der Sommer ist heiß und in die kühlere Jahreszeit fallen die vielen Fasttage, deren Zahl, um Krankheit und Elementarkatastrophen abzuwenden, noch freiwillig erhöht wird. Reger ist die Schafzucht, die in der Milch und deren Verarbeitung viel verbrauchte Nahrung liefert; Fell und Wolle geben Kleidung, und die Wolle wird auch zu schönen farbenfrohen Teppichen verarbeitet, die den einzigen Luxus der oft recht bescheidenen Behausungen darstellen. Ziegenhaltung trifft man weniger; in der Dobrudscha und in Bessarabien laufen flinke Esel, und das Kamel verrät die Nähe des Orients. Ebenso wie in Ungarn sind Pferde der Stolz des Bauern.

Die ausdauernden Reitpferde der Moldau wurden früher viel ausgeführt. Rumäniens reiche Geflügelzucht versorgte reichlich den Eiermarkt des Auslandes; die Bienenzucht liefert vorzüglichen Honig.

In den Baltalandschaften und im Mündungsbereich der großen Flüsse bildet Fischerei die Haupteinnahmequelle. Die Donaufischerei ist seit 3 Jahrzehnten Staatsmonopol. Die Jagd auf Wasservögel und anderes Getier in den Auenlandschaften, auf Hochwild in den Karpathen ist reicher als in allen anderen mittel- und westeuropäischen Gegenden. Die Wälder Rumäniens nehmen rund 70 000 qkm ein, von denen zwei Fünftel im Altreich und Bessarabien, über die Hälfte in Siebenbürgen und der Bukowina, die mehr als Wald- wie als Ackerland anzusprechen ist, und ein Zehntel im Banat liegen. Die Rotbuche nimmt fast die Hälfte der Bestände ein, Fichten und Tannen ein Viertel, Eichen ein Achtel und andere Laubhölzer über ein Zehntel. Unter diesen gewinnen die rasch sich erneuernden Weiden- und Pappelbestände in der Balta Bedeutung. Die Robinie breitet sich auch hier rasch aus und festigt den Löß- und Sandboden. Buchenholz wird fast allenthalben als Brennmaterial verwendet, Nadel- und Eichenholz haben beträchtliche Ausfuhr. Die Rumänen haben Holz als Baumaterial stets geschätzt und ihre alte Holzarchitektur lebt fort in ihren heutigen Gehöften.

Der Bergbau ist in Rumänien überaus mannigfaltig, die Ausbeute der einzelnen Bodenschätze aber sehr verschieden. Die vielgenannten Edelmetalle erreichen aber nur 3% des Wertes der Jahresproduktion 1924, Eisen etwa $2^1/_2$%, Kohle 25%, Erdöl und Erdgas aber 60%, so daß alle übrigen Zweige der Bergwirtschaft einschließlich Salz nur auf 7% geschätzt werden. Erdöl ist ein wichtiges Ausfuhrgut, da Rumänien als Energiequelle zwischen Mediasch und Klausenburg wie in den Ölgebieten reiche Gaslager seiner Industrie dienstbar machen kann, ferner über Kohle verfügt und in dem unausgeglichenen Gefälle seiner Flüsse große Mengen von Hydroelektrizität zur Kraft- und Lichterzeugung vorhanden sind. Die Erdölausbeute betrug 1925 2 313 463 t; der Prahovabezirk, vor allem Moreni, liefert viel mehr wie das Dâmboviţagebiet oder gar Buzău und Bacău. 1925 wurden über 2 151 000 t Rohöl verarbeitet, fast ein Drittel mehr als 1924. Die Ausfuhr von verarbeitetem Rohöl war 1925 größer als in den Vorkriegsjahren, deren Ausfuhr, die ein Drittel Rückstände einschloß, ein höheres Gewicht hatte. Die Vorräte an Erdgas in Siebenbürgen schätzt J. P. Voiteşti unter dem 10 000 qkm großen Terrain auf 300 Milliarden Kubikmeter Gas zu je 8000 Kalorien. Kohle wird hauptsächlich im Schylbecken von Petroşani in oligozänen Schichten gewonnen und im Banat bei Anina, Doman und Secul aus mesozoischen. Siebenbürgen liefert sechs Siebentel der gesamten Kohlengewinnung, die am Innen- und Außenrand der Karpathen gesteigert werden kann, auch stehen der Wirtschaft ausgedehnte Torflager zur Verfügung. 1923 wurden 2,5 Millionen Tonnen Kohle gewonnen, gewiß keine sehr große Menge, weil eben die Wirtschaft über andere Heiz- und Kraftquellen verfügt. Der Eisenerzabbau mit 100 000 t bei Eisenmarkt (Hunedoara), bei Ghela und im Banat bei Resiţa liefert etwa 40 000 t Eisen, die für die Wirtschaft eines so großen Staates nicht ausreichen können. Eisenerzlager gibt es ferner in der Bukowina, im Osten von Siebenbürgen im Bereich der Dreistühle (Treiscăuni) und an anderen Stellen. Kupfer, Blei finden sich in der Nähe der Edelmetalle im Siebenbürgischen Erzgebirge (vgl. S. 596) und im Norden bei Baia mare (deutsch Neustadt, ungar. Nagybánya), Rodna, Iloha. Bauxit stünde im Bihorgebirge zur Verfügung, und

Wasserkraft der Gebirgsflüsse muß dem Kapital Anreiz zu seiner Verarbeitung geben. Salz ist in schier unerschöpflichen Lagern vorhanden; weil aber die meisten europäischen Staaten über eigene Vorräte verfügen, ist mit der Ausfuhr dieses lebensnotwendigen Minerals doch kein größerer Erfolg zu erzielen. 1923 wurden 60 000 t an das Ausland verkauft. Am Außenrand der Karpathen sind 58 Salzmassive bekannt, von denen derzeit 4 abgebaut werden (Slanic, Telega, Tărgu Ocna, Ocnele mare), die allein einige Milliarden Tonnen Salz bergen. Siebenbürgen durchziehen Salzlager von Norden (Ocna Sugatag) bis in die Hermannstädter Gegend (Salzburg), überdies finden sich zahlreiche Salzstöcke am Innenrande der östlichen Karpathen. Die Salzorte bieten mancherlei Heilbäder, daher werden Uioara (Miereschneuburg), Ocna Dejului (Desakna), Sovata und Salzburg gerne aufgesucht. Im vulkanischen Gebiet und an den Abbruchstellen der Gebirge gibt es sehr viele Mineral- und Thermalquellen, die zahlungskräftigen leidenden Menschen Gesundheit, dem rumänischen Staate bei besserer Einrichtung des Verkehrs reiche Einnahmen bringen können.

Rumänien ist also ein von Natur reich ausgestattetes Land, dessen industrielle Möglichkeiten heute noch gar nicht recht übersehen werden können, zumal bei richtiger Einstellung der verschiedenen Teilgebiete Großrumäniens von den Gebirgslandschaften nach Südwesten, Süden und Osten ein großes wirtschaftliches Gefälle entstehen muß. Die Städte im Vorlande der Karpathen und des westsiebenbürgischen Gebirges haben heute schon viele und große Industrien, die von Kronstadt aus über den Predealpaß in das Altreich hinüberweisen, das gerade in dieser Gegend gewinnbringende Standortsbedingungen aufweist. Holz, Erdöl, billige, leicht leitbare Arbeitskraft und der Verbrauch der aufstrebenden Hauptstadt und der reichen Erdölorte bewirken sowohl das Anwachsen der Industrie wie der Industrieorte. Die Industrie kann im eigenen Lande in der Zukunft mit größeren Bedürfnissen rechnen, da die jüngste Vergangenheit in dem früher autarkischen Leben der Bauern mehr Bedürfnisse ausgelöst hat, wie früher Jahrhunderte. In den Bezirken Prahova und Ilfov gibt es neben großer Erdölraffinerie und -verwertung alle Arten von Großindustrie, die auch hier kleinere Betriebe aufsaugt; in den Donauhäfen wird in großen Mühlen Getreide verarbeitet, Holz zugerichtet, werden Fischkonserven hergestellt, Fahrzeuge gebaut. Gerberei findet allenthalben Rohstoffe und geeignete Hilfsmaterialien. Von den Donauhäfen nach der Dobrudscha und nach Bessarabien zu verschwinden die das Landschaftsbild beherrschenden Industriegebäude. Erst Kischinew ist wieder eine Fabrikstadt im großen, die das weite flache Land mit Erzeugnissen aller Art versorgt; am Dnjestr wiederholt sich das Bild von der unteren Donau und vom Sereth, wie in der Moldau die Petroleumorte kleine Spiegelbilder der Prahovatalindustrien sind, ähnlich wie Jassy und Czernowitz (Cernauți) von Bukarest. Im Altreich liefert noch überall Hausindustrie vielerlei Gerät, Wäsche und Kleider. Handspindel und Rocken begleiten die Frauen auf ihren Wegen auch in Gegenden, in denen Spinnmaschinen und mechanische Webstühle die Arbeit von 1000 Händen verrichten. Auf Geweben, auf allerlei Hausrat vererben sich seit alten Zeiten bei den Rumänen und den mit ihnen die Scholle teilenden Völkern die gleichen Verzierungen; die Farbenwahl läßt meist die nationale Zugehörigkeit erkennen. In der Metall- und Maschinenindustrie hat Siebenbürgen einen gewaltigen Vorsprung, aber auch die landwirtschaftlichen Großunternehmungen, Brauereien, Brennereien, Zuckerfabriken der Siebenbürger Sachsen sind für das Altreich

ein gewaltiger Anreiz, gleiche Erfolge anzustreben. Nach dem gleichen Vorbild dringt die Holzverarbeitung in die Wälder vor, der schrille Laut der Sägewerke unterbricht die erhabene Stille der Natur, Seilbahnen tragen das Holz über die Berge und Lokomotiven ziehen es aus einsamen Tälern nach den modernen Verkehrsanlagen. Die Industriewaren, die im Lande erzeugt werden, müssen zur Bedarfsdeckung durch große Zufuhren aus dem Auslande vermehrt werden, das dafür auf rumänisches Getreide, Holz, Erdöl usw. angewiesen ist. Durch die Karpathen und die Donau ist Rumänien ein Teil Mitteleuropas. Seine Wirtschaft ist von der des größeren Raumes abhängig und nur die von der Natur vorgezeichnete Arbeitsteilung kann den einzelnen Landschaften die volle Entfaltung ihrer Möglichkeiten bringen. Der rascheren Abwicklung des kleinen Grenzverkehrs wird auf keiner Seite viel Beachtung geschenkt. 11 200 km Eisenbahnen sind für Rumänien zu wenig, Neubauten sind notwendig, um die bisher verschieden orientierten Gegenden in ein System zu bringen. Bukarest ist mit Paris, den mitteleuropäischen Hauptstädten und mit Jassy—Kischinew durch Flugdienst verbunden.

Die Massengüter erreichen ihr ausländisches Ziel auf dem Wasserweg, Donau und Schwarzes Meer. Für Erdöl gibt es Röhrenleitungen nach Giurgiu und Konstanza, für Getreide stehen in den Häfen neuzeitliche Elevatoren zum Verladen bereit. Die Donauschiffahrt wird aber durch Verwaltungsmaßnahmen eingeengt. Die internationale Donaukommission, die derzeit in Preßburg und demnächst vielleicht in Wien amtiert, bringt nun sehr langsam die Wünsche der Uferstaaten und der Großmächte, die in ihr vertreten sind, in Einklang. Bevor der Verkehr nicht auf der ganzen fahrbaren Strecke flott vonstatten gehen kann, ist auch auf den Teilgebieten ein größerer Warentransport unmöglich. Den Unterlauf der Donau beaufsichtigt die Europäische Donaukommission in Galatz, die man in Bukarest als eine Schmälerung der Hoheitsrechte betrachtet. Es wurde schon angedeutet, daß es in nicht ferner Zeit zu einer Verlegung des Verkehrs aus dem Sulina- in den Kilia-Arm kommen soll (vgl. S. 637). Der Verkehr auf der Theiß ist gering; auch der Begakanal wird nicht viel benützt. Die großen Ströme aus den Karpathen bringen Holz zu den Handelsplätzen. Die Schiffahrt auf dem Dnjestr ruht.

Die Hauptverkehrsader ist die Donau, von deren Transporten drei Viertel flußabwärts und ein Viertel stromaufwärts gerichtet sind. Unter den Hafenplätzen steht Galatz an erster Stelle mit 1 000 000 t 1923, während Braila und Konstanza im gleichen Jahre je 640 000 t ausweisen. Der Verkehr auf den Wasserwegen nach dem Ausland, 2 314 000 t, ist kleiner als der auf den Landtransporteinrichtungen, 3 070 000 t. Die Hauptausfuhrgüter Rumäniens, Getreide, Holz, Erdöl, eignen sich für den Wassertransport, lebende Tiere, Fleisch, Eier, Gemüse kommen mit der Eisenbahn rascher an ihr Ziel.

Die Ausweise der Ein- und Ausfuhr (z. B. 1924 Ausfuhr 28, Einfuhr 26 Milliarden Leu) zeigen eine aktive Handelsbilanz. Die bescheidene Lebensweise und die Bemühungen, Geräte und Kleidung selbst herzustellen, wirken noch weiter, daher sind die Außenhandelsziffern der letzten Jahre recht klein, zumal ja auch der Staat, um die Lebenshaltung seiner Angestellten billig zu ermöglichen, die Ausfuhr erschwerte. Das Statistische Reichsamt in Berlin hat die Einfuhr Rumäniens für die Jahre 1922 und 1923 mit 357 bzw. 414 Millionen Goldmark berechnet, die Ausfuhr mit 407 und 512 Millionen Goldmark. Auf den Kopf der Bevölkerung

umgerechnet ergeben sich daher 1923 24 und 30 Goldmark, die so niedrige Werte darstellen, daß sie in Europa nur von den entsprechenden Zahlen für Rußland unterboten werden. Mit dem Erstarken der Wirtschaft auf der Balkanhalbinsel und derjenigen Rußlands muß Rumänien viel stärker in den allgemeinen Wettbewerb treten und dazu seine Ausfuhr zu entfalten trachten.

VERKEHR

Außer auf der Donau ist Rumänien mit Mitteleuropa durch 6 Eisenbahnlinien verbunden, die zugleich als Hauptstraßen des Verkehrs in Europa angesprochen werden können und über Bukarest in Konstanza den Anschluß an die Schiffahrt nach dem nahen Orient finden. Ein Verkehr über Bessarabien nach Rußland findet derzeit kaum statt, und die Briefpost geht vielfach über Wien. Die Hauptverkehrslinien werden am besten mit den großen Siedelungen der benachbarten Staaten angeführt. Die Linie Agram—Belgrad—Hatzfeld (rumän. Jimbolia)—Temeschwar über die Porta orientalis nach Orsova—Craiova—Bukarest ist als Umgehung der Donaustrecke aus Westeuropa eingeführt worden, die aber derzeit schon wieder den Verkehr an die Bahn über Wien—Budapest—Szolnok—Episcopia Bihor—Großwardein und durch das Kreischtal nach Klausenburg zum Miereschtal und von Blasendorf im Kokeltal nach Schäßburg, ferner über die Wasserscheide zum Alt und über Kronstadt—Predeal nach Bukarest abgegeben hat. Ebenso ist der Schnellzugsverkehr Budapest—Lököshaza—Curtici—Arad—Kronstadt eine bequeme Verbindung mit Bukarest. Über Wien führen ebenso wie über Prag internationale Züge die Reisenden nach Oderberg, über den Jablunkapaß ins Waagtal und entlang des Hernad nach Kaschau und über die rumänische Grenzstation Halmei nach Saturar und Großwardein. Von Oderberg verkehren Züge durch Kleinpolen nach dem rumänischen Grenzort Ghica Vode und weiter über Czernowitz—Jassy nach Bukarest und nach den Donauhäfen Braila und Galatz. Auf diesen eben genannten Linien vollzieht sich der Verkehr verhältnismäßig rasch, aber auf den Seitenstrecken und auf den Bahnen von Bukarest nach Bessarabien braucht der Reisende Geduld, trotz der besten Absichten der Eisenbahnverwaltung.

LITERATUR

Sudetenländer: F. E. Sueß, Bau und Bild der Böhmischen Masse. Wien und Leipzig 1903. — R. Hoernes, Bau und Bild der Ebenen Österreichs. Wien und Leipzig 1903. — F. Machatschek, Mitteleuropa, Enzyklopädie der Erdkunde. Wien und Leipzig 1926. — B. Bretholz, Geschichte Böhmens und Mährens. 2 Bde. Reichenberg 1921. — Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien 1886f.

Karpathenländer: V. Uhlig, Bau und Bild der Karpathen. Wien 1903. — H. Hassinger, Die Tschechoslowakei. Wien 1925. — Heiderich-Leiter-Sieger, Andree, Geographie des Welthandels. 4. Aufl. I. Wien 1926. — F. Machatschek, Mitteleuropa. Enzyklopädie der Erdkunde. Wien 1925. — Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn Bd. I—VI. Wien 1888—1893. — Ungarn, Land und Volk. Budapest 1918. — A. von Hayek, Die Pflanzendecke Österreich-Ungarns. Wien 1914. — Die Völker Österreich-Ungarns Bd. III, V, VI, VII, VIII, IX, XI, XII. Wien 1881f. — R. F. Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Gotha 1907f. — Deutschtum im Ausland. 1. Heft. E. Winter, Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathenrußland. Münster 1926. — F. Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1916. — A. Schullerus, Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde. Leipzig 1926. — K. Bell, Das Deutschtum im rumänischen Banat. Dresden 1926. — H. Rüdiger, Das Deutschtum an der mittleren Donau. München 1923.

Tschechoslowakische Republik: H. Hassinger, Die Tschechoslowakei. Wien 1925. — J. Moscheles, Wirtschaftsgeographie der Tschechoslowakischen Republik. Prag 1922. —

F. Weil, Tschechoslowakei. Gotha 1924. — H. Leiter, Die Tschechoslowakische Republik in: Andree, Geographie des Welthandels, IV. Aufl. Wien 1926. — Statistisches Handbuch der tschechoslowakischen Republik. II. Prag 1926. Sborník československé společnosti zeměpisne. Prag 1925. 31. Jahrg.

Der Staat Ungarn: Ungarn, Land und Volk. Budapest 1918. — L. Loczy, La Hongrie géographique, économique et sociale. Budapest 1919. — F. Fodor, Magyarország gazdasagi földrajza (Wirtschaftsgeographie Ungarns). Budapest 1924. — R. Rungaldier, Ungarn, in: Andree, Geographie des Welthandels. IV. Aufl. Wien 1926. — G. Gratz, Ungarisches Wirtschaftsjahrbuch. I. Jahrg. 1925. Berlin 1925. — Emich-Illes-Halasz, The economics of Hungary in maps. Budapest 1920.

Rumänien: N. Jorga, Geschichte des rumänischen Volkes. Gotha 1905. — Fr. Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. 2. Aufl. Hermannstadt 1925. — Siebenbürger Sachsen. Landschaften und Kulturbilder. Deutsches Vaterland. Wien 1922. — W. Behrmann, Die Landschaften Rumäniens. Zeitschr. f. Erdkunde. Berlin 1919. — Paul Nicorescu, La Roumanie nouvelle. Bucarest 1924. — S. Mehedinți, România. București 1923. — E. Sigerus, Reisehandbuch für Großrumänien. Berlin 1925. — Rumänienreise. 11 Verfasser. Mitt. d. Geogr. Gesellsch., 67. Band, S. 169ff. Wien 1924. — H. Stahel de Capitani, Rumänien. Zürich 1925. — H. Wachner, Rumänien. Andree, Geographie des Welthandels, 4. Aufl. Wien 1926. — G. Antipa, Dunărea si problemele ei. București 1921. — Bilder aus der Dobrudscha, herausgegeben von der deutschen Etappenverwaltung in der Dobrudscha. Konstanza 1918. — A. Babel, La Bessarabie. Étude historique, ethnographique et économique. Paris 1926.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 66—73

Tafel 66 bringt ein Landschafts- und ein Städtebild aus Böhmen. Das Landschaftsbild zeigt eine der kühnsten, durch Erosion freigelegte Vulkanschlotausfüllungen des nordböhmischen Mittelgebirges, den Borschen bei Bilin. Das schöne Bild von Prag, vom Petrin gesehen, wird von der Burg, dem Hradschin, mit dem Dom zu St. Veit beherrscht; den Hintergrund bildet die Hochfläche auf der rechten Moldauseite; der große Ort darauf gehört noch zu Groß-Prag.

Tafel 67 ist Mähren gewidmet. In den Tälern der welligen Hochfläche des Gesenkes (oben) erstrecken sich stundenweit gewerbstätige deutsche Ortschaften. Die ebenfalls größtenteils von Deutschen bewohnte Stadt Znaim (unten) liegt malerisch auf dem Rande der böhmisch-mährischen Höhe.

Die Hohe Tatra (Tafel 68) ist mit ihren kahlen Granitfelsspitzen und ihren in dunkle Nadelwälder gebetteten Hochseen der alpenartigste Teil der Karpathen. Ein Teil ihrer Bewohner sind Slowaken, die in schindelgedeckten Häusern wohnen.

Die Stadt Kremnitz auf Tafel 69, die ebenfalls Bilder aus den Karpathen bringt, ist eine der sieben ehemaligen deutschen Bergsstädte des Slowakischen Erzgebirges, dessen Gold- und Silbererze aber nun längst erschöpft sind. Dolni Apša (unteres Bild) ist eines der Dörfer in Karpathorußland, in denen neben Huzulen und Rumänen Deutsche wohnen.

Der wildeste Teil der Transsylvanischen Alpen (Tafel 70) ist das Gebiet des 2500 m hohen Butschetsch; es beginnt im Süden am Predealpaß, über den die Bahn von Kronstadt ins Prahavatal und nach Bukarest führt. Nach Norden fällt das Gebirge steil zum Becken von Kronstadt ab, das großenteils von Deutschen bewohnt ist; Rosenau südwestlich von Kronstadt (unteres Bild) ist teils von Deutschen, teils von Rumänen bewohnt.

Die Tafeln 71 und 72 führen ein Stück die Donau abwärts. Preßburg liegt, überragt von der Ruine der 1811 durch Brand zerstörten ehemaligen Königsburg, am linken Ufer des im Hintergrunde sichtbaren Stromes am Fuß der Ausläufer der Kleinen Karpathen. Gran (Esztergom) liegt rechts an der Donau innerhalb des Durchbruchs durch das ungarische Mittelgebirge; Sitz des Primas der katholischen Kirche Ungarns, wird es schon von weitem durch die Basilika auf dem Festungsberge gekennzeichnet.

Etwas unterhalb von Gran, aber am linken Ufer, liegt der Ort Nagy Maros, der trotz seines magyarischen Namens meist von Deutschen bewohnt ist. — Die große Insel Csepel liegt unterhalb von Budapest; größtenteils fruchtbar, ist sie doch stellenweise von Flugsand eingenommen, auf den aber die Kunst und die Beharrlichkeit der Bauern den in den übrigen Teilen der Insel heimischen Weinbau auszudehnen verstanden hat.

Aus Rumänien außerhalb des Karpathenbogens bringt schließlich Tafel 73 noch zwei Bilder; sie zeigen Rumäniens Haupthafen Konstanza am Schwarzen Meer und das orthodoxe Kloster in Curtea de Arges in den Ausläufern der Karpathen zur Walachei, dessen im byzantinischen Stil erbaute Kirche an die schon recht wirksamen Einflüsse aus Südosten gemahnt.

Die Kunstbeilage bei S. 606 endlich ist die Verkleinerung einer Lithographie des deutsch-siebenbürgischen Malers und Graphikers Prof. Hans Hermann in Hermannstadt. Sie zeigt den Aufgang zur Burg Schäßburg mit dem altberühmten Uhrturm.

BULGARIEN

VON PROFESSOR DR. CARL KASSNER IN BERLIN

GRENZEN

Unter Bulgarien soll hier nicht genau das heutige Staatsgebiet verstanden werden, da einige seiner kleineren Randgebiete besser bei den benachbarten großen Landschaften behandelt werden, sondern das Land etwa in dem Umfange, den es von der Vereinigung Nordbulgariens mit Ostrumelien 1885 an bis zum ersten Balkankriege 1912 hatte.

In diesem Umfange hat Bulgarien nur auf zwei Seiten scharf ausgesprochene natürliche Grenzen, nämlich im Norden die 1—3 km breite Donau und im Osten das Schwarze Meer. Das bulgarische Donauufer ist im Gegensatz zu dem niedrigen, vielfach versumpften rumänischen Ufer meist steil, gewöhnlich 20—50 m, stellenweise aber bis zu 200 m hoch. Nur in der Mitte der bulgarischen Donaugrenze haben sich von der hier früher südlicher fließenden Donau einige ausgedehnte Altwasserseen erhalten, die durch ihren Fischreichtum sehr wertvoll geworden sind.

Sowohl geschichtlich wie landschaftlich und volkskundlich wäre es das Natürlichste, wenn die Donau bis zu ihrer Mündung die Grenze Bulgariens bilden und so die ganze Dobrudscha bulgarisch sein würde. Im Berliner Frieden von 1878 hatte man aber Südbessarabien Rumänien weggenommen und Rußland gegeben, und nun wäre Rumänien ganz vom Meere abgeschnitten worden; deshalb beging man lieber einen zweiten Fehler und schnitt von dem altbulgarischen Stammlande der Dobrudscha den größten Teil für Rumänien ab. Im Bukarester Frieden (1913) entriß Rumänien Bulgarien ohne Rechtsgrund nochmals einen breiten Streifen wertvollen Getreidelandes am Südrande der Dobrudscha, wodurch der bulgarische Hafen Warna einen wichtigen Teil seines Ausfuhrhinterlandes verlor und sogar vielen bulgarischen Dörfern ihre Äcker abgeschnitten wurden.

Anders die Küste des Schwarzen Meeres im Osten des Landes. Mit Ausnahme verhältnismäßig schmaler Abschnitte fällt sie 20—200 m tief steil zum Meere ab, das namentlich bei den winterlichen Stürmen, durch die es den Namen des dunklen, schwarzen Meeres erhielt, unaufhörlich an der Küste nagt. Die nördliche Hälfte von der rumänischen Grenze bis zum Vorgebirge Emine, dem Ostende des Balkans, verläuft genau nordsüdlich und weist nur eine geringe Einbuchtung auf, den Hafen von Warna. Südlich von jenem Kap greift das Meer bis Sosopol in starker Krümmung in das Land ein und bildet die an der Mündung 12 km breite Bucht von Burgas, deren innerster Teil den guten Hafen Burgas abgibt. Nördlich davon liegen auf zwei Felsenhalbinseln die altgriechischen Koloniestädte Messemwrija und Anchialo, von denen jene besonders Wein, diese das in

den ausgedehnten Meergärten gewonnene Salz ausführt. Südlich von Burgas widmen sich die kleinen Hafenorte Sosopol, Wassiliko und Achtopol mit großem Erfolge dem Fischfang. Ein Flüßchen, das dicht südlich von Achtopol mündet, bezeichnet das Südende des bulgarischen Küstengebietes.

Von der politischen Süd- und Westgrenze Bulgariens entsprechen nur kleinere Stücke Naturscheiden, nämlich die Kämme einiger Gebirgszüge, die bei der „zerhackten Topographie" eines großen Teiles der Balkanhalbinsel fast nirgends eine größere Längserstreckung aufweisen und daher keine einheitlichen Namen besitzen. Am längsten sind solche natürlichen Grenzstücke noch auf der Westseite, wo der Westbalkan und die Ossogow-Planina in nordwest-südöstlicher Richtung ziehen. Sonst ist die Grenze nach der Willkür der „Sieger" für sie möglichst günstig und für Bulgarien möglichst ungünstig über Berg und Tal gezogen. So wurden vor allem die Bulgaren durch die Griechen tunlichst vom Ägäischen Meere und von Saloniki ferngehalten, und der ihnen im Vertrage von Neuilly zugesicherte Zugang zum Hafen Dedeagatsch bleibt ihnen durch jene immer noch versperrt; so auch wurde das sich nach dem bulgarischen Strumatale öffnende Becken von Strumitza, weil es dem serbischen Wardartale nahe kam, durch eine sonst ganz unbegründete Grenzlinie Südslawien zugeschlagen, und so endlich auch das bulgarische Stadtgebiet von Zaribrod dem schon früher genommenen, ebenfalls von Bulgaren bevölkerten Gebiet von Pirot angegliedert.

Hier lassen wir jetzt den südlichen Grenzstreifen außer Betracht, da die ihn nördlich begrenzenden Rhodopen eine natürliche Teillinie der Hauptgebiete Bulgariens bilden. So ergeben sich, als für die Oberflächengestalt dieses Staates bezeichnend, zwei Hauptebenen und zwei Gebirge, die sich von Ost nach West erstrecken und von Nord nach Süd so folgen: nordbulgarische Platte, Balkan, Südbulgarien, Rhodopen.

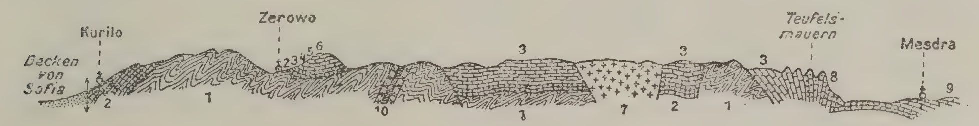
OBERFLÄCHENGESTALTUNG

Die nordbulgarische Platte bezeichnet man auch als Donaubulgarien, nicht nur weil ihre Nordgrenze die Donau bildet, sondern weil nahezu alle sie durchschneidenden Flüsse der Donau zufließen; nur der Prowadija- und Kamtschijafluß streben unmittelbar dem Schwarzen Meere zu. Von dem 20—200 m hohen Donauufer steigt die nordbulgarische Platte langsam zum Balkan hin an, der auf seiner Nordseite überall niedrige Ausläufer der Ebene entgegensendet. Da das türkische Wort Balkan schon Gebirge bedeutet, so würde Balkangebirge zweimal dasselbe sagen; im Bulgarischen sagt man Stara Planina, d. h. altes Gebirge. Der Balkan ist ein mehrfach gefaltetes Gebirge, das durch den Druck der südlich bis zum Ägäischen Meere hin reichenden, aus kristallinischem Schiefer und Granit bestehenden thrakischen Masse aufgerichtet wurde. In der Mitte, wo die Faltung am stärksten ist, ragen die archäischen Gesteine hoch auf, während sich im Osten bei schwacher Faltung die Kreideschichten Donaubulgariens auch in den Balkan fortsetzen. Eine Vorfalte bildet die südlich parallele Sredna Gora, die im Westen Ichtimanska Sredna Gora (bis 1225 m hoch), in der Mitte Sredna Gora (Bogdan 1573 m) und im Osten Sernena Gora (bis 1227 m) genannt wird; es sind Waldgebirge mit guten Viehweiden. Auch der aus Urgesteinen bestehende Balkan bietet auf seinen meist sanft gerundeten, auf dem Nordhang wald- und wiesenreichen Höhen (Jumruktschal 2373 m hoch) reichlich Gelegenheit zur Viehweide, die besonders von den großen Schafherden der Karakatschani oder Aromunen im

Sommer reichlich ausgenutzt wird und umfangreiche Käsegewinnung ermöglicht. Sein oft steiler Südabhang erschwert stellenweise etwas den Verkehr, doch führen 30 Pässe zwischen 500 und 1400 m Höhe über ihn hinweg, und zwei Eisenbahnen durchqueren ihn mit kunstreichen Tunnel- und Brückenbauten.

Zwischen dem Balkan und der südlichen Vorfalte, der Sredna Gora, liegen die mäßig breiten, nur wenig ebenen Gebirgstäler von Kasanlak, Karlowo und Pirdop, denen gegenüber das sich westlich anreihende weite Becken von Sofia eine besondere Stelle einnimmt, wenn es auch ebenso wie die anderen ein Einbruchstal ist.

Ein durch einen ausgedehnten Einbruch entstandenes weites Tal ist die fruchtbare Maritzaebene zwischen der Sredna Gora und den Rhodopen. Es senkt sich langsam bis zu der fast den Nordfuß der Rhodopen bespülenden Maritza, und die Flüsse in dieser schiefen Ebene führen viel Geröll, aber auch fruchtbare Schwemmerde herbei. Im Gegensatz dazu haben die Rhodopenflüsse meist einen kurzen Lauf mit starkem Gefälle und großem Wasserreichtum fast im ganzen Jahre; hier hat man deswegen auch zuerst Wasserkraftwerke angelegt.



Querschnitt durch den Balkan von S—N beim Iskerdurchbruch

1 Karbon. 2 Rotsandstein. 3 Triaskalk. 4—6 Jura. 7 Karpathenkalk und Korallenkalk. 8 Orbitolinenschichten und Flyschsandstein. 9 Cenomankalk und -sandstein. 10 Porphyrit

Die Rhodopen — so heißt das Gebirge im Bulgarischen (ähnlich den Alpen), während neuestens auch Rhodopa (sing.) gesagt wird — begrenzen die Maritzaebene im Süden wie eine Riesenmauer (Bélmeken 2646 m) aus kristallinischem Schiefer, Granit und Trachyt mit stark zerklüfteten Gipfeln, zwischen denen es nur wenige und oft schluchtartige Zugänge zu dahinterliegenden Talbecken gibt; ja stellenweise mußten die Wege sehr schwierig aus den Felswänden neben Flüssen gehauen werden. Erst jetzt ist deshalb die erste Eisenbahn durch die großartige Elidereschlucht nach dem schönen und warmquellreichen Becken von Tschepino im Bau; sonst gibt es nur schmale Fahrwege. Noch weiter nach Süden lösen sich die Rhodopen in eine Anzahl bis 2200 m hoher, verschieden gerichteter Ketten, die im Osten durch die Arda in die Maritza, im Westen aber durch die Mesta unmittelbar in das Ägäische Meer entwässern.

Westlich schließt sich an die Rhodopen der gewaltige Stock des Rilagebirges an, das mit seiner Durchschnittshöhe von 1870 m die anderen Gebirge der Balkanhalbinsel übertrifft und in seinem höchsten Gipfel, dem Mussallá (2923 m), nur um 60 m hinter dem Olymp, dem Höhepunkt der Halbinsel, zurückbleibt. Trotz seines mäßigen Umfanges hat das Gebirge aus ehemaliger Vergletscherung her nicht weniger als 105 Seen, während es in den anderen Gebirgen daran nahezu ganz fehlt. Nördlich vom Rilagebirge liegt breit hingelagert die Syenitpyramide der Witoscha (2286 m), die einen prächtigen Hintergrund für die Landeshauptstadt Sofia an ihrem Nordfuße bildet.

BODENSCHÄTZE UND GEWÄSSER

Da Donaubulgarien im wesentlichen eine ausgedehnte Kalk- und Kreidetafel mit einer Lößauflage darstellt, sind dort große Mineralschätze von vornherein nicht zu erwarten, und in der Tat hat man bis jetzt nur etwas Sole bei Prowadia nahe Warna gefunden; ob dort in der Tiefe ein größeres Salzlager besteht, wird jetzt untersucht. Sonst gewinnt man ein brauchbares Salz nur bei Anchialo und Burgas durch Verdunsten des Meerwassers. Diese nordbulgarische Platte wird von zahlreichen Zuflüssen der Donau durchströmt. Die Grenze gegen Serbien bildet auf seinem Unterlauf der Timok (135 km lang); dann folgen die bei Widin mündende Topolowitza (58 km), der Artschar (53 km), der Lom (93 km), die Tzibritza (84 km), der Ogost (147 km), Skat oder Skit (121 km), Isker (400 km), Wit (195 km), Ossam (333 km), die Jantra (271 km) und der Russenski Lom (232 km). Außerdem fließen dem Schwarzen Meere die Prowadiiska Reka (121 km) bei Warna und die Kamtschija (256 km) zu. Mit Ausnahme des Iskers kommen alle Flüsse vom Nordhange des Balkans herab und haben meist rechts hohe und links flache Ufer; auch ist ihr Gefälle im Mittel- und Unterlauf so gering, daß sie sich stark schlängeln. Diese tiefen Flußeinschnitte erschweren einerseits den Verkehr in ostwestlicher Richtung, andererseits liegt zwischen ihnen das Grundwasser ebenfalls meist sehr tief, wodurch die Wasserversorgung der Ortschaften erschwert und die Steppenbildung gefördert wird.

Nur der Isker kommt, wie erwähnt, nicht vom Balkan herab, sondern entspringt viel südlicher auf dem Rilagebirge mit zwei Quellflüssen, dem weißen und schwarzen Isker, sammelt die Wasser des Sofianer Beckens und durchbricht dann den Balkan in einer großartigen Schlucht mit bis zu 1000 m hohen Wänden. Von seinen Nebenflüssen sei nur die „goldene“ Panega genannt, die als eine 1500 Sekundenliter starke Karstquelle hervorbricht und sofort große Mühlen treibt. Noch stärker (3670 Sekundenliter) sind die farbenprächtigen Dewnaquellen bei Warna, die Mühlen mit 80 Pferdekräften treiben.

Die Donau, die auf etwa 320 km Länge die Nordgrenze des Landes bildet, ist 700 bis 2200 m breit. Als Grenze gegen Rumänien gilt der Talweg oder die Hauptfahrrinne, die sich aber infolge der vielen gelblichen Sinkstoffe der deshalb „blonden“ Donau fortwährend verändert; doch findet nur alle 10 Jahre eine Grenzberichtigung statt. Der Wasserstand, im Mittel 3—4 m, kann um 9 m schwanken; auch friert der Strom in vielen Wintern zu, worauf meist ein gefährlicher Eisgang folgt. Die Geschwindigkeit erreicht bis zu 4 km in der Stunde. Groß ist der Fischreichtum der Donau und ihrer Altwasserseen, vom sehr schmackhaften Sterlet (Stirl) bis zum großen Wels und dem bis 8 m langen und 1600 kg schweren Hausen, der 12—20 kg Kaviar liefert.

Während Donaubulgarien arm an Bodenschätzen ist, ist der Balkan mit seinen Vorbergen daran wesentlich reicher. Außer guten Baustoffen liefert er im mittleren Teile Stein- und Braunkohle in allerdings noch verkehrsarmer Gegend, ferner Kupfer westlich vom Iskerdurchbruch; weitere Forschungen werden vermutlich noch andere wertvolle Mineralien ergeben. Nicht übersehen darf man aber die heilsamen Mineralquellen, von denen allerdings nur die von Warschetz (34° und 37,5°) an der Nordseite entspringt, wogegen es auf der Südseite deren mehr gibt, besonders die bei Sliwen (45,5°). Diese Quellen, wie fast alle noch zu nennenden, haben ganz moderne, zum Teil großartige Badehäuser und

werden sehr stark besucht. Verschiedene ähneln mitteleuropäischen Quellen in ihrer Zusammensetzung oder übertreffen sie sogar; so gleichen die kühlen Quellen von Meritschleri denen von Karlsbad.

Mit der Erwähnung der Quellen von Sliwen sind wir schon nach Südbulgarien, dem früheren Ostrumelien, gekommen. Dieses weite Bassin kann man Donaubulgarien entsprechend Maritzabulgarien nennen, denn mit Ausnahme des verhältnismäßig kleinen Küstenlandes mit kurzläufigen Flüssen gehört das ganze Becken zum Maritzagebiet und damit zum Ägäischen oder Weißen Meere, wie es die Bulgaren wegen seines Sonnenscheines im Gegensatz zu dem oft finsteren Schwarzen Meere nennen. Die Maritza, die wie bei uns der Rhein in der Volkshymne besungen wird, entspringt am Westende der Rhodopen und mündet nach 530 km langem, erst nach Osten, dann nach Süden gerichtetem Laufe als breiter Strom bei Enos. Die von rechts kommenden Nord-Rhodopenflüsse sind zwar keine 100 km lang, dafür aber sehr wasserreich, besonders zur Zeit der Schneeschmelze, und deshalb wurden hier verschiedene Talsperren und Wasserkraftanlagen gebaut und geplant. Die östliche Südseite der Rhodopen entwässert die bei Adrianopel in die Maritza fließende Arda (192 km). Eigentümlicherweise mündet an der gleichen Stelle von links her ebenfalls der größte der linksseitigen Nebenflüsse, die Tundscha (416 km), und auch bei ihr ist wie bei der Arda die unterste Laufstrecke nicht bulgarisch. Die Tundscha entspringt östlich der höchsten Kuppe des Balkans, des Jumruktschals (2373 m), durchfließt die dem Südhang des Balkans vorgelagerten Becken von Kasanlak, Twarditza und Sliwen westöstlich und wendet sich dann südwärts zur Maritza bei Adrianopel; sie hat zahlreiche, aber nur sehr kurze Zuflüsse vom Balkan und von der Sredna Gora her. Außer der Tundscha erhält die Maritza auf ihrer linken Seite die Topolnitza (155 km), die Strema oder Gjopssa (115 km), die das Becken von Karlowo entwässert, und die Ssaslijka (86 km); diese und dazwischen kleinere Flüsse führen so viel Geröll und Sand herab, daß ihr Bett stellenweise höher als die Ebene daneben ist.

Dem Ägäischen Meere fließen ferner die Mesta oder der Karasu (200 km) zu, deren oberes Drittel zu Bulgarien gehört, und die größtenteils bulgarische Struma (300 km von im ganzen 430 km), die an der Witoscha entspringt, nach einem großartigen Durchbruch das üppige Tal von Küstendil bewässert und dann südwärts ein langes, aber stellenweise schluchtartiges Tal zwischen dem Pirin- und dem Ossogowgebirge durchströmt.

Das ganze Gebiet südlich des Balkans ist ungewöhnlich reich an Mineralquellen, die von den genannten kühlen Quellen von Meritschleri bis zu den 86° warmen von Saparewska Banja bei Dupnitza in allen Wärmegraden zu Hunderten anzutreffen sind. Besondere Erwähnung verdienen die Heilquellen von Hissar (30 von 35—53°) nördlich von Philippopel; die überaus zahlreichen des Tales von Tschepino (70 von 33—78°) und die von Kostenetz (57°; nahebei die ganz hochradioaktive Mominaquelle), beide in den West-Rhodopen; die schon von den römischen Kaisern benutzte 47,5° warme Schwefelquelle von Sofia, die 37° warme des nahen Banki und endlich die 74° heißen Quellen von Küstendil, alle drei mit modernen Badehäusern. In diesem Gebiet gibt es auch mancherlei wertvolle Bodenschätze, vor allem eine hochwertige Braunkohle bei Pernik und Moschino an der obersten Struma, wo das Staatsbergwerk, mit Tagesbau und Stollenbetrieb, alle Eisenbahnen des Landes und einen großen Teil des Hausbrandes versorgt und daher die Begehrlichkeit des kohlenarmen serbischen Nachbarn erregt. Eisen wurde in

älteren Zeiten in der Gegend von Ssamokoff bei Sofia aus Magneteisensand aus dem Flußgeröll im Kleinbetriebe gewonnen, aber längst gegen den mitteleuropäischen Wettbewerb aufgegeben; vielleicht lohnt dort ein neuzeitliches Verfahren, denn der Eisenvorrat wird auf $1^1/_2$ Millionen Tonnen geschätzt.

KLIMA, PFLANZEN- UND TIERWELT

Auch im Tier- und Pflanzenreich besitzt Bulgarien wertvolle Schätze, die naturgemäß nicht nur durch den Boden, sondern auch durch das Klima bedingt sind. Der Balkan bildet eine ausgesprochene Klimascheide. Er ist nicht nur im Jahresmittel am Südhang um reichlich 1° wärmer als auf seiner mit Laubwäldern bedeckten Nordseite; er hält auch von Südbulgarien im Winter die heftigen eisigen Nordostwinde ab, die von Rußland her kommen und in Rumänien (Criwetz) und Bulgarien wegen ihres schneidenden Frostes gefürchtet sind, auch oft Sträucher und Bäume mit starkem Rauhreif besetzen. Dem kurzen Frühjahr folgt ein oft recht heißer Sommer mit lästigen Staubwinden und Malaria an den sumpfigen Donau- und Meeresufern. Bei solchem Klima und dem erwähnten, oft sehr tief liegenden Grundwasser haben sich auf der bulgarischen Kalkplatte größere Wälder nicht halten können, und deshalb sieht man dort neben ausgedehnten Getreidefeldern auch viel fast steppenartiges Brachland mit dürftiger Weide für die zahlreichen Schafherden. Beides, Wald und Weide, trifft man noch in reichlichem Maße im eigentlichen Balkangebiet, und diese grünen Wiesen sind das Ziel der Aromunen mit ihren zahllosen Schafherden. Aus der Schafmilch wird der sehr beliebte Weißkäse und der feinere Kaschkawal erzeugt, der vor dem Balkan- und Weltkriege in großen Mengen (1910 für $3^1/_4$ Million Lewa [1 Lew damals = 80 Pfennige]) nach der Türkei ausgeführt wurde, wogegen die Felle und die Wolle im Lande verarbeitet werden.

Während die Schafzucht sehr in Blüte steht, beginnt die Rindviehzucht erst neuerdings durch Ankauf milchreicher Schweizer Zuchttiere einen Aufschwung zu nehmen. Da in der langen sommerlichen regenarmen Zeit die Weiden wohl noch den anspruchsloseren Schafen genügen, aber für das Großvieh nicht ausreichen und Stallfütterung wegen nicht hinreichenden Heuvorrats schwierig ist, kannte man bis vor kurzem keine geregelte Milchwirtschaft. Hierzu kam, daß der Bulgare wenig Milch und selten Butter genoß. Deshalb fand man meist nur mageres Vieh, das sich seine Nahrung mühsam in den Bergen suchen mußte und dabei Kletterkünste in den Felsen entwickelte, die unsere gewohnten Vorstellungen von dem plumpen Rind über den Haufen werfen. So konnte man keine großen Milcherträge erwarten: 1—2 l am Tage waren die Regel. Erst durch die Fremden und besonders durch den Aufenthalt der Bulgaren im butterverbrauchenden Auslande wurde der Bedarf an Butter gesteigert; man errichtete Molkereien und Lehranstalten für das Personal. Auch der früher nicht gekannte Bedarf an Kartoffeln, statt deren man Brot zum Fleisch aß, ist aus den gleichen Gründen in den letzten 25 Jahren rasch gewachsen und wird von den im Gemüsebau sehr geschickten Bulgaren in steigendem Maße befriedigt.

Von sonstigen Haustieren sind zu nennen der gefährlich aussehende, aber harmlose und schwerfällige Büffel, der eine sehr fette, gute Milch liefert und bei guter Pflege — sein schwarzes Fell muß bei Sonnenschein zeitweise begossen oder er öfters ins Wasser geführt werden — Riesenkräfte im Ziehen entwickelt. Ferner



Der Gipfel der Witoscha



Der südwestliche Teil von Sofia (hinten links die Witoscha, rechts der Lülün)



Der Jumruktschal, der höchste Gipfel des Balkans, von Süden gesehen



Philippopel mit dem Nebethügel



Das Rilakloster im Rilagebirge



Das Dorf Bracigowo in den Rhodopen

ist die Ziege zu erwähnen, die leider jeden jungen Nachwuchs im Walde abfrißt und fingerstarke junge Bäumchen mit den Hörnern sehr geschickt umbricht. Hierdurch und durch den Leichtsinn der Hirten beim Feueranzünden werden die Aufforstungsbestrebungen der Regierung sehr erschwert. Eigentliche Schweinemästerei ist noch sehr wenig bekannt, daher sind die Bauernschweine meist nur mager; indessen findet man in allen größeren Städten vorzügliche Schinken und gute Würste, die von böhmischen und mährischen, gewöhnlich auch deutschsprechenden Schlächtern hergestellt und verkauft werden.

Die Pferde und Hunde sind meist unansehnlich und werden auch, wie meist bei den Slawen und Romanen, nicht gerade gut behandelt, wogegen die türkischen Kutscher oft ausgezeichnete Pferdepfleger sind.

Unter dem Geflügel steht an erster Stelle das Huhn, bei dem man vor allem das Eierlegen schätzt, denn es werden bis zu 100 Millionen Eier jährlich ausgeführt, meist nach Deutschland. Die Gänse werden nur selten etwas gemästet. Mehr geschätzt ist das Truthuhn, das den Hauptfestbraten liefert.

Hasen, Rehe, Hirsche und andere Jagdtiere sind nur mäßig vertreten; sonst werden noch Wildschweine, Gemsen und gelegentlich auch Füchse, Schakale sowie braune und schwarze Bären und anderes Wildzeug gejagt. Auch Wölfe, die in den Schafherden vielen Schaden anrichten, gibt es in allen Gebirgen; bei Schneedecke kommen sie auch ins Tiefland bis in die Nähe der Dörfer. Zu dem Raubzeug gehören die zahllosen Adler und Geier, die man hoch über den Bergen in Scharen kreisen sieht. Auch Uhus und andere Eulen usw. gibt es, weshalb Singvögel selten sind. Auf und an den Donauseen leben Wildgänse und Wildenten, Reiher und Pelikane und auf den weiten Ebenen Wachteln und Rebhühner, Auerhühner, Trappen und Fasanen, die jetzt bereits an verschiedenen Stellen gezogen werden.

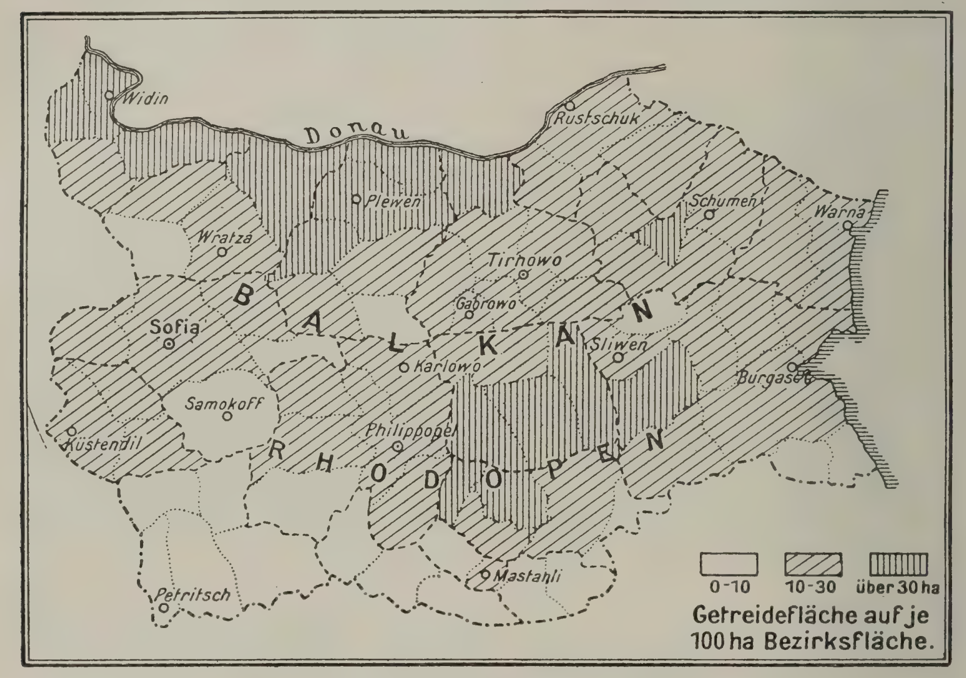
Maritzabulgarien hat ein viel südlicheres Klima als Donaubulgarien: der Sommer ist noch heißer und der Winter um durchschnittlich 2° milder als nördlich des Balkans. Wohl fällt auch Schnee, aber doch in geringerem Maße und er bleibt auch nicht so lange liegen, da die Sonne viel scheinen kann und ihn rascher schmilzt; zudem fehlen hier die eisigen Winde aus Rußland. Nur das über 500 m hoch liegende Becken von Sofia kann sehr starken Frost haben (bis zu — 31°), der jedoch leichter erträglich ist, da er nicht von eisigen Winden begleitet ist, sondern durch Ausstrahlung bei Windstille entsteht; im Hochsommer wurden dort bis zu 37° beobachtet, mithin die gleichen Wärmegrenzen wie in dem 10 Breitengrade nördlicheren Berlin.

An Niederschlägen, meist Regen, nur auf den Hochgebirgen auch Schneemassen, erhält der größte Teil Bulgariens 600—800 mm, und in dieser Zone liegen die wichtigsten Ackerbaugebiete. Unter 500 mm Niederschlag fällt nur in kleinen Bezirken an der Donau, dann westlich von Warna und bei Philippopel. Am häufigsten regnet es im Frühling, nur im Westen auch im Winter; jedoch fällt ein volles Drittel der Jahresmenge im Sommer, und zwar fast nur als starke Gewitterregen, während dazwischen oft lange Trocken-, ja Dürrezeiten vorkommen. Hagel kann gelegentlich sehr großen örtlichen Schaden anrichten.

Oberflächenbeschaffenheit und Klima bedingen die Art und Verbreitung der Pflanzen. Unter den Getreidearten folgen sich nach dem Umfange ihres Anbaues und ihres Ertrages Weizen, Mais, Gerste, Roggen, Hafer, Reis, Hirse usw. Weizen und Mais werden sowohl in Nord- wie in Südbulgarien angebaut und zum Teil über die Donauhäfen, zum Teil über Warna und Burgas ausgeführt. Das

geringe Gefälle der Maritzaebene oberhalb Philippopels und der Wasserreichtum der hier mündenden Rhodopenbäche ermöglichen den viel Wasser erfordernden Reisbau, der mit Rücksicht auf die Sumpffieber- und Malariagefahr von der Regierung zeitweise verboten war. Die schlechte Geldlage des Staates und der verhältnismäßig große Ertrag des Reisbaues führte dann wieder zu seiner Aufnahme einige Jahre vor dem Kriege. Die Güte des Reises ist hervorragend.

In steigendem Maße werden neben Futterpflanzen Hülsenfrüchte, Gemüse, Melonen, Obst angebaut, doch wird z. B. das wundervolle Obst noch immer nicht mit der Sorgfalt behandelt, die es verdient, und die es zu einer hochwertigen Ausfuhrware machen kann. Indessen wirken hier schon die Obstbauschulen



Getreidebau

sehr nützlich, ebenso wie auf den Anbau des Weins, der vorzüglich gedeiht, die nach deutschem und österreichischem Vorbild eingerichteten Weinbauschulen. Herrlichen Wein trinkt man in Euxinograd bei Warna, in Plewen, Rustschuk, Küstendil und Stara-Sagora, wo auch guter Weinbrand hergestellt wird. Besondere Erwähnung verdienen neuerdings die Ölpflanzen, besonders die Sonnenblumen und der Mohn, deren Anbau sehr rasch gewachsen ist; hierzu gehört jetzt auch die Tabakpflanze, die man ebenfalls zur Ölgewinnung baut. In erster Linie aber dient sie natürlich zur Herstellung von Rauchtabak.

Bulgarien ist das Land des Tabaks und der Walnuß, des Flieders und der Rose. Der Tabak gedeiht in einem großen Teil des Landes, ganz besonders aber in Südbulgarien und in der Gegend von Küstendil und im Strumatale; Kenner schätzen ihn sehr, und er wird in großen Mengen im Auslande abgesetzt, zumal in Deutschland. Von der zweiten bulgarischen Kennpflanze, dem Walnußbaum, werden

nur die Nüsse, jedoch auch in achtbarer Menge, ausgeführt. Die Bäume gedeihen in ganz Südbulgarien und in den geschützteren Tälern der Nordseite des Balkans in prächtiger Form; so findet man öfter Kronendurchmesser von 30 m und Blätter von 30—40 cm Länge; indessen war bis in die neuere Zeit kein dem Werte entsprechender Gebrauch von dem schönen Holze gemacht worden, und erst jetzt findet es bei dem Aufkommen einer Möbelindustrie richtige Verwendung. Die dritte erwähnte Pflanze, der Flieder, gehört nicht zu den Nutzpflanzen, aber da er mannshoch überall ausgedehnte Flächen bedeckt und bei der Blüte im Mai einen herrlichen Anblick gewährt, so wird es begreiflich, daß die Bulgaren von den „Liljakwäldern“ schwärmen und ihre Dichter sie besingen. Der Flieder ist für ganz Bulgarien ebenso charakteristisch wie für Südbulgarien die Rose. Sie wird vom Balkan bis zu den Rhodopen nördlich und südlich von Philippopel feldmäßig angebaut, und zwar die Hauptsorten Rosa damascena und Alba suaveolens; je nach der Witterung bis zur Ernte (Ende Mai und im Juni) geben 2000—4000 kg Blütenblätter 1 kg Rosenöl, wobei neuerdings immer mehr neuzeitliche Destillierapparate die weniger ergiebigen alten verdrängen. Außer diesen vier charakteristischen Hauptpflanzen gibt es noch manche andere, wie Granatapfel und Feige, die auf das mehr mittelländische Klima Südbulgariens hinweisen. Mehr nördlichem Klima entsprechen die Laub- und Nadelholzwälder, die an den Hängen der Gebirge, besonders im Ostbalkan und im Rilagebirge, zu finden sind und jetzt sachgemäß ausgebeutet werden. Hier und da gibt es noch Urwälder, so einen Buchenwald bei Tetewen, wo meterdicke querüberliegende Stämme unsere Pferde zu Umwegen nötigten und die Königskerze 2 m und die Weberkarde 3 m hoch stand.

BEVÖLKERUNG

Nach dieser Schilderung der Natur des Landes kann man sich leicht eine Vorstellung von der Verteilung der Bevölkerung bilden. Innerhalb der politischen Grenzen Bulgariens wohnen etwas über 5 Millionen Menschen; die letzte Volkszählung zu Sylvester 1920 ergab 4 861 439 Einwohner. Seitdem hat sich sowohl durch natürliche Vermehrung — die Geburtenziffer von je 40 auf 1000 Einwohner ist fast doppelt so groß wie im Deutschen Reich, während die Todesziffer von 22 zwar um 8 die deutsche übersteigt, aber doch einen erheblichen Geburtenüberschuß zuläßt — wie auch durch die rücksichtslose Vertreibung Hunderttausender von Bulgaren aus Griechenland, Südslawien und der Dobrudscha nicht nur die Gesamtzahl der Einwohner stark erhöht, sondern auch im Lande der Anteil der Bulgaren vergrößert, so daß Bulgarien wie wenige andere Staaten, vor allem wie keiner seiner Nachbarn außer der Türkei, ein sehr einheitlicher Nationalstaat ist. Die letzte Nationalitätenzählung im Jahre 1920 ergab 83,3% Bulgaren und 0,3% andere Slawen, ferner 10,7% Türken, 2% Zigeuner, 0,9% Griechen, 0,9% Juden, 0,2% Armenier und 1,7% andere Nationen. Während bulgarische Flüchtlinge aus Griechenland und Südslawien zuströmten, was übrigens bei der Unmöglichkeit schneller Unterbringung und Versorgung in dem verarmten Lande sehr viele Krankheits- und Sterbefälle zur Folge hatte, wanderten manche Türken und vor allem Griechen aus. In den Seestädten gibt es freilich noch kleine Griechenkolonien, die durch Handel, Schiffahrt und Fischerei ihr Auskommen finden. Die Zahl der Deutschen, die fast ausnahmslos nach dem Weltkrieg durch die Entente

ausgewiesen worden waren, hat sich wieder stark gehoben, und man kann die reichsdeutschen und österreichischen Deutschen jetzt auf mehr als 3000 annehmen; z. T. arbeiten sie selbständig oder in Kompagniegeschäften mit Bulgaren, zum größeren Teil aber als Angestellte in Banken, Kontoren und als gerngesehene Dienstboten, weil die bulgarischen wenig können, aber viel Lohn fordern.

Da in Ost- und Südeuropa oft Volk und Religionsform eng verbunden sind, so kann man bei der Religionsstatistik sofort ähnliche Zahlen wie bei der nach Nationalitäten erwarten, und tatsächlich ergibt sich folgende, fast gleiche Verteilung: 83,8% Orthodoxe, 14,2% Mohammedaner, 0,9% Juden, 0,7% römische Katholiken, 0,2% Armenier und 0,1% Protestanten. Es wird hier nicht von Griechisch-Katholischen, sondern von Orthodoxen gesprochen, weil sich die Bulgaren selbst so nennen und nach der Staatsverfassung die Staatsreligion die „christlich-orthodoxe des orientalischen Ritus" ist; man versteht dort unter orthodox nicht wie bei uns strenggläubig, sondern rechtgläubig.

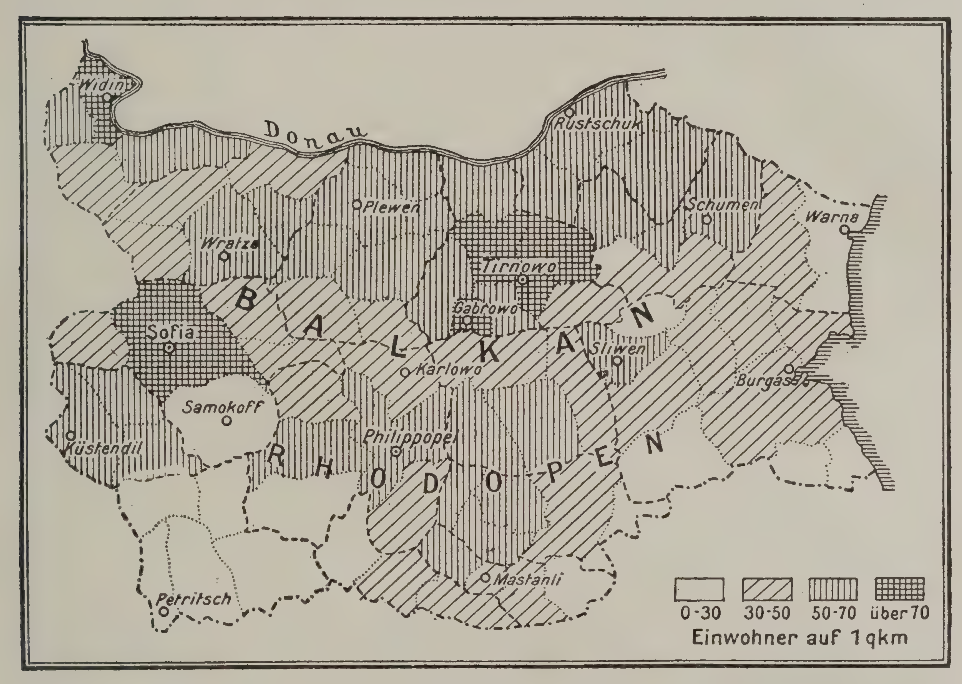
Nach der Muttersprache sind von je 1000 Einwohnern 834 Bulgaren, 112 Türken, 16 Rumänen, 13 Zigeuner, 10 Griechen, 9 Juden, 1 Tatare (bei Warna), 2 Armenier, 1 Deutscher, 2 Russen.

Eigentümlich ist die Verteilung der Geschlechter, denn bis zum Balkankriege hatte Bulgarien einen so starken Überschuß an Männern (1896: 1043 auf 1000 Frauen) wie kaum ein anderes Land; jetzt aber kommen 1000 Männer auf 1029 Frauen, wodurch das früher fast sichere Verheiraten der Mädchen aufgehört hat und mehr und mehr Frauen sich dem Erwerbsleben zuwenden. Früher war es auch auf dem Lande üblich, daß der Mann die Aussteuer mitbrachte, denn er gewann ja durch die Frau eine Arbeitskraft; aber allmählich änderte sich diese Sitte und heute ist sie nahezu verschwunden, da die jetzt in der Überzahl vorhandenen Frauen nicht mehr so gesucht zu werden brauchen wie früher, und die Frauen lernen müssen, sich den wirtschaftlichen Verhältnissen des Gatten anzupassen, was vor dem Weltkriege in den Städterkreisen öfters nicht der Fall war. Der ungewöhnlich stark ausgeprägte Familiensinn zeigt sich darin, daß die Mutter dem Manne noch mehr gilt als die Frau, denn mit jener ist er durch das Blut, mit dieser nur durch einen Vertrag verbunden, der aber meist im Zusammenleben zu einer guten Ehegemeinschaft führt.

Wenn auch die allgemeine Sterblichkeit in den Balkanländern und in Rußland am höchsten in Europa ist, so hat hieran die große Kindersterblichkeit den Hauptanteil, wogegen in Bulgarien die über Neunzigjährigen etwa fünfmal häufiger sind als im Deutschen Reich. Man führt diese Langlebigkeit z. T. mit Recht auf den Genuß der aus Schafmilch besonders zubereiteten Sauermilch (bulg. Kisselo Mleko, türk. Jogurt) zurück, deren Gärpilze besonders die schädlichen Darmbakterien töten sollen. Von diesen Langlebigen kommen etwa 80% auf Landleute; auch bei uns erreichen ja mehr Bauern als Städter ein höheres Alter.

Die echten Bulgaren wohnen im ganzen Lande, am dichtesten in den Bezirken von Küstendil (98%), Sofia (95%), Tirnowo (93%), Wratza und Stara-Sagora (je 91%); am dünnsten sind sie im östlichen Donaubulgarien (53—48%). Gerade hier aber wie auch am Südfuße des Balkans wohnt die Mehrzahl der Türken, teils in den Städten, teils bilden sie fast ganz türkische Dörfer. Da die Religionsübung verfassungsgemäß frei ist, haben sie ihre Moscheen wie auch Schulen. Ebenso haben die anderen in Bulgarien wohnenden Volksstämme, entgegen den Verfolgungen in den Nachbarstaaten, ihre Gotteshäuser und Schulen, die zum Teil sogar aus Staatsmitteln unterhalten werden.

Die Rumänen ließen sich längs der Donau, besonders in der Widiner Gegend nieder, die Griechen entgegengesetzt an der Schwarzmeerküste und am Nordrande der Rhodopen. Die Juden, Zigeuner und Armenier sind über das ganze Land zerstreut und überall da zu finden, wo es etwas zu verdienen gibt, wobei die Juden und Armenier sich vor allem dem Handel widmen, während die Zigeuner neben dem Pferdehandel niedere Handwerksdienste, wie Kesselverzinnen, Pferdebeschlagen, Stiefelputzen, Korbflechten übernehmen; sie wandern nicht, sondern sind meist in besonderen Außenbezirken der Ortschaften angesiedelt worden.
Die Bauern wohnen teils in kleinen Weilern, teils in Dörfern bis zu 5000 und vereinzelt noch mehr Einwohnern. Da Bulgarien schon seit alter Zeit ein Durchzugsland ist und deshalb oft die Gefahr der Plünderung bestand, wurden die Siedlungen gern fern von den Verkehrsstraßen am Hange oder in Seitentälern angelegt.



Volksdichte

Als aber in der Neuzeit Chausseen und Eisenbahnen, die große Höhen gern vermeiden, gebaut wurden, begannen die Bewohner der benachbarten Ortschaften sich an ihnen anzusiedeln, zunächst die Gastwirte, dann die Händler mit Getreide, Vieh, Kleinkram, darauf Handwerker wie Schmiede, Klempner, Zimmerleute, die für ihren Bedarf oder ihre Erzeugnisse auf die Bahn angewiesen waren.
Die Städte und Großdörfer haben im wesentlichen drei Hauptformen. Die Ortschaften der Ebene zeigen orientalischen Typus: die Hauptlandstraßen setzen sich ins Innere als Hauptstraßen fort, die durch krumme und enge Querstraßen verbunden sind. Neuerdings findet man aber schon vielfach die zweite, moderne Hauptform mit geraden breiten Straßen und mehrstöckigen Häusern, in Sofia bis zu 7 und 8 Stock hoch; jedoch sind die Straßen meist nicht nach den Grundsätzen

des neuzeitlichen Städtebaues, sondern nach dem langweiligen, wenig schönen amerikanischen System der sich mehr oder weniger rechtwinklig kreuzenden, schnurgeraden Straßen angelegt. Den vollsten Gegensatz dazu bilden die Städte der dritten Art, die sich auf hügeligem oder gebirgigem Gelände mit engen und krummen Straßen bergauf und bergab aufbauen, zwar von ferne malerisch wirken, aber wirtschaftlich nie zu großer Blüte kommen können. Die alte Haupt- und Residenzstadt Trnowo ist ein sprechendes Beispiel dafür: jeder Besucher muß von ihrer eigenartigen Lage, ähnlich der von Luxemburg und Bern, entzückt, aber auch davon überzeugt sein, wie weise die Regierung nach der Befreiung des Landes gehandelt hat, als sie nicht diese geschichtliche Stadt, sondern das in jeder Beziehung entwicklungsfähige Sofia zur Landeshauptstadt wählte. Auch die Bevölkerungszunahme beweist das, denn während sie von 1887—1917 in Trnowo nur 11,8% betrug, erreichte sie in Sofia 232,4%!
Die wichtigeren Städte besitzen ansehnliche Kirchen und Schulhäuser, Theater, Museen, Rathäuser, Hotels, ferner Straßenbahnen, Kanalisation, Wasserleitung, Elektrizitätswerke, in modernen Häusern Zentralheizung usw. In steigendem Maße heben sich auch die Sommerfrischen, deren es in Bulgarien recht viele gibt mit hübschen Landhäusern, z. B. in Tschamkorija am Nordhange des Mussalla, in Kostenetz etwas östlich davon und sonst an der Nordseite der Rhodopen. Von der Gesamtbevölkerung von 4 861 439 Einwohnern wohnt ein Fünftel in Städten und vier Fünftel auf dem Lande, woraus man sofort den landwirtschaftlichen Charakter des Landes ermessen kann. Vier Städte haben mehr als 30 000 Einwohner, nämlich Rustschuk, Warna, Philippopel und Sofia (1920: 154 415). Ferner gibt es 20 Städte mit 10—30 000 Einwohnern und 68 mit weniger als 10 000 Einwohnern, darunter 4 Städte mit noch nicht 1000 Einwohnern. Während im allgemeinen die Stadtbevölkerung wächst, nimmt sie im östlichen Donaubulgarien und längs der Küste etwas ab, dort infolge der Auswanderung von Türken, hier von Griechen. Auf der Balkanhalbinsel findet nämlich jetzt eine Art Zwangsvölkerwanderung statt, denn die Türken verdrängten die Griechen aus Kleinasien, die sich nach Altgriechenland und besonders dem neugewonnenen Mazedonien und Thrazien wandten, wo sie die alteingesessenen Bulgaren zwingen, das Land zu verlassen. Ebenso gehen die Serben in dem ihnen gehörigen Teile von Mazedonien so gewalttätig gegen die dort lebenden Bulgaren trotz des Rechtes der Minderheiten vor, daß Zehntausende von bulgarischen Flüchtlingen die schützenden Grenzen von Bulgarien überschreiten. Auch zwischen dem türkischen Thrazien und Bulgarien findet ein allerdings friedlicherer Austausch der gegenseitigen Volksangehörigen statt. Damit wird zwar Bulgarien noch einheitlicher als es bisher schon war, aber es besteht nun doch eine gewisse Gefahr der Übervölkerung, denn ein merklicher Teil des Landes ist für den Ackerbau nicht brauchbar, und die Industrie ist noch nicht so entwickelt, um viele der Flüchtlinge als Arbeiter aufnehmen zu können. Schon vor dem Weltkriege gingen viele junge Leute, Männer und Frauen, ins Ausland, besonders nach den Vereinigten Staaten, von wo sie bei ihrer großen Sparsamkeit und Bedürfnislosigkeit nach einigen Jahren mit einer Geldsumme zurückkehrten, die ausreichte, um sich ein Stück Land zu kaufen oder in der Stadt einen Laden für einen Handel oder ein Gewerbe zu mieten. Durch den Krieg, der einen großen Teil der arbeitsfähigen Jugend dahingerafft oder zu Krüppeln gemacht hat, und die schlechten Valutaverhältnisse, infolge deren das Überfahrtsgeld meist nicht zu erschwingen ist, sowie durch die verringerte

Einwandererzulassung in die Vereinigten Staaten ist diese Erwerbsmöglichkeit recht erschwert worden. Man findet aber jetzt noch in gar manchen europäischen Großstädten Bulgaren als Klein- und Großhändler, als Gemüsebauern (z. B. Bukarest, Preßburg, Wien usw.), als Ingenieure (auch bei deutschen Firmen), weil sie sich bei ausgeprägtem Erwerbssinn als fleißig und strebsam erweisen.

WIRTSCHAFTSLEBEN

Die Hauptbeschäftigung im Lande ist aber wohl noch auf lange hinaus die Landwirtschaft. Um Verbesserungen zur Hebung der Erzeugung und damit der Wirtschaftskraft des Landes einzuführen, hat die jetzige Regierung eine ganze Anzahl überflüssiger Realschulen in Landwirtschaftsschulen umgewandelt, deren Besuch für die jungen Burschen bis zum 18., für die Mädchen bis zum 16. Jahre bindend ist. Außerdem gibt es praktische Kurse für alle Zweige der erzeugenden und verarbeitenden Landwirtschaft. Für weitere Ausbildung und namentlich zur Gewinnung sachverständiger gebildeter Landwirte als Züchter, Lehrer usw. sind Fortbildungsschulen, sowie an der Universität in Sofia eine landwirtschaftliche Fakultät vorhanden. Die deutschen Verfahren, Lehrbücher, Instrumente und Maschinen nehmen dabei die Hauptstelle ein. Außerdem wurde durch ein Gesetz bestimmt, daß solche Personen, die ihr Ackerland verpachteten, nur bis zu 30 ha besitzen dürfen, während die von mir schon vor über einem Jahrzehnt vorgeschlagenen, jetzt eingerichteten Musterwirtschaften bis zu 200 ha groß sein können; dafür sollen sie den Kleinbauern als Vorbild dienen und ihnen auch bestes Saatgut und Vieh liefern. Die staatlichen Felder werden unter die Landlosen und Flüchtlinge verteilt, denen teilweise auch noch Geld für das Haus und den ersten Anbau vorgeschossen wird. Ebenso unterstützt die Regierung die Einfuhr einfacher moderner Eisenpflüge, um die nur die oberste Bodenschicht ritzenden hölzernen zu ersetzen und so den Ertrag des Ackers zu erhöhen.

Auch die bisher ganz im argen liegende Milchwirtschaft beginnt sich durch Einführung ergiebigeren Viehs namentlich aus der Schweiz, sowie durch Melklehrkurse und Käsereien zu heben.

Ganz neuerdings wendet der Landmann den öllief ernden Pflanzen seine Aufmerksamkeit zu; neben Sesam und Mohn sieht man schon Felder mit Sonnenblumen, und auch dem Tabak entzieht man ein brauchbares Öl. 12 Unternehmungen mit 173 Arbeitern erzeugen bereits Pflanzenfette.

Etwa ein Viertel des Landes, und zwar vorwiegend der gebirgige Teil, ist mit Wald bedeckt. Den meisten Wald (41%) hat Südbulgarien im Osten und Süden; aber auch der Balkan hat noch schöne Wälder. Die Forstpflege, für die es gute Gesetze und Vorschriften gibt, wird dadurch erschwert, daß die Landbevölkerung die Staats- und Gemeindewälder als ihr Eigentum betrachtet und entsprechend ausnutzt; auch fällt viel Wald unvorsichtig angelegten Hirtenfeuern und der Nachwuchs den Ziegen zum Opfer. Die Privatwälder werden meist nicht bewirtschaftet, sondern nur zum Holz- und Blattstreugewinnen benutzt. Neuerdings werden einige große Waldungen im Ostbalkan und am Rilagebirge forstgerecht ausgenutzt, während die französische Besatzung 1919 und später weite Waldstrecken rücksichtslos niederschlug. Für die kommenden Geschlechter sorgt der Bauer beim Walde nicht, wohl aber die Regierung durch Aufforstung alter Waldstellen.

Die sonstigen Bedürfnisse außer der Nahrung, also Kleidung, Haus- und Ackergeräte usw., wurden in früheren Zeiten entweder vom Landmann selbst oder von Gewerbetreibenden in kleineren Werkstätten hergestellt, und so waren die Gewerbe der Tuchweber, Kürschner, Schuster, Klempner, Tischler, Schmiede, Teppichweber allenthalben in Stadt und Land vertreten. In den Gegenden, die den Kraft- (Wasser) oder Stoffbedarf (z. B. Wolle) dieser Werkstätten und Heimarbeiter befriedigten, siedelten sie sich an, so die Posamentenmacher bei Gabrowo und Karlowo, die Tuchmacher in Sliwen und Gabrowo usw. So gut und praktisch aber auch die so verfertigten Sachen waren, so konnten sie allmählich doch den Ansturm der Waren aus den großen Industrieländern nicht aushalten, und es entwickelten sich aus einzelnen Gewerbebetrieben Fabriken, wie die für Tuche in Sliwen, bei denen selbst das türkische Heer die Uniformtuche bestellte, wie die Bierbrauereien in Schumen, Sofia und Philippopel, wie die Waggonfabrik in Dranowo, bei der ein Viertel der Gründungsaktien in deutschen Händen ist. Die Zuckerindustrie begann 1897 mit der Errichtung der Zuckerfabrik in Sofia. Außerdem bestehen noch vier Zuckerfabriken, von denen die in Gorna-Orachowitza vielleicht die größte in ganz Europa ist; jedoch leiden sie alle sehr unter dem starken Wettbewerb der böhmischen Zuckerindustrie und unter den steigenden Forderungen der bulgarischen Rübenbauern.

Gewerbe und Industrie haben stets einen harten Kampf mit den von außen eingeführten Erzeugnissen zu kämpfen. Zum Teil handelt es sich um neumodische Waren wie Kleiderstoffe, Hüte, Schirme, Handschuhe u. dgl. und vor allem fertige Damenkleider nebst Zubehör, zum Teil aber auch um solche Waren, die im Auslande entweder aus billigeren Rohstoffen oder im wirtschaftlicheren Großbetriebe massenweise hergestellt werden und mit denen daher die kleinen Werkstätten und Heimarbeiter nicht in Wettstreit treten können. Doch aber ist es bei dem durch Zunahme der Bevölkerung und wachsende Lebensansprüche steigenden Bedarf schon einer ganzen Reihe von Fabrikationszweigen gelungen, sich zu behaupten, zumal sobald sie nach den Verfahren der großen Industriestaaten arbeiten und von dorther Werkzeuge und Werkzeugmaschinen einführen. Vielfach werden auch einzelne im Lande teurer oder nicht herstellbare Teile vom Auslande bezogen. Die Regierung fördert solche Bestrebungen durch Gesetze, nach denen Werkzeugmaschinen und Bauteile zollfrei hereinkönnen und Rohstoffe dann, wenn sie bearbeitet wieder ausgeführt werden; ferner bewilligt sie Frachtermäßigung und Überlassung von Staatsgelände für Fabriken. Auch sollen die staatlichen Wasserkräfte zur Ausnutzung frei stehen.

Jede Industrie braucht Kraft, und als Kraftquelle kommt der Wind bei dem vielfach von hohen Bergketten umgebenen Lande wenig in Betracht; er wird auch außer von kleinen Mühlen am Meere kaum ausgenutzt. Es bleiben also noch Kohle und Wasser. Kohle ist im Lande vielfach zu finden, aber fast ausschließlich als Braunkohle. Steinkohle kommt im mittleren Balkan vor, doch nur von mäßigem Heizwert und in für die Abfuhr ungünstiger Gegend. Es muß daher für Zentralheizungen, Schmieden usw. hochwertige englische Kohle und Koks eingeführt werden. Für die meisten Bedürfnisse, auch der Eisenbahn, genügt aber die Braunkohle der Becken von Pernik und Moschino, beide südwestlich von Sofia, mit hohem Heizwert und bequemer Lagerstätte. Hier wurden 1924 1 025 387 t gewonnen. Ihnen gegenüber stehen die anderen Zechen weit zurück, so die zweite, ebenfalls staatliche Grube Bobowdol, 35 km südlich, mit 42 593 t; die Privatgruben brachten gleichzeitig 128 905 t.

Die Ausbeuteberechtigungen für alle Mineralien werden Perimeter genannt und umfassen 50—1000 ha. Im Jahre 1924 wurden 1205 Perimeter mit zusammen 931 923 ha geschürft, und zwar 785 auf Steinkohle, 104 auf Gold (1,520 kg aus Flußsand 1924), 88 auf Steinsalz, 6 auf Silbererze usw. Außerdem aber ist von großer Wichtigkeit die Grube Plakalnitza nahe dem Iskerdurchbruch durch den Balkan, wo Buntkupfererz, Kupferkies und Malachit gefördert und am Isker in der Hütte Elisseïna auf Kupfer verarbeitet werden; gewonnen werden hier jährlich an 2000 t Rohkupfer. Auch sonst kommt Kupfer, Mangan, Blei, Zink, Chrom, Schwefelkies usw. vor, deren Abbau sich schon meist lohnt. Ferner gibt es wertvolle Nutzsteine, wie Marmor, Serpentin, Syenit, Granit, Sandstein usw.
Steinsalz wird bis jetzt noch nicht gewonnen, doch möglicherweise bei Prowadia abbauwürdig gefunden werden, da hier bereits eine Solquelle Siedesalz liefert. Dagegen blüht die Salzgewinnung durch Verdunsten des Meerwassers in Anchialo und in Atanasköi bei Burgas (deutsches Unternehmen); jener Ort erzeugte 1924 nicht weniger als 16 Millionen, dieser 20 Millionen kg Kochsalz. Bei einem Bedarf von jährlich rund 50 Millionen kg wurden 1922 noch 30 Millionen kg Steinsalz eingeführt. Neben Wind und Kohle als Kraftquelle gewinnt neuerdings die Ausnutzung der Wasserkräfte eine rasch steigende Ausdehnung. Das größte Werk ist das der Gesellschaft Orion am Rilafluß, wo bereits 3000 Pferdekräfte gewonnen werden, von denen als elektrischer Strom ein Teil den Ortschaften bis Sofia, ein anderer Teil dem Staatsbergwerk Pernik und ein dritter der einer Schwestergesellschaft gehörenden großartigen Zementfabrik Batanofzi zugeführt wird. Während hier schon über 100 Millionen Lewa investiert sind, arbeitet die Gesellschaft Watscha in den Rhodopen mit 23 Millionen Lewa Kapital und 72 Millionen Lewa Staatsgarantie. In fast allen dieser Kraftwerke steckt ausländisches Geld.
Die Wasserwirtschaft erstreckt sich jedoch nicht nur auf Krafterzeugung, sondern auch auf Regulierung der Flüsse gegen Hochwassergefahr und für die Schiffahrt (Maritza, Tundscha usw.), außerdem auch noch auf das Trockenlegen der Sümpfe an der Donau und an der Tundscha, wie am Schwarzen Meere (Burgas), um Ackerland zu gewinnen und zugleich die Malariaherde zu beseitigen.
Verkehr ist auf den Flüssen Bulgariens bis jetzt nur ganz bescheiden möglich, denn die meisten sind flach, stark gewunden und führen viele Sinkstoffe. Dazu kommt die lange sommerliche Dürre, der Mangel an wasserreichen Gebirgsseen und an großen Dauerschneefeldern im Hochgebirge — Gletscher fehlen gänzlich —, so daß Wasserklemmen im Sommer die Regel sind. Selbst auf der Maritza fahren nur flache Boote bis Philippopel. Dagegen ist die Donau, abgesehen von der in manchen Wintern wochenlang anhaltenden Eisdecke, für große Flußdampfer wie für kleinere Seeschiffe fahrbar; sie dient nicht nur der Ein- und Ausfuhr, sondern auch dem Personen- und Frachtverkehr zwischen den Häfen Bulgariens.
Der größte Wasserverkehr findet in den Häfen des Schwarzen Meeres statt, vor allem in Burgas (Einfuhr) und Warna (Ausfuhr) und in viel kleinerem Maße in Messemwrija (Wein), Anchialo (Salz), Sosopol, Wassiliko und Achtopol, von denen alle ertragreichen Fischfang, namentlich an verschiedenen wohlschmeckenden Makrelenarten, ausüben; die Fischer sind meist noch Griechen. An manchen Tagen werden 10—40 Zentner Fische an einem Orte gefangen und sofort über Burgas nach Philippopel, Sofia usw. gebracht.
Bis zum Weltkriege ging noch ein großer Teil des Landverkehrs auf den Landstraßen, denn einesteils hatte der bulgarische Bauer, der eine Ware (Gemüse,

Zuckerrüben, Holz usw.) nach der nächsten größeren Stadt bringen wollte, Zeit und fuhr tagelang, selbst neben der Bahn hin, mit seinem Wagen oder ging mit seinen Lastpferden, um das Frachtgeld zu sparen. Andernteils gab es nur wenige Vollspurbahnen; in vielen Gegenden fehlten sie ganz. Erst der Weltkrieg, in dem die Deutschen vor allem in Mazedonien viele Kleinbahnen anlegten, zeigte den Bulgaren deren Nutzen. Seitdem ist das Bahnnetz (1925 über 2300 km) in regem Ausbau. Die ältesten Bahnen wurden von ausländischen Gesellschaften unter unglaublicher Ausnutzung des Landes gebaut, so die Strecke Adrianopel—Sarambey von dem berüchtigten Baron Hirsch und die Strecke Rustschuk—Warna von einer englischen Gesellschaft. Bei der ebenfalls wirtschaftlich nicht gerade vorteilhaften Querbalkanbahn Trnowo—Stara-Sagora haben französische Kapitalisten mitgewirkt. Die sonstigen Bahnen, die zum Teil landschaftlich großartige Gegenden erschließen, sind mit bulgarischem Gelde erbaut, Lokomotiven und Wagen aber vom Auslande (auch von Deutschland) bezogen. Nur die Friedensschlußlasten hindern den schnelleren Ausbau geplanter Linien. Immer noch fehlt aber nicht nur der Anschluß nach Mazedonien, sondern vor allem die Donaubrücke, wegen deren Lage Rumänien besonders deshalb Schwierigkeiten macht, weil es für seine Linie Bukarest—Konstanza Abbruch befürchtet.

NATÜRLICHE LANDSCHAFTEN

Durch die Gebirge und die Bodenbeschaffenheit in erster Linie, sodann aber auch durch die leichteren Verkehrsmöglichkeiten zur Donau und zum Schwarzen Meere hin wird Bulgarien in eine Reihe so natürlich abgegrenzter Landschaften zerlegt, wie man es nicht bei jedem Lande findet, nämlich in die Landschaften Donaubulgarien, die Meeresküste, Maritzabulgarien und Südwestbulgarien.

In Donaubulgarien weist alles auf die Donau hin. Zur Donau neigt sich vom Balkan her das Gelände; zur Donau eilen die Flüsse; zur Donau hin und von ihr landeinwärts bewegt sich die Hauptein- und -ausfuhr, und die große Längseisenbahn sendet zur Donau ihre Anschlußstrecken, deren Enden keine Gleise, sondern die Fluten der Donau verbinden. Obwohl das Gebiet von zahlreichen Flüssen durchschnitten wird, hinterläßt es doch im allgemeinen einen eintönigen Eindruck, gleichviel ob man es im flacheren Westen oder im welligeren, bis 500 m hohen Osten durchreist, denn die Flußtäler sind ganz unvermittelt eingeschnitten, so daß man sie erst in der Nähe wahrnimmt. Zur Einförmigkeit trägt auch bei, daß größere Wälder ganz fehlen und nur hier und da Baumgruppen oder einzelne Bäume stehen, da das meist tiefliegende Grundwasser von den Wurzeln nur wenig oder nicht erfaßt wird. Nur im Osten, zu beiden Seiten der Bahn Rustschuk—Warna, gibt es einen sehr ausgedehnten Wald, den Deli-Orman, der in früheren Jahrzehnten als Aufenthaltsort von Räubern berüchtigt war; er ist aber meist wenig dicht und hat viele Lichtungen. Dagegen kann man in den Vorbergen des Balkans noch viele schöne Wälder zum Teil mit Urwaldcharakter durchwandern. Dieser Südstreifen Donaubulgariens ist landschaftlich schön und lieblich und erinnert vielfach an deutsche Mittelgebirgslandschaften wie Thüringen und Harz. Entsprechend der Oberflächenbeschaffenheit, die stellenweise (am Isker) steppenartig wird, ist das Land verhältnismäßig dünn besiedelt; die Ortschaften liegen viele Kilometer voneinander entfernt. Da auch der Boden nicht überall gut ist, sind die Äcker oft weitab von den Dörfern, und deshalb übernachten die Bauern zur Erntezeit

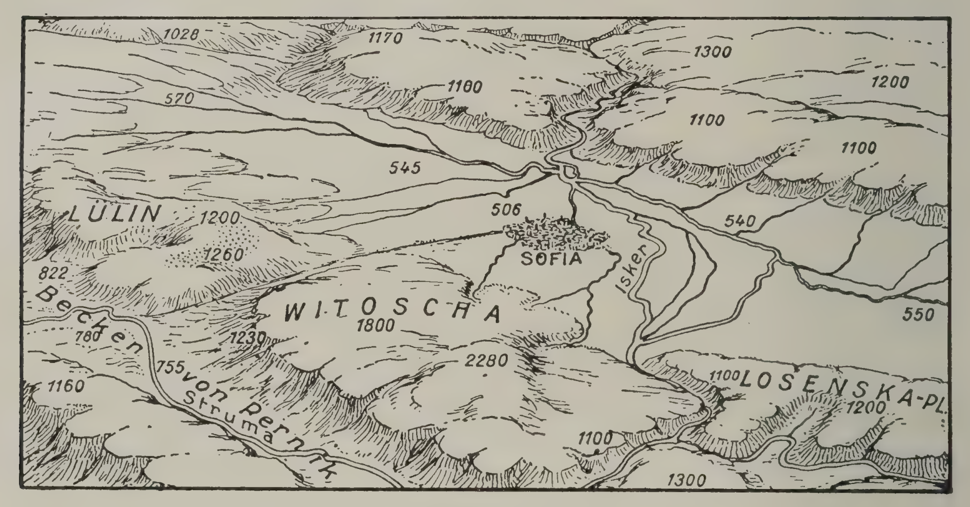
an Feuern auf den Feldern. Die Städte ordnen sich im allgemeinen in drei Reihen. Die erste Reihe findet man an der Donau in den Städten Widin, Lom, Orachowo, Nikopol, Swischtow und Rustschuk, denen je eine rumänische Stadt gegenüberliegt und mit denen sie zwar noch nicht durch Brücken, wohl aber durch Fährschiffe verbunden sind. Sie beschäftigen sich meist mit Ein- und Ausfuhr (besonders Lom und Rustschuk), mit Handel und Fischerei, Widin auch mit Kaviarbereitung und Filigranarbeiten aus Edelmetallen. Eine zweite Reihe bilden Plewen und Rasgrad, sowie kleinere Orte; sie liegen in flachen Mulden, sind deswegen recht heiß im Sommer, weshalb in Plewen guter Wein gedeiht, während Rasgrad Weizenbau und -handel treibt.

Die dritte Reihe bilden Städte in den Vorbergen des Balkans. Sie zeichnen sich oft durch eine schöne Lage aus, namentlich die alte malerische Residenz Trnowo; aber auch Belogradschik, Berkowitza, Wratza, Tetewen, Lowetsch, Gabrowo und Schumen bieten einen angenehmen Anblick. In diesem Streifen wird, zum Teil durch Wasserkräfte begünstigt, viel Industrie betrieben, so stellt Wratza hochwertige Seide her, Gabrowo Posamenten, Web- und Wirkwaren und Kleineisensachen, wie Messer, Sicheln, Sensen usw., und Schumen weit versandtes Bier. Nicht unerwähnt bleiben darf, daß in Gabrowo im Jahre 1835 die erste öffentliche bulgarische Schule errichtet werden durfte und daß sie bei dem großen Bildungstrieb der Bulgaren der Anreiz für weitere Schulbauten wurde. Im Jahre 1860 gab es bereits 800; jetzt aber gibt es etwa 7000 Schulen verschiedener Art bis zur Universität mit sieben Fakultäten; außerdem bestehen deutsche Schulen in Sofia und Philippopel.

Das Küstengebiet umfaßt einen etwa 90 km breiten Streifen, der sich langsam von etwa 500 m Höhe im Westen ostwärts zum Meere senkt und durch das Ostende des Balkans in zwei Teile zerlegt wird. Jeder dieser Teile besitzt eine Einbuchtung mit einem durch große Molenbauten gegen die Nordoststürme geschützten Hafen, im Norden Warna, im Süden Burgas; beide erfreuen sich eines so lebhaften Verkehrs, daß man ihre Vergrößerung ernstlich plant. Die Ufer sind meist steil und haben einen vortrefflichen Sandstrand nur bei Warna und Messemwrija, wo er an beiden Orten zum Seebaden ausgenutzt wird; letztere Stadt galt schon den byzantinischen Prinzessinnen als Sommerfrische und weist aus damaliger Zeit bei nur 2000 Einwohnern an 50 Kirchenruinen auf.

Maritzabulgarien hat wie Donaubulgarien im Osten höhergelegenes (bis 600 m) Hügelland, das im Südosten in das thrazische Strandschagebirge übergeht, und im Westen flacheres Gebiet, ist aber insgesamt um ein Drittel kleiner als jenes. Es ist rings von hohen Gebirgen umgeben: im Norden der Balkan und ihm vorgelagert die Sredna und Sernena Gora (Gora = Waldgebirge), im Süden die Rhodopen und im Westen kürzere Verbindungsrücken. Daher ist es aus diesen Richtungen her schwer erreichbar, zumal alle Pässe mehrere hundert Meter hoch liegen, einzelne wichtige, wie der Trojan- und der Schipkapaß, sogar über 1000 m hoch. So wird es verständlich, daß das Land schon in alter Zeit durch Griechen von den Küsten des Ägäischen und Marmarameeres her besucht und besetzt wurde; dann folgte Byzanz und schließlich die Türken. So auch wird es verständlich, wenn die erste Eisenbahn von Konstantinopel her gebaut wurde, nicht aber von Sofia und damit nicht von Mitteleuropa her; so auch konnten zuerst englische Waren eindringen, die zu Schiff bis Konstantinopel kamen. Von den Syenithügeln des Hauptortes Philippopel hat man einen wundervollen Überblick über den größten Teil

Maritzabulgariens: im Norden die Kette des Balkans mit meist gerundeten Kuppen, davor die Sredna- und Sernena-Gora mit zackigerem Grate; rings um den Standort die weite Ebene und von Südwesten bis Südosten die steilen Wände der Rhodopen mit zahllosen Felsspitzen. In hochgelegenen Mulden an der Nordseite der Rhodopen sieht man bis in den Juli hinein Schneeflecke, während unten Weinberge und Reisfelder die südliche Lage des Landes zum Bewußtsein bringen. In diesem schönen Gebiete wohnen nicht weniger als 80 000 Türken, unbelästigt in ihrer Arbeit und Religionsübung, namentlich im Tale von Karlowo, wo sie ganze Dörfer bilden, wogegen die Griechen am Rande der Rhodopen (Stanimaka), etwa 8000 an Zahl, fast ganz auswanderten. So glücklich die Bedingungen zur Entwicklung hoher Blüte und Kultur des Landes sind, hat es sich doch als Durchzugsland und Ort vieler Feldzüge und Schlachten und endlich als seinerzeit



Das Becken von Sofia
(Nach Cvijić)

schlecht verwaltete türkische Provinz erst unter bulgarischer Herrschaft zu einem wertvollen Bestandteil des Landes entfalten können.

Im vollen Gegensatz zu den bisher geschilderten weiträumigen Landschaften steht der früher als Südwestbulgarien bezeichnete Landesteil, den man nach dem Hinzukommen des mittleren Strumatales besser als westbulgarisches Bergland bezeichnet. Er umfaßt das Gebiet zwischen Balkan und Rilagebirge, sowie zwischen dem Ichtimaner-Querriegel und der serbischen Grenze und setzt sich eigentlich nach Bevölkerung und Bodengestaltung über diese hinaus bis an die Morawa, die deshalb früher die bulgarische hieß, fort. Auf dieses Gebiet kann man mit gutem Rechte den Ausdruck Östreichs von der „zerhackten Topographie" Mazedoniens anwenden, denn kreuz und quer ist es mit kurzen, zum Teil stattlichen Gebirgsstöcken besetzt, zwischen denen meist nur kleine Täler eingeschaltet und mit ihrem Gerölle erfüllt sind. Das größte Talbecken ist das von Sofia, das bei 75 km Länge und 20 km Breite 1185 qkm umfaßt. Es ist ebenso wie die anderen Becken von Samokoff, Dupnitza, Radomir usw. wenig anbaufähig. Nur das von Küstendil weist eine üppige Pflanzenwelt auf, besonders Wein und Tabak, der

auch in den Nachbartälern in vorzüglicher Güte gedeiht. Das Becken von Pernik mit seinen Braunkohlen ward schon erwähnt. Während die kleineren, seitlichen Täler kaum eine Rolle gespielt haben, waren die Becken von Sofia und Küstendil schon zur Römerzeit als Kaiserresidenzen beliebt, zumal gute Heilquellen den Aufenthalt nützlicher gestalteten. Neuerdings hat Sofia wieder nicht nur als aufblühende, sich ständig verschönernde Landeshauptstadt in prächtiger Lage am Fuße der Witoscha, sondern auch als Eisenbahnknotenpunkt gewonnen: die Weltlinie Wien—Konstantinopel schneidet sich dort mit der Linie Küstendil—Warna, die in der Hauptverkehrsrichtung Rußland—Rumänien—Griechenland—Mittelmeer ein wichtiges Stück sein wird.

BULGARIEN ALS STAAT

Die Stellung Bulgariens auf der Balkanhalbinsel zwischen unruhigen Nachbarn, die ihm gern noch wertvolle Stücke nehmen wollen, ähnelt sehr der des Deutschen Reiches, noch dazu weil beide Reiche entwaffnet und jedem Überfall gegenüber wehrlos sind. Da Bulgarien ebenfalls, infolge des Vertrages von Neuilly, große Reparationskosten zahlen muß und ihm allerlei Beschränkungen auferlegt sind, kann es seine finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse nur mühsam wieder aufbauen. Aber auch ohne den Weltkrieg war es in den vorangegangenen zwei Balkankriegen schon nahezu erschöpft: an waffenfähiger Mannschaft wie in Handel und Industrie. Dazu kamen nach dem Kriege teils schlechte Ernten, teils Schwierigkeiten im Absatz seiner Erzeugnisse, besonders des hochwertigen Tabaks — sowohl wegen des Wettbewerbes anderer Länder, wie wegen mangelnder Kaufkraft bei seinen bisherigen Abnehmern. Verschlimmernd wirkt der niedrige Stand des bulgarischen Geldes: 1 Lew ist jetzt gleich 3 Pfennigen, während er vor dem Kriege 80 Pfennige galt. Um die dadurch stark verminderte Kaufkraft des Landes bei Auslandswaren etwas auszugleichen und zu verhindern, daß zuviel Geld ins Ausland geht, ist durch Gesetz die Einfuhr vieler Luxuswaren verboten. Trotzdem ist die Handelsbilanz noch passiv, denn im Jahre 1924 betrug die Einfuhr 5557 Millionen Lewa und die Ausfuhr nur 4902 Mill. Lewa. An erster Stelle der Einfuhr stehen Textilwaren für 2094 Mill. Lewa, dann Metalle für 931 Mill. Lewa, ferner Maschinen und Apparate für 469 Mill. und Holzsachen für 295 Mill. Lewa. Bei der Ausfuhr steht der Tabak mit 1829 Mill. an erster Stelle; dann folgen Mais mit 1002 Mill., Eier mit 572 Mill., Bohnen mit 334 Mill., Weizen mit 110 Mill. und Seidenkokons mit 101 Mill. Lewa.

Sehr beachtenswert ist der Anteil Deutschlands an Ein- und Ausfuhr, denn trotz der krampfhaften Bemühungen der anderen Staaten, besonders von England, Frankreich und Italien, ist es im Jahre 1924 wieder an die erste Stelle wie vor dem Balkankriege gerückt. An der Einfuhr waren nämlich beteiligt Deutschland mit 1126 Mill., Italien mit 789, England mit 724, Österreich mit 590, Rumänien mit 429, Frankreich mit 420, die Tschechoslowakei mit 316 Mill. Lewa und an der Ausfuhr Deutschland mit 867, England mit 826, Frankreich mit 632, Österreich mit 581, Italien mit 502, Tschechoslowakei mit 385 und Rumänien mit nur 27 Mill. Lewa. Nicht weniger als ein Fünftel des ganzen bulgarischen Handels vollzieht sich also mit Deutschland, und zwar liefern wir nach Bulgarien Metalle und Metallwaren (1924 für 330 Mill. Lewa), Maschinen und Instrumente (253), Textilwaren (201), Häute und Lederwaren (74), Farben und Lacke (61) und beziehen von dort

vornehmlich Tabake (für 600 von 1845 Mill. Lewa), Nahrungsmittel, besonders Eier (130), Feldfrüchte (73), Häute (35). Bei diesen umfassenden Handelsbeziehungen (1925 schon 20% des bulgarischen Gesamthandels) war die Gründung der deutsch-bulgarischen Handelskammer 1925 in Berlin ein dringendes Bedürfnis. Gar manche dieser Beziehungen hat das Bündnis im Weltkrieg und das dadurch ermöglichte gegenseitige Verstehen erst geknüpft oder gefördert. Auch in der Industrie steckt teils durch Kapital, teils unmittelbar durch deutsche Ingenieure und Handwerker, teils mittelbar durch in Deutschland gebildete Bulgaren viel Deutsches. Die Industrie ist freilich noch wenig entwickelt, denn es gab 1924 dort nur 1641 Unternehmungen mit 55 337 Arbeitnehmern. Der Rohtabak steht an erster Stelle und beschäftigt 120 Unternehmungen mit 83 Millionen Lewa Kapital und 17 986 Arbeitern; dann kommen die 658 Mühlenbetriebe und Reisschälanstalten mit 726 Mill. Lewa Kapital und 2844 Arbeitern.

Aus allem geht also hervor, daß Bulgarien ein ausgesprochenes Ackerbauland mit reichem Ausfuhrgut ist, während sich die Industrie erst langsam entwickelt. Sowohl in dieser Hinsicht aber, wie wegen seiner zahlreichen Naturschönheiten als Reiseziel hat es eine hoffnungsvolle Zukunft.

LITERATUR ÜBER BULGARIEN

A. Ischirkoff, Bulgarien, Land und Leute. 2 Bde. Leipzig 1917—18. — C. Kaßner, Bulgarien, Land und Volk. 2. Aufl. 1918. — K. Oestreich, Bulgarien. 1918. — D. Rizoff, Die Bulgaren in ihren historischen, ethnographischen und politischen Grenzen. Leipzig 1917. — W. K. Weiß-Bartenstein, Bulgariens Volkswirtschaft und ihre Entwicklungsmöglichkeiten. Berlin 1918. — G. Kunzer, Bulgarien. Gotha 1919. — H. Grothe, Bulgarien, ein Beitrag zur Landeskunde. Wien 1921.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 74—76

Von den drei Tafeln bulgarischer Bilder ist eine Donaubulgarien, eine dem Balkangebiet und die dritte dem Maritzabecken und den Rhodopen gewidmet.

Von den drei Bildern der Tafel 74 zeigt das oberste den niedrigen Abbruch der Donautafel an der flachen Bucht von Warna, Hafen und Seebad zugleich. Trnowo in der Mitte ist die am malerischsten gelegene Stadt in den Vorbergen des Balkans; die Jantra, über der sich die alte Landesresidenz aufbaut, ist ebenso unvermittelt in das Gelände eingeschnitten wie die anderen Flüsse des nördlichen Balkanvorlandes. Stellenweise nehmen ihre Täler Cañoncharakter an, wie das des Isker im Kalk der Vorberge des westlichen Balkans.

Die gegenwärtige Landeshauptstadt Sofia (in der Mitte der Tafel 75) ist in ihrem weiten Becken zur modernen Großstadt erwachsen. Ihre Umgebung ist freilich ziemlich öde, nur die mächtige Syenitpyramide der Witoscha, deren gegen 2300 m hohen Hauptgipfel das obere Bild zeigt, belebt die Landschaft. Ihr höchster Gipfel (mittleres Bild) ist ebenso rundlich wie der etwas höhere höchste Gipfel des Balkans, der Jumruktschal (unteres Bild).

Höher als der Balkan steigt das Rilagebirge auf, dessen oberste Teile mit ihren Karen und Hochseen schon ganz alpenartig anmuten, während die unteren Teile schön bewaldet sind. Das Mittelbild von Tafel 76 zeigt ein solches Waldtal mit dem festungsartig gebauten Rilakloster, wie solche in allen bulgarischen Gebirgen zu finden sind. In die Vorberge der Rhodopen, der südlichen Grenzmauer des Landes, führt uns das untere Bild, das zugleich einen Begriff von den bulgarischen Bauernhäusern gibt. Oben sehen wir einen Teil Philippopels, der größten Stadt des Maritzabeckens, mit einem der felsigen Syenithügel, welche die niedrigen Stadtteile überragen.

THRAZIEN

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

Klingt der Name Thrazien an unser Ohr, so ist die Frage, welcher Erdraum wohl mit diesem Namen gemeint sei, nur allzu berechtigt, denn wir haben es hier nicht mit einem politischen oder völkischen Begriff zu tun, sondern mit einer recht unbestimmten räumlichen Bezeichnung. Das Beiwort physisch vermeiden wir hier mit Absicht, da der Begriff Thrazien mit solchen Dingen wenig zu tun hat. Er wurde im Laufe der Zeit bald weiter, bald enger gefaßt, wobei der Gang der politischen Geschichte eine große Rolle spielte. In früher Vergangenheit bezeichnete man als Thrazien zuweilen den ganzen Osten der Balkanhalbinsel, und nach dem Balkankriege vom Jahre 1912 trat Schaffer in seiner Landeskunde Thraziens dafür ein, den Namen nunmehr auf das Gebiet zu beschränken, das den Türken östlich der Maritza verblieben war. Diesem Vorschlage möchten wir hier nicht folgen. Wir verstehen unter Thrazien das Gebiet, das im Norden von den Rhodopen und dem Strandscha Dagh umschlossen wird. Im Nordosten grenzt es ans Schwarze Meer, im Osten an den Bosporus, im Süden an das Marmarameer, die Dardanellen und die Aegaeis, während im Westen die Mesta eine fragwürdige, aber immerhin brauchbare Grenze abgibt.

DIE LANDESNATUR

Dem Bodenbau nach ist das Gebiet durchaus nicht einheitlich. Das Gneisgebirge der Rhodopen gehört zu dem großen kristallinischen Gebirgsmassiv, das nordwestlich bis ins serbische Morawatal reicht und wohl verallgemeinernd als thrazisches Massiv bezeichnet wird. Auch die tertiären Hügel im Osten der thrazischen Halbinsel werden von einem recht alten Gebirge, dem ostwärts allmählich flacher werdenden Strandscha Dagh, umfaßt, der die thrazische Steppe von dem Schwarzen Meer trennt. Außerdem finden wir in weiten Räumen Thraziens noch vulkanische Gesteine; in der Regel handelt es sich um Trachytdurchbrüche, wie zwischen Maritza und Arda und weiter westlich wieder zwischen der Mesta und dem Kamm der Rhodopen. Durch die geräumigen Schwemmlandebenen an der Mesta- und Maritzamündung wird das geologische Bild Thraziens dann noch mannigfaltiger gestaltet.

Daraus folgt, daß wir nicht schlechthin von einer thrazischen Landschaft reden dürfen. Welchem Bilde sollten wir wohl diesen Namen geben? Den lauberfüllten Tälern der Rhodopen, deren Klöster sich im Lenz unter der Blust der Kirschbäume und im Juli unter duftenden Linden verstecken, den Auwäldern an der Maritza, wo im Mai unzählige Nachtigallen schlagen, den Hochwäldern des Strandscha

Dagh, der trostlosen Steppe am Ergene oder den blütenreichen Hügeln am Bosporus, die uns als eines der irdischen Paradiese erscheinen?

Am mächtigsten zeigt sich das nördliche Grenzgebirge dem Wanderer, der in der ostrumelischen Ebene den Rhodopen zustrebt. Wie eine ungeheure Festung mit Mauern und Türmen, Zinnen und Toren liegt der Steilhang des Gebirges vor ihm da, so abweisend und stolz, wie sich das für einen Gau geziemt, dessen Bewohner in ihren heimischen Bergen allezeit ein Haus der Freiheit erblickt haben.

Aber wie lieblich sind doch die schmalen Täler, die in diese Einsamkeit hineinführen! Die Klöster und Weiler, die in ihrem Waldfrieden fast verschwinden, sind weltferne Idylle. Läge ein Ort, wie das Kloster Baschkowo bei Stanimaka, in Mitteleuropa, so hätte er sich längst in eine vielbesuchte Sommerfrische verwandelt. Steigen wir höher ins Gebirge hinauf, wo der Kraschowa bis zu 2275 m emporragt (der 2923 m hohe Mus Alla an den Iskerquellen und der 2198 m hohe El-Tepe im Perim- oder Piringebirge zwischen den Flüssen Mesta und Struma liegen nach unserer Abgrenzung Thraziens schon nicht mehr auf thrazischem Boden), so schreiten wir bald über freie Berghalden hinweg. Ihre nahrhaften Almweiden locken die Wanderhirten mächtig an, so daß früher walachische Hirten selbst aus Kleinasien herüberwechselten und allerlei Trophäen (z. B. Schädel von Wildschafen) von dort mit sich brachten, die in der Tiergeographie heillose Verwirrung angerichtet haben.

Steigen wir von den Höhen dieses prächtigen Gebirges, zu dem sich kaum jemals der Fuß eines Mitteleuropäers verirrt, in die südliche Strandebene hinab, so grüßt uns die ganze Pflanzenfülle der Mittelmeerländer, gesellt sich die Olive zu dem Feigenbaum, verschwindet die Kaffeeschenke am Kreuzweg unter den scharlachroten Blüten der Oleandersträucher; verhält sich dies Gebiet zu Adrianopel in klimatischer Hinsicht doch etwa so wie die Riviera zu dem mehr festländischen Verona. Aber aus den Sümpfen an den Flußmündungen hebt sich das Gespenst des Fiebers, und sehnsüchtig sucht unser Auge die zackigen Felsen von Thasos und Samothrake, die von dem blauen Meer bis ins Reich der Wolken emporwachsen und in entlegenen Tälern uralte Kultgeheimnisse bergen.

Weit heimatlicher erscheint dem Norddeutschen das Ufergelände der Maritza in der Umgebung von Adrianopel, wo bald schmale Auwälder den hurtigen Fluß begleiten, bald verschrotene Weiden über gelbleuchtende Sandbänke hinwegschauen, auf denen, ganz wie an Weichsel und Nogat, lustige Regenpfeifer ihr Spiel treiben. An mancher Stelle würden wir uns kaum wundern, wenn aus entlegenen Fernen die Zinnen der Marienburg durch sommerlichen Duft zu uns herüberschauten. Unter diesen Umständen vermögen wohl die schlanken Minarets der gewaltigen Moscheen Adrianopel und Konstantinopel als Schwesterstädte zu kennzeichnen, landschaftlich aber liegen sie in völlig entgegengesetzten Welten. In die Gassen Stambuls bläst der Seewind den salzhaltigen Wasserschaum des Marmarameeres, um Adrianopels grüne Gärten- und Auwaldoase dehnt sich das Steppenland, das nach der Weizenernte ein fast wüstenhaftes Gepräge erhält.

Ebenso sieht es im Innern der thrazischen Halbinsel aus, in der längs des Ergene der Schienenstrang der Orientbahn dem schimmernden Stambul zustrebt. Welt- und schier gottverlassen liegen die Stationen der Eisenbahn im Hochsommer in der staubgrauen Ebene da, von der die Höhen des Strandscha Dagh im Norden und der Tekir Dagh im Süden die erfrischende Seeluft fernhalten. Staub liegt



Prof. Dr. Voigt, Weimar

Schafhirten auf der thrazischen Steppe nördlich von Konstantinopel



Prof. Dr. Voigt, Weimar

Blick von der Terrasse der deutschen Schule in Konstantinopel über Pera und Tophane auf den Bosporus und Skutari



Hanns Holdt, München

Die Ostseite der ionischen Insel Lefkás; links im Hintergrund die Insel Meganissi



Hanns Holdt, München

Akrokorinth, im Vordergrund die Ruinen von Altkorinth

auf den Wegen, Staub auf den Dächern, Staub auf den Palmwedelzweigen der Ailanthusbäume, die man vor den Bahnstationen gepflanzt hat, Staub sogar auf dem dürren Zyperngras, dessen hohe Stauden den Weg bezeichnen, wo wintersüber ein Bächlein durch die Ebene zieht.

Fast ebenso trostlos ist das Aussehen der Halbinsel bei Gallipoli, auf jener thrazischen Chersones, von der Alzibiades einst untätig zuschauen mußte, als Lysander die Flotte der Athener zerschlug. Heute, wo britische und französische Granaten den tertiären Schotter zerwühlt haben und ein großer Teil der spärlichen Siedler Haus und Hof verlassen mußte, ist die Öde mancher Gebiete natürlich noch viel peinigender als vor dem Weltkriege.

Wie atmet der Wanderer auf, wenn er aus der staubgrauen Steppe zu den Waldhöhen des Strandscha Dagh emporsteigt! Ganz allmählich wird die phryganaartige Heide zum Buschwald, zur immergrünen Macchie und schließlich grüßen über die feinblätterigen Eßkastanien hinweg echte, rechte Rotbuchen, Buchen wie in Holstein oder Pommerellen.

Weiter nach Osten zu, wo die thrazische Halbinsel rasch schmäler wird, treten die grünen Berge des Nordens und der gartenreiche Streifen an der Südküste näher und näher zusammen, und die mächtigen Strandseen bei Tschekmedsche mit ihrem von Zugvögeln wimmelnden Rohrdickicht üben namentlich auf den Jäger große Anziehung aus. Wie schmale Bänder ziehen sich hier vier Landschaften völlig verschiedenen Gepräges von Westen nach Osten. Im Norden zuerst das Reich der Waldberge und südlich davon ein Streifen Heideland. Dessen Herr ist der Schafhirt, der seine Herden bei winterlichen Schneestürmen in der geräumigen Hürde (Mandara) vor dem Wüten der Elemente birgt. Zu beiden Seiten des Schienenstrangs schreitet der Pflüger hinter dem Gespann sandgrauer Ochsen einher, und längs der Küste hat sich der Wein- und Gemüsegärtner ein allerdings nur schmales Reich geschaffen.

Aber weder auf den Höhen und Almweiden der Rhodopen, noch an den Ufern der Maritza oder auf der von Frühlingsblüten bunt gestickten Steppe vermag sich der Fremdling eine Vorstellung von den Reizen zu bilden, die ihn an den Ufern des Bosporus erwarten. Die Bodenformen an diesem alten Flußtal, das sich erst sehr spät in eine Meerenge verwandelt hat, gleichen ganz und gar dem in geologischer Hinsicht recht ähnlichen Rheintal, aber heller lacht am Marmarameer die Sonne, satter prangen die Farben der Berge, seltsamere Baumgestalten grüßen von freier Höhe, halten vor schimmernden Schlössern, neben speerschlanken Minarets treue Wacht. Laubgrüne Hügel und blütenreiche Gärten, freie Aussichtspunkte und wiesengrüne, hochwaldumzirkte Täler, über die ein mächtiger Aquädukt auf schneeweißen Mauerbögen hinwegführt, sie alle schaffen hier ein irdisches Lustrevier, in dem die nachtäugige Scheherazade der rotlippigen Aphrodite über die Schulter schaut.

Auch hinsichtlich der Weltlage ist Thrazien ein Land der Gegensätze. Die Maritza, das mächtigste Gewässer des Landes, wird durch Mühlenwehre und Sandbänke versperrt, so daß der Fluß für den Handel kaum sonderliche Bedeutung hat. Die Bergheiden der Rhodopen und die Waldhöhen zwischen Kirkkilisse und Midia gehören wohl zu den weltfernsten Winkeln unseres heimischen Erdteils. Dennoch zieht quer durch dieses Land die uralte Heerstraße von der Donau nach Babylonien, auf der einst die Fahnen der Kreuzfahrer wallten. Am Bosporus kreuzt diese Straße den alten Seeweg vom Mittelmeer zum Pontus, um dessen Besitz

schon die Hellenen und Troer stritten. Hellstes Licht der Weltbühne und tiefe, tiefe Schatten liegen hier ganz dicht nebeneinander.

Und dieses Land hat viel Blut getrunken. Furchtbar mähte das Gotenschwert (Schlacht bei Adrianopel im Jahre 378), furchtbarer der Osmanensäbel, als die Goldene Pforte der konstantinischen Mauer gesprengt wurde (Eroberung von Konstantinopel 1452), aber am furchtbarsten sättigten sich Haß und Rachgier in dem ewigen Kleinkrieg der Völker, die hier bunt durcheinander gewürfelt sind. Da schund der bulgarische Komitadschi den verhaßten Griechen; da erlahmten, versanken, verendeten türkische Bauernfamilien auf der Flucht vor fanatischen Griechenbanden auf den Landstraßen, welche der Herbstregen in unergründliche Schlammströme zu verwandeln pflegte.

Unter diesen Umständen muß es uns fast wie eine Erlösung anmuten, daß in den letzten Jahren, seit der Friede von Lausanne (1923) die Maritza zur (vorläufig) endgültigen Grenze zwischen dem aufstrebenden griechischen und dem sich zähe wehrenden türkischen Staat machte, dieser Fluß allmählich auch zur Grenze zwischen dem türkischen und dem griechischen Volkstum geworden ist. Eine Bestimmung des Lausanner Vertrages sah die Umsiedelung der in der Türkei, also auch in Ostthrazien, wohnenden Griechen nach Griechenland und der auf griechischem Staatsgebiet siedelnden türkischen Bauern nach der Türkei vor. Wohl hatte diese oft unter Anwendung unnötiger Härten durchgeführte zwangsweise Umsiedlung, diese moderne Völkerwanderung, die Hunderttausende von Menschen in Bewegung setzte, noch einmal eine Unmenge von Jammer und Herzeleid und von wirtschaftlichem Elend zur Folge, aber allmählich werden die Entwurzelten wieder von neuem Wurzel fassen, und ihre Kinder werden hoffentlich ohne die ständige Furcht vor Vergeltungshandlungen benachbarter Erbfeinde aufwachsen.

Nachdem die Umsiedlung abgeschlossen ist, kann man heute Ostthrazien östlich der Maritza als Türkenland, das übrige Thrazien als Griechenland bezeichnen. Eine Ausnahme macht nur Konstantinopel; hier durften die dort ansässigen Griechen wohnen bleiben. Die Zeit scheint freilich bis auf weiteres vorbei zu sein, da sich in der Sultanstadt am Goldenen Horn Hunderttausende von Griechen, Zehntausende von Armeniern und viele Tausende von Franken (Europäern) einer beispiellosen Duldung erfreuten.

Nun wird sich der Leser auch schon selber sagen können, was er unter diesen Bedingungen in wirtschaftlicher Hinsicht von Thrazien erwarten darf. Die Frage, was das Land hergeben könnte, ist von recht platonischer Art, denn wann werden die Zeiten wiederkehren, wo ihm das vergönnt ist? Wie lange werden Thraziens Bewohner noch Kümmerlinge bleiben, die in ständiger Furcht leben, daß der Morgen zerschlägt, was das Gestern und Heute geschaffen haben? Muß es uns unter solchen Umständen nicht fast überraschen, daß die Bevölkerung nur auf kleinen Räumen unter 25 Menschen auf dem Quadratkilometer zurückbleibt und bei Adrianopel und vor allem im Weichbild der Sultansstadt sich viel dichter zusammendrängt?

Neben der Weltstadt Konstantinopel spielte das flache Land und sogar Adrianopel, die Hauptstadt des binnenländischen, agrarischen Thraziens, selbst in glücklicheren Zeiten nur eine recht nebensächliche Rolle. Aber im Grunde genommen war Stambul zu allen Zeiten, von den Tagen der Phönizier bis auf den heutigen Tag, in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht eine so inselartige Siedlung, daß

der Geograph beinahe zaudert, sie im engen Zusammenhang mit Thraziens Steppen zu behandeln. War diese Stadt, die auf drei Seiten von der blauen Meerflut bespült wird, wirklich noch Thrazien? War das nicht vielmehr ein durchaus inselhaftes Gebilde, aus dem Wege überallhin führten, in dem Wege von überallher zusammenstrebten? — Tag für Tag landeten dort Schiffe aus Marseille und Neapel, aus Athen und Smyrna, aus Odessa und Trapezunt, aber schon vier Stunden vor dem Adrianopeler Tor dehnte sich ein recht unbekanntes Land, und gingen wir ebenso weit nach Osten zu, in die Macchien und Wälder der bithynischen Halbinsel, so versagte uns die Karte den Dienst, weil wir nur Fragezeichen finden, wo wir nach bestimmten Dorf- und Flurnamen suchen. So ward denn diese mächtige Stadt auch in erster Linie eine Stadt des Durchgangshandels, denn Kleinasiens Waren strebten mehr nach Ioniens Küste und dem lebhaften Smyrna als nach dem moscheenreichen Skutari, wo aus dämmerdunklen Klosterhallen die heulende Litanei der Derwische zu uns herübertönt.

Wollen wir einen guten Überblick über die Riesenstadt gewinnen, welcher der alte Liman des Goldenen Horns am Südende des Bosporus einen so trefflichen Hafen schenkte, so tun wir am besten, die freie Höhe des Tschamlidscha im Weichbild des asiatischen Skutari zu ersteigen.

Was wir von dort überschauen, ist eine ganze Welt für sich. Unter uns dehnt sich, geschmückt von der Inselflur der schmächtigen Prinzeninseln, die blaue Flut der Marmara, hinter der in etwa 40 km Abstand Bithyniens Uferberge bis zu Mittelgebirgshöhe aufragen und das Schneehaupt des kleinasiatischen Olymp gar zu 2500 m emporsteigt.

Rechts von unserem Standpunkt aber wälzt der Bosporus seine leuchtenden Wogen zum Marmarameer, einem mächtigen Strome gleich, der zwischen herrlichen, gartengrünen, burggeschmückten Bergufern dahingleitet.

Jene schmale Halbinsel uns schräg gegenüber, die ihre feine Silhouette hochragenden Zypressen dankt, ist die Serailspitze, mit der Stambuls moscheenreicher Hügelzug an dem Marmarameer endet. Ob diese wunderfeine Silhouette der Kuppeln und Minarets und Zypressen auf der Erde wohl ihresgleichen hat? — Dort in Stambul träumen die breiten, stillen, friedlichen Straßen der Türkenstadt, die sich so erquicklich von dem schmutzigen Hafenquartier Galatas unterscheiden und von Pera, der charakterlosen, winkligen Frankenstadt.

Standen wir vor dem Weltkriege auf der freien Kuppe des Tschamlidscha, so sahen wir schon auf den ersten Blick, daß der schmale Meerbusen des Goldenen Horns das pochende Herz der Riesenstadt war. Wie energisch drang er nicht zwischen Stambul im Süden und den Hügeln von Galata und Pera im Norden tief in das von grauen Häusern bedachte, hier und da von ein paar Zypressen belebte Berggewirr der unabsehbaren Siedlung hinein. „Tausend Schiffe landen an und gehen", dichter Qualm lagerte über dem nur für Augenblicke aufblitzenden Gewässer, und alles erinnerte uns daran, daß wir in der lebhaftesten Handelsstadt des Mittelmeergebiets zu Gaste sind. Doch das war einmal.

An geschichtlichem Reiz wird der ehemalige Kalifensitz kaum von einer anderen Stadt Europas übertroffen werden, selbst von der ewigen Roma nicht, die doch bei allem Wechsel ein viel einheitlicheres Gepräge behielt als die Sultansresidenz am Goldenen Horn, wo dicht unter Solimans ragender Moschee sich die verwunschenen Märchenpaläste italienischer Handelsherren aneinanderreihen und neben Justinians himmelhohem Gewölbedom die Spaniolen ihr schlichtes Bethaus errichteten,

wo amerikanische Colleges aus Gartentiefen zu uns herübergrüßen, während der Wanderderwisch an ihrem Parkportal uns für einen Bettelpfennig der Zukunft Rätsel enthüllt, wo der orientalische Straßenhund vor dem sausenden Selbstfahrer an die Wand der zerfallenden Türbe flüchtet.

Und noch lange, lange wird auf den Plätzen vor Stambuls herrlichen Moscheen, wo die blauen Trauben Anatoliens und der billigste Kram europäischer Fabriken auf Käufer warten, unter der uralten Platane an dem heiligen Quell, am Wiesenbach des Bosporus, unter den Pinien auf ragender Höhe das bildfrohe Auge des schönheitsdurstigen Reisenden sich satt trinken an einer beispiellosen Fülle sinnlicher Eindrücke, mag auch der Marmor eigentlich über Gräbern blinken und der stille Naturfriede uns nur Kunde bringen von wirtschaftlicher Verelendung.

Ein halbes Jahrtausend lang war die Stadt an der blauen, von schlanken Kajks und rußigen Dampfern zerfurchten Meerenge das eigentliche Haupt des großen Osmanenreiches im nahen Orient. Das ist sie heute nicht mehr. Was wird aus ihr morgen, was nach einem Jahrhundert geworden sein? Darüber reden, hieße sich in Träume verlieren, und das darf nimmermehr die Aufgabe des nüchternen Erdkundigen werden.

STAATLICHE VERHÄLTNISSE

Während des Mittelalters war Thrazien ein Teil des Oströmischen Reiches und wurde schon zur Zeit der Völkerwanderung von manchem Raubzug germanischer Stämme, vor allem den Goten, heimgesucht. Dann fiel es ein Jahrhundert vor der Eroberung von Byzanz in die Hände der Osmanen, so daß Adrianopel damals als Sultansstadt das bachdurchrauschte Brussa ablöste. Seitdem blieb Thrazien ein fester Bestandteil des türkischen Reiches. Erst in den letzten 10 bis 15 Jahren hat die Auflösung der europäischen Türkei auch auf dieses Gebiet übergegriffen. 1912 wurde es von den Bulgaren den Türken größtenteils entrissen; sie glaubten schon als Sieger vor den Toren Konstantinopels zu stehen, als sich das Kriegsglück wendete; schließlich mußten sie sich mit den Teilen westlich der Maritza begnügen. Nach dem Weltkriege traten dann die Griechen das Erbe der Bulgaren an; ihnen wurde fast ganz Thrazien bis zur Tschataldschalinie westlich von Konstantinopel zugesprochen. Aber nach den Niederlagen der von Smyrna ins Innere Kleinasiens vorrückenden griechischen Truppen erstarkte das Türkentum wieder soweit, daß es im Frieden von Lausanne von neuem die Maritza als Westgrenze des kleinen Restes der „Europäischen Türkei“ durchsetzen konnte. Wer will wissen, ob die heutige Aufteilung des Landes auf die Bulgaren (denen die nördliche Abdachung der Rhodopen verblieben ist), Griechen und Türken längeren Bestand haben wird? Sie kann schon durch den nächsten Balkankrieg wesentlich verändert werden. Am vernunftgemäßesten erschiene es uns, wenn Bulgarien der größte Teil des Gebietes zufiele, das zu dem Einzugsraum jenes Flusses gehört, dem der machtvolle Hymnus der Bulgaren „Rausche Maritza“ gewidmet ist. Griechenland erwachsen durch diesen entlegenen Besitz nur Aufgaben, über denen es näherliegende Pflichten vernachlässigen muß.

Der westliche, festländische Teil Thraziens hat übrigens niemals große politische Bedeutung gehabt, so reiches Leben auch die Chalkidike im Westen und den Bosporusgau im Osten erfüllen mochte. Um so größer war allezeit der politische Wert der Meerengen und der sie beherrschenden Kaiserstadt am Goldenen Horn.

Nach ihrem Besitz trachtete der Bulgare; in ihre stolze Sophienkirche sah der Grieche seinen König ziehen, wenn er von dem Großgriechenland der Zukunft träumte, und auch der Russe wird niemals die Hoffnung aufgeben, trotz Albions Gegnerschaft die Pforte zum Schwarzen Meere in seinen Besitz zu bringen.
Daß die Türken weder in Adrianopel (türkisch: Edirne) noch in Konstantinopel (türkisch: Istambul) eine Zukunft haben, wird jedem klar geworden sein, der nicht durch Vorurteile verblendet ist. Hoffen wir, daß namentlich Konstantinopels weitere Entwicklung sich in politischer Hinsicht derart gestaltet, daß diese Stadt, wo Türken, Griechen, Armenier, Russen und selbst Europäer in größeren Mengen nebeneinander wohnen, nicht zum Schauplatz blutigen Volkshaders wird. Eine genaue Statistik Thraziens geben zu wollen, wäre heute zum mindesten Selbstbetrug. Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächsten, wenn wir annehmen, daß Konstantinopel etwa 800 000 Einwohner zählt und das flache Land auf dem Geviertkilometer etwa 25—35 Einwohner beherbergen mag. Die Deutschen geht es noch besonders an, da vor dem Weltkriege die Zahl der deutschsprechenden Einwohner der Sultansstadt gewaltig angewachsen war. Den Kern dieser Menschengruppe bildeten Reichsdeutsche, Österreicher und Schweizer. Wie viele von den Deutschen und Österreichern den Weg zum Goldenen Horn zurückfinden werden, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, weil ihre Erwerbsverhältnisse in der neuen Republik ganz andere sind als in dem alten Sultansstaat, wo die kaiserliche Hofhaltung zahlreichen Landsleuten Brot und Arbeit gab.

WIRTSCHAFTLICHES

Das Klima Thraziens zeigt in Küstennähe die Eigenschaften des Mittelmeerklimas, das aber schon bei Adrianopel und mehr noch in den Rhodopen binnenländische Züge aufweist. Jedenfalls gehören in Gebieten von geringer Höhenlage kalte Winter von längerer Dauer überall zu seltenen Ausnahmen, hat doch selbst in Konstantinopel (Dedeagatsch ist wesentlich milder) der Januar eine Durchschnittstemperatur von mehr als 5°. Immerhin beweist aber schon das Fehlen der Dattelpalme, daß Thraziens Küsten nicht zu den wärmsten Teilen der Mittelmeerländer gehören.
Dementsprechend finden wir an der Südküste Oliven-, Feigen- und Weinpflanzungen, während die Rhodopen der Viehzucht und die thrazische Steppe dem Ackerbau gewidmet sind. Von der Getreidemenge im Werte von durchschnittlich 20 Mill. Mark, die jährlich über Dedeagatsch, den recht ärmlichen Maritzahafen, ausgeführt wird, stammt ein großer Teil noch aus Südbulgarien. Bei aller wirtschaftlichen Tätigkeit in diesem Lande muß leider mit den großen Beschränkungen gerechnet werden, welche die wirren politischen Verhältnisse verursachten.
Adrianopel darf sogar in gewissem Sinne als Fabrikort bezeichnet werden, weil dort große Mahlmühlen die Ernten der Ebene zu Mehl verarbeiten und die Häute der Herdentiere von fleißigen Gerbern in Saffianleder verwandelt werden. Alles das geschieht aber wohlverstanden nicht in dem Maßstabe, der für das mitteleuropäische Großgewerbe bezeichnend ist.
Auch in Konstantinopel hat sich eine gewerbliche Tätigkeit nach europäischem Muster nicht entwickeln können, und dem fremden Volkswirt bieten die Zunftgesetze der kleinen Handwerker, die in Stambuls Gäßchen nach Urväterbrauch in offenen Werkstätten arbeiten, mehr Gelegenheit zu tiefschürfenden Forschungen als die modernen Unternehmungen, die selbst im günstigsten Fall mit der sie tragenden

Grundlage nicht recht organisch verwachsen sind. Während des Weltkrieges und in der ersten Friedenszeit war Stambuls sonst so lebensvoller Hafen vollständig verödet, eine Stätte rechter Grabesruhe. Im Jahre 1910 kehrten in diesem gewaltigen Durchgangshafen 20 268 Schiffe mit 19 153 951 t ein, davon 11 684 Dampfer mit 18 554 116 t. Das war etwa der Durchschnittswert der letzten Jahre. Über die zukünftige Entwicklung des Konstantinopeler Wirtschaftslebens läßt sich zurzeit noch gar nichts sagen.

LITERATUR

Schaffer: Landeskunde von Thrazien; Sarajewo 1918. — Obst: Das Klima Thraziens; Leipzig 1921. — Schrader: Konstantinopel, Tübingen 1918. — Braun: Die Thrazische Halbinsel. Geogr. Zeitschrift 1925.

ERLÄUTERUNG DER BILDERTAFEL 77

Die beiden Aufnahmen entstammen dem östlichsten Teil der Thrazischen Halbinsel. Das untere Bild zeigt im Vordergrund ein Stückchen von Konstantinopel, allerdings nicht aus dem eigentlichen Stambul, sondern aus den nördlich des Goldenen Horns ihm gegenüber liegenden Vorstädten. Die deutsche Schule liegt selbst in Pera, ziemlich an der Grenze gegen Galata, das rechts zu denken ist; von ihrer Terrasse blickt man über Tophane („Arsenal") mit seinen Kasernen auf den Bosporus und das jenseits desselben auf kleinasiatischem Boden liegende Skutari. — Das obere Bild gehört dem steppenartigen Heidestreifen nördlich von Konstantinopel an, wo der Schafhirt Alleinherrscher ist.

GRIECHENLAND

VON PRIVATDOZENT DR. EDWIN FELS (UNIVERSITÄT MÜNCHEN)

Fast so vertraut wie die eigene Heimat ist vielen von uns Deutschen der Klang des Wortes Griechenland. Von den ersten Mittelschuljahren an beschäftigte man uns mit jenem Erdraum und mit Vorgängen, die sich in ihm abspielten. Mit Begeisterung lasen wir alle die altgriechischen Götter- und Heldensagen, erlebten im Geiste die gewaltigen Kämpfe der Recken des trojanischen Krieges und folgten mit atemloser Spannung dem Odysseus auf seinen abenteuerlichen Irrfahrten. So bildeten sich im kindlichen Gemüte schon früh festumrissene Vorstellungen, die das Land der Griechen in ein eigentümlich ideales Licht tauchten, in ein Licht, das dann im humanistischen Unterricht immer mehr an Glanz gewann. Hellas wurde uns als das reinste Paradies hingestellt, die Menschen, die in ihm wohnten, als begeisternde Vorbilder, als Ideale.

So ruft das Wort Hellas in den allermeisten von uns Begriffe wach von ewig lachender Sonne und wolkenlosem Himmel über gesegneten Gefilden. Wir sehen im Geiste aus dunkelgrünem Laub die Orange hervorleuchten, erblicken sanftgewellte Rebenhügel, silbergrüne Olivenwälder und melancholische Zypressenhaine inmitten sagenumwobener Ruinenstätten. Der herrliche, wonnige, von Lieblichkeit erfüllte und von üppiger Fülle strotzende Süden — das ist uns der Geist der griechischen Natur. Aber nicht nur das, auch die meisten bildlichen Darstellungen unserer Künstler einer romantischen Zeit haben solche Vorstellungen noch weiter vertieft und sie auch unserem Auge glaubhaft gemacht.

Dieses „humanistische" Griechenland jedoch ist nicht das wahre Hellas. In jenem tritt vieles von dem gänzlich in den Hintergrund, was den eigentlichen Charakter, den Geist der griechischen Landschaft ausmacht. So kommt es, daß mancher, der seine Schritte dorthin wendet, erst etwas enttäuscht, ja ernüchtert ist, um dann erst mit voller Freude das Griechenland zu genießen, wie es wirklich vor uns steht. Er muß sich frei machen von den allzu üppig wuchernden Idealen und seine Begriffe einstellen auf den sicheren Boden geographischer Tatsachen.

Der Begriff des Mittelmeergebietes, das Länder dreier Erdteile zu einer geographischen Einheit verknüpft, ist uns heute ein fester Besitz. Es tritt klar zu Tage, daß jene Räume über das trennende Meer hin durch die Natur inniger miteinander verbunden sind, als dies mit den Hinterländern ihres Kontinents der Fall ist. Ein verkleinertes, dafür aber um so deutlicheres Abbild des Ganzen ist Griechenland oder das Griechische Mittelmeergebiet, wie es Maull treffend genannt hat. In ihm kommen alle jene Haupteigenschaften, die den großen Erdraum kennzeichnen, in vielfach gesteigertem Maße sinnfällig zur Geltung: Hochragende Gebirge, tief durchdrungen und aufgeschlossen von einem Meere,

welches ein einheitliches Klima mit allen seinen Folgewirkungen bis ins Herz des Landes trägt; an Griechenland aber zeigt sich ganz besonders die über das Meer hin einigende Kraft, die durch die Inselschwärme der Ägäis Europa mit Asien wie durch eine feste Brücke verbindet, so daß die randlichen Teile des kleinasiatischen Festlands mehr griechisch als asiatisch erscheinen.

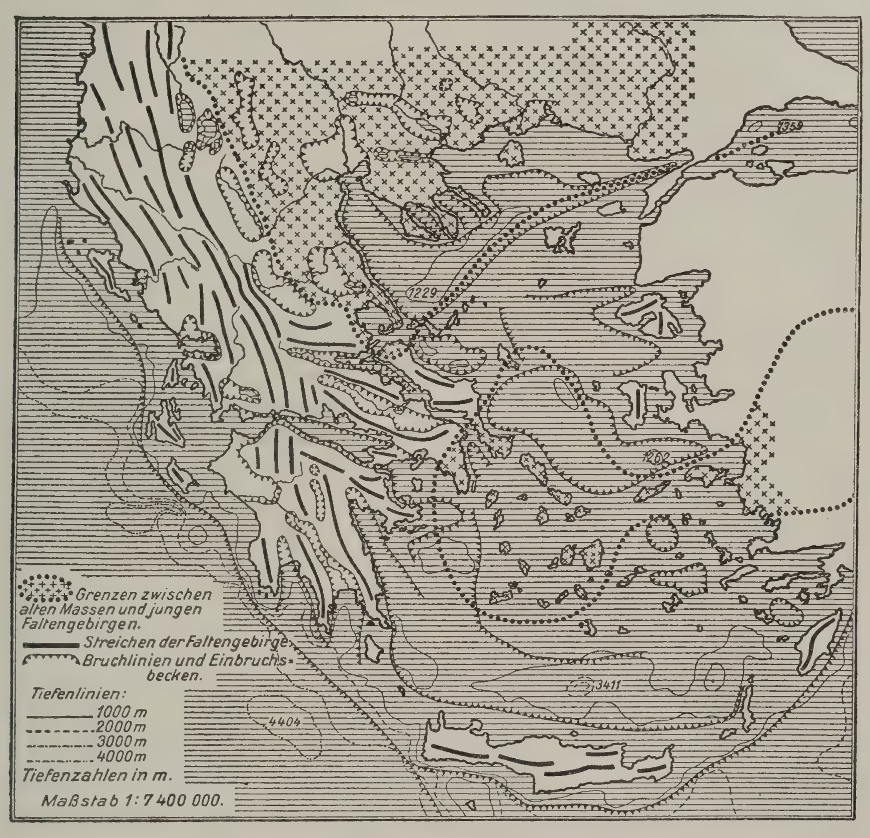
Diese Tatsache der Brückenstellung zwischen zwei Erdteilen erschließt uns das Verständnis für die Weltlage Griechenlands. Zwischen die westlichen Mittelmeerländer und den Orient als Vermittler gestellt leitet das Volk der Griechen nach beiden Richtungen die Kulturströme weiter, die bald von der einen, bald von der anderen Seite kräftiger fließen. Im Altertum wurden die Hellenen durch die ägyptischen und vorderasiatischen Kulturen befruchtet; sie bauten die empfangenen Anregungen weiter aus, so daß auf ihrem Boden sich die schönsten Blüten einer Kultur entfalten konnten, die die Mutter der kulturellen Entwicklung ganz Europas, ja eines großen Teiles der Welt werden sollte. Was wären wir, was wäre die Welt ohne Hellas? Und heute fließt der Strom der europäischen Kultur, oder sagen wir besser Zivilisation, über Griechenland zurück in den Orient. Im innersten Ägypten, in Abessinien, in Vorderasien, überall begegnet uns der Grieche als äußerster Vorposten europäischer Art. Das ist sozusagen die Weltmission Griechenlands, die aber durchaus natürlich begründet ist: denn dieses Land ist, wie wir später sehen werden, so sehr gegen Osten zu geöffnet, sein Antlitz schaut so sehr gegen Sonnenaufgang, daß es der Natur Gewalt antun hieße, wollte man jene Mittlerstellung zum Orient stören. So fühlt sich denn auch der Grieche unbewußt fast mehr als Asiate denn als Europäer und spricht stets von „Europa“, wenn er die außergriechischen Länder seines Erdteils meint.

Griechenland war im Altertum das geographisch weitaus am besten bekannte Land der Erde, in dem die Geographie als Wissenschaft auf einen Stand gebracht worden war, wie er erst nach zwei Jahrtausenden wieder erreicht wurde. Aber im Mittelalter von furchtbaren Völkerstürmen heimgesucht versank es in Vergessenheit und Dunkel. Erst im 19. Jahrhundert, vom Joche der Türken befreit, wurde Hellas neu entdeckt und erforscht. Es gereicht uns zum Stolze, daß in erster Linie deutsche Gelehrte es waren, welche die Kenntnis des Landes förderten. Um von den Geographen nur zwei zu nennen, seien Partsch und Philippson besonders hervorgehoben, die in jahrelanger Arbeit — zumal letzterer — weite Gebiete bereisten und uns treffliche Schilderungen schenkten. Sehr im Rückstand ist die kartographische Darstellung Griechenlands; eine Aufnahme 1:75000 ist zwar seit langem in Angriff genommen, steckt aber noch in den allerersten Anfängen. Dinge, die nicht schnell einen sichtbaren Erfolg und Nutzen versprechen, sind im modernen Griechenland nicht zum raschen Gelingen bestimmt. Die Griechen selbst haben sich an der geographischen Erschließung bisher kaum beteiligt. Sie bringen zwar in neuester Zeit ein größeres Maß von Interesse auf und haben z. B. in Athen eine geographische Gesellschaft ins Leben gerufen; aber noch heute besteht an der Landesuniversität kein Lehrstuhl für Geographie.

ÜBERSICHT DES AUFBAUS

Griechenland in seinen wesentlichen Teilen zeigt sich uns als feingegliederte Halbinsel, die dem plumpen Rumpf der großen südosteuropäischen Halbinsel gegen Süden angehängt ist und namentlich im Osten von den Schwärmen vieler Hunderter

von Inseln begleitet wird. Man spricht so mit Recht von einer Griechischen Halbinsel. Diese setzt zwar manche wichtige Eigenschaften der Südosthalbinsel fort, namentlich im Aufbau ihrer Gebirge, aber der Unterschiede sind so viele, daß uns der Erdraum des griechischen Mittelmeergebietes trotz seiner Kleinheit doch als ein wohl individualisiertes und scharf sich von der Umwelt abhebendes Gebilde entgegentritt. Griechenland umfaßt ein Gebiet, das sich ungefähr mit der Ausdehnung des heutigen griechischen Staates deckt, der somit ziemlich in den Raum hineingewachsen ist, der ihm von Natur aus vorausbestimmt zu sein scheint.



Gebirgsbau, Entwässerung, Meerestiefen

Der Aufbau der griechischen Lande wird durch zwei Momente wesentlich bestimmt, die auch bei der Tektonik des gesamten Mittelmeergebietes eine große Rolle spielen. Zum einen sind es uralte Rumpfschollen oder Massen, deren meist kristalline Gesteine im Altertum der Erdgeschichte eine Auffaltung erfahren haben und dann durch erosive Kräfte langsam zu flachwelligen Rumpfgebirgen abgetragen wurden. Zum andern sind es junge, zu Beginn der Neuzeit der Erde gebildete und meist aus mesozoischen Gesteinen aufgebaute Faltengebirge von alpinem Typus, die sich an den alten Massen als an starren, unbeweglichen Widerlagern stauten und aufwölbten und sich wie riesige Guirlanden bogenförmig um sie herumlegten. So scheiden sich ruhige, seit langem unbewegte Gebiete von solchen höchster Unruhe und Bewegungsintensität.

Solcher alter Massen unterscheiden wir im griechischen Raume drei: die große thrakische Masse, die weite Teile Serbiens, Südbulgariens und Nordost-Griechenlands umfaßt; die weit kleinere Kykladen-Masse, zu der Teile von Attika und Éwwia (Euböa) sowie die meisten Kykladen-Inseln gehören; endlich östlich nahe benachbart die lydisch-karische Masse, die in der Hauptsache den Mittelteil Westkleinasiens einnimmt, aber auch noch auf einige vorgelagerte Inseln übergreift. In scharfem Gegensatz hierzu stehen die Faltengebirge, die als Helleniden zusammengefaßt den größten Teil Griechenlands erfüllen. Mit Südsüdost-Streichrichtung treten sie aus der Südosthalbinsel in die griechische ein. Ihr Westteil zieht sehr geschlossen durch Albanien, Westgriechenland und den westlichen Peloponnes hindurch. Vom Ostteil dagegen — wohl eine Folgewirkung der stauenden Kykladen-Masse — splittern bereits in Thessalien und noch mehr in Mittelgriechenland einzelne Züge in Westostrichtung ab. Dieses Abschwenken ist das Vorzeichen für das Umbiegen auch des westlichen Hauptteils als Ganzen, so daß wir auf Kreta westöstliches, auf Rhodos und in Südwestkleinasien bereits nordöstliches Gebirgsstreichen finden. Ähnliche nordöstliche Richtungen sind auch in der Nordost-Ägäis und in Nordwest-Kleinasien festzustellen. So kann man mit gutem Recht ein westgriechisches von einem ostgriechischen Faltengebirge trennen und daneben noch ein ostägäisches System aufstellen.

Die geschilderten Gegensätze im Aufbau sind aber nicht verantwortlich für das heutige Bild der Landoberfläche. Vielmehr kommen hierfür Hebungen und Senkungen in Frage, die sich an mächtigen Bruchlinien vollzogen, welche lange nach Abschluß der Faltungsprozesse wie im ganzen Mittelmeergebiet so besonders hier im jüngsten Tertiär die Erdrinde tiefgründig durchsetzten. Die Brüche zertrümmerten und zerstückelten die Erde in Hochschollen und Tiefschollen, die alten Massen und die Faltengebirge in gleicher Weise — letztere der Natur der Sache nach wohl mit weit größerer Intensität; so konnte es geschehen, daß aus den einen stellenweise wildes, hochragendes Gebirgsland wurde, während die anderen da und dort sich zu weiten Hochflächen und sanften Mittelgebirgsformen umgestalteten, deren Faltenbau fast unkenntlich wurde. Die Brüche schufen aber auch häufig tief eingesenkte Becken, die rings von Gebirgen umschlossen und eines vom andern getrennt die griechische Landschaft in eine Vielzahl von einzelnen Kammern auflösen. Wo die Senkungen besonders mächtig waren, drang das Meer weit ins Land ein, es entstanden Buchten und tiefe Golfe, es entstanden die zahllosen Inseln; bis ins Herz Griechenlands wurde so der Anhauch des Meeres getragen und Land und Meer vermählten sich aufs innigste miteinander. Die intensive Faltung im Verein mit der gewaltigen Bruchbildung lassen so ein Gebiet von unendlicher Mannigfaltigkeit und außerordentlicher Gliederung entstehen, wie man es kaum wieder in gleichem Maße auf der Erde findet. Die Auflösung nimmt nach Süden und nach Osten zu, so daß einer geschlossenen, inselarmen Westseite eine aufgeschlossene, feingegliederte, inselreiche Ostseite gegenübertritt, ein Gegensatz, der sich zur Genüge aus den verschiedenen Streichrichtungen der west- und ostgriechischen Gebirge erklärt. Wir verstehen nun aber auch, warum naturnotwendig das Gesicht Griechenlands, seine Geschichts- und Schicksalsseite nach Osten gerichtet sein muß.

Wir sehen also, daß auch die meisten Küsten Griechenlands in hohem Maße durch Bruchlinien bestimmt sind. Steil brechen sie zu tiefen Meeren ab, in welche die von den Flüssen verfrachteten Sinkstoffe sich aufschütten, ohne daß es zur

Entwicklung größerer Küstenebenen kommen kann. So treten Flachküsten völlig zurück gegenüber den Steilküsten, die siedelungs- und verkehrsfeindlich weithin sich dehnen. Häufig aber haben ganz jugendliche Senkungen ein von den Flüssen bereits reich zertaltes Gebiet unter den Meeresspiegel getaucht, wodurch eine Gliederung durch das Meer von geradezu phantastischen Ausmaßen entstand, die dem Menschen und seinem Verkehr die herrlichsten und sichersten Schlupfwinkel bot. Die gewaltigsten Abbrüche finden wir an der Außenküste Griechenlands im Westen und Süden gegen das ionische und levantinische Meer, von denen das erstere nahe dem Peloponnes 4404 m (Böschungen bis 43°!), das letztere östlich Rhodos 3890 m größte Tiefe erreicht. Offen und insellos ist das levantinische Meer; das ionische ist nur randlich im Nordosten etwas reicher gegliedert, wo ein Inselkranz den Vorhof des taphischen Meeres umrahmt, wo der tiefe korinthische Golf quer fast durch die ganze Halbinsel bis zum Isthmus hindurchstößt. Durch ihre kaum nennenswerte Gliederung setzen sich so beide Außenmeere in scharfen Gegensatz zu der innergriechischen Ägäis. Diese ist durch einen Schwellenbogen abgeschlossen, dem die Inseln Kíthira, Kreta, Kárpathos und Rhodos aufsitzen, und zerfällt im wesentlichen in drei Mulden: Im Süden die Kreta-Mulde mit der größten ägäischen Tiefe von 3411 m; in der Mitte die Chios-Mulde und im Norden die Chalkidike-Mulde, die beide über 1000 m tief sind.

Die starke, unregelmäßige Gliederung des griechischen Erdraums, seine Meeresdurchdringung und Zerlegung in viele einzelne Kammern: all das hat das Fehlen großzügiger Stromsysteme zur Folge. Flüsse in unserem Sinn mangeln völlig. In kurzem, dafür um so steilerem Lauf, in engen, oft unwegsamen Tälern eilen sie zum Meer; die zahlreichen das Gebirge durchsetzenden Bruchlinien machen Durchbruchstäler zu einer häufigen Erscheinung. Die Eigenart des Klimas und die Durchlässigkeit des vorherrschenden Kalkgesteins bringen es mit sich, daß ständig fließende Gewässer zu den Ausnahmen gehören, daß vielmehr die meisten Täler während eines großen Teiles des Jahres trocken liegen. Aber man beobachtet, daß die feuchtere Westseite Griechenlands weit mehr Dauerflüsse aufweist als die trockenere Ostseite und überhaupt eine größere Flußdichte besitzt als jene.

Daß die Bruchbildungen, die eine so große Rolle im Landschaftsbilde Griechenlands spielen, auch heute noch am Werke sind, beweisen die Erdbeben, die fast überall wahrnehmbar sich in einzelnen Gebieten zuweilen zu katastrophaler Stärke zu steigern vermögen und die Halbinsel zu einem der am öftesten von Erdbeben heimgesuchten Länder des Mittelmeergebietes machen. Nicht verwunderlich ist es ferner, daß an solche Schwächelinien vulkanische Erscheinungen gebunden sind; sie treten aber nicht so häufig auf, wie man erwarten sollte. Vulkanische Ergußgesteine bestimmen nur selten das Landschaftsbild, und nur an drei Stellen sind in historischer Zeit vulkanische Kräfte am Werke gewesen: auf der Halbinsel Méthana im 3. Jahrhundert v. Chr.; auf Santorín 1866—70 sowie 1925, wo eine neue Insel im meererfüllten Kraterkessel auftauchte, und auf Nísiros.

Immer und überall tritt uns die unendliche Mannigfaltigkeit der griechischen Landschaft entgegen, mannigfaltig nicht nur in den Vorgängen, die sie geschaffen haben und die sie heute noch weiterbilden, sondern vor allem in den Formen, die auf engstem Raum dem stärksten Wechsel unterworfen sind. Berge, deren Gipfel während des größten Teils des Jahres in Schnee gehüllt sind, tauchen in Meere nieder, in denen das Lot nahe der Küste auf Tausende von Metern abfällt. Tief ins Herz des Landes aber trägt das Meer seine blauen Fluten, und damit

Leben und Bewegung, Siedelung und Verkehr in Gebiete, die sonst unzugänglich und abweisend sich dem Menschen entgegenstellen würden. Diese Vereinigung der schärfsten Extreme auf kleinstem Raum, und doch wieder diese Bindung und Aneinanderkettung zu einem einheitlichen Ganzen durch das Meer: das ist wohl eines der bezeichnendsten Merkmale der griechischen Landschaft.

KLIMA UND VEGETATION

Nicht das Meer allein ist es, das Griechenland als einigendes Band durchdringt, sondern noch mehr das Klima, welches freilich nur in Verbindung und als Folgewirkung des Meeres richtig zu verstehen ist. Eben wegen jener starken Meeresdurchdringung gelangt hier das mediterrane oder Mittelmeerklima zu seiner typischsten Ausbildung. Es findet in sehr heißen, regenlosen Sommern und milden, außerordentlich niederschlagsreichen Wintern seinen Ausdruck. Nur kleine Teile des Landes, so weit sie als Gebirge über 1000 m hoch aufragen, werden jenen Einflüssen entzogen, die Griechenland wie in einen schützenden Mantel einhüllen. Sehr gleichmäßige nördliche Winde (Etesien) und wolkenloser Himmel kennzeichnen den Sommer, während im Winter unregelmäßige, oft sehr stürmische Winde vor allem aus Süden, Südosten und Südwesten wehen und starke Luftfeuchtigkeit schweres Gewölk bildet. Wie im ganzen Mittelmeergebiet so auch in Griechenland nimmt die Trockenheit nicht nur von Norden nach Süden, sondern auch von Westen nach Osten zu. So stehen einem Jahresniederschlag von 1356 mm in Korfu 408 in Wolos gegenüber, so dauert die Trockenzeit in Makedonien und Thrakien nur 2 Monate, während sie in Nordgriechenland schon 3, in Südgriechenland gar 4 Monate beträgt. Wie sehr sich die Niederschläge auf das Winterhalbjahr zusammendrängen, zeigt die Tatsache, daß in Korfu jene 6 Monate 78,7 % (Athen 77,8 %, Naxos 86,6 %) des jährlichen Regens bringen, während von Juli bis September nur 3,9 % (bzw. 8,3 % und 0,8 %) fallen. Da der Frühling kurz ist und ein Herbst völlig fehlt, vielmehr unvermittelt die winterliche Regenzeit einsetzt, läßt uns der uns geläufige Jahreszeitenbegriff im Stich. Das griechische Jahr kennt nur 3 Jahreszeiten: Die Zeit des Grünens, Blühens und Reifens (März bis Juni), die Trockenzeit (Juni bis Oktober) und die Regenzeit (Oktober bis März).

In den hohen Gebirgen und mit wachsender Meerferne gleicht sich das Klima dem unsrigen an. Niederschläge fallen hier auch in der trockenen Jahreszeit, da die an den Gebirgen aufsteigenden Winde infolge der Abkühlung zur Abgabe ihrer Feuchtigkeit gezwungen werden. In Nordgriechenland wird das mediterrane Reich je weiter nach Norden immer mehr eingeschränkt, es bleibt nur noch als schmaler Küstenstreifen bestehen, während kontinentale Einflüsse überwiegen, welche größere Temperaturgegensätze, dafür aber auch Regen zu allen Jahreszeiten zur Folge haben.

Die sehr verschiedene Speisung der West- und Ostseite Griechenlands mit Niederschlägen drückt sich im Landschaftsbild deutlich aus. Die Zertalung ist im Westen viel intensiver, nur hier haben sich die Erosionsprodukte der Flüsse als größere Küstenebenen ins Meer vorgeschoben, von hier aus arbeiten sich die Flüsse langsam nach rückwärts ein und gewinnen Schritt für Schritt Boden auf Kosten der immer kleiner werdenden östlichen Abdachung. Doch diese Vorgänge sind dem Auge nicht direkt wahrnehmbar. Viel stärker machen sich dagegen die klimatischen

Einflüsse in den Vegetationsverhältnissen bemerkbar, endlich in den Lebensgewohnheiten, ja im Charakter der Bewohner des Landes.
Die Vegetation Griechenlands trägt einen typisch mediterranen Charakter und hat sich den Eigenheiten des Klimas weitgehend angepaßt. Sommerschlaf, harte, lederartige, oft wie von Firnis überzogene Blätter oder gar die Entwicklung von Dornen an deren Stelle schützen die Pflanzen vor allzustarker Verdunstung und Austrocknung. Der gebirgige Bau des Landes hat zur Folge, daß die Vegetation sich zu Höhengürteln ordnet, die im allgemeinen von der Küste nach dem Innern, dann aber auch von Norden nach Süden ansteigen. Die Vertreterin des echtmediterranen Typus ist die immergrüne Region, deren an das Meer gebundener Saum an den nordägäischen Gestaden sich bis etwa 300 m erhebt, während er im Peloponnes 700 m erreicht. So gewinnt sie nach Süden zu immer mehr Boden. Ihre Höhengrenze fällt ungefähr mit der des Ölbaums zusammen, welches Kulturgewächs als der bezeichnendste Vertreter der mediterranen Vegetation angesprochen werden muß. Kulturgewächse bestimmen wohl am meisten den Charakter der immergrünen Region, während Wälder nur in lichten Beständen von Eichen, Kiefern oder Pinien da und dort vorkommen. Die bedeutendste natürliche Pflanzenformation ist dagegen der niedrige Buschwald der Macchie, in Griechenland meist Lóngos genannt, deren 1—5 m hohe Bestände sich in niederschlagsreichen Gegenden oft zu einem völlig undurchdringlichen Dickicht der verschiedensten Gewächse (Eiche, Lorbeer, Erdbeerbaum, Myrte, Wacholder, Oleander, Oleaster usw.) verfilzen. Auf kärgeren Böden und nach der Höhe zu herrscht die weitständige, immergrüne Frígana, niedrige Halbsträucher, deren charakteristische Vertreter dornige Kugelbüsche, Zwiebelgewächse, Wolfsmilcharten, Asfódelos usw. sind.
Über dem immergrünen Saum dehnt sich die Zone der Bergwälder bis zur Baumgrenze, in denen neben abgeschwächt mediterranen auch mitteleuropäische Einflüsse herrschen. So finden wir neben Wäldern von Kiefern und Tannen auch solche von laubwechselnden Bäumen, wie Eichen, Kastanien und Buchen, letztere freilich nur in Mittel- und Nordgriechenland. Über den Wäldern gedeiht endlich noch eine karge alpine Mattenflora.
Der griechische Wald ist heute nur noch ein spärlicher Rest der im Altertum vorhandenen Flächen. Doch kann keine Rede davon sein, daß dies die Folge einer Klimaverschlechterung sei, vielmehr hat die Raubwirtschaft einer uralten Kultur, die sich um Forstwirtschaft nicht bekümmerte, die heutige Waldarmut verschuldet. Die Waldverwüstung hat aber ihrerseits verschlechternd auf das Klima eingewirkt, indem von den kahlen Hängen der Humus abgespült wurde, so daß heute die Niederschläge rasch und unverwertet zu Tal eilen und auf ihrem Weg nur Verwüstungen anrichten. Mit dem Mangel an Wäldern geht der Mangel an Wildtieren Hand in Hand, von denen nur noch im Norden Bestände von Hirschen, Rehen und Wildschweinen anzutreffen sind. Schlangen und Eidechsen sind wie in allen Mittelmeergebieten häufig.
So ist in der griechischen Landschaft die Vegetationsbedeckung kein hervorstechendes Moment, nein, kahl und nackt recken sich die meisten Berge gen Himmel; tiefe trockene Schluchten durchreißen ihre Flanken, wo früher vielleicht muntere Waldbäche sprudelten, und an ihrem Fuß häufen sich unfruchtbare, sich ständig mehrende, kulturfeindliche Schuttmassen, wo voreinst liebliche Auen sich dehnten. Die Wiederaufforstung ist eines der vordringlichsten Probleme griechischer Volkswirtschaft, dessen Lösung aber noch in weiter Ferne liegt.

BEVÖLKERUNG

Die Bedingungen des Aufbaus, des Klimas und der natürlichen Ausstattung des Erdraums prägen sich auch in der Bevölkerung Griechenlands deutlich aus. Sie bewirken, daß stets, welches Volk auch dort eingedrungen sein mag, eine rasche Anpassung stattgefunden hat, daß die gleiche dem Land eigentümliche Wirtschaftsweise, die gleiche Kultur auf den Eindringling sich übertrug und ihn nötigte, seine eigenen Sitten und Gewohnheiten aufzugeben. Lage und Natur des Landes bestimmen so in erster Linie die Kultur Griechenlands, nicht die Rasse der verschiedenen Völker, die es im Laufe der Zeiten besiedelt haben.

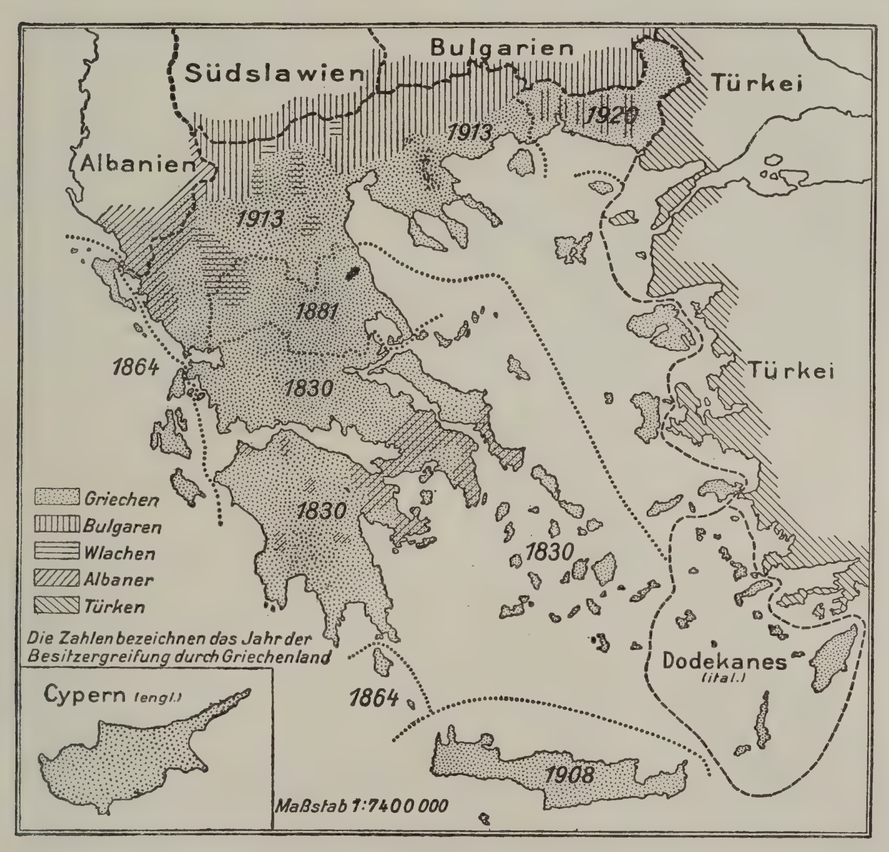
Die Griechen sind eines der wenigen Völker Europas, die sich aus der Zeit lange vor der Völkerwanderung Volkstum, Sprache und nationale Eigenart erhalten haben. Sie zählen so zu den wenigen, die man im Mittelmeergebiet als Urvölker bezeichnen kann. Schon bei der Einwanderung in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. fanden die indogermanischen Griechen eine vom Orient ausgegangene Kultur vor, die sie weiter ausgestalteten und zu vollendeter Blüte brachten. Die Auflösung und Kammerung des Landes begünstigte stets die Trennung in einzelne Stämme, sie war die Ursache der ewigen innergriechischen Kämpfe, aber auf der anderen Seite auch der Blüte Griechenlands, denn gegenseitiger Wettbewerb, Neid und Rivalität gaben nicht nur zum blutigen Austrag von Fehden Anlaß, sondern spornten auch zu den höchsten Kulturleistungen an, auf die die anderen bewundernd blicken sollten.

Die politische Selbständigkeit der Griechen endete mit dem Jahre 146 v. Chr., als ihr Land römische Provinz wurde. Von da an standen sie 2000 Jahre lang unter wechselnder Fremdherrschaft, ohne aber je dank der Natur des Landes ihren griechischen Charakter zu verlieren. Slawen, Albaner, Wlachen, Italiener, Türken drangen in das Land ein, aber sie alle wurden assimiliert, wurden zu Griechen, und siegreich überdauerte alles die griechische Sprache. Diese lebt als stärkster Beweis der Beständigkeit noch heute fort und ist als eine Weiterentwicklung des Altgriechischen zu werten, dem sie näher steht als das Italienische dem Lateinischen. Anthropologisch sind auch die heutigen Griechen gewiß ein hochgradiges Mischvolk, aber sicher nicht in höherem Maße als die meisten Völker Europas. Immer wieder hat der griechische Kern gesiegt; die fremden Blutströme dienten lediglich zur Auffrischung, und stets drangen die alten hellenischen Eigenschaften durch, die guten wie die schlechten, alles nur eine Folge des typisch griechischen mediterranen Lebensraumes.

So zeigt sich trotz aller Überflutungen das Griechenland zu Beginn des 20. Jahrhunderts als völkisch sehr einheitlicher Raum. Fremde Elemente waren nur die Albaner und Wlachen, von denen die ersteren in Epirus und im östlichen Mittelgriechenland unter der übrigen Bevölkerung verstreut siedeln, während die letzteren, den Rumänen verwandt, als nomadische Hirten in den inneren Gebirgen Nordgriechenlands hausen. Beide kamen aber zahlenmäßig überhaupt nicht in Betracht; sie gebrauchen zwar ihre eigene Sprache, sind aber völlig hellenisiert und fühlen sich auch durchaus als Griechen. Heute ist das jedoch etwas anders geworden, denn in Makedonien und Thrakien sind Griechenland Gebiete zugefallen, wo das Griechentum nicht mehr geschlossen wohnt, wo die Bulgaren stellenweise sogar zahlenmäßig überwiegen. In jenen Gebieten, die als Vorhof der griechischen Halbinsel stets hochgradige Mischzonen waren, ist es schwer, die völkischen

Verhältnisse klar zu überblicken, zumal nationale Gesichtspunkte widersprechende Angaben zu Tage fördern. Doch bleiben die Griechen überall an die Meeresnähe gebunden, während die Fremdvölker mehr das Innere bewohnen. Die früher in größerer Zahl auf griechischem Boden ansässigen Türken haben mit der Zeit freiwillig das Land verlassen oder wurden mit Gewalt vertrieben.

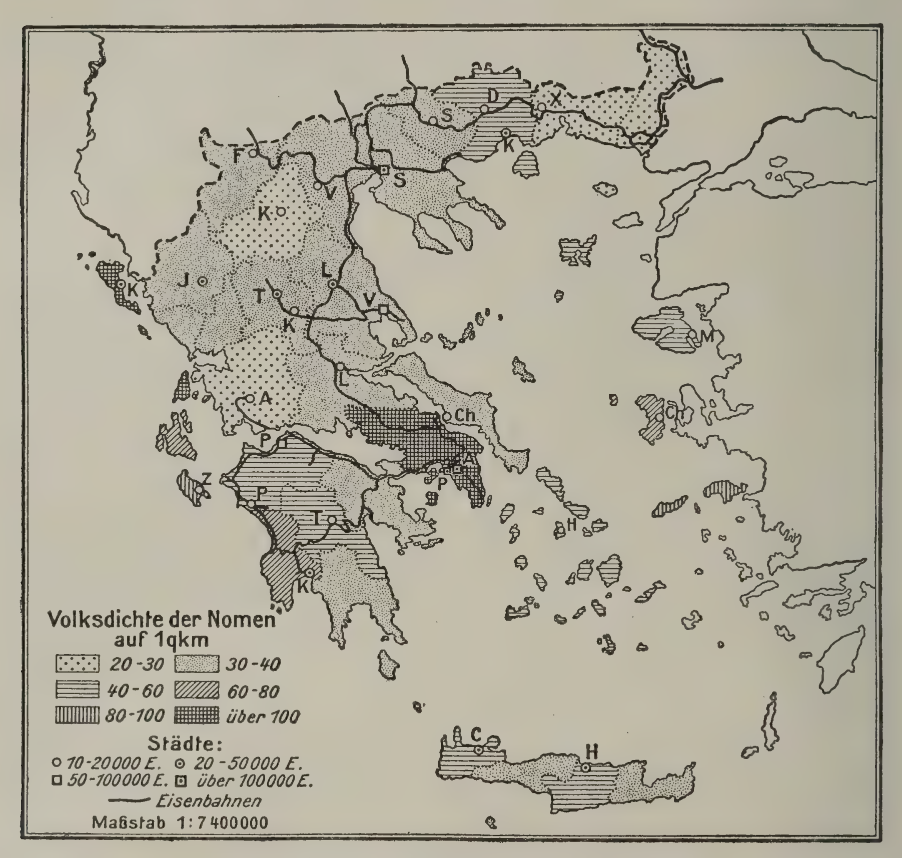
Der geschlossene Wohnraum des griechischen Volkes ging bis vor kurzem nicht unerheblich über die Staatsgrenzen hinaus. Von alters her zwang der karge heimische Boden zur Auswanderung, die vor allem das griechische Mittelmeergebiet



Völker, Entwicklung des Staates

besiedelte, aber auch sonst weithin ihre Vorposten entsandte, so daß allenthalben, namentlich in Amerika und Australien zahlreiche Griechen leben. Heute aber ist das geschlossene Griechentum ziemlich identisch mit der Ausdehnung des Staates. Die Katastrophe des Jahres 1923 verdrängte alle Griechen aus dem Raum des türkischen Reiches, wo nur noch in Konstantinopel eine beträchtlichere Zahl lebt, die sich aber auch ständig verringert. Wohl $1^1/_2$ Millionen Flüchtlinge sind so nach Griechenland zurückgeströmt und bilden fast $^1/_4$ der Bevölkerung; eine schwere Belastung und Sorge für das finanziell ohnehin schwache Land. Geschlossene griechische Wohnräume außerhalb des Staatsverbandes sind heute nur mehr der Dodekanes mit Rhodos sowie Zypern.

Die Zahl der Griechen innerhalb ihres Staates betrug 1920 rund 5 Millionen, die auf einer Fläche von rund 127 000 qkm (gleich Bayern, Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen) verteilt sind, so daß 39 Menschen auf dem qkm wohnen. Diese echt mediterrane Volksdichte erfährt nur auf dem Gürtel der ionischen Inseln, im südwestlichen Peloponnes, in Attika und auf den kleinasiatischen Inseln eine beträchtliche Steigerung. Heute gelten freilich andere Zahlen, denn der Zuwachs durch die Flüchtlinge und auch durch die rasche natürliche Vermehrung fällt stark ins Gewicht (jetzt rund 6,5 Mill., Dichte rund 50).



Volksdichte, Städte, Eisenbahnen

Weitaus die überwiegende Zahl der Bevölkerung wohnt in ländlichen Siedlungen. Die Städte sind klein und wenig zahlreich und nur an zwei Stellen (Athen, Thessaloníki) ist großstädtische Entwicklung vorhanden. Das griechische Dorf, dessen Häuser durchwegs aus Steinbauten bestehen, ist meist geschlossen, aber nicht sehr eng gedrängt, ins Grün der Oliven und Obstbäume eingebettet, an Stellen gebaut, die vor allem durch Wasser- und Quellreichtum gekennzeichnet sind. Einzelsiedlungen sind überall sehr selten.

Der griechische Volkscharakter weist viele noch von den Hellenen überkommene Züge auf, die man mit Recht versucht, mit den natürlichen Bedingungen der Landschaft und des Klimas in Zusammenhang zu bringen, deren letzter und



Hanns Holdt, München

Blick von den Hängen des Pílion-Gebirges auf den Golf von Wólos



Hanns Holdt, München

Patras zu Füßen des Woidiás



Hanns Holdt, München

Die Metéora-Felsen in Nordwestthessalien



Hanns Holdt, München

Vegetation bei Olympia

tiefster Ausdruck die Volksseele ist. So wird man, um nur einiges kurz herauszugreifen, die vorbildliche Gastfreundschaft, den starken Sinn für alle öffentlichen Angelegenheiten, überhaupt die Entwicklung aller auf geselliger Lebensweise beruhenden Tugenden auf das milde Klima zurückführen dürfen, welches ein Leben im Freien begünstigt und das Haus nicht zu einer verschlossenen Burg macht. Auf der anderen Seite sind vielleicht auch Fehler, wie Müßiggang, Übervorteilen, Großsprecherei und Eitelkeit, auf die gleiche Ursache zu beziehen. Die Zerrissenheit des Landes, die Durchdringung durch das Meer hat die Bewohner auf die See hingewiesen, über die hin die Verbindung mit fremden Völkern angebahnt wurde, um sich die Güter zu verschaffen, welche der eigene karge Boden dem Menschen versagte; daraus entwickelte sich schon früh ein ausgeprägter Handelsgeist, der den Griechen zum Kaufmann des Ostens macht; daraus erklärt sich das Streben, durch Intelligenz das zu ersetzen, was die Natur nicht zu bieten vermag. Sicher ist die griechische Nation die gebildetste und rührigste nicht nur der Südosthalbinsel, sondern auch des ganzen Orients, den sie wie ein Sauerteig durchdringt. Ein vortreffliches Volkschulwesen schafft die sicheren Grundlagen zu solch einer Vormachtstellung, die Griechenland wegen seiner Weltlage auszufüllen berufen zu sein scheint.

Eine großzügige Einteilung Griechenlands kann zwischen Halbinselgriechenland, Inselgriechenland und nordägäischem Griechenland unterscheiden. Dies entspricht auch der historischen Entwicklung des Staates, der von der Halbinsel erst auf die Inseln übergriff, ehe er sich nach Norden ausdehnte.

HALBINSELGRIECHENLAND

Nordgriechenland, der nördlichste Teil der Halbinsel, hat gegen Norden keine natürliche Grenze; es wächst organisch und als ihre Fortsetzung aus der Südosthalbinsel heraus, und die Grenzlinie, von der Nordspitze Korfus zum Olymp gezogen, ist nur ein Notbehelf. Anders im Süden, wo die Golfe von Arta und Lamía eine deutliche Scheide bilden. Dieser Raum ist der am wenigsten griechische des ganzen Landes, er verschließt sich dem Meere, kontinentale Einflüsse walten im Klima vor und nur im Osten macht die Natur schüchterne Versuche, griechisch zu werden, das Land zu zerstückeln und den Segen des Meeres eindringen zu lassen. So gliedert sich Nordgriechenland sehr natürlich in die zwei Landschaften Epirus im Westen und Thessalien im Osten, die sich als sehr gegensätzliche Gebilde erweisen. Beide sind getrennt durch das gewaltige Gebirge des Pindos, der nach Westen in zahlreichen Wellen sich abdacht, während er nach Osten wie eine gewaltige Mauer schroff herniederbricht.

Epirus ist ein mächtiges Gebirgsland, ganz erfüllt von südöstlich streichenden, eng aneinander gedrängten Faltenzügen, die schon am Meere als bedeutende Vorketten beginnen und dann in höheren und niedrigeren Wellen, eine Kulisse nach der anderen, zu den schneebedeckten Pindosgipfeln sich aufschwingen, deren höchster 2300 m übersteigt. Abschreckend ist der erste Gruß des festländischen Griechenlands für den, der von Italien nach Patras segelt: Eine steile, hafenarme, mit Recht eisern genannte Längsküste, an deren kahlen Hängen nur selten ein Dorf und das Grün der Ölbäume die Farben des Gesteins unterbrechen. Wohl führen da und dort Täler ins Land hinein, die ehedem unter das Meer getaucht waren, aber ihre Buchten sind heute durch die Sinkstoffe der Flüsse längst wieder

ausgefüllt, so daß die Verkehrsfeindlichkeit nur noch vermehrt wird. Und verkehrsfeindlich ist auch das ganze Innere, dessen einförmig wilde Gebirgsketten nur in Nord-Süd-Richtung erschlossen werden durch Längstäler, die in einzelne z. T. abflußlose Becken führen, die natürlichen Mittelpunkte von Siedlung und Verkehr. In einem solchen seeerfüllten Hochtal liegt die Hauptstadt Joánnina. Zwar am Meere liegend, hat Epirus doch nur ganz schwache Beziehungen zur See, denn es öffnet sich nur im Süden zum Golf von Arta, in den der epirotische Hauptfluß Artinós eine Küstenebene immer weiter vorschiebt und ihn so für die Schifffahrt fast unbrauchbar macht. Auch nach seiner Bevölkerung ist Epirus am wenigsten griechisch, denn es ist in seinen nördlichen Teilen eine Kampfzone, in der das griechische und das geschlossene albanische Volkstum um die Herrschaft ringen. Einem allzuweiten Vorgreifen der Griechen nach dem Weltkrieg ist denn auch ein empfindlicher Rückschlag auf dem Fuße gefolgt. In den Tälern des Pindos-Hauptkamms hausen als weiterer fremder Volksteil die Wlachen, die als nomadisierende Hirtenstämme ein kärgliches Leben fristen und zum Griechentum in keinem Gegensatz stehen. Karg und ärmlich ist überhaupt das ganze Land: Ackerbau gestatten lediglich die Niederungen, der Ölbaum gedeiht nur in den westlichen Teilen, während er im Innern wegen der starken Winterfröste fehlt; so bildet die Schafzucht den Haupterwerbszweig der spärlichen Bevölkerung.

Auch mit dem östlichen Nachbar Thessalien unterhält Epirus infolge sehr schwieriger Verkehrsverbindungen kaum Beziehungen. Eine durchaus andere Landschaft tritt uns hier entgegen: Ein tiefgelegenes mächtiges Becken, das größte Griechenlands, wird rings von hohen Gebirgen umrahmt; im Norden vom Götterberg Olymp, in dessen 3000 m hohe Flanken die Eiszeit ihre Spuren eingegraben hat, und vom Chássia-Gebirge, das einen leichten Übergang nach West-Makedonien vermittelt; im Westen vom Steilabfall des Pindoskamms, der, in die Ostrichtung umbiegend, mit dem unschwer überschreitbaren Óthris-Gebirge auch die südliche Umrahmung bildet; im Osten endlich vom Ossa und Pílion, die als ein von Brüchen begrenztes Horstgebirge zum Meer in einer furchtbar schroffen, hafenlosen Steilküste abfallen. Das so umrahmte thessalische Becken sammelt alle seine Gewässer im Piniós-Fluß, der im wildromantischen Tempe-Tal das Randgebirge durchbricht. Trotz dem einheitlichen Flußgebiet ist Thessalien durchaus nicht einfach gestaltet, denn Verwerfungen gliedern es in verschiedene Schollen und Hügelzüge lösen es in einzelne Kammern auf. In die östlichste derselben ist das Meer eingedrungen und bildet den Golf von Wólos, an dem die rege und rasch wachsende Handels- und Industriestadt Wólos (60 000 Einw.) das Einfallstor Thessaliens beherrscht. Hier dringen mediterrane Einflüsse etwas in das Land ein, aber das ganze innere Thessalien muß ihren Segen entbehren. Dort haben wir kontinentales, gegensätzliches Klima, dort ist wegen scharfer Winterkälte kein Platz für den Ölbaum, und auch die Rebe wird nur spärlich kultiviert. Dagegen wogen unabsehbare Weizenfelder auf dem tiefen, schweren Ackerboden, der beste und meiste Tabak von Altgriechenland wird hier gebaut und Großviehzucht erreicht ein sonst ungewohntes Ausmaß. Wenn die Felder abgeerntet sind und die Sommersonne so recht heiß in die bergumwallten Kessel hereinbrennt, dann gleicht freilich das Land einer stauberfüllten Steppe. Thessalien ist die Kornkammer Griechenlands, die aber immer noch lange nicht reich genug ist, um dessen Bedarf voll zu decken. Das Land ist freilich noch sehr entwicklungsfähig, aber die langdauernde türkische Herrschaft und rückständige

Wirtschaftsmethoden haben seinen Fortschritt gehemmt. Wenn erst die für griechische Verhältnisse reichen Wassermengen für eine geregelte Bewässerung der Felder herangezogen werden, wird der Ernteertrag erheblich gesteigert, wird die bisher noch dünne Bevölkerung weit dichter angesiedelt werden können. Von den unbedeutenden Landstädten verdient im nördlichen Becken nur Lárissa, im westlichen Tríkkala Beachtung. Durch den Anschluß Griechenlands an das europäische Eisenbahnnetz wird ja wohl Lárissa im besonderen und Thessalien im allgemeinen erhöhte Bedeutung gewinnen. So sehen wir in jener Landschaft ein zukunftsreiches Stück griechischer Erde, das besonders gepflegt werden sollte von einem Staate, der solcher nur wenige sein eigen nennt.

Mittelgriechenland findet gegen Süden eine klare Begrenzung durch den mächtigen Grabenbruch, der heute als Korinthischer und Saronischer Golf die ganze Halbinsel quer durchsetzt. In der Großgliederung herrscht eine gewisse Übereinstimmung mit Nordgriechenland, denn auch hier tritt einem von Hochgebirgen erfüllten Westen ein aufgelöster, von gebirgsumrahmten Tiefengebieten durchsetzter Osten gegenüber. Beide unterscheiden sich auch dadurch, daß im Westen die nordsüdliche Streichrichtung der Gebirge herrscht, während im Osten die östliche Umbiegung der Ketten zu voller Entfaltung kommt, was sich auch in der Anordnung der Hydrographie sehr klar ausdrückt.

Im Westen trennt Altgriechenlands größter Fluß Achelóos die Landschaften Akarnanien und Ätolien. Jenes ein Bergland, das infolge Senkung randlich einst in zahlreiche Inseln aufgelöst war, nun aber durch Flußanschwemmungen immer mehr zu einer Einheit verschmilzt; dieses ein Gebiet, in dem teils tiefe seenerfüllte Senken in sanft geformte Sandsteine gebettet sind, teils hohe Kalkalpen das meridionale Streichen der Pindosketten fortsetzen. Gut angebaute Fruchtländer und reiche Ölwälder nehmen die ausgedehnten Niederungen ein. Östlich davon herrscht ostgriechisches Gebirgsstreichen; gewaltige Kalkstöcke tragen ausgedehnte Karstplateaus, über die sich in glazial geschärften Gipfeln Gióna und Parnaß bis rund 2500 m emporrecken. Je weiter östlich, um so niedriger und aufgelöster wird das Land. Gebirge, die trotz beträchtlicher Höhe dem Verkehr keine ernstlichen Hindernisse bieten, begleiten bis zum Meere die Tiefenfurchen des Sperchiós, der den Lamischen Golf als fruchtbare Ebene ins Land hinein fortsetzt, und des Kifissós, der eine ganze Reihe von Becken durchzieht und in der trocken gelegten Senke des alten Kopáissees endet. Auf den fetten Böden dieser Senken werden reiche Ernten erzielt, aber wegen sehr extremer Temperaturen fehlt der Ölbaum fast völlig. Sie spielten als Durchgangsländer stets eine große Rolle, aber wichtige Zentren konnten sich nirgends entwickeln, da die enge Verbindung mit dem Meere fehlt.

Meeresgunst in reichstem Maße genießt dagegen das Ostende Mittelgriechenlands, die Halbinsel Attika, in der die aus den nördlichen Becken kommenden Wege endigen. Ein karger Boden lädt hier nicht zur Siedlung ein, auch die Marmor- und Erzschätze der kristallinen Gebirge werden kaum genügenden Anreiz gegeben haben, vielmehr hat die Gunst der Lage dieses Land von jeher zum Zentrum Griechenlands gemacht, in dem nicht nur im Altertum der Schwerpunkt von Hellas lag, sondern auch heute die griechische Landeshauptstadt sich dehnt, Athen. Kreuzt sich doch hier der meridionale, Griechenland an Europa kettende Landweg mit jener einzigartigen, die Halbinsel westöstlich durchsetzenden korinthischen Seestraße, die von Athen aus sich vielfach verzweigt in die Inselflur der Ägäis, zum

Pontus und zum nahen Orient. Vorzügliche, auch für moderne Verhältnisse geräumige Hafenbuchten fördern jene Gunst noch mehr. So ist denn die Siedlung Athen—Piräus, die am Ende der Türkenzeit wenige Tausend Einwohner gezählt hat, von dem Augenblick an rasch gewachsen, wo Griechenland wieder als selbständiger Staat hervortrat, und auch für die Zukunft kann eine Weiterentwicklung in gleichem Sinne wohl vorausgesagt werden. Heute ist sie ein immer mehr zusammenwachsender Großstadtkomplex von bald 1 Million Bewohnern, eine lebhafte, vornehme Stadt, deren tonangebenden Charakter der Grieche gerne durch den Begriff „Paris des Ostens" kennzeichnet.

Zwar durch einen verkehrsreichen Kanal getrennt, aber bei Chalkis eng an das Festland geknüpft ist die große Insel Éwwia (Euböa) (gleich Braunschweig), auf der hohes Kalkgebirge mit gut angebauten Tertiärhügelländern wechselt.

Der Peloponnes ist die am meisten griechische Landschaft, gewissermaßen ihr Prototyp. Durch den Kanal von Korinth ist er heute zur Insel geworden, die tief in mildes, mediterranes Klima eintaucht. Seine hohen Berge sind in höchstem Maße durch Bruchlinien zerstückelt, Hebungen und Senkungen sind hinzugetreten, so daß die Auflösung in einzelne Talkammern, die oberirdisch teilweise ohne Abfluß sind, sich besonders deutlich ausprägt. Bruchlinien haben aber auch die meisten Küsten geschaffen, die namentlich im Süden eine starke Gliederung erfahren, wo drei Golfe tief ins Land eindringen und zwischen sich nur schmale Gebirgshorste stehenlassen. Flachküste ist nur im Nordwesten reicher entwickelt, sie verschließt sich aber durch ihre ausgeglichenen Nehrungen und ihre Dünenwälle ebenso sehr dem Verkehr, wie es die Bruchküste durch ihre übermäßige Steilheit und Abgeschlossenheit gegen das Hinterland tut. So kommt es, daß die Menschen des Peloponnes meerfremd sind, daß sie in ihren weltfernen Talkammern sich von der Umwelt abschließen und ein Leben für sich leben. Darauf beruht der alte Gegensatz zwischen dem meerbeherrschenden Athen und dem binnenländisch eingestellten Sparta, der durchaus aus den natürlichen Grundlagen verständlich wird. Daraus erklärt es sich auch, daß hier die Waffen für die Befreiung Griechenlands vom türkischen Joch geschmiedet wurden, daß hier der glimmende Funke zuerst zur hellen Flamme emporloderte. Der Peloponnes ist so seiner ganzen Natur nach das Kernland des griechischen Staates.

Die Gebirge Moreas, wie der Peloponnes wegen seiner einem Maulbeerblatt gleichenden Form auch genannt wird, sind in ihrem westlichen Hauptteil eine Fortsetzung des Pindos, während im kleineren Ostteil sich wieder jenes Absplittern der Bergketten zu ostgriechischem Streichen zeigt. Steil und vielfach gestuft erheben sie sich aus den Tiefen des Korinthischen Golfs zu Höhen von rund 2300 m, in denen die Eiszeit ihre Spuren hinterlassen hat. Südwärts folgt eine Zone besonders starker Zerstückelung des Gebirges, so daß sich hier im Herzen des Peloponnes, in Arkadien, viele geschlossene Talkammern entwickeln, die, gut bebaut und besiedelt, in scharfen Gegensatz zu den wilden, menschenleeren Gebirgen treten. Die Flüsse haben sich von den Rändern her mit der Zeit Stück für Stück dieses Gebietes erobert, so daß heute manche der ursprünglich abflußlosen Hochbecken in verkehrsfeindlichen Schluchten zum Meer entwässert werden. Gegen Süden wird die Gliederung wieder klarer. Drei Gebirgszüge zielen auf die drei südlichen Halbinseln hin, von denen der Taígetos wie eine mächtige Steilmauer sich bis über 2400 m erhebt und Eiszeitspuren trägt. Er überschattet die Niederungen Messeniens und das fruchtbare Tal des Ewrótas, deren dichte Ölwälder und

üppige Gartenlandschaften so recht zu zeigen vermögen, was das südliche Klima unter günstigen Verhältnissen hervorzuzaubern vermag. Doch bleiben das immerhin nur Oasen in einer gewaltigen Hochgebirgsnatur. Bedeutendere Ausdehnung gewinnt das fruchtbare Land jedoch im Nordwesten, wo sich in West-Achaia, und vor allem in Elis, Hügel- und Tiefländer dem Gebirge vorbauen und sich bis zum Meere erstrecken. Hier und in Messenien, also im ganzen Westen des Peloponnes, finden wir so die wirtschaftlich wichtigsten Gebiete, wo als Charakterfrucht vor allem die Korinthe gedeiht, während der Ölbaum von ihr zurückgedrängt sehr an Bedeutung verliert. Hier liegen denn auch die wichtigsten Siedlungen, unter denen Patras (62000 Einw.), am Eingang des Golfs von Korinth besondere Bedeutung besitzt. Weit stiefmütterlicher ist von der Natur die östliche Halbinsel Argolis bedacht, die reich gegliedert ist, aber im Regenschatten der Gebirge liegend unter Trockenheit sehr zu leiden hat. So sind zwar an den Küsten zahlreiche Schifferorte aufgeblüht, aber die Hochflächen des Innern sind spärlich bebaut und schwach besiedelt. Auch die fruchtbare Ebene von Argos, im Winter ein Thessalien im kleinen, im Sommer eine dürstende Steppe, kann den Vergleich mit den südpeloponnesischen Niederungen nicht entfernt vertragen.

INSELGRIECHENLAND

Wie die Küchlein um die Henne scharen sich um die griechische Halbinsel ungezählte Inseln, die, im Westen spärlich verteilt, im Raume der Ägäis zu einer Vielzahl anschwellen. Es sind keine fremden Bestandteile griechischer Erde, vielmehr setzen sich in ihnen die Charakterzüge des Baus der Halbinsel fort, während die Kennzeichen des Klimas sich sogar verstärken.

Die Ionischen Inseln begleiten die Westseite Griechenlands. Sie sind die äußerste Zone der Pindosketten und werden gegen das offene Ionische Meer hin von furchtbaren Steilabbrüchen abgeschnitten; so blicken sie von Natur aus nach dem griechischen Festland. Auf ihnen nehmen wellige, fruchtbare Hügelländer weite Räume ein, und so kommen die Ionischen Inseln am meisten dem Bild nahe, das sich der Laie gewöhnlich von Griechenland macht. Vor allem Korfu, zu mehr als der Hälfte seiner Fläche von dichtem Ölwald besetzt, ruft den Eindruck eines grünen Waldgebirges hervor; zahlreiche große Dörfer blicken daraus aufs Meer nieder und die schöne Stadt Korfu (27 000 Einw.) liegt malerisch im Schutze ihres trotzigen Burgfelsens. Es ist ein Eindruck, der sich noch verstärkt durch die Kahlheit und wilde Öde des gegenüberliegenden epirotischen Festlands. Von den südlichen Inseln kommt nur das fruchtbare, Korinthen bauende Sákinthos dem Bilde Korfus nahe, während auf Lefkás, Itháki und Kefallinía ausgedehnte Kalkgebirge die Kultur des Ölbaums, des Weinstocks und der Korinthe auf weit engeren Raum zurückdrängen und die Volkszahl beschränken. Sicher aber sind die Ionischen Inseln prachtvolle Perlen im griechischen Besitz, und man versteht es, daß sie so häufig in der Geschichte den Herrn gewechselt haben.

Nicht mehr eigentlich ionisch ist die südlichste der „sieben Inseln", Kíthira, die ein Pfeiler ist von der Brücke, welche zur größten aller griechischen Inseln, Kreta (von gleicher Größe wie Hessen), hinüberführt. Dieses legt sich als gewaltiger Bogen, als südlichster Vorposten griechischen Landes vor die Ägäis, wie ein Wächter, der die zahllosen Eilande ihrer Inselflur am Ausbrechen hindern soll. Drei mächtige Kalkhochgebirge, die im Ida bis fast 2500 m aufsteigen, werden durch niedrigeres, fruchtbares Bergland verbunden; in ihnen vollzieht sich das Abschwenken

der Pindosketten nach Osten. Im Süden schneidet eine steile, wenig gegliederte, hafenlose Bruchküste das Gebirge ab, das nach Norden zu sich sanfter abdacht, in ausgedehnte Hügelländer übergeht und an einer aufgeschlossenen Küste mit teilweise vorzüglichen Hafenbuchten ins Meer fällt. Hier liegen denn auch die Vororte der Insel, Chaniá und Iráklion. Vortrefflich gedeiht auf Kreta die Olive, während der vor der türkischen Herrschaft überwiegende Weinbau durch die religiösen Bestimmungen des Islams stark eingeschränkt worden ist. Im Osten Kretas schlagen Kárpathos und das große Rhodos, das trotz fruchtbaren Bodens nur schwach besiedelt ist, die Brücke nach Kleinasien. Beide gehören heute Italien.

Mitten aus dem Ägäischen Meer erheben sich als Kuppen eines versunkenen Berglandes die Kykladen. Diese größeren und kleineren Inseln sind teils Bruchstücke der völlig zertrümmerten Kykladenmasse, teils die Reste eines östlich ziehenden Faltengebirges, teils junge vulkanische Bildungen (Santorin). Keine von ihnen ragt über 1000 m auf, so daß sie ganz eintauchen in ein mildes, feuchtes Seeklima. Die Bewohner leben vom Landbau und von der Schiffahrt, auf die sie die Natur ihres Landes hinweist; auch der natürliche Mittelpunkt Síros hat in Ermúpolis (18 000 Einw.) eine Handelsstadt von nicht nur lokaler Bedeutung entwickelt.

Fruchtbarer und reicher, auch besser bevölkert sind die Kleinasiatischen Inseln, von denen Lesbos, Chios und Samos besondere Erwähnung verdienen. Ihre mäßig hohen Bergländer sind von herrlichen Meeresbuchten durchsetzt, die z. T. riesige Naturhäfen bilden. Namentlich auf Lesbos umsäumen ungeheure Olivenhaine die Golfe, während auf Chios und Samos mehr der Weinbau in den Vordergrund tritt. Das Gesicht aller dieser Inseln ist von Griechenland abgekehrt und schaut nach dem asiatischen Festland hinüber, mit dem sie durch eine tausendjährige Entwicklung eng verknüpft waren. Heute sind jene Beziehungen freilich durch die Vertreibung der Griechen aus Kleinasien aufs empfindlichste gestört worden. — Weiter gegen Süden lösen sich die Küsteninseln in den Schwarm der Sporaden auf, um dann nur nochmals in Rhodos als Eckpfeiler feste Gestalt anzunehmen.

In der Nordägäis sind die nördlichen Sporaden kleine, gebirgige Schifferinseln ohne wirtschaftliche Bedeutung. Auch die größeren Inseln, das baumlose Lemnos, Samothráki und das dem Festland vorgelagerte und mit der Zeit mit ihm verwachsende waldige Thasos, sind Stiefkinder in der sonst so reichen griechischen Inselwelt. Die vor der Dardanellenstraße liegenden Inseln Imbros und Ténedos sind türkischer Besitz geblieben.

NORDÄGÄISCHES GRIECHENLAND

In Makedonien ist Griechenland ein Gebiet zugefallen, das zwar die mediterranen Klimaeinflüße nicht in gleicher Schärfe aufweist wie das Mutterland, das aber seinem Bau nach typisch griechisch ist und auch in seiner Bevölkerung dem hellenischen Staate ein Recht gibt, es zu behaupten. Seine Nordgrenze mag zunächst künstlich erscheinen, ist es aber tatsächlich nicht, denn sie fällt ungefähr mit derjenigen zwischen Hügelland und Hochgebirge zusammen, das rauh und verkehrsfeindlich das Innere der Südosthalbinsel vom Meere abschließt und ihre Blicke mehr nach der Donau lenkt als zur Ägäis.

Makedonien ist durch Bruchlinien förmlich zerhackt, ja schachbrettartig zerstückelt, so daß neben gewaltigen Gebirgen tief eingesunkene große Talkammern liegen, die teilweise von Seen erfüllt sind und denen die Flüsse in oft merkwürdig gestaltetem Laufe folgen. In den Beckenlandschaften drängt sich die Bevölkerung

zusammen, in ihnen hat sich auf fruchtbarem Boden hohe Kultur entwickelt, während das rauhe Gebirge kaum besiedelt ist. Mediterranes Klima vermag seinen Segen nur in die aufs Meer sich öffnenden Becken zu tragen, die inneren Talkammern aber stehen schon mehr unter mitteleuropäischen Einflüssen.

In West-Makedonien, das an Epirus und an die Pindosketten sich anlehnt, ragen die Gebirge am höchsten, bis über 2000 m auf. Es ist das Flußgebiet der Wistríza, die in der Gegend der an die schönsten Alpengewässer erinnernden Dessaretischen Seen ihren Ursprung nimmt und dann rechtwinklig umbiegend zum makedonischen Tiefland der Kampánia eilt. Diese Ebene, das Herz Makedoniens, ist erst in junger, teilweise erst historischer Zeit entstanden; sie ist das Werk der in sie mündenden Flüsse, vor allem des Wardar, die ihre Aufschüttungen immer weiter ins Meer vorschieben. In dem überaus fruchtbaren Schwemmland, das durch Austrocknung von Sümpfen und Seen noch weit mehr kultiviert werden könnte, dringen mediterrane Einflüsse ins Land ein, aber der Anbau mittelmeerischer Gewächse, vor allem des Ölbaums, tritt in den Hintergrund gegenüber dem Tabak. Außerdem steckt ein gewaltiger wirtschaftlicher Wert in den Wasserkräften Makedoniens, dessen Flüsse nicht den sonst in Griechenland gewohnten periodischen Charakter besitzen, sondern das ganze Jahr ausreichende Wassermengen führen. Dies ist nicht nur für Bewässerungszwecke von großer Bedeutung, sondern noch weit mehr für die Gewinnung elektrischer Energie, was besonders wichtig ist in einem Staat, dem wie Griechenland die Kohle fast völlig mangelt. So ist Makedonien, zumal in seinen westlichen Teilen, das industrielle Zukunftsgebiet Griechenlands, während man an die Entsumpfung und Urbarmachung der Kampánia die Hoffnung knüpft, daß das heute bestehende jährliche Getreidedefizit von 460 000 t in Zukunft ausgeglichen werden kann. Das wäre für die griechische Volkswirtschaft eine gewaltige Erleichterung.

Mehr mediterran ist die Halbinsel Chalkídike, die — ein Griechenland im kleinen — sich südlich einer seenerfüllten Senke erhebt und drei lange gebirgige Vorsprünge wie Finger weit ins Ägäische Meer und damit auch in die üppigste mediterrane Vegetation hinein vorstreckt. Bis fast 2000 m ragt an der vordersten Spitze als Landmarke der Athos auf, dessen Halbinsel als orthodoxe Mönchsrepublik Berühmtheit genießt und einen Staat im Staate bildet.

Der natürliche Mittelpunkt Westmakedoniens ist Thessaloníki (ca. $^1/_2$ Mill. Einwohner), die zweite Großstadt Griechenlands, deren Dasein als Hafenort und Handelsstadt durch das unaufhaltsame Vordringen des Wardardeltas in nicht allzuferner Zukunft gefährdet erscheint. Es wird so das Schicksal vieler Mittelmeerstädte teilen, die einst die See beherrscht haben, heute aber stille Binnenorte geworden sind, die weitab vom Meere liegen. Seine Bedeutung ruht auf der Wardarlinie, die Serbien einen Ausgang zur Ägäis verschafft, die aber auch als einzige gute Verbindungslinie Griechenland an Europa kettet. In diesem Zwiespalt der Interessen liegt eine große Gefahr und ein ewiger Zündstoff zu Konflikten. Jene Umstände, zu denen das Fehlen eines großen einheitlichen Hinterlandes kommt, werden dem Aufblühen der Stadt trotz günstiger Lage stets hindernd im Wege stehen.

Ost-Makedonien liegt als mittelhohes Bergland am Fuße des wilden Rhódopegebirges, dessen Schutz der mediterranen Vegetation an einem schmalen Küstensaum das Gedeihen ermöglicht. Die großen, überaus fruchtbaren Becken von Seres, das von der Struma durchflossen und von einem mächtigen Talsee erfüllt wird, und von Drama sind die Sitze eines edelste Sorten liefernden Tabakbaus, der in Kawála (23 000 Einw.) seinen Ausfuhrhafen besitzt.

Westlich der Mesta betreten wir Thrakien (vgl. dieses!). Das Land wird offener, die Höhen des Rhódopegebirges niedriger, die Küste ist durch Nehrungen verschlossen und ermangelt guter Häfen. Griechenlands Anteil geht nur bis zur Mariza, kann aber nicht als unbestrittener Besitz gelten, da die natürlichen Grundlagen des Landes mehr nach Bulgarien oder der Türkei weisen als nach Griechenland, dem es immer ein fremder Bestandteil bleiben muß.

VOLKSWIRTSCHAFT UND STAAT

Griechenland ist wie früher so auch heute noch ein Agrarland. Daß in einem so gebirgigen Gebiet zusammenhängende große Wirtschaftsräume zu den Seltenheiten gehören, versteht sich von selbst; wie Oasen legen sich die Kulturflächen in die Wildnis des Berglands hinein; das Ödland, die Macchien und kümmerliche Weiden überwiegen weit das unter menschliche Arbeit genommene Land. Aber gerade in den rauhen Gebirgsgegenden wurde vielfach bis an die Grenzen des Möglichen gegangen, und der Fleiß vieler Generationen hat hier bewundernswerte Terrassenkulturen geschaffen und jedes irgendwie brauchbare Fleckchen ausgenützt. Die viel leichter zu bearbeitenden Tieflands- und Beckenflächen sind es dagegen, wo die Landwirtschaft noch großer Hebung fähig wäre, wo durch Entsumpfung auf der einen und durch Bewässerung auf der anderen Seite wertvollster Boden urbar gemacht werden könnte. Auch durch Einführung rationeller Methoden, durch Verbesserung des Geräts und durch künstliche Düngung könnten weit bessere Erträge erzielt werden; aber das Land ist arm und der griechische Bauer hängt an der alten Überlieferung. So vermag die Landwirtschaft das Volk nicht zu ernähren, so wurde der Blick der Griechen schon immer auf andere Erwerbsmöglichkeiten gelenkt, die das Fehlende ersetzen sollten.

Unter den Anbauprodukten haben vier überragende Bedeutung. Sowohl der Anbaufläche wie dem Ertragswerte nach steht das Getreide an erster Stelle, während sich um den zweiten und dritten Platz der Ölbaum und die Rebe je nach den Jahreserträgen streiten; an vierter Stelle folgt der Tabak. Von Getreide werden vor allem Weizen, Mais und Gerste in den großen Tieflandsgebieten Makedoniens und Thessaliens, sowie in allen kleineren Beckenlandschaften gebaut. Die Erträge vermögen jedoch den Bedarf nur zu etwa $^1/_3$ zu decken. Der Ölbaum, den wir als charakteristischsten Vertreter der mediterranen Vegetation und Kulturlandschaft, ja als einen Gradmesser des mittelmeerischen Klimas kennen gelernt haben, hat sein Hauptverbreitungsgebiet auf der griechischen Inselwelt, die ja am allermeisten mediterran angehaucht ist. Die Inseln liefern zusammen mehr als $^2/_3$ des gesamten Ölertrags; aber von jenen $^2/_3$ entfallen allein $^9/_{10}$ auf die Hauptproduktionsgebiete Korfu, Kreta und Lesbos. Auf dem Festland ragt vor allem der südöstliche Peloponnes hervor. Man kann den Wert des Ölbaums für Griechenland kaum überschätzen, denn Öl und Oliven bilden neben Brot den Hauptbestandteil der Nahrung des so überaus genügsamen und bescheidenen Volkes. Auch im Landschaftsbild übt er einen bestimmenden Einfluß und seine oft waldartigen Bestände bilden vielfach einen richtigen Ersatz für den Mangel an ursprünglichen Wäldern. Griechenland und der Ölbaum, das sind zwei Begriffe, die man sich nur vereint vorstellen kann. Kaum weniger wichtig und von Alters her kultiviert ist die Rebe, die weit über den mediterranen Saum hinauf in die Berge steigt. In ganz Griechenland mehr oder weniger gut gedeihend hat sie ihre Hauptverbreitung auf der ionischen und ägäischen Inselwelt, im westlichen Peloponnes und

in Attika; jeder Bauer erzeugt hier zum mindesten den für den Hausbedarf nötigen Wein. Eine besondere Stellung nimmt die Kultur der kernlosen Korinthe und auf Kreta der Sultanine ein. Auf sehr kleiner Anbaufläche wird dieses hochwertige Produkt fast ausschließlich im nördlichen und westlichen Peloponnes, auf Sákinthos und Kefallinía in geringer Meereshöhe gezogen. Griechenland hatte bis vor kurzem als einziges Korinthenland der Welt eine Monopolstellung mit allen ihren durch die Schwankungen des Weltmarktes hervorgerufenen Vor- und Nachteilen, aber der mit zunehmendem Erfolg betriebene Korinthenanbau in Kali-



Mediterrane Vegetation. Wichtige Kulturen

fornien und Australien droht das Monopol zu sprengen. Diese Unsicherheit und überhaupt die vielen Krankheiten unterworfene Kultur der Rebe läßt in den letzten Jahren die Pflege des Weinstocks und der Korinthe langsam aber stetig zurückgehen; an deren Stelle tritt der Ölbaum, der viel weniger Arbeit verursacht und sichereren und ebenfalls hochwertigen Ertrag gewährt. Im Tabak tritt uns ein amerikanischer Fremdling entgegen. Namentlich Makedonien (Drama) und Thessalien liefern auf kleinstem Raum die wertvollsten Erträge feinsten Zigarettentabaks, der zum größten Teil seine Abnehmer in Deutschland findet.

Abgesehen von diesen bedeutsamsten Produkten des Landbaus gedeiht noch eine Fülle von Gewächsen, die, weltwirtschaftlich ohne Bedeutung, für die Volks-

ernährung wichtig sind: so Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, verschiedenartigste Gemüse, endlich Südfrüchte, die in einem schmalen Saum am Meere wachsen.

Die weiten, hohen Berghänge, die zwar nur selten reichlichen Graswuchs, dafür aber eine Fülle von aromatischen Kräutern tragen, sind die Stätten einer überaus entwickelten Schaf- und Ziegenzucht. Wie der Ölbaum ist auch der schweifende Hirte mit seinen riesigen Herden ein Charakterstück griechischer Landschaft, eine Staffage, die selbst in den wildesten und einsamsten Gebirgsgegenden nicht fehlt. Ständig sind die Tiere im Freien, im Sommer hoch auf den Bergen, im Winter unten in den Niederungen, und mit ihnen ziehen ohne Heimat als Nomaden die Hirten und ihre wilden Hunde. Der nagende Zahn vor allem der Ziegen ist mit ein Grund, weswegen die Wiederaufforstung Griechenlands solchen Schwierigkeiten begegnet, noch mehr aber die Unvernunft der Hirten, die oft Gebüsch- und Macchienbestände abbrennen, um sich neues Weideland zu schaffen. Großviehzucht spielt kaum eine Rolle und kommt nur in Makedonien und Thessalien in Betracht; sind doch Kuhbutter und -käse so gut wie unbekannt, ja Kuhmilch wird vielenorts nicht genossen. — Trotz der innigen Vermählung Griechenlands mit dem Meere wird dieses in nur allzugeringem Maße für die Nahrungsbeschaffung ausgenützt. Die Seefischerei ist wenig entwickelt und deckt nicht einmal den eigenen Bedarf, sondern braucht eine Ergänzung durch Einfuhr getrockneter Fische. Nur die Schwammfischerei hat erhöhte Bedeutung.

Wie in allen jungen Gebirgen ist auch in der griechischen Faltengebirgsregion der Bergsegen gering. Reich ausgestattet und noch längst nicht völlig ausgewertet sind dagegen die kristallinischen Massengebirge, wo vor allem Erze (Silber, Blei, Zink, Kupfer in Láwrion usw.) ausgebeutet werden und in vielen verschiedenen Marmorsorten der herrlichste Bau- und Haustein der Welt gewonnen wird. Die Erze können jedoch wegen des völligen Mangels an Steinkohlen meist nicht im eigenen Land verhüttet werden. Die in reicher Menge vorkommende Braunkohle wird zwar in rasch steigendem Maße gefördert und drängt die Einfuhr von Steinkohle stark zurück, einen vollwertigen Ersatz vermag sie jedoch niemals zu bieten. Am empfindlichsten wird dieser Mangel in der Industrie empfunden, die erst in jüngster Zeit das heimische Kleingewerbe verdrängt und in Piräus ihren hervorragendsten Stützpunkt gefunden hat. Um so begreiflicher ist es, daß Griechenland jede Möglichkeit, für die fehlende Steinkohle Ersatz zu schaffen, mit beiden Händen erfaßt. So gewinnt der Ausbau der bedeutenden Wasserkräfte Makedoniens erhöhte Bedeutung, zumal hier auch noch sehr reiche, bisher nur gemutete Bergbaubezirke der Erschließung harren. So ist Griechenland, was moderne Industrien anlangt, heute zwar noch weit zurück, immerhin aber hat es die Führung unter den Balkanstaaten auch auf diesem Gebiet inne.

Eine Folge der noch geringen industriellen Entwicklung ist es, daß der moderne Verkehr Griechenland noch nicht innig durchdringt. Gute Straßenanlagen sind eine Seltenheit, in den Gebirgsgegenden herrscht auf oft schwindelnden Pfaden ein primitiver Saumverkehr, bei dem Esel, Maultiere und kleine, aber äußerst zähe Pferde treffliche Dienste leisten. Die Eisenbahnlinien, zum großen Teil schmalspurig gebaut, sind noch sehr spärlich und nicht fern liegt die Zeit zurück (1916), daß Griechenland den Anschluß an das europäische Bahnnetz gewonnen hat. Unter diesen Umständen ist es leicht begreiflich, daß der ganzen Natur des Landes nach der Seeverkehr wie im Altertum so auch heute eine weit überragende Rolle spielt. Ist doch der griechische Erdraum mit seinen Inselschwärmen

sicher eine der Wiegen und Schulen der Schiffahrt gewesen! So stellt auch heute noch die primitive Segelbarke die Verbindung her zwischen den vielen Inseln untereinander und mit dem Festland, daneben ist aber eine ansehnliche Seglerflotte und eine noch bedeutendere Dampferflotte entstanden, die weit über eine nur lokale Bedeutung hinausgeht; steht sie doch innerhalb des Mittelmeergebiets an vierter, in der Welt gar an zwölfter Stelle. Im Verhältnis zur Größe und Einwohnerzahl des Landes ist der griechische Dampferbestand sogar der bedeutendste des Mittelmeeres. Was der Norweger in der Welt, das ist der Grieche im mediterranen Raum. Er ist der Frachtfahrer des Orients. Der Großteil des griechischen Verkehrs mit dem Ausland vollzieht sich zur See und das Land müßte verhungern, wenn es vom Meere abgeschnitten wird. Dies zeigen folgende Zahlen des Gesamtverkehrs fremder Dampfer in den griechischen Häfen:

1916	1917	1918	1919	1920	1921
1189	386	496	4362	6219	6932

1920 und 1921 verzeichnen etwa den normalen Stand, 1919 die Nachkriegszeit, 1916 die Kriegszeit vor dem erzwungenen Eintritt Griechenlands in den Weltkrieg. 1917 zeigt die Wirkung der Blockade durch die Entente, um Griechenland deren Willen aufzuzwingen, 1918 endlich die Kriegswirkung selbst. Man kann aus diesen Zahlen die Leiden herauslesen, die auch Griechenlands Bevölkerung durch die Abschneidung der Lebensmittelzufuhr hat durchmachen müssen, weil sie sich nicht freiwillig in ein Kriegsabenteuer hineinstürzen wollte, sondern endlich nur dem bitteren Zwang nachgab. Es ist dies ein lehrreicher Beitrag zu dem Kapitel von der „Freiheit der Meere". — Von den griechischen Häfen steht nach der Verkehrsdichte Piräus bei weitem an der Spitze; der Großteil der Einfuhr aus dem Ausland wird hier gelandet, während die Ausfuhr relativ gering ist. Seine Bedeutung ist sicher noch stark im Wachsen begriffen, denn es ist in Zukunft der gegebene Endpunkt für den europäischen Post- und Schnellverkehr nach dem fernen Osten und dürfte anderen Plätzen wie Brindisi rasch den Rang ablaufen. Der zweite Hafen Patras ist dagegen in starkem Maße Ausfuhrhafen. Dann folgen der Reihe nach Thessaloníki, Kérkira, Mitilíni, Wólos usw.

Nicht nur im Seeverkehr sondern mehr noch im Handel nimmt Griechenland eine hervorragende Stellung im nahen Orient ein. Seine Handelsbedeutung geht weit über das eigene Land hinaus, wo nur die zahlreichen Fäden zusammenlaufen, welche die vielen im Ausland, vor allem im Orient lebenden und arbeitenden Griechen mit der Heimat verbinden. Dank seiner Tüchtigkeit genießt der Grieche im Handel des nahen Ostens zweifellos eine gewisse Vormachtstellung. Die Handelsbilanz, die für 1924 in der Einfuhr 8054, in der Ausfuhr 3277 Mill. Drachmen aufwies, ist freilich nicht günstig und verrät eine sehr starke Abhängigkeit vom Ausland. Das ist eine von der Vorkriegszeit her nicht gewohnte Erscheinung, die bei entsprechendem Ausbau der Landwirtschaft aber wohl wieder zu beheben wäre. Die seit 1913 andauernde Unruhe im Land und die ständige politische Unsicherheit sind Schuld an jenen ungünstigen Verhältnissen, die sich auch im geringen Wert des griechischen Geldes auswirken. Die Einfuhr besteht vor allem aus Nahrungsmitteln, Mineralien (vor allem Kohle) und Industrieerzeugnissen, während die Ausfuhr den Überschuß an den landwirtschaftlichen Produkten, Öl, Tabak und Wein ins Ausland trägt.

Der griechische Freistaat hat sich in den letzten 100 Jahren aus kleinen Anfängen zu einer auf dem Balkan wohl beachtenswerten Macht entwickelt. Er ist

erst in jüngster Zeit ungefähr in den Raum hineingewachsen, der ihm von Natur im griechischen Mittelmeergebiet gegeben ist. Aber der Bogen wurde überspannt, und so ist der Versuch, auf dem Boden des küstennahen Kleinasiens, das freilich viele verwandte Züge trägt und von zahlreichen Griechen bewohnt war, auch politisch Fuß zu fassen, erst 1923 wohl endgültig mißlungen. Die Randstellung gegenüber einem aus dem Innern andrängenden kräftigen Feind ist stets eine mißliche Sache, wenn natürliche Schutzwälle fehlen. Und Griechenland hat an sich schon genug zu tun, um sich des Vordringens Jugoslawiens und Bulgariens nach der Ägäis zu erwehren; darin liegt stets eine latente Gefahr, mögen auch fast alle Griechenland heute gehörenden Länder zu seinem niemals unter dem Mantel des Rechts bestreitbaren Besitz gehören. So sind denn heute die Pläne auf eine „Circumägäis" ebenso wie der Traum von Byzanz, der Konstantinopel als griechische Hauptstadt sehen möchte, wohl ins Reich der Utopien zu verweisen. Dagegen hätte der griechische Staat wohl das Recht, den von Italien besetzten Dodekanes (die Sporaden mit Rhodos), sowie das englische Zypern für sich zu beanspruchen, die beide fast geschlossen von Griechen bewohnt werden. Aber die Aussichten sind schlecht, ist doch Zypern erst 1925 zur englischen Kronkolonie erklärt worden, obgleich die Bevölkerung den Anschluß an Griechenland fordert. Vom Meere durchdrungen genießt Griechenland alle Vorteile einer so extrem maritimen Lage, aber als schwacher Staat wird es sich auch stets dem Willen des Stärkeren beugen müssen, der die See beherrscht. So leidet Greichenland politisch an dem, was sonst nicht nur seine Eigenart und Schönheit, sondern auch seine Vorzugsstellung auf der Südosthalbinsel bedingt.

WICHTIGSTE LITERATUR ÜBER GRIECHENLAND

Die neueste zusammenfassende geographische Darstellung ist: Otto Maull, Griechisches Mittelmeergebiet. Breslau 1922. 132 S., 33 Abb. Auf das Literaturverzeichnis sei besonders hingewiesen. Geographie in künstlerischem Kleide bietet: Josef Ponten, Griechische Landschaften. Stuttgart und Berlin 1914. Viele Abb. — Ganz hervorragende bildliche Darstellungen geben: Hanns Holdt und Hugo v. Hofmannsthal, Griechenland. XIV und 176 Abb. Berlin o. J. (ca. 1922). Einige in diesem Werke veröffentlichte Photographien von Hanns Holdt in München sind auf unseren Tafeln 78—80 wiedergegeben. — Wer speziellere geographische Literatur einsehen will, nehme die zahlreichen Arbeiten von Th. Fischer, Jos. Partsch, A. Philippson usw. zur Hand. Vgl. Literaturverzeichnis bei Maull!

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 78—80

Auf der Tafel 78 zeigt das obere Bild (Ostseite der ionischen Insel Lefkás, links im Hintergrund die Insel Meganíssi) die Zerrissenheit der griechischen Landschaft und ihre innige Durchdringung durch das Meer. — Das untere Bild (Akrokorinth, im Vordergrund die Ruinen von Altkorinth) hat als Hintergrund eine der kahlen Berggestalten des Kalkgebirges, die überall in Griechenland charakteristisch sind. Nicht selten sind die Zeugen der Vergangenheit ein belebendes Landschaftselement.

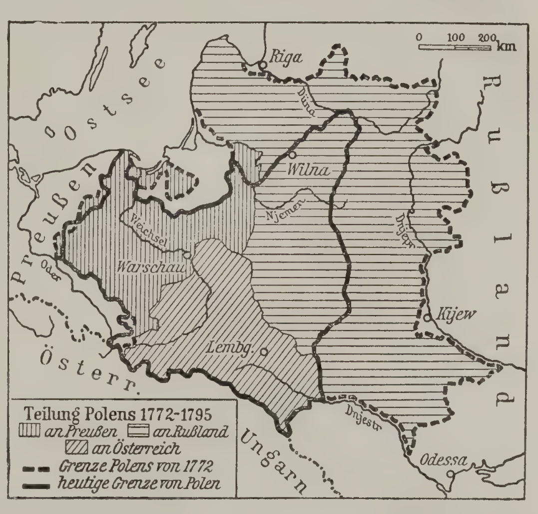
Das obere Bild auf Tafel 79 (Blick von den Hängen des Pílion-Gebirges auf den Golf von Wólos) ist eine griechische Kulturlandschaft mit Ölwäldern und Frígana-Vegetation auf den baumlosen Hängen. — Patras (unteres Bild), an ein niedriges fruchtbares Vorgebirge gelehnt, wird von dem im Winter mit Schnee bedeckten Hochgebirge des Woidiás überragt. Viele Segler beleben seinen Hafen, da die Segelschiffahrt noch heute in Griechenland eine bedeutende Rolle spielt.

Die Metéora-Felsen in Nordwestthessalien (Tafel 80 oben) sind Konglomeratfelsen, auf denen alte Klöster thronen. Die Klöster in Griechenland liegen meist auf landschaftlich ausgesucht schönen Punkten und spielen im Volksleben eine wichtige Rolle. — Die Vegetation bei Olympia (unteres Bild) zeigt einen Pinienwald, Zypressen und Agaven; letztere, heute für das Mittelmeergebiet charakteristisch, sind amerikanische Einwanderer.

POLEN

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN (DANZIG-LANGFUHR)

Auf die Frage: „Was ist Italien?, „Was ist Frankreich?“ wird uns jeder geographisch nur halbwegs Unterrichtete wohl sogleich mit einer knappen, bestimmten Antwort dienen; fragten wir ihn dagegen nach Polen, so dürfte er arg in Verlegenheit kommen. Ist es doch sehr schwer, den geographischen Begriff Polen eindeutig zu bestimmen.



Territorialentwicklung
(Die Ergebn sse der drei Teilungen von 1772, 1793 und 1795 sind zusammengefaßt)

Auch die Flucht in die Vergangenheit nützt uns hier nichts. Das schier grenzenlose Gebiet von rund einer Million Quadratkilometern, das zu Beginn des 17. Jahrhunderts den Namen Polen trug, war alles andere, nur kein einheitlicher Organismus. Es handelte sich bei ihm um einen sehr großzelligen, lockeren, nur schwach durchbluteten Körper, der nur deshalb nicht zerfiel, weil seine Grenzen nicht hart umstritten wurden!

Mit dem viel kleineren Polen unserer Tage steht es im Grunde nicht anders. Am weitesten kommen wir noch, wenn wir Polen im geographischen Sinne mit dem Stromgebiet der Weichsel südlich der Baltischen Seenplatte gleichsetzen. Die Teile, die im Süden (Galizien), im Norden und Nordwesten (Posen und Westpreußen) und im Osten (jenseits des Waldstreifens am Ostufer des Bug) heute mit dem polnischen Kernland im Gebiet der oberen und mittleren Weichsel vereinigt sind, mögen vielleicht schon übermorgen wieder anderen Staaten angehören.

Der heutige Staat Polen ist keine geographische und erst recht keine wirtschaftliche Einheit. Wer daher um der inneren Geschlossenheit seiner Darstellung willen Kongreßpolen und Galizien und die östlichen Grenzbezirke als einen Lebensraum schildern wollte, der würde den Dingen Gewalt antun. Im Grunde genommen genügt bei Polen selbst die genannte Dreiteilung noch nicht, denn Posen und Pommerellen tragen gleichfalls stark individuelle Züge und werden lange Zeit ge-

brauchen, ehe sie sich in die Notwendigkeiten der neuen wirtschaftlichen Zusammenhänge hineingefunden haben. Der Wiener Kongreß war weiter, als viele zugeben wollen, als er zu der Erkenntnis gelangte, das Weichselland möchte für sich allein noch am ehesten einen lebensfähigen Staat ergeben. Wir behandeln daher im Folgenden unter dem gemeinsamen Titel „Polen" zunächst das Kernland des neuen Staatsgebildes, das Weichselland oder Weichselpolen, und gewissermaßen als Anhang dazu die östlichen Grenzgebiete und Galizien. Posen und Pommerellen sind schon bei Norddeutschland (auf S. 403ff.) besprochen worden, zu dem sie geographisch gehören.

WEICHSELPOLEN

ALLGEMEINER CHARAKTER

Immerhin müssen wir zugeben, daß der polnische Staat auf einer völkischen Grundlage beruht. Ohne das polnische Volk gäbe es ihn nicht. Aber leider wohnt das Volk in solcher Streulage und ist auf so weiten Räumen mit anderen Völkern vermischt, daß sein Siedelungsgebiet mit dem Territorium des polnischen Staates durchaus nicht gleichbedeutend ist. Aus einer Völkerkarte (vgl. die Karte auf S. 710) allein könnte jedenfalls kein Mensch entnehmen, wo die Grenzen Neupolens verlaufen müßten. Wandern wir von Deutschland nach Osten, so werden wir nirgends sagen können: hier beginnt Polen. Das gilt von der Landschaft ebensogut wie von der Bevölkerung. Auch im Weichselland finden wir noch die gewaltigen Urstromtäler, die für Brandenburg und Posen bezeichnend sind; auch hier haben die nordischen Gletscher das Relief der Erdoberfläche selbstherrlich herausgearbeitet. Auch das polnische Mittelgebirge ist keine einzigartige Bildung; es verhält sich zu den Karpathen genau so wie das deutsche Mittelgebirge zu den Alpen.

Und doch bestehen zwischen dem Weichsellande und dem Gebiet im Westen auch wieder wesentliche Unterschiede. Die Entfernung zwischen der Meeresküste und dem Gebirge ist in Polen viel größer als in Deutschland. Ohne diesen grundlegenden Unterschied gäbe es vermutlich gar kein Polen, wäre die germanische Kolonisation viel weiter nach Osten vorgedrungen.

Außerdem finden wir hier viel größere Ebenen als weiter im Westen, wo der Wanderer fast immer einen Höhenzug als weithin sichtbare Landmarke im Auge behält, so daß er auch ohne die von der menschlichen Kultur geschaffenen Wahrzeichen niemals in der endlosen Weite versinken kann.

Zur ersten orographischen Übersicht könnte man das Weichselland von Norden nach Süden in drei mächtige Streifen Landes teilen. Der nördlichste, der bis zu dem gewaltigen Tal des Narew und der mittleren Weichsel reicht, gehört zu dem polnisch-lettischen Hügellande und läßt sich von der Baltischen Seenplatte kaum irgendwie trennen. Er deckt sich etwa mit dem Gebiet, wo wir auf jedem Meßtischblatt durchschnittlich noch etwa fünfzig glaziale Wannen und Seebecken finden. Südlich davon erreichen wir den weiten Raum der polnischen Niederung und der großen Urstromtäler, der im allgemeinen bis zu der Breite von Lublin reicht. Jenseits dieser Linie verschwinden auch die kleineren Sölle und Kessel, die immer noch eine nachhaltige Wirkung eiszeitlicher Gletschertätigkeit verraten. Die Südgrenze des nordischen Diluviums verläuft

allerdings sehr viel südlicher und schließt auch das ganze westliche Galizien in sich ein.

Noch weiter nach Süden dehnt sich das südpolnische Berg- und Hügelland, das westlich der Weichsel aus dem eigentlichen polnischen Mittelgebirge, östlich davon aus der Lubliner Kreideplatte besteht. Oberflächlich sind große Teile dieses Hügellandes von fruchtbarer Lößerde bedeckt, die nach Osten und Südosten ohne irgendwelche scharfe Grenze in das Gebiet des südrussischen Tschernosem übergeht.

Um von der alten schlesischen Grenze an das Tal der mittleren Weichsel zu gelangen, haben wir eine ganze Reihe von Landschaften zu durchwandern, die sich geologisch scharf voneinander unterscheiden. Zuerst handelt es sich um die gewaltigen Kohlenfelder Oberschlesiens, die dies Land zu einem Zankapfel der Völker machten, diese ungeheuren Kohlenlager, die in größerer Tiefe weit über den Raum hinausreichen, in dem sie heute bereits abgebaut werden. Östlich davon kommen wir in eine 30—40 km breite Jurazone, die sich von Krakau aus nach Nordwesten bis in die Breite von Breslau hinzieht. Es ist die sog. Hochfläche von Wolbrom, eine Landschaft von sehr ansehnlicher Durchschnittshöhe, die sich neben der zwar höher aufstrebenden, aber an Umfang sehr viel kleineren Lysa Gora schon sehen lassen kann. Ehe wir diese Landschaft, die paläozoische Region bei Kielce, erreichen, müssen wir noch den etwa 50 km breiten Kreidestreifen der Nida durchqueren, der östlich der Hochebene von Wolbrom beckenartig eingesenkt ist.

Die Oberflächenform des Bodens ist in der Gegend von Kielce lange nicht so belebt, wie man bei der Mannigfaltigkeit der geologischen Formationen erwarten könnte. Das gilt eigentlich für das ganze Hügelland westlich der Weichsel. Recht scharf bricht das Plateau von Wolbrom nur zu dem durchschnittlich 200 m tieferen Kreidebecken der Nida ab. Sonst handelt es sich in der Regel um wellige Hochebenen, und auch die Durchbruchstäler der Flüsse stehen den oft genug klammartigen Schluchten der deutschen Mittelgebirge an großartiger Felsbildung weit nach. Immer wieder werden in dem höchsten Teil weite Abtragungsflächen von parallelen, nicht allzu stattlichen Bergrücken härterer Gesteine durchzogen, die als Härtlinge stehen blieben. Am malerischsten sieht es noch in dem Juragebiet bei Krakau aus, wo sich der Pradnik ein tiefes Tal gegraben hat, aus dessen mit herrlichstem Buchenwald bestandenen Abhängen immer wieder so abenteuerlich geformte Felsen aufragen, daß sich der Wanderer an die Sächsische Schweiz erinnert fühlt, um so mehr, als auch im Pradniktal schmucke Landhäuser sich freundlich genug in das anmutige Naturbild einfügen. Auch die Lößgebiete am nördlichen Ufer der oberen Weichsel sind reich an grotesken Bildungen, Mauern, Graten und Zinken, wie sie v. Richthofen noch viel großartiger in den Lößgebieten Chinas gefunden hat.

Die Kreidefläche von Lublin weist noch viel geringere Höhenunterschiede auf. Noch mehr als westlich der Weichsel ist hier das Gestein unter der fruchtbaren Schwarzerde verschwunden, die das Land neben Cujavien und dem Lowiczer Gau zu einem Paradies der Bauern hätte machen können.

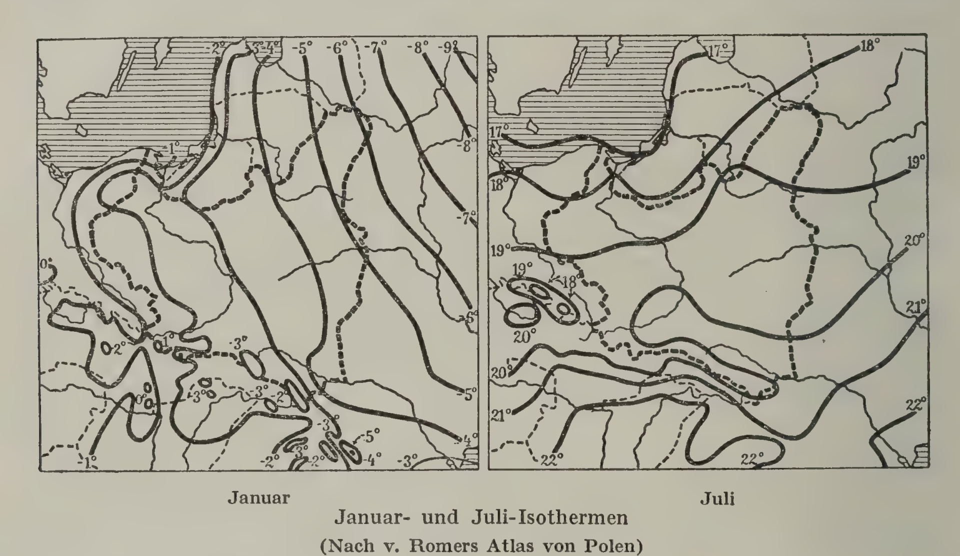
Unter solchen Umständen fällt es im allgemeinen recht schwer, das Weichselland — in Erinnerung an geschichtliche Ereignisse braucht man dafür wohl den Namen Kongreßpolen — in einzelne Landschaften zu zerlegen. Rein mechanisch ist das ja sehr leicht, da das dichte Netz der Warthe- und

Weichselzuflüsse diese Gebiete in eine Menge flußumrahmter Platten teilt. Das Unglück ist nur, daß diese Räume einander so ähnlich sehen, daß ihr Name nur äußerst schwer mit irgend einem bezeichnenden Begriff verbunden werden kann.

Dennoch ist Polen durchaus nicht arm an charaktervollen Landschaftsbildern. Weil diese aber in erster Linie auf der Verschiedenheit der Pflanzenwelt in den einzelnen Gauen beruhen, diese Eigenart aber ihrerseits wieder von den klimatischen Bedingungen abhängt, werden wir gut tun, uns zuerst über diese Dinge klar zu werden.

KLIMA

Der Deutsche pflegt in klimatischer Hinsicht Polen und Rußland beinahe gleichzusetzen, und selbst der Sohn des Preußenlandes erschauert wohl fröstelnd, wenn



Januar Juli

Januar- und Juli-Isothermen
(Nach v. Romers Atlas von Polen)

er im Mittsommer die polnischen Flößer in ihren dicken Lammfellpelzen einherkommen sieht.

Dennoch ist dies Urteil durchaus nicht berechtigt. Auch in klimatischer Hinsicht ist Polen ein richtiges Übergangsland, das sich von Ostdeutschland eigentlich nur dadurch unterscheidet, daß in Kongreßpolen die Neigung zu harten Wintern, heißen Sommern noch etwas größer geworden ist. Die Januarisotherme von —5° verläuft östlich des Bug in den Grenzgebieten, die sich heute die Polen und Russen streitig machen. Erst hier fängt in klimatischer Hinsicht das eigentliche Rußland an, jenes Gebiet, wo der Frost fast immer von November bis April seine harte Herrschaft behauptet. In Warschau mit einem Januardurchschnitt von —3,6° müssen wir doch noch in jedem Monat auf Tauwetter gefaßt sein. Auch ist der Winter hier durchaus nicht allzulang. Mag der Januar in Warschau auch etwas kälter sein als in Bromberg und Königsberg, so ist doch schon der April in der polnischen Hauptstadt merklich wärmer als an der Brahe und am Pregel.



H. Chill, Berlin

Steppenlandschaft am Narew



Dr. Hans Praesent, Leipzig

Das Weichseltal bei Góra Kalwarja (30 km oberhalb Warschau)



Dr. Hans Praesent, Leipzig

Die südpolnische Lößhochfläche beim Dorf Garbów



Alfred Gruber, Leipzig

Pinsk, von der Sumpfseite gesehen

Im Sommer finden wir es dagegen in Polen — abgesehen von dem südlichen Hügelland westlich der Weichsel — wesentlich wärmer als an der Küste der Ostsee. Während dort Sommermonate mit einer Durchschittswärme von über 20° recht selten sind, haben wir in Warschau damit zu rechnen, daß dann Werte von 21,4°, ja selbst von 21,8° erreicht werden, wie das einem langjährigen Durchschnitt von 18,9° durchaus entspricht. Im Spätherbst ist die Temperaturbewegung in Warschau dagegen fast genau ebenso wie in Bromberg oder Königsberg. Hinsichtlich der Niederschläge verhält sich Kongreßpolen ähnlich wie Posen und Schlesien. Auch hier hebt sich das südliche Hügelland westlich der Weichsel scharf von der Umgebung ab. In ihm steigt die jährliche Niederschlagsmenge rasch auf 600, 650, ja sogar auf 700 mm, um in der Nähe der Karpathen noch höhere Werte zu erreichen. Nördlich davon haben wir bis zu der alten preußischen Grenze mit Mittelwerten von etwa 550 mm zu rechnen; auf kleineren Flächen (z. B. südlich vom Goplosee, bei Thorn und nördlich von Warschau) gehen diese auf weit unter 500 mm herab, und auch jenseits des Bug begegnen uns Werte, die schon auf ein recht steppenhaftes Gepräge hindeuten.

Daß die Landschaft unter diesen Umständen nicht noch viel steppenhafter aussieht, liegt wohl daran, daß die mittlere Bewölkung in Polen wider Erwarten größer ist als in Deutschland.

PFLANZEN- UND TIERWELT

Jedenfalls ist die Trockenheit des mittleren Weichsellandes nicht ohne Einfluß auf die Pflanzenwelt geblieben. An ihr liegt es beispielsweise, daß die Fichte im mittleren Stromgebiet der Weichsel nicht naturwüchsig auftritt, während sie doch in dem feuchteren Ostpreußen und im polnischen Mittelgebirge prächtige Wälder bildet. Auch die Rotbuche bleibt aus klimatischen Gründen dem Herzen Kongreßpolens fern, während sie an der Süd-, West- und Nordgrenze (hier bis nach Mlawa hin) noch in schönen Beständen auftritt.

Über die Waldverteilung, die für das Wesen einer Landschaft doch von so entscheidender Bedeutung ist, dürfen wir uns nur mit großem Vorbehalt äußern, weil die Statistik uns nicht als einwandfreie Zeugin dienen kann. Sie bezeichnet als Wald auch kümmerliche Hutungen, die man anderswo eher dem Ödland überweisen möchte. Um die Landabfindung der Bauern möglichst knapp bemessen zu können, wurden sie seinerzeit mit allerlei Nutzungsrechten an dem Gutswalde ausgestattet, die den Wald langsam, aber sicher zugrunde richteten. Große Wälder finden wir heute vor allem noch in dem alten Gouvernement Suwalki östlich der ostpreußischen Grenze. Waldreich ist auch das Stromgebiet des Narew. Ein schmaler Waldstreifen folgt der Weichsel von Warschau bis Thorn, und ebenso könnten wir von Lodz bis zur Mündung des San und von dort bis in die Gegend von Lemberg wandern, ohne allzuoft größere Lichtungen durchqueren zu müssen. Die allerwichtigsten geschlossenen Waldgebiete sind in die Karte auf Seite 718 eingetragen worden. Alles in allem nehmen aber die Wälder in Kongreßpolen heute wohl keinen größeren Teil der Bodenfläche ein als in Ostpreußen, wobei noch berücksichtigt werden muß, daß man sie dort mit ganz anderer Sorgfalt hegt und pflegt. Erst östlich des Bug bedeckt der Wald immer größere Flächen. Meilenweite Sumpfflächen hemmen den Verkehr und bilden Einöden, die es den Machthabern von Sowjetrußland erleichtern, in den Ostmarken des verhaßten

Nachbarn immer wieder den Bandenkrieg zu entfesseln, der alle Ruhe nud Ordnung untergräbt. Die verwüsteten Wälder Kongreßpolens sind natürlich auch kein Dorado des Wildes. Nur dem Wildschwein sagt solche Unordnung zu, während das edlere Hochwild dabei nicht bestehen kann. Auch der Kinderreim „In Polen brummt ein wilder Bär“ hat für Kongreßpolen schon lange keine Geltung mehr; selbst der Wolf vermag sich in dem dicht besiedelten Bauernland nicht mehr durchzuschlagen. Eigentliche Wildnis, wie sie diesen Tieren zusagt, finden wir erst in den Karpathen und weit jenseits des Bug.

LANDSCHAFTSBILDER

Recht freundliche Landschaften finden wir im Nordosten Kongreßpolens, wo die Sandrflächen der masurischen Endmoränen bis an die Ufer des Narew reichen. Hier haben wir es größtenteils mit Kolonistenland zu tun, wo masurische Grenzer, die Stammväter der polnischen Schlachta, auf sandigen Halden einen freien Bauernstand schufen, dessen Rücken die Hiebe keines rohen Gutsherrn zu ertragen brauchte.

Wie sich das von Sandrhalden erwarten läßt, zeichnet sich diese Gegend durchaus nicht durch besondere Fruchtbarkeit aus. Aber die von buschreichen Schluchten zerrissenen Heideflächen, wo der goldgelbe Ginster blüht und Wacholderbüsche über die Rankenpolster der Brombeeren hinwegschauen, sind dafür um so malerischer, geradeso wie das auch für die bescheidenen Einödhöfe der Bauern gilt. Hell leuchten deren frische Strohdächer unter der roten Beerentracht der Ebereschen, wenn hinter ihnen schwarzblaue Fichten, als Windfang gepflanzt, hoch und ernst zum Himmel aufragen.

In einer ganz anderen Welt weilen wir, wenn wir zwischen der Weichsel, Warthe und Bzura die Fruchtgefilde des ebenen Cujaviens durchwandern, wo zwischen lichtgrünen Rübenäckern die goldenen Weizenähren auf breiten Schlägen im Sommerwind wogen und der Wald wohl aus kleinen Parzellen bestehen mag, aber recht gleichmäßig auf das freundliche Gelände verteilt ist. Hier herrschen Wohlstand und Fülle; hier werden wir wieder einmal dessen inne, daß die fruchtbare Muttererde auch ihren menschlichen Kindern fast überall solche Gaben wie Mutterwitz und Feingefühl in das Leben mitgibt; gelten doch die Cujavier vor allen Polen als höflicher und umgänglicher Menschenschlag.

Ganz besonders gilt das für den Lowiczer Gau, dessen stattliche Bauernhäuser mit ihren buntbemalten Wänden und Fensterläden so wohnlich ausschauen, dessen Bewohner in ihrer alten Volkstracht — sie scheint bei den Männern eher für Priester als für Bauern bestimmt — so stattlich daherkommen, daß wir die unfreundlichen Vorstellungen, die wir uns von dem Lande und den Leuten Polens gebildet haben, dort wesentlich berichtigen müssen.

Um so gottverlassener sieht es dafür in manchen Landstrichen zwischen der Weichsel, Wkra und Drewenz und in den großen Lichtungen des waldreichen Industriegebietes bei Lodz und Petrikau aus.

An einem regnerischen Spätherbsttag wollen wir hier von einem Städtchen zum anderen wandern, wenn wir den charakterlosen Wohnplätzen von ein paar tausend Menschen, welche die Industrie in freudlose Fron gezwungen hat, diesen Namen überhaupt gönnen dürfen. Keine anmutigen Baumreihen begleiten unseren Weg, der sich immer wieder gabelt und die Wagengleise weit auf die Feldflur

ausbiegen läßt, weil große Wasserlachen die eigentliche Fahrstraße unwegsam machten.

Die Doppelreihe von beinahe würfelförmigen, mit spitzen Strohdächern gedeckten Hütten, an der wir vorüberkommen, soll ein Dorf sein. Kein Gärtchen, keine Baumgruppe bemüht sich, der Siedelung ein etwas freundlicheres Gepräge zu geben. Ein paar Kilometer weiter verzweifeln wir gänzlich am Weiterkommen und entschließen uns wohl oder übel, das Angebot eines langbärtigen Ostjuden anzunehmen, der uns auf seinem elenden Einspänner an unser Reiseziel befördern will. Noch schwermütiger als der graue Novemberabend stimmt uns der Judenfriedhof, da wir in das Weichbild eines Städtchens gekommen sind. Ein ganzer Hügel ist bedeckt von einförmigen, zum großen Teil ganz unbehauenen Steinmalen, deren grenzenlose Schwermut Mutter Natur offenbar nicht mehr zu ertragen vermochte. Darum hat sie ein halbes Dutzend Kiefern emporwachsen lassen, die mit knorrigen Ästen malerisch genug in die Ebene hinausschauen und von den Palmen von Jericho träumen mögen. Dann und wann begegnet uns allerdings wohl auch ein größerer Gutshof, dessen Besitzer im Ausland etwas gelernt hat. Das zeigt uns schon der erste Blick auf die gutgehaltenen Schläge, die sorgfältig entwässerten Wiesen. Schade nur, daß er bisher noch gar nicht auf den Gedanken kam, die Wohnhäuser seiner Instleute auszubessern! Am besten wäre es gewesen, die hätten sich ganz und gar hinter dem Gutshof versteckt, denn ihr baufälliges Gemäuer will zu den alten Baumgängen des Parks, zu der stolzen Freitreppe des Gutshauses nur schlecht passen.

Auch in dem Kohlengebiet Oberschlesiens finden wir ja kein landschaftliches Paradies, und doch spüren wir dort auf Schritt und Tritt, daß der Geist eines kulturell höher stehenden, wirtschaftlich besser geschulten Volkes einen Bund mit der schätzespendenden Erde schloß. Ähnliches gilt auch von der Umgegend der alten Hauptstadt Krakau, wo wir uns im Vergleich zu dem Lodzer Industriebezirk wie in einem Stück Westeuropas fühlen.

Von den Lößgegenden nördlich der oberen Weichsel gilt das nicht in gleichem Maße, und doch helfen hier schon die mannigfaltigeren Formen des Bodens die trostlose Öde bannen, die uns in manchen Teilen der polnischen Niederung bedrücken mochte. Vom Rande des Hohlweges, den blühende Sträucher säumen, schauen stattliche Gehöfte zu uns herab, zwischen denen Obstgärten Schatten spenden, und dort, wo die Schlucht sich wohlig weitet, bildet ein geräumiger Weiher den Dorfteich, an dem Enten schnattern und schneeweiße Gänse den Wanderer mit schrillem Ruf empfangen.

Fruchtbar sind auch die weiten Flächen des Lubliner Hochlandes. Aber überall, wo die Wälder weite Lichtungen freigeben, glauben wir dort schon den Hauch der pontischen Steppen zu spüren. Wüßtest du nicht genau, wo du weilst, so möchtest du einem Fragesteller vielleicht zur Antwort geben, du wandertest mit ihm über Podoliens Hochfläche.

Nördlich davon dehnen sich die endlosen, weltfernen Sumpfwälder zu beiden Seiten des mittleren Bug. Siehst du auf die Landkarte, so glaubst du wohl, es müsse dort ganz ähnlich aussehen wie in dem Geserich-Gau bei Deutsch-Eylau und in dem westlichen Teil des preußischen Masurens. Und doch ist es nicht so. Diese Sumpfwälder am Bug muten uns viel düsterer und freudloser an; vielleicht nur deshalb, weil wir wissen, daß uns ringsum nur die Wildnis umgibt und das Land von Barbaren einschließt, während wir dort allerorten wissen, daß uns

schon hinter dem nächsten Bühel ein gastliches Gutshaus, hinter der nächsten waldigen Landzunge ein hochgetürmtes Ordensstädtchen erwartet.
Aber so furchtbar man in den Holzschätzen des Landes gehaust hat, auch heute noch sind Polens Wälder nicht überall ärmliche Hutungen, sumpfige Öden. Im Weichbild des alten Wallfahrtsortes Tschenstochau wandern wir dicht an der schlesischen Grenze unter wölbigen Rotbuchen an blitzenden Waldbächen dahin, die von einem fischreichen Teich zum anderen führen und im entgegengesetzten Winkel des Weichsellandes, im Kurpengau am unteren Narew, lassen wir uns die dunkeln Fichtenwälder wohl gefallen, weil wir an den sauberen Holzhäusern der Hinterwäldler unsere helle Freude haben. Legen sie doch für den Schönheitssinn dieser schlichten Naturkinder ein gar beredtes Zeugnis ab.

GEWÄSSER

Natürlich haben hier wie anderswo auch die Gewässer großen Einfluß auf das Gepräge der Landschaftsbilder. Solchen Landseen wie in Cujavien sind wir schon auf der Posener Hochebene begegnet, und die buchtenreichen Seen des Gouvernements Suwalki haben ihre Ebenbilder wieder bei Lyck und Goldap.
Mit den Flüssen steht es anders; die haben sich in Polen bis auf diesen Tag ihre Ungebundenheit zu wahren gewußt. Sogar die Weichsel ist diesseits und jenseits der alten deutschen Reichsgrenze ein ganz anderer Strom. In Westpreußen trägt sie mit ihren Dämmen und Steinfassungen die Livree des Menschen, aber diese Livree ist ein gar stolzes Dienerkleid, das uns den Reichtum des Herrn ahnen läßt. In Polen ist sie das ungepflegte, eigenwillige Naturkind geblieben. Allerdings müssen wir oft genug zugeben, daß sie sich auch dessen Anmut erhalten habe, ganz gleich, ob wir im Süden von steilem Uferhang in das schmale Tal hinabschauen, das im Lenz die Hochflut von Hang zu Hang füllet, oder ob wir weiter nördlich am Rande des breiten, flachen Tals dahinwandern. Nicht selten folgen dort dem sanfteren Hange meilenweit malerische Haine von Pflaumenbäumen, die im Lenz in dem Schmuck der Blüten wie in duftigweißen Brautschleiern prangen. In der flachen Senke aber blitzt der Strom. Fließt er da oder dort, oder ist dies gar die eigentliche Weichsel? Wer kann das sagen? Der Altwasser gibt es gar so viele! Zwischen ihnen aber reiht sich Insel an Insel, auf denen bald weißgelber Flußsand die Strahlen der Sonne zurückwirft, bald das Weidicht wogt, in dem zahllose Sprosser in der lichten Maiennacht wetteifernd ihre stimmgewaltigen Kehlen üben.
Auch unterhalb von Warschau, wo, wie bei Wyschogrod und Plock (Plozk), alte Burgen, turmreiche Städte aus freundlichem Baumgrün zur Welle des Stromes hinabschauen, müssen wir die mächtige Weichsel liebgewinnen, ob sie sich gleich, ebenso wie alle ihre Nebenflüsse und die obere Warthe, um den Menschen herzlich wenig verdient machte. Wieviel bedeuten Havel und Spree für das Wirtschaftsleben, und wie wenig haben wir dem so viel mächtigeren Bug und Narew zu verdanken! Kaum, daß sie geduldig die mächtigen Holztraften auf ihren breiten Rücken nehmen. Und wo wird die Weichsel schiffbar, wirklich und im vollen Sinne dieses Wortes schiffbar? Um eine Antwort sind wir recht verlegen. Sollen wir Krakau, Sandomierz, Warschau oder Plock nennen? Sagen wir nur getrost: bei Thorn, denn alles übrige hängt von der Witterung der einzelnen Jahre ab, ist ein freiwilliges Geschenk der Naturgewalten, keine zuverlässige Leistung, wie

sie sich bei den deutschen Strömen aus einem sicheren Vertrag zwischen dem Menschen und dem Wasserlauf zu ergeben pflegt.

Auch die kleineren Flüsse sind vom Menschen nur selten in straffe Zucht genommen, und vergebens suchen wir bei den meisten nach wohlgepflegten Überrieselungswiesen, wie wir sie an den westpreußischen Heideflüßchen, an der Brahe und dem Schwarzwasser finden. So sind sie denn für den Verkehr auch zumeist nur Hindernisse und schließen die von ihnen umfaßten Platten sehr entschieden ab, mögen auch noch so viel Furten den hier spärlicher als anderswo vorhandenen Brücken zu Hilfe kommen.

Ehe wir nun alles das betrachten, was der Mensch an Siedelungen und Baulichkeiten in die polnischen Landschaften hineingestellt hat, wollen wir erst die Bewohner des Weichsellandes kennenlernen, deren Geist sich in solchem Werk widerspiegelt.

BEWOHNER

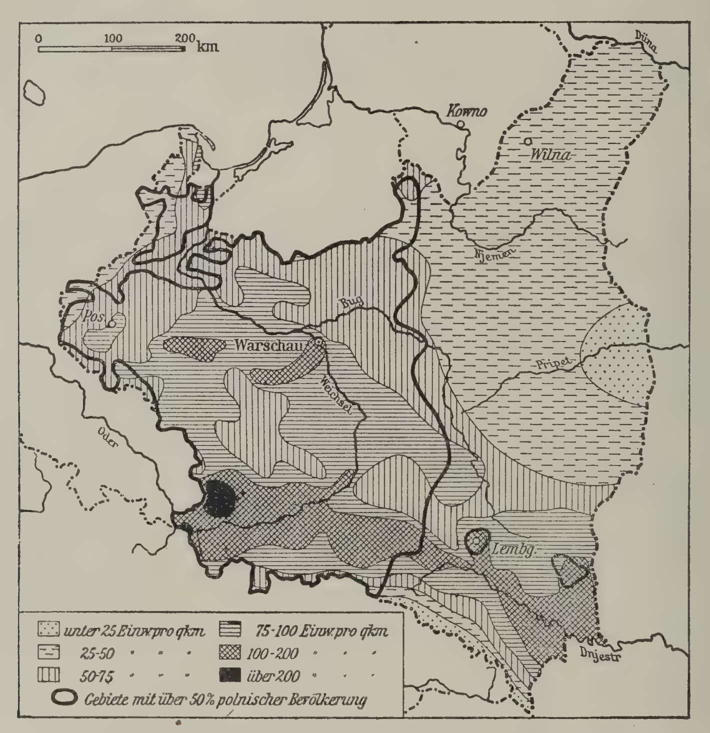
Leichtfertige Schriftsteller bezeichnen wohl alle die Slawenstämme, die sich gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends bis zur Elbe vorgedrängt hatten, als Polen. Das geht nicht an, denn die weiter nach Osten zu wohnenden Polen waren damals nur ein Stamm neben vielen, von denen wir nur die Obotriten, Wilzen, Sorben zu nennen brauchen.

Heute deckt sich das Verbreitungsgebiet der Polen mit dem Inneren Kongreßpolens. Nur dort siedeln sie ziemlich rein und ungemischt, eine Angabe, bei der wir allerdings schon von der starken ostjüdischen Beimischung absehen. Im Lodzer Land wohnt neben ihnen der Deutsche, im Nordosten der Litauer, im Südosten der Ruthene. Dabei ist auch das polnische Volk in sich selbst ebensowenig gleichartig wie etwa das deutsche oder französische. Im Norden überwiegen nordische Merkmale (Blondhaar und helle Augen), die von manchen als Erbgut finnischer Ahnen betrachtet werden, im Süden finden wir dagegen, geradeso wie weiter im Westen, zumeist dunkles Haar und dunkle Augen, so daß man auch hier viele Nachkommen des Homo Alpinus zu finden glaubte. Andere machen wieder darauf aufmerksam, daß nach Süden zu mongoloide Typen immer häufiger werden. Außerdem öffnet hier nicht umsonst das Dnjestrtal einen Weg zum Mittelmeer; trägt doch gerade im Südwesten manches Antlitz die Züge des mittelmeerischen Menschen. Dabei müssen wir jedoch betonen, daß alle diese Angaben sich noch lange nicht als abschließende Feststellungen gebärden dürfen.

Daran, daß der polnische Adel von dem niederen Volk rassenmäßig verschieden ist, besteht wohl kein Zweifel. Dagegen ist es durchaus noch nicht klar, woher der Adel stammt. Die einen möchten ihm germanisches, andere wieder tatarisches Blut zuschreiben.

Körperlich sind die Polen von den deutschen Nachbarn zum Teil gar nicht besonders verschieden, und den zahllosen eingedeutschten Polen, deren Namen noch oft genug auf einen ganz bestimmten Heimatsort hinweisen, vermag niemand ihre fremde Abstammung anzusehen. Die Eindeutschung ging bei diesen Menschenkindern fast immer Hand in Hand mit dem Sicheinleben in eine höhere Kultur, mit dem Gewöhnen an fleißigere und durchgeistigtere Arbeit. Weil diese Dinge den Polen fehlten, blieben sie ein ganz anderes, alles in allem doch auf wesentlich tieferer Kulturstufe verharrendes Volk.

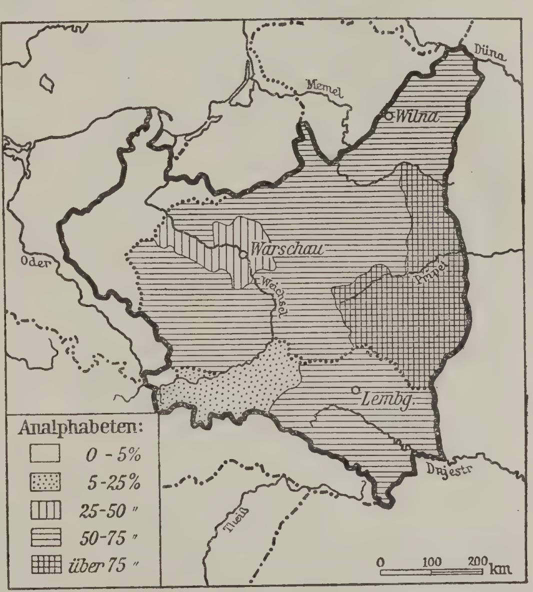
Durch die Religion nicht minder wie durch das weltliche Bildungsbedürfnis bevorzugter Familien fanden die Polen schon frühzeitig Anschluß an den Westen, so daß im Weltkrieg mit der Redensart der „westlichen Orientierung der Polen" viel Unfug getrieben wurde. Wenn die Polen beanspruchen, auf Grund ihrer literarischen Leistungen als westliches Kulturvolk gewürdigt zu werden, so können wir diesem Ansinnen doch nur mit dem größten Vorbehalt entsprechen. Die Unbildung der großen Masse des Volkes schreit zum Himmel, und wenn der Prozentsatz der Analphabeten gerade jetzt schwer festzustellen ist, so dürfen



Dichtigkeit der Bevölkerung und Haupt-Wohngebiet der Polen
(Nach v. Romer und anderen Quellen)

wir ihn unter Berücksichtigung des Zustandes vor dem Weltkriege, den das Kärtchen auf S. 711 wiedergibt, doch für erschreckend groß halten, und die Unbildung eines ärmlichen Landvolks pflegt im entlegenen Nordosten viel weniger liebenswürdige Züge zu tragen als in Südfrankreich oder in Italien. Seinen „Wanderer" würde Goethe im entlegenen polnischen Dorf sicher nicht geschrieben haben. Wen der Weg wochenlang durch polnisches Gelände geführt hat, der weiß auch, daß dessen Bewohner noch Halbbarbaren sind, und er wird den Gedanken nicht los, daß ihnen der Schulmeister nötiger wäre als der Korporal. Eine polnische Pioniertruppe in Lemberg wies noch 1926 nur ein halb Dutzend Schriftkundige auf, so daß deutsche Rekruten, die der entfernten Garnison überwiesen wurden, dort in erster Linie als Lehrer ihrer Kameraden Verwendung fanden. In wohlhabenderen Bauerngauen, wie in Cujavien und dem Lowiczer

Land, ist das weniger auffällig; dort hilft das auf alter Tradition beruhende Volkstum manchen Mangel verdecken.
Auch der polnische Adel entspricht nur selten den Begriffen, die sich westliche Schwärmer von ihm gebildet hatten. Selbstverständlich finden wir auch hier Adelsgeschlechter von alter Kultur, die dem Grundsatz „noblesse oblige" nachlebten. Daneben gibt es aber auch unzählige, denen man es sogleich anmerkt, daß ihre Ahnen nie durch eine so straffe Schule gegangen sind, wie sie etwa der preußische Offizier- und Beamtenstand bildete.
Licht- und Schattenseiten halten sich in dem Charakter des Polen wohl die Wage. Wir dürfen seine gemütliche Religiosität, seine herzliche Gastlichkeit, seine tiefe Vaterlandsliebe ehrlich rühmen, müssen aber an seiner Flatterhaftigkeit, seinem Mangel an zäher Willenskraft bitteren Tadel üben; „schwerer Pflichten tägliche Gewöhnung" wird diesem Volke noch lange nicht recht liegen.
Zu allem Unglück war es diesem Bauernvolk nicht vergönnt, den Weg zu jener bürgerlichen Freiheit zu finden, die durch bürgerliche Arbeit erworben wird. Zur Zeit der Piasten entstanden in Polen deutsche Städte genug. Als dann aber in dem durch den Zusammenschluß Polens und Litauens entstandenen Großstaat der Adel allmächtig wurde, zerschlug er das deutsche Bürgertum, um den König zu hindern, sich auf dessen scheinbar so zukunftsreiche Machtmittel zu stützen. So wurde denn der polnische Städter vor der Zeit aus der deutschen Lehre entlassen und blieb noch jahrhundertelang in allen Fragen städtischer Kultur ein böser Dilettant. Daß er es weiter hätte bringen können, beweist uns der polnische Mittelstand, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den preußischen Grenzprovinzen erwuchs. Ob aber die Polen wohl jemals die Wohltaten des preußischen Lehrmeisters richtig einschätzen werden? —



Zahl der über 9 bis 10 Jahre alten Analphabeten 1909/10 (Nach v. Romer)
(Die punktierten Linien bezeichnen die bis 1919 bestehenden politischen Grenzen zwischen Deutschland, Rußland und Österreich)

Infolge der verhängnisvollen Bürgerfeindschaft des polnischen Adels mußten die Ostjuden, die nicht weniger als 7,5% der Staatsbevölkerung ausmachen, einen Teil der Aufgaben des fehlenden Bürgerstandes übernehmen. Die meisten von diesen vermochten bei dem Überangebot von Kräften bei aller Regsamkeit nur das nackte Leben zu fristen, andere, die es zu etwas brachten, suchten ihren Wohlstand nach Kräften zu verbergen, aus Furcht vor rechtlosen Gewalttaten ihres Wirtsvolkes. Diese „Jidden" hingen treu am Alten, sprachen das Mittelhochdeutsch ihrer aus dem Westen zugewanderten Ahnen, lebten und

webten aber im Grunde gar nicht auf polnischer Erde, sondern im Ghetto und in ihrer Synagoge. Neuerdings zeigten die großen Industrieplätze vielen von ihnen — im ganzen gibt es heute in Polen wohl mehr als 2 Millionen Ostjuden — allerlei Wege zu Reichtum und zu jener sachlichen Beherrschung eines Lebenskreises, die man doch nicht als Bildung im höheren Sinne bezeichnen darf. Nicht wenigen von diesen Emporkömmlingen erschien es nunmehr als ratsam, sich als Nationalpolen zu geben, wie man ja auch in Ungarn auf Weg und Steg jüdischen „Madjaren" begegnet. Sollte diese Menschenschicht noch viel stärker werden, so bedeutete sie für Polen eine schwere Gefahr; dann würde sich das Knechtsgewand tragende Halbbürgertum der Jidden zu einer kaltherzigen, gewinnsüchtigen Herrenschicht entwickeln, die nationale Phrasen zu einer Waffe macht, welche für das Wirtsvolk selber am gefährlichsten werden dürfte.

Soviel Sachverständige wir auch um ein Urteil über die Polen bitten, soviel verschiedene Meinungen werden wir auch zu hören bekommen, je nachdem der einzelne die Tragik des Polentums mehr auf Schuld oder auf Verhängnis zurückführt. Daß wir auch dem zweiten Gesichtspunkt gerecht werden müssen, ist wohl klar. Erwägen wir nur folgendes! Schon lange vor dem Weltkrieg besaß Polen musterhaft bewirtschaftete Güter, aber ihre Besitzer waren nur selten Nationalpolen. An Weichsel und Narew erstanden gewaltige Festungen, aber sie dienten der russischen Politik. Westlich der Weichsel entwickelte sich eine rege Industrie, aber das Kapital und die Intelligenz, die dazu benötigt wurden, kamen aus dem Ausland, und die eigentlichen Polen mußten sich vorderhand damit begnügen, die anspruchslosesten Arbeiten in den mächtigen Werkstätten zu verrichten.

Selbst die Landwirtschaft, dasjenige Gewerbe, das dem Polen wegen der Natur seiner Heimat und seiner eigenen Neigung am meisten lag, konnte sich nicht recht entwickeln. Wohl erhielt der Bauer um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch hier Freiheit und Selbstbestimmung, aber das Stück heimatlicher Erde, das ihm überwiesen wurde, war so klein, daß es zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel war. So wird es verständlich, daß nach wie vor Sachsengängerei und Auswanderung an der Tagesordnung blieben. Zur Ehre der Polen dürfen wir dabei behaupten, daß die meisten von ihnen in die Fremde gingen, um Heimatsrecht zu gewinnen, d. h. um ihren Besitz so weit zu vergrößern, daß sie tatsächlich nicht nur dem Namen nach Freibauern wurden.

SIEDLUNGEN

Auch die grenzenlose Nüchternheit der polnischen Dörfer ist zum Teil wohl nur eine Folge der armseligen Zwergwirtschaft, die keine helle Lebensfreude aufkommen ließ. Unter günstigeren Verhältnissen — wir erinnern immer wieder an den Lowiczer Gau und die Schlachta im Nordosten — wurde auch das polnische Dorf eine heimelige Wohnstatt, und selbst in weiter Ferne (z. B. in den Polendörfern Bithyniens, Adampol vor allem) schuf der polnische Bauer so freundliche Dörfer, daß auch den deutschen Sohn der Ostmark dort heimatliche Gefühle überkommen.

Um die Städte des Landes ist es noch immer schlecht bestellt. Gar zu früh ist der deutsche Bürger dort seiner führenden Stellung beraubt worden. Von den Provinzialstädten vermögen eigentlich nur das altpolnische, in seiner Art sehr



Plozk an der Weichsel

Nach Photographie von Dr. Hans Praesent in Leipzig

charaktervolle Lublin (95000 Einw.), die Weichselstadt Plock (sprich Plozk; 28000 Einw.) — ein zweites Graudenz — sowie die westlichen Grenzorte Kalisch (45000 Einw.) und Tschenstochau (80000 Einw.) mit gleichgroßen deutschen Städten halbwegs zu wetteifern. Um so kläglicher muten uns dagegen die großen Fabrikorte des Westens an. Auch das volkreiche Lodz (450000 Einw.) und Petrikau (41000 Einw.) machen davon keine Ausnahme; selbst ihren Hauptstraßen gelingt es nur halbwegs, großstädtisches Wesen vorzutäuschen, denn auf Schritt und Tritt empfinden wir, daß diese Siedlungen nicht Schöpfungen eines einheitlichen Volkstums, sondern Wohnstätten eines recht unglückseligen Menschengemenges sind, und verlieren wir uns gar in die Nebengäßchen, so schlägt die Barbarei vollends über uns zusammen.

Da scheinen uns selbst die Landstädte der Größenklasse Mlawa (17000 Einw.) noch erträglicher. In der Regel ragen stattliche Kirchtürme über ihrem Häuserhaufen hoch empor und erinnern uns an die beherrschende Rolle, die der katholische Klerus in Polen gespielt hat. Aber auch diese Städte vermögen keinen Vergleich mit gleichgroßen Orten des deutschen Ostens auszuhalten. Dazu sind sie in der Regel viel zu unsauber, selbst wenn wir von den unglaublichen Zuständen in manchem Judenviertel von vornherein absehen. Mitunter ist es in einer Stadt von rund 10000 Einwohnern fast unmöglich, eine Stätte zu finden, wo man sich vor Schmutz, Staub und Fliegen retten kann. Selbst die mit großem Geschick hergestellten Torten der „Confiserie“ vermögen uns nicht zu reizen, weil ganze Wolken von Fliegen von den anspruchsvollen Kuchen aufsteigen.

Als wirkliche Großstädte im westeuropäischen Sinn wird der Fremdling nur Warschau und Krakau gelten lassen. Stammt er aus Deutschland, so wird er sicherlich Krakau (185000 Einw.) den Preis zuerkennen. Das alte Krakau war seiner ganzen Anlage nach eine grunddeutsche Stadt. In diesem wundervollen Gehäuse hat sich nachher das Polentum niedergelassen wie ein Einsiedlerkrebs in seinem prächtig schimmernden Schneckenhaus. Verfolgen wir die Geschichte Krakaus, so gewinnen wir den Eindruck, daß es zu allen Zeiten das Geistesleben Polens an sich gezogen hat wie der Magnet das Eisen. Jedenfalls spielte Krakau in kultureller Hinsicht eine viel gewichtigere Rolle als die glänzende Hauptstadt Kongreßpolens. Lange Zeit hindurch hatte neuerdings Lemberg (220000 Einw.) seine westliche Schwesterstadt weit überholt; heute ist der Unterschied aber beinahe ausgeglichen, weil die Industrie in Krakau viel günstigere Lebensbedingungen findet. Gehört Krakau seiner ganzen Art nach mit Breslau und Prag in dieselbe Städtegruppe, so ist Warschau (950000 Einw.) ganz anders geartet.

Ebensowenig wie Krakau ist auch Warschau eine polnische Siedlung. Auch Altwarschau zeigt uns den Grundriß einer deutschen Kolonialstadt, und schreiten wir bedächtig über den herrlichen „Alten Markt“, einen der charaktervollsten und zugleich schlichtesten Plätze Mitteleuropas, den himmelhohe Giebelhäuser lückenlos umgeben, so spricht der Geist der Hansen und des deutschen Bürgertums so vernehmlich zu uns, wie nur irgendwo in deutschen Landen. Und so stattlich sich auch die Winterresidenzen des polnischen Adels aus der Zeit der sächsischen Könige in Altwarschau ausnehmen mögen, als Werke der polnischen Kunst dürfen auch sie nicht genannt werden; unter den Namen ihrer Schöpfer tönt auch der des großen Schlüter an unser Ohr.

Lustwandeln wir im Sächsischen Garten unter blühenden Kastanien an sonnigen Wasserflächen, so dürfen wir die endlosen Stadtteile Warschaus nicht vergessen,

denen kein Park, keine grüne Anlage Frische und Kühlung spendet. Dicht neben der herrlichen „Kunststadt Warschau" finden wir eine ärmliche Steinwüste, die Polens Geschicke während der letzten zwei Jahrhunderte trefflich widerspiegelt. Hier empfinden wir es auch auf Schritt und Tritt, daß Warschau in der jüngsten Zeit Fabrikstadt geworden ist, und das bedeutet in Polen doch noch etwas anderes als neuerdings in Deutschland, wo auch die Fabrikbesitzer allmählich die Pflicht anerkennen, ihre Werkstätten harmonisch in das architektonische Gesamtbild der Umgebung einzufügen. In Polen ließ man es dabei bewenden, den nächstliegenden Zweck zu erfüllen, und nahm keinen Anstoß daran, wenn die Fabriken plumpen Steinwürfeln glichen und die Arbeiterwohnhäuser elendeste Mietskasernen darstellten, an denen man nicht einmal die Fugen der brandroten Ziegel ordentlich verschmiert hatte.

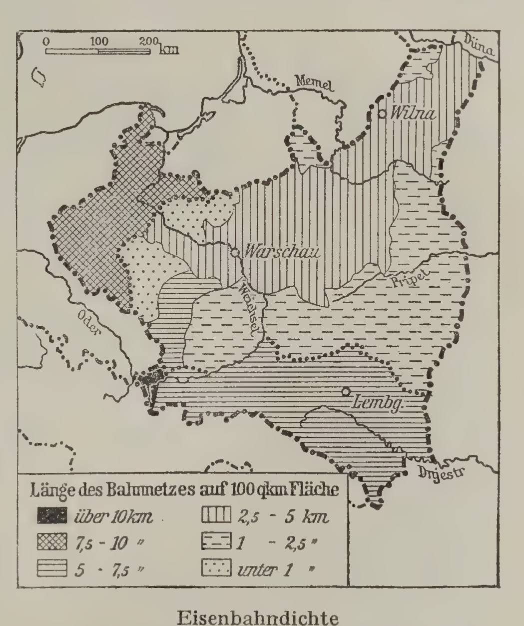
Ganz eigenartige Gebilde waren die russischen Weichsel- und Narewfestungen, Bollwerke wie Iwangorod (heute Demblin) und Nowo-Georgiewsk (heute Modlin; 10000 Einw.). Wir Deutsche sind gewohnt, in Festungen befestigte Städte zu erblicken. Danach sollten wir annehmen, daß diese russischen Trutzburgen russisch-polnische Festungsstädte gewesen seien; in Wirklichkeit waren es aber nur russische Festungen ohne jedes Bürgertum. Als die Forts zerbarsten und die Werke in Trümmer sanken, verschwanden diese Festungen auch als Wohnstätten so gut wie ganz von der Bildfläche, und die Polen haben erklärlicherweise wenig Neigung, sich dieser „Knöchel an der geballten Faust", die der russische Riese Mitteleuropa entgegenreckte, irgendwie anzunehmen.

WIRTSCHAFTSLEBEN

Als man die Festungen in der großen Weichselbastion baute, dachte man nur an Rußland, nicht an Polen, und ähnliche Gedanken leiteten die Generale des weißen Zaren, als man daran ging, das polnische Eisenbahnnetz auszubauen. Fast alle polnischen Bahnen waren vor allem strategische Linien; sie sollten den Aufmarsch der russischen Truppen im Schutz der Weichselfestungen erleichtern; was gingen den Soldaten des Zaren die wirtschaftlichen Rücksichten des Weichsellandes an? Auch dem russischen Volkswirt lag doch nicht das Geringste daran, Polen besser an das russische Eisenbahnnetz anzuschließen. Wozu hätte er auch dem Lodzer Tuch, der Warschauer Herrenkonfektion, den Bjelostoker Baumwollstoffen den Wettbewerb mit den Erzeugnissen des Moskauer Industriegebiets erleichtern sollen? Und mit Verbindungen zwischen Polen und dem europäischen Westen war den Ministern in Petersburg noch weniger gedient. Je wirksamer die Polen vom Westen abgeschlossen waren, desto besser dünkte es den Russen; war doch in ihrem Staate so unendlich viel faul und verrottet, daß man sich nicht gern in die Fenster gucken ließ und lieber betete: „Eine Mauer um uns baue!" Nur so wird es erklärlich, daß Lodz schon eine Stadt, eine lebensvolle Industriestadt von mehr als 100000 Einwohnern war, als es immer noch ohne jeden Eisenbahnanschluß auskommen mußte. Noch vor einem Menschenalter mußten Ostjuden die Tuchballen der Lodzer Riesenfabriken in Panjewägelchen in den Weltverkehr bringen. So entstand ein gar seltsamer Karawanenverkehr in der polnischen Ebene, um den sich der Wirtschaftsgeograph lange nicht genug gekümmert hat.

Immerhin waren bis zum Weltkriege doch so viele Geleise gelegt worden, daß Polen Anschluß an die wichtigsten Linien des europäischen Bahnnetzes gefunden hatte. Die Lage Warschaus machte es selbstverständlich, daß diese Stadt der Knotenpunkt der Hauptstrecken wurde. So konnte man von Warschau über Thorn nach Danzig, über Wilna nach Petersburg, über Brest-Litowsk nach Kiew gelangen, während man über Kalisch nach Berlin, über Tschenstochau nach Krakau und Wien reiste.

Eine Zeit besonders regen Wege- und Eisenbahnbaus brachte dann der Weltkrieg, in dem die deutsche Verwaltung allein in Kongreßpolen 1700 km Kunststraßen neu baute und durch eine Menge schmalspuriger Stichbahnen das Innere der riesengroßen Maschen des älteren Bahnnetzes erschloß. Vor allem verloren damals die russischen Grenzen ihre trennende Kraft und wurden überall von neugelegten Eisenbahnschienen überschritten. Erst damals hörte der schier unglaubliche Zustand auf, daß östlich der Dreikaiserecke keine einzige Eisenbahn von Kongreßpolen nach Galizien führte.



Eisenbahndichte

(Auch auf dieser Karte tritt die verschiedene Kulturhöhe des ehemals deutschen, österreichischen und russischen Anteils am heutigen polnischen Staatskörper aufs deutlichste hervor)

Daß Polen zur Zeit der Russenherrschaft in allen möglichen Dingen eine überwiegend passive Rolle spielte, zeigt sich auch in seinem Wirtschaftsleben. Wir sprechen wohl schlechthin von dem westpolnischen Industriegebiet, müßten aber gebührend hervorheben, daß dort vor dem Weltkrieg hauptsächlich landfremdes Kapital und fremde Intelligenz arbeitete, so daß auch der Reingewinn nur zum allerkleinsten Teile den Polen zugute kam. Diese Industrien waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Westen her über die Grenze gewandert, um fürderhin an Rußland nur den geringfügigen Zoll für die Rohstoffe zu zahlen und dann die auf russischem Boden erzeugten Waren von der Warthe bis an den Stillen Ozean zollfrei vertreiben zu dürfen. So erklärt sich auch der gewaltige Aufschwung der polnischen Textilindustrie. Vor dem Kriege beschäftigte sie bereits 50 000 Webstühle und lieferte 20% der Baumwollstoffe, 80% (!) der Wollwaren, die in dem russischen Riesenreich erzeugt wurden. Auch die Herrenschneider Warschaus brachten große Warenmengen auf den Markt, die allerdings nur von recht geringer Güte waren. Nach dem Kriege haben sich diese Industrien schneller erholt, als wir Ostmärker geglaubt hatten. Allerdings liefern sie noch immer keine Qualitätswaren, sondern beschicken nur den polnischen Markt, dem entsprechend der dürftigen Wirtschaftslage des Landes gerade mit billigem Angebot gedient ist. Nur Bielitz im westgalizischen Industriegebiet macht in der Hinsicht eine rühmliche Aus-

nahme, so daß seine Tuche schon vielfach die deutschen Herrenstoffe in den östlichen Übergangsländern verdrängt haben.

Im Vergleich zu dieser gewaltigen Weberei erschien die Metallindustrie Polens, so wichtig sie an sich sein mochte, vor dem Weltkriege noch recht unbedeutend; lieferte jene doch einen dreimal so hohen Wert (340 zu 115 Millionen Rubel). Wie vor dem Weltkriege die Kohlenschätze der Dreikaiserecke an die drei



Verkehrsmittel (Haupt-Eisenbahnen und schiffbare Gewässer)
(Nach v. Romer)

Nachbarstaaten verteilt waren, läßt sich kaum mit Sicherheit sagen, weil eigentlich jede der zahlreichen Berechnungen von den anderen wesentlich abweicht. Wenn behauptet wurde, daß in Deutsch-Oberschlesien 165 Milliarden, in Polen nur 2,4 Milliarden Tonnen lagerten, so erscheint das nicht glaublich. Vermutlich wurden die polnischen Kohlenvorräte stark unterschätzt, da man dort nur sehr nahe der Oberfläche geteuft hatte. Jedenfalls hatte man vor Beginn des Weltkrieges nur 22% der in Polen benötigten Kohlenmenge einzuführen. Um

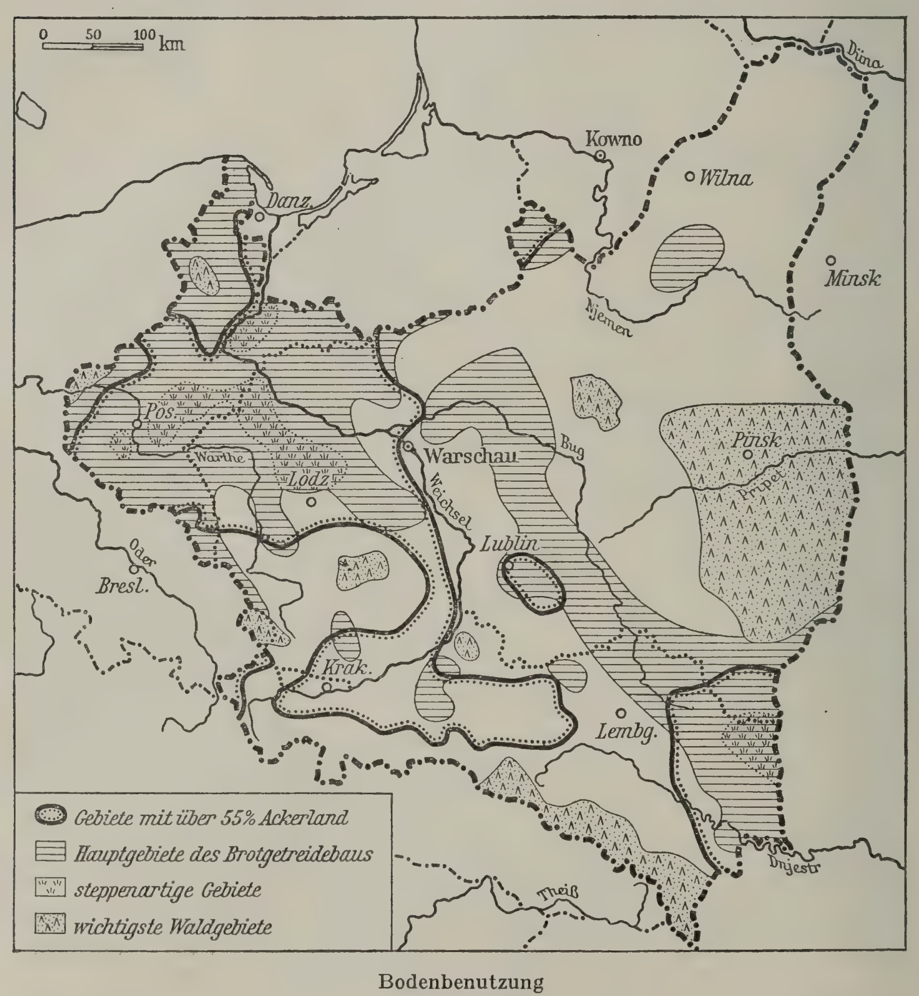
diese Menge sicherzustellen, brauchte Polen wahrhaftig nicht den allergrößten Teil Oberschlesiens zu erhalten, brauchte man nicht die durch deutschen Fleiß und deutschen Unternehmungsgeist geschaffenen Städte Tarnowitz, Königshütte, Kattowitz, Myslowitz und wie sie alle heißen mögen, einer traurigen Zukunft preiszugeben, in der nicht nur der deutsche Unternehmer, sondern auch der polnische Arbeiter zugrunde gehen muß. Es war sicher kein salomonisches



Bodenschätze und Industriegebiete
(Nach v. Romer)

Urteil, diesen einheitlichen Organismus, der nur ein Herz und ein Hirn hatte, in zwei Teile zu zerlegen, die nun beide nicht leben und nicht sterben können. Auf den Halden der an Polen gefallenen Gruben liegen heute Millionen Tonnen jüngst geförderter Kohle herum, die weder in Polen noch in Deutschland Absatz finden, so daß Tausende fleißiger Hände feiern müssen, weil ihr Wirtschaftsspielraum mit einem Male recht ins Leere gerückt ist. Diese Wahrheit ist auch den führenden Wirtschaftspolitikern Europas schon längst klar geworden. Aber

auch hier zeigt sich wieder die alte Wahrheit, daß es leichter ist, Dummheiten zu begehen als die durch sie verursachten Schäden wieder gutzumachen.
Mit (1921) 27 185 000 Einwohnern auf 388 000 Quadratkilometern (rund 70 auf den qkm) gehört Polen zu den dichter bevölkerten Ländern dieses Erdraums, um so mehr, als der Anteil der städtischen Bevölkerung viel geringer ist als in Deutschland. In manchen Teilen, wie in Galizien, dürfen wir zwar nicht



Bodenbenutzung
(Nach v. Romer)

absolut, aber doch im Hinblick auf die augenblickliche Wirtschaftslage von einer starken Übervölkerung reden. Weil der Boden (48% der Gesamtfläche sind Ackerland) zum großen Teil recht fruchtbar ist, sollte man in Polen eigentlich eine weit größere Blüte der Landwirtschaft erwarten. Daß sie hinter unseren Erwartungen zurückbleibt, liegt daran, daß der polnische Bauer zur Zeit der Russenherrschaft über viel zu wenig Land verfügte, und daß sich der neue Staat durch Aufteilen des größeren Grundbesitzes (wirkliche Latifundien hat es in Polen

kaum gegeben) sofort an Maßnahmen machte, die vorläufig nur als Störung der herkömmlichen Arbeitsweise wirken konnten. Mag die Ernte mit (1924) weit über 102 Mill. Meterzentnern Getreide ebenso wie der Viehstapel (8 Mill. Rindvieh, $3^1/_4$ Mill. Pferde, 5 Mill. Schweine, $2^1/_4$ Mill. Schafe) auch noch recht ansehnlich erscheinen, so bedürfen beide doch noch einer sehr erheblichen Steigerung, wenn sie die zahlreiche Bevölkerung ernähren und darüber hinaus solche Mengen für die Ausfuhr bereitstellen sollen, wie sie nötig sind, um dem Staat eine aktive Handelsbilanz zu sichern.

Ebenso wird es großer Mühen bedürfen, um die Forstwirtschaft auf die Höhe zu bringen, an die wir in Mitteleuropa gewöhnt sind. Wenn auch nach den statistischen Angaben immer noch ein Viertel des Landes bewaldet sein soll, vermag doch niemand zu sagen, wieviel von diesen Holzungen als wertvoller Hochwald bezeichnet werden darf. Durch rücksichtsloses Durchführen seines Nutzungsrechts am Gutswalde hat der polnische Bauer heillosen Schaden angerichtet, und während des Weltkrieges mußten die polnischen Wälder noch gewaltige Holzmengen zugunsten der deutschen Sieger hergeben. So stellen denn die Massen, welche Polen heute auf den Weltmarkt wirft, keinen vernunftgemäßen Prozentsatz seines Holzkapitals dar, sondern können nur durch Raubbau zur Ausfuhr bereitgestellt werden.

Dazu kommt noch, daß heute Hundertausende von Arbeiterhänden dem Wirtschaftsleben durch das übergroße Heer entzogen werden. Alle diese Soldaten leben heute noch hauptsächlich auf Kosten des verbündeten Frankreich. Wenn das aufhört — und ewig wird diese Lage der Dinge ja sicherlich nicht währen —, sieht sich Polen noch vor ganz neue Aufgaben wirtschaftlicher Art gestellt, obgleich die vorhandenen ihm schon in unseren Tagen gerade genug zu schaffen machen.

DIE ÖSTLICHEN GRENZGEBIETE

Noch viel trauriger als in Kongreßpolen schaut es in dem weiten Neuland aus, das im Osten an Polen gefallen ist. Die Besetzung Wilnas, dieser äußerlich recht stattlichen, aber im Inneren doch sehr dürftigen Großstadt (130000 Einw.) am malerischen Waldufer der Wilija, hat Polen auf lange hinaus mit Litauen verfeindet. Südlich von diesem dichter besiedelten Gau dehnen sich endlose Sumpfwälder, von denen nur der Bjelowischer Wald im Quellgebiet des Narew dann und wann in Mitteleuropa genannt wurde, weil dieses weltferne Urwaldgebiet in seinem starken Wisentbestand ein Naturdenkmal allerersten Ranges besaß. Leider Gottes sind die gehörnten Recken in den wirren Zeiten nach dem Weltkrieg ganz und gar den Wilderern zum Opfer gefallen.

In den ungeheuren Rokitnosümpfen, die heutzutage durch die polnisch-russische Grenze gerade halbiert werden, waren zwar vor dem Kriege weite Strecken von den Russen entwässert und urbar gemacht worden, man kann sich aber leicht denken, wieviel von dieser Kulturarbeit übriggeblieben ist. Mit der „Großen Polesie" hat Neupolen eine große Anzahl weißrussischer Untertanen erhalten, die den an fremdstämmigen Minderheiten sowieso schon überreichen Staat nicht festigen helfen. Man darf wohl nicht erwarten, daß Polen in absehbarer Zeit auch nur eine dieser Minderheiten mit seinem Dasein aussöhnen wird, mag es sich nun um die in schütterer Streu über das Land verteilten deutschen Bauern,

um die deutschen Industriearbeiter des Westens, um die Litauer im Nordosten oder um die Ruthenen im Südosten handeln.

Anthropologisch sind die Weißrussen recht interessant. Aber eigentlich doch nur deshalb, weil wir herzlich wenig von ihnen wissen, und zwar noch um so weniger, weil die ihr Volkstum behandelnden Aufsätze fast ausschließlich in russischen Zeitschriften vergraben sind. Die Weißrussen gelten für sehr reine und unvermischte Vertreter der Slawen; ihre Sprache ist von der großrussischen nicht nur dialektisch verschieden, sondern besteht ebenso selbständig für sich wie die Sprache der Ruthenen. Die große Welt hatte bisher nur wenig Grund, sich mit den Weißrussen zu beschäftigen; gehören sie doch zu den Völkern unseres Erdteils, deren Wohnplätze am weitesten von den Brennpunkten des Verkehrs, von den Schauplätzen des Kulturlebens entfernt sind.

Wenn wir von dieser Ostgrenze Neupolens sprechen, dürfen wir nie vergessen, daß hinter ihr ein haßerfüllter Nachbar haust, der nichts sehnlicher wünscht, als auch das westliche Nachbarreich dem Terror des Bolschewismus auszuliefern. Die Aufgabe, in Sumpf und Öde, Wald und Heide die von den Sowjets an dieser Ostgrenze planvoll geförderten Bandenkämpfe zu unterdrücken, wird der polnischen Regierung zweifellos noch manche harte Nuß zu knacken geben.

So bleibt denn im Osten zwischen der alten Grenze Kongreßpolens und der neuen des jungen Staats als ein etwas erfreulicherer Zuwachs eigentlich nur der Industriebezirk von Bialystok bestehen, der gewissermaßen den von Lodz in sehr verkleinertem und vereinfachtem Abbilde wiederholt. Vorläufig dürfte er noch keine rechte Lebensfrische erweisen, da er von seinem Absatzgebiet im Osten so entschieden getrennt ist. Die Stadt Bialystok (80000 Einw.) stellt in diesen weiten Räumen auch die einzige bemerkenswerte Siedlung dar, weil die Russen die Festung Brest-Litowsk (30000 Einw.) seinerzeit als einen wahren Trümmerhaufen geräumt haben.

GALIZIEN

Sehr viel wichtiger als das Grenzland im Osten ist für Neupolen das gewaltige volkreiche Galizien, das auf einem Fünftel des polnischen Staatsgebiets (178 000 qkm) mehr als ein Viertel seiner Einwohner (8 Millionen) beherbergt.

Wenn Partsch behauptet, Polen sei dereinst erst durch Galizien ein starkes Reich geworden, weil Polen damals seine erste natürliche Grenze erhielt, an die gelehnt es nun seine Arme nach Osten und Westen regen konnte, so trifft das für die Zeit, die dieser Geograph dabei im Auge hat, durchaus zu. In unseren Tagen liegen die Dinge aber doch ganz anders. Heute soll das junge Reich seine Arme gar nicht nach Osten und Westen regen, heute kommt es für Polen darauf an, im Weichselland einen wirtschaftlich gesunden, lebensfähigen Staat zu schaffen. Für den stellt der Besitz des Landes, das von Österrreich fortwährend bedeutende Zuschüsse verlangte, eine starke Belastung dar; gerade in Galizien harren Neupolens sehr schwere Aufgaben, prophezeien doch viele, nicht urteilslose Politiker, daß gerade die ruthenische Frage für Neupolen schicksalsschwere Verwickelungen schaffen werde.

Hier in Galizien reicht polnisches Staatsgebiet noch weit in die Karpathen hinein. Vor dem Gebirge geht das freundliche Hügelland Westgaliziens allmählich in sandige Ebenen über, die, von geräumigen Heidewäldern bedeckt, nordwärts



Dr. Hans Praesent, Leipzig

Straße des südpolnischen Dorfes Tyszowce



Dr. Hans Praesent, Leipzig

Die Neustadtstraße in Lodz



Dr. Hans Praesent, Leipzig

Panorama von Nasielsk (Nordpolen)



Dr. Hans Praesent, Leipzig

Das Rathaus von Sandomierz an der Weichsel (Südpolen)

bis zur Weichsel und zum San reichen. Ostgalizien gehört dagegen schon zum Stromgebiet des Schwarzen Meeres, dem der Dnjestr in tiefem, stellenweise sumpfigem Flußtal zuströmt. Das Vorland des Gebirges wird hier von der fruchtbaren, tabakreichen Landschaft Pokutien gebildet, während sich nördlich des Dnjestr die podolische Platte ausdehnt, deren ganzes Landschaftsgepräge uns schon an die Steppen des europäischen Osten erinnert. In diese Platte haben die zahlreichen Nebenflüsse des Dnjestr, die fast schnurstracks nach Süden fließen, tiefe, zuweilen sehr schmale Erosionsrinnen eingegraben. Sie zeigen uns die hübschesten Landschaftsbilder Galiziens, wenn wir von der großartigen Gebirgswelt der Karpathen absehen.

Das Klima Galiziens ist, im Grunde genommen, noch immer ozeanisch milde. Selbst in Ostgalizien erreicht der Januardurchschnitt in den ebeneren Landesteilen kaum — 6°. Was bedeutet das, wenn wir es mit den entsprechenden Werten des inneren Rußlands vergleichen? Der Sommer ist ziemlich warm, er bringt es auf Durchschnittswerte von 21°, d. h. auf volle vier Grad mehr als in dem Küstengebiet der Ostsee.

So reift denn in Ostgalizien schon der Mais, dagegen begegnen wir noch keinen Weingärten. In den begünstigteren Strichen werden wir diesen Mangel aber wohl mehr auf kulturelle als auf klimatische Gründe zurückführen müssen.

In Westgalizien muten uns das Land und die Siedelungen noch ganz mitteleuropäisch an, mag es sich nun um das turmreiche Krakau handeln oder um das gewerbtätige Bielitz (20000 Einw.), das Polen mit trefflichen Stoffen und — wie lange wohl noch? — mit jungen deutschen Lehrern versorgen soll. Die Kohlenschätze des schlesischen Grenzgebiets kommen der jungen Industrie dieses Landes trefflich zustatten, und die Salzbergwerke von Wieliczka mit ihren unterirdischen Domen, Märkten und Straßenzügen sind weltberühmt.

Außer Kohle gewinnt man hier auch Zink, Bleierze und Zement; überall rauchen himmelhohe Schlote, zu denen die gelben Strohdächer der Polendörfer mitunter gar nicht mehr passen wollen, und die durch die Mährische Pforte nach Westen rollenden Schnellzüge sorgen für gute Verbindung dieser freundlichen, gewerbfleißigen Landschaft mit den Hochkulturländern der europäischen Mitte.

Hier im Westen ist Galizien ganz überwiegend polnisch; die deutschen Dörfer, die zumeist während der Regierung Josephs II. gegründet worden sind, bedeuten wohl für den landfremden Reisenden eine überaus willkommene Abwechselung, sind aber mit ihren 80000 Einwohnern (in ganz Galizien bilden die Deutschen 1% der Bevölkerung!) doch nicht imstande, das Gesamtbild der Landschaft wesentlich zu beeinflussen. Auch die Landwirtschaft wird hier in Westgalizien noch ganz so wie weiter im Westen betrieben; sind doch Kartoffeln (Schnaps) und Roggen ihre wichtigsten Erzeugnisse. Kläglich ist es dagegen, selbst in dieser bevorzugten Landeshälfte, um die städtische Kultur bestellt. Der deutsche Bürger ist, abgesehen von Bielitz, so gut wie ganz verschwunden, der polnische Mittelstand noch herzlich unbedeutend. So überwiegt in den Städten, selbst in größeren, wie dem in baulicher Hinsicht recht bedeutenden, handelsreichen Tarnow (35000 Einw.), ganz und gar der Ostjude.

Noch viel unerquicklicher werden die Verhältnisse in dem Übergangsgebiet des Westens und Ostens, in dem Raume zwischen der während des Weltkriegs so oft genannten Festung Przemysl (50000 Einw.), deren Stadtkern prächtig am hohen Ufer des San emporsteigt, und der äußerlich sehr glänzenden Hauptstadt Ost-

galiziens, dem volkreichen Lemberg (220 000 Einw.). Hier gelangen wir in ein Gebiet stärkster Völkermischung. Polen, Ruthenen, Juden und hier und da wohl auch Deutsche wohnen bunt durcheinander, alle Nachbarn und Landsleute, fast alle Feinde. Die polnischen Großgrundbesitzer herrisch und hoffärtig, die ruthenischen Bauern arm und schmutzig, die Juden zäh und gierig und schlau genug, den Arbeitsertrag der übrigen größtenteils in ihre Tasche zu leiten.

Es gibt Länder, die uns vom ersten Augenblick an, da wir sie betreten, einen wirtlichen Eindruck machen. Das brauchen gar keine reichen Kulturländer zu sein; es gilt ebensogut von der fleißig bebauten Heimat mancher Negerstämme. In anderen fühlen wir uns sogleich unbehaglich und werden den Gedanken nicht los: hier möchtest du nicht begraben sein. Zu diesen Gebieten gehören recht große Teile von Galizien.

Auch der österreichische Offizier und Beamte ist solcher Stimmung nur selten Herr geworden; wurde er nach Galizien versetzt, so klagte er wie Ovid in Tomi. Aber selbst wir norddeutschen Ostmärker, die wir eine viel kargere Heimat besitzen als die Söhne jenes blühenden Gaus, über den der Stephansdom so stolz herübergrüßt, können ihre Gefühle wohl verstehen.

Dabei wäre Galizien eigentlich fruchtbar genug, um eine zahlreiche Bevölkerung in Glück und Wohlstand zu ernähren. Weit ärmere Gegenden Deutschlands sind zu anheimelnden Gauen geworden, in deren behaglichen Wohnstätten der Reisende gern verweilt, an deren Städte und Dörfer er noch lange gern zurückdenkt. Hier in Galizien fühlen wir uns erst so recht wohl, wenn die freie Heide uns aufnahm, wo Bienen um die Blüten summen, wenn wir in das laubreiche Tal des Flüßchens hinabsteigen, wo wir nichts mehr sehen als Wiesenblumen, Waldbäume und steile Uferhänge. Will man des Dichters Wort: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!“ so recht verstehen, so muß man nach Galizien reisen. Golden wogen die Weizenfelder, und die Maisstauden strotzen in Kraft, aber die Fülle reicht doch nicht mehr hin, um das übervölkerte Land zu nähren, denn auf gleichem Raume wollen hier doppelt soviel hungrige Münder satt gemacht werden als in den fruchtbareren Teilen Ostdeutschlands. Industriewaren, mit denen die Nahrungseinfuhr aus dem Auslande bezahlt werden könnte, werden aber erst in recht bescheidenen Mengen erzeugt.

So blieb Galizien ein recht glückloses Land. Aufmerksam mustert der jüdische Händler, der im leichten Wagen auf der staubigen Straße dahinrollt, die Felder und Äcker, deren Besitzer schon seit Jahr und Tag bei ihm im Schuldbuch stehen. Kehrt der deutsche Reisende in der Hütte des Ruthenen ein, wo Mensch und Vieh wie in vorgeschichtlichen Zeiten in demselben Gelasse hausen, so kann er sich von den Sünden der polnischen Herren berichten lassen, als deren Leibeigene die Ahnen seines Wirts fronen mußten; und gewinnt er im schmutzigen Städtchen das Vertrauen des jüdischen Arztes oder Rechtsanwalts, so erzählt der ihm vielleicht von gar nicht so entlegenen Zeiten, da die schönen Töchter des Orients es ängstlich vermeiden mußten, die wohlgefälligen Blicke der allgewaltigen polnischen Machthaber auf sich zu lenken. Und von Tag zu Tag fühlt er dabei tiefer, daß er hier in „Halbasien“ weilt, wie der formgewandte, leidenschaftliche Karl Emil Franzos seine unglückliche Heimat getauft hat.

Auf den breiten Straßen Lembergs, der recht neumodischen Hauptstadt Ostgaliziens, können wir für Augenblicke, in den sauberen Dörfern der Deutschen

für Tage und Wochen alle diese Tatsachen vergessen, aber sobald wir wieder im echten, rechten Galizien weilen, drängen sie sich uns immer von neuem auf. Trotz alledem hat Österreich in den letzten Menschenaltern hier im Nordosten tüchtige Arbeit geleistet und sich dort auch pflichttreue, brauchbare Beamte erzogen. Das zeigte sich besonders in den ersten Lebensjahren Neupolens, wo die „Galizier" überall als die Garde der polnischen Beamten galten.

Und dabei ist Galizien auch an Bodenschätzen gar nicht arm, vermag der Ertrag der bereits vorhandenen Werke wohl noch sehr gesteigert zu werden. Vor dem Kriege lieferten die Petroleumquellen Ostgaliziens — von den Ölstädten ist namentlich Boryslaw mit vorzüglichen Reinigungsanlagen ausgestattet — 5% der Welterzeugung, und die Kohleförderung steckt noch in den ersten Anfängen. Unermeßliche Holzschätze können in den weiten Karpathenwäldern geborgen werden, so sehr sie auch im Weltkrieg gelitten haben, und die Getreideernte, die heute für die zahlreiche Bevölkerung nicht mehr ausreicht, würde eine zeitgemäßere Wirtschaftsform leicht verdoppeln. Aber leider müssen wir zugeben, daß mit einer durchgreifenden Reform des Wirtschaftslebens bei den unglückseligen völkischen Verhältnissen, die in Galizien herrschen, dort wohl nicht sobald gerechnet werden darf. Sogar die immer wieder von den Erdkundigen hervorgehobene Tatsache, daß der große Ostweg von Mitteleuropa nach dem Schwarzen Meer das Vorland der Karpathen benutzt, hat heutzutage mehr theoretische als praktische Bedeutung. Augenblicklich führt er recht ins Leere, gerade so wie der Straßenfächer, der von Lemberg ostwärts gerichtet ist.

Über die kleineren Städte Ostgaliziens brauchen wir nicht viel Worte zu machen. Mag es sich um die Straßenreihe im Karpathenvorlande, Orte wie Drohobycz (27000 Einw.), Stryj (27000 Einw.), Stanislau (50000 Einw.) und Kolomea (40000 Einw.), handeln oder mögen wir uns den Siedlungen im wolhynischen Nordostwinkel des Landes, Brody (11000 Einw.) und Tarnopol (31000 Einw.) vor anderen, zuwenden, Städte im deutschen Sinn sind das alles nicht. Neben den Beamten treffen wir vor allem Ostjuden, die mit den Erzeugnissen des Landes handeln, aber völlig außerstande sind, ein geistig angeregtes, durch tausend heilige Bande mit der engsten Heimat verbundenes Bürgertum zu ersetzen.

Da wir Posen und Westpreußen bereits bei Norddeutschland behandelt haben, wäre unsere Wanderung durch Polen damit beendet. Daß wir so oft Verschiedenartiges nebeneinanderstellen mußten, daß es uns nicht gelang, den neuen Staat als einen einheitlichen Organismus begreiflich zu machen, liegt nicht an uns, sondern an dem Wesen der Dinge selbst. Vorläufig bedeutet der Name Polen noch mehr ein Programm, und zwar eine Fülle fast unlösbarer Aufgaben, als daß wir bei ihm an ein fertiges Staatsgebilde denken dürften.

LITERATUR

Die Besetzung des größten Teiles vom heutigen Staatsgebiet durch deutsche und österreichisch-ungarische Truppen während des Weltkrieges bot deutschen Geographen die Möglichkeit zu einer systematischen Erforschung dieser vorher der wissenschaftlichen Durchdringung so gut wie unzugänglichen Länder. Sie fand ihren Niederschlag im „Handbuch von Polen (Kongreßpolen)", herausgegeben unter der Redaktion von Dr. E. Wunderlich. 2. Aufl., Berlin 1918. Von den übrigen, unter dem Sammeltitel „Beiträge zur polnischen Landeskunde" erschienenen Veröffentlichungen der „Landeskundlichen Kommission beim Kaiserl. deutschen Generalgouvernement Warschau" ist der Geographische Bilderatlas von (Kongreß-)Polen von Dr. E. Wunderlich (1917) besonders bekannt geworden.

Weitere Werke über Polen: Friedrichsen, Die Grenzmarken des europäischen Rußland (1915). Kaindl, Polen (1916). v. Romer, Atlas von Polen (1916; behandelt ganz Polen).

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 81—84

Die Bildertafeln zu Polen zeigen einige typische Landschafts- und Siedlungsbilder. Die Steppe am Narew (Tafel 81 oben), im Hintergrund von einer Düne durchzogen, gehört der eigentlichen polnischen Niederung an, die der Zone der Urstromtäler in Nordostdeutschland entspricht. — Ein Stückchen eines solchen Urstromtales zeigt (Tafel 81 unten) der Blick von Gora Kalwarja (30 km südlich von Warschau) auf das Weichseltal, das hier 11 km breit ist, während die Weichsel 1 km Breite erreicht. Ihre Überschwemmungsböden bilden breite fruchtbare, der Viehzucht dienende Niederungen. Deutlich tritt die Verwilderung des Flußlaufes in Erscheinung. — In das südpolnische Hügelland führt uns auf Tafel 82 oben das Bild von Garbów (10 km nördlich von Sandomierz). Die Häuser des Dorfes liegen großenteils in den steilwandigen Tälern versteckt, die in die Lößhochflächen eingeschnitten sind. — Die Gegend von Pinsk endlich (Tafel 82 unten) liegt im Mittelpunkt der großen Rokitnosümpfe der Polesie, im östlichen Grenzgebiet Neupolens.

Von den Siedlungsbildern zeigt uns Tyszowce (Tafel 83 oben) ein typisches südpolnisches Dorf (die des Nordens sehen übrigens kaum anders aus) mit seiner Straßendorfform, den Strohdächern auf den niedrigen, oft verwahrlost aussehenden Hütten und dem Ziehbrunnen.

Das Rathaus in Sandomierz (Tafel 84 unten) an der Weichsel (Südpolen) bietet deutliche Anklänge an die deutsche Backsteingotik des 14. Jahrhunderts, obgleich es später mehrfach umgebaut und erneuert worden ist. — Noch deutlicher zeigt das Panorama von Nasielsk (Tafel 84 oben) in Nordpolen den Einfluß des deutschen Bürgertums des Mittelalters, der dann zum größten Schaden Polens nur zu rasch wieder unterdrückt wurde. Nasielsk ist in seiner Anlage die typische nord- und ostdeutsche Kolonialstadt des 13. und 14. Jahrhunderts mit dem rechteckigen Markt (poln. „rynek") in der Mitte, der Raum für den Marktverkehr und festgebaute Verkaufsstände enthält. Um den Markt gruppiert sich die regelmäßig schachbrettartige Stadtanlage. — In eine moderne Industriestadt mit ihrem unvermittelten Nebeneinander alter Holzhütten und neuer Mietskasernen führt uns das Bild der Neustadtstraße in Lodz (Tafel 83 unten).

BALTLAND UND LITAUEN

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

Zeigten wir einem Menschen, der mit diesen Dingen nicht schon vertraut ist, eine Karte der östlichen Grenzgebiete Deutschlands, so fände er nicht den geringsten Hinweis darauf, wie die Grenzen dort verlaufen müßten. So wird es erklärlich, daß die Ordensritter im Streben, einen schwachen Ersatz für die fehlende Naturgrenze zu schaffen, ihr Land mit einem breiten Waldgürtel, der „Wildnis", umgaben, deren Reste sich noch heute gar nicht besonders lückenhaft zwischen hüben und drüben hinziehen.

Grade ein Vergleich zwischen Norddeutschland und dem Gebiet der östlichen Randstaaten führt uns zu der Erkenntnis, daß geologisch recht verschiedene Erdräume doch ein sehr ähnliches Landschaftsgepräge erhalten können. Mag der Untergrund weiter westlich aus Kreide, jenseits der deutschen Grenze dagegen aus flach gelagerten paläozoischen Schichten bestehen, der Wanderer spürt davon nicht viel, weil beide Räume ihre Oberflächenform in erster Linie den nordischen Gletschern der Eiszeit zu verdanken haben. Mit leicht gewellten Flächen dehnt sich die Grundmoräne vor uns in endlose Fernen, durchschnitten von tiefen Flußtälern, wo die blinkende Welle und laubreiche Galeriewälder immer wieder hübsche Bilder zustande bringen. Dann und wann wölben sich die Höhen aber viel stattlicher empor; blanke Landseen blitzen vor uns auf, und die waldbedeckten Bergzüge, zwischen denen die murmelnden Bäche immer wieder zu lauschigen Mühlteichen aufgestaut werden, erinnern uns an die freundlichsten Gegenden der deutschen Mittelgebirge. Wir möchten es dann kaum glauben, daß wir unter Breiten weilen, die anderswo schon ein völlig subarktisches Gepräge tragen können. Auf solche Gedanken kommen wir hier nur in manchen ärmlichen Heidestrichen, wo schwindsüchtige Birken ihre spirrlichten Kronen im Winde wehen lassen und der Schneehase sich vor dem Jäger in den dicken Polstern nordischer Beeren duckt. Am eigenartigsten erscheinen uns noch jene Striche Estlands, wo die Gesteinsschichten mit steilen Glintstufen zur Küste abbrechen. An und für sich muten die Bauten des hochgetürmten Reval den Norddeutschen noch recht heimatlich an, aber schon wegen der Lage der Stadt auf dieser ansehnlichen Steilküste käme niemand auf den Gedanken, die Hauptstadt Estlands im Deutschen Reich zu suchen, wenn er ihre Lage lediglich nach einem Bilde bestimmen sollte.

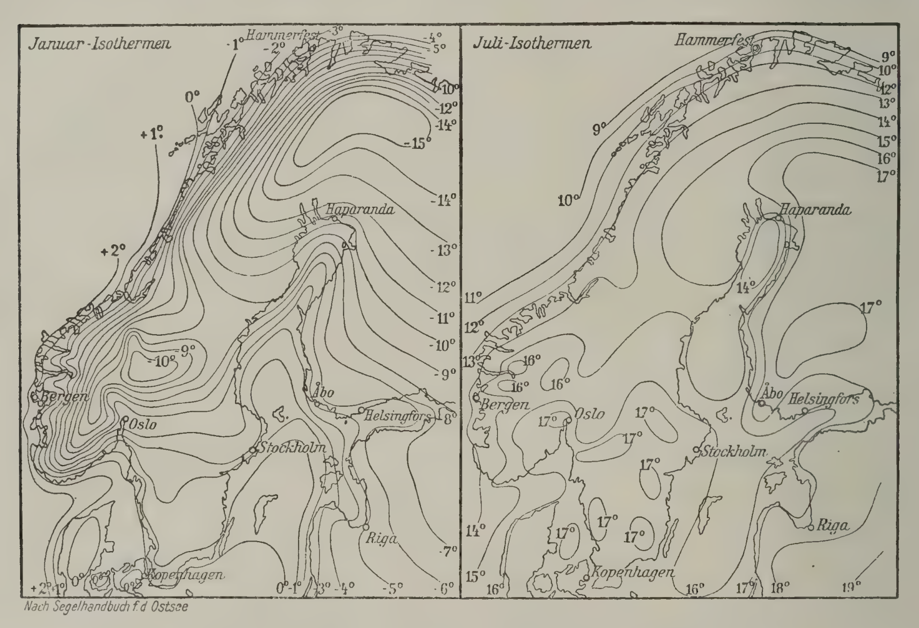
Ausgeprägte Übergangsgebiete pflegen der Bildung scharf umrandeter, in ihrer ganzen Art durchaus persönlich wirkender Staaten besonders große Schwierigkeiten zu bereiten. Diese Schwierigkeiten werden um so größer, je schwächer die Spannungen des wirtschaftlichen Lebens in ihnen sind. Wer sich das recht

vergegenwärtigt, wird die Beständigkeit der heute in unserem Gebiet bestehenden Staaten vorläufig nicht allzu hoch einschätzen.

Weit wichtiger als die politischen Eintagsschöpfungen, die mehr Pläne als Verwirklichungen, mehr Wille als Wesen sind, bleiben für uns die natürlichen Eigenschaften dieses Erdraums, sein Klima, die Tier- und Pflanzenwelt und auch die Völker, denn die Natur und ihre Bildungen sind beständiger als die Werke der Staatsmänner, deren Weisheit nur selten „erdgeboren" ist und den Sinn der Erde zum rechten Ausdruck bringen mag.

KLIMA, PFLANZEN- UND TIERWELT

Wir tun wohl am besten, wenn wir unsere Wissenschaft nicht in zu viel Schächtelchen ordnen, sondern zugleich mit dem Klima auch schon die Pflanzen- und Tier-



Januar- und Juli-Isothermen des Ostseegebiets und Skandinaviens

welt behandeln, die so eng vom Klima abhängen und im Grunde genommen nur den sinnlichen Ausdruck der von ihm gebotenen Lebensbedingungen darstellen.

Es ist nicht leicht, die Natur dieser Gebiete richtig zu schildern. Heben wir ihre Ähnlichkeit mit Ostdeutschland entschieden hervor, so übertreiben wir leicht, und betonen wir aus Besorgnis davor das Unterscheidende, so verfallen wir schließlich doch in den gleichen Fehler.

Am wichtigsten ist es wohl, immer wieder hervorzuheben, daß wir es hier noch nicht mit dem stark ausgeprägten Landklima des inneren Rußlands zu tun haben, so hart auch der estnische Winter einem Sohne des milderen Weichseldeltas erscheinen möchte. Selbst in diesem Gebiet spüren wir noch den ausgleichenden Einfluß der benachbarten Salzflut, doch muß er sich meist mit schwächlichen Andeutungen begnügen, wo er weiter westlich, entschiedener durchgreifend, sogar im Mittwinter wochenlanges Tauwetter zu erzwingen weiß. Bei genauerem Zusehen

merken wir überall noch den mildernden Einfluß der Ostsee, wenn er auch nur das Klima des eigentlichen Küstenstrichs vollkommen zu bestimmen vermag. Im Städtchen Kielland auf Ösel dürfen wir noch genau denselben Januardurchschnitt erwarten, auf den wir in Danzig Anspruch hatten, aber schon Riga ist dann kälter als Stockholm. Während Mitau im Mittwinter noch wesentlich wärmer ist als Marggrabowa im Innern Ostpreußens, erinnert uns der Januar in Dorpat mit seinem Durchschnitt von — 6,9° doch bereits stark an das russische Klima.

Im Sommer verhalten sich die Dinge umgekehrt. Wollen wir die Juliwärme Wilnas (19,2°) wiederfinden, so müssen wir schon die sommerwärmsten Teile Deutschlands aufsuchen. Mitau ist dann ebenso warm wie Breslau, während wir dicht an der Küste ähnliche Verhältnisse finden wie bei Stolp und Leba (Temperaturen zwischen 16° und 17°).

Dabei müssen wir besonders hervorheben, daß die gute Jahreszeit in unserem Erdraum doch überall schon wesentlich kürzer ist als im deutschen Vaterlande. Wenn der Eisgang auf der Memel beginnt, trägt die Narwa ihre kristallene Decke noch einen vollen Monat weiter und hinsichtlich der Laubverfärbung des Waldes spielt in Liv- und Estland der September schon die gleiche Rolle wie im Preußenlande der Gilbhart (Oktober).

Vielleicht dürfen wir alles dahin zusammenfassen, daß an Düna und Narwa Sommer und Winter scharf ausgeprägt sind, der Frühling beinahe ganz verschwindet und der frühe Herbst uns nur im Vergleich zum Lenz lang und freundlich erscheinen mag. Unangemeldet, rasch und herrisch zieht der Sommer ins Land, und in solchen Gauen, wo die Flüsse erst Mitte April ihre Eisdecke sprengten, haben wir oft genug schon einen Monat später Hitzegrade, die uns fast hochsommerlich dünken könnten. Doch schon Ende August beginnt es auffällig zu herbsteln, und ehe noch der Oktober gekommen ist, streuten schon Esche und Ahorn, Linde und Erle ihren sommerlichen Schmuck auf die weißbereifte Erde.

Hinsichtlich der Pflanzen und Tiere bildet das Baltland ein Übergangsgebiet zwischen der mitteleuropäischen und subarktischen Region. Hier treffen sich die Eibe und die Zwergbirke, wohnen unser Lampe und der Schneehase mitunter dicht beieinander. In den günstigsten Lagen fühlen wir uns an Mitteldeutschland, in den rauhesten an die Nachbarschaft der Tundra erinnert. Dabei nimmt die Wärme wohl von Süden nach Norden ab, aber andererseits erfreut sich auch ein schmaler Küstenstreifen allerorten großer Milde. Darum gedeiht in Kurland noch unser Mischwald ohne die stolze Rotbuche; deshalb bildet die Eibe auf Dagö und Ösel noch dunkle Dickichte, umrankt hinter den Dünen der Efeu noch die windgestauchten Eichen. Im westlichen Kurland wird die Walnuß noch reif, aber schon bei Riga sucht der Gärtner möglichst frühe Apfelsorten zu züchten. In der livischen Schweiz begleitet sonniger Mischwald die raschen Bergflüsse, aber in Estland begegnet uns schon recht oft jener kümmerliche, fast kraftlose Kiefernwald, der das Gebiet östlich von Petersburg kennzeichnet.

Den Wildreichtum verdanken die baltischen Wälder der Hege ihrer deutschen Besitzer, zu denen so naturfrohe Männer wie Apel von Löwis und Egon von Kapherr zählten. Jetzt, da der Bauernjäger — nur allzuoft ist er Naturschänder — freies Spiel hat, werden der trottende Elch, der hurtige Rehbock und der balzende Urhahn bald verschwinden. Dann dürften die vernachlässigten Holzungen nur noch wintersüber jenes bunte Leben zeigen, das der nordische Winter zu ihnen

sendet, wenn er Hakengimpel, Seidenschwänze, Leinfinken, Schneeeulen und anderes Gefieder südwärts scheucht. In Litauen sieht das alles ähnlich aus, nur muß das Land ärmlicher genannt werden. Dem Raubzeug an Feder und Haar (Wolf) kommt hier wie dort die spärliche Bevölkerung noch zugute.

LANDSCHAFTEN

Am mildesten ist das Klima in Kurland, das der Balte mit Recht als sein „Gottesländchen" bezeichnet. Hier gedeiht im Westen sogar noch die Weißbuche; sie hilft dort Mischwälder bilden, die dem Deutschen noch durchaus heimatlich erscheinen. Freundliche Obstgärten umgeben Weiler und Dorf, und ein gastlicher Pfarrherr erzählt uns vielleicht ganz stolz, daß der mächtige Nußbaum im Garten den Kindern noch Jahr für Jahr genießbare Früchte beschert. Hier gleicht die Landschaft der Endmoränengebiete trotz des Fehlens der Rotbuche noch ganz und gar den entsprechenden Bildern Ost- und Westpreußens; in manchen Teilen der kurischen Schweiz könnten wir uns in den Waldtälern der Elbinger Höhe wähnen, um so mehr, als auch in den Rehbergen am Frischen Haff schon ernste Fichtenwälder zu den rauschenden Mühlbächen hinabsteigen.

Alles in allem haben wir gerade hier in Kurland noch das Gefühl, wir weilten in Mitteleuropa, ein Gefühl, für das allerdings nicht nur die natürlichen Verhältnisse, sondern auch die Siedelungen des Landes verantwortlich sein mögen, über denen von der Zeit der kurischen Herzöge her noch ein Schimmer deutschen Wesens zu liegen scheint, mögen auch seitdem schon Jahrhunderte dahingerauscht sein. „Ziehe durch Polen und iß mit den Juden", schrieb der große Spaziergänger Seume im Jahre 1805, „und schlaf' unter dem Grunzen der Schweine, und du wirst fühlen, wie wohltätig, welche gesellige Wiedergeburt es ist, wenn du in Kurland in ein reinliches, freundliches Zimmer trittst, von einem artigen nettgekleideten Mädchen bewillkommt und mit einer guten Mahlzeit bewirtet wirst."

Diese Worte Seumes gelten auch heute noch. Daß das Wohlbehagen, das er uns schildert, nur durch die kulturellen Verhältnisse erregt wird, zeigt uns schon ein Vergleich mit der litauischen Landschaft Szamaiten, in der das am grünen Tisch geschaffene Staatengebilde Litauen bis an den Strand der Ostsee reicht. Wie unwirtlich ist dieser Gau, ob er sich auch der gleichen klimatischen Bedingungen freut wie das Gottesländchen. Wandern wir in Szamaiten auf verödeten Landstraßen an verfallenen Gehöften vorbei, so erkennen wir immer wieder, daß der Geist des Menschen sich seinen Körper baut; ins Erdkundliche übersetzt, besagt das, die Seele eines Volkes sucht auch in der Eigenart seines irdischen Gehäuses zum Ausdruck zu gelangen.

Schon ein ganz Stück schlechter als das „Gottesländchen" ist das eigentliche Livland daran. Oft kommt es dem Erdkundigen vor, als sei gerade hier das Schlachtfeld, wo der Kampf zwischen Norden und Süden ausgefochten wird. Unvergeßlich ist dem Fremden der strahlende Pfingstmorgen, da er neben dem adligen Gutsherrn auf der Freitreppe des Schlosses beim Frühstück saß und der Sprachmeister, der „Fifehüje", der „Nachtigallküster", wie ihn der Este nennt, auf blühenden Obstbäumen seine schönsten Lieder sang. Unvergeßlich bleiben ihm die Stunden, da er in der livischen Schweiz im tief eingeschnittenen Flußtal sich des durchsonnten Laubwaldes freute, das rauschende Wehr blitzte und funkelte und von den malerischen Uferhöhen alter Burgen schicksalsreiche Trümmer zu ihm hinabgrüßten.



G. Džiengels, Riga

Riga an der Düna



Das Tal der Livländischen Aa bei Segewold (Livländ. Schweiz)



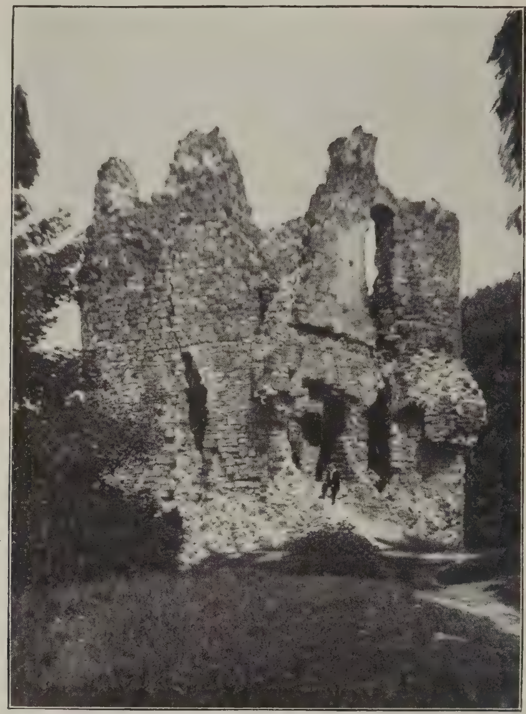
G. Džiengels, Riga

Gutshof am See



G. Džiengels, Riga

Lettischer Bauer



G. Dżiengels, Riga

Ruine des Ordensschlosses Segewold



G. Dżiengels, Riga

Der Raiskumsee bei Wenden

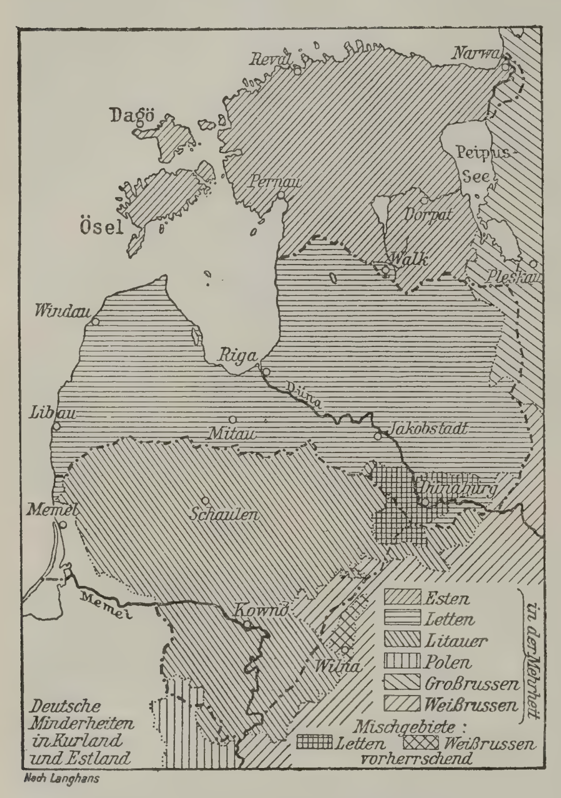
Aber gleichzeitig entsinnt er sich auch der Tage, da er dem „Buschwärter“ seines Gastfreundes im Sonnenbrand des Hochsommers über das braune Moor folgte, wo die Armut wohnt und die Einsamkeit behaust ist. In dem halbverhungerten Birkenhain stimmten die nordischen Weindrosseln ihre kläglichen Weisen an, und in der Ferne, weit, weit hinten, strebte das mächtige Elch mit klappendem Huf dem bergenden Dickicht zu.
Und noch kläglichere Bilder zeigt uns manche Gegend Estlands, wo nur niedrige Fichtenkusseln den armseligen „Richkboden“ beleben, dessen Kalkbrocken die Oberfläche des Landes weithin in eine wahre Schädelstätte verwandelt haben. Sehnsüchtig gedenken wir dort der freundlichen Gehölzwiesen der Inseln im Rigaischen Meerbusen, um deren mächtige Laubbäume noch dann und wann der Efeu seine klimmenden Ranken legt, so daß liebliche Parklandschaften zustande kommen, die man eher in England als in den russischen Ostseeprovinzen suchen möchte. Und wandern wir durch die von der Natur recht auf Halbsold gesetzten Fichtenwälder der ärmeren Teile des Estenlandes, so träumen wir wohl von dem herrlichen Flußtal, in dem die rauschende Memel das litauische Land durchzieht, von diesem tiefen, tiefen Waldtal, an dessen Ufern der Sprosser schwermütige Weisen dichtet, wo mächtige Holztraften plätschernd unter den Höhen vorüberziehen, von denen Grodno und Kowno stattlich ins Land schaun.
Daß der Erdraum, den wir hier behandeln, auch im Menschenleben ein gewisses Sonderdasein führte, dafür sorgte schon die wässerige, sumpfige, waldige Öde, die ihn im Osten von Rußland trennt, jener breite Grenzstrich, in dem der Peipus seine Wellen über eine unabsehbare Fläche rollt, während südlich von ihm wirklich unzählbare Sumpfseen das Bild der Landkarte einem Siebe gleichmachen.

VÖLKER

Doch solche Absonderung hätte nur dann rechten Segen bringen können, wenn das Land zwischen der Küste und der Grenzöde im Osten breit und reich genug gewesen wäre, um wirklich lebensvollen Staaten Platz zu bieten. Weil das nicht der Fall war, blieb dieser Erdraum verhältnismäßig arm an inneren Spannungen, so daß sich Verhältnisse herausbildeten, die etwa denen unserer deutschen Ostseeprovinzen entsprächen, wenn wir fast alle stattlichen Siedlungen aus ihnen fortdächten und allerorten dem Landmann das Feld freimachten. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte von etwa 25—30 Seelen stimmt damit vortrefflich überein.
Alle diese Gebiete zeigen noch heute keine Bilder gesammelter Kraft, willensstarken Eigenlebens. Dazu lagen sie viel zu weit von den Stätten entfernt, wo man um Europas Schicksal die Würfel warf, dazu war das Hinterland ihrer hafenarmen Küsten, dies Hinter-land, das erst jenseits von Seen, Sümpfen und Wäldern lag, viel zu arm und dämmerstill. Deshalb führten die Ureinwohner von Estland, Livland und Litauen ein schlichtes Bauernleben, friedlich und nachgiebig, so recht gestimmt auf den Klang der litauischen Daïnos und die schwermütigen Volksweisen der Esten.
Ohne daß die Welt viel davon merkte, gingen manche dieser weltfernen Stämme zu der ewigen Ruh'. Über den Gräbern der Kuren weht das silberige Strandgras, und von den Liven hat sich nur ein dürftiger Rest — 2500 mögen es sein — in der Nähe von Kap Domesnäs am Rigaischen Meerbusen erhalten

können. Heut wohnen zwischen dem Pregel und dem finnischen Meer die Litauer, Letten und Esten. Die beiden ersten Völker gehören mit den Pruzzen und Jadzwingern zu der letto-livischen Sprachfamilie, während die Esten stark mongoloide Rassenmerkmale besitzen, die sie als nahe Verwandte der Finnen kennzeichnen.

Alle diese Angaben müssen jedoch mit jenem Vorbehalt aufgenommen werden, der bei allen anthropologischen Bestimmungen so nötig zu sein pflegt. Heute könnte man die Esten fast für Germanen halten, und auch bei den Letten und Litauern wiegen allgemein nordische Eigenschaften so stark vor, daß wir darüber die eigentlichen Stammesmerkmale mitunter beinahe vergessen! Gerade deshalb können wir es dem deutschen Adel der Ostseeprovinzen so schwer verzeihen, daß er nicht alles tat, um diese Stämme einzudeutschen. In den Adern so manchen Menschenkindes, das mit deutscher Zunge spricht, fließt ein Blut, das zum deutschen Wesen viel weniger paßt.



Die Völkerverteilung im Baltland

(Vereinfacht nach Langhans, Petermanns Mitt.1915, Taf.43)

Unter sich weichen die Esten und Letten so stark voneinander ab, wie sich das bei ihrer verschiedenen Abstammung erwarten läßt, während die Litauer ihrem lettischen Bruderstamm recht nahestehen. Man rühmt den Esten nach, daß sie sich mit nüchternem Tatsachensinn ins Leben zu schicken verstehn und auch imstande sind, mit vereinten Kräften einem gemeinsamen Ziele zuzustreben. Viele behaupten sogar, daß sie auch die Landwirtschaft besser verstünden als ihre südlichen Nachbarn, obgleich auch die Fähigkeiten der Letten auf diesem Felde der Tätigkeit am besten zur Geltung kommen. Als der Hauptfehler der Letten gilt ihre übergroße Neigung zu durchaus individuellem Leben; gerade so wie die alten Germanen wohnen sie am liebsten auf dem Einzelhof, dem „Gesinde". Die Kräfte dieses Volkes zu politischer und wirtschaftlicher Arbeit richtig zusammenzufassen, dürfte sehr schwer sein. Nach dem Grundsatz: „Soviel Köpfe, soviel Sinne" sind sie sogleich in zahlreiche Parteien zerklüftet, die sich alle verschiedene Ziele gesteckt haben. Mit dem Deutschen verträgt sich der Este im allgemeinen besser als sein unruhigerer Nachbar. Am wahrscheinlichsten ist es wohl, daß nach dem allmählichen Nachlassen der politischen Stürme dieser Zeit der deutsche Einfluß hier wie dort wieder wachsen wird, denn diese ärmlichen Bauernvölker, deren

Kopfzahl eine Million nur wenig überschreiten mag, scheinen zu wirklich selbständiger Betätigung in Wirtschaft und Politik kaum berufen zu sein.
Großer politischer Kraftäußerungen sind bisher nur die Litauer fähig gewesen, und auch da handelte es sich eigentlich nur um eine Flutwelle, die ebenso rasch verebben sollte, wie sie gekommen war. Zur Zeit des machthungrigen Jagiello, des Siegers von Tannenberg, gaben sich die Litauer durch die Union mit dem Nachbarreich ganz in die Hände der Polen, die aus Verbündeten nur allzu rasch Herren und Vormünder wurden, das Land dicht mit polnischen Edelhöfen besetzten und noch jüngst dem eben geschaffenen Nachbarstaat seine stolze Hauptstadt, das hochgetürmte Wilna, raubten. Diese Gewalttat hatte die leidige Folge, daß Neulitauen ein kümmerlicher Bauernstaat wurde, dem wir schon mit dem klingenden Fremdwort „Agrarstaat" zuviel Ehre antäten, denn auch der polnische Großgrundbesitz wirtschaftete vielfach sehr nachlässig. So mancher Grundherr in Litauen bekam erst zur Zeit der deutschen Besetzung, als fremde Landwirte das Gut in Zwangswirtschaft nahmen, eine dunkle Vorstellung davon, was sich aus seinem Grund und Boden herausholen ließe, aus diesen Äckern, die bisher kaum halb soviel hergegeben hatten wie das Land jenseits der deutschen Grenze.

STAATLICHE ENTWICKLUNG UND SIEDLUNGEN

Wir törichten Deutschen, denen es niemals wohl ist, wenn sie sich nicht selbst mit unverdienten Vorwürfen überhäufen können, waren oft kurzsichtig genug, die „baltischen Barone" als Zwingherren der Esten und Letten vor aller Welt zu verklagen. Hier in Litauen spielten die Polen, deren Zahl vor dem Kriege vielleicht 9% der Bevölkerung betragen mochte (die polnischen Angaben sind märchenhaft), eine ähnliche Rolle wie dort der Deutsche; hier wie dort hatte der fremde Herr dem Lande auch seine Religion gegeben. Nun vergleiche man aber nur einmal den kulturellen Einfluß der baltischen Deutschen mit dem der Polen in Litauen! Wer einen baltischen Gutshof mit seinem „Doktorat", seinen Schulanstalten und Wohlfahrtseinrichtungen kennengelernt hat, würde wohl in Litauen ein Ahasver werden, ehe er einen polnischen Landsitz fände, von dem gleiche Segenswirkungen ausgegangen sind. Sicherlich war auch die Herrschaft der Deutschen in dem baltischen Küstenlande eine Fremdherrschaft, doch glauben wir kaum, daß die Lande ohne sie den Kulturstand unserer Tage erreicht hätten.
Die Einwanderung der Deutschen im Baltenland begann schon um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts. In Riga, Reval, Narwa und an vielen anderen Stätten erbauten sie stattliche deutsche Städte und setzten über die einheimische Bauernbevölkerung einen deutschen Landadel. Leider war die Zahl der Einwanderer nicht groß genug, um diese Gebiete gleich Ostpreußen völlig einzudeutschen. Hätte der Adel die ernste Absicht gehabt, die Letten und Esten zu germanisieren, so wäre ihm dies Vorhaben wohl gelungen, weil diese Völker zeitweise das größte Verlangen nach deutscher Bildung zeigten. Aber der Adel wollte auf diese Wünsche gar nicht eingehen; er trieb keine Gleichmacherei. Im Frohgefühl seiner kulturellen Überlegenheit suchte er die Scheidewand zwischen den Deutschen und der Urbevölkerung zu erhalten, wenn auch seine Herrschaft im allgemeinen mild und menschlich war; blieb doch namentlich in Kurland zu allen Zeiten ein wohlhabender Bauernstand erhalten. Grade ihren Rassenstolz hat man den „baltischen

Baronen“ in neuerer Zeit immer wieder zum Vorwurf gemacht, aber wenn wir sie auch nicht von jeder Schuld freisprechen können, sollten wir doch grade hier alles in allem nehmen und uns dieses deutschen Kolonistengeschlechtes von Herzen freuen. Dieser baltische Adel besetzte ein unwirtliches nordisches Land mit tausend freundlichen Herdstätten, an denen tiefe, menschliche Bildung gepflegt wurde, so daß sie ebenso vielen Lichtlein gleich das dämmerige Land erhellten.
Ehe der deutsche Ritterorden, der von 1237—1561 in dem Küstenland herrschte, von dem Schauplatz abtrat, hatten seine Gebietiger noch durch die Einführung des lutherischen Bekenntnisses ein einigendes Band um Herren und Diener geschlungen und Zustände geschaffen, welche den Slawen die wirkliche Eroberung des Landes sehr erschweren mußten.
Auch die wechselreichen Schicksale der nächsten Jahrhunderte, die Herrschaft der Schweden und Polen, vermochten die Kraft des baltischen Deutschtums, der Bürger wie der Junker, nicht zu brechen, und noch in der Russenzeit war namentlich Riga eine wahre Leuchte des Deutschtums in dem unwirtlichen Norden.
Betrachten wir nur die Gesamtansicht dieser stolzen Stadt, über deren Häusermeer der Dom, die Petri- und Jakobikirche hoch und schlank himmelan streben, so kommen uns ganz von selbst die machtvollen Mittelpunkte des germanischen Nordens in den Sinn, Städte wie Hamburg, Kopenhagen, Lübeck und Danzig, und wir bewundern unwillkürlich die innere, gesammelte Kraft des Bürgertums, das sich dies herrliche Gehäuse geschaffen hat, bewundern sie doppelt, weil die Stadt wie eine deutsche Insel in dem volksfremden Lande dalag. Der prächtige Giebel des Schwarzhäupterhauses erweckt in uns ähnliche Gefühle wie der Danziger Artushof; selbst in den winkeligsten Gäßchen der Altstadt spüren wir das Weben des deutschen Geistes und empfinden es doppelt schmerzlich, daß in dem Riga unserer Tage die deutschen Volksgenossen nicht mehr ein Drittel, sondern kaum ein Sechstel der Bewohner bilden. Der Umstand, daß Riga in der letzten Zeit der Russenherrschaft zu einer Halbmillionenstadt heranwuchs (heute, nach den Kriegswirren, hat es nur noch eine Drittelmillion Einwohner), hat dabei wenig Tröstliches. Im 18. und in dem 19. Jahrhundert war die Seele dieser Stadt noch völlig deutsch, und wir brauchen nur die Namen Hamann und Herder zu nennen, um zu zeigen, was Riga damals in dem deutschen Geistesleben bedeutete. Lesen wir die Stelle, die Seume in seinem Wanderbuch: Mein Sommer 1805, der ehrwürdigen Dünastadt widmet, so könnten wir glauben, es sei von einer großen deutschen Residenz die Rede und nicht von der weltfernen Hauptstadt Livlands.
Auch in den Jahren nach dem Weltbrand des Revolutionszeitalters schien sich das Deutschtum in den baltischen Landen fröhlich zu entfalten. Die von Alexander I. erneuerte Universität Dorpat entwickelte sich zu einem geistigen Mittelpunkte der Deutschen, welcher den Vergleich mit den alten Hochschulen des deutschen Vaterlandes nicht zu scheuen brauchte. Namentlich zur Zeit Alexanders II. wurde hier eine Beamtenschaft erzogen, die im besten Sinne des Wortes das Salz des weiten Reiches wurde, und deutsche Burschenlust blühte am Ufer der nordischen Embachstadt ebenso fröhlich wie am Neckar und Rheinstrom. Was würden nicht die Deutschamerikaner im Geistesleben der Welt bedeuten, wenn sie nur halbwegs Entsprechendes geleistet hätten!
Aber alle diese Herrlichkeit sollte nicht lange währen. Schon lange vor dem Weltkrieg glaubten die Esten und Letten der deutschen Vormundschaft entwachsen zu sein. Entsprechend dem Geiste der Zeit erhoben sie die Forderung

nach nationaler Selbständigkeit und vertraten sie um so kräftiger, weil die wirtschaftlichen Ansprüche der Arbeiterpartei in der gleichen Richtung wirkten, und das Rußland Alexanders III. und Nikolaus II. schürte den Zwist, um die Macht des Deutschtums in einem Gebiet zu brechen, das in den Träumen der Altrussen schon längst in russische Gouvernements aufgeteilt und mit russischen Bauern besiedelt war.

Aber grade in der furchtbaren Zeit, die nun heraufkam, zeigte das baltische Deutschtum die zähe Kraft, welche diesem alten Herrengeschlecht zu eigen war. Weder die russische Schulpolitik noch die Revolution der Esten und Letten in dem blutigen Schreckensjahr 1905 noch auch die unnennbaren Greuel des wahnwitzigen Bolschewistensabbats vermochten die Deutschen mit Stumpf und Stil auszurotten. Diese unerhörte Lebenszähigkeit des baltischen Deutschtums berechtigt uns zu der Hoffnung, daß die heute noch im Land verbliebenen Deutschen, mögen sie auch nur 4% der 1914 ansässigen Bevölkerung ausmachen und von 230 000 auf kaum 100 000 zurückgegangen sein, noch zu Großem berufen sein dürften. Schon heute haben wir die Zuversicht gewonnen, daß sie auf ihrem Posten ausharren werden, bis wieder bessere Zeiten erschienen sind.

Mit tiefem Schmerz mußte es der alte Adel des Landes mit ansehen, daß man die stattlichen Gutshöfe auflöste, die mit ihren industriellen Anlagen und kulturellen Anstalten ganz eigenartige Siedlungen gewesen waren, die geradeso wie die Kaiserpfalzen Karls des Großen keiner der herkömmlichen Siedlungsarten überwiesen werden konnten. Wäre mit ihrem Grund und Boden nunmehr ein junger, fest an der Scholle haftender Bauernstand verwachsen, so hätte man wenigstens sagen dürfen, daß die Opfer nicht vergeblich gebracht waren. In Wirklichkeit gingen aber die Ländereien in den Nießbrauch von Pächtern über, die ihre Höfe nicht schnell genug wieder räumen konnten, um in die Städte überzusiedeln, deren Bedarf an Arbeitskräften schon vorher überreich gedeckt war. Und doch wird in dem Wirtschaftsleben dieser Länder der Ackerbau noch für lange, lange Zeit die wichtigste Rolle spielen. Alle gewerbliche Tätigkeit und alle fragwürdigen Bodenschätze Estlands — letzthin machte man namentlich von dem „Kukkersit", einem ölhaltigen Schiefer, sehr viel Aufhebens — tritt dahinter noch weit zurück.

ESTLAND UND LETTLAND ALS WIRTSCHAFTSGEBIET

Augenblicklich leidet alle wirtschaftliche Tätigkeit in diesen Gebieten sehr schwer unter dem Umstande, daß die Zukunft der Erdräume, welche das Hinterland dieses Küstenstrichs bilden, vollkommen dunkel ist. In unseren Tagen hat das kleinere Reval (122000 Einw.) als Handelsstadt den mächtigen Dünahafen weit überflügelt, aber wer weiß, wie lange das dauern wird? Mit dem Tatendrang junger Völker möchten Esten und Letten allerlei Industrien ins Leben rufen, aber wer vermag sich über die Absatzmöglichkeiten klar zu werden, solange die Welt jenseits der Ostgrenze ein undurchsichtiges Chaos bildet?

Bisher ist auch die Landwirtschaft in diesen Gebieten sehr extensiv betrieben worden, so daß sie bei weitem nicht die gleichen Erträge lieferte wie in den östlichen Provinzen unseres Vaterlandes. Daß die dünn bevölkerten Länder, in denen die Bevölkerungsdichte (rund 25 auf den Geviertkilometer) fast überall noch geringer ist als auf unseren menschenarmen Seenplatten, vor dem Weltkrieg noch

100 000 t Getreide einführen mußten, ist der beste Beweis für die Rückständigkeit ihrer landwirtschaftlichen Betriebe. In den nördlicheren Teilen wird der Ackerbau auch schon durch das Klima sehr erschwert. Das Ackerland bedeckt daher zwar in Lettland noch 28, in Estland aber nur noch 14% des Bodens. Die Erträge Estlands sind auch im Verhältnis zur Bodenfläche wegen der angedeuteten klimatischen Benachteiligung merklich geringer, und der Viehstapel, namentlich die geringere Bedeutung der Schweinezucht, erinnert uns daran, daß wir uns in Ländern mit Grünwirtschaft befinden, die keine gewaltigen Futterreserven beschaffen können.

Einen großen Schatz dieses Küstenlandes stellen seine weiten Wälder dar, die in Lettland rund 30, in Estland etwa 20% des Bodens einnehmen, doch ist es überaus schwer, deren Wert richtig einzuschätzen. Bei uns in Deutschland sind wir gewohnt, die Begriffe Wald und Forst gleichzusetzen, hier dagegen bezeichnet dasselbe Wort ebensogut die herrlichen Mischwälder im nördlichen Kurland und südlichen Livland, wie die dürftigen Hutungen und lichten Sumpfwälder, die wir in anderen Teilen des Landes finden.



Anteil von Wald und Moor an der Bodenfläche
(Nach K. R. Kupffer, Atlas zur Baltischen Landeskunde; Riga 1911)

Daß auch die Letten und Esten in dem Irrtum vieler etwas rückständiger Völker befangen sind, sie müßten gerade durch industrielle Betätigung ihr wirtschaftliches Können erweisen, zeigt schon das rasche Emporschnellen der betreffenden Zahlen während der ersten Lebensjahre der neuen baltischen Republiken. In Lettland gab es 1923 erst 1906 Unternehmen mit 31 827 Arbeitern und 61 714 PS, während schon im Jahre darauf die entsprechenden Zahlen 2032, 40 614 und 82 564 betrugen, und in Estland treffen wir eine ganz ähnliche Entwicklung. Dabei drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, ob diese Arbeitskräfte in der Landwirtschaft nicht ein besseres Feld für ihre Tätigkeit gefunden hätten. So stolz die Letten auf das rasche Wachstum ihrer Hauptstadt Riga sein mögen, werden wir doch die Sorge nicht los, daß sie sich zu einem rechten Wasserkopf des menschenarmen Ländchens entwickeln möchte, das sich hinsichtlich des Wohlstandes mit Dänemark, wo die Bevölkerung ähnlich verteilt ist, bei weitem nicht messen kann. In Lettland beschäftigen heute die Textilindustrie, die Papierindustrie und die Holzbearbeitung den größten Teil der gewerblichen Arbeiter, während in Estland daneben noch Bergbauunternehmen (Abbau ölhaltiger Schiefer, vor allem des sog. Kukkersits) eine große Rolle spielen.

LITAUEN ALS STAAT UND WIRTSCHAFTSBEGRIFF

Durften wir von Kurland, Livland und Estland oft genug in einem Atem sprechen, so gebührt Litauen doch eine gesonderte Behandlung. Im Gegensatz zu jenen Gebieten liegt es dem Meere recht abgekehrt. Der kurze Küstenstrich der verelendeten Landschaft Szamaiten ist für den Handel völlig unbrauchbar, so daß für die Litauer der Gedanke recht nahe lag, sich entweder im deutschen Memel oder im kurischen Libau festzusetzen. Ob sie dann klug daran handelten, gerade den mächtigeren Nachbarn zu berauben, wird uns die Zukunft lehren müssen.
Ebenso wie zu dem Deutschen Reich befindet sich der junge Staat auch zu Polen in feindlichem Gegensatz, weil ihm die Polen erst jüngst seine Hauptstadt Wilna geraubt haben. Daß die gebildeten Kreise dieser Stadt überwiegend aus Polen bestanden, trifft wohl zu, aber schon in der nächsten Umgebung Wilnas wohnen die Litauer in so starker Mehrzahl, daß der polnische Einschluß ebensogut bei Litauen wie bei Polen bleiben konnte.
Auf den 70 000 qkm Litauens wohnen im Durchschnitt 42 bis 44 Menschen. Es ist also dichter bevölkert als Est- und Livland. Aber darum liegen die Dinge hier nicht günstiger als dort, denn die Bevölkerung des Landes ist aus recht gegensätzlichen und einander feindlichen Bestandteilen zusammengesetzt. Die Litauer selbst zählen nur etwa 1 600 000. In vieler Hinsicht könnten wir das Land mit Galizien vergleichen. Hier wie da finden wir eine starke polnische Herrenschicht (10%), die in Litauen mit großer Geringschätzung auf die eigentlichen Litauer herabblickt, denen sie Jahrhunderte hindurch edlere Bildung und wirtschaftlichen Fortschritt vorenthielt. Und geradeso wie in Galizien hat sich auch hier eine Unmenge Ostjuden eingenistet, was um so auffälliger ist, als das Land so städtearm ist. Sie bilden wohl ein Sechstel (13%) der Bevölkerung; in kultureller Hinsicht stehen sie noch viel tiefer als die Juden in Krakau und Tarnow, so stolz diese „Litwaks" auch auf ihre talmudistische Gelehrsamkeit sein mögen. Unter solchen Umständen ist das Land bei einer Volksdichte von kaum 45 schon übervölkert, denn niemand verstand es bisher, dem Boden die Ernten abzugewinnen, die er bei sorgfältigerer Bestellung wohl hergeben könnte.
So ist es denn sehr erklärlich, daß der junge Staat einen recht schwächlichen und unfertigen Eindruck macht und wir uns immer wieder fragen müssen, wo die zu seinem inneren Ausbau notwendigen Mittel eigentlich herkommen sollen.
Dennoch möchten wir im Hinblick auf ihre ostpreußischen Stammesgenossen über die Litauer doch nicht vorschnell aburteilen.
Unter der Fremdherrschaft der Polen, die ihnen auch das römische Bekenntnis brachten, während die ostpreußischen Litauer der Reformation anhängen, haben die Litauer die höchsten Güter eines Volkes, das Gefühl für völkische Selbständigkeit und eigene Verantwortung, fast verloren. Jahrhunderte hindurch wohnten sie sozusagen im Schatten des Herrenvolkes, das immer bestrebt war, ihnen ihren Anteil am geistigen und politischen Leben nach besten Kräften vorzuenthalten. So geriet diese Nation, deren herrliche Volkslieder (die Daïnos) unsere deutschen Dichter immer wieder entzückt haben, in einen Zustand dumpfen Dahindämmerns, aus dem unsere ostpreußischen Litauer längst erwacht sind.
Wer die völlig eingedeutschten Litauer des preußischen Grenzstrichs auf der Albertina als wackere waffenfrohe Kommilitonen lieben lernte und auf schmucken litauischen Bauernhöfen, die sich mit ihrer Dreschriege, dem Badehaus und

dem Vorrats- und Gästehäuschen, der Klete, von der norddeutschen Hofanlage so auffällig unterscheiden, herzliche Gastfreundschaft genoß, wird auch den Litauern jenseits der Grenze gute Naturanlagen nicht absprechen wollen.
Bis zu deren Ausbildung dürfte aber in dem ärmlichen, fast städtelosen Lande — selbst Kowno ist mit seinen 90 000 Einwohnern noch keine rechte Großstadt — noch so manches Jahr und Jahrzehnt dahingehn. Vorläufig ist der Raum des jungen Staates noch so unkultiviert und unharmonisch geartet wie seine größeren Siedlungen, wo nur allzudicht neben dem prächtigen Platz vor der katholisch-polnischen Kathedrale die schmutzigen Winkelgäßchen der Ghettos zu finden sind und große Fabrikgebäude zu Vorstadthäuschen hinüberschauen, die nur noch durch Kistenbretter und Wellblechfetzen zusammengehalten werden. In diesem Lande ist noch so gut wie alles neu zu schaffen. Der Kinderlehrer ist hier nicht minder nötig wie sein landwirtschaftlicher Fachgenosse, und dem Förster bietet sich ein ebenso weites Feld der Tätigkeit wie dem Holzindustriellen und Wegebauer; denn das Eisenbahnnetz Litauens war fast noch kümmerlicher als das von Livland, wo es doch auch schon eine wahre Weltreise bedeutete, wenn man auf den blanken Schienen von Memel nach Riga gelangen wollte. Mußte man dabei doch ein Vielfaches der Luftlinie zwischen den beiden Städten zurücklegen.
Heute weisen die Litauer die Hilfe fremder Lehrmeister wohl noch ziemlich hoffärtig zurück, aber solcher Hochmut wird recht bald vor dem Fall kommen. Weil aber die durch Schaden Gewitzigten mit russischer oder polnischer Hilfeleistung wenig im Sinn haben dürften, wird wohl nach einem Menschenalter unser deutsches Volk in Litauen grade so gut wie in Lettland und Estland seinen alten Beruf wieder in alter Treue üben, den Beruf, diesen östlichen Übergangsländern die Bildung und die technischen Fertigkeiten des Westens zu vermitteln.

LITERATUR

Seume: Mein Sommer 1805. — Baltische Briefe (Deutsche Bücherei, Berlin). — Kupffer: Baltische Landeskunde, Riga 1910—1911 (mit Atlas). — Tornius: Die baltischen Provinzen. Leipzig 1916. — Meißner: Das schöne Kurland. Berlin 1916. — Wronke: Kurland und Litauen. Freiburg i. Br. 1917. — Das Land Oberost. Stuttgart-Berlin 1917. — Müller: Statistisches Handbuch für Kurland und Litauen (Schriften des Inst. für ostd. Wirtsch. in Königsberg i. Pr.). Jena 1918. — Ehret: Litauen in Gegenwart und Zukunft. Berlin 1919. — Mager: Kurland (Veröff. des Geogr. Inst. der Albertus Univ. Heft 2) Hamburg 1920. — Friederichsen: Finnland, Estland und Lettland, Litauen. Breslau 1924. — Mortensen: Litauen. Hamburg 1926.
Aus der schönen Geographie: Die Novellen von Pantenius und Kraze: Die von Brocke. Leipzig 1919.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 85—88

Die Bildertafeln 85, 86 und 87 zum Baltland betonen vielleicht etwas stark das, was in dem Lande an Natur- und Menschenwerk deutsch anmutet: die in vielem an norddeutsche Hansastädte gemahnenden Altstädte von Riga und Reval, die deutschen Gutshöfe und Schlösser, den Sitz alter deutscher Forschung und Lehre, die Universitätsstadt Dorpat, die Ruinen der festen Schlösser des deutschen Ordens und die „Livländische Schweiz", die sich von manchen norddeutschen Landschaftsbildern kaum unterscheidet; fremdartig steht dazwischen nur der lettische Bauer, der auf seinem urtümlichen Pfluge sitzt.
Aus Litauen so viel Deutschtümliches zu zeigen wäre nicht möglich gewesen; dafür dominiert dort doch die einheimische Art, die das untere Bild auf Tafel 88 zeigt, zu sehr. Die Hauptstadt Kowno oben zeigt eine Mischung hauptsächlich russischer und polnischer Bau- und Kulturelemente.



Reval mit dem Domberg



Dorpat



Schloß Allenküll



Dr. Hans Praesent, Leipzig

Blick auf die Altstadt von Kowno im Winkel zwischen Njemen (vorn) und Wilija (hinten)



Dr. Hans Praesent, Leipzig

Litauer vor ihrem Bauernhaus

RUSSLAND

VON PROF. DR. HANS V. ECKARDT
AN DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG

Es liegt schon etwas Wahres in dem Vergleich, den einer der beliebtesten Dichter der russischen Erde einmal gemacht hat: Rußland sei ein Dreigespann, das durch unübersehbare Länder auf breiten Straßen dahinjage: „Rauchend dampft unter dir der Boden; es dröhnen die Brücken. Und alles bleibt zurück, weit hinter dir zurück. Wie durch ein göttliches Wunder betäubt, steht festgebannt der staunende Zuschauer. Ist es ein Blitz, der aus den Wolken zuckte? Was bedeutet diese grauenerweckende Bewegung? Und was für unbekannte Kräfte wohnen in diesen nie gesehenen Rossen? Oh, ihr Rosse! Ihr wunderbaren Rosse! Lebt ein Wirbelwind in euren Mähnen? Bebt ein wachsames Ohr euch in jeder Ader? Lauscht ihr auf ein trautes, altbekanntes Lied von oben, und spannt jetzt einträchtig eure ehernen Brüste? Kaum rühren eure flüchtigen Hufe die Erde, in eine langgestreckte Linie verwandelt, fliegt ihr durch die Lüfte, und fort stürmt das ganze gottbegeisterte! . . . Rußland? Wohin jagst du, gib Antwort! Du bleibst stumm. Wundersam ertönt der Gesang des Glöckchens. Wie von Winden zerfetzt braust und erstarrt die Luft; alles, was auf Erden lebt und webt, fließt vorüber; und es weichen vor dir, treten zur Seite und geben dir Raum alle anderen Staaten und Völker." Mit diesen Worten ist die Stimmung getroffen, die jedem vertraut ist, der in Rußland gelebt hat: ein überwältigender Eindruck unermeßlicher Weite, unabgrenzbarer Räume und einer gewissen Armut an Formen, Farben und Gestalten. Vom Weißen Meer zieht sich eine endlose Ebene bis ins Gebiet der stets melancholischen Steppe hin. Gewaltige Ströme, scheinbar uferlos und träge, eine Fläche, die dem Auge nur selten Abwechslung und Freude bietet. Diese Eintönigkeit hat etwas Großartiges und überwältigt jedes Raum- und Zeitgefühl. Kennt Westeuropa mannigfaltigste Landschaften, ein wechselndes Panorama, Bilder über Bilder, so ist es in Rußland, ob man nun den Norden durchreist oder zum Süden hin will, im Grunde ja doch stets dasselbe. Denn dort, wo die Ufer des Schwarzen Meeres die Schönheit der Krim umspülen, oder das Gebirge des Kaukasus hoch in den Himmel ragt, hat man den eigentlich russischen Boden schon verlassen. Sieht man Neues und sucht man anderes, so ist es landfremd, denn alles Russische ist von dieser einen Gleichförmigkeit bestimmt. Weil keine Gebirge das Land zertrennen, immer nur Wälder mit Feldern oder der Steppe abwechseln und dem Blicke des Reisenden selten etwas anderes wie Fläche und weite Horizonte bieten, so hat man hier das Gefühl, als ob Naturgewalten hemmungslos herrschten. Ein langer und unerbittlicher Winter zwingt zur Untätigkeit, ein kurzer und heißer Sommer verbrennt die Erde unbarmherzig und erscheint mitleidslos. Man versteht, daß die Menschen

hier die Natur nicht bezwingen konnten. Deshalb haben die Russen keine geschichtlichen Traditionen und stets nur die Erinnerung an die Naturgewalten ihrer Erde. Sie wußten nichts von Petrarca und Ulrich v. Hutten, von Renaissance und Humanismus, geschweige denn Gotik und Antike — sondern hörten nur auf den Wind, der über ihre Gefilde braust. „Die Musik unserer grausamen Naturgewalten tönt in uns allen . . .“ bekennt ein russischer Dichter der neuesten Zeit. Und diese Natur ist nie romantisch, nicht sagenerfüllt, nicht poetisch, nicht von Menschen erfaßt und belebt, sondern nur groß durch ihre Gewalt, ihre Eintönigkeit, und würdigt die Bewohner herab zu resignierter Ergebung in Schicksal, Verzicht auf Tat und Gestaltung, sie gibt höchstens eintönig-traurige Lieder, sehnsüchtige Melodien ein. Deshalb gab es in Rußland keine Geschichte eines tatfrohen Volkes, keinen eigenen Baustil, keine Schönheiten der Architektur, keine Philosophie, sondern höchstens ein dörfliches Kunstgewerbe, mystisch verdunkelte Heiligenbilder; vielerlei Arten der Volksdichtung, aber kein russisches Drama, keinen wirklich nationalen, dem Charakter dieses Volkes entsprechenden Staat, aber eine Religiosität voller Demut und Inbrunst, wie sie der hilflose Mensch gegenüber der Gewalt der Natur empfindet.

Undurchdringliche Wälder, unpassierbare Sümpfe, karg besiedelte Steppe hemmten den Gang der russischen Geschichte. Während die Völker Europas in unaufhörlichen Auseinandersetzungen einander belehrten und befruchteten, blieben die Russen immer wieder sich selbst überlassen. Als zu Beginn der russischen Geschichte die slawischen Stämme keine Kraft in sich fanden, ein eigenes geordnetes Staatswesen zu schaffen, wandten sie sich, wie ihre eigene Sage meldet, an die normannischen Waräger vom Stamme Ruß und baten diese, ins Land zu kommen und sie zu beherrschen. Ihre Länder, sagten sie, seien unermeßlich, es gäbe jedoch keine Ordnung darin, die Normannen möchten doch zu ihnen ziehen und ihnen einen Staat erbauen. Zerteilt man den Nebel der Legende, so wird man die Dinge anders deuten und Rußland auf einige Jahrhunderte von normannischen Fürstengeschlechtern beherrscht sehen. Diesem germanischen Einschlag von Norden widerstrebt ein anderer von Süden: das christliche Griechentum rückte vom Pontus her den großen Wasserweg hinauf, der das Baltische Meer mit dem Schwarzen Meer verbindet. Als griechischer Mönchsgeist und germanisches Heldentum die Fürstentümer des Rurikstammes zur ersten Blüte emporhob, da machte sich auch bereits ein neuer Einfluß geltend. Von Nordwesten drang die Hanse immer weiter in die russischen Gebiete vor und schuf die neue städtische Kultur Nowgorods. Die nun einsetzende blühende Entwicklung und enge Verknüpfung mit Westeuropa brach aber dann im 14. Jahrhundert jäh ab. Vom Osten überfluteten mehrfach mongolische Nomadenhorden, barbarische Stämme die russischen Lande, unterdrückten jeden weiteren Ausbau des Staates und des geistigen Lebens und isolierten Rußland auf volle drei Jahrhunderte völlig. Europa hörte an den Grenzen Livlands und Polens auf. Man scheute sich vor jeder Beziehung mit dem barbarischen Osten und erfuhr nur selten etwas von den Ereignissen im Reußenlande. Erst im 17. Jahrhundert begannen Deutsche und Engländer nach Rußland vorzudringen, bis schließlich Peter der Große gewaltsam ein Fenster nach Europa einschlug.

Nun wurde auf unsicherem Fundament ein zu schwerer Staatsbau von fremden, meist deutschen Baumeistern errichtet; ein Staat, der durch eigene nationale Kräfte nicht wirklich durchdrungen werden konnte, dem Volke fremd blieb und

deshalb nicht wirklich ausgebaut, sondern immer nur vergrößert und beschwert wurde. Eine solche Geschichte wie die des Zarismus mußte zur Katastrophe führen. Es war Peters Ehrgeiz, ein östliches Weltreich vorzubereiten. Mit allen nur denkbaren Mitteln suchte er sein Volk zu europäisieren und andererseits festeste Bindung mit Europa zu gewinnen. Rußlands Herrscherfamilie suchte sich mit allen deutschen Dynastien zu verschwägern, die Petersburger Politik nahm teil an allen Ereignissen Europas und Asiens. Wie die russischen Naturgewalten die ganze sarmatische Tiefebene hemmungslos beherrschen, so flutete die russische Staatskraft immer von neuem über die Grenzen des Russischen Reiches hinweg. Im Verlaufe von zwei Jahrhunderten wurden mehr als 94 000 qkm erobert, ein Drittel des gewaltigen Reiches dazugewonnen. Im Vergleich mit dem Jahre 1700 wurde die Westgrenze von etwa 500 auf gegen 1100 km vom Zentrum Moskau vorgeschoben; die Entfernung von Moskau aus hatte sich also mehr als verdoppelt. An der Ostsee und am Schwarzen Meer wurden die geographischen Grenzen erreicht, im Kaukasus und in Mittelasien weithin hinausgerückt. Rußlands eigentlicher Kern wurde innerhalb der Reichsgrenzen von Ländern umgeben, deren Bevölkerung mit dem russischen Volk nicht fest verschmolzen werden konnte. Es waren in zwei Jahrhunderten 22 Kriege geführt worden, die einen Zeitraum von 101 Jahren umfaßten. Dennoch ging diese uferlose Expansion, die sich nur mit dem Wachstum des römischen und des britischen Weltreiches vergleichen läßt, unaufhaltsam weiter. Rußland hatte den Zugang zum Nördlichen Eismeer, zur Ostsee und zum Stillen Ozean gewonnen, nun wurde in maßloser Überschätzung der russischen Kräfte der Zugang zum warmen Binnenmeer, zum Mittelländischen Meer, mit Gewalt gesucht. „Eine Großmacht von der Stärke Rußlands kann ohne die Erfüllung dieser Aufgabe nicht existieren, weil sie auf dem Wege ist, am Ende des 20. Jahrhunderts eine Bevölkerungszahl von nahezu 400 Millionen zu erreichen." (Denkschrift des Generals Kuropatkin 1915.)

Da diesem Ausdehnungsdrang keine Kraft zur Verinnerlichung, kein Streben nach Ausgleich und staatlicher Verfestigung entsprach, so mußte Rußland ein „Koloß auf tönernen Füßen" bleiben. Im Inneren des Reiches machten sich Zersetzungserscheinungen geltend. Die furchtbare Bedrückung der Fremdvölker begann einen Gegendruck zu erzeugen. Die Tatsache, daß nur 43% der Bevölkerung Großrussen waren, konnte nicht mehr geleugnet werden. Die soziale Krisis verlangte eine schnelle Lösung oder mußte unweigerlich zur Explosion führen. Als dem staatlichen Ausdehnungsdrang durch die deutsche Macht Einhalt geboten wurde, fiel das Russische Reich in sich zusammen. Aus einer nationalen und bürgerlichen Revolution, die das vom Zarismus zerrüttete Reich erhalten sollte, erwuchs die furchtbarste soziale Bewegung, die die Geschichte gesehen hat. Dem „Anmarsch des Pöbels" konnte nichts mehr widerstehen. Aus den Niederungen des russischen Volkes stiegen Kräfte empor, die anfangs ausschließlich auf die Zertrümmerung des Staates und der westländischen Kultur bedacht waren. Die Revolution begnügte sich nicht damit, dem von europäischen Ideen durchsetzten Sozialismus zum Siege zu verhelfen, sondern wurde gleichzeitig zu einer alle Lebensfragen grundsätzlich erfassenden Auseinandersetzung zwischen Ost und West. Das revolutionäre Rußland betrachtete sich als den Vorkämpfer einer Menschheitsbewegung: es wollte zum ersten Male in der Geschichte die großen Massen aktivieren, in direkte Beziehung zum Staate bringen, um dann aus proletarischem Ethos heraus eine Volkskultur der Massen, der Gesamtheit, der Allgemeinheit zu

schaffen. Und zwar eine Kultur wirtschaftlich wie politisch vollständig freier, ungehemmter Massen, in denen sich der Mensch nicht als gesondertes Individuum, sondern als Teil einer Gemeinschaft fühlen sollte. Diese Kultur und diese Gemeinschaft wurden dabei als eine Erlösung vom Zwange der Tradition und der Gliederung in Dienst und Unterordnung und Herrschaft gesehen. Diese Erlösungsidee, bald so und bald anders gedeutet, enthält den Verzicht auf die Bezwingung der Natur, auf geistige Beherrschung und Organisation der Gewalten — sie wird als eine Gnade gesehen und ist deshalb die naivste, kindlichste, reinste Idee des Russen — ewig und dunkel. Deshalb ist es wohl auch so leicht, sie zu verfälschen, umzudeuten, auszunutzen und ihr Gewalt- und Machtgelüste überzuwerfen. Im sozialproletarischen Machtanspruch des Sowjetstaates gipfelt heute eine Idee, die neben dem religiösen Gefühl ihre Wurzel in der russischen Auffassung vom Gegensatz zwischen Europa und Rußland findet.
Seit Jahrhunderten strebte Rußland danach, Europa nahezukommen, sich geistig und kulturell dem Westen anzugleichen. Panslawismus und Westlertum waren im Grunde nur verschiedene Wege zur Auseinandersetzung mit Europa; man glaubte mehr zu gelten und schwerer zu wiegen, wenn man seine nationale Eigenart auszuprägen suchte und als Russe — Europäer wurde: immer aber beschäftigte, quälte man sich mit dem Westen und konnte ihn nie ganz verstehen, sich nicht ganz dem geistigen Leben desselben hingeben. Als die Ideen sozialer Lebensgestaltung aus Europa nach Rußland drangen, der deutsche ideelle und dogmatische Sozialismus von den Russen verwirklicht werden sollte und die europäische Idee der Revolution zur Tatsache wurde, da glaubte man, im Osten Vorposten Europas geworden zu sein, die Rolle Frankreichs von 1789 übernommen zu haben, und war davon überzeugt, die Alte Welt würde das aus dem Osten kommende Licht freudigst begrüßen. Mit Verwunderung, Staunen, zunehmender Beklemmung und schließlich mit ausbrechender Verzweiflung sahen sich die Russen, nun, da sie Europas Lehren ihrem Volke aufzwangen, mißverstanden, bekämpft und abgelehnt. Europa wollte von der russischen Proletarierrevolution nichts wissen. Die Russen riefen die Völker zum feierlichen Mahle der siegreichen Freiheit — die Gäste aber wandten sich schaudernd ab. Man glaubte, die Kluft zwischen Europa und Rußland endgültig überbrückt zu haben, nun man in Lenin einen zweiten nationalen Peter besaß — und mußte erkennen, daß diese Kluft nie tiefer war als heute. Man versuche die Bedeutung des Bolschewismus im Rahmen der russischen Geschichte zu sehen: wie im Zeitalter Peters soll dieses Volk in seiner Gesamtheit zur Aktivität gezwungen werden. Es kommt nicht auf die Ziele an (auch Peters Enderfolge entsprachen nicht im entferntesten der ungeheuren Umwälzung, die er hervorgerufen hatte), sondern auf die Erweckung eigener, spontaner Volkskräfte, die einmal gelöst und angetrieben ihre Bahnen und Formen schon finden werden. Wie schicksalhaft notwendig den Russen der Zwang zur Aktivität ist, konnte Europa nicht ermessen, sondern erkannte nur richtig, daß hier Probleme entstanden, die den Westen nichts angingen. Die Russen, von ihrer eigenen Notwendigkeit überwältigt, in ihrer Unkenntnis Europas verharrend, glaubten für alle zu tun, was nur für sie allein solcher Opfer wert sein konnte. Europa sieht in Rußland, nun es aktiv zu werden versucht und seine Schlaffheit, Indolenz zu überwinden beginnt, nicht den Vollender europäischer Ideen, sondern einen Feind der geistigen Kultur, einen Verächter der Tradition. Da Rußland Europa sein Tempo der gewaltsamen Zerschlagung der Lebensfundamente unseres Seins aufzwingen will, findet es allseitige Abwehr. Wir wollen

wachsen, wollen uns organisch aus uns heraus entwickeln, wir wollen bedächtig bauen; die Russen wollen unsere Tatkraft nachahmend Jahrhunderte zusammenballen und improvisieren. Wir suchen zu gestalten, zu formen, aus dem Stoff heraus zu schaffen, der Russe achtet das Wesen des Stoffes nicht, zertrümmert ihn, löst ihn in Atome auf und wirft ihn dann auf einen kolossalischen Haufen. Als nun Europa die russischen Ideen nicht annahm, ja überhaupt nicht zu erfassen vermochte, da glaubten die Russen, heute wie zu Zeiten Leo Tolstois und Dostojewskis, ein Recht zu haben, von der Entseelung der Kulturwelt, der Blindheit und geistigen Trägheit Europas zu sprechen. Es wurde hier der Irrtum des Russentums, ihre nationale Idee für eine solche der Menschheit zu halten, zu seiner Tragödie — wie es für Europa zum Heile ward, daß wir uns nicht dazu fortreißen ließen, die „Menschheit" zu erlösen, sondern den Beruf in uns sehen, die Welt zu gestalten.
Als der Bolschewismus sich derart unverstanden fühlte, bekannte er sich zu Asien. Europa war ausdrücklich aufgefordert worden, sich mit Rußland zu verbinden, eine neue Welt zu schaffen — nun, da es den neuen Herren Moskaus die Gefolgschaft weigerte, bedrohte man es mit Krieg und Kampf! Da die Russen jetzt wiederum in neuer Deutung ihrer Vergangenheit Skythen und Mongolen sein wollten, so schien die Gefahr einer vordrängenden asiatischen Flut erneut wahrscheinlich . . .
Dann aber nahm die Entwicklung der Dinge eine neue Wendung. Die Lösung der sozialen Frage strandete an den wirtschaftlichen Gegebenheiten. Die Isolierung der Union der Sowjetrepubliken erwies sich als wirtschaftlich undurchführbar. Erneut mußte man den Anschluß an Westeuropa suchen —, aber während Sowjetrußland die Europäer einlädt, die russische Wirtschaft von Grund aus wieder aufzubauen und eine neue Epoche der Europäisierung damit einzuleiten, soll Asien vom Russentum geistig durchdrungen werden. Rußland vertagt die Auseinandersetzung mit Europa und ist bemüht, unterdes die Synthese des Russentums mit dem Asiatentum vorzubereiten. In welchem Lager Rußland stehen wird, wenn Europa und Asien zum neuen Kampfe antreten, bleibt unklar. Auch die Russen selbst wissen es nicht; sie ahnen heute nur deutlicher als zu Zeiten Puschkins, Tjutschews, Solowjews, daß diese Alternative ihr Schicksal bestimmen wird. Vielleicht liegt die Entscheidung hierüber gar nicht bei den Russen, sondern vielmehr bei uns und der Hilfe, die wir Rußland angedeihen lassen werden. Vermag Europa — und vor allem wohl Deutschland — diesmal weit intensiver als zu der Zeit Peters des Großen das russische Volk zu europäisieren, es nicht nur zu zivilisieren, sondern das Geistesleben unseres Kulturkreises in das Russentum hineinströmen zu lassen, dann kann die Walstatt des großen Kampfes hinter die Berge des Kaukasus und den Ural zu liegen kommen. Liegt die letzte Entscheidung dieser Fragen, von dem Dichter der russischen Revolution Alexander Blok seherisch gedeutet, in weiter Zukunft, so sind die Gegenwartsprobleme des heutigen Rußland nicht weniger schwerwiegend. Gerade hier im großen Ostreich soll augenscheinlich eine Lösung der Nationalitätenprobleme, der Frage der Selbstbestimmung wie der Eingliederung verschiedenster Völkerschaften in ein Reich gefunden werden. Aus dem Einheitsstaat großrussischer und griechisch-orthodoxer Vorherrschaft wurde in Kämpfen und Ausgleichungen ein Bundesreich föderativer und autonomer Republiken, entsprechend der nationalen Gliederung der verschiedenen Fremdvölker. Dieser Prozeß eines nationalen Verfalls und einer neuen föderativen Verbindung ist gegenwärtig noch im Gang und dürfte noch auf lange hinaus Wandlungen über Wandlungen ergeben.

Entsteht heute in Rußland auch ein neues Staatswesen, so sind es doch im Grunde die gleichen Kräfte, die sich hier regen. Ein ungebrochener Lebenswille sucht Formen primärer Gestaltung. Man ahnt es und weiß es, daß man seinen nationalen, staatlichen und kulturellen Ausdruck noch nicht gefunden hat und daß man auch nicht die Reife und innere Durchbildung besitzt, um ganz selbständig, einzig aus sich heraus die Erfüllung zu finden. Deshalb öffnet sich das neue Rußland wiederum den europäischen Ideen, dem technischen Fortschritt, dem Wirtschaftswissen des Abendlandes, wie einstmals zu Beginn der russischen Geschichte oder wie zu den Zeiten Peters des Großen. Diese Wiederholung der gleichen historischen Lage erinnert wiederum an den Rhythmus der russischen Natur: von ihr stammt das Gesetz der Entwicklung, sie allein bestimmt die Wandlungen der Dinge. Landschaft, Boden, Klima und Menschen sind im Grunde so wenig veränderlich, so konstante Faktoren, daß die Ergebnisse sich ebenso gleich bleiben; die Stetigkeit z. B. der russischen Wirtschaftspolitik von Alt-Moskau über das kaiserliche Großrußland bis zur Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken ist eine Tatsache, die zum Nachdenken zwingen sollte. Aus diesem Grunde kann eine Betrachtung dieser Grundgegebenheiten des Lebens und Daseins eines Staates und Volkes weit mehr aussagen, als bisher der bloß beschreibenden Erdkunde entnommen worden ist. Das Land selbst gewinnt die Sprache wieder und bekennt sein Wesen und Sein, Wollen und Können in den Objektivationen der Kultur und den Gegebenheiten seiner Natur.

ALLGEMEINE ÜBERSICHT

AUFBAU, GEWÄSSER UND BODENSCHÄTZE

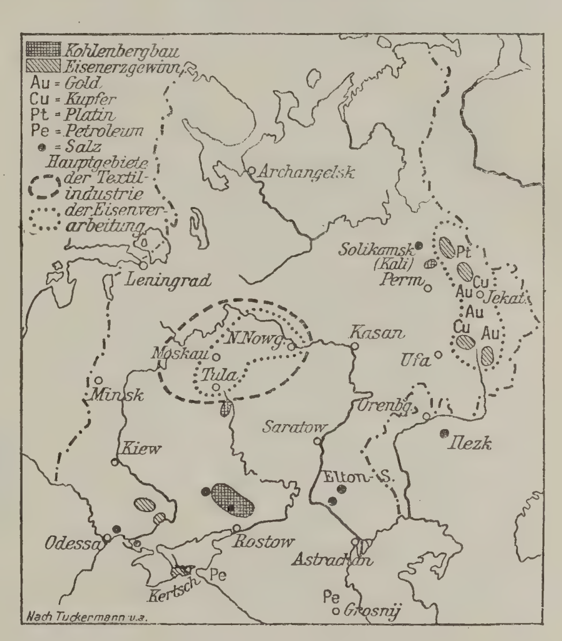
„Rußland ist kein Land, sondern ein ganzer Kontinent" hat man kürzlich vom Russischen Reiche behauptet und damit sagen wollen, daß die Unübersehbarkeit dieser riesigen Flächen und die Verschiedenheit der einzelnen sehr ungleichen Teile gar nicht mit den Begriffen eines Landes zusammenstimmen. Rußland umfaßt den größten Teil des sich gewaltig verbreiternden Ostens Europas und den ganzen Norden Asiens. Es verschmilzt in sich Abendland und Orient und ist ebensosehr der östliche Teil Europas wie der nach Westen vorgeschobene Teil Asiens.

Wenn auch das Russische Reich nach Norden zu in den Bereich Fennoskandias hineingreift und den Osten der diesem angehörigen finnischen Landbrücke samt der Halbinsel Kola mit umfaßt — Gebiete, die später bei der Darstellung Finnlands und auch im unten folgenden Abschnitt „Das Nordwestgebiet" (S. 756ff.) genauer behandelt sind —, so fällt es im wesentlichen doch mit dem osteuropäischen Flachland zusammen, das sich vom Weißen Meer und Finnischen Meerbusen der Ostsee im Norden bis zum Schwarzen Meer und Kaspisee im Süden ausdehnt und nach Osten von dem gewaltigen nordasiatischen (sibirischen) Flachland, dessen westlichen Ausläufer es bildet, durch die verhältnismäßig niedrige Schwelle des Ural nur unvollkommen getrennt ist.

Nach Westen zu geht das osteuropäische Flachland ohne äußere Grenze in das polnische und ostdeutsche Flachland über. Was es von diesem unterscheidet, sind hauptsächlich dreierlei Dinge: der Bau des Untergrundes, das Größenverhältnis und das Klima oder die Lage zum Meere. Von der Großräumigkeit der russischen

Niederung ist schon ausführlich die Rede gewesen, auf das Klima gehen wir später ein, jetzt haben wir erst einen kurzen Blick auf den geologischen Bau Osteuropas zu werfen.

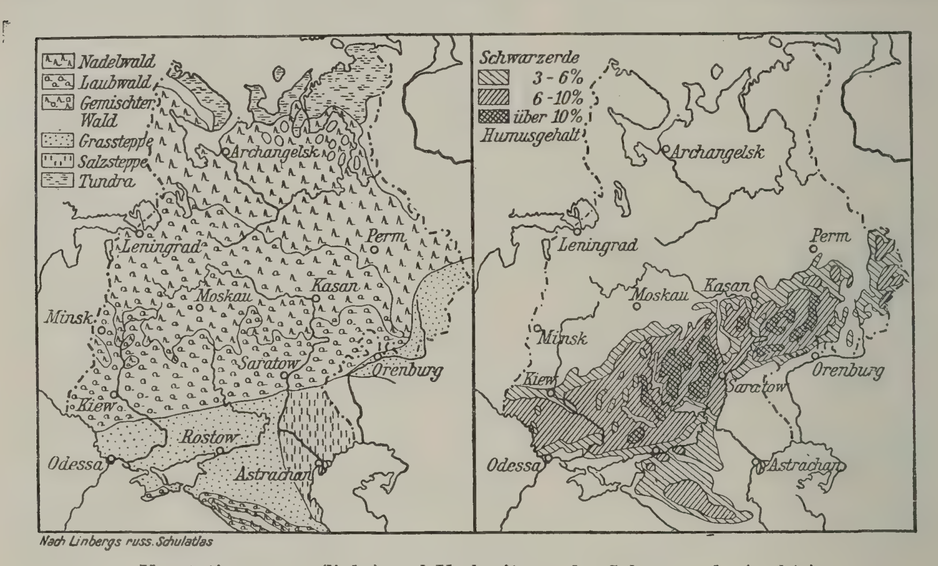
Lange Zeit hindurch hat man das russische Gebiet für eine Tafel gehalten, die außer in sehr frühen Zeiten der Erdgeschichte gebirgsbildenden Vorgängen, wie sie das übrige Europa in so ausgiebigem Maße bis weit in der Tertiärzeit betroffen und ihm seine Mannigfaltigkeit verliehen haben, überhaupt nicht ausgesetzt gewesen sei. Erst ganz neuerdings hat man erkannt, daß dies ein Irrtum war: auch der Boden Rußlands ist in Falten gelegt worden; aber diese Falten sind allerdings so flach und weiträumig — die Faltensättel liegen Hunderte von Kilometern auseinander —, daß die ihnen zugrunde liegenden Vorgänge wahrscheinlich nie zu merkbarem Ausdruck in der Oberflächengestaltung gelangt sind. Und was mindestens ebenso bedeutungsvoll ist: die gebirgsbildenden Vorgänge waren innerhalb unseres Gebietes auch so schwach, daß sie, wiederum im stärksten Gegensatz zum eigentlichen Europa, fast nirgends zu vulkanischen Vorgängen Veranlassung geben konnten. Vulkanische Ausbrüche, das Emporfördern von Massen der Tiefe an oder nahe an die Oberfläche, bringen aber erst die Erze in den Bereich des Menschen, und so erklärt sich die verhältnismäßige Armut Rußlands an Bodenschätzen. Nur im Süden, am Flusse Donetz, ist eine Granitmasse durch die Schichtgesteine teils hindurchgedrungen, teils hat sie diese mit emporgewölbt, so daß diese die von der Erosion nachträglich freigelegte Granitzone nun steil aufgerichtet umgeben. Durch diesen Vorgang sind reiche Kohlen- und Eisenerzlager an die Erdoberfläche gelangt; es sind die einzigen wirklich großen und wichtigen Bodenschätze der Russischen „Tafel“; was diese sonst an Bodenschätzen, ebenfalls Kohlen und Eisen, birgt, ist kaum erwähnenswert. Sehr reich ist dagegen der Ural an Metallen: Magneteisen, Platin und Gold, auch an Edelsteinen; aber so wichtig diese für die russische Volkswirtschaft noch werden können —, geographisch gehören diese Lager eher schon Asien als Europa an, und erst recht gilt dies natürlich für die reichen Bodenschätze Sibiriens. Auch die großen Petroleumlager von Baku liegen schon außerhalb Europas.



Bodenschätze und Industrie

Nach Philippson zerfällt die Russische Tafel in vier geologische Abschnitte: das Petschorabecken, den dreieckigen Raum zwischen dem Timan und dem nördlichen Ural; die Zentralrussische Tafel, die den größten Teil Rußlands einnimmt, und die Südrussische Tafel, die von der südrussischen Gneis-Granit-Schwelle bis zum

Schwarzen Meere reicht, und endlich die Kaspische Niederung. Den Untergrund des Petschorabeckens bilden flachlagernde Jura- und Kreideschichten. Die Südrussische Tafel zeigt an der nach Süden einfallenden Oberfläche jungtertiäre Ablagerungen, unter denen nur in den Taleinschnitten, namentlich des westlichen Teiles, ältere Gesteine zutage treten. Die Kaspische Niederung ist im wesentlichen Boden des Kaspisees selbst. Auf der großen Zentralrussischen Tafel folgen in der Richtung von Nordwest nach Südost ältesten Sedimentformationen jüngere Schichten. Am Glint treten Kambrium und Silur hervor, dann folgt ein breiter Streifen von Devon, der vom Weißen Meere her südlich des Onega- und Ladogasee vorbei nach Westrußland zieht. Dieser Streifen bildet einen Bogen, in dessen Innerem Kohlen enthalten sind. Im Donezplateau und in Zentralrußland besitzt das Europäische Rußland drei Kohlenreviere. Nach Osten hin verschwinden diese alten Formationen unter einer weiten Decke permischer Ablagerungen, teils



Vegetationszonen (links) und Verbreitung der Schwarzerde (rechts)

marinen, teils kontinentalen Ursprungs, die mit ihren Kalksteinen, Sandsteinen, Konglomeraten, Mergeln und Tonen, mit Kupfererzen, Gips- und Salzstöcken das ganze nordöstliche Rußland von der oberen Oka bis zum Eismeer, zum Timan und Ural einnehmen. In Nordrußland, von Moskau bis zur mittleren Wolga sind einige Strecken von Tonen und Sandsteinen aus der Jura- und unteren Kreidezeit erhalten geblieben. Der Süden trägt eine zusammenhängende Decke aus Gesteinen der oberen Kreide, die sich von Südrußland bis nach Wolhynien, Litauen, Kursk zur mittleren Wolga hinzieht (Philippson).

Eine geologische Karte des Untergrundes von Rußland sieht also bei dem kleinen Maßstabe, in dem unsere Atlanten diese Darstellung zu geben pflegen, recht buntscheckig aus, obgleich in Wirklichkeit bei der flachen, beinahe horizontalen Lagerung aller Gesteine Gesteins- und Formationsgrenzen nur in sehr weiten Abständen auftreten. Für das Aussehen und den Charakter der russischen Landschaft, auch für ihr Pflanzenkleid, ihre Kulturfähigkeit usw. ist dieser Gesteinsuntergrund aber deshalb von sehr geringer Bedeutung, weil er eigentlich nur an den Steilrändern

der Flußtäler zutage tritt, sonst aber fast überall von jungen Lockerbildungen überdeckt ist, deren Art den Oberflächencharakter und die Fruchtbarkeit des russischen Bodens (im Zusammenhang mit dem Klima) fast allein bestimmt. Der ganze Norden wurde, wie der Deutschlands, in der Eiszeit von glazialen Ablagerungen überschüttet, und wie bei uns treffen wir auch in Rußland im Norden hauptsächlich lehmige Grund- und Endmoränenablagerungen der jüngsten Eiszeit, weiter südlich aber die der älteren Eiszeit, aus dem die Gewässer die Lehmteilchen bereits großenteils herausgewaschen haben. Der Norden hat daher ein lebendigeres Relief mit Hügeln, seen- oder moorerfüllten Wannen usw. als der südwärts anschließende Streifen, der viel mehr verwaschene, ausdruckslosere Formen zeigt und dessen sandreicher, graugefärbter Boden von den Russen „Podsol“ (Bleisand) genannt wird.



Hauptverkehrsstraßen (Flüsse, Kanäle, Eisenbahnen)

Die Südgrenze der glazialen Ablagerungen streicht etwa von Kiew ab nordostwärts, verläuft aber im einzelnen sehr unregelmäßig; ihre südwärts gerichteten Ausläufer sind schon von dem feinen, kalkhaltigen, ungeschichteten Lößlehm überdeckt, den wir mit v. Richthofen als eine Anhäufung der Steppenwinde interglazialer Trockenzeiten aufzufassen pflegen. In ihrem nördlichen Teil mit feuchterem, dem Waldwuchs günstigen Klima ist diese Steppenerde stark mit Humus durchsetzt; das ist die berühmte Schwarzerde (russisch Tschernosjom), der Hauptträger des russischen Ackerbaues. Nach Süden zu wird mit dem Abnehmen der Feuchtigkeit auch der Humusgehalt allmählich geringer, die Schwarzerde zur Braunerde und schließlich zum gewöhnlichen Löß. Gegen den Kaspi hin verschwindet auch dieser und macht Sand- und Salztonflächen Platz.

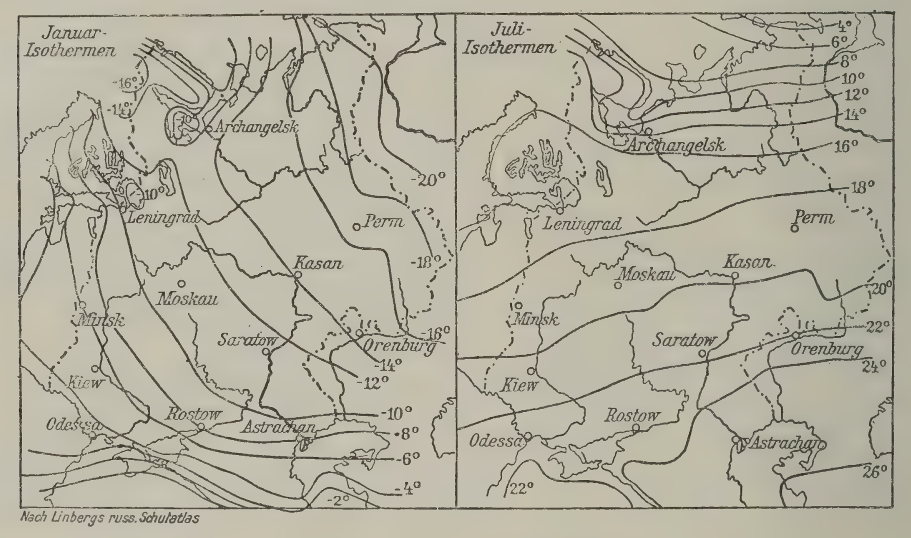
Nur an den Grenzen des Europäischen Rußlands, im Kaukasus und im Ural erheben sich Bergmassen, die die sarmatische Tiefebene von Asien abschließen. Im Inneren Rußlands scheidet kein Gebirge die einzelnen Teile, denn die zwei Höhenzüge, die als Wasserscheiden der großen Stromgebiete dienen, sind so unbedeutend, daß sie die Einheit des Landes nicht beeinträchtigen. Der mittelrussische Höhenzug beginnt im Osten des Ilmensees und erstreckt sich, nach Süden breiter werdend, in südnördlicher Richtung fast 1400 km weit bis zum Donez. Er erreicht im Norden im Waldaigebirge 300 m Höhe. Ein zweiter ausgedehnter Höhenzug begleitet die Wolga am rechten Ufer von Nishnij Nowgorod bis Zarizyn. Hier steigen einzelne Höhen in romantischer Schönheit bis zu 385 m auf.

Dieses osteuropäische Tiefland umfaßt $5^1/_4$ Mill. qkm, also über die Hälfte von ganz Europa, und erstreckt sich von der Ostsee und dem Eismeer bis zum Schwarzen

und Kaspischen Meer. Es schließt Gebiete ein, die unendlich weit von diesen Meeren entfernt sind; der Kultur, Handel und Verkehr fördernde Einfluß des belebenden Meeres, der schiffbefahrenen Küsten fehlt ihnen und hat ihre geschichtliche Bedeutung stets gehemmt. Allerdings durchziehen gewaltige Flüsse die russischen Ebenen, Flüsse von sehr bedeutender Ausdehnung, wie der Dnjepr, Dnjestr, die Düna, und vor allem die Mutter der russischen Flüsse, die vielgeliebte, sagenumwobene, liederfüllte Wolga.

KLIMA, VEGETATION UND TIERWELT

Das russische Klima wird am stärksten durch die weite Entfernung von den mildernden Einflüssen des Meeres und die Nachbarschaft der riesigen asiatischen Landmasse beinflußt, die sich im Sommer stark erhitzt, im Winter sehr stark ab-



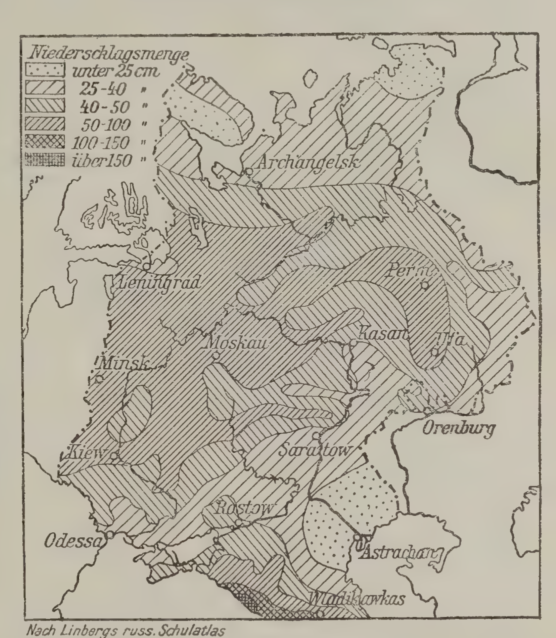
Januar- und Juli-Isothermen

kühlt. Beide Einflüsse wirken also in der gleichen Richtung: sie haben zur Folge, daß das Klima Rußlands weit stärkere Gegensätze in den Wärmeverhältnissen der Jahreszeiten zeigt als das übrige Europa; in Westeuropa beträgt der Unterschied zwischen den Mitteltemperaturen des wärmsten und des kältesten Monates etwa 16°, in Rußland das Doppelte. Da Gebirge fehlen, die als Klimaschranken dienen könnten, und da die Meereshöhe so gleichmäßig ist, so treten mit einer einzigen, weiter unten zu besprechenden Ausnahme nirgends schroffe Klimaübergänge auf. Da aber die nordsüdliche Erstreckung des Gebietes so groß ist — die Entfernung vom Weißen bis zum Schwarzen Meere beträgt 2000 km, und den Norden schneidet der Polarkreis, der Süden reicht bis in die Breite Oberitaliens —, so sind die Unterschiede zwischen den Klimaverhältnissen entgegengesetzter Landesteile trotz der gleichartigen Grundzüge sehr groß.

Im Verlauf der Isothermen (vgl. das obenstehende Kärtchen) kommen die Unterschiede der Breitenlage nur im Sommer voll zum Ausdruck. Dann entsendet das Hitzegebiet Innerasiens einen Ausläufer bis nach Süd- und Mittelrußland, während

im Norden Meereswinde aus dem Nordwesten und die Nähe des Eismeeres auf die Temperatur drücken. Daher verlaufen im Juli die Linien gleicher Mitteltemperatur von Westen nach Osten, rücken aber im Norden viel enger aneinander als im mittleren und südlichen Rußland, wo es dann heißer ist als im übrigen Europa. Ganz anders im Winter. Dann stehen der Westen und der Südwesten Rußlands bis zu einem gewissen, wenn auch abgeschwächten Grade noch unter dem Einflusse der atlantischen Luftströmungen, denen das übrige Europa sein mildes Klima verdankt; nach Osten zu aber macht sich immer stärker der Einfluß des hohen Luftdruckes geltend, der dann über Nordasien lagert und dort die tiefsten Temperaturen auf der ganzen Nordhalbkugel zur Folge hat. Daher nimmt im Januar die Temperatur über Rußland nicht von Süden nach Norden, sondern von Südwesten nach Nordosten zu ab, die Isothermen verlaufen zum Teil sogar beinahe nordsüdlich. In Leningrad z. B. ist das Januarmittel nur um 2° niedriger als in Astrachan, der Juli aber um 8°, und Archangelsk hat es im Januar etwas wärmer, im Juli aber um 8° kälter als Orenburg.

Die weite Entfernung von den Feuchtigkeit spendenden Meeren kommt auch in der Geringfügigkeit der Niederschläge zum Ausdruck. Wie das nebenstehende Kärtchen zeigt, beträgt die jährliche Niederschlagshöhe im westlichen Mittelrußland, wo dieses an die polnischen Ebenen angrenzt, etwa ebensoviel wie in Ostdeutschland, nimmt aber von dort nach allen Seiten hin ab; ganz im Nordosten am Eismeer und im Südosten in der Kaspischen Niederung sinkt sie unter 250 mm. Die Zeit der stärksten Befeuchtung ist im ganzen Lande der Sommer, doch im Norden und in der Mitte nicht so ausgesprochen wie im Süden, wo die Niederschläge sich mehr auf den Frühling und Frühsommer konzentrieren, Herbst und Winter aber ziemlich trocken sind.

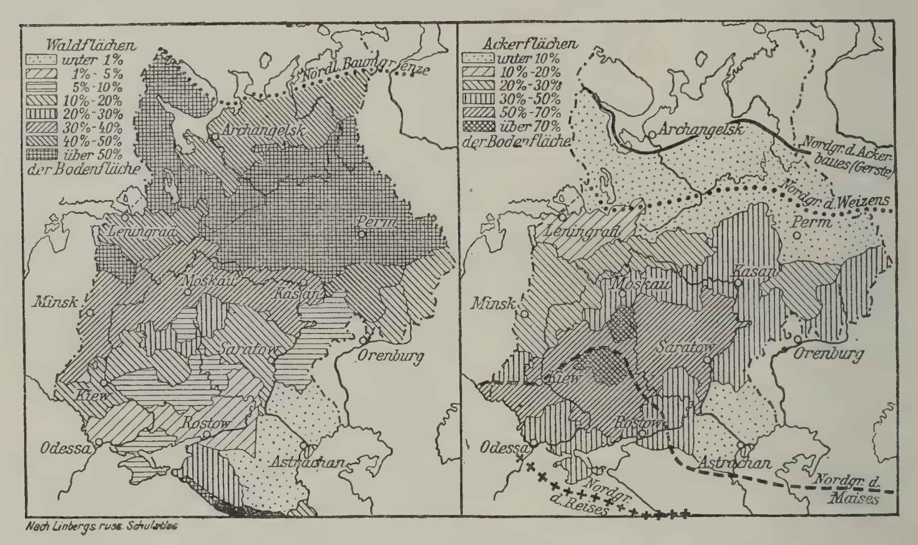


Niederschlag

Alles in allem ist das russische Klima also durch kalte, von Westsüdwesten nach Ostnordosten an Stärke und an Länge zunehmende Winter und durch warme, nur ganz im Norden kühle, im ganzen Süden aber heiße Sommer gekennzeichnet. Die Übergangszeiten zwischen diesen beiden Hauptjahreszeiten sind kürzer als im übrigen Europa und verdienen kaum den Namen eines Herbstes und eines Frühjahres, sind aber doch, wie wir sehen werden, für die russische Volkswirtschaft nicht ohne Bedeutung.

Der russische Winter gibt dem ganzen Leben einen bestimmten Ausdruck. Bei einer Frostperiode von 42—90 Tagen ist die Bevölkerung natürlich daran gewöhnt, auch in ihrer Arbeitsweise und wirtschaftlichen Tätigkeit eine Art

Winterschlaf zu halten. Will man das russische Leben, die Geschichte der Kulturentwicklung richtig verstehen, so wird man von der Dauer und der Art dieses Winters auszugehen haben. Die hohe Schneedecke schafft eine andere Beziehung zur Natur. Man ist stärker auf den Schutz des Hauses angewiesen; man ist zur Untätigkeit verurteilt und kann insbesondere erst verhältnismäßig spät den Frühling genießen, da die furchtbare Wegelosigkeit in der Zeit des Tauens den Verkehr vollkommen hemmt. Diese Periode ist vielleicht die schlimmste für das Wirtschaftsleben, da sie die Vornahme wichtiger Arbeiten, ja auch nur die Vorbereitung zu diesen vollkommen hemmt, während im Winter die zugefrorenen Gewässer vortreffliche Wege bieten. Der Sommer ist in ganz Rußland etwas wärmer wie auf gleicher Breite in Westeuropa. Die Höchsttemperaturen sind teilweise sehr hoch. Die Dauer des Sommers nimmt von Süden nach Norden



Anteil des Waldes und des Ackerlandes an der Bodenfläche

stark ab. Kann man im Süden mit sechs Monaten Sommer rechnen, so sind es in Archangelsk nur noch 3 Monate; an der offenen Eismeerküste gibt es überhaupt keinen Sommer.

Das einzige Gebirge, das als Klimaschranke wirkt, ist das Jailagebirge in der Krim. Seine westöstlich gelagerte Masse schützt den Südrand der Krim einigermaßen vor dem russischen Winter, so daß hier am Nordrande des Schwarzen Meeres eine auch landschaftlich sehr schöne Steilküstenlandschaft liegt, deren Klima sich entfernt mit dem der Riviera Norditaliens vergleichen läßt.

Temperatur- und Niederschlagsverhältnisse bedingen in ihrem Zusammenwirken das Pflanzenkleid. Dieses gliedert sich von Norden nach Süden in drei Hauptzonen, deren Grenzen freilich nicht so scharf sind, wie es unser Kärtchen auf S. 744 (links) notgedrungen zeigt, sondern ganz allmählich ineinander übergehen. Ganz im Norden, wo der Boden in der Tiefe das ganze Jahr hindurch gefroren bleibt, säumt ein von Westen nach Osten an Breite zunehmender Streifen von baumloser Tundra die Eismeerküste. Den größten Teil Rußlands nimmt aber die Waldzone ein, die sich von Norden nach Süden wieder in drei Zonen gliedern läßt,

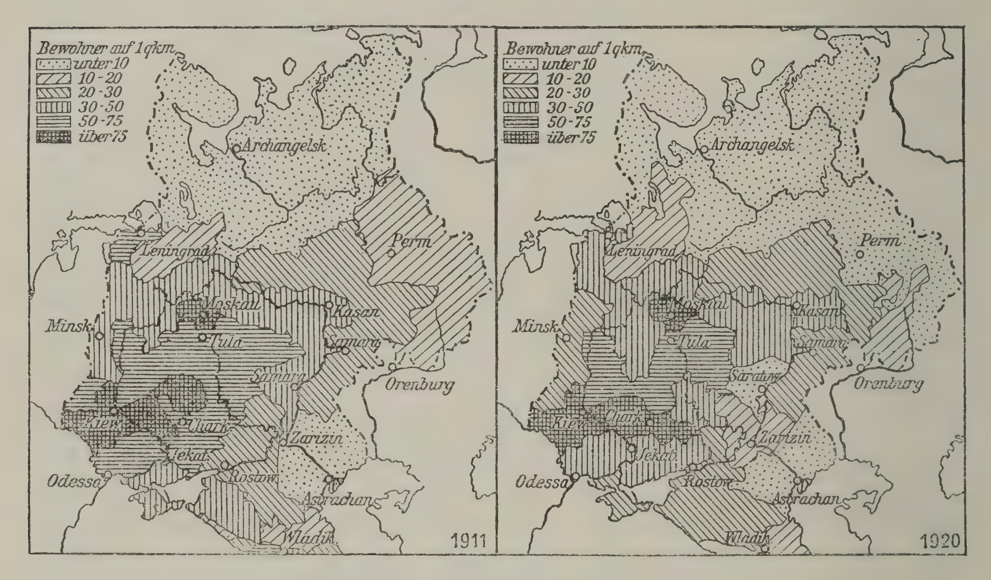
die Nadelwald-, die Mischwald- und die Laubwaldzone. Die beiden letzteren enthalten so ziemlich alle deutschen Waldbäume außer der Tanne und der Buche (die nur bis Wolhynien reicht), die Nadelwaldzone außer Kiefern und Fichten nur noch die Espe, die Vogelbeere, die Traubenkirsche, die Erle, einige Weidenarten und vor allem die Birke. Die Grenze zwischen der Nadelwald- und der Mischwaldzone entspricht annähernd auch der Nordgrenze des Weizen- und des Obstbaues, während der Ackerbau auf Hafer und Gerste noch weit in die Nadelwaldzone hineinreicht.
Nach Süden zu hört der Wald allmählich auf und geht durch eine Parklandschaft hindurch in Steppe über. Dies ist weniger die Folge der Abnahme der Niederschläge überhaupt als die der Trockenheit des Winters, wodurch die Schaffung so großer Vorräte an Bodenfeuchtigkeit, wie sie der Wald braucht, verhindert wird. Gegen das Kaspische Meer hin kommt nicht einmal mehr Steppenvegetation fort, sondern macht der Salzsteppe Platz, die z. T. schon mehr als Halbwüste zu bezeichnen ist.
Die Übergänge zwischen den Vegetationszonen sind durch die Bodenkultur z. T. noch mehr verwischt worden. Allerdings spielt der Bodenbau in den verschiedenen Vegetationszonen eine sehr verschiedene Rolle: in der Tundra ist er überhaupt unmöglich, in die Nadelwaldzone hat er erst sehr geringe Lücken geschlagen, hier spielen die Waldwirtschaft und der Hausgewerbefleiß, aus dem sich stellenweise eine moderne Industrie entwickelt hat, die Hauptrolle. Seine Hauptgebiete sind das Gebiet des südlichen Waldes, der schon großenteils Feldern weichen mußte, und der nördliche Teil der Steppe, der durch seinen Schwarzerdeboden besonders fruchtbar ist. Die Niederschläge, die für den Wald nicht mehr zureichen, genügen hier dem Getreidebau noch völlig, da sie in die Hauptwuchszeit des Getreides fallen. Gegen das Schwarze Meer hin tritt aber doch die Viehweide mehr und mehr an die Stelle der Getreidefelder, und in der Kaspischen Salzsteppe kann nur noch nomadisierende Viehzucht getrieben werden.
Wie die natürliche Pflanzendecke in weiten Teilen Rußlands vom Menschen noch nicht durch Kulturformationen ersetzt werden konnte — so sind weite Strecken des Nordostens noch von der Axt ganz unberührte Urwälder —, spielt auch die freie Tierwelt dort noch eine weit größere Rolle als im übrigen Europa. In den Wäldern des Nordens haust noch der braune Bär, an den Flüssen hier und da der Biber. Die Hauptjagdtiere sind hier Elentier und Wildschwein, während Hirsch, Reh und Kaninchen fehlen. Die kleineren Pelztiere, Fjällfraß, Zobel, Nörz, Hermelin u. a., sind durch die unablässigen Nachstellungen schon selten geworden. — Das Schwarzerde- und erst recht das Steppengebiet sind dagegen in erster Linie das Reich der Nagetiere: Ziesel, Hamster, Springmäuse u. a. Bis zur unteren Wolga westwärts ist auch die schafartige Saigaantilope zu treffen. An den Steppenläufen der Flüsse des Don- und Wolgagebietes haust der merkwürdige Bisamrüßler. Der Wolf ist im Wald- wie im Steppengebiet eine Landplage.
Nicht vergessen werden darf der große Fischreichtum der Gewässer, der in den Kaviarlieferanten der Ströme des Südens, dem Stör und dem Hausen, gewissermaßen seine Krönung findet.

BESIEDLUNG UND BEVÖLKERUNG

Während die Natur Westeuropa dazu geschaffen hat, ein intensives, auf kleine Räume zusammengepreßtes Kulturleben eng beieinander lebender, innerlich verschiedenartiger und geistig reicher Völker hervorzubringen, sind in Rußland nur

Möglichkeiten für ein extensives, ausgebreitetes, gewissermaßen flaches Kulturleben gegeben. Vor allem war von jeher die durchschnittliche Dichtigkeit der Besiedlung des Landes gering und beträgt heute etwa 16 Menschen auf den Quadratkilometer. Dichter ist die Besiedlung nur längs der Flüsse, im Zentrum um Moskau und in der fruchtbaren Ukraine.

Der größte Teil der Bewohner der U. d. S. S. R. sind Großrussen. Zur Zeit der letzten systematischen Volkszählung (1897) bildeten sie zwei Drittel aller das Russische Reich bewohnenden Slawen. Sie sind blond, von großem, kräftigem Wuchs und blauäugig, mit Ausnahme der sehr zahlreichen russisch-tatarischen Mischlinge. Ursprünglich ein Kolonialvolk, haben sich die Großrussen stark mit allen jenen Völkern vermischt, die in die sarmatische Tiefebene gelangt sind, insbesondere also mit Finnen, Tataren, verschiedenen mongolischen Stämmen, aber auch Nor-

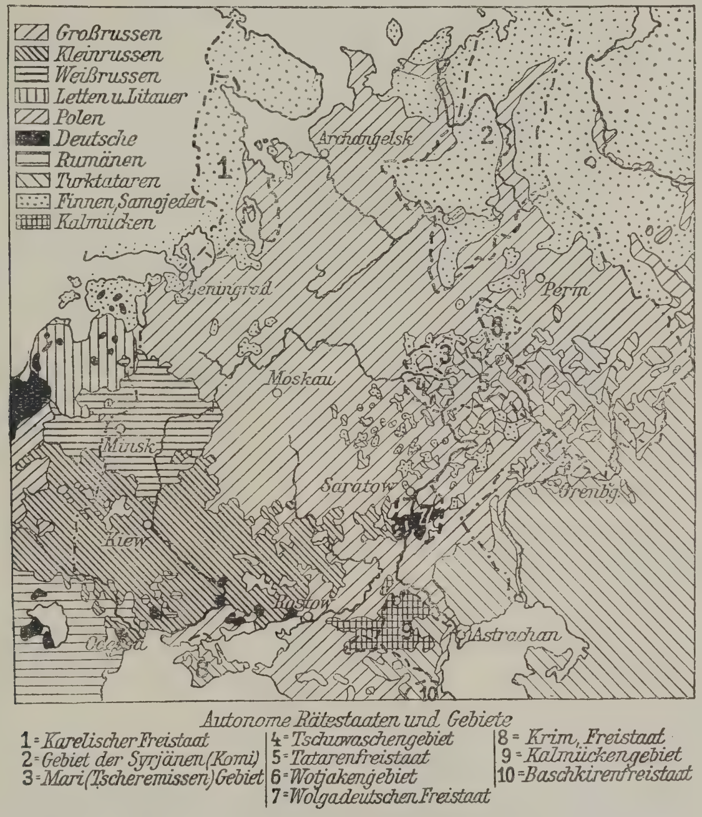


Volksdichte 1911 (links) und 1920 (rechts)

mannen, Griechen und Deutschen. Sie bewohnen geschlossen den nördlichen Teil des europäischen Rußlands und die dichter besiedelten Gegenden Sibiriens, doch reichen ihre Außenposten im Süden bis zum Don. Der Charakter der Großrussen läßt die Wirkungen der russischen Geschichte erkennen. Die dreihundertjährige Herrschaft der despotischen Mongolen hat ihnen die innere Sicherheit und Selbständigkeit genommen. Der Großrusse ist infolgedessen entweder unterwürfig, seiner Obrigkeit demütig gehorsam, als Vorgesetzter oder obrigkeitliche Person aber rücksichtslos, herrschsüchtig und brutal. Humanität liegt dem Großrussen nicht; besitzt er auch einen ungestümen Freiheitsdrang und sucht er die engen Schranken seines Daseins zu durchbrechen, um möglichst ungebunden nach eigenem Geschmack leben zu können, so versteht er es doch andererseits auch, sich zu bescheiden und sich in vorbildlicher Genügsamkeit mit dem Schicksal abzufinden. Diese Zwiespältigkeit des russischen Volkscharakters offenbart sich besonders im Familienleben. Der Vater ist das absolute, demütig anerkannte Familienoberhaupt,

dem sich Frau und Kinder restlos unterordnen. Bei den Kindern herrscht selbstverständliche Verehrung der Eltern, bei diesen wiederum die Auffassung, die Kinder streng erziehen zu müssen. Das Züchtigungsrecht des Vaters wird in einer uns manchmal unbegreiflichen Strenge durchgeführt.

Die Großrussen sind überaus intelligent und anstellig; russische Handwerker entwickeln eine erstaunliche Kunstfertigkeit. Dafür mangelt es ihnen jedoch an beharrlicher Energie. So schnell sie neue Dinge erfassen, so wenig sind sie imstande, ihre Pläne und Absichten bis ans Ende durchzuführen. Dieser Mangel an Ausdauer,



Völkerverteilung und autonome Gebiete der kleineren Volksteile

das leichte Abschweifen und die Vorliebe zur Versenkung in eine stark religiös bedingte Gefühlswelt machen sie wenig dazu geeignet, ihr eigenes Staatswesen auszubauen. Es gehört deshalb zu den charakteristischsten Eigentümlichkeiten der russischen Geschichte, daß vorwiegend Fremde den russischen Staat errichteten und vertraten. Unter diesen Fremden haben stets die Deutschen die erste Rolle gespielt; in letzter Zeit sind auch bedeutende Kaukasier (Armenier und Georgier), Juden, Letten, Tataren usw. hervorgetreten.

Die Großrussen haben hervorragende Gelehrte auf allen Gebieten, bedeutende Industrielle, Kaufleute und Militärs hervorgebracht; russische Musiker, Dichter und Schriftsteller sind berühmt geworden, während es keine bedeutenden Architekten, Bildhauer, nur ganz wenige großrussische Maler und keine wirklich namhaften

Philosophen unter ihnen gegeben hat. Diese letzte merkwürdige Erscheinung ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß im Russen nicht so sehr ausgeprägte Verstandesgaben, als vielmehr ein seelisches Grundgefühl überwiegt, welches ins Maßlose und Unendliche schweift und in beinahe orientalischer Färbung jede sichere Formung, jede Gestaltung vermeidet.

Die russischen Bauern leben in langgestreckten Straßendörfern, deren Holzhäuser (Isba) nur von kleinen Gärtchen und wenig Bäumen umgeben sind. Diese oft sehr großen Dörfer machen einen primitiven, ärmlichen und verfallenen Eindruck. Die Kleidung ist meist noch die nationale Tracht und besteht aus einem an der Seite geknöpften, schön bunt bestickten, über den Beinkleidern getragenen Hemd, während die weiten Hosen entweder in Stiefeln stecken oder in primitive Sandalen hineingebunden werden. Die Frauen tragen gelegentlich noch den altrussischen bunten, mit Bändern gezierten Kopfschmuck. Die Nahrung der Großrussen ist vegetabilisch. Der Ackerbau wird mit außerordentlich primitiven Geräten wenig intensiv betrieben. Die Hausindustrie ist besonders in waldreichen Gegenden stark entwickelt und kann teilweise als ein selbständiges Kunstgewerbe gelten.

Im Süden wohnen die Kleinrussen, die sog. Ukrainer, Slawen von reinerem Typus (s. S. 773), im Westen die Weißrussen (s. S. 762) und einzelne wenige Rotrussen. Längs der Wolga leben etwa 15 Millionen Mohammedaner, meist kulturfähige und gebildete Tataren oder die weitaus primitiveren Kirgisen, Baschkiren usw. Die Tataren besitzen eine alte, eigene Kultur, ein schönes, orientalisch anmutendes Kunstgewerbe und sind eifrig bedacht, ihre alte Tradition der Ehrlichkeit, Nüchternheit und Selbstgenügsamkeit zu pflegen; sie sind vornehmlich Kaufleute oder Händler verschiedenster Art. Inmitten der Tataren des Ostens in geschlossener Masse, sonst überall in Rußland verstreut, leben deutsche Kolonisten (s. S. 765) und Juden.

Im Jahre 1920 gab die russische Regierung folgende Zahlen für die wichtigsten Völker Rußlands bekannt:

Großrussen	71 345 615	Armenier	1 315 674
Ukrainer	23 584 289	Mordwinen	1 107 832
Weißrussen	3 306 698	Tataren	5 141 607
Polen	520 891	Kirgisen	5 561 444
Deutsche	1 120 453	Sarten	2 263 999
Juden	2 728 272	Baschkiren	1 776 714
Georgier	1 638 289		

Die herrschenden Großrussen stellen nicht mehr als rund 55% der Bevölkerung. Von den Bewohnern Rußlands sind mehr als ein Viertel überhaupt keine Slawen.

Die große Mehrzahl der Bevölkerung bekennt sich zur griechisch-orthodoxen Kirche, daneben gibt es Protestanten, Römisch-Katholische und andere Christen, Israeliten, Mohammedaner, Heiden usw.

Da etwa 80% der Bevölkerung Bauern sind, ist Rußland verhältnismäßig arm an Städten. Die Hauptstadt ist heute das alte Moskau mit etwa 2 Millionen Einwohnern. St. Petersburg (russisch Petrograd), jetzt Leningrad, war bis zur Revolution zweihundert Jahre lang Residenz der Zaren und war vor dem Weltkrieg auf 2,3 Mill. Bewohner gestiegen, hat heute jedoch nur noch rund 1 Million. Die wichtigsten der 120 Städte mit über 30 000 Einwohnern sind: Odessa am Schwarzen Meer, der bedeutendste russische Südhafen, Kiew, die alte Hauptstadt der Ukrainer, Charkow, Nischni Nowgorod, Saratow, Rostow am Don, Kasan, Samara, Tula, Perm, Minsk, Orenburg, Zarizyn.



Technophotogr. Archiv, Berlin-Friedenau

Markttag in einem podolischen Städtchen



Technophotogr. Archiv, Berlin-Friedenau

Der Newski-Prospekt in St. Petersburg (Leningrad) vor dem Weltkrieg



Aus Walther Weibel, „Rußland“ (München 1917)

Kleinrussisches Gehöft



Aus Walther Weibel, „Rußland“ (München 1917)

Haus eines reichen Großrussen im nördlichen Waldgebiet

WIRTSCHAFT

Die Geschichte der russischen Volkswirtschaft weicht außerordentlich stark von derjenigen anderer europäischer Länder ab. Während wir in Europa ein natürliches Gedeihen der Wirtschaft entsprechend den Grundbedingungen und Gegebenheiten des Bodens, der Natur und Bevölkerung beobachten können, hat sich die Wirtschaft des russischen Reiches immer nur dann gedeihlich entwickeln können, wenn der Staat auf eine Befriedigung seiner besonderen Bedürfnisse drängte. Das mittelalterliche moskauische Staatswesen kannte aber höchstens primitive Bedürfnisse der moskauischen Hofhaltung und unterdrückte deshalb Außenhandel, wie Gewerbe, Verkehr und Bürgersinn. Anders wurde dies erst, als das Großfürstentum Moskau sich in zunehmendem Maße von seinem westlichen Nachbarn bedroht fühlte. Nunmehr erschien es notwendig, das sehr primitive Heereswesen zu reformieren, und infolgedessen bemühte sich die Regierung um das Aufkommen verschiedener neuer Gewerbe, die Gründung von Bergwerken, Metallgießereien, Tuchwebereien usw. Das Zentrum der langsam entstehenden russischen Industrie lag infolgedessen in der Umgebung Moskaus, während der Handel sich entweder nach Westen hin orientierte oder über das von den Engländern gegründete Archangelsk geleitet wurde. Von dem Gedanken, von Staats wegen aus die Industrie zu fördern und den Handel zu leiten, hat sich der russische Staat denn auch bis in die Gegenwart hinein nicht befreien können. Erst nach und nach verlangte die Natur der russischen wirtschaftlichen Lebensbedingungen ihr Recht. Mit Hilfe ausländischer Unternehmer und fremder Kapitalien wanderte die russische Industrie den Rohstoffquellen nach, bemühte sich um die Ausbeute der Reichtümer des Dongebietes und wandte sich dann den großen Naturschätzen des Urals zu. Bei der vorwaltenden protektionistischen Einstellung der russischen Regierung ist eine standortsmäßig bedingte großzügige Förderung der Ausbeute der russischen Rohstoffe niemals in dem Umfange in Angriff genommen worden, den diese ermöglicht hätten, da man, von den direkten Bedürfnissen des russischen Staates, seines Heeres usw. ausgehend, eine eigene nationale Fertigwarenindustrie besitzen wollte. Diese hauptsächlich zu Ende des 19. Jahrhunderts geschaffene Industrie war daher genötigt, zum Teil mit ausländischen Rohstoffen und englischer und deutscher Kohle zu arbeiten, während die russischen Naturschätze unberührt liegen blieben. Unter solchen Umständen konnte sich der russische Außenhandel niemals in gesunder Weise entwickeln. Um eine erträgliche Außenhandelsziffer zu erzielen, übersteigerte die Regierung deshalb seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die russische Getreideausfuhr. Diese erfaßte also nicht nur die Überschüsse der russischen Weizen-, Roggen-, Gerste- usw. Ernte, sondern auch solche Getreidemengen, die Rußland eigentlich zu seiner eigenen Ernährung gebraucht hätte, die aber den russischen Bauern mit Hilfe eines künstlich gesteigerten Steuerdruckes abgenommen wurden. Trotz so gewagter Maßnahmen konnte der Anteil des russischen Außenhandels an den Umsätzen der Weltwirtschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr wie 3% erreichen. Die gleiche Wirtschaftspolitik wird auch von der Sowjetregierung seit Einführung der neuen ökonomischen Politik betrieben. Allerdings bemüht man sich heute in verhältnismäßig energischerer Weise als ehedem um eine Förderung der russischen Rohstoffproduktion. Insbesondere bemüht man sich, große Mengen von Holz in den nordwestlichen Wäldern zu schlagen, der Landwirtschaft die Rentabilität technischer Kulturen nahezulegen und größere

Mengen von Manganerz, Petroleum und russischer Kohle zu gewinnen und auf den Weltmarkt zu leiten. Ehe diese Bestrebungen jedoch den entsprechenden Erfolg zeitigen, wird Rußland genötigt sein, zuerst einmal größere Mengen ausländischer Fertig- und Halbfabrikate einzuführen.

Durch den Weltkrieg und die ihm folgenden sozialen Kämpfe hat das russische Wirtschaftsleben auf das schwerste gelitten. Daher erreichte der Außenhandel der U.d.S.S.R. im Jahre 1924/25 nur 25% des Friedensumsatzes. Gegenwärtig hängt seine Entwicklung in erster Linie davon ab, wieweit es gelingt, Rohstoffe zur Ausfuhr zu gewinnen und freizumachen. Der russische Getreideexport hatte im Jahre 1925 ohne Frage einen vielversprechenden Aufschwung genommen. Schwierigkeiten auf dem inneren Markt und besonders bei der Bewältigung der Transportfragen gestatteten jedoch keinen gewinnbringenden Verkauf der anfänglich erwarteten größeren Mengen. Es handelt sich hier um die schwierigsten Fragen der russischen Binnenwirtschaft, die nach der Überwindung der Epoche des Kriegskommunismus sehr große Ansprüche an die Tatkraft der Regierung stellen. Da es jedoch gelungen ist, die Produktion der verstaatlichten Industrie auf eine ansehnliche Höhe zu bringen, so können die Zukunftsaussichten des russischen Außenhandels verhältnismäßig günstig beurteilt werden. Nach den furchtbaren Erschütterungen des Bürgerkrieges und der Epoche der Vollsozialisierung — die jetzt rückgängig gemacht worden ist — kann es als eine gute Leistung bezeichnet werden, daß die russische Industrie wieder auf rund zwei Drittel der Friedenserzeugung gestiegen ist. Die Textilindustrie kann die Hälfte, die Kohlenindustrie zwei Drittel, die Roheisenerzeugung ein Drittel, die Erdölgewinnung zwei Drittel der Friedensmengen liefern. Die Zahl der Industriearbeiter betrug zu Anfang 1926 wieder 2 Millionen Menschen. Ebenso befindet sich auch die Landwirtschaft auf dem Wege zur Gesundung. Die Anbaufläche beträgt 80 bis 90% der Friedenszeit, und die Ernte des Jahres 1925 war im großen und ganzen befriedigend.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist Rußlands Bedeutung für den Weltmarkt noch gering. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß es mit Hilfe einer Vergebung von Konzessionen an ausländische Unternehmungen und der Gründung von gemischten ausländisch-russischen Gesellschaften gelingen könnte, die russische Exportfähigkeit zu steigern und damit jene Austauschwerte zu gewinnen, deren Rußland bedarf, um seine Einfuhr zu steigern.

STAATLICHE GLIEDERUNG

Die heutige Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, die den Namen Rußland grundsätzlich aufgegeben hat, umfaßt einschließlich der asiatischen Teile einen Raum von 21 134 000 qkm mit einer Bevölkerung von rund 136 275 000 Menschen. Es handelt sich hierbei um Gebiete, die vornehmlich im Laufe der letzten 300 Jahre vom Großfürstentum Moskau aus erobert oder gewonnen worden sind. Die stärkste Expansion bewies der großrussische Zentralstaat in den letzten zwei Jahrhunderten, da das russische Reich sich auch noch über die in und nach dem Weltkriege wieder verlorengegangenen Gebiete Finnlands, Estlands, Livlands, Kurlands, Litauens, Kongreßpolens und Bessarabiens erstreckte. Diese Randstaaten haben sich 1918—1919 selbständig gemacht und damit die Grenzen des russischen Reiches ungefähr auf die vor Peter dem Großen zu ihm gehörenden Gebiete zurückgedrängt.

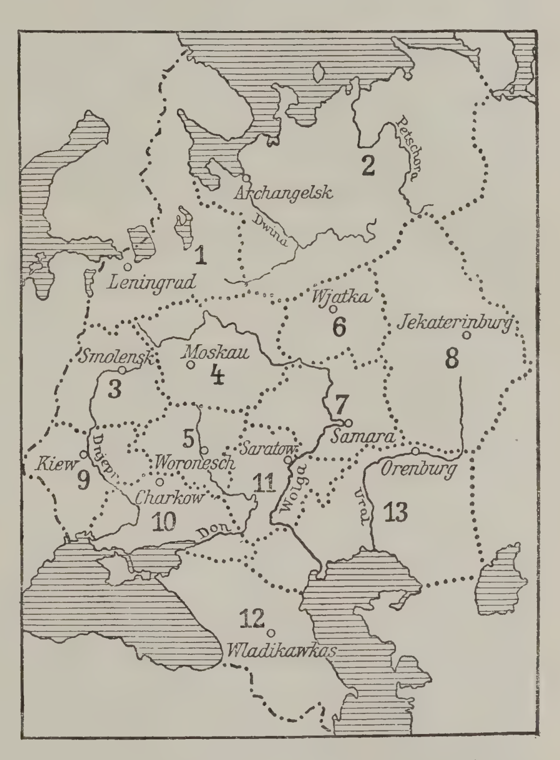
Die Union der S.S.R. wurde auf dem ersten Sowjetkongreß am 30. Dezember 1922 geschaffen und besteht aus vier Gliedstaaten:

1. Die Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik (R.S.F.S.R.) umfaßt etwa 5,3 Mill. qkm und zählt über 100 Millionen Einwohner. Trotz ihres Namens ist sie keine Föderation, sondern ein Einheitsstaat, und zwar die Zentralmacht Großrußlands. Die Hauptstadt ist Moskau.

2. Die Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik (U.S.S.R.) mit der Hauptstadt Charkow. Sie ist ein Einheitsstaat von 393 000 qkm mit etwa 27 Mill. Bewohnern.

3. Die Weißrussische Sozialistische Sowjetrepublik (W.S.S.R.) ist ebenfalls ein Einheitsstaat. Sie umfaßt 53 000 qkm und 1 180 000 Menschen. Die Hauptstadt ist Minsk.

4. Die drei Kaukasischen Sowjetrepubliken: Aserbeidschan mit der Hauptstadt Baku, Georgien mit Tiflis und Armenien mit Eriwan haben sich ihrerseits zu einer Transkaukasischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik zusammengeschlossen. Ihr Territorium umfaßt 190 000 qkm mit 6 Millionen Bewohnern.



Die Wirtschaftsgebiete

1 Nordwestgebiet; 2 Nordostgebiet; 3 Westgebiet; 4 Zentrales Industriegebiet; 5 Zentrales Schwarzerdegebiet; 6 Wjatka-Wetlugagebiet; 7 Mittel-Wolgagebiet; 8 Uralgebiet; 9 Südwestgebiet; 10 Südliches Bergbaugebiet; 11 Südostgebiet; 12 Kaukasusgebiet; 13 West-Kirkisisches Gebiet

Außer den vier Bundesrepubliken gibt es 17 „autonome Republiken" und 17 „autonome Länder", die eine gewisse Selbständigkeit auf dem Gebiete der inneren Verwaltung, des Schulwesens, der staatlichen Wirtschaftsförderung und -organisation besitzen. Diese „Kulturautonomien" tragen keine wesentlich politischen Züge, sondern scheinen mehr dem Zweck zu dienen, die nationalen Minderheiten, die diese Gebiete bewohnen, zur Selbstverwaltung und zur Pflege ihres völkischen Kulturgutes zu erziehen.

Die vier Bundesrepubliken sind ihrerseits wie folgt gegliedert: Die „Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik" besteht in ihrem europäischen Teil aus 41 Gouvernements, 2 „Gebieten", 10 „autonomen Gebieten", sie umfaßt ferner Sibirien mit 6 Gouvernements und einem autonomen Gebiet und den „Fernen Osten" mit 4 Gouvernements. Die „Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik" ist in 9 Gouvernements geteilt. Die „Transkaukasische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik" umfaßt Armenien mit 10 Kreisen, Aserbeidschan mit 17 Kreisen und einem autonomen Gebiet und Georgien, das sich wieder in Georgien im

engeren Sinne, Abchasien und Adscharistan gliedert. Georgien hat 17 Kreise und ein autonomes Gebiet, Abchasien 5 Kreise und Adscharistan ebenfalls 5 Kreise. Die „Sozialistische Sowjetrepublik Weißrußland" endlich besteht aus 6 Kreisen. Außerhalb der Sowjetunion stehen, jedoch mit ihr wirtschaftlich, außenpolitisch und militärisch aufs engste verbunden, die autonome Sozialistische Sowjetrepublik Usbekistan, die A.S.S.R. Turkmenistan sowie die Republik der Mongolei.

Das osteuropäische Flachland läßt sich, in allgemeinen Umrissen gesehen, in das Nordwestgebiet, das Zentralgebiet, das Uralgebiet und das Schwarzerdegebiet der Ukraine einteilen. Diese Einteilung läßt sich aufrechterhalten, wenn man Bevölkerung und Vegetation, wenn man Wirtschaft und Standort der neuzeitlichen Produktion ins Auge faßt — sie läßt sich schwerer vertreten, wenn man jene natürlichen Landschaften meint, die ein in sich geschlossenes Bild mit individuellen Eigenarten aufweisen. Denn dann sollte man eigentlich nur Großrußland und die Ukraine unterscheiden.
Einen Anhaltspunkt für die Schilderung der obengenannten russischen Einzelgebiete gibt die auf S. 755 dargestellte neue Einteilung der U.d.S.S.R. in Wirtschaftsgebiete. Das in vielfacher Hinsicht ein eigenes Leben führende Wirtschaftsgebiet des Nordwestens dürfte in der zukünftigen Entwicklung Rußlands eine besondere, standortsmäßig begünstigte Zukunft haben, ebenso wie Moskau, Ural, Donez und Ukraine. Man hat in Rußland erkannt, daß es ein Fehler der Vergangenheit gewesen ist, eine moderne industrialisierte Wirtschaft auf einer zu engen Rohstoffbasis aufzubauen. Deshalb will man Quellenpolitik treiben, d. h. die zu erneuernde und teilweise neu zu errichtende große Industrie der Zukunft an die Rohstoffgebiete heranschieben und alles, was in Zukunft in hervorragendem Maße erzeugt werden soll, „standortsmäßig" orientieren. Diese grundsätzliche Umstellung stellt ein Bekenntnis zur Geoökonomie dar, d. h. man kommt in Rußland endlich davon ab, die Wirtschaft als ein gewissermaßen von den Naturbedingungen getrenntes Eigengebilde anzusehen. Man will den Strömen und natürlichen Verkehrswegen ihre Gesetzmäßigkeit ablauschen, man will dort schürfen und produzieren, wo die Natur die allergünstigsten Bedingungen geschaffen hat, man will die Menschenmassen, ihre Intelligenz und Arbeitskraft dahin bringen, wo die Natur die Lebensmöglichkeiten der Bewohner besonders günstig gestaltet hat.

DAS NORDWESTGEBIET

Das Nordwestgebiet umfaßt den östlichen Teil der finnischen Landbrücke einschließlich der Halbinsel Kola und die weitere Umgebung des Ladoga- und Onegasees, etwa von der Onegabucht des Weißen Meeres bis zur Stadt Wologda und von da bis zur Grenze Lettlands. Der nördliche Teil, besonders die Halbinsel Kola, wird von der Tundra eingenommen, mit felsigem Boden, Sümpfen und Mooren, während der übrige Teil auf die Bleisandregion (Podsol) entfällt.
Die Nordküste der Halbinsel Kola, die Murmanküste, steigt im Westen 300 bis 500 m, im Osten immer noch 100—150 m schroff auf und wird im Westen von großen Fjorden zerrissen. Nach Osten zu wird sie zusammenhängender, nur die Flußmündungen bilden noch Hafenplätze. Auch die Terische Küste an der Südostseite bildet im Osten, bei dem Orte Ponoi am Flusse gleichen Namens, noch eine

von Steilküsten begrenzte, 130—160 m hohe Plattenlandschaft, weiterhin aber wird sie hafenlose Flachküste. Der Kandalakschabucht entlang nimmt die Küste dann wieder gebirgige, durch Fjorde zerklüftete Form an, mit einer Höhe bis zu 400 m. Auch im Inneren unterscheidet sich die Halbküste Kola vom übrigen Nordrußland sehr wesentlich. Die Oberfläche ist sehr uneben mit vielen Seen, Torfmooren und Tundren. Die Erhebungen steigen teilweise zu bedeutender Höhe an, bis zu 500 m, im Norden der Kandalakschabucht sogar bis zu 900 m. Die mittlere Höhe mag 300—350 m betragen.

Ebenso wie die Halbinsel Kola zeigt auch die Landschaft Karelien zwischen der Grenze Finnlands und der Murmanbahn landschaftlich viel Ähnlichkeit mit dem nördlichen Finnland. Die Karelische Küste des Weißen Meeres hat tief eingeschnittene Fjorde und ist an der Kandalakschabucht von Schären umsäumt. An die Karelische schließt sich die Pomorische Küste an, die im Norden noch von Fjorden und Buchten zerschnitten ist, im Südosten an der Onegabucht aber immer flacher und einförmiger wird. Im Innern des Landes, nach Westen und Süden zu, finden sich Seen, Sandfelder und Torfmoore sowie die charakteristischen Åsarbildungen.

Der sich südlich des karelischen Gebietes erstreckende Teil ist eine Fortsetzung des mitteleuropäischen Flachlandes. Nur im Nordwesten erreicht er am finnischen Meerbusen die Ostsee und bricht hier mit einem 50—60 m hohen Steilrande ab, mit nach Norden geöffneten Buchten und einer Reihe vorgelagerter Inseln.

Kleinere Kohlenvorkommen gibt es nördlich des Onegasees und auch bei Nowgorod und Wologda. An der Murmanküste und auf den Inseln der Kandalakschabucht wird Silber gefunden.

Die wichtigeren Flüsse des Nordwestgebietes sind die Luga, die in der Nähe von Nowgorod entspringt und in den Finnischen Meerbusen mündet, und der Wolchow, der den Ilmensee mit dem Ladogasee verbindet. Von den Flüssen Kareliens und der Halbinsel Kola ist nur die vom Latschasee kommende Onega erwähnenswert, deren Unterlauf allerdings außerhalb unseres Gebietes fällt. Wichtig ist die Newa als 35 km lange, etwa 1 km breite Verbindung zwischen dem Ladogasee und dem Finnischen Meerbusen, die aber von Anfang November bis Ende März zufriert. Von der See aus ist sie für Schiffe von Natur nicht zugänglich, da die Mündung durch Sandbänke versperrt ist. Als Nebenflüsse der Wolga verdienen die Scheksna und die Mologa Erwähnung.

Die wichtigsten Seen sind der 3500 qkm große und bis 16 m tiefe Peipussee an der Ostgrenze Estlands; er liegt etwa 30 m höher als der Finnische Meerbusen und ist von Anfang Dezember bis Anfang März vereist. Dann der Ilmensee (900 qkm) südlich von Nowgorod, der höchstens 8 m tief und teilweise versumpft ist; der Ladogasee mit 1800 qkm, nach dem Kaspischen Meer der größte See Europas; er liegt 5 m über dem Finnischen Meerbusen und ist von Süden nach Norden 200 km lang, bei einer mittleren Breite von 100 km. Er ist fischreich und wird von einer ganzen Anzahl Flüsse gespeist, unter anderen von Westen von der Wuoxa, von Osten dem Swir und von Süden durch Wolchow, Oja und Sjam. Nordöstlich von Leningrad liegt der Onegasee, der bei einer Länge von 243 km und einer Breite von 81 km über 900 qkm bedeckt. Seine Tiefe beträgt im Mittel 160—200 m, an einigen Stellen sogar 600 m. Er hat viele Buchten und Felsen und ist deshalb trotz seiner Wichtigkeit als Verkehrsweg ziemlich gefährlich. Meist ist er von Mitte Dezember bis Mitte Mai zugefroren; seine Hauptzuflüsse sind von Osten Wodla, Andoma und

Witegra, von Süden Magra und Ochta, von Norden Schuja und Ssuna. Östlich von Petrosawodsk reicht die finnische Seenplatte bis nach Karelien herein, ganz im Norden, auf der Halbinsel Kola, ist der Imandrasee hervorzuheben, südöstlich vom Onegasee sind auch der Latschasee, Woshesee, der Bjelosero (Weiße See) und Kubensksee zu nennen.

Das Klima hat auch schon in diesem Gebiet kontinentales Gepräge, trotz der Lage zwischen der Ostsee bzw. dem Finnischen Meerbusen und dem Nördlichen Eismeer bzw. dem Weißen Meer. Der Einfluß dieser abgeschlossenen, einen großen Teil des Jahres hindurch zugefrorenen Meeresteile reicht aber nicht weit ins Land hinein. Die Sommer sind weniger heiß als im übrigen Rußland, dafür aber die Winter länger und strenger. Eine besondere Stellung in klimatischer Hinsicht nimmt die Halbinsel Kola ein. Ihr dem offenen Nördlichen Eismeer zugewendeter Nordrand, die Murmanküste, hat unter dem Einflusse des Golfstromes relativ hohe Wintertemperaturen, so daß das offene Meer nicht zufriert. Dagegen ist in dem abgeschlossenen Innern Kolas der Winter sehr kalt. Im Sommer halten die Randerhebungen im Norden und Westen umgekehrt die kaltes Wetter bringenden Winde ab, so daß dann im Landesinneren noch jenseits des Polarkreises Wärmegrade von 30° und darüber vorkommen. Die Frostdauer beträgt im Nordosten von Kola 7—8 Monate, im Süden der Halbinsel und im Norden Kareliens 6 bis 7 Monate, im übrigen Teil des nordwestlichen Gebietes 5—6 Monate. Der Finnische Meerbusen, mit einem Salzgehalt von über $^1/_2\,^0/_0$, friert in kalten Wintern gänzlich zu, die Eisschmelze bewirkt eine Abkühlung der Temperatur im Frühjahr und im Anfang des Sommers; ebenso abkühlend wirken übrigens auch die großen Binnenseen, besonders der Ladoga- und der Onegasee.

Der größte Teil unseres Gebietes, besonders der nördliche Teil Kolas, ist waldlose Tundra. Auf ihr herrschen Flechten vor, und wo der Boden weicher wird, Moos. Torfmoore wechseln mit arktischen Pflanzen. Eine besondere Erwähnung verdient die Renntierflechte wegen ihrer großen Bedeutung für die wirtschaftliche Existenz der Bewohner. Die Grenzen der Tundra sind nicht genau festzulegen; Nadelwälder schieben sich je nach der Höhenlage in ihr Gebiet ein, wie sie sich dafür andererseits auch in diese hineinstreckt; der Übergang von der Tundra in das Gebiet der Nadelwälder erfolgt also ganz allmählich. In den Übergangsbezirken wechselt Tundrenvegetation mit Beständen verkrüppelter zwerghafter Bäume.

Auf dem bereits erwähnten Podsol- oder Bleisandboden gedeihen keine Laubbäume, mit Ausnahme der Birken, Kiefern und Fichten. Moore spielen eine große Rolle, nördlich mehr Torfmoore, nach Süden mehr Weißmoore.

Nach einem mehr oder weniger breiten Übergangsgürtel schließt sich nach Süden das Gebiet der Laubbäume an, die jedoch südöstlich des Ladogasees vor dem Nadelwald weit zurücktreten. Besonders treten Birke, Eiche und Linde hervor, nach Westen zu auch andere Bäume.

Die Tierwelt der Tundra ist verhältnismäßig arm. Ihr wichtigstes Glied ist das Renntier. Außer den zahlreichen Vogelarten verdienen der Zobel und Polarfuchs Erwähnung. Größeren Reichtum, besonders bezüglich der Vögel, zeigen die Küstenstreifen. Im Nadelwaldgebiet ist der Tierbestand mannigfaltiger, wird aber mit der Vernichtung der Wälder immer schwächer. Renntier und Zobel finden sich auch hier nur noch im nördlichen Teil, dazu kommen, seltener, braune Bären und kleinere Raubtiere, gelegentlich auch Hermeline. Schwarzwild ist angeblich noch reichlich vorhanden, während Rehe und Hirsche seltener geworden sind. Die Vogelfauna

ist ziemlich reichhaltig; sie besteht vornehmlich aus Wald- und Wasservögeln, die im Winter von Norden Zuzug erhalten. Amphibien und Reptilien, die im Tundragebiet fast gänzlich fehlen, sind auch hier verhältnismäßig selten. Ein Übergang der Fauna vom Gebiet des Nadelwaldes auf das des Laubwaldes ist schwer festzustellen.

Der nördliche Teil dieses Gebietes, das heißt die Halbinsel Kola, ist wenig erforscht und nur ganz dünn von nomadisierenden Lappen und seßhaften Finnen bewohnt. Ortschaften gibt es nur an der Küste, die wichtigsten sind Kola und Murmansk (2000 Einw.), der Endpunkt der Murmanbahn.

Das sich nach Süden anschließende Gebiet Karelien ist ebenfalls sehr schwach bevölkert. Die wenig zahlreichen Ortschaften befinden sich, wie auf Kola, fast ausschließlich an der Küste und an den Binnenseen und sind meistens primitive kleine Fischereihäfen. Der bedeutendste Ort ist Petrosawodsk (19 000 Einw.) am Onegasee, die Hauptstadt der autonomen Republik Karelien. Nach Süden zu treten die westfinnischen Völker stärker hervor. Hier finden sich auch schon Großrussen, deren Zahl nach Süden und Westen hin anwächst, um schließlich das bei weitem überwiegende Kontingent der Bevölkerung auszumachen. Die Konfession ist auch hier griechisch-katholisch, mit Ausnahme des südwestlich von Leningrad an der Küste des Finnischen Meerbusens wohnenden Teiles der Westfinnen, die evangelisch sind. Die Bevölkerungsdichte ist viel größer, am größten natürlich im Bannkreis Leningrads. Bedeutende Städte sind außerdem Pleskau (russ. Pskow; 35 000 Einw.) im äußersten Westen an der Bahnlinie nach Riga, das alte und prächtige „große" Nowgorod (26 000 Einw.) nördlich des Ilmensees und die Provinzhauptstadt Wologda (53 000 Einw.) am Flusse Suchona im äußersten südwestlichen Zipfel unseres Gebietes.

Für das ganze Nordwestgebiet ist der Ackerbau im Vergleich zu den übrigen Teilen Rußlands von verschwindend geringer Bedeutung. In der Tundrazone mit ihrem fast das ganze Jahr hindurch gefrorenen Boden wird überhaupt keine Landwirtschaft betrieben, ebensowenig im nördlichen Teil Kareliens. Im südlichen Teil Kareliens werden dagegen schon Roggen und Gerste und in geringem Maße auch Hafer gebaut, auch etwas Lein und Hanf, gelegentlich werden auch Kartoffeln angepflanzt. Weit größer als die Getreideanbaufläche ist aber das Grasland. Annähernd die gleichen Verhältnisse herrschen in dem übrigen Gebiet.

Auch die Viehzucht spielt eine geringe Rolle. Für die Existenz der Bevölkerung in der Tundrazone ist die Renntierzucht von ausschlaggebender Wichtigkeit und ermöglicht dank der Flechtenvegetation ein sehr primitives Nomadenleben. Pferde werden erst im südlichen Karelien gehalten, ebenso Schafe; Rinder gibt es in erwähnenswerter Anzahl überhaupt erst südlich des Onegasees.

Die Jagd auf wertvolle Pelztiere, die oftmals sehr lohnende Ausbeute verspricht, und der noch ergiebigere Fischfang — besonders an der Murmanküste — bilden die Haupterwerbszweige der Bevölkerung, während gewerbliche oder industrielle Beschäftigungen kaum in Frage kommen. Hierzu erscheint das geistige Niveau der Bevölkerung denn doch zu niedrig zu sein, es sei denn, daß die Männer nach Leningrad ziehen, wo sie ein recht tiefstehendes Industrieproletariat bilden.

Leningrad selbst bildet, in mancherlei Hinsicht sogar noch mehr als Moskau, für den ganzen Norden und Westen Großrußlands den Mittelpunkt gewerblicher und industrieller Betätigung, und zwar nicht nur aus rein wirtschaftlichen und technischen Gründen. Seit der Gründung durch Peter den Großen hat man dieser

Stadt, ohne Rücksicht auf die Kosten, vornehmlich aus Prestigegründen, gewissermaßen als Ausfalltor für die beanspruchte Vorherrschaft an der Ostsee, ein großzügiges wirtschaftliches Fundament zu geben versucht. Dabei ist sie niemals natürlicher Standort für eine Industrie gewesen, und sie ist dies auch jetzt nur in ganz geringem Maße, obgleich sie als Hafenstadt für die Einfuhr von Rohstoffen für die Industrie relativ günstig liegt. Aber sonst liegt dieser Hafen nicht günstig und erfordert, besonders im Winter, unverhältnismäßig hohe Instandhaltungskosten. Die durch die Regierung künstlich gesteigerte Besiedlung und das sich natürlich in jeder großen Residenz bildende Gewerbe haben jedoch günstige Arbeiterverhältnisse geschaffen. Auch wird der in der großen Entfernung von Kohle und Eisen liegende Nachteil vermutlich immer mehr durch den Ausbau der Elektrifizierung aufgehoben werden können. Nach dem Kriege ist die Lage Leningrads außerordentlich schwierig gewesen, zum Teil infolge der etwas stiefmütterlichen Behandlung dieser ehemaligen Zarenresidenz auf Kosten Moskaus, das, um den Bruch mit der Tradition zu betonen, zum Sitz der Regierung erklärt wurde. Insbesondere ging die Zahl der Einwohner außerordentlich zurück; während man 1913 2 318 645 Bewohner gezählt hatte, waren es 1920 nur noch 706 800; die Abnahme der Bevölkerung betrug also seit 1917 nicht weniger wie 71%. In den folgenden Jahren hat die Bevölkerung allerdings wieder zugenommen und betrug 1923 1 067 000. Dieser katastrophalen Verödung Leningrads entsprach natürlich auch der Rückgang der einst so mächtigen und blühenden Industrie der Hauptstadt; eine sehr große Anzahl der Betriebe hat jahrelang stillgelegen. Eine besondere Bedeutung hat gegenwärtig der Leningrader Hafen; durch den Verlust Revals und Rigas ist Rußland genötigt, seine Ausfuhr vornehmlich hierher zu verlegen. Über den Ausbau des Hafens hinaus ist die Regierung aber auch sonst mit allen Kräften bestrebt, Leningrads Stellung erneut zu stärken. Besonders hat man sich bemüht, durch Konzessionsverträge mit ausländischen Firmen sowohl alte, inzwischen stillgelegte Unternehmungen wieder in Betrieb zu setzen, als auch neue Werke mit fremdem Kapital aufzubauen und vor allen Dingen durch Ausbau des Verkehrsnetzes die dauernde Zufuhr der Rohstoffe für die Industrie sicherzustellen.

Zur Erschließung Kolas führt eine einzige Bahnlinie von Murmansk in südlicher Richtung am Imandrasee entlang, kommt bei Kandalakscha wieder näher an das Meer heran, um weiterhin der Karelischen Küste zu folgen. Bei Sorokskaja wendet sie sich mehr landeinwärts zum Onegasee über die Stadt Petrosawodsk, dann zuerst südlich und später südwestlich nahe an den Ladogasee heran, worauf bald die Strecke Leningrad—Wologda erreicht wird.

Von Leningrad selbst führen mehrere Bahnstrecken ins Innere Rußlands, vor allen Dingen die wichtige Linie nach Moskau, von der bereits kurz hinter Leningrad die schon erwähnte Linie nach Wologda abzweigt; ferner die Strecke über Witebsk nach Mogilew, die im weiteren Verlauf die Verbindung mit der Ukraine herstellt. Eine weitere Bahn führt westlich über Narwa an der Küste des Finnischen Meerbusens entlang nach Reval, von der in Tapa die Linie nach Dorpat—Riga abzweigt. Der Verbindung mit Finnland dient die Strecke nach Norden über Wiborg. Dampferlinien führen von Leningrad sowohl nach Helsingfors und Reval und an der Küste entlang weiter bis zur deutschen Ostseeküste, auch mitten durch den Finnischen Meerbusen, an der schwedischen Insel Gotland vorbei, nach Stettin. Von Murmansk besteht im übrigen eine Frachtschiffverbindung mit London. Auf die

Flüsse ist bereits hingewiesen worden; ihre Bedeutung für den Transitverkehr ist sehr gering, da sie kein zusammenhängendes Netz bilden; sie dienen deshalb nur dem engen, lokalen Verkehr. Eine Ausnahme hiervon macht die Newa mit ihrem Kanalsystem, wenn auch der Mangel einer unmittelbaren Verbindung zum Finnischen Meerbusen — wie bereits erwähnt — sehr störend wirkt. Von Straßen größeren Ranges kann in Murmansk und Karelien überhaupt nicht geredet werden. Die Tatsache, daß während des größten Teiles des Jahres Schlittenverkehr — vor allen Dingen unter Benutzung der Renntiere — möglich ist, macht diesen Übelstand nicht so fühlbar.

DAS NORDOSTGEBIET

Das Nordostgebiet schließt sich im Westen an das Nordwestgebiet an, grenzt dann in der Höhe des 59. Breitenparallels an das Gouvernement Kostroma und berührt längs der Grenze der Gouvernements Wjatka und Jekaterinburg Westsibirien. Es deckt sich also ungefähr mit dem nordrussischen Landrücken und wird von der nördlichen Dwina, Onega, der Petschora und deren Nebenflüssen durchströmt. Dieser ganze riesige, sich zum Eismeer senkende Teil des unwirtlichen kalten Nordens Rußlands wird von wenig mehr als 2,5 Mill. Menschen bewohnt und hat eine Volksdichte von 1,2. Im Südosten sitzen Syrjänen und Ostfinnen, in den übrigen Teilen in weit verstreuten Dörfern, fast ausschließlich an den Flüssen, großrussische Bauern. Wenngleich dieses Riesengebiet dank den großen Flüssen und den Schiffahrtskanälen, die das Wolgasystem mit den arktischen Strömen verbinden, wenigstens teilweise erschließbar wäre, so liegt es doch in fast völlig unberührter Stille da. Unermeßliche Wälder nehmen es ein, die für die Zukunft eine reiche Holzausbeute versprechen, heute jedoch noch ungeschlagen und teilweise kaum von Menschen betreten sind. Leben herrscht überhaupt nur an den Flüssen, in der von Engländern gegründeten Hafenstadt Archangelsk (45 000 Einw.), in der alten, von den Nowgorodern und gelegentlich wohl auch von Hansekaufleuten besuchten Handelsstadt Wologda (53 000 Einw.) im Quellbezirk der Suchona und an einzelnen anderen kleineren Plätzen, stillen Städtchen mit Holzhäusern, breiten Straßen, schmucklosen Kirchen. Dabei ist dieses traurig anmutende Land reich an natürlichen Hilfsquellen. Neben dem Holz (Fichten, Tannen usw.) verspricht der Fischreichtum reiche Ausbeute. Auch Kohlen, Kupfererze und Salz könnten im Gebiet der Petschora erschlossen werden, während die Pelzjagd und die Renntierzucht schon heute als gewinnbringend bezeichnet werden dürfen.

DAS WESTGEBIET

Das Westgebiet reicht von der lettischen und polnischen Grenze im Westen bis zur obersten Wolga im Nordosten und von der Ukraine im Süden bis zum Nordwestgebiet im Norden. Es hat die alte Stadt Smolensk zum Mittelpunkt und umschließt im Westen die Sozialistische Sowjetrepublik der Weißrussen. Diese hat einen Umfang von 109 800 qkm und besteht aus 6 Kreisen des ethnographischen Weißrußland, 7 des Gouvernements Witebsk, 4 von Homel und 2 von Smolensk.

Das Klima ist gemäßigt kontinental. Im Norden befinden sich große Flächen von Mischwäldern, in den Niederungen umfangreiche Sümpfe. Die Wälder sind außerordentlich dicht und zum Teil undurchdringlich und von Bären, Wölfen und Füchsen usw. bevölkert. Der Hauptteil ist durch Dnjepr, Beresina und Pripjat verkehrstechnisch zur Ukraine hin orientiert, nur der Norden ist durch die Düna an die Ostsee angeschlossen. Das Zentrum bildet Smolensk, eine kleinere Industriestadt (66 000 Einw.). Wichtiger ist Witebsk (80 000 Einw.); es liegt an der Düna dort, wo diese von den Eisenbahnlinien von Riga nach Orel und von Leningrad nach dem Süden gekreuzt wird. Die Hauptstadt Weißrußlands ist Minsk (118 000 Einw.), an der Eisenbahnlinie von Smolensk nach Warschau gelegen.

Die Weißrussen, im Vergleich zu den Großrussen und zu den Kleinrussen gering an der Zahl, haben ihr geschlossenes Wohngebiet im Umkreis der Städte Mogilew, Minsk, Witebsk und Smolensk, eingekeilt zwischen Großrussen, Litauern, Polen und Kleinrussen. Versprengte Weißrussensiedlungen reichen weit in deren Gebiete hinein, bis in die Provinzen Twer, Moskau, Orel und Kaluga und in den Süden der Ukraine (Chersson); im ukrainischen Gouvernement Tschernigow machen sie sogar einen nicht unerheblichen Teil der Bevölkerung aus. Man hat die Weißrussen als den reinsten Typus der Slawen hingestellt. Den Einflüssen anderer Völker sind sie nicht unterworfen gewesen, was in ihrer Sprache zum Ausdruck kommt, die übrigens dem Großrussischen enger verwandt ist als dem Ukrainischen. Die Weißrussen sind von kleinem Wuchs, breitköpfig, haben blondes oder kastanienbraunes Haar und blaue oder graue Augen. In ihrer Kleidung herrscht die weiße Farbe vor; die Männer tragen über weißen Hosen ein einfaches weißes Hemd. Teils infolge ihrer dauernden Abgeschlossenheit von befruchtenden Kultureinflüssen der Außenwelt, teils auch wegen der Unterdrückung durch die Polen und die Großrussen, nicht zuletzt auch wegen der natürlichen Armut ihres Wohngebietes sind die Weißrussen wirtschaftlich und kulturell gegenüber ihren Nachbarvölkern zurückgeblieben. Ihre Nahrung ist vorwiegend vegetabilisch; der Genuß von Fleisch ist ein selten gestatteter Luxus. Ihre Wohnstätten gelten als die primitivsten unter den slawischen Völkern, sind unsauber und verfallen. Die Siedlungen liegen verstreut. Der niedrige Stand ihrer Kultur zeigt sich vornehmlich an den ganz unzulänglichen Geräten für den Ackerbau, die eine intensivere Bodenbearbeitung nicht zulassen.

Kein Wunder, unter diesen Umständen, daß ihnen auch ihr völkisches Selbstbewußtsein ziemlich abhanden gekommen war, zumal sie auch konfessionell gespalten sind, denn im Westen überwiegt der Einfluß der römisch-katholischen Kirche, während die östlichen Weißrussen meist der griechisch-orthodoxen Kirche angehören. Die freieren Rechte, die Weißrußland seit der Revolution beschert worden sind, haben zu einer langsam einsetzenden nationalen Verselbständigung geführt. Da sich der russische Außenhandel jedoch nur unter der absoluten Vormundschaft des moskauischen Außenhandelskommissariats entwickeln kann, so kann die Sonderbedeutung Weißrußlands in wirtschaftlicher Hinsicht nicht genauer abgeschätzt werden; jedenfalls ist sie vorläufig recht gering, und das Land überhaupt auch wirtschaftlich noch schwach entwickelt.

Der Osten des Westgebietes gleicht sich in seinen Lebensbedingungen an das mittelrussische Gebiet von Moskau an. Die Industrialisierung hat hier bereits begonnen und verspricht eine günstige Entwicklung.

DAS ZENTRALE INDUSTRIEGEBIET (GEBIET DER OBEREN WOLGA)

Dieses Gebiet, das das Herz Rußlands bildet, weist alle typischen Eigenschaften des russischen Flachlandes auf. Sein Westen gehört noch zur mittelrussischen Erhebung, die das ganze Gouvernement Kaluga umfaßt, erstreckt sich dann ins twersche Gebiet und grenzt an das Waldaigebirge. Die im einzelnen recht wirre und zackige Grenzführung beruht auf geschichtlichen Erwägungen und Zusammenhängen. Die Gouvernements, die das Zentralgebiet umfaßt, waren im russischen Mittelalter selbständige Fürstentümer. Es ist also eine geschichtliche und zum Teil eine kulturhistorische, der Bevölkerung rund um Moskau recht lebhaft bewußt gebliebene Tradition, die sich heute noch geltend macht und von der deshalb ausgegangen wurde. Da nun aber dieses moskauische Zentralgebiet von der oberen Wolga und deren Nebenflüssen erfaßt und dem großen Mutterstrom gewissermaßen verbunden wird, so erscheint es berechtigt, diese beiden Gebiete als eine Einheit zu betrachten.

Die Landschaften des Nordwestens und Nordostens und die Ukraine umgeben, wie Philippson plastisch schildert, halbmondförmig dieses mittelrussische Plateau, dessen ebene Oberfläche fast 200 m über dem Meere liegt. Die vielen Flüsse, die der Landschaft hier malerische Täler und schöne Bilder schenken, senken sich immer tiefer ins Land, in buchstäblicher Weise, wie ein russischer Dichter es zu schildern liebte, vom Herzen aus dem Körper Rußlands zuströmend. Die Wolga entspringt im Seengebiet von Ostaschkow, erreicht im vielfach gewundenen Lauf Twer, biegt hier nach Norden ab, nimmt die Mologa auf und fließt über Rybinsk an der alten Stadt Jaroslawl nach Kostroma. Von hier aus wendet sie sich wieder südöstlich und schwillt bei Nischni-Nowgorod dank dem Zufluß der Kljasma und Oka zu majestätischer Größe an; nun geht ihr Lauf direkt nach Osten bis Kasan, wo sie sich jäh nach Süden wendet. Nach Aufnahme der Kama fließt sie über Simbirsk nach Samara und Saratow, dann westlich abbiegend gen Zarizyn; bei Astrachan mündet sie in das Kaspische Meer. Ist die Mündung der Wolga in der Luftlinie von der Quelle nur rund 1600 km entfernt, so ist ihr Lauf doch so gewunden, daß die Länge des ganzen Stromes über 3750 km beträgt. Wie auch die meisten anderen großen Flüsse Rußlands wird die Wolga am rechten Ufer von Hügelreihen begleitet, die oftmals in malerischer Schönheit als „Bergufer" steil zum Fluß abfallen, während das linke Ufer als „Wiesenufer" fast völlig flach verläuft.

Ist die Stadt Twer (84000 Einw.) mit ihrer Umgebung bereits stark industrialisiert, so mehren sich gerade hier in einer schönen, abwechslungsreichen Gegend, in der auf Wälder und Wiesen Roggen- und Buchweizenfelder folgen, die Anzeichen einer noch weitergehenden Industrialisierung. Die Leningrader Bahnstrecke führt direkt auf Moskau zu, Rußlands schöne lebenerfüllte Hauptstadt, um die sich der große zentralrussische Industriebezirk gruppiert.

Moskau ($1^3/_4$ Mill. Einw.) liegt an dem Flusse Moskwá, von dem die alte Burgenstadt der Großfürsten, die alte Residenz des Zarismus und Hauptstadt der R.S.F.S.R. ihren Namen hat. Die Lage Moskaus ist prachtvoll; der Fluß liegt der alten Zarenburg, Kreml genannt, zu Füßen, in alten Zeiten Zitadelle, Schloß, Klöster und Kirchen in bester Weise deckend und schützend. Von dieser natürlichen Terrasse aus ist Moskau dann in das Tal hinein vorgestoßen und hat sich konzentrisch vergrößert. Während das alte Moskau, der kirchen- und türmereiche,

buntfarbige, architektonisch prachtvolle Kreml und der gleichfalls von einer zackigen, turmgeschmückten Mauer umgebene ältere Stadtteil Kitai-Gorod altrussisch und ein wenig orientalisch wirken, ist das neue, insbesondere nach dem Brande von 1812 erbaute Moskau eine moderne, europäisch anmutende, etwas farblosere, wenn auch immer einen eigenen Stil bewahrende Großstadt. Moskau ist heute Sitz der Unionregierung und zahlreicher Bildungsstätten und enthält unzählige Kirchen, deren Zahl 70 mal 70 überschreiten soll. Daneben ist aber dieses selbe, Rußlands Geschichte seit 600 Jahren umschließende Moskau ein äußerst wichtiger Mittelpunkt der nationalen Industrie. Neben sehr bedeutenden Textilfabriken gibt es hier nahezu 2500 industrielle Betriebe mit rund 200 000 Arbeitern. Hergestellt werden besonders Metallwaren, Leder, Papier, Porzellan und sonstige fast ausschließlich den inneren Bedarf Rußlands deckende Waren. Moskaus Lage ist so zentral, daß fast alle großen Bahnlinien hier ihren Ausgang nehmen. Moskau vermittelt deshalb den Verkehr von Europa nach Nordasien, aber auch den innerrussischen wie den von Westeuropa nach Mittelasien.

Zum moskauischen Industriegebiet gehört das alte Wladimir (23 000 Einw.), wie Rjasan (41 000 Einw.) an der Oka, Kaluga (41 0000 Einw.) mit den berühmten Waffenfabriken, Tula (123 000 Einw.) mit einer bedeutenden, gerade jetzt wieder erstarkenden Eisenindustrie und schließlich, schon zur Ukraine hingewandt und mit dieser vielfach verflochten, Orel (72 000 Einw.) und Kursk (79 000 Einw.). Folgt man dem Lauf der Wolga abwärts, so erreicht man, die Bahn Moskau—Archangelsk verlassend, Jaroslawl (90 000 Einw.) mit seinen Textilfabriken und schließlich Nischni-Nowgorod (84 000 Einw.). Diese große, als einer der wichtigsten Wolgahäfen wirtschaftlich zukunftsreiche Messestadt bietet, völlig anders als Moskau, einen ganz besonders reizvollen Anblick. Auch hier erhebt sich über den Ufern eine Zitadelle, die gleichfalls Kreml genannt wird. Da Nischni-Nowgorod ehedem an der Gemarkung des russischen Reiches lag und an die Khanate der Tataren stieß, so findet man auch hier interessante geschichtliche Spuren. Vorwiegend ist allerdings der Eindruck, daß man in Nischni, wie die Russen kurz sagen, eine Handelsstadt betreten hat; die Bevölkerung lebt vornehmlich von der Messe, deren Bedeutung für den ganzen Osten Rußlands sehr groß ist und auch in Zukunft noch zuzunehmen verspricht.

Östlich von Nischni-Nowgorod beginnt bereits das eigentliche mittlere Wolgagebiet, das verkehrsgeographisch eine besondere Einheit bildet. Das Bergufer des großen Stromes wird hier immer steiler, während auf der linken Seite sich unendliche Wiesen hinziehen, die im Frühjahr meistens überschwemmt sind, und zwar in einer solchen Breite, daß man ein Meer zu befahren glaubt.

Auf der Höhe des Bergufers sind Äcker und seltene Dörfer zu sehen; das russische Naturgesetz der Weite und Endlosigkeit herrscht hier bereits in vollstem Maße vor, so daß ein deutlicher Unterschied zu der reizvolleren Landschaft des Moskauer Gebietes und dem imposanten Gebirge des Ural entsteht. Die wichtigste Stadt der mittleren Wolga ist Kasan (150 000 Einw.), einstens die Residenz des kasanschen Khans, des gefährlichsten tatarischen Feindes von Moskau. Da unweit die Kama, vom Ural und Sibirien herkommend, in die Wolga mündet, so ist Kasan, an einer großen, nach Jekaterinburg führenden Bahn gelegen, ein wichtiger Umschlagsplatz vom Westen nach dem Osten.

Südlich von Kasan liegt am Bergufer der Wolga Simbirsk (heute Leninsk), weiterhin am malerischen Tor von Samara die große Stadt dieses Namens

(150 000 Einw.) und weiter abwärts Saratow (190 000 Einw.), in dessen unmittelbarer Nähe sich die Autonome Republik der Wolgadeutschen befindet. Da diese seit der Revolution weitgehende Selbstverwaltung erhalten hat und dank der hervorragenden Tüchtigkeit ihrer vorwiegend deutschen Bevölkerung berufen scheint, eine Sonderstellung im Osten der U.d.S.S.R. einzunehmen, so darf sie an dieser Stelle eingehender, als es ihrer Größe eigentlich entspräche, behandelt werden.

Ihr Gebiet bildet jetzt eine zusammenhängende Fläche beiderseits der Wolga. Im Nordwesten reicht sie in das Schwarzerdegebiet hinein, während sie in ihren übrigen Teilen zum Steppengebiet gehört. Die Oberfläche ist flach; im Westen befinden sich 200—300 m hohe Bergzüge, die hart zu dem Bergufer der Wolga gehören. Bodenschätze besitzt die R.d.W.D. nicht.

Das Klima ist, wie im gesamten Wolgagebiet, vollständig kontinental, die Menge der Niederschläge ist ungenügend; die Schwankungen der Lufttemperatur sind bedeutend: im Winter bis —25 und —30° C, im Sommer bis zu +40° C. Die Frostdauer beträgt 4—5 Monate. Das Pflanzenkleid ist Steppe mit Kiefern- und Laubwald durchsetzt; an den Flußrändern ziehen sich Wiesen hin, so weit das Überschwemmungsgebiet reicht.

Ursprünglich lebten hier türkische Völker. 1773—1786 erfolgte dann durch Katharina II. die Ansiedlung von etwa 25 000 Pfälzern, Hessen und Württembergern. Nach beispielloser Blüte der Kolonie zwang Übervölkerung 1846 zur Gründung neuer Kolonien in der östlichen Steppe. Die Bevölkerung der Republik betrug 1904 600—700 000, 1921 infolge des Bürgerkrieges aber nur 657 000; die Hauptstadt Pokrowsk hat 30 000, Marxstadt (früher Jekaterinstadt oder Katharinenstadt) 15 000 Einwohner. Die Kolonisten bauen besonders Getreide, namentlich Weizen, aber auch Roggen, Gerste, Buchweizen, Hafer usw.

1916 entfielen angeblich von der ganzen Saatfläche im Gebiet der Wolgadeutschen 95% auf Ährenpflanzen, infolgedessen hängt der Wohlstand der Bauernschaft von der Menge des in der ersten Sommerhälfte fallenden Regens ab. Zum Risikoausgleich wird seit einiger Zeit mehr Mais angebaut, der selbst in trockenen Jahren noch leidliche Ernten gibt und bei gleichbleibendem Ertrag an Klima und Boden geringere Anforderungen stellt. Maiskultur findet sich besonders bei den Orten Rosenberg, Holstein, Marxstadt und Krasnojar. Ebenso wird die Kultur des Weinstockes gefördert, für die das Klima günstig ist, durch reichliche Hitze, große Länge der Tage und unbewölkten Himmel im Sommer. Die Weinbeeren haben hier zur Reife nur 144—152 Tage nötig, während in Westeuropa 180—194 Tage erforderlich sind. Auch Tomaten und Feldgemüse (Arbusen, Melonen, Kürbisse) werden gebaut. Die Viehzucht geht nicht über den Eigenbedarf hinaus, ebenso Gewerbe und Industrie.

Die Hauptbedeutung dieser deutschen Kolonien liegt darin, daß hier ein Territorium besteht, das seine russische Umgebung kulturell und wirtschaftlich weit überragt und sie deshalb erziehen kann. Die Arbeitskommune der Wolgadeutschen hat im Bereiche der U.d.S.S.R. die Rechte eines Gouvernements nebst kultureller Autonomie. Es bestehen Banken unter Selbstverwaltung, Feuerversicherung usw., zahlreiche gutgeleitete Schulen, Bibliotheken, deutsche, meist protestantische Kirchen, es erscheinen Zeitungen. Das kulturelle Leben der Wolgadeutschen hat sich die besondere nationale Eigenart deutscher Kolonisten erhalten und verspricht jetzt einen neuen Aufschwung zu nehmen.

DAS SCHWARZERDEGEBIET DER UKRAINE

Berühmt und ob seiner Fruchtbarkeit gepriesen, einzig in seiner Art ist das Schwarzerdegebiet der Ukraine. Diese Schwarzerde ist ein Umwandlungsprodukt des Lößes mit starker Beimischung pflanzlicher Verwesungsstoffe, so ziemlich der fruchtbarste Boden, den es für Körneranbau gibt. Sie erreicht stellenweise eine Mächtigkeit von mehr als 2 m und verleiht der Ukraine ihr eigentümliches Gepräge. Die Nordgrenze des Schwarzerdegebietes verläuft von Lemberg über Kiew nach der Gegend südlich von Kaluga, die Südgrenze von der Dnjeprmündung nach Manupul am Asowschen Meer. Längs der Nordgrenze zieht sich eine an 100 km breite Übergangszone hin, deren Erde 4—6 % pflanzliche Verwesungsstoffe enthält, während das eigentliche Schwarzerdegebiet 6—10% Humusstoffe besitzt. Auch im Süden am Schwarzen Meer und am unteren Dnjepr wird das Gebiet durch eine Übergangszone abgeschlossen, deren bräunliche Erde 4—6% Verwesungsstoffe enthält. Am Asowschen Meer herrscht brauner dürrer Steppenboden mit Sandbodeninseln und -streifen, der auch im übrigen Schwarzerdegebiet nicht ganz fehlt.

Nach der Oberflächengestalt kann man in der Ukraine die folgenden Landschaften unterscheiden: im Norden die Polissjeplatte, von der allerdings der südliche Teil politisch zu Polen gehört, im Süden begrenzt durch das Wolhynische Bergland, das von Cholm (Polen) bis Nowograd-Wolynsk (Ukraine) verläuft. Dann die Schwarzmeerplatte. Diese umfaßt den südlichen Teil von Wolhynien im Bereich der Städte Staro-Konstantinow, Berditschew und Kiew, den südlichen Teil der podolischen Gebirgsplatte zwischen dem südlichen Bug und dem Djnestr, das nördlich von Odessa liegende Plateau mit den Flüssen Kujalnik und Tilikul, die Dnjeprplatte zu beiden Seiten der Singucha (eines Nebenflusses des südlichen Bug), die sich im Westen zu 260, im Osten zu 230 m erhebt. Dann die hügeligen Landschaften längs der linken Nebenflüsse des Dnjepr in den Gouvernements Tschernigow und Poltawa mit einer Höhe von 100—200 m, ferner die bis 370 m ansteigende Donezplatte südöstlich von Charkow, deren Hauptzug von Nordwesten nach Südosten verläuft.

Von den Flüssen nennen wir zuerst den Dnjestr, der von Kamenez-Podolsk bis zu seiner Mündung die Grenze zwischen dem jetzt rumänischen Bessarabien und den ukrainischen Gouvernements Podolien und Odessa bildet. Er hat keine bedeutenden Nebenflüsse; die Stromschnellen bei Jampol verhindern die durchgehende Schiffahrt, und die Mündung ist so seicht, daß man die Schiffe durchweg schon bei Bendery entlädt und die Waren auf der Bahn nach Odessa bringt. Vom südlichen Bug, der nordwestlich von Proskurow im Gouvernement Podolien entspringt, sind nur die letzten 130 km seines insgesamt über 750 km langen Laufes von Wosnessensk an schiffbar. Der Dnjepr ist mit einer Gesamtlänge von über 2100 km der drittgrößte Fluß Europas und für die Ukraine das, was für Rußland die Wolga ist. Er entspringt nordöstlich von Smolensk und erreicht nordöstlich von Tschernigow ukrainisches Gebiet, berührt Kiew, Tscherkassy, Krementschug und macht bei Jekaterinoslaw einen scharfen Bogen nach Süden und später weiter nach Südwesten, ehe er sich unterhalb Chersson in denselben Liman des Schwarzen Meeres ergießt, der auch den südlichen Bug aufnimmt. Auch auf ihm wird, wie auf dem Dnjestr, die Schiffahrt durch Stromschnellen oberhalb von Jekaterinoslaw unterbrochen, oberhalb und unterhalb findet jedoch regelmäßiger Dampferverkehr statt. Der Donez, ein über 1000 km langer Nebenfluß des Don, ist auf

über 300 km flößbar und dann noch 200 km schiffbar; er entspringt im Gouvernement Kursk und erreicht ukrainisches Gebiet nordöstlich von Charkow.
Die Bodenschätze bestehen in der Hauptsache aus Kohle, Erzen und Salz. Das Kohlenfeld im Donezplateau ist außerordentlich reich an Anthrazit, also einer besonders wertvollen Kohle. Es ist das größte Kohlengebiet Europas, ein Teil davon liegt jedoch im Don-Territorium, also außerhalb der Ukraine; es kommt auch etwas Braunkohle vor. Eisenerze und Manganerze finden sich in vorzüglicher und leicht zu bearbeitender Beschaffenheit bei Kriwoi-Rog zwischen Jekaterinoslaw und dem Hafen Nikolajew. Auf diesem Gebiet sind in den letzten Jahren vor dem Krieg 95% der Eisenerzproduktion des europäischen Rußlands hervorgebracht worden. Die Erze (Rot- und Brauneisenstein) werden, nachdem das Donezgebiet versorgt ist, zum Export nach den Häfen Nikolajew und Mariupol gebracht. Ihr Eisengehalt beträgt 60—75%. Manganerze finden sich bei Nikopol am unteren Dnjepr. Mit dem Abbau ist erst 1886 begonnen worden, 1907 betrug die Ausbeute etwa 300 000 t, ungefähr 32% der gesamtrussischen und ein Sechstel der Weltproduktion; etwa 75% wurden ausgeführt. Kupfererz wurde seit 1879 im Gouvernement Jekaterinoslaw gefördert, nach 30jährigem Abbau sind die Minen 1909 geschlossen worden. Die bedeutendsten Quecksilbergruben Rußlands sind die Zinnobergruben von Mykytiwka. Salzlager befinden sich bei Bachmut im Donezplateau. Man hat dort Bohrungen bis zu 240 m Tiefe durchgeführt, ohne das Ende der Schicht erreicht zu haben; 100 m davon bestehen aus reinem Salz.
Das Klima trägt vollkommen kontinentales Gepräge. Der Einfluß des Schwarzen Meeres ist nicht bedeutend und nur im südlichen Küstenland, in den pontischen Steppen, zu spüren. Auf lange kalte Winter folgen kurze heiße Sommer.
Bei Vergleich der Jahresmittel der Temperatur ukrainischer Orte mit solchen in West- und Mitteleuropa fällt auf, daß die letzteren viel höher sind (z. B. hat Kiew 6,8° gegen 8,3° in Breslau), was in den strengen Wintern der Ukraine begründet liegt (mittleres Minimum in Kiew —23,2°). Wenn auch der Sommer in der Ukraine viel wärmer ist als in West- und Mitteleuropa, so wiegen doch die Unterschiede in der Sommertemperatur die Differenzen in der Wintertemperatur nicht auf. Der Winter tritt in der ganzen Ukraine streng auf bei einer mittleren Januartemperatur von —4 bis —8°, wobei nicht nach Norden, sondern nach Nordosten zu die Kälte stärker wird. Der ukrainische Winter ist sehr beständig, nur im äußersten Nordwesten schaltet sich gelegentlich Tauwetter ein. Die Dauer der Frostperiode beträgt im pontischen Steppengebiet 3, sonst durchschnittlich 3 bis 4 Monate. Das Frühlingswetter mit seiner Unbeständigkeit und seinem ständigen Wechsel von Regen, Frost, Schnee und Tauwetter endet gegen Ende April oder Anfang Mai, worauf der eigentliche Frühling mit beständigem, sonnigem Wetter folgt, der nur etwa 3—4 Wochen dauert. Der Mai ist bereits ebenso warm wie der Juli in England, er wird allerdings gelegentlich von Frösten heimgesucht. Der ukrainische Sommer ist heiß und dauert 3—4 Monate. Der Herbst ist noch ziemlich warm, wird aber schon im Oktober durch Nachtfröste gekennzeichnet. Wie vor Eintritt des eigentlichen Frühlings setzt auch jetzt eine Periode unbeständigen launischen Wetters ein, die gewöhnlich $1^1/_2$ Monat dauert.
Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist im allgemeinen gering, am größten noch im Westen und Nordwesten. Die Ukraine ist daher niederschlagsärmer als Mittel- und Westeuropa. Die jährliche Niederschlagsmenge sinkt von Kiew bis Nikolajew von 534 auf 360 mm. Der Juni, im Nordwesten der Juli, ist der regenreichste

Monat, dann folgen Juli und Mai; zwei Drittel der jährlichen Niederschlagsmenge entfallen auf diese 3 Monate, die Niederschläge drängen sich also glücklicherweise auf die für das Wachstum der Kulturpflanzen wichtigsten Monate zusammen.
Nur etwa 3—4% des Gesamtterritoriums der Ukraine ist mit Wald bedeckt, in den Gouvernements Podolien und Wolhynien und im nördlichen Teil des Gouvernements Kiew, die noch nicht zum Schwarzerdegebiet gehören, steigt diese Zahl allerdings auf ungefähr 15%. Der Waldbestand setzt sich zusammen aus Kiefern, Eichen, Buchen, Birken und Erlen. In das Gouvernement Wolhynien reichen auch Ausläufer der großen Polissjesümpfe hinein. Die übrige Ukraine war ursprünglich Steppe, teilweise von Waldinseln durchsetzt, die nach Südosten zu immer spärlicher werden. Im feuchteren Nordwesten und in der Mitte des Landes tritt die Steppe als Wiesensteppe mit üppigerem Graswuchs auf, nach Süden und Südosten geht diese immer mehr in die eigentliche Steppe über, mit spärlicherem Graswuchs, aber Beimischung von Gebüschen aus wilden Kirschen, Schneeball, Mandelstrauch usw. Die Flüsse der Steppenregion sind von Galeriewäldern umrahmt und von Schilf- und Röhrichtwildnissen mit Weidenbestand umsäumt.
Die Tierwelt ist in der ganzen Ukraine ziemlich einheitlich. Von dem zahlreichen Bestand an höheren Tieren, wie Wisenten, Hirschen usw., von denen die Geschichtsquellen des 16. Jahrhunderts erzählen, ist kaum etwas geblieben. Rehe und Wildschweine sind teilweise noch in den Wäldern zu finden. In der Steppenzone treten Feldmäuse und Hamster stark hervor und richten in der Landwirtschaft großen Schaden an. Der Vogelbestand ist nicht nennenswert. Auch die Fische haben erschreckend abgenommen, füllen aber noch in großen Scharen die Unterläufe des Dnjestr, des südlichen Bug und des Dnjepr, besonders Stör, Karpfen, Brassen, Zander usw.
Die Bevölkerung der Ukraine ist nicht einheitlich, wenn auch die Kleinrussen gegenüber den anderen Völkern bei weitem überwiegen. Großrussen sitzen besonders in den Gouvernements Kiew, Tschernigow, Charkow, Jekaterinoslaw und vor allen Dingen in Odessa; Weißrussen im Gouvernement Tschernigow; Juden in den Gouvernements Wolhynien, Podolien, Kiew, Tschernigow, Poltawa, Odessa, und zwar hauptsächlich in den Städten, z. B. Berditschew; Polen im Westen, in den Gouvernements Wolhynien, Podolien und im westlichen Teil des Gouvernements Kiew; deutsche Schwabenkolonien befinden sich bei Odessa, eine Kolonie deutscher Mennoniten aus West- und Ostpreußen am Dnjepr. Moldawauer leben in den Gouvernements Odessa und Podolien, Bulgaren im Gouvernement Odessa, Tataren in den Gouvernements Odessa und Jekaterinoslaw. Die im Jahre 1897 unternommene Volkszählung kann auch jetzt noch ein annäherndes Bild über die Volkszusammensetzung in den einzelnen Teilen der Ukraine ergeben, wenn auch stets berücksichtigt werden muß, daß die in der folgenden Tabelle angeführten Gouvernements nicht alle mit den gleichen Grenzen in die neugebildete ukrainische Republik übernommen worden sind. So war beispielsweise das frühere russische Gouvernement Wolhynien sehr viel größer als das jetzige ukrainische Gouvernement gleichen Namens; dasselbe gilt für das Gouvernement Tschernigow. Außerdem ist die Krim, früher ein Teil des russischen Gouvernements Taurien, nicht mit in den Verband der ukrainischen Republik aufgenommen worden. Nur mit diesen Einschränkungen können die nachfolgenden Zahlen gewertet werden. 1912 wurde die Gesamtbevölkerung auf 30 345 600, 1915 auf 32 275 350 berechnet, sie hatte also seit 1897 bedeutend zugenommen. Die Gesamtbevölkerungszahl des jetzigen



Technophotogr. Archiv, Berlin-Friedenau

Tatarendorf Karakoi am Schwarzen Meer



Technophotogr. Archiv, Berlin-Friedenau

Jalta an der Südküste der Krim



Technophotogr. Archiv, Berlin-Friedenau

Nischne-Tagilsk im Ural



Technophotogr. Archiv, Berlin-Friedenau

Gewinnung von Kaviar auf einem Wolgaschiff

Gouvern. d. zar. Rußlands	im ganzen	Klein-russen (Ukrain.)	Groß-russen	Weiß-russen	Juden	Deutsche	Molda-wauer	Polen	Bulgaren
Wolhynien . .	2 989 482	2095579 (70 %)	104889	3794	394774	171331	—	184161	—
Podolien . . .	3018299	2442819 (81 %)	98984	—	369306	4069	26764	69156	—
Kiew	3559229	2819145 (80 %)	209427	5389	430489	14707	—	68791	—
Tschernigow .	2297854	1526072 (66 %)	495963	151466	113787	5306	—	3302	—
Poltawa . . .	2778151	2583133 (93 %)	72941	—	110352	4579	—	3891	—
Charkow . . .	2492316	2009411 (81 %)	440936	10258	12650	9080	—	5910	—
Jekaterinos-law	2113674	1456369 (69 %)	364974	14052	99152	80979	9175	12365	—
Chersson . . . (Land)	2733612	1462039 (54 %)	575375	22958	322537	123453	147218	30894	25685
Odessa	403815	37925 (9 %)	198233	1267	124511	10248	488	17395	600
Taurien . . .	1 447 790	611121 (42%)	404463	9726	55418	78305	—	10112	41260
Zusammen...	23834222	17043713	2966185	218910	2032976	502057	183645	405977	67545

Gebietes der ukrainischen Sowjetrepublik wird nach den neuesten Erhebungen mit 26765000 angegeben. Der Anteil der Ukrainer an dieser Zahl ist wahrscheinlich noch größer, als er es im zaristischen Rußland war, weil sie sich rascher vermehren als die übrigen Stämme, vielleicht 80% gegenüber den 74% von 1897.
Das Gouvernement Poltawa hat den größten Prozentsatz ukrainischer Bevölkerung, Odessa den geringsten; dort herrschen Großrussen und Juden vor. Bemerkenswert ist der geringe Prozentsatz kleinrussischer Bevölkerung in den Städten, was einen Rückschluß auf den Kulturstand zuläßt; von der Stadtbevölkerung waren Kleinrussen vor dem Kriege in den Gouvernements Charkow 10%, Chersson 9, Poltawa 6, Kiew 4, Jekaterinoslaw 4, Podolien 3, Wolhynien 2% dieser Bezirke.
Die Bevölkerungsdichte der ukrainischen sozialistischen Sowjetrepublik wird nach der neuesten Statistik mit 60,5 auf den Quadratkilometer angegeben, was die größte Ziffer in der U.d.S.S.R. überhaupt ist. Die Ukraine bildet somit den Übergang von dem dichtbevölkerten Mitteleuropa zum dünnbevölkerten Osten.
Der Ackerbau ist der weitaus bedeutsamste Faktor der ukrainischen Wirtschaft. Die Schwarzerde, die sich über den größten Teil des Landes erstreckt, die klimatischen Bedingungen und insbesondere die geschichtliche Entwicklung der Ukraine prädestinieren das Land für diesen Produktionszweig. Aber gerade die für den Ackerbau günstigen Bedingungen haben dazu beigetragen, daß in der Entwicklung der Produktionsmethoden eine Stockung eingetreten ist, die man allerdings jetzt, in Erkenntnis der ungeheuren Wichtigkeit der Ukraine als Kornkammer für die gesamte russische Union und darüber hinaus als machtvoller Faktor auf dem Weltgetreidemarkt, mit allen Kräften zu beheben sucht. Der Acker wird durchweg noch

wie vor Jahrhunderten mit urtümlichen Geräten bebaut, ohne Einhaltung einer bestimmten Fruchtfolge. Auf intensive Bodenbearbeitung wird erst jetzt hingewirkt, ein Erfolg wird sich aber bei der schwerfälligen Art des ukrainischen Bauern nur langsam zeigen. Die Tatsache, daß der Boden unter den bereits bezeichneten Bedingungen, selbst bei der rückständigen Produktionsart, noch einen verhältnismäßig guten Ertrag abwirft, ist ein weiteres Hemmnis der Entwicklung zu intensiverer Landwirtschaft, von der sozialen Struktur des bäuerlichen Besitzes abgesehen. Den relativ höchsten technischen Stand hat die Landwirtschaft im Nordwesten, wo der Boden nicht die gleiche Fruchtbarkeit aufweist wie in den anderen Teilen der Ukraine. Aber auch in den Gouvernements Wolhynien, Kiew und Tschernigow wird neben Brandrodung das Zwei- und Dreifeldersystem angewendet, in den südlichen Teilen und in den Gouvernements Podolien, Poltawa und Charkow herrscht letzteres ganz. Gedüngt wird selten. Noch weiter nach Süden zu herrscht das Brachsystem vor. — In vielen Teilen des Landes wird noch mit dem unbeschlagenen Holzpflug gearbeitet, der den Boden nur ganz oberflächlich aufwirft. Im Süden hat das Vorbild der deutschen Kolonisten teilweise zu moderneren Geräten geführt. Die Anbaufläche macht über 50% der Gesamtoberfläche aus, im Gouvernement Odessa 78%, Poltawa 75, Charkow 71, Jekaterinoslaw 69, Podolien 64 und Kiew 57%. Für die ersten 5 Jahre dieses Jahrhunderts wurde der Gesamtertrag an Getreide für das ukrainische Gebiet auf 20,7 Mill. t jährlich geschätzt, 1914 auf 23 Mill. t. — Vor dem Krieg schon erzeugte die Ukraine ungefähr ein Drittel des Getreides des ganzen Russischen Reiches. Den Hauptplatz unter dem Getreide nimmt der Weizen ein mit mehr als 50% der Anbaufläche im Süden und geringeren Anteilen nach Norden und Westen zu. Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts betrug die Weizenproduktion der Ukraine fast 50% der Gesamtweizenproduktion des europäischen Rußlands. Der Roggen ist besonders im Nordwesten zu finden, wo er in den Gouvernements Wolhynien, Kiew und Tschernigow 30—70% der Anbaufläche einnimmt. Nach Süden zu vermindert sich sein Anteil erheblich, im äußersten Südosten teilweise auf unter10%. Die Gerste hat ihr Hauptverbreitungsgebiet im Südosten. Im Vergleich zu den anderen Getreidesorten ist der Haferanbau sehr geringfügig, im Süden weniger als 5% der Getreideanbaufläche, in den Gouvernements Wolhynien, Tschernigow und Kiew allerdings bis zu 20%. Der Mais wird besonders in Podolien, wo er 7% der gesamten Anbaufläche beansprucht, und in geringerem Maße im ganzen Süden angebaut. Die Hirse findet sich vorzugsweise im Gouvernement Kiew (10% der Anbaufläche), der Buchweizen außer in dem Gouvernement Kiew noch in Tschernigow, Wolhynien und Poltawa, wo er bis zu 25% der Anbaufläche beansprucht. Kartoffeln werden am meisten in Tschernigow angebaut, außerdem noch in Wolhynien und Kiew, ohne jedoch wesentliche Bedeutung zu haben. Von größerem Einfluß ist der Zuckerrübenbau, hauptsächlich in Kiew und Charkow, auch in Podolien. Ende des vorigen Jahrhunderts entfielen fast fünf Sechstel der gesamten russischen Zuckerrübenproduktion auf die Ukraine. In den Gouvernements Tschernigow und Poltawa wurde zudem noch Leinkultur betrieben, in Tschernigow noch Hanfbau und in verschiedenen Teilen Sonnenblumen- und Mohnbau. Wichtiger ist der Tabak in Tschernigow, Poltawa und Odessa. Waren absolut hohe Ziffern für diesen Artikel auch noch nicht erreicht, so betrug die Produktion der Ukraine doch 1908 bereits 69% der gesamten russischen Erzeugung. Man glaubt deshalb, sich bei richtiger Auswahl der Arten und sorgfältigen Behandlungsmethoden bedeutende Erfolge versprechen

zu dürfen, da Klima und Boden sehr geeignet sind. Der Anbau von Bohnen, Linsen und Gemüse ist wenig entwickelt, hingegen haben die Obstkulturen größere Bedeutung, wenn sie vorerst auch nur den Eigenbedarf decken. Weinbau gibt es in geringem Umfange in Podolien, bei Saporoshje und in den Gouvernements Jekaterinoslaw und Odessa. In Wolhynien wird noch Hopfenbau betrieben.

Im Vergleich zu den russischen Nachbargebieten ist der Viehbestand der Ukraine groß, wenn auch die Zuchtergebnisse vorerst nicht über den Eigenbedarf hinausgehen. Pferdezucht wird wenig getrieben, auch die Rindviehzucht ist noch nicht über bescheidene Verhältnisse hinausgekommen. Die Schafzucht und damit die Wollproduktion war früher ein bedeutender Erwerbszweig, geht aber mehr und mehr zurück, was mit der Verwandlung der Steppe in Ackerland und der Ende des vorigen Jahrhunderts aufgekommenen australischen Konkurrenz zusammenhängt. Von Bedeutung ist die Federviehzucht, besonders in Kiew und Charkow. Der Eierexport war vor dem Kriege erheblich.

Gewerbe und Hausindustrie spielen in der Ukraine auch heute noch eine große Rolle, da sich die Entwicklung einer Großindustrie aus Mangel an Kapital nur sehr langsam vollzieht. Die ukrainische Hausindustrie sieht auf eine große Vergangenheit zurück, besonders das Textil-, Holz- und Töpfergewerbe. Ein wichtiger Zweig ist die Weberei, besonders in den Gouvernements Tschernigow und Charkow. Ausdrückliche Erwähnung verdienen auch die Gerberei und Kürschnerei, die einen über die Grenzen des Landes hinausgehenden Ruf haben. Für die fabrikmäßig betriebene Industrie, vor allen Dingen für die Nahrungsmittel- und die Eisenindustrie, sind teilweise außerordentlich günstige Bedingungen gegeben. Jedoch sind Unternehmen größeren Umfanges nur mit Hilfe ausländischen Kapitals entstanden, z. B. die vor dem Kriege von belgischen Kapitalisten betriebenen Eisenwerke im Süden der Ukraine. Ungelernte Arbeitskräfte waren vor dem Kriege ziemlich billig, jedoch vertauscht der Ukrainer das Landleben ungern mit dem Dasein eines Industriearbeiters. Zudem ist er schwerfällig; es mangelt ihm an geistiger Beweglichkeit, so daß die Facharbeiter schon früher fast sämtlich Nichtukrainer waren. Das Verkehrssystem ist noch nicht genügend ausgebaut, so daß namentlich die Rohmaterialien, etwa bei der Eisenindustrie, bis zur Konkurrenzunfähigkeit verteuert werden. Das Fehlen eines über das ganze Land gehenden Kraftstromnetzes, zu dessen Ausbau die Stromschnellen der Flüsse herangezogen werden könnten, Kapitalmangel und durch Krieg und politische Umwälzung hervorgerufene Hemmungen beeinträchtigen die Produktion. Bei weitem am wichtigsten ist die Nahrungsmittelindustrie, besonders die Mühlenindustrie (teilweise Dampfmühlen) und die Zuckerraffinerien, die im Gebiet des Zuckeranbaues, also besonders in den Gouvernements Kiew, Charkow, Podolien, entstanden sind. Im Jahre 1904 lieferten sie schon etwa ungefähr 70% alles russischen Zuckers. Auch die Ölpressereien, die Tabakfabriken und die Woll-, Leinen- und Hanfindustrie halten sich eng an die Anbauorte. Besonders leistungsfähig ist die Eisenindustrie dank dem günstigen gemeinsamen Vorkommen von Kohle und Erz, wenn auch die Standortbedingungen nicht so günstig sind wie z. B. im Ruhrgebiet. Jedenfalls ist die Erzeugung von Roheisen und Eisenhalbfabrikaten für die gesamte Wirtschaft der U.d.S.S.R. schon jetzt von hervorragender Bedeutung. Die wichtigsten Eisenwerke liegen bei Kriwoi-Rog im Gouvernement Jekaterinoslaw, nahe den Erzlagern, und im Donezgebiet bei den Städten Jusowka, Taganrog und Mariupol, näher den Kohlenlagern und Häfen.

Die Herstellung der für die ukrainische Landwirtschaft besonders wichtigen landwirtschaftlichen Maschinen deckt noch bei weitem nicht den Bedarf; nur mit Hilfe ausländischen Kapitals würde sie auf die nötige Höhe gebracht werden können.

Die Standorte des Bergbaues wurden schon früher erwähnt. Auch hier liegt für die Steigerung der Förderung, sowohl der Kohle im Donezgebiet wie der Erze im Gouvernement Jekaterinoslaw, die Hauptschwierigkeit im Ausbau der Verkehrsmittel und in der Heranziehung und Ansiedlung der notwendigen Arbeitskräfte. Die meisten Straßen sind ungepflastert, im Sommer verstaubt und in den Regenzeiten bis zur Unwegsamkeit aufgeweicht. Die mit der Instandsetzung beauftragten Gemeinden haben aus Geldmangel so gut wie nichts dafür tun können. Der Übelstand wird zum Teil dadurch behoben, daß während der Schneezeit der Verkehr mit Hilfe von Schlitten auch auf diesen sog. Straßen möglich ist. Nicht einmal zu bedeutenden Städten, wie Poltawa und Chersson, führen chaussierte Straßen; Chausseen in besserem Zustand sind eigentlich nur die Straßen Kiew—Shitomir—Kowel (Polen), Kiew—Tschernigow—Mogilew und Witebsk—Charkow—Moskau.

Auch für die Beseitigung der Stromschnellen im Dnjepr und Dnjestr ist noch nichts Durchgreifendes geschehen. Oberhalb und unterhalb der zwischen Jekaterinoslaw und Alexandrowsk liegenden 10 Stromschnellen ist der Schiffsverkehr auf dem Dnjepr bedeutend; die größten Häfen im Dnjeprgebiet sind Chersson an der Mündung, Kiew, Jekaterinoslaw und Tschernigow an der Desna. Außerdem wird der Dnjepr von einer größeren Anzahl Holzflöße befahren, deren Führung besondere Geschicklichkeit erfordert und ziemlich gefährlich ist. Die Schiffahrt auf dem Dnjestr ist belanglos, etwas bedeutender ist sie auf dem südlichen Bug nach Odessa. Ein ausgebautes Kanalnetz gibt es nicht. Außer den erwähnten Stromschnellen bilden die langen Frostperioden und die im Sommer auftretenden Dürrezeiten die natürlichen Haupthindernisse für eine beständige Schiffahrt.

Die Seeschiffahrt auf dem Schwarzen Meer wird zum größten Teil von ausländischen Reedereien ausgeübt, die insbesondere nach Odessa regelmäßige Verbindung haben. Zur Erntezeit werden auch die anderen Häfen, wie Nikolajew (an der Mündung des südlichen Bug), Taganrog, Mariupol u. a. von ausländischen Trampschiffen nach Bedarf angelaufen. Von den Russen selbst wird ein regelmäßiger Küstendienst ausgeübt.

Bei Betrachtung des Eisenbahnnetzes treten die Eisenbahnzentren hervor, nämlich Kiew, Charkow und Jekaterinoslaw. Von Kiew verläuft eine Linie westlich nach Kowel mit Anschluß nach Warschau, eine zweite nordöstlich über Konotop nach Brjansk (an der Strecke nach Moskau) und nach Kursk, eine dritte südöstlich nach Winniza und Shmerinka an der Strecke Tarnopol—Odessa; von ihr zweigt eine Linie über Bjelaja—Zerkow nach Nikolajew und Odessa ab; eine weitere Linie verläuft südöstlich über Poltawa nach Charkow und ins Donezgebiet. Von Charkow geht eine Linie nordwärts über Kursk, Orel, Tula nach Moskau, eine weitere südöstlich in der Richtung nach dem Donezgebiet und zu den Häfen Mariupol und Taganrog, eine dritte südwestlich über Jekaterinoslaw zur Krim. Von Jekaterinoslaw verlaufen die bereits erwähnte Linie nach der Krim, in nordwestlicher Richtung die Strecke Alexandrija—Bjelaja—Zerkow nach Kiew, ferner eine Strecke ins Donezgebiet und nach den Häfen am Asowschen Meer.

Eine Bahnlinie, die keins dieser drei Zentren berührt, durchquert die Ukraine in südwestlicher Richtung von Bachmatsch im Gouvernement Tschernigow nach Odessa; sie soll hauptsächlich dem Getreidetransport dienen. Von volkswirtschaftlich hervorragender Bedeutung ist das Eisenbahnnetz im Donezgebiet und eine kleine Strecke, die dieses mit dem Erzlager von Kriwoi-Rog verbindet. Das ukrainische Eisenbahnnetz wurde zur Zeit des russischen Einheitsstaates angelegt, und seine Hauptstrecken streben daher Zentren zu, die außerhalb der heutigen Staatsgrenzen der Ukraine liegen; gegenwärtig ist man bemüht, es durch den Bau neuer Verbindungslinien den innerukrainischen Bedürfnissen besser anzupassen.

Ebenso wie mit dem Stand der übrigen Verkehrsmittel ist es in der Ukraine mit den Post-, Telegraphen- und Telephonverbindungen bestellt. Mit der in großzügigster Weise in Angriff genommenen Elektrifizierung wird wohl auch hierin allmählich ein Wandel eintreten, wenn es natürlich auch verfrüht wäre, an eine baldige Verwirklichung der zahlreichen Projekte zu glauben. Immerhin liegen die Bedingungen für eine Elektrifizierung am Dnjepr oder bei Zubringung der Donezkohle recht günstig, so daß selbst die Erbauung auch nur einiger weiterer Kraftwerke von großer Bedeutung für Landwirtschaft, Industrie und Verkehrswesen sein könnte.

Wie schon früher erwähnt wurde, bildet die ukrainische Platte mit ihrer durch den Lauf der Hauptflüsse gekennzeichneten Abdachung nach dem Schwarzen Meer hin eine natürliche Einheit, die wohl nur nach Westen hin in Übereinstimmung mit ihrer politischen Grenze nach Rumänien hin umstritten ist. Bessarabien bildet einerseits fraglos eine Art von Hinterland und Versorgungsgebiet für die wichtigsten Teile der ukrainischen Schwarzmeerküste und besonders für den Haupthafen Odessa, ist aber andererseits mit einem starken Prozentsatz von Rumänen besiedelt und gehört politisch heute zu Großrumänien.

Kulturell ist die Einheit durch die kleinrussische Bevölkerung gegeben. So sehr das Gebiet auch mit anderen Volksteilen besiedelt ist, so besteht doch der weitaus größte Teil der ländlichen Bevölkerung aus Kleinrussen oder Ukrainern, wie sie sich selbst nennen. Wie wir sahen, sitzen die Großrussen, die Polen, Juden usw. besonders in den Städten. Andererseits wohnen die Kleinrussen innerhalb des Gebietes der U.d.S.S.R. nicht in einem geschlossenen Gebiet, sondern sind auch außerhalb des Territoriums der Ukraine anzutreffen, so im südöstlichen Polen, im östlichen Rumänien und in den angrenzenden Gebieten Rußlands. Wie jede politische Grenze ist also auch die Grenze der heutigen Ukraine keine ideale in dem Sinne, daß auf einem Gebiet nur Angehörige eines Volkes — und zwar alle Angehörigen dieses Volkes — ohne Beimischung fremder Volkskörper vereinigt sind.

Von den übrigen Russen unterscheidet sich das ukrainische Volk in vielfacher Hinsicht so sehr, daß seine Eigenart beim ersten Blick ins Auge fällt. Der Ukrainer ist in der Regel kleiner als der Großrusse, sehnig, schlank und geschmeidig, schwarzäugig und dunkel, mit den oftmals schönen regelmäßigen Zügen eines Südländers. Seine Bewegungen sind schnell und lebhaft, sein Wesen eine liebenswürdige Mischung sentimentaler Melancholie und sanguinischer Lebensfreude. Im ukrainischen Dorf herrscht abends ein frohes Treiben: Burschen und Mädchen tanzen miteinander, spielen auf der Dorfwiese an der Kirche althergebrachte Laufspiele und lieben es, bis spät in die Nacht hinein gemeinsam Volkslieder zu singen. Dem Zauber einer mondscheinbeschienenen, in Liedern und Märchen gepriesenen, poetischen „ukrai-

nischen Nacht“ kann man sich nicht entziehen, wenn der melancholische Chorgesang der Dorfjugend weit in der Ebene zu hören ist; er bekundet eine Liebe zu Natur und Heimat, die etwas Rührendes und Zwingendes hat. Der Ukrainer empfindet sein Volkstum wesentlich in dieser seiner Heimatliebe. Seit Jahrhunderten einer eigenen nationalen Geschichte, seines Staates sowohl wie jeder gesellschaftlichen Tätigkeit beraubt, weiß er sein Ukrainertum nicht anders wahrzunehmen, als indem er die alten Bräuche des Kosaken- und Bauerntums pflegt, seine nationalen Lieder, Chorgesänge und Balladen singt und seine Volkstracht in Ehren hält. Die buntbestickten weißen Hemden, die halblangen blauen Pluderhosen mit der roten Schärpe, die keck aufgesetzte Pelzmütze und die hohen schwarzen Schaftstiefel geben dem ukrainischen Burschen ein Aussehen, das an die kühnen Taten der Saporoger Kosaken erinnert. Noch farben- und lebensfroher erscheinen die Frauen: das weiße Hemd ist noch reicher bestickt und leuchtet förmlich in der Buntheit der Farben, der Rock ist bauschig und breit, mit Bändern benäht, die langen schwarzen Zöpfe sind bunt durchflochten und der Kopf mit einem Kranz von Blumen geschmückt. Gemessen an dem Aussehen der Großrussen ist hier alles Farbe und Schönheitssinn, gefällige Eitelkeit, Hang und Drang zur Freude. Dies zeigt sich auch in dem Formenreichtum des ukrainischen Hausgewerbes, den Geweben, Stickereien, Schnitzereien und sonstigen Arbeiten, die wohl in jedem Bauernhause der Ukraine anzutreffen sind. Und dann diese „Chata“ selbst — so völlig anders im Aussehen und der Bauweise als die großrussische „Isba“ (vgl. die Bildertafel 90). Ist das Bauernhaus des Großrussen ganz aus Holz gezimmert, so ist die Chata meistens aus Lehm, Schilf und leichterem Material erbaut, von außen weiß oder seltener hellblau getüncht und mit einem dicken und breiten Strohdach überdeckt. Das leuchtende Weiß der Chaten hebt sich vom dunklen Grün der Gärten, Obstbäume und Büsche hell und strahlend ab; in der Mondnacht phosphoresziert die Tünche ganz seltsam und erhöht den malerischen Reiz des ukrainischen Dorfes oder des Gehöftes (Chutor). Während die großrussischen Häuser baum- und strauchlos, einsam und nüchtern dastehen, nur etwas verwahrlost — irgendwie lieblos in die Gegend hineingestellt —, bietet jede kleinrussische Siedlung mit den stets sauberen Hütten, den vielen wuchernden Blumen und Sträuchern, den unendlich fruchtbaren, ein wenig verwilderten Gärten, den in dunkles Holz gefaßten Brunnen, den Viehtränken und den hohen Buchen- und Nußbäumen ein malerisches Bild. Die Chaten leben hineingebettet in die Landschaft ihr eigenes, selbständiges Dasein; ein Strauchgeflecht ersetzt den Lattenzaun, Unmengen von Gänsen, Schweinen und Hunden beleben die breiten Straßen, und eine weiße hohe Kirche überragt diese dörfliche Idylle, in der alles richtig und schön, ungewollt-natürlich nebeneinander steht. Die Kuppeln der Kirche bezeugen die gleiche Vorliebe für Farbe und Heiterkeit — leuchtend blau oder gar rosa, versilbert oder grellgrün ragen sie, von goldenen dreigeteilten Kreuzen geschmückt, in den meist heiteren sonnigen Himmel. Das oftmals reich geschmückte Kreuz ist auf einem liegenden Halbmond errichtet — ein Symbol und eine Erinnerung an die Besiegung und Vertreibung der Erbfeinde, der Türken, mit denen die Väter, die Kosaken der Dnjeprstromschnellen, so lange in blutigen, aber frischfröhlichen Kriegen gelegen.

Im allgemeinen kennt die Ukraine nicht viele Altertümer; die leichte Bauweise hat den Verheerungen der Türken und Polen nicht standgehalten, weshalb die Erinnerung an die selbständige und eigenartige Epoche des Ukrainertums eigentlich

nur in wenigen Städten bildhaft und greifbar zutage tritt. Dafür lebt die Vergangenheit aber in den Volksgesängen, den Legenden, Balladen und Märchen der alten blinden Straßensänger wie in den Volksliedern der Bauern selbst. Man vermag es als Zuhörer förmlich herauszufühlen, welch ein Leben dann Mythos und Geschichte gewinnen, wie die Erinnerung an Kriegertum und Eroberungszüge, an Frauenraub und Ungebundenheit als Verheißung gilt für die Zukunft, da die Ukraina sich auf sich selbst besinnt und vom heiligen Kiew aus dem gewaltsameren Bruder im Norden, dem schlecht und recht gehaßten Moskowiter den Gehorsam aufkündigt. Diese Heimatliebe erfüllt die ganze ukrainische Literatur, die seit langem bemüht ist, die Schätze der Vergangenheit an Heldenliedern, Sagen, Märchen, Gespenstergeschichten, Sprüchen, Bauernregeln usw. zu heben und der Gegenwart zurückzugeben. Es wiederholt sich hier ein Wesenszug, der vielen Völkern mit reicher, aber halbvergessener Vergangenheit eigen ist: die Versenkung in längst vergangene Zeiten führt zu einer durch Märchen und betonte Naivität etwas erzwungen wirkenden Romantik. Das junge Ukrainertum der letzten Jahrzehnte konnte nur wenig Praktisches, Konkretes, Zeitgemäßes der alten Bauernsprache, dem primitiven Volkstum der Ahnen entnehmen. Es mußte sich deshalb von den naturgegebenen Aufgaben seiner Generation abwenden, in den dunklen Schacht des Gewesenen hinabsteigen, sich stark vereinfachen, auf mancherlei erlerntes, gewonnenes Gedankengut verzichten, um nicht bloß Russe, sondern eben Ukrainer zu sein. Fraglos hatte die allrussische Kultur tiefere geistige Einsichten, eine reichhaltigere Literatur, ein urbaneres Wissen, eine europäisierte Gelehrsamkeit und westliche Zivilisationsgüter zu bieten. Da man aber unbedingt das eigene Volkstum wiederbeleben wollte, so mußte der zweifellos bereits recht weit fortgeschrittene Verschmelzungs- und Anpassungsprozeß mit dem Großrussentum künstlich unterbrochen und deshalb vom breiten Wege einer schnellen und positiven Entwicklung abgebogen werden. Diese ziemlich plötzlich erfolgte Umkehr zeigt sich besonders auch in der ukrainischen Schriftsprache; der Umgangssprache der Bauern hat man das Ruthenisch der Lemberger Intelligenz gewissermaßen hinzugefügt und dann noch Bearbeitungen vorgenommen, die schließlich eine recht volksfremde, gekünstelte Ausdrucksart entstehen ließen. Die ukrainische Literatur und Schriftsprache muß sich also erst wieder an die Denkweise der Volksmassen anpassen, muß in eigentümlicher Weise erst wieder verstanden, aufgenommen, verbreitet werden.

Wenn man an eine nationale Bewegung und ein eigenstaatliches Leben der Ukrainer denkt, so wird man wohl an die Geschichte des alten Kiew erinnern, vom Glanz und der hohen Kultur des Großfürstensitzes reden dürfen, an Kriegszüge bis zum Bosporus und Kämpfe mit Byzanz denken — sich jedoch dessen bewußt sein müssen, daß diese Tradition dann jäh abgerissen und fast vollständig erstickt worden ist. Ukrainertum gab es erst wieder in der eigentümlichen Republik der Kosaken der Dnjeprstromschnellen, die sich jedoch nach verhältnismäßig kurzer Selbständigkeit der Polen, Türken und Moskowiter nicht erwehren konnte. Um sich vor den gefährlichsten Feinden zu retten, schloß die Kosakenrepublik deshalb 1654 ein Bündnis mit Moskau, was natürlich bald darauf zum Untergang der ukrainischen Unabhängigkeit führen mußte. Katharina II. unterwarf sich die Ukraine schließlich völlig, schuf südrussische Gouvernements nach großrussischen Verwaltungsmethoden und begann mit einer konsequenten Russifizierungspolitik schärfster Art.

Diese unbarmherzige Unterjochungspolitik wurde im Laufe des ganzen 19. Jahrhunderts befolgt, bis endlich kein ukrainisches Buch mehr gedruckt, kein freies Wort mehr gesprochen werden konnte. Erst in der Revolution von 1905 gelang es einer kleinen Gruppe von Ukrainern, neue Rechte zu gewinnen und fortab in Genossenschaften, Volkstheatern, Gesangvereinen usw. das nationale Volkstum zu pflegen. Trotzdem wäre die völkische Bewegung des Ukrainertums wohl kaum über gewisse primitive Anfänge hinausgekommen, wenn die große Februarrevolution des Jahres 1917 als Folge des Krieges nicht zum Sturze des Zarismus und der kaiserlichen Bureaukratie geführt hätte. Jetzt fielen alle von Petersburg aus geschaffenen Schranken: die Ukraine erlebte ein neues revolutionär-nationales Erwachen und wandelte sich, aller Wirren und des Bürgerkrieges ungeachtet, von Grund aus. Überall bemühte man sich, an das bäuerische Volkstum anzuknüpfen, die Volkssprache durchzusetzen, mehr oder weniger gewaltsam zu ukrainisieren, eine auf dem galizischen Dialekt aufgebaute Literatursprache durchzusetzen und gleichzeitig das recht zahlreiche großrussische Element zu verdrängen. Diese Entwicklung hat sich auch unter dem Sowjetregime fortgesetzt; die ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik hat sich offenkundig für die „Ukrainisierung der Ukraine" ausgesprochen und Anschluß nicht nach Moskau, sondern nach Westen gesucht. Lebhafter Streit herrscht insbesondere über die Frage der Abgrenzung der Ukraine von Moskau, d. h. der R.S.F.S.R. Eine exakte politisch-ethnographische Grenze zu ziehen dürfte allerdings sehr schwer sein, zumal in einzelnen Gegenden die Vermischung zwischen den Ukrainern und Großrussen sehr weit gediehen ist. Nach ukrainischer Auffassung sollen in den zu Rußland gehörigen Grenzgebieten 7 Millionen Ukrainer leben. Eine weitere Zukunft wird erst zeigen können, welche Entwicklungswege das Ukrainertum gehen wird — ob es einen engeren und direkteren Anschluß an Westeuropa oder neue Bindungen mit Großrußland suchen wird.

DIE KRIM

Die Halbinsel Krim hat einen viereckigen Umriß und wird durch eine schmale Landzunge, den Isthmus des Perekop, mit der Ukraine verbunden. Das Ostufer wird von dem sehr seichten und verschlammten Asowschen Meer umspült; der Küste sind hier zahlreiche flache Inseln, Sandbänke und salzige Lagunen vorgelagert. Das Asowsche Meer selbst ist ganz außerordentlich flach und nirgends tiefer als 14 m, im nordöstlichen Teil sogar nur 4—6 m tief. Dabei wird die Durchfahrt durch starke Schwankungen des Wasserstandes gefährdet, so daß das Meer nur mit kleineren Seeschiffen befahren werden kann. Der nördliche Teil der Halbinsel Krim gehört noch zur südrussischen baumlosen Steppenebene; hier kann infolgedessen nur Viehzucht getrieben werden. Im Süden erhebt sich der Jaila-Dagh, ein Faltengebirge, das nach seiner Entstehung als ein Teil des Kaukasus betrachtet werden muß, wenn es von diesem auch nachträglich durch den Einbruch des Schwarzen Meeres getrennt wurde. Während das Gebirge vom Norden her sanft ansteigt, bricht es nach Süden steil ab. Der Süden der Krim enthält seit alters berühmte landschaftliche Schönheiten. Das Gebirge ist von Buchen-, Eichen- und Schwarzkieferwäldern bedeckt. Die wundervolle Südküste ist durch die Berge gegen Norden geschützt und deshalb mit einer reichen Mittelmeervegetation gesegnet. Man pflegt die Südküste die „russische Riviera" zu nennen und hat die Winterkurorte Jalta, Liwadia, Aluschta sowie das alte Feodosia

Landschaft in Podolien

Nach einem Original von Otto Weigel

aus allen Gegenden Rußlands stets gerne besucht. Im Westen liegt die Hafenstadt Eupatoria, die durch eine Eisenbahnlinie mit Simferopol verbunden ist. Simferopol (71 000 Einw.) ist die Hauptstadt der autonomen Krimrepublik. An der Südküste liegt der Kriegshafen Sewastopol (73 000 Einw.), der im Krimkriege durch eine lange Belagerung berühmt geworden ist. Mohammedanische Tataren bilden die ansässige Bevölkerung der Krim. In den letzten Jahrzehnten sind allerdings zahlreiche Großrussen, Ukrainer, Griechen und auch einzelne deutsche Kolonisten zugewandert.

DAS DONGEBIET

Im Westen der Ukraine, im Norden an das Gebiet der mittleren Wolga, im Osten an das westkirgisische Gebiet und im Süden an den Kaukasus grenzend, liegt das Dongebiet. Seine Eigenart wird durch den Don bestimmt, der südlich von Tula entspringend in nordsüdlicher Richtung bis Woronesch fließt, sich dann nach Osten wendet, bei Zarizyn die Nähe der Wolga sucht, aber dann doch nach Westen abbiegend bei Rostow in das Asowsche Meer mündet. Hat der Don anfangs nur ein schmales Bett in engem Tal, so verbreitert er sich in der Steppenregion immer mehr, versandet aber gleichzeitig, so daß er für die Schiffahrt nur wenig brauchbar ist. Dort wo sein großes Knie beginnt, siedeln die Donschen Kosaken, Rußlands berühmtes Reitervolk. Die Steppe bietet hier Weideplätze für die Pferdeherden (Tabun genannt), wird aber neuerdings immer mehr unter den Pflug gebracht. Am Bergufer des Don liegen die Stadt Nowotscherkask mit 61 000 Einwohnern, Nachitschewan (55 000 Einw.) und schließlich die bedeutende Handelsstadt Rostow am Don (177 000 Einw.), mit nennenswertem Hafen und einer anwachsenden Industrie.

Das Gebiet der Donkosaken hat schon in zarischer Zeit bestimmte Sonderrechte besessen, die es sich durch alle Wirren der Bürgerkriege bewahrt hat. Die Kosaken sind Großrussen, wenn sich auch bei ihnen in mancherlei Hinsicht besondere Eigenarten ausgebildet haben; ihre kriegerische Tradition, ihre Reitkunst und verwegene Tapferkeit haben sie berühmt gemacht.

DAS URALGEBIET

Das Uralgebiet umfaßt den mittleren und südlichen Ural und die Landschaften beiderseits desselben, auf europäischer wie auf sibirischer Seite. Sein Rückgrat bildet der Ural, der stark abgetragene und eingeebnete Rest eines sehr alten Faltengebirges, dessen heutige orographische Grenzen mit den geologischen weder im Westen noch im Osten zusammenfallen. Denn im Westen gegen das europäische Rußland zu geht der Ural, in langsam an Höhe abnehmenden Wellen, ganz unmerklich und ohne irgendwelche oberflächlich sichtbare Grenze in die Permschichten des russischen Flachlandes über; nach Osten, gegen Sibirien zu, bricht er mit ziemlich ausgeprägtem Steilabfall gegen die westsibirische Ebene hin ab, aber diese Ebene ist geologisch seine Fortsetzung, ist selbst nichts weiter als ein noch tiefer und gleichmäßiger eingeebneter Gebirgssockel.

So ist der heutige Unterschied zwischen Höhen und Tiefen im Ural ganz von den Verschiedenheiten in der Festigkeit der Gesteine bedingt: die härtesten Gesteine, die Quarzite, ragen als ganz mit Felsblöcken übersäte Mauern über die in 1000 m

Seehöhe liegende Baumgrenze hinaus (Jaman Tau 1650 m). Sonst ist das Gebirge ganz in einen dichten Waldmantel gehüllt, größtenteils noch Urwald, in dem Elch und Bär hausen, nur selten von einer natürlichen Wiese oder einer künstlichen Rodung unterbrochen. Jedoch ist der Ural außerordentlich reich an Erzen, besonders Eisenerz, aber auch an Gold, Platin, Kupfererzen, Edel- und Halbedelsteinen. An der Westseite, in der Nähe der Kama, befindet sich ein Kohlengebiet. Der Ural wird daher sicherlich einmal ein großes und reiches Industriegebiet werden. Schon heute lebt die Bevölkerung fast ausschließlich von Bergbau, obgleich die Erschließung der großen Naturschätze noch ziemlich in den Anfängen steckt.

Das Uralgebiet ist das erste Wirtschaftsgebiet, das 1921 versuchsweise gebildet wurde. Es umfaßt gegenwärtig die früheren Gouvernements Perm, Jekaterinburg, Tscheljabinsk und Tjumen, später soll auch die autonome Sowjetrepublik der Baschkiren, die den größten Teil des Südurals und sein westliches Vorland einnimmt, dazugeschlagen werden. Das größte Hindernis für die industrielle Entwicklung ist die Abgelegenheit des Gebietes von den Absatzmärkten und die Minderwertigkeit des lokalen Brennstoffs, der Holzkohle. Die Transportfrage ist vorläufig noch weit von einer befriedigenden Lösung entfernt. Die Eisenbahnlinien Swerdlowsk (ehedem Jekaterinburg)—Perm—Leningrad, Swerdlowsk—Kasan—Moskau (erst 1922 vollendet) und Tscheljabinsk—Samara—Moskau genügen für den Warentransport nicht. Nach Westsibirien, zum zukunftsreichen Kohlenrevier, führen 2 Eisenbahnlinien, die gleichfalls nicht ausreichen. Eine weitere Schwierigkeit für die Erschließung dieses Gebietes besteht im Mangel an geeigneten Arbeitskräften. Die aus Russen, Tataren und Baschkiren gemischte Bevölkerung wird für eine Durchführung der geplanten Industrialisierung nicht ausreichen. Die wichtigsten Städte sind Ufa an der Bjelaja (84 000 Einw.), Jekaterinburg (Swerdlowsk) mit 70000, Slatoust mit 42000, Tscheljabinsk mit 57000 Einwohnern.

DAS WESTKIRGISISCHE GEBIET

Unter dem westkirgisischen oder astrachanschen Gebiet versteht man seit der Einteilung der U.d.S.S.R. in Wirtschaftsgebiete den breiten Landgürtel, der das nördliche Ufer des Kaspischen Meeres umfaßt und ehedem das astrachansche Gouvernement und das Uralgebiet bildete. Dieses 555 285 qkm große Gebiet stellt in geographischer wie geologischer Hinsicht eine selbständige Einheit dar. Es umfaßt den ganzen nördlichen Teil des Kaspischen Meeres von der Niederung des Manytsch, die wir als die Grenze zwischen Europa und Asien aufgefaßt haben, im Südosten bis zum Mugdoschargebirge, der südlichen Fortsetzung des Uralgebirges, und dem Aralsee im Osten. Im Norden bildet der flache Höhenzug des Obschtschij Syrt, der vom Südende des Urals bis gegen die Wolga in der Nähe von Saratow hinführt, einen natürlichen Abschluß dieses Gebietes, das man nach seiner Lage wie nach seiner Wesensart mindestens ebensogut zu Asien wie zu Europa rechnen könnte.

Es ist im wesentlichen das Gebiet der Kaspischen Niederung, das nach der Einschrumpfung des gewaltigen Binnenmeeres infolge der gewaltigen Verdunstung zum Teil tiefer als der Spiegel des Weltmeeres liegt. Auf dem alten Seeboden ist die Bodenoberfläche großenteils von Salzausblühungen bedeckte Wüstensteppe.

Die von den Rändern des weiten, flach schüsselförmigen Beckens herkommenden Flüsse schwemmen das Salz in den Sümpfen und Seen, in denen sie versiegen, zusammen. An manchen dieser Seen, wie dem Eltonsee und dem Baskuntschaksee, deren Boden aus festem Salz besteht, ist eine blühende Salzindustrie entstanden. Aber auch außerhalb dieser so gut wie unbewohnbaren Salzsteppen und Halbwüsten bildet das westkirgisische Gebiet unter dem Einflusse eines äußerst trockenen und extrem kontinentalen Klimas mit eisigem Winter und glühendem Sommer eine weite Steppenfläche, ist baumlos, dem Ackerbau nicht zugänglich und entsprechend dünn besiedelt.

Selbst unter Einrechnung der Einwohner der großen Städte an den Rändern beträgt die mittlere Volksdichte nicht mehr als vier. Die Bewohner sind vorwiegend Kalmücken und Kirgisen, arme Nomaden türkischer Herkunft; sie treiben ihre Herden über die Steppe, deren Gräser und Kräuter nur im Frühjahr frisch und grün erscheinen. Längs der Ufer des Uralflusses wohnen in kleinen Dörfern die Uralkosaken, die einst von der zarischen Regierung vom Don und Dnjepr hierher als Schutzwehr gegen die nomadischen Türkenhorden berufen worden sind. Heute stellen diese Völker wohl keinerlei Gefahr für die großrussischen Provinzen mehr dar; ihr ehedem so kriegerischer und aggressiver Geist ist erschlafft. Die Kirgisen — insgesamt etwa 8 Millionen Menschen, von denen allerdings ein Teil in den nördlichen und westlichen Rändern der Hochgebirge Mittelasiens wohnt — besitzen reiche völkische Überlieferungen und fallen durch ihre Fähigkeit zur Aneignung moderner Zivilisationsformen auf. Sie sind durchweg Mohammedaner und bemühen sich, engere Beziehungen mit den übrigen Mohammedanern Rußlands anzuknüpfen. Die kürzlich in diesem Gebiet geschaffene Sowjetrepublik der Kalmücken und die autonome Republik der Kirgisen gewähren der bis dahin vollständig von Großrußland aus beherrschten, großenteils nomadisierenden Bevölkerung große Selbstverwaltungsrechte, wenn diese auch gegenwärtig noch vorwiegend von den in den Städten lebenden zugewanderten Russen ausgeübt werden.

Den Westen des Gebietes durchzieht die unterste Strecke der Wolga, die bei Astrachan in das Kaspische Meer mündet. Von Zarizyn aus hat sich Rußlands Mutterstrom immer mehr verbreitert, eine Fahrt auf ihm ist eindrucksvoll gerade wegen der Einförmigkeit der flachen, von der Mitte des gewaltigen Gewässers aus zuweilen kaum sichtbaren Ufer und der Monotonie dieser Landschaft, die Perspektiven von einer solchen Weite eröffnet, daß man die Größe des Raumes dieser Erde ahnt. Astrachan selbst (123 000 Einw.) liegt auf einer Insel und beherbergt wie alle südrussischen Küsten- und Hafenstädte eine recht gemischte Bevölkerung, unter der die Mohammedaner stark hervortreten. Als Mittelpunkt der Schiffahrt des Kaspischen Meeres, großer Fischereihafen und Zentrum der berühmten Kaviargewinnung ist Astrachan wirtschaftlich sehr wichtig, als Wohnplatz freilich nichts weniger als anziehend. Eine Eisenbahnlinie verbindet diese alte Hauptstadt tatarischer Khanate mit Saratow und Zarizyn. Nahe dem Nordrande liegen am Uralflusse die aufstrebende Stadt Uralsk (33 000 Einw.) und das nicht unbedeutende Orenburg (110 000 Einw.), ein wichtiger Verkehrspunkt. Von hier aus ging früher die Karawanenstraße nach Mittelasien und führt auch heute die Haupt„magistrale“ nach Taschkent.

LITERATUR

Im folgenden sind nur die wichtigsten in deutscher Sprache erschienenen geographischen und volkswirtschaftlichen Werke zusammengestellt.

Kohl, Reisen in Rußland. Berlin 1841. — Rittich, Die Ethnographie Rußlands. Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 54. Gotha 1878. — Leroy-Beaulieu, L'empire des Tsars. 3 Bde. Paris 1881. Deutsche Ausgabe Berlin 1884. — v. Schultze-Gaevernitz, Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland. Leipzig 1899. — Hettner, Das europäische Rußland. 1905. 4. Aufl. unter dem Titel „Rußland". Leipzig und Berlin 1921. — Wallace, Rußland. Deutsch von Purlitz. 4. Aufl., Würzburg 1906. — Kraßnow und Woeikow, Rußland (in Kirchhoffs Länderkunde von Europa). Wien 1907. — Schlesinger, Rußland im 20. Jahrhundert. 1908. — Philippson, Landeskunde des Europäischen Rußlands nebst Finnlands. Leipzig 1908. (Sammlung Göschen). — Hoetzsch, Rußland 1913. — Sering, Rußlands Kultur und Volkswirtschaft. 1913. — K. Nötzel, Das heutige Rußland. Eine Einführung an der Hand von Tolstoi. München 1915. — Engelbrecht, Landwirtschaftlicher Atlas des Russischen Reiches in Europa und Asien. Berlin 1916. — Erismann-Stepanowa, Erismann und Matthieu, Rußland. 2 Bde. Zürich 1919. — Cloos und Meister, Bau und Bodenschätze Osteuropas. Leipzig 1921. — Tuckermann, Osteuropa. 2 Bde. Breslau 1922. — Obst, Russische Skizzen. Berlin-Grunewald 1925.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 80—91

Tafel 88 bringt zwei Städtebilder. Oben sind auf dem weiten Marktplatz eines Städtchens in Podolien, also in der Westecke der Ukraine, die Bauern mit ihren leichten Wägelchen aufgefahren, deren Pferd unter einem hohen Bügel geht. Im Hintergrund erhebt sich eine Kirche in „russischem" Stil mit der von kleineren Kuppeln umgebenen vergoldeten, zwiebelförmigen Hauptkuppel und freistehendem hohem Glockenturm. — Das untere Bild zeigt eine der Prachtstraßen, welche die Zaren in ihrer Residenzstadt angelegt hatten; sie zeigt europäischen Stil, entsprechend der Herkunft der Baumeister, doch die Droschken sind unverfälscht russisch.

Tafel 89 führt uns in die Dörfer, in denen vier Fünftel der Bewohner Rußlands leben. Das ganz aus Holz errichtete Blockhaus eines wohlhabenden nordrussischen Bauern erweckt von der Lebenshaltung des „Muschik" eigentlich eine zu günstige Vorstellung; meist sind die Dorfhäuser einstöckig und mehr Hütten als Häuser zu nennen. Das kleinrussische Gehöft (oben) läßt schon aus der Art der Baustoffe sofort erkennen, daß es in einem ganz andersgearteten Gebiet entstanden ist als das Holzhaus; die Weiträumigkeit der ganzen Anlage scheint die Unendlichkeit der Steppe widerzuspiegeln.

Die beiden Bilder der Tafel 90 entstammen dem Gestade des Schwarzen Meeres. Die Tataren spielen in Südrußland eine wichtige Rolle; macht auch das Dorf der Viehzüchter in der dürftigen Steppe, das unser oberes Bild zeigt, einen ärmlichen Eindruck, so stellen sie doch auch einen großen Teil der Händler und Kaufleute in den Städten und sind den Russen kulturell nicht unterlegen; in mehreren „autonomen Rätestaaten" stellen sie das Hauptelement der Bevölkerung dar. — Jalta (unten) ist das beliebteste der Seebäder, die in der „russischen Riviera" am Südfuße des Jailagebirges entstanden sind; in seiner Nähe liegt auch das ehemalige Zarenlustschloß Livadia.

Auf dem unteren Bild der Tafel 91 sehen wir einen mächtigen Hausen (russisch Beluga), dem Wolgafischer den Rogen entnommen haben; letzterer liegt schon auf dem Sieb, durch das er hindurchgepreßt werden soll, um die einzelnen Eier voneinander zu trennen. — Nischne Tagilsk ist der wichtigste Bergwerksort im mittleren Ural, mit einem großen Eisenhüttenwerk.

FINNLAND

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

WELTLAGE UND GRÖSSE

Dem Begriff „Finnland“ mangelt es an Eindeutigkeit. Der gebildete Laie versteht darunter nur die rundliche Halbinsel zwischen dem Finnischen und Bottnischen Meerbusen und der Landbrücke zwischen dem Weißen Meer und dem Finnischen Golf. Tatsächlich weist dieses Gebiet so kennzeichnende Eigenschaften auf, daß wir das finnische Lappland ihm gegenüber schon als etwas Fremdartiges empfinden müssen. Mögen die Geographen noch so sehr die geologische Übereinstimmung dieser Räume hervorheben, schon die geringere Zahl der Seen, die beträchtlicheren Höhenwerte und das rauhere Klima müssen dem Norden des finnischen Staates ein anderes Gepräge leihen. Dennoch gehört zu dem völkischen Begriffe Finnland auch noch Karelien und die Halbinsel Kola. Wie wir zwischen Deutschland und dem Deutschen Reiche unterscheiden müssen, gilt es heute auch den staatlichen und völkischen Begriff Finnland auseinanderzuhalten.

Die durch den Weltkrieg geschaffene Republik Finnland dehnt sich zwischen dem 60.° und 70.° n. B. und dem 19.° und 33.° ö. L. aus. Im Süden wird sie vom Finnischen Meerbusen, im Norden vom nördlichen Eismeer begrenzt. Ihre Westgrenze bilden der Bottnische Meerbusen und weiter nordwärts der Torneälv und Muonio. Von dessen dicht an Norwegens Fjordküste gelegener Quelle zieht die Grenze zum Tanafluß hinüber, dem sie fast bis zur Mündung folgt, um dann in weitem Bogen zurückweichend den Pasvik, den Abfluß des Enare Sees, zu erreichen und östlich von dessen Mündung eine kurze Strecke weit die Küste des Nördlichen Eismeeres zu begleiten. Die Ostgrenze folgt vom Eismeer bis zum 63.° n. B. im großen und ganzen dem 30.° ö. L. Weiter südlich beschreibt sie einen nach Westen offenen Bogen, um dann den Ladogasee gerade zu halbieren und dicht bei Petersburg wieder zum 30.° ö. L. zurückzukehren. Die von diesen Grenzen eingeschlossene Republik bedeckt eine Fläche von 387 000 qkm.

Betrachten wir diesen Erdraum auf der Karte, so scheint uns namentlich die Halbinsel Finnland sich einer recht günstigen Weltlage zu erfreuen. Indem sie mit ihren Umrissen jene des südlichen Norwegens fast genau wiederholt, strebt sie weit ins Baltische Meer vor, als wollte sie an Schweden Anschluß gewinnen. Stockholm, Riga und Petersburg sind der finnischen Hauptstadt gleich benachbart. Bleibt das Urteil über Finnlands Weltlage nicht allein dem optimistischen Auge überlassen, meldet sich auch der grübelnde Verstand zum Worte, so wird das Urteil wesentlich schlechter ausfallen. Alles in allem liegt Finnland doch schon recht im europäischen Hinterhause, weit entfernt von den großen Wegen des Welthandels.

Die Meere, welche seine Küsten bespülen, pflegen einen wesentlichen Teil des Jahres durch Eis gesperrt zu sein, und die Beschaffenheit der Landbrücke zwischen dem Weißen Meer und dem Finnischen Golf, auf der Moore und Seen häufiger sind als Siedlungen und Menschen (Bevölkerungsdichte zumeist nur 2—3 Einwohner auf den qkm) macht Finnland in wirtschaftlicher Hinsicht fast zur Insel. Das wird von denen nicht genug berücksichtigt, die ihm den Beruf zuschreiben möchten, die Vermittlung zwischen Westeuropa und dem Osten zu übernehmen, eine Aufgabe, an die der Kulturgeograph aus geschichtlichen Gründen nicht recht zu glauben vermag. Was diesen Mangel angeht, so wissen wir eigentlich nicht einmal, ob wir uns darüber mehr freuen oder mehr betrüben sollen, denn enge Verbindung mit dem Moskowitertum hat wohl noch keinem Volke Segen gebracht, so daß der Kulturgeograph kaum der Übertreibung geziehen werden könnte, der den östlichen Menschen nur als „Gefahr" würdigen wollte. Trotz dieser Landverbindung war Finnland gegen Westen weit aufgeschlossener, was sich auch in der Geschichte durch die Bedeutung der schwedischen Kolonisation klar gezeigt hat. Das zu bedauern, ersehen wir keinen Grund, denn wenn diese Entwicklung auch zur schwedischen Fremdherrschaft führte, so bedeutete sie doch einen Zustand, dem die entwürdigenden Kennzeichen fremder Herrschaft fehlten.
Vor allem müssen wir, wenn es die Weltlage Finnlands zu beurteilen gilt, immer dessen eingedenk bleiben, daß dies Land durchaus jenseits des 60.° n. B. liegt, also schon ein subarktisches Gebiet darstellt. Klimatische Begünstigungen einzelner Teile lassen das nicht mit voller Schärfe hervortreten, aber immerhin erschwert es dieser Umstand doch auch fleißigen und klugen Menschenkindern, kulturelle Spannungen zu schaffen, die erst 10 Breitengrade weiter nach Süden möglich sind.

BODENBESCHAFFENHEIT UND BINNENGEWÄSSER

Das Gebiet der finnischen Republik bildet einen Teil des baltischen Schildes. Aus Granit, Gneis und präkambrischen Gesteinsschichten aufgebaut, entspricht Finnland dem eigentlichen Skandinavien so getreu, daß die Geographen es mit diesem zu dem einheitlichen Landraum der Fennoscandia verschmelzen wollten, und es liegt eigentlich nur an Gründen der Anthropogeographie, daß sich diese Bezeichnung nicht recht einbürgern will.
Täuscht uns der anstehende Fels in Finnland ein Gebirge vor, so dürften wir beinahe witzelnd bemerken, es handle sich hier um ein Gebirge von vorwiegend horizontalen Abmessungen, denn die Granite und Gneise sind mittlerweile fast zu einer Ebene geworden. Über diese Gesteine ging Jahrtausende lang der Riesenhobel des nordischen Gletschers hinweg. Selbst der konnte zwar nicht alle Unebenheiten beseitigen, aber er rundete alle Umrisse. So wurden die Hügel rundliche Höcker, die Spalten und Klüfte sanfte Mulden und Becken. Und wenn der Gletscher an einem Punkt die Bestandteile seines Untergrundes abfeilte und mit sich führte, so lagerte er den Raub an anderer Stelle wieder ab. Wo in Hohlräumen des Eises mächtige Wasserströme südwärts brausten, entstanden die langen, Eisenbahndämmen recht ähnlichen Åsar, die sich mitunter in nordsüdlicher Richtung an die 120 km weit verfolgen lassen, und dort, wo der Gletscher im Süden der Seenzone für lange Zeit eine Verteidigungsstellung bezog, häuften sich seine Schuttmassen zu dem großartigen Endmoränenwall, den die Finnen „Salpausselka" nennen.

Infolge dieser Vorgänge sind die Höhenunterschiede in Finnland ganz unbeträchtlich und noch geringer als in Norddeutschland. Dennoch macht das Land kaum irgendwo den Eindruck der Ebene. Oft ist es so holperig wie eine Raspel, drängen sich auf kleinstem Raum Mulden und Rücken und Buckel. Dieser Umstand läßt dem Reisenden das ewig alte Bild doch immer neu erscheinen.

Bezeichnet der Geograph die höchsten Erhebungen im Gebiet der jungen Republik, die an den Ufern des oberen Muonio im Bereich des skandinavischen Gebirges bis zu etwa 1350 m ansteigen, einfach als finnische Berge, so führt er den Leser vollkommen irre, denn dies Gebirge hat mit dem eigentlichen Finnland, wie es uns vor allem in der baltischen Halbinsel entgegentritt, doch recht wenig zu schaffen. Auch die Berge des übrigen Lapplandes, die Höhen von mehr als 700 m erreichen, behandelt man doch am besten gesondert. Auf der baltischen Halbinsel überschreitet das Gelände die Höhenlinie von 300 m kaum auf größeren Räumen als auf der baltischen Seenplatte.

Selbst im eigentlichen Lappland liegen weite Strecken unter der Höhenlinie von 200 m. Ein fast endloser, aber sehr schmaler Rücken folgt mit geringen Unterbrechungen der Ostgrenze des Landes vom Südufer des Enaresees bis zur Breite des Uleasees. Außerdem sind dort eine Menge von Erhebungen über die Fläche verteilt; stellenweise sieht das Land auf der Karte aus wie ein Kuchenbrett, auf dem ein kleiner Napfkuchen neben dem anderen steht.



Ausschnitt aus dem finnischen Seenplateau
(Nach dem Atlas de Finlande, 1910)

Die Küste Finnlands ist ins Meer getauchtes Land, dessen Rundlinge nun als Schären hervorschauen. Die kleinsten sind kahle Klippen; auf den größeren rauscht der Wald, in dessen Schatten wohl gar ein Landhaus Schutz gesucht hat. Um von Häfen wie Wasa oder Helsingfors das freie Meer zu erreichen, hat man noch ein gut Stück Schärenflur zu durchqueren. Bei den Alandsinseln am Eingang in den Bottnischen Meerbusen reicht das Gewimmel der Schären gar bis nach Schweden hinüber.

Dafür scheint das Meer von dem Lande selbst Besitz ergreifen zu wollen. Die Dichter drückten sich noch sehr bescheiden aus, wenn sie die Halbinsel das Land der „tausend Seen" nannten, denn ihrer 38 000 sind schon gezählt worden. Ein Reisender, der von einer Höhe bei Kuopio rundum schaute, sagt sehr hübsch, er habe geglaubt, eine neue Sintflut sei gerade beim Verebben. Rechts, links, vor uns, hinter uns blinkt die Flut. Hier bildet sie breitere Becken, dort gleicht sie einem Flußlauf; während an einer Stelle eine abenteuerlich geformte Halbinsel in den See hinausstrebt, bildet ein Ende weiter eine Menge größerer und kleinerer Inseln einen malerischen Archipel, dessen dunkle Fichten sich in dem blanken Gewässer spiegeln.

Bald weichen die Seen von unserem Wege zurück, bald dringen sie keck auf uns ein, bis der Weg zu einem schmalen Damm wird und wir glauben möchten, die

Landenge sei durch Menschenhand erst künstlich geschaffen worden. Betrachten wir das Bild auf der peinlich genauen Karte eines großen Handatlas, deren Zeichner keins der zahllosen Wasserbecken fortlassen wollte, so können wir kaum Ordnung in den Wirrwarr bringen, und erst auf schlichteren Kartenblättern stellen wir fest, daß diese zerlappten Gewässer sich vornehmlich in drei Linien aneinanderreihen, die wir, von Westen nach Osten fortschreitend, als die Nasi-, Payanne- und Saimasee-Linie bezeichnen möchten. Jede dieser nordsüdlich gerichteten, durch schmale Höhenzüge getrennten Seenlinien wird von Osten wieder von einer nicht ganz so langen, nicht so geschlossenen Seitenlinie begleitet.

Nördlich der Halbinsel sieht das Kartenbild doch ganz anders aus. Seenlabyrinthe von der Art der südlichen Seenreihen bilden dort die Ausnahme; kleinere, rundlicher geformte Wasserbecken pflegen lange nicht so dicht wie weiter im Süden über die Fläche verteilt zu sein.

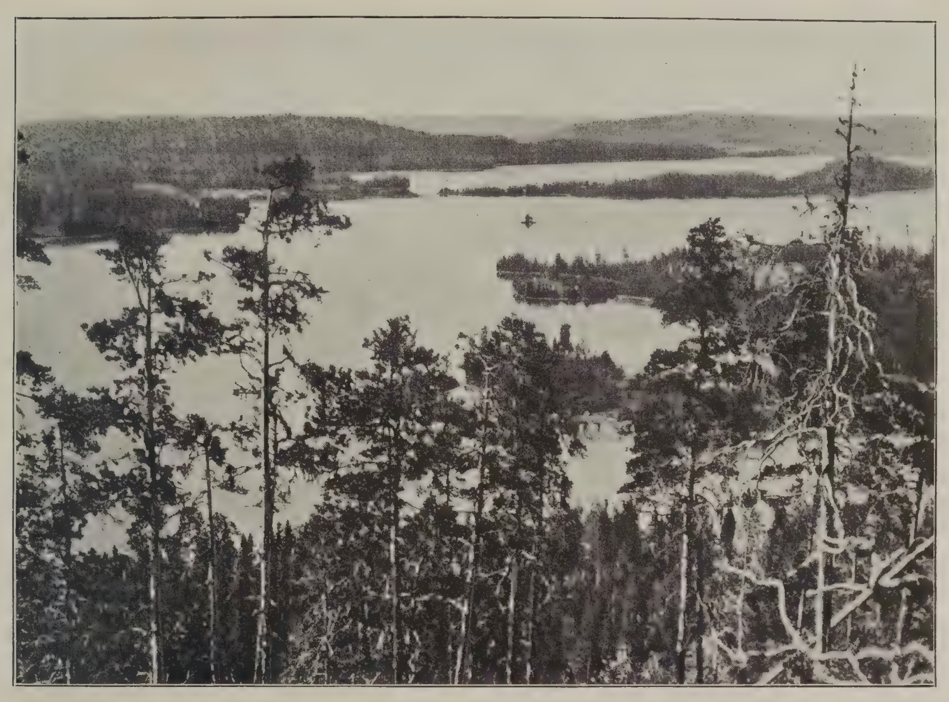
Doch das größte Binnengewässer Finnlands ist nicht der weitberühmte Saimasee, auch nicht der Enaresee im weltfernen Norden, sondern Europas größter Landsee, der meeresbreite Ladoga, dessen nördliche Hälfte zu Finnland gehört. Auch das Nordufer des Ladoga wird von Schären gesäumt, deren eine, Valamo, altehrwürdige Klosterbauten trägt.

Um eine Vorstellung von der Größe dieser Seen zu geben, sei bemerkt, daß der Ladoga, der Rest der spätglazialen Meeresverbindung zwischen dem Weißen Meer und der Ostsee, mehr als 18 000 qkm (etwa die Fläche Württembergs) einnimmt. Der Saimasee bedeckt mit allen Buchten und Ausläufern 6800 qkm (etwa Oldenburgs Oberfläche), und der Enaresee an der nordischen Küste kommt mit 1425 qkm (gleich Sachsen-Altenburg) etwa dem Hauptbecken des Saima gleich. Mit den zahllosen Flachmooren, den Resten verlandeter Gewässer, bedecken die Seen rund 40% der Oberfläche.

Das Flußnetz Finnlands entspricht dem unfertigen Lande. Prächtig ausgebildete Flußsysteme wie Moldau und Weser sucht man hier umsonst. Die fließenden Gewässer verbinden in der Regel nur die einzelnen Seen oder stellen deren Abfluß zum Meere dar. In den jungen Flußbetten folgt oft Stromschnelle auf Stromschnelle, und häufig kommen brausende Wasserfälle zustande, wie der weltberühmte Imatrafall, mit dem die Flut des Saima sich brausend und schäumend in das Bett des Wuoxen stürzt. Wasser überall! und doch fehlt es oft genug an gutem Trinkwasser, denn das Wasser der Flüsse ist fast immer von schwer erträglicher Weichheit.

KLIMA

Hinsichtlich des Klimas müssen wir zwar hervorheben, daß die baltischen Meeresbecken das Klima Finnlands merklich mildern, aber doch gleich hinzusetzen, daß bei der hohen Breite des Gebiets diese Begünstigung doch nicht mehr allzuviel bedeutet, zumal sie sich nur in einem schmalen Küstenstreifen zu zeigen pflegt. Am mildesten ist es auf den Alandsinseln und im äußersten Südwesten der Halbinsel, doch muß selbst Abo mit einer Januartemperatur von etwa — 5° vorliebnehmen. Kuopio im Herzen der Halbinsel ist mit — 10° kälter als Petersburg, und an den Ufern des Enaresees finden wir den recht tiefen Durchschnitt von — 15°. Im Juli machen sich dagegen kontinentale Einflüsse derart geltend, daß selbst im südlichen Lappland eine Temperatur von + 17° dann die Regel ist



Päijänne-Seengebiet



Turko (Åbo)

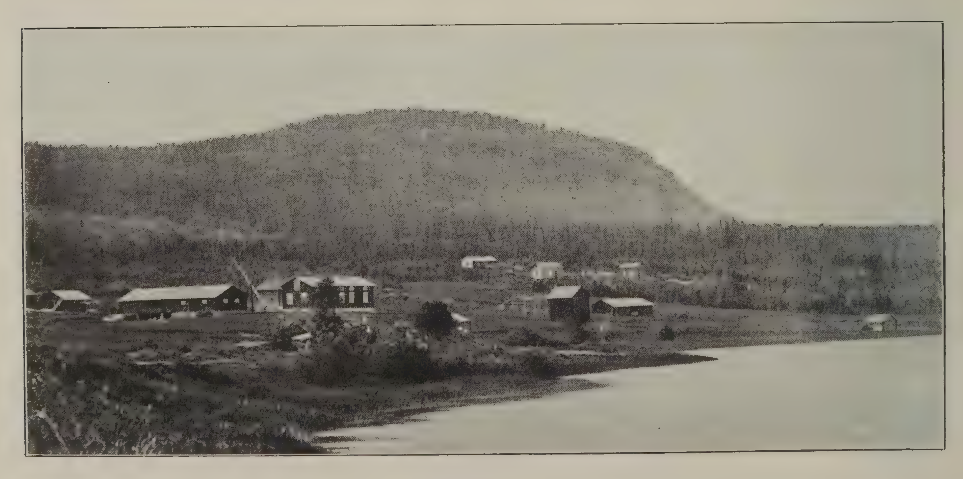
Die Bilder wurden vom Finnischen Ministerium des Auswärtigen freundlichst zur Verfügung gestellt



Im Schärengebiet von Ahvenmaa (Ålandsinseln)



Bauernsiedlung am Ouluflusse in Pohjanmaa (Österbotten)



Avasaksa

Die Bilder wurden vom Finnischen Ministerium des Auswärtigen freundlichst zur Verfügung gestellt

(mehr als auf Rügen) und die 15° Isotherme nur wenig südlich vom Enaresee verläuft. Zu solcher Zeit schwitzte Seume zwischen Petersburg und Wyborg genau so wie auf Sizilien, wurde aber durch die Kälte der Nächte deutlich genug daran erinnert, daß er es mit dem Sommer eines nordischen Landes zu tun habe.

Die gute Jahreszeit in Finnland ist nur kurz, und selbst im Mittsommer gibt es Nachtfröste, geradeso wie in einem unwirschen September Nordostdeutschlands. Von Oktober bis Mai ist die Halbinsel, abgesehen von den wärmsten Küstenstrichen, ein weißes Land, tragen die Gewässer eine Eisdecke. Aber auch der Winter bringt herrliche Tage, wenn der Schnee blinkt, der hohe Himmel so blau erstrahlt und die schäumenden Wasserfälle sich in wallende, wogende Nebelschleier hüllen.

Die Menge der Niederschläge nimmt von der südlichen Küstenebene nach Norden und dem Inneren zu fast stetig ab; jene erhält im Jahr 600—700 mm, während die trockensten Gebiete mit 400—500 auskommen müssen. Die Sonnenscheindauer in Finnland entspricht etwa der im südlichen England; unter gleicher Breite haben wir in Europa nur im östlichsten Rußland noch mehr Sonnenschein zu erwarten. Die Winde im Sommer meist landeinwärts; im Winter herrschen Winde aus südwestlicher Richtung vor.

PFLANZEN- UND TIERWELT

Die Pflanzenwelt Lapplands entspricht der seiner Nachbargebiete. Im äußersten Norden weben Flechten, Moose, Beerensträucher und Zwergweiden den verfilzten Pflanzenteppich der Tundra; weiter südlich durchwandern wir eine Zone von Krüppel- und Knieholz, um dann den Gürtel der nordischen Nadelwälder zu erreichen, der auch den größten Teil der Halbinsel einnimmt. Die Fichte ist der wichtigste, die Kiefer der wertvollste Waldbaum; hier und da mildert das lichte Laub der weißrindigen Birke wohl den Ernst der nordischen Waldlandschaft, ohne ihn doch ins Gegenteil zu verkehren. Blankes Wasser und dunkler Wald, sie geben fast allen Landschaftsbildern der Halbinsel ihr Gepräge, und wenn die Strahlen der sinkenden Sonne beiden ein silberiges Glänzen leihen, dann scheinen sie ineinander zu verfließen und sich miteinander in einer Stimmung zu einen, welche den Sinn des schweifenden Menschen in tiefe, wunschlose Ruhe senkt. Noch heute bedeckt der ernste Fichtenwald mehr als die Hälfte unseres Gebietes, so daß Finnland von keinem Lande Europas an Waldreichtum übertroffen wird. Das Reich der Laubbäume beginnt erst im Süden. Haben wir, von Norden kommend, 63°30′ n. B. erreicht, so rauschen uns die ersten Linden, unter dem 62° erreichen wir die Nordgrenze des Ahorns, und im Südwesten der Halbinsel blicken wir zu knorrigen Stieleichen auf. Bis zum 62° n. B. lohnt noch der Obstbau; Åbo ist in der Hinsicht viel besser gestellt als Petersburg, wo trotz der Sommerwärme ein alter, fruchttragender Apfelbaum als Seltenheit bestaunt wird und Birnbäume gar nicht mehr gedeihen wollen. In solchen Dingen verhält sich der Südwesten der Halbinsel zu den anderen Teilen der Republik wie die oberrheinische Tiefebene zu dem übrigen Deutschland. In der Gegend von Åbo wogt noch der goldene Weizen, versucht der Landmann, seinen Tabaksbedarf im eigenen Gärtchen zu ziehen. Haselsträucher bilden das Unterholz des Waldes, und die Gerste schießt so hoch und üppig auf, daß ein Seume meinte, er habe sie nur am Ätna

größer und stärker gefunden. Da trifft man Bauernhöfe, wie sie uns Theodor Mügge schildert, versteckt in der Blust der Obstbäume, beschattet von uralten Ahornkronen. Etwa unter dem 62° verschwindet der Weizen, zwei Grade weiter nördlich bleibt der Roggen zurück. Dort beginnt die Herrschaft des Grasbaues, und Gerste, Kartoffel und Rübe sind die einzigen Feldfrüchte, deren Anbau in günstigen Lagen noch bis über den Polarkreis hinaus Erfolg verspricht. Überaus groß ist die Zahl der wilden Beerensträucher; die Brombeere hat hier Verwandte, deren Früchte so wohlschmeckend werden, daß der Russe sie mit gutem Grund Knäsbeeren, d. h. Königsbeeren nennen konnte.
Die Tierwelt der Wälder kennzeichnet Finnland als ein Gebiet, in dem der Mensch sein Herrenrecht immer entschiedener geltend macht. Bär und Wolf werden weiter und weiter nach Norden zurückgedrängt, Luchs und Vielfraß erliegen dem Blei des Jägers, und der Elch wird auch hier bald als seltenes Überbleibsel einer fernen Vergangenheit gelten müssen. Dafür findet der Jäger reichen Ersatz in der Wasserjagd; mag er nun auf dem Eise des Saima, einer Schlange gleich, an die schlafende Ringrobbe herankriechen oder in dem Schärenmeer Tauchern und Enten, Gänsen und Möwen nachstellen. Der Auerhahn balzt im Wald, der Birkhahn auf der freien Heide. Seidenschwänze, Hakengimpel und Leinfinken beleben die einsamen Wälder des Nordens, im Knieholz singt der Berghänfling, und in der Tundra klingen die hellpfeifenden Strophen der Alpenlerche und des Schneeammers an das Ohr der Reisenden. An den Küsten des Eismeeres darf er dann schließlich das Tierleben des Polarmeeres beobachten, das Walfänger und Robbenschläger an dies Gestade lockt.

DIE BEWOHNER

Es ist selbstverständlich, daß ein Land von der natürlichen Beschaffenheit nur eine geringe Zahl von Einwohnern zu ernähren vermag. Aus den weiten Räumen des nördlichen Rußland sind wir gewohnt, daß die in kümmerlicher Halbkultur dahinleben. In der Hinsicht werden wir in Finnland angenehm enttäuscht, hat doch gerade dies Gebiet den Beweis erbracht, daß Armut und Sauberkeit, Einsamkeit und hohe Volksbildung sich durchaus nicht ausschließen müssen. Daran mag es auch liegen, daß der Germane sich hier so rasch zu Hause fühlt: er erkennt in dem mongolischen Finnen einen gelehrigen Schüler seiner eigenen Ahnen. „Kommt man in die reinlichen, netten, meistens rot angestrichenen Häuser, so findet man freilich des köstlichen Mundvorrates nicht viel; aber alle sind bei dem wenigen so froh und freundlich und teilen so gern und willig mit, daß eine sehr überfeinerte Seele dazu gehört, sich bei ihnen nicht wohl zu befinden.“
Man erblickt in den Finnen Angehörige der uralaltaischen Völkergruppe, die ihre Heimat zwischen dem Ural und dem Altai hat. Die Völkerkundigen erblicken in ihnen Mischlinge zwischen den Altasiaten und Mongolen; in alledem, was sie sonst von ihnen aussagen, geht Wahrheit und Dichtung wohl noch recht bunt durcheinander. Die starken Wangenbeinhöcker, das breite Gesicht, der auffallend große Pigmentgehalt der Haut lassen sie uns recht fremdartig erscheinen, aber daneben finden wir doch bald manche Eigenschaft, die sie uns als Freunde und Nachbarn der Germanen verrät. Deren Heimat machte sich schon längst daran, auch diese Einwanderer umzuformen, mit jener stillen Gewalt, die den Kimbern in Neuengland indianische Merkmale aufprägte. Wer die innere und äußere Sauberkeit

dieses Volkes, seine Ehrlichkeit und seinen Biedersinn kennengelernt hat, bedauert unwillkürlich, daß es kaum $3^1/_2$ Millionen Menschen zählt.

Was die Kulturgeschichte der Finnen angeht, so gilt hier das Wort: ex occidente lux! Hinter ihnen im Osten wohnen die Barbarei, der Schmutz, das mystische Hindämmern. Gerade auf finnischem Boden haben sich die Schweden als Kolonisatoren bewährt, die es verstanden, aus schlichten Naturkindern nicht Knechte, sondern Menschen zu machen. Damals, als die Kreuzritter an der Weichsel ihre ersten Holzburgen türmten, brachten die Schweden den Finnen das Christentum. Sie wurden die Lehrer dieses Volkes in jeder menschlichen Bildung; sie trugen die Reformation des thüringer Mönches in das entlegene Waldland und schufen an der West- und Südküste des Landes eine städtische Kultur, deren Hauptvertreter sie bis in die jüngste Zeit hinein geblieben sind. Doch hinderte das nicht, daß die Finnen im 19. Jahrhundert ihrerseits zu nationalem Bewußtsein erwachten und planvoll darauf hinwirkten, ihrer Sprache in Schule und Amt größere Geltung zu verschaffen. Ihre Liebe zu dieser Sprache verwandelte sich in Stolz, als die Gesänge der Vorzeit sich zu dem großen Heldenliede Kalewala fügten und begnadete Zeitgenossen wetteiferten, dem Finnischen auch im neueren Schrifttum eine geachtete Stellung zu erringen, mochte ihr Lorbeer auch, wie das für Aleksis Kivi, den genialen Schöpfer der „Sieben Brüder" zutrifft, in eine Dornenkrone geflochten sein.

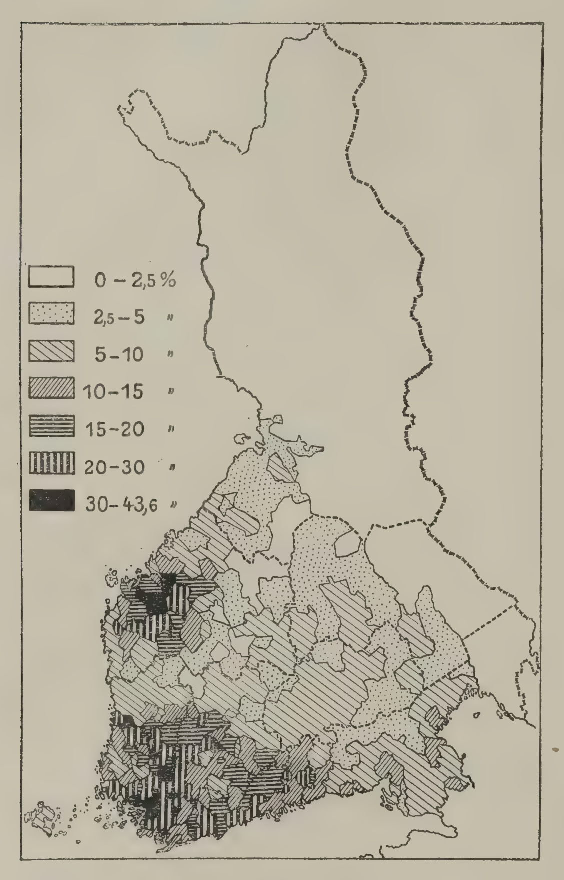
Sprachenverteilung
(Nach dem Atlas de Finlande, 1910)

Daß solche Bestrebungen einen Gegensatz zwischen den Svecomanen und Fennomanen schufen, versteht sich von selbst; aber der gemeinsame Feind, der Moskowiter, sorgte dafür, daß dies Gefühl nicht durch jenen Haß vergiftet wurde, der die Beziehungen zwischen Griechen und Slawen, Tschechen und Deutschen kennzeichnet.

WIRTSCHAFTSLEBEN

In dem Wirtschaftsleben spielt die Landwirtschaft die Hauptrolle. Noch immer suchen zwei Drittel der Bevölkerung ihr Brot auf dem Acker und der Viehtrift.

Im Jahre 1880 gehörten zur gewerblichen Bevölkerung erst 6,6% der Einwohner; heute beträgt deren Zahl schon 14,8%; wir dürfen aber wohl erwarten, daß ihrer Vermehrung bald ein Ziel gesetzt wird. Hinsichtlich der Bodennutzung hat unser Gebiet auffällige Ähnlichkeit mit dem benachbarten Schweden. Dort nehmen Äcker und Gärten 8,2% des Bodens ein, den Wiesen gehören 4%, dem Wald 44,2% und dem Unland 43,6%. Für Finnland lauten die entsprechenden Werte 8,5% (Ackerland und Wiese), 61% (Waldland) und 30,5% (unbenutzter Boden). Es scheint damit noch besser abzuschneiden als das westliche Nachbarreich. Im Jahr 1913 lieferte der Ackerbau einen Wert von 624 Mill. finn. Mark, 1922 einen solchen von 6237 Mill. Mark (Valutasturz!); für die Industrie lauten die entsprechenden Zahlen 714 und 6695 Mill. Um aber aus diesen Werten richtige Schlüsse zu ziehen, müssen wir bei der Industrie noch die Werte der Rohstoffe abziehen. Dann ergibt sich, daß der Ackerbau im Jahre 1920 Werte im Betrage von 4799 Mill. finn. Mark auf den Markt brachte, während die Industrie nur Waren im Werte von 2830 Mill. Mark geliefert hat. Also ist Finnland immer noch als Agrarstaat zu bezeichnen.



Anteil des anbaufähigen Landes an der Bodenfläche
(Nach dem Atlas de Finlande, 1910)

Selbstverständlich dürfen wir Finnland in wirtschaftlicher Hinsicht nicht als Einheit gelten lassen; wir heben diesen Umstand um so mehr hervor, als wir bei manchen Schilderungen dieses Gebietes uns dessen gar nicht recht bewußt werden, daß in der ganzen Nordhälfte der Republik kaum soviel Menschen wohnen als in Helsingfors und der Landschaft Nyland. Im Süden steigt der Anteil beackerten Landes auf 20% der Gesamtfläche, in der Mitte der Halbinsel sinkt er auf 7% und schon bei Uleaborg muß sich der Ackerbau mit 0,75% der verfügbaren Fläche begnügen.

Es begreift sich leicht, daß den Sohn freundlicherer Klimazonen in diesem nordischen Lande jeder Erfolg des Landmannes doppelt erfreulich dünkt. Demgegenüber muß aber der nüchterne Geograph um so mehr betonen, daß der Landmann selbst im südlichen Finnland es viel schwerer hat als in Mitteleuropa. Oft genug vernichten mitten im Hochsommer grausame Nachtfröste seine Hoffnung auf eine reiche Ernte, so daß im nächsten Winter getrocknetes Moos und Baum-

rinde den spärlichen Mehlvorrat strecken müssen. Wenn die Kinder Suomis um ihr tägliches Brot bitten, tun sie das in weit größerer Demut als die Söhne des Weizackers oder der Magdeburger Böhrde.

Diese bange Sorge der nordischen Bauern, die auch am sonnigen Tag mit dunklen Wolken zu rechnen gelernt hat, schildert uns niemand besser als der finnische Dichter Pietari Piävarinta. Er soll uns hier einen finnischen Bauernhof beschreiben, versteht er das doch wie kein anderer.

„Groß und stattlich war Rönkkölähof in Österbotten (Landschaft an der Nordhälfte der Westküste der finnischen Halbinsel). Vom Abhang einer gar auffälligen Anhöhe leuchtete er weit ins Land; und er wurde noch weiter gesehen, als das sonst der Fall gewesen wäre, weil der Kamm der Höhe und die Abhänge urbar gemacht und bebaut waren. Alle dem Anbau hinderlichen Steine waren von hier an den Fuß des Hanges gerollt, wo man daraus eine wuchtige Steinmauer rings um die Kuppe mit ihrem Gehöft geschichtet hatte. Alles das gab Ränkkälähof fast das Aussehen einer Burg. Am Hof gab's mehrere große Speicher. Die meisten davon bargen Getreide, und die Ernte jedes Jahres war in getrennten Speichern und Gerämsen verwahrt. In den übrigen Schuppen wurden Kleider und andere Habe bewahrt; neben ihnen aber stand ein Schuppen, der nichts weiter enthielt als — abgeschälte Fichtenrinde.

In Ränkkölä kamen zwar nie Hungerjahre, aber gute Jahre ebensowenig. Das klingt vielleicht sonderbar, aber wahr ist's doch. Denn wie reich und gut auch auf Ränkkölä das Jahr ausfiel, es wurde gleichwohl Rinde zum Brotmehl getan. Und wenn wieder Mißernten kamen, ja selbst wenn mehrere schlechte Auste sich folgten, dann war das Brot genau so wie in guten Jahren, nicht besser und nicht schlechter, denn sie hatten stets hinreichenden Vorrat an Getreide. Dies war eine Sparsamkeit nach alter finnischer Sitte."

Die Zeit, da solche Sparsamkeit höchste Lebensklugheit bedeutete, gehört noch nicht der Vergangenheit an; in den Jahren am Schluß des Weltkrieges konnte der Finnländer die Getreideeinfuhr kaum bezahlen. Allerdings hat er hinsichtlich der Fruchtfolgen, Gründüngung und ähnlicher Maßregeln viel zugelernt, doch noch rascher als der Ernteertrag nahm die Zahl der hungrigen Münder zu, und das Land, das einst als die schwedische Kornkammer galt, mußte um der wachsenden Volkszahl willen mehr und mehr Getreide einführen.

Auch im Verhältnis zu der nährenden Erde zeigt sich der Finnländer als Kulturmensch. Ein Verein für Moorkultur bemüht sich schon lange, diese Gebiete, die rund ein Viertel der Republik einnehmen, zu erforschen und, wenn irgend möglich, in Nutzland zu verwandeln. Außerdem zerbricht man sich den Kopf darüber, wie man die vorhandene Kultur besser auf die einzelnen, klimatisch verschiedenen Räume des Staates verteilen könnte.

Verfolgt man die Entwicklung der Landwirtschaft, so erkennt man, daß die Viehzucht immer größere Bedeutung gewinnt. Während der Anbau von Brotgetreide zurückgeht, nimmt der Ertrag an Futtermitteln (Hafer, Rüben) zu. Weil nun die reine Viehwirtschaft noch weit nördlicher möglich ist als der Körnerbau, läge es nun im Sinne gesunden Fortschritts, die nördlichen Gebiete für sie freizumachen und den Körnerbau nach Süden zu verlegen. Bei der Kartoffel, die bis über den Polarkreis hinaus in guten Jahren trefflich gedeiht, kommen solche Maßregeln nicht in Betracht, weil sie als Futtermittel dieselbe Bedeutung hat wie als Menschennahrung. Schon heute steht die Rinderzucht in Finnland in hoher Blüte; die

Zahl von 1 500 000 Rindern ist im Verhältnis zu der dünnen Bevölkerung recht hoch. Für die Schafzucht ist das Land nicht in gleichem Maße geeignet, und auch die Schweinehaltung will in einem Gebiet der Grünwirtschaft keine Fortschritte machen.

In sozialer Hinsicht leidet die Landwirtschaft noch immer darunter, daß viele Gütchen zu klein sind, um eine starke Familie zu ernähren; und Finnland mit seiner jährlichen Vermehrungsquote von 1,38% zeichnet sich durch Kindersegen aus. Daß man, bestimmt durch den demokratischen Trieb unserer Zeit alle Güter über 400 ha aufteilen will, hat wenig zu bedeuten, denn schon viel kleinere Betriebe (in Esthland sollen alle Höfe über 60 ha parzelliert werden!) wären in Finnland lebensfähig, um so mehr, als die nachdenklichen Finnländer den Nutzen der Maschine und des Genossenschaftswesens schon längst erkannt haben. Im Lande selbst verspricht man sich von der Zukunft gerade der Bodennutzung noch unendlich viel. Dabei hat das Erblühen der Viehzucht, der Rückgang des Körnerbaues aber auch seine Nachteile, die sich sogar auf politischem Gebiet auswirken können. Vor dem Weltkriege mußten schon gewaltige Kornmengen eingeführt werden; wenn die nach ihm wesentlich zurückgingen, lag das nicht an dem Sinken des Bedarfes, sondern an dem Geldmangel, der Moos und Birkenrinde ihre alte Bedeutung als Hungerkost zurückgab. Die 140 000 Renntiere, die in Lappland weiden, kommen geradeso wie ihre Herren, die 15 000 Wanderlappen, eigentlich nur wenig in Frage; sie sind weniger ein ausschlaggebender Wirtschaftsfaktor als eine geographische Merkwürdigkeit.

Auch die Industrie des Landes lehnt sich eng an die Rohstoffe an, welche die karge Natur des Nordens auf manchen Gebieten doch reichlich genug hergibt. In erster Linie ist da der Wald zu nennen, der mehr als die Hälfte (rund 60%) der Oberfläche in seinen schwarzblauen, mit Birkengoldborten gesäumten Mantel hüllt. Der jährliche Holzzuwachs wurde auf 43 Millionen cbm, eine gewaltige Menge, abgeschätzt. Gerade wie in Skandinavien könnte auch in Finnland der Maler eine Fülle verschiedenster Bilder schaffen, für die das einsilbge Wort „Holz“ der beste Name wäre. Dabei handelt es sich hier vielleicht um einen breiten See, dessen Oberfläche unter rotborkigen Stämmen fast verschwunden ist, dort um eine Schneidemühle an schäumendem Wasserfall, wo sich die mit den feinsten Hilfsmitteln der Neuzeit ausgerüstete Technik mitten in die freie, stille, stolze Natur des Nordens hineinstellt. Dann weilen wir wieder am Hafendamm und sehen vor uns und hinter uns, rechts und links nichts weiter als strohgelbe Dielen, aus denen der blanke Sonnenschein so viel grelles Licht hervorlockt, wie es uns in diesem Lande der weichen, zarten Farben kaum irgendwie begegnet.

Holz, Zellstoff und Papier spielen in der Industrie noch immer die Hauptrolle. Dieser Zweig der gewerblichen Tätigkeit beschäftigt weit über 50 000 Arbeiter, während die Metallindustrie deren kaum 20 000 benötigt.

Der Bergbau ist noch recht unentwickelt; wer über ihn spricht, redet zumeist nur von Möglichkeiten. Der Raseneisenstein der Moore und nassen Wiesen liefert zwar beträchtliche Eisenmengen, doch muß noch viel Eisen eingeführt werden. Eisen-, Kupfer- und Zinkerze werden nördlich vom Ladogasee abgebaut; mit den lappländischen Erzfunden weiß man vor der Hand nichts Rechtes anzufangen; jedenfalls wäre es verfehlt, schon von einem finnischen Gellivara zu träumen. Sicheren Gewinn liefern dagegen die Steinbrüche des Landes, wenn der Wert ihrer Bau- und Pflastersteine auch vergleichsweise nur gering ist.

Sehr schnell hat sich die Textilindustrie entwickelt. Ihr Hauptsitz ist Tammerfors, das durch sie zu einem „finnischen Manchester" und einer Stadt von 50 000 Einwohnern geworden ist. Die Zahl der Arbeiter, welche in den Webereien beschäftigt werden, ist im letzten Jahrzehnt noch stärker gewachsen als die der Holzarbeiter. Heute finden schon mehr als 20 000 Menschen in der Textilindustrie ihr Brot. Die billigen Wasserkräfte bedeuten für die Industrie natürlich ein unschätzbares Hilfsmittel. Im Jahre 1922 lieferten sie Arbeit von rund 200 000 Pferden, wodurch erst 7% der vorhandenen Kraft verwertet wurden.

SIEDLUNGEN

Der Aufschwung von Helsingfors, das zu Beginn des 19. Jahrhunderts die alte schwedische Hauptstadt Åbo schier im Handumdrehen überflügelte, muß auf den Einfluß der neuen russischen Gebieter zurückgeführt werden. Im allgemeinen hatte die Kohlenarmut Finnlands die Wirkung, daß große Industriewerke nur dort entstehen konnten, wo entweder billige Wasserkraft vorhanden ist oder die Seeschifffahrt für die billige Einfuhr ausländischer Kohlen zu sorgen vermag. Überall müssen wir berücksichtigen, daß wir es hier in der Regel mit sehr jungen Siedlungen zu tun haben; statistische Angaben, die 70, 80 Jahre alt sind, geben uns für Finnland heute genau so wenig brauchbare Auskunft, als wenn es sich dabei um Oberschlesien oder das Ruhrkohlengebiet handelte. Solche Ortschaften, die damals bescheidene Landstädtchen waren, wie Helsingfors oder Tammerfors, oder die gar noch schlichteste Weiler genannt werden mußten, wie Kotka, spielen heute im gewerblichen Leben des Landes die Hauptrolle; andere, wie Åbo, gerieten dagegen mehr ins Hintertreffen oder sind wenigstens, wie Uleaborg, nicht in gleichem Maße angewachsen.

Mögen hier und da auch mittelalterliche Bauten (wie das Schloß in Åbo) das Bild einer Stadt wesentlich mitbestimmen, so suchen wir in Finnland doch vergebens nach Siedlungen, die wir auch heute noch als ein Stück Mittelalter bezeichnen dürfen. Der Baustoff, den der finnische Bürger gebrauchte, war allezeit das Holz, mit dem seine Heimat nicht zu kargen brauchte. So kam es denn, daß verheerende Brände in der Geschichte der finnischen Siedlungen eine leidvolle Rolle spielen. Immer wieder leisteten sie ganze Arbeit, so daß nach dem Schrecknis eine völlig neue Stadt entstand. Erkundigen wir uns in Åbo oder Wiborg nach den ältesten Stadtteilen, so werden wir nicht, wie in Stralsund oder Lübeck, zu mittelalterlich ausschauenden Höfen und Winkelgäßchen geführt, sondern wir hören nur ein paar Jahreszahlen; die geben die Zeit an, wo diese Quartiere in Flammen aufgingen und der Baumeister an ihrer Statt schnurgerade, sich rechtwinklig schneidende Straßen absteckte. So erklärt es sich, daß uns die meisten finnischen Städte mit ihrem schachbrettartigen Straßennetz völlig amerikanisch anmuten.

Alle diese Städte sind nordische Siedlungen. In den Hauptstädten der nordischen Reiche kam es wohl darauf an, sich der Außenwelt durch Prachtbauten vorteilhaft darzustellen, aber sonst legte der nordische Mensch auf solche Dinge keinen Wert. Sogar Helsingfors, in dem sich die geniale Baukunst eines Engel auswirken konnte, blieb trotz seines glänzenden Zentrums (Senatsplatz mit Nikolaikirche, Universität und Senatsgebäude) doch in nahem Zusammenhang mit der herben Natur, in der diese Großstadt entstanden ist. „Es gibt nicht buntes

Gewimmel auf Märkten und in Schenken, sondern alle Straßen führen ans blaue Wasser der Ostsee oder gen Djurgaarden hinauf, wo du von einer hölzernen Brücke dem Versinken der roten Sonne zuschauen kannst.“

Aber diese Angaben werden vielleicht bald als veraltet gelten; ist doch Finnland heute schon in der glücklichen Lage, seinen Baustil gefunden zu haben, den schweren, verinnerlichten „karelischen Stil“, in dem der begnadete Baumeister Eliel Saarinen manches in sich gekehrte Steingebilde geschaffen hat. Allerdings teilte dieser Große als Sohn eines armen Landes das Los unseres Schinkel, daß seine größten Schöpfungen (Landtagsgebäude) Entwürfe bleiben mußten.

Durch das schnellwüchsige Helsingfors (finnisch: Helsinki), das heute schon über 200 000 Einwohner zählt, ist das altehrwürdige Åbo (finnisch: Turku), die Hauptstadt des schwedischen Einflußgebietes und bis 1827 (Brand vom 1. Sept. 1827) Sitz der Landesuniversität, ganz überschattet worden. Heute zählt Åbo mit 60 000 Bewohnern nicht viel mehr Einwohner als Tammerfors (finnisch: Tampere; 51 000 Einw.), das auch Wiborg (finnisch: Viipuri; 47 000 Einw.) längst überholt hat, obgleich diese Hauptstadt des Südostens als der wichtigste Ort des 1721 an Rußland fallenden Gebietes zeitweise politisch eine bedeutende Rolle spielte. Außerdem besitzen noch die beiden Hafenstädte Wasa (Waasa; 24 000 Einw.) und Uleåborg (Oulu; 22 000 Einw.) mehr als 20 000 Bewohner. Auch Kuopio, die Hauptstadt des Inneren, hat die 20 000 neuestens erreicht, Björneborg (Pori) am Bottnischen Meerbusen brachte es auf 17 000 und der Holzausfuhrplatz Kotka an der Südküste auf 14 000 Bewohner. Im ganzen wohnen jedoch immer erst 17% der Bewohner in Städten.

VERKEHR UND HANDEL

Aus der gewerblichen Entwicklung ergab sich die Notwendigkeit, das Verkehrswesen Finnlands energisch zu fördern. Vordem begnügte man sich mit der leichten Karriolpost, wobei wie in Norwegen bestimmte Bauernhöfe für Vorspann und Herberge zu sorgen hatten. In den abgelegenen Teilen des Landes ist der Reisende noch heute auf das einspännige Wägelchen angewiesen, und in der Regel findet er sich gern damit ab, weil die Pferdchen klug und flink und die Herbergen wirtlich und sauber sind.

Außer recht guten Landstraßen, die den Vergleich mit denen Mitteleuropas nicht zu fürchten haben, verfügt Finnland heute auch über ein Eisenbahnnetz, von dem der nicht mehr gering denken wird, der sich darüber klar wurde, daß in dem großräumigen Lande nur $3^1/_2$ Millionen Einwohner zu finden sind. Den Eisenbahnen der Halbinsel fiel die Aufgabe zu, die Waren aus dem Inneren den Hafenplätzen zuzuführen. Drei meridional gerichtete Linien durchziehen das Land von Süden nach Norden. Sie verlaufen immer östlich der drei großen Seenlinien der Halbinsel. Drei Querlinien sollten diese Gleise rechtwinklig schneiden und den Osten mit der Westküste verbinden. Von ihnen fehlen jedoch noch wesentliche Verbindungsstücke.

Wichtiger noch als die Eisenbahnen sind die Kanäle des wasserreichen Landes, welche die Seenreihen unter sich und mit der Küste und den riesigen Ladogasee wieder mit den Wasserstraßen der Halbinsel verbinden. Am wichtigsten ist wohl der Saimakanal, der vor dem Weltkrieg jährlich von 10 000 Schiffen mit 800 000 t Ladung befahren wurde. Heute gehört der weißgestrichene, zweistöckige Dampfer

geradezu zu dem finnischen Landschaftsbilde, von dessen dunklem, ernsten Hintergrunde sich die schmucken Gefährte doppelt freundlich abheben.
Hinsichtlich seiner Neigung zur Schiffahrt hat der Finnländer manche Ähnlichkeit mit dem Norweger, wenn er auch viel fester als der mit der Nahrung gebenden Erde verwachsen ist. Die finnische Handelsflotte war vor dem Weltkrieg fast dreimal so groß wie die russische Ostseeflotte (450 000 Reg.-T. gegen 180 000). Augenblicklich dürfte ihr Tonnengehalt eine halbe Million bereits überschritten haben. Holz- und Papierindustrie sowie die Erzeugnisse der Viehzucht stellen das Ausfuhrgut; Metallwaren, Maschinen, Zucker, Baumwolle, Getreide stehen in der Einfuhr an den ersten Stellen. Die Handelsbeziehungen zu der Außenwelt mußten nach dem Weltkriege wegen der Ausschaltung Rußlands erst auf neuer Grundlage wieder geschaffen werden. Ein „Korridor“ nach Norden zur eisfreien Murmanküste, den Rußland 1921 an Finnland abtrat (Petsamo oder Finnisch-Karelien), hat vorläufig mehr theoretischen als praktischen Wert für den Außenhandel, solange eine Bahn dorthin fehlt. Hinsichtlich der Einfuhr hat Deutschland schon wieder den ersten Platz belegt; bei der Ausfuhr steht es hinter England und Frankreich an dritter Stelle. Dabei ist es erfreulich, daß Finnland im Jahre 1922 schon eine aktive Handelsbilanz aufwies (Einfuhr 5953,1, Ausfuhr 4461,1 Mill. finn. Mark).

STAATLICHES

Alles in allem dürfen wir die Hoffnung hegen, daß die selbständige Republik Suomi guten Zeiten entgegengeht. Dazu berechtigt uns die hohe Bildung des finnischen Volkes und das überall vorhandene Bewußtsein, eine wertvolle Eigenkultur zu besitzen. Ob der junge Staat bei den anderen Reichen des germanischen Nordens Anschluß suchen wird, ist noch ungewiß. Immer wieder wird der Gedanke einer nordischen Union von führenden Männern des Landes entwickelt und mit beredten Worten verfochten. Aber vorläufig gibt das nur erwünschte Leitartikel für die baltischen Zeitungen, und das Verhältnis zum benachbarten Schweden ist durch den Streit um die Ålandsinseln, welche die Brücke zwischen den beiden Ländern bilden und 1921 vom Völkerbundsrat endgültig Finnland zugesprochen wurden, einigermaßen abgekühlt. Jedenfalls dürfen wir wohl des Glaubens leben, daß ein sittlich hochstehendes Volk, welches im letzten Menschenalter an sich erfuhr, was es mit russischem Imperialismus auf sich hat, in der neu errungenen Freiheit allezeit sein höchstes Gut erblicken wird. Für uns Deutsche ist es ein frohes Bewußtsein, daß unsere Krieger beim Erkämpfen dieser Freiheit Schulter an Schulter mit Finnlands Jungmannschaft streiten durften. Das haben uns die Söhne des Nordlandes nicht vergessen, und wir müssen es dankbar verbuchen, daß sie uns in einer Zeit ihrer Freundschaft würdigten, da wir den Anspruch auf Achtung fast verwirkt hatten. Darum wird das deutsche Volk an dem Geschick dieses Landes wohl immerdar besonders herzlichen Anteil nehmen.

LITERATUR

Atlas de Finlande. Helsingfors 1911. Veröffentlichung der Geogr. Gesellschaft Finnlands. — R. Pohle, Finnland. In „Westrußland“. Herausgegeben von M. Sering. Leipzig 1917. — Die Republik Finnland. Eine wirtschaftliche und finanzielle Übersicht. Statistisches Zentralamt, Helsingfors 1920. — Martti Kovero, L'agriculture et l'industrie dans la vie économique de la Finlande. Helsingfors 1923. — Max Friederichsen, Finnland, Estland usw. Breslau 1924. — Finnland. Sondernummer der Ostdeutschen Monatshefte. Berlin 1926, H. 5.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 93 UND 94

Das obere Bild auf Tafel 93 zeigt ein Stückchen der finnischen Seenplatte mit ihrem labyrinthischen Wechsel von stark verzweigten, inselreichen Wasserflächen, waldbedeckten Hügeln, schnellenreichen Flüssen; das untere Bild die ehemalige Landeshauptstadt Åbo (finnisch Turku), eine modern gebaute Küsten- und Hafenstadt an der besonders schärenreichen Südwestküste.

Die Küstenschären leiten über in die der Ålandsinseln, in deren Bereich uns das obere Bild auf Tafel 94 führt. Die Landschaft am Ouluflusse mit den Bauerngehöften aus einzelnstehenden Blockhäusern gehört der flachen Küstenniederung am Bottnischen Meerbusen an. Der Berg Avasaksa (232 m) erhebt sich nahe der schwedischen Grenze am Torneälv in schon durchaus nordischer Umgebung.

SKANDINAVIEN

VON PROFESSOR FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

GRÖSSENVERHÄLTNISSE UND WELTLAGE

Die gewaltige skandinavische Halbinsel, die den Nordwesten des europäischen Festlandes bildet, wird aus geologischen Gründen von den Geographen unserer Tage als Teil einer großen Einheit betrachtet. Dies Gebiet, das sie Fennoskandia getauft haben, reicht ostwärts bis zu der seenreichen Landbrücke zwischen dem Weißen Meer und dem Finnischen Meerbusen und umfaßt also noch Lappland, die Halbinsel Kola und die finnische Seenplatte. Aber so gute Gründe für diese Abgrenzung sprechen mögen, der Durchschnittsgebildete wird sich mit ihr vorläufig kaum abfinden und die skandinavische Halbinsel, die auf der Landkarte einen so selbständigen, persönlichen Eindruck macht, nach wie vor als eine scharf ausgeprägte Länderpersönlichkeit würdigen.

Diese große Halbinsel gehört mit mehr als 800 000 qkm zu den geräumigsten Ländern unseres Erdteils. Zögen wir die Fläche des Deutschen Reiches davon ab, so bliebe noch beinahe genug für Frankreich übrig, und zu der plumpen Pyrenäenhalbinsel müßten wir noch das Gebiet Preußens hinzufügen, um die entsprechende Größe zu erhalten.

Wir tun gut, diese Dinge besonders hervorzuheben, weil die meisten sich darüber nicht im klaren sind. Wie oft vermeinen unsere Landsleute, wenn sie Großbritannien und Skandinavien in einem Atem nennen, es handele sich dabei um Erdräume von ähnlicher Ausdehnung. In Wirklichkeit ist aber schon die Strecke Traelleborg—Drontheimer Fjord so lang wie der Weg vom Ärmelkanal zu der Nordküste Schottlands, und wollte jemand den Weg Stockholm—Bergen von London aus nach Westen zurücklegen, so hätte er am Ziel die Westküste Irlands längst aus den Augen verloren.

Auch hier machen wir wieder die Erfahrung, daß der Mensch in seinem Gedankenleben den einzelnen Ländern gewissermaßen eine ideale Größe zuschreibt, die ihrer Bedeutung in der Weltgeschichte entspricht. Wie er sich einerseits über die Zwergengestalt Griechenlands und Palästinas wundert, so kann er sich andererseits nicht recht denken, daß die menschenarme Halbinsel in Europas Norden über ein Vielfaches des Raumes verfüge, auf dem sich die weltgestaltende Geschichte Italiens abspielte. Ja, wir würden Skandinavien noch viel geringer einschätzen, läge nicht der Schatten großer Männer auf dem entlegenen Lande, fühlten wir uns nicht versucht, die Kräfte, die den Siegeslauf eines Gustav Adolf ermöglichten, mehr als billig außerhalb seiner Heldenseele zu suchen.

Und doch können wir eine rechte Vorstellung von Skandinavien nur dann gewinnen, wenn wir seine Größe wirklich begriffen haben, wenn wir uns darüber klar wurden, daß im Süden Schwedens noch saftige Trauben aus dem Rebspalier lugen, während im äußersten Norden nur noch die Pflanzen der Tundra den kurzen Sommer nützen können.

Läge das Nordkap bei Berlin, so müßten wir Schweden tief in Algier suchen, und wollten wir von Malmö nach Falun reisen, so wäre unser Weg viel weiter, als der von Köln nach Paris, obgleich wir doch gar nicht besonders entlegene Stätten aufsuchten. Mancher der vielverzweigten Fjorde ist weit länger als der Pregelfluß, und Karriolausflüge längs eines schäumenden Flusses, die wir als kurze Spazierfahrten auffassen, bewältigen vielleicht Strecken, die der Entfernung zwischen Leipzig und Posen gleichkommen. So ist diese Halbinsel wirklich groß genug, um für sich allein den Nordwesten des europäischen Festlandes darzustellen, um so mehr, als sie im Gegensatz zu Rußland eine unerhörte Fülle wechselnder Bodenformen aufweist, die das Land noch größer erscheinen lassen, als es in Wirklichkeit ist.

Auch wenn wir die Weltlage Skandinaviens schildern wollen, müssen wir uns gegen falsche Vorstellungen wenden. Nur allzuoft verweisen wir in unserer Vorstellung Großbritannien und Skandinavien in dieselbe Breitenlage. In Wirklichkeit liegen die lebensvollsten Gebiete Skandinaviens unter dem Parallelkreise der schottischen Nordküste, blühen die Kirschbäume Drontheims in einer Breitenlage, die jener des südlichen Island gleichkommt. Ebenso pflegen wir Skandinavien in Gedanken zu weit nach Westen zu rücken. Gotenburg liegt auf dem Meridian von Magdeburg, und die Lofoten haben wir östlich von Berlin zu suchen. Auch daß Stockholm östlicher liegt als Kolberg, dürfte nicht jedem gegenwärtig sein.

Der südlichste Punkt Schwedens liegt etwa unter 55° 25′, d. h. etwas südlicher als die Stadt Memel, der nördlichste Punkt Norwegens, das Nordkap, auf der Insel Magerö, unter 71° 10′, d. h. fast genau so weit nach Norden wie das nördlichste Kap der Halbinsel Alaska; während die Westküste Norwegens unter 5° ö. L., dem Meridian von Amsterdam, gelegen ist, haben wir die östlichsten Teile etwa unter 25° ö. L., der Mittagslinie von Riga, Lemberg und Athen, zu suchen.

Auf den ersten Blick scheint die Weltlage Skandinaviens ganz ähnlich zu sein wie die der Großbritannischen Inseln. Aber wie rasch zerrinnt diese freundliche Täuschung, wenn wir die Dinge näher ins Auge fassen. Während die Südostküste Großbritanniens den reichsten Küsten des Kontinents gegenüberliegt und der Themsefluß die Verlängerung des Rheins zu sein scheint, kommen als Gegengestade der norwegischen Westküste nur die Eilande zwischen den Orkneyinseln und dem einsamen Island in Frage. Auch im Süden und Osten dünkt uns die Lage Skandinaviens günstiger, als sie in Wirklichkeit ist. Die wirtschaftlichen Nervenbahnen Deutschlands führen viel mehr nach Nordwesten als nach Norden, und die Nähe Finnlands und der früher russischen Ostseeprovinzen bedeutet für Skandinavien nur wenig, weil diese Gebiete wegen der Ähnlichkeit ihrer Erzeugnisse für den Warenaustausch mit Skandinavien kaum in Frage kommen. Daß willensstarke Nordlandsherrscher auf den Gedanken kamen, sich der Herrschaft des baltischen Gebiets zu bemächtigen, läßt sich bei der Lage Schwedens wohl verstehen, aber wir brauchen doch nur die natürliche Ausstattung der nordischen Halbinsel prüfend zu mustern, um uns zu sagen, daß dieser Zustand nicht von

Dauer sein konnte. Wie es Länder gibt, die von vornherein zur Vermittlung von Gegensätzen, zur Aufnahme verschiedenartigster Kulturgüter bestimmt waren (als Beispiele brauchen wir nur Belgien und die Schweiz zu nennen), so gibt es andere, deren Los es war, seitab zu bleiben und für sich zu leben. Zu diesen gehört auch die skandinavische Halbinsel. Der Wirtschaftsgeograph wird solcher Schicksalsfügung leicht zürnen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie auch ihr Gutes hat und stolzes, eigenartiges Menschentum zu erhalten vermag, während Anpassung oft genug zur Selbstentäußerung geführt hat.

Daß sich das Leben Skandinaviens auf breiter Fläche ausbreitet, erkennen wir auch, wenn wir die Beziehungen zu seiner Umwelt ins Auge fassen. Stockholm und St. Petersburg nennen wir oft fast wie Schwesterstädte, und doch sind sie fast ebenso weit voneinander entfernt wie London und München. Von Oslo nach London ist es weiter als von London nach Barcelona, und Berlin liegt Venedig näher als der schimmernden Königin des Mälarsees. Nur mit Dänemark ist Südschweden wie mit blitzenden Spangen zusammengeheftet; dort Kopenhagen, hier Malmö, Lund und ein fruchtbarer Landstrich, der dem benachbarten Seeland wie ein Zwillingsbruder gleichsieht.

Leider dürfen wir uns des Umstandes, daß Südschweden fast in Augenweite der rügenschen Steilküste liegt, kaum sonderlich freuen. Die ideale Entfernung zwischen Südschweden und Deutschland ist viel größer, als man erwarten sollte, so daß wir uns fast an das Volkslied von den zwei Königskindern erinnert fühlen, die das tiefe Wasser voneinander trennte.

Selbstverständlich hat auch die Weltlage Skandinaviens im Verlauf der Geschichte eine sehr verschiedene Bedeutung gehabt. Noch zur Zeit der Hanse war die große Halbinsel ein armes Randland der Ökumene, dessen Rohstoffe der deutsche Kaufmann im Tauschhandel überaus vorteilhaft erwarb. Erst als sich Mitteleuropa im Dreißigjährigen Kriege zerfleischte und ein gütiges Geschick den Schweden eine Reihe gewaltiger Herrscher bescherte, zeigte es sich, daß Skandinavien unter solchen Umständen, aber auch nur dann, zur Beherrscherin der baltischen Länder berufen sei. Heute ist diese Blütezeit längst vorbei, und die Matrosen der fast überstarken norwegischen Handelsflotte möchten sich auch kaum mit den Seeräubern der Vorzeit vergleichen lassen; aber diese wie jene wurden doch durch die Armut und Weltferne der Heimat gezwungen, ihren Unterhalt in entlegensten Erdräumen zu suchen.

Daß dies großräumige Nordland nur so wenig Bewohner ernährt, hängt mit seiner Bodenbeschaffenheit aufs engste zusammen; besteht doch Skandinavien ganz überwiegend aus Gebirgen und Hochebenen, und das bedeutet bei seiner Breitenlage ganz etwas anderes, als wenn es sich um ein Land des Mittelmeergebietes handelte; die höchsten dauernden Wohnstätten Skandinaviens liegen etwa so hoch wie Madrid, und selbst das Weidevieh steigt kaum irgendwo bis zur Höhe des Brockens empor.

GEOLOGISCHER AUFBAU UND OBERFLÄCHENFORMEN

Der westliche Teil unserer Halbinsel stellt den Ostrand des Kaledonischen Gebirges dar und besteht aus denselben paläozoischen Gesteinen, die wir in Schottland wiederfinden. Im äußersten Westen stark gefaltet, streichen diese Schichten weiter östlich gleichmäßiger dahin und verschwinden dann unter kristallinischem

Gestein, das sie im Osten überdeckt. Zu diesem archäischen Gebiet bricht das Kaledonische Gebirge im O. mit einer deutlichen Stufe ab. Östlich von ihr liegt ein Landstreifen, der immerhin noch beträchtliche Meereshöhe besitzt; finden wir doch die nördlichen der schwedischen Talseen noch weit über der 300-m-Linie. Erst näher der Küste erreichen wir eine zweite, die östliche Stufe, bis zu der die glazialen Ablagerungen der Küstenebene reichen. Der südlichste Teil des archäischen Berglandes bildet südlich der großen Seen ein Gebiet für sich, da die Bildungen des Gletschereises in der Senke des Mälar-, Hjalmar-, Vättern- und Vänersees von der Schärenküste bei Stockholm bis zur Bucht von Orlo hinüberreichen. Von den Einflüssen der Eiszeit kündet auch die kleine Insel Bornholm, deren Granitbrüche uns gleich zeigen, daß sie nur politisch zu Dänemark, geographisch aber zu Skandinavien gehört. Die großen Inseln an der Ostküste Schwedens, Öland und Gotland, haben dagegen geographisch mit Schweden nur wenig gemeinsam. Ihre silurischen Gesteine zwingen uns, sie Osteuropa zu überweisen; herrschte dort Mittelmeerklima, so wären sie längst völlig verkarstet. Abgesehen von den Steilwänden der Fjord- und Talhänge, dem Berggewirr der Lofoten, erhält Skandinavien sein Gepräge nicht durch die Kühnheit seiner Bergformen, als vielmehr durch die endlose Ausdehnung seiner Hochländer, denen die eigentlichen Berge nur als rundliche Kuppen und Köpfe aufgesetzt sind, wie sich das bei der Härte der in Frage kommenden Gesteinsarten schon erwarten läßt.

Gilt es, die Besiedelung Großbritanniens zu verstehen, so ist eine geologische Karte, in welche alle Mineralfundstellen eingetragen worden sind, die wichtigste Gehilfin des Geographen; hinsichtlich Skandinaviens leistet uns eine Höhenschichtenkarte ähnliche Dienste. Sie erzählt dem scharfsichtigen Betrachter von jenen Tagen, da die Halbinsel ein anderes Grönland darstellte, ungeheure Gletscherhobel die Trogtäler der Fjorde formten, noch viele hundert Meter unter dem Meeresspiegel das ungeheure Gewicht der Eismassen zur Geltung bringend, die weiter im Osten die Senken der baltischen Meere vollkommen ausgefüllt hatten; spitzfindige Gelehrte könnten sich deshalb wohl darüber streiten, ob man Skandinavien damals als Halbinsel hätte bezeichnen dürfen. Und auch heute noch scheint die Seele gerade der besten und heldenhaftesten Söhne Skandinaviens der Welt des Eises verfallen zu sein, jenen Öden der Polarzone, über denen in der Winternacht das Nordlicht flammt, wo in der Lichtfülle des Sommertages tausend Eisburgen schimmern und gleißen.

Nehmen wir eine Höhenschichtenkarte zur Hand, so sehen wir, daß die höchsten Gebiete der Halbinsel fast ausnahmslos in ihrem westlichen oder nordwestlichen Teile gelegen sind, d. h. diesseits einer Geraden, die wir vom Kristianiafjord nach dem innersten Punkt des lappländischen Varangerfjords gezogen haben. Auf der ganzen ungeheuren Strecke, die von Südwest nach Nordost wohl 1400 km beträgt — weit mehr als die Länge der eigentlichen Alpen —, führen nur zwei Senken quer hinüber, die unter der 1000-m-Linie liegen, eine breitere, aber höhere östlich des Foldenfjords, wo die Grenze Norwegens nach Osten zu eine weite Ausbuchtung bildet, und eine schmalere, aber tiefere im Quellgebiet des Luleaälvs, wo der Lulea Store zwischen den Schneehäuptern des Kebnekaisse (im Norden) und Sarjaktjakko (im Süden) fjordähnlich schmal seine fast 150 km lange Wasserbahn aufblitzen läßt.

Durch diese beiden Senken wird das Hochland in drei Abschnitte geteilt, von denen der südlichste am geräumigsten ist. Die Länge der Fläche, die durch-

schnittlich mehr als 1000 m über dem Meere liegt, beträgt hier etwa 800 km, das ist so weit wie von Barcelona nach Basel, und die breiteste Stelle des Hochlandes zwischen Dalekarlien und Bergen entspricht mit 400 km etwa der Entfernung zwischen Neapel und Florenz. Die beiden nördlichen Abschnitte sind zwar wesentlich schmächtiger, doch reicht hier die Welt des Eises schon viel weiter talwärts, weil wir uns 5 bzw. 8 Breitengrade weiter nach Norden bewegt haben.

Mustern wir diese Verhältnisse auf einer Höhenschichtenkarte von Europa, so erscheinen uns die Hochländer zwischen den einzelnen Fjorden im Vergleich mit der Hochfläche des Inneren zwergenhaft klein, und doch brauchen wir den Blick nur nach Deutschland wandern zu lassen, um sogleich festzustellen, daß beispielsweise der Harz neben dem Sognefjeld zwischen dem Sognefjord und dem Folgefond zwergenhaft klein erscheinen möchte. Selbst recht unscheinbare Ausläufer des Zentralmassivs würden das Riesengebirge oder den Thüringer Wald weit in den Schatten stellen.

Trotzdem kann der Geograph es kaum freudig begrüßen, daß neuerdings so oft von den skandinavischen Alpen gesprochen wird, weil dadurch landschaftliche Vorstellungen geweckt werden, denen dies Land schlechterdings nicht entspricht. Umsonst suchen wir hier nach den Zinnen und Zacken der Dolomiten, nach dem steil aufstrebenden Matterhorn. In Skandinavien herrschen die Flächen vor, Flächen, die zwar selbst im Tiefland nur selten vollkommen eben sind, die aber sogar oben auf dem Fjeld in dem Reisenden kaum einmal die Vorstellung aufkommen lassen, er befinde sich im Hochgebirge, so daß es ihm gar bald zum Bewußtsein kommt, wie vortrefflich der Name Fjeld gewählt ist.

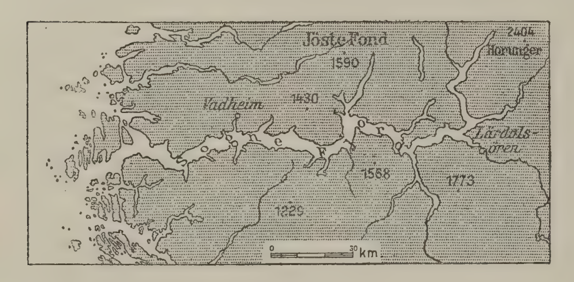
Dieser Bodengestalt entspricht es denn auch, daß die gewaltigsten Eismassen, die wir auf dem Hochland finden und die teilweise den Raum deutscher Herzogtümer bedecken würden, weniger Talgletscher als vielmehr richtiges Inlandeis darstellen, das auf wagerechter Unterlage sicher ruht. Das schwedische Wort für Gletscher heißt Brae, d. h. Breite; es ist eine Bezeichnung, die man auf die Eisströme der Alpen kaum anwenden möchte. Die mächtigsten Eisfelder finden wir zwischen dem Hardanger- und Drontheimerfjord in ziemlicher Meeresnähe. Hier schaffen das Jötunfjeld, der Jostedalsbrae und das Dovrefjeld eine Eiswüstenei, die in Europa nicht ihresgleichen hat. In ihr schlägt die Einsamkeit einer gewaltigen, weltfernen Natur über dem fremden Reisenden gar beängstigend zusammen, während die flachen Kuppen der höchsten Erhebungen dieses Gebirgslandes auf den Vielgereisten, der von den Alpen herkommt, kaum einen sonderlichen Eindruck machen. Nannte man früher wohl den Sneehätta (2321 m) oder den Galdhöpig (2468 m) als den höchsten Berg der Halbinsel, so hat diese Würde neuerdings dem Glittertind (2481 m) überlassen werden müssen. Auch in dem nördlichen Bergland sind früher vielfach falsche Höhenwerte errechnet worden. Ihnen verdankte der Sulitelma seine Berühmtheit, obgleich er in Wirklichkeit mit seinen 1799 m hinter dem weiter nördlich gelegenen Sarjektjakko (2090 m) und Kebnekaisse (2123 m) weit zurückbleibt.

Selbstverständlich gilt das, was wir von der Oberflächenform des Gebirges sagten, letzten Endes nur für die Hochflächen, die den breiten Rücken der Halbinsel bilden. Schon eine kleinere Karte Skandinaviens zeigt uns, daß im Westen wie im Osten zahllose Gewässer das Hochland gliedern, dort die weltberühmten Fjorde, hier die zahllosen Gebirgsflüsse, die den Skandinavien umrahmenden

Meeren zueilen. Die meisten dieser Flüsse durchströmen endlos lange, schmale Talseen, die ihr möglichstes dazu tun, uns mitten im Lande gewissermaßen Fjordlandschaften vorzutäuschen.

Über die Entstehung der Fjorde ist viel gegrübelt, viel geschrieben worden. Früher pflegte man darauf hinzuweisen, daß die Verwitterung dabei eine große Rolle spielen dürfte, und betonte wohl übermäßig, daß die meisten Fjordlandschaften der Erde in solchen Gebieten lägen, wo die Temperatur während eines großen Teils des Jahres um den Nullpunkt schwanke, so daß die in Felsspalten sickernden Wässer stärker als anderswo als Sprengstoff wirken könnten.

Heute hat man längst eingesehen, daß man dabei Nebensächlichem viel zuviel Bedeutung beimesse, und daß in Wirklichkeit die gewaltigen Gletscher der Eiszeit diese ungeheuren Trogtäler geschaffen haben. Allerdings dürfen wir darüber nicht vergessen, daß die so entstandenen Täler nachher sehr entschieden gesenkt wurden, so daß die Meeresflut tief in das Landesinnere eindrang und Flußtäler zu Meeresarmen wurden, die vordem 100 und mehr Kilometer von der Salzflut entfernt waren. Hier und da mögen spätere Hebungen wieder ausgleichend gewirkt haben, und es ist begreiflich, daß der Fachgeograph diesen Vorgängen nicht mindere Beachtung schenkt; für uns aber, denen es hauptsächlich darauf ankommt, die großen Züge der Landschaftsnatur ursächlich zu erklären, ist nur die Senkung der von Gletschern geschaffenen Trogtäler, das Eintauchen ganzer Flußsysteme von entscheidender Bedeutung.



Sognefjord

Wenn wir später von dem Leben und wirtschaftlichen Schaffen der Norweger zu sprechen haben, werden wir auf diese Fjorde immer wieder zurückkommen müssen. Der übertriebe kaum, der kurz und keck behauptete, die Fjorde seien Norwegen, diese Meeresbusen, welche das ragende, unwohnliche Gebirgsland mit einem unendlich langen Bande schmaler Siedelungs„leisten“ umgeben. Es gibt wohl nur wenig geographische Fachausdrücke, die in wenig Silben so viel Bildmäßiges sinnenfällig verdeutlichen wie dieser Ausdruck Siedelungs„leiste“. Wem dessen Sinn deutlich wurde, der weiß eigentlich schon alles, was über die Landesnatur und über die Siedelungsmöglichkeiten Norwegens zu sagen ist.

Schon daraus, wie die Fjorde entstanden sind, erklärt es sich, daß sie mit Vorbehalt als maritime Bildungen bezeichnet werden können. Mit Baien und Buchten haben sie ihrer ganzen Eigenart nach sehr wenig zu schaffen; wie sie selber aus Flußsystemen entstanden sind, haben sie auch deren biologische Eigenschaften. Die Landschaftsnatur der Fjordufer ist dem Gebildeten durch unzählige Gemälde nähergebracht worden. Was ihnen das eigentliche Gepräge gibt, ist das dichte Nebeneinander von Fels und Wasser. Das Ufergelände scheint nur eine gelegentliche Zutat zu sein, so wichtig es auch als Wohnstatt des Norwegers geworden ist. Und doch muß man noch ein anderes in Betracht ziehen, wenn man sich eine rechte Vorstellung von dem Fjord machen will: das regenfeuchte



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Das Seebad Båstad am Kattegat



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Die Stadtmauer von Wisby auf Gotland



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Landschaft in Dalarne



Der Strand des Vätternsees bei Sturm



Der Taberg in Småland

Klima des Landes, das nur allzuoft Wolkenvorhänge und Nebelschleier vor die Steilhänge legt.

Ein systematischer Kopf könnte die Fjorde in drei Größenklassen ordnen. Die kleinsten — das sind bei weitem die häufigsten — dringen vielleicht 50 km ins Innere vor, ohne sich weiter viel zu verzweigen. Die zweite Größenklasse mag vielleicht doppelt so lang sein, und die dritte entspricht regelrechten Flußsystemen. Das Fjordstädtchen Aardal am Sognefjord ist 125 km vom offenen Meer entfernt, d. h. weiter als Frankfurt a. d. O. vom Stettiner Haff, und für Ulvik (Hardangerfjord) und die Orte am innersten Teil des Drontheimerfjords gilt ganz Ähnliches.

Zu diesen Fjorden der dritten Größenklasse möchten wir (von Süden nach Norden) etwa folgende rechnen: Den Hardangerfjord, Sognefjord, Nordfjord, Drontheimerfjord. Die mächtigen Fjorde in der Nähe des Nordkaps tragen schon wegen ihrer größeren Breite ein ganz anderes Gepräge, dagegen müssen wir auch jene Wasserstraßen den eigentlichen Fjorden zurechnen, die sich flußähnlich schmal zwischen der Festlandsküste und den ihr vorgelagerten Inseln hinziehen. Dazu gehören z. B. der äußerste Teil des Drontheimerfjords zwischen dem Festland und der Insel Hitteren und alle Wasserstraßen im Gebiet des Lofotenarchipels.



Vesteraalen (Lofoten)

Die schmalen Ufersäume der Fjorde, die so zutreffend als Siedelungsleisten bezeichnet werden, sind fast das einzige Ackerland Norwegens. Aber auch sie stellen nur selten wirklich ebene Räume dar; kaum die winzigste Insel, den schmalsten Küstenstreifen darf der Kartenzeichner ohne die zarten Linien der Höhenschraffen schlechthin als Tiefland gelten lassen. Daher kommt es denn auch, daß wir dort wohl stattliche Bauernhöfe finden, aber doch vergebens nach dem auslugen, was man in Norddeutschlands Marschen, in Ungarns Ebenen als Kornflur bezeichnen möchte.

Der östliche Abhang des Gebirges wird von unzähligen Flußtälern gefurcht, die immer wieder von schmalen Talseen erfüllt werden. Über harte Felsriegel hinweg rauschen die Ströme mächtigen Seen zu, die ihnen als Klärbecken dienen. Verbänden wir die Südostenden dieser Klärbecken durch eine Linie, in der wir eine Küstenlinie erblicken wollten, so könnten wir glauben, wir hätten es auch hier mit einer Fjordküste zu tun, doch wäre diese Ansicht irrig; es handelt sich hier doch um andere Bildungen, denn die langen Talseen sind sehr seicht, und selbst so mächtige Wasserbecken wie der sagenberühmte Siljansee weisen nicht mehr als 120 m Tiefe auf. Das tut aber dem landschaftlichen Reiz dieser Täler keinen Eintrag. In der Regel schmücken ihre Hänge prächtige Bergwälder, auf deren Lichtungen die vereinzelten Siedelungen gar malerisch daliegen, so daß man es verstehen kann, daß sich mancher Engländer Sommer für Sommer an

diesen Bergflüssen einstellt, um mit nie ermattender Geduld ihren silberschuppigen Bewohnern nachzustellen.

Diese reizvollen Flußbilder sind uns um so willkommener, als die Steinwüstenei der Hochfläche zwischen dem glintartigen Absturz des inneren Hochgebirges und der unteren Stufe zur Küstenebene desto ungastlicher zu sein pflegt. Unabsehbar dehnen sich die Moorflächen, und auch in den Holzungen wohnt nicht die Feierstille unserer Wälder; oft genug sieht man es fast jedem einzelnen Baume an, wie hart er mit dem kümmerlichen Felsboden und der Unbill des Klimas zu ringen hat, um ein karges Dasein zu fristen. Wenn neuerdings den Schweden immer wieder geraten wird, kolonisierend in die nördlichen Teile ihres weiten Landes einzudringen, so kommen dabei die Gebiete zwischen Glint und Küstenstufe kaum in Frage; in ihnen ist eigentlich nur der Waldarbeiter behaust, so daß die dünne Bevölkerung (höchstens 5 Einwohner auf den Quadratkilometer) schon imstande ist, sie hinreichend auszunutzen.

Auch die Küstenebene mit ihren glazialen Ablagerungen ist durchaus kein ideales Siedelungsland. Weil bessere Böden in ihr mehr inselartig verteilt sind, darf man auch nicht glauben, ihr Wert nähme von Süden nach Norden ganz gleichmäßig ab. Aus freundlichen Landstrichen, deren Bauernhöfe von altem Wohlstand zeugen, kommt man immer wieder in Gebiete, wo der Landmann der Steinsaat der Eiszeit beim besten Willen nicht Herr werden konnte und nur das anspruchslose Schaf noch seine Nahrung findet. Abweisende Härte und herbe Lieblichkeit der Natur wohnen hier oft dicht beieinander. Dort dehnt sich ein mit Krüppelwald bestandener Sumpf, der nur für den breithufigen Elch zugänglich ist, und wenige Meilen weiter spiegeln sich weißrindige Birken, nachtdunkle Fichten in einem klaren See, auf dessen Spiegel die ganze kurze Sommernacht hindurch silbernes Leuchten träumt. Schimmern dann die feuchten Wiesen in durchgeistigtem Bronzeglanz, sammeln die schneeweißen Hauben lieblicher Bauerntöchter, die am Gestade rasten, das seltsam ruhige, fast feierstille Licht, so erschaut das Auge des wandernden Malers Bilder, die es nicht loszuwerden vermag, ehe es sie auf die Leinwand gebannt hat.

Wie der Wald gehört auch das Wasser zu der schwedischen Landschaft, nimmt es doch mehr als 8% ihrer Fläche ein. Die Senke zwischen dem Ålandsmeer und dem Skagerrak hat es derart erfüllt, daß nur schmale Landschwellen zwischen den Riesenseen übrigblieben. Selbst an der Meeresküste scheinen sich die Feste und die Flut nicht voneinander sondern zu können; fast überall geben ihr die Inselherden kleinerer und größerer Schären das Geleit, nackte Felsen die kleinsten, freundliche Eilande die größeren, oft geräumig genug, um schlichte Fischerdörfer und freundliche Landhäuser der Großstädter zu tragen, jene Welt, die uns Strindberg in seinen „Leuten von Hemsö“ so trefflich geschildert hat.

Hier gewinnt das Land ein ganz anderes landschaftliches Gepräge, wobei vielerlei Ursachen zusammenwirken. Einmal verlassen wir hier, was die Pflanzenwelt angeht, das eigentliche Nordeuropa. Die Mischwälder Mitteleuropas treten an die Stelle der endlosen Fichtenbestände. Zum anderen wird die Durchschnittshöhe des Landes viel geringer; die Dauer der guten Jahreszeit nimmt rasch zu, und alle klimatischen Begünstigungen kommen dem Menschen so zugute, daß er nicht mehr, wie weiter nordwärts, in mehr inselartigen Siedelungen wohnt, sondern dem Lande mehr wie bei uns in recht gleichmäßiger Verteilung seine Ernten abringt. Auch die Städte hören auf, einzig und allein günstige Küstenlagen

auszunutzen, sondern verteilen sich gleichmäßiger über eine Fläche, auf der sich im Hochsommer allerorten goldene Kornflur, blumige Wiese neben dem Walde zur Geltung bringt. Und namentlich der Norddeutsche begrüßt hier gewaltige Endmoränenzüge allerorten als gute Bekannte, ja, die Fremde hat ihn vielfach erst die Heimat verstehen gelehrt, stammen doch manche Fachausdrücke der Moränenkunde, wie die Bezeichnungen für die wallartigen Aufschüttungen, die sich dereinst unter dem Gletschereis gebildet haben (Åsar u. a. m.), gerade aus diesen Gebieten. Daß diese Moränenlandschaften oft genug auch jene Herbheit zeigen, die sich dem Diluvialen so gern verschwistert, das versteht sich von selbst, aber im allgemeinen ist dies Südschweden doch ein Land der Sonne, in das ein Larson sein Haus mitten hineinbaute, ein Land der Lebensfreude, in das ein Hedenstjerna seine kleinbürgerlich behaglichen Menschen hineinsetzen konnte. Und doch ist diese Natur nicht von jener Anmut, die der Schwäche verwandt ist, und nimmt sogleich heroische Züge an, wenn der Sturm durch ihre Wälder bricht oder Winterschnee auf den Flächen der gefrorenen Seen dahinwirbelt, über die uns Selma Lagerlöfs leidenschaftlicher Held Gösta Berling im sausenden Schlitten dahinführt.

Zu diesem Gebiete gehört eigentlich auch der Süden Norwegens, vor allem die Umrahmung des Kristianiafjords, der diesen Namen zu Unrecht trägt, jene hügeligen Gefilde, auf denen der größte Teil der norwegischen Bevölkerung zu Hause ist. Südlich von Stavanger finden wir hier sogar eine Endmoränenlandschaft, die jener im Süden der großen schwedischen Senke recht ähnlich sieht und uns so recht zu Gemüte führt, daß wir das eigentliche Norwegen, das Land der Fjorde, nur im Bereiche des Kaledonischen Gebirges zu suchen haben.

Wieder einen Teil für sich bildet der äußerste Süden, vor allem die freundliche Halbinsel Schonen. Zeigten wir dem Geographen ein paar Meßtischblätter dieses Gebiets, auf denen wir alle Namen getilgt hätten, so möchte er sich wohl vergeblich darüber den Kopf zerbrechen, wo er das Urbild dieser Kartenblätter zu suchen hätte. Auf einen Teil Skandinaviens würde er kaum kommen und vermutlich im Geiste alle Gaue Norddeutschlands suchend durchwandern, ob auch die Landschaft Schonen in mehr als einer Hinsicht ein Abbild der dänischen Insel Seeland darstellt.

GEWÄSSER

Wenn wir uns nun den Gewässern des Landes zuwenden, so möchten wir gleich eingangs hervorheben, daß wir einen großen Teil der Wasservorräte hier bereits in dem festen Aggregatzustande vorfinden. Trotzdem liegt infolge der Überwärmung des Landes durch den Golfstrom und die günstige ozeanische Lage die Schneegrenze viel höher, als wir nach der Breitenlage erwarten sollten. In der Breite des Sognefjords steigt sie an der Küste zu 1200 m, im Innern durchschnittlich nur zu 1600 m herab, und selbst im höchsten Norden pflegen in der Nähe des Meeres die Höhen bis 650 m, im Binnenlande sogar bis 1000 m von einer dauernden Eisdecke frei zu bleiben. Vergebens spähen wir an der Fjordküste nach solchen Stellen aus, wo die mächtigen Gletscher bis ans Meer reichen und, wenn sie brüllend kalben, ihre Jungen als Eisberge davonschwimmen lassen. Auch sonst sorgt die warme Küstentrift dafür, daß diese ungefügen Nordlandskinder der Halbinsel nicht nahekommen. Meeresteile, in denen wir mit Treibeis

rechnen müssen, erreichen wir erst dicht am Ausgange des Weißen Meeres, während noch nördlich des Nordkaps das Meer etwa 300 km weit von jedem Treibeis frei zu bleiben pflegt.

Der Entwickelung größerer Flüsse ist die Gestalt des Landes nicht günstig, so eifrig auch das feuchte Klima mancher Gebiete für die dazu nötigen Wassermengen sorgen mag. Der Westküste ist die Wasserscheide nicht viel weiter entrückt als manche Fjorde landeinwärts vordringen, so daß sich eigentlich nur größere Bäche entwickeln können. Anders liegen die Dinge im Osten, wo die Wasserscheide mitunter rund 500 km von der Ostsee entfernt ist. Auf der Landkarte nehmen sich die Flüsse dieses Gebiets (von Norden nach Süden vor allem der Torneå-, Angerman-, Indals-, Ljusne- und Dalälv) auch recht stattlich aus, doch dürfen wir nicht erwarten, in ihnen breite Ströme zu finden, die ruhig und groß wie die sommerliche Weichsel oder Elbe zwischen kornreichen Fluren dahinströmen. Am ehesten träfe das noch für die Ufer des Götaälvs zu, wo Felder rauschen und stattliche Kühe im hohen Grase weiden. Wie dies Land selber, so sind auch seine Ströme noch unausgeglichen und unfertig, eben dabei, sich nagend und stoßend, stürzend und schäumend ihre Betten herauszuarbeiten. Willst du auf ihnen von ihrem Oberlauf aus in schwankem Nachen zu Tal schießen, so sorge dafür, daß beherzte, ruhige Nordlandsmänner die Ruder führen, deren Puls nicht schneller schlägt, wenn die schäumende Flut dem felsigen Engpaß zustürzt und dein Gefährt wie ein unverzagter Renner über steinige Wehre hinwegspringt. Ruhst du dann in lichter Nacht am grünen Wiesenufer zwischen Wald und Flut, wenn Wildenten mit klingelndem Flügelschlag ins Röhricht fallen, dann mag dir das Herz in dieser weltfernen Einsamkeit weit und froh werden, aber als Volkswirt könntest du Schwedens Flüssen nicht viel Gutes nachsagen. Nur das Holz der Wälder wird auf ihnen meerwärts geflößt, aber umsonst suchst du nach Riesentraften, auf denen kernige Männer am Ruder stehen; jeder Stamm sucht einzeln seinen Weg, und die Tätigkeit der Holzknechte besteht darin, die Trift in Gang zu erhalten und alle Hölzer, die sich am Ufer verfangen haben, mit langen Stangen in die Strömung zurückzustoßen. Selbst bei dem Glommen, dem mächtigsten Strome der Halbinsel, der mit 569 km Länge und rund 40 000 qkm Einzugsgebiet den Main (330 km und 27 500 qkm Einzugsgebiet) wesentlich übertrifft, hat der Geograph von Schiffbarkeit und Schiffahrt kaum etwas zu berichten. Wo räumige Lastschiffe auf den Wasserstraßen des Landes ihren Weg suchen, können wir, wie bei dem Götaälv, von vornherein damit rechnen, daß der Mensch sie durch allerlei Kunstbauten zu solchem Dienst gefügig machte, und in der Regel war das ein schweres Werk, mußte Schleuse über Schleuse gesetzt werden, um Höhenunterschiede zu überwinden und Wasserfälle zu umgehen.

Wer dächte, wenn von denen die Rede ist, nicht allsogleich an den weltberühmten Trollhättafall, wo der stürzende Fluß eine Stufe nach der anderen überwindet! Und doch verdankt der Trollhätta seinen Ruf größtenteils dem Umstande, daß er gewissermaßen im Weichbild der Großstadt Göteborg zu finden ist. An Norwegens Fjorden finden wir noch weit malerischere Wasserfälle, die bald in breitem Silberband über hemmende Felswehre hinwegstürzen, über sich den mütterlichen Gletscher, unter sich den stillen Fjord, bald sprühend im Wind, wehend im Sturm wie wallende Wimpel an himmelhohen Hängen hin- und herflattern. Ihre Zahl ist Legion, und jeder Nordlandsfreund, der wieder und wieder von Fjord zu Fjord fuhr, wird euch unter ihnen seine besonderen Lieblinge nennen können.

Ebenso zahlreich wie Flüsse und Wasserfälle und Fjorde sind auch die skandinavischen Seen. Sie füllen die tiefsten Stellen der großen Senke zwischen den beiden Meeren mit Wassermassen, die selber schon Meeresweite zeigen, und überall dort, wo einst der Eishobel eines Gletschers seine Mulde zu tiefgründigem Trogtal höhlte, stauten sich nach dem Verschwinden des Eisstroms die rastlosen Fluten.
Eine besondere Stellung unter den Seen des Landes nehmen schon durch ihre Größe der Väner- und Vätternsee ein. Jener übertrifft den Bodensee an Größe um mehr als das Zehnfache, seine Längsachse entspricht fast der Strecke Stralsund—Kopenhagen und seine Wassermasse scheint bereits einen recht merklichen Einfluß auf das Klima auszuüben. Zu demselben Seentyp gehören auch der Hjelmar- und der Mälarsee, dessen landschaftliche Schönheit auf der Schären-Inselflur beruht, die seinen blauen Spiegel gar freundlich belebt.
Ein ganz anderes Gepräge als diese Riesenseen der großen Landsenke tragen die langen, schmalen Talseen, die in den Oberlauf der großen Flüsse eingeschaltet sind. Sie besitzen weit mehr Ähnlichkeit mit den Moränenstauseen der italienischen Alpen, nur daß sie sozusagen gleich in gewaltigen Herden auftreten. Manche, wie die Talseen des Luleflusses, begnügen sich damit, ein langes, langes Tal einem breiteren Strome ähnlich zu machen, andere, wie der Stor Afvan, verbreitern sich an ihrem unteren Ende zu meilenweitem, inselbelebtem Seenbecken, und wieder andere, wie der sagenberühmte Silja Stor bei Falun, Dalekarliens blinkendes Kleinod, zeigen sich uns als ein rundlicheres, bergumrahmtes Becken.
Ganz falsch wäre es, den Seenreichtum Skandinaviens etwa mit dem der Schweiz vergleichen zu wollen. In Skandinavien finden wir allerorten eine geradezu überraschende Fülle aller möglichen Wasserbecken, vom kleinen Wasserloch, das eine Felskluft erfüllt, bis zum meilenweiten Landsee, über den der frische Wind schaumgekrönte Wellen treibt. Allerdings machen die Kartenzeichner sich nur selten die Mühe, fast auf jeden Quadratzentimeter ein halbes Dutzend solcher Seen einzuzeichnen, so daß namentlich die Blätter unserer Schulatlanten in dieser Hinsicht der Wirklichkeit nicht gerecht werden. So dürfte denn kaum irgendwo — von manchen Gegenden Schonens abgesehen — ein schwedischer Bauernjunge aufwachsen, in dessen Erinnerung nicht ein oder mehrere Landseen eine wesentliche Rolle spielten.
In der Regel sind diese Seen, auch wenn ihre Ufer keine sonderlichen Reize besitzen, von großer landschaftlicher Schönheit. Das vergeistigte Licht der Nordlandstage und noch mehr der geheimnisvollen Sommernächte ist ein gewaltiger Zauberer. Eine schier ehrfurchtsvolle Stimmung überkommt uns, wenn wir dann an dem schimmernden Spiegel eines von ernstem Hochwald umfangenen Landsees rasten; uns ist zumute, als wohnten in seiner geheimnisvollen Tiefe Geheimnisse, um die nur die seligen Götter in Asgard wissen, und wir lauschen so sehnsüchtig, als sollten sie uns, wenn die Mitternachtstunde kommt, von Geisterstimmen ins Ohr geraunt werden. Ziehen Nebelschwaden über die rundlichen Wasserbecken des Hochlands dahin, hängen Regenwolken zu ihrem kahlen Felsufer herab, so dünkt uns ihr Gestade gar unfreundlich und öde, aber selbst diese Einsamkeit wandelt sich zu einem köstlichen Naturtempel, wenn in stiller, wolkenloser Sommernacht die Mitternachtssonne dort ein unvergeßliches Spiel leuchtender Farben entfacht hat.
Da ich dies niederschreibe, liegt neben mir gerade ein Bildchen, auf dem ein moderner Künstler (Franz Dubbick) sich abmüht, all dieser Lichtfülle gerecht

zu werden. Da vergessen wir ganz, daß der buchtenreiche Seespiegel nur den Glanz des nächtigen Himmels wiedergibt. Aus seinen Tiefen scheint das Licht zu kommen, um die kahlen Felsen in dunkles Violett zu tauchen, die fernen Schneeberge matt silbergrau zu färben und den hohen Himmel in zartem Goldgelb strahlen zu lassen.

KLIMA

Eine ebenso reizvolle wie schwierige Aufgabe ist es, das Klima Skandinaviens zu schildern. Können wir in diesem Falle beispielsweise bei Rußland mit recht grobem Pinsel arbeiten, so müssen wir bei Skandinavien viel sorgfältiger vorgehen; sonst wäre der Leser kaum imstande, sich von dem Lebensinhalt der einzelnen Landesteile eine rechte Vorstellung zu machen.

Zu Beginn müssen wir uns gleich vergegenwärtigen, daß sich die riesige Halbinsel über fünfzehn Breitengrade erstreckt und durch das Gebirge in eine schmale Luvseite im Nordwesten und eine breite Leeseite im Südosten geschieden wird. Vergegenwärtigen wir uns dann des weiteren, daß die Westküste infolge des sie bespülenden Golfstroms mit einer beispiellosen klimatischen Begünstigung zu rechnen hat, und daß andererseits die baltischen Meeresteile im Osten, so sehr wir ihre Gunst empfinden, doch nicht imstande sind, den Einfluß der riesigen östlichen Landmassen aufzuheben, so haben wir die wichtigsten Einflüsse beieinander, mit denen wir bei den klimatischen Verhältnissen Skandinaviens rechnen müssen.

Wenn wir daran denken, daß die Südküste Schonens erst nördlich des 55. ° n. Br. verläuft und die volkreichsten Teile der Halbinsel von dem 60. Parallelkreis durchzogen werden, so sind wir geneigt, uns Skandinavien als ein recht nordisches Land vorzustellen. An der Ostküste von Labrador befinden wir uns in der Breite von Malmö schon jenseits der Baumgrenze, und an der meerumspülten Südspitze der Halbinsel Kamtschatka, die fast 500 km südlicher liegt als das weizenreiche Schonen, will kaum der Anbau von Hafer und Gerste lohnen. Schon diese kurzen Hinweise zeigen uns zur Genüge, daß die Breitenlage allein kaum entscheidenden Einfluß auf das Klima eines Landes besitzt, daß positive Wärmeanomalien ein nordisches Gestade weit nach Süden zu rücken scheinen, während in entgegengesetzten Fällen südliche Gaue erbarmungslos der Herrschaft eines harten Winters überliefert werden.

Alles in allem werden wir die beispiellose klimatische Begünstigung Skandinaviens hervorheben müssen. Dabei entspricht es dem Seeklima unseres Gebiets, daß sie im Winter größer ist als im Sommer; im Januar mag die positive Wärmeanomalie an manchen Punkten der nördlichen Küste Norwegens 18, ja selbst 20° erreichen. Der Hauptgrund für diese Verhältnisse ist sicherlich in der durch den Golfstrom bewirkten Zufuhr warmer Luft zu suchen, doch griff man früher wohl fehl, wenn man darin den *einzigen* Grund erblickte. Verschwände das baltische Wasserbecken im Osten der Halbinsel, so würden in ganz Schweden die Wärmelinien der Wintermonate sehr merklich nach Süden zurückweichen; geht doch die Linie, welche die Orte verbindet, deren Durchschnittstemperatur im Januar — 2° beträgt, im Ostseegebiet mindestens 350 km nordwärts zurück.

So kommt es, daß eigentlich arktische Gebiete der großen Halbinsel gänzlich fehlen. Die kältesten können wir höchstens als subarktisch bezeichnen. Halten

wir uns an die allerdings ziemlich oberflächlich richtende Gewohnheit, Gebiete, deren Durchschnittswärme im Januar mehr als 0° beträgt, der wärmeren gemäßigten Zone zu überweisen, so müßten wir für die Südküste Schonens und die Westküste Norwegens bis zum Storfjord hinauf die entsprechenden Folgerungen ziehen. Ein erfahrener Geograph wird das nicht tun, weil er nur zu gut weiß, daß er in Ländern mit ausgesprochenem Seeklima in der Hinsicht eben Ausnahmezustände vorfindet.

Beim Vergleich mit Norwegen wird die klimatische Begünstigung Schwedens oft unterschätzt; und doch ist auch sie noch groß genug. Malmö hat den Januar von Bremen, Göteborg den von Danzig, Stockholm ist dann nicht kälter als Bromberg, und selbst so weit nach Norden gelegene Orte wie Gävle und selbst Söderhamn pflegen noch besser abzuschneiden als die ostpreußische Grenzstadt Ostrometzko. Petersburg und Stockholm in gleichem Atem als nordische Großstädte zu nennen, geht schon aus klimatischen Gründen nicht an; Petersburg hat im Januar eine Durchschnittstemperatur von rund —10°, während in Stockholm — 4° noch nicht erreicht werden, und während in Petersburg ein blühender Apfelbaum eine Seltenheit ist, steht bei Stockholm der Obstbau noch etwa auf gleicher Stufe wie bei Riga.

Wie ungeheuer die klimatischen Gegensätze auch in Skandinavien sind, erkennen wir schon, wenn wir einmal die Gebiete gegenüberstellen, die wir als das skandinavische Italien und Sibirien bezeichnen könnten. Das sind Schonen und die Lappmark, das Land am Mittel- und Oberlauf des Torneälv. Dort liegt im Januar die Durchschnittswärme nahe dem Gefrierpunkt (gleich Mailand und Turin), hier beträgt sie nur — 16°, so daß wir Jahr für Jahr mit dem Gefrieren des Quecksilbers rechnen müssen. Dabei brauchen wir von diesem Kältepol nur 300 km gen Westen zu reisen, um an der Westküste der Lofotinseln schon die 0°-Isotherme des Januars zu überschreiten. Das sind Zustände, die uns etwa an die Verhältnisse in dem Gebiet nördlich der kanadischen Seen erinnern könnten.

Daß wir bei dieser Darstellung die Gebirge des Innern außer acht lassen, versteht sich von selbst. Gerade an der Westküste Skandinaviens folgen im Mittwinter die einzelnen Wärmelinien so dicht aufeinander, daß der Kartograph sich bemühen muß, sie noch voneinander getrennt zu halten (siehe das Kärtchen auf S. 726). In der Regel liegen die Wärmelinien von 0° und — 10° hier im Januar nur etwa 180 km voneinander entfernt, so daß ein rüstiger Jäger, der in Bergen daheim ist, sich auch dann in nächster Nähe seiner Vaterstadt winterliche Jagdfreuden versprechen darf, wenn am Hafenkai für die triefenden Regenschirme kaum Platz ist. Hört der Bewohner des deutschen Nordostens, daß Bergen im Januar wärmer ist als Mailand, so könnte er sich leicht versucht fühlen, dem Klima dieser regengepeitschten Felsenküste ein langes Loblied zu singen. Das soll er bleiben lassen; er würde sich dort bald genug nach den frostklaren Wintertagen seiner Heimat zurücksehnen, die dem rüstigen Mann und der frohen Jugend den Aufenthalt im Freien ebenso erquicklich machen wie der Wonnemond und der glühende Sommertag.

Sommer? Gibt's den an Norwegens Westküste überhaupt? Selbst an dem bevorzugtesten Teil dieses Gestades zwischen Kap Lindesnäs und Drontheim bleibt die Juliwärme noch unter 14° zurück. Die Lofoteninseln sind dann nicht besser daran als Island. Da muß man schon lange warten, bis einmal, wie das jüngst der Fall war, ein Sommer trockene Wärme bringt, die das Korn vor der Zeit

gilben macht und wärmere Lichter an den Felsgestaden der Fjorde hervorzaubert. Sonst taucht die sinkende Sonne sie nur allzuoft in jenes tiefe Violett, das dem Reisenden eine Reihe weiterer Regentage in sichere Aussicht stellt. Darum ist auch eine Reise nach Norwegen ein ähnliches Glücksspiel wie das Besteigen des Brockens; wem die Sonne „Himmel und Höh“ schenkt, hat das große Los gezogen, aber die vielen, auf denen ein düsterer Regenhimmel lastet, müssen sich mit einer Niete begnügen. Selbst die Wärme pflegt hier in einer Form zu erscheinen, die dem Wanderer wenig genehm ist; gerade in Norwegen kann der Reisende die besten Studien darüber anstellen, bei welcher Mindestwärme wir die Luft schon als schwül empfinden können. Er wird dann feststellen, daß dieser Wert überraschend niedrig liegt, kaum 10° höher als die Lufttemperatur, bei der wir noch auf Schlackenschnee gefaßt sein müssen.

Allerdings gilt das alles nur für die Westküste Norwegens. Schon in dem Hügelland, das den sog. Fjord von Kristiania freundlich umhegt, zeigt das Jahr dem Fremdling ein ganz anderes Gesicht. Hier haben wir etwa den Januar von Tilsit (— 4,5°), während der Juli dem von München (17°) gleicht. Das sind Werte, die einem ausgesprochenen Seeklima schon nicht mehr entsprechen.

Im Innern Südschwedens finden wir im Mittwinter — vielleicht haben wir das den großen Seen zu danken — höhere Werte, als man erwarten sollte. Jönköping am Südende des Vätternsees hat einen Januar von — 2,2° (Bromberg entsprechend), muß diesen Vorzug aber mit einem recht kühlen Sommer (Juli 13,8°) bezahlen. Weiter im Norden ist es wesentlich wärmer; die Gegend am Torneåälv, wo man im Januar den Kältepol des Landes zu suchen hat, beschert uns — wenigstens in ihrem südlichen Teil — einen Juli von 16°. In Stockholm dürfen wir sogar 16,8° (wie auf Rügen) erwarten. Da in Schweden zur Sommerszeit auch die Sonnenscheindauer recht beträchtlich ist und die Niederschlagsmenge etwa der in den trockeneren Teilen Norddeutschlands entspricht, ergibt das ein recht annehmbares Sommerklima, wenn diese Jahreszeit auch, vom äußersten Süden abgesehen, wesentlich kürzer ist als in unserer Heimat. Schon unter der Breite der Insel Öland pflegen die Gewässer vom 1. Dezember bis zum 1. April eine Eisdecke zu tragen, bei Stockholm währt diese Frist etwa vom 20. November bis zum 25. April, und bei Haparanda gefrieren die Gewässer schon am 22. Oktober, um in der Regel erst in den letzten Maitagen wieder aufzugehen. Auch der bottnische Meerbusen bedeckt sich in der Regel mit einer festen, sehr dauerhaften Eisdecke, deren Vorhandensein der Ostdeutsche noch im späten Frühjahr an kalten Nordwinden zu spüren pflegt.

Die Daten, die wir für das Aufgehen der Gewässer angaben, zeigen uns schon zur Genüge, daß der Frühling in Skandinavien, namentlich im Osten, erst spät einzieht. Südlich des 61. Breitengrades beginnt der Flieder in der ersten Junihälfte, nördlich davon erst in der zweiten Hälfte dieses Monats zu blühen. Dann aber kommt der Lenz wie ein Dieb über Nacht, so daß der Winter sich sogleich in den Sommer zu verwandeln scheint. Wenn an den Abhängen noch die Schneewächten liegen, leuchten dicht daneben schon die Frühlingsblumen, läßt die Birke ihr goldseidenblondes Haar im Winde wallen. Und recht oft ziehen schon zu Anfang des Juni starke Hitzewellen über das Land, so daß Stockholm oft genug mit 22, 23° aufwartet, wenn in Mitteleuropa die Temperatur wesentlich niedriger liegt. Dann ist’s eine Lust, in Schweden aufs Land zu ziehen. Sonnengoldig geht der strahlende Tag über die Erde, und wenn die Sonne sinkt, scheint das

Licht nur vergeistigter zu werden. Ist es da zu verwundern, daß die nordischen Maler die lichte Sommernacht so lieben? Vor anderen hat der Norweger S. Richard Bergh es trefflich verstanden, uns ihren Zauber zu schildern. Stehen wir mit seinen nachdenklichen Menschen am hellen Sommerabend auf dem lauschigen Altan, der auf den waldumhegten Landsee hinausschaut, so spricht die gütige Seele des nordischen Sommers gar vernehmlich zu uns und wir begreifen es, daß der Schwede in der Fremde vornehmlich dieser Stunden denkt, wenn das Wort Heimat an sein Ohr tönt.

In dieser Zeit, da der nur allzu kurze Frühling dem Sommer weicht, scheint die nordische Natur all ihre lebenschaffenden Kräfte in ungestümstem Drängen entfalten zu wollen; wir sehen es fast, wie das eben erst gesäte Getreide in Halme schießt und die fürwitzigen Blüten des Ahorns sich im schattigen Laube bergen. Und keine Nachtruhe trennt die Zeiten des Wachsens, Tag und Nacht steigen Himmelskräfte auf und nieder, so daß die Pflanzen des Nordlands weit rascher keimen, wachsen und Samen reifen als ihre Schwestern im Süden, von denen die Sonne Abend für Abend auf lange Stunden hin Abschied nimmt. Aber das Füllhorn, aus dem der Sommer seine Gaben schüttet, ist nicht unerschöpflich. Jenseits des 61. Breitenparallels bringen vielleicht schon die letzten Augustnächte den ersten Frost. Dann ist auch die zeugende Kraft der nordischen Natur erschöpft; was bis dahin nicht reifte, kümmert dahin, verdirbt und stirbt. In den rasch wachsenden Nächten braut der Nebel, und dem Sohne des Nordlands wird es klar, daß er die Lichtfülle des Sommers mit der Bangigkeit endloser Winternächte erkaufen muß. Schon in deutschen Landen beschert uns zu Zeiten der Dezember, der Januar kaum je 20 Stunden Sonnenschein. Je weiter wir nach Norden kommen, desto mehr dehnt und weitet sich die sonnenlose Zeit. Schon in der Breite von Bodö ist der Mittelpunkt der Sonnenscheibe 40 Tage lang nicht sichtbar, und am Nordkap währt diese Zeit 80 Tage. Mit diesen Umständen müssen wir rechnen, wenn wir die Sonnenscheindauer Schwedens recht einschätzen wollen. Sie machen es begreiflich, daß manche Teile dieses Landes sonnig genug sind, obgleich die Sonnenscheindauer unter 1250 Stunden im Jahr (Paris hat 1750, Madrid 2780 Stunden) zurückbleibt; sie kommt eben ausschließlich einem kürzeren Teile des Jahres zugute. Je weiter wir nach Norden gehen, desto größer wird der Unterschied zwischen der Temperatur auf besonnten und schattigen Flächen. So mancher Reisende wundert sich, daß die Männer, die sein Boot auf dem Torneå-älv treidelten, vor Hitze vergingen, obgleich das beschattete Thermometer am Rastort kaum 7 oder 8° gezeigt hatte. Sein Erstaunen schwand aber, wenn er feststellte, daß es im Sonnenschein auf 31° oder 32° wies. Daraus erklärt es sich auch, wie schlimm die Gegenden daran sind, die während des größten Teils des Jahres im Bergschatten liegen. Dort fault und vergeht alles in wassertriefender Kühle, während auf der Sonnenseite sich ein fröhliches Leben der Milde des nur allzu kurzen Sommers freut.

Mond und Sterne, Polarlicht und Schneeschimmer wetteifern miteinander, die lange nordische Winternacht zu erhellen. Aber so schön sich das auch anhört, es ist doch ein gar schwacher Ersatz für den goldenen Sonnenschein, und der Charakter der Nordlandskinder erinnert uns oft genug daran, daß sie einen großen Teil ihres Lebens in nächtigem Dunkel verleben müssen.

Besonders hart unter allen diesen Nachteilen hat der Norweger zu leiden, auf dessen meeresnahe Heimat, die schmalen Siedelungsleisten der Fjorde, eine

unendliche Regenfülle niedertaut. Mit heller Freude betrachten wir die Bilder von Bergen, Stavanger und Larvik, die wir in geographischen Büchern finden, aber vergessen wir doch nicht, daß der Photograph vielleicht lange, lange Wochen in der günstigsten Jahreszeit warten mußte, bis einmal wolkenloser Himmel über der Meerflut, den Dächern und Felswänden blaute.



Verteilung der Niederschläge
(Nach Wallén und Ahlmann. The Geogr. Review, Juli 1926)

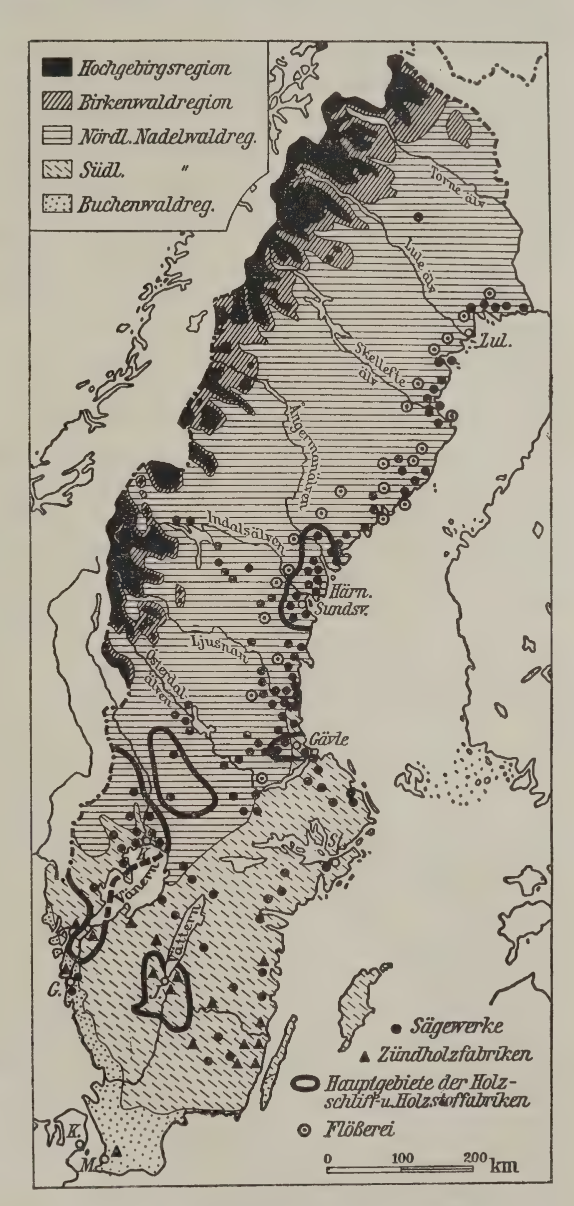
Wenn mitunter kurzerhand gesagt wird, die Küste Norwegens sei das regenreichste Gebiet Europas, so stimmt das nicht ganz. Diese Ehre wird sich das Hinterland der Bucht von Cattaro wohl nicht streitig machen lassen. Immerhin ist auch die jährliche Niederschlagsmenge Bergens mit rund 1900 mm groß genug, ist das doch etwa das Dreifache des Wertes, mit dem wir in Nordostdeutschland zu rechnen haben. Da dürfen sich die Schweden dazu beglückwünschen, im Regenschatten des Gebirges zu wohnen; diesem Umstande verdanken sie es, daß die Regenmenge nicht größer ist als in unserem Vaterlande, wenn das auch wegen der geringen Verdunstung der Niederschläge, mit denen er namentlich im Norden rechnen muß, der Landfremde kaum glauben möchte. Ihm erscheint unter Umständen eine Landschaft triefendnaß, die in Deutschland zu den trockensten Gauen zählen würde.

Unter Stürmen hat namentlich die norwegische Küste zu leiden, wie das bei einem Gebiet, wo hohes Gebirge fast unvermittelt an tiefes Meer grenzt, eigentlich selbstverständlich ist. So muß der Seemann dem Geschick doppelt dankbar sein, daß fast überall Schaeren und größere Inseln es ihm ermöglichen, auf schmaler Wasserbahn, geschützt vor der Brandung, seinem Ziele zuzustreben. Aber wirklich sicher ist auch dieser Weg nicht; oft genug

fällt der Landwind, der südlichen Bora ähnlich, mit solcher Wut in den Fjord, daß er den Staub der Wellen himmelhoch aufwirbelt und den ganzen Raum zwischen den Felswänden mit diesem Havrok, d. i. Seestaub, füllt.

PFLANZENWELT

Dem Klima des Landes entspricht selbstverständlich auch die Pflanzenwelt. Da mutet es uns fast wie ein Wunder an, daß fast die ganze Halbinsel noch im Bereiche des Baumwuchses liegt. Schmächtige Birken gedeihen in geschützten Lagen noch dicht am Nordkap. Ebenso bezeichnend für Skandinavien ist es, daß die eigentliche Tundra an der Grenze des Landes Halt zu machen scheint. Diesseits der Torneåälv findet sie sich nur in winzigen Flecken, als ob sie den Schweden gerade noch zeigen wollte, wie es weiter nach Osten zu an der Küste des Eismeers ausschaut. Wollte man die weiten Hochebenen des Gebirges mit der Zeichnung der Tundra versehen, so wäre das ein arger Irrtum; mag der Pflanzenwuchs in diesem Gebiet auch dem der Tundra recht ähnlich sehen, so haben wir es dort doch mehr mit alpinen als mit arktischen Pflanzengesellschaften zu tun, die sich allerdings vielfach recht nahe stehen. Vielfach wird diese Zone als Glazialzone bezeichnet. Sie nimmt mehr als die Hälfte des Landes ein; in der Regel werden ihr 500000 qkm eingeräumt, so daß für alle anderen Pflanzengemeinschaften nur gut 300000 qkm übrigbleiben.



Waldzonen und Holzindustrien Schwedens

Unterhalb der Höhenlinie, die das Wachstum von Bäumen gestattet, ist Skandinavien ein Waldland, und zwar gehört die südliche Hälfte des Landes dem Mischwalde Mitteleuropas an, während der Norden dem Nadelwalde überlassen bleibt, dessen Schwarzblau durch die weißen Stämme und das lichtgoldene Grün

der Birke freundlich belebt wird. Die Grenze zwischen den beiden Waldformen verläuft etwa längs des 61. ° n. Br., diese Linie, die im Natur- und Menschenleben Skandinaviens eine so große Rolle spielt.

Die Nordgrenze der Buche erreicht Skandinavien am Sognefjord. Von hier aus begleiten Buchenwälder die Küste bis zum Eingang in den Kristianiafjord, dessen kontinentaleres Klima dem weicher gewöhnten Baum nicht zusagt. Schweden wird dann von der Buchengrenze in der Richtung von der Mündung des Götaälv zur Stadt Kalmar durchquert. Das Stück, das somit dem schönsten Waldbaum Mitteleuropas verbehalten bleibt, erscheint nicht allzu groß, doch müssen wir bedenken, daß es die volkreichsten Teile des Landes enthält und drei von den fünf großen Siedelungen der Halbinsel (Bergen, Göteborg und Malmö). Die Eichengrenze entspricht der des mitteleuropäischen Laubwaldes; Ahorn und Esche, Ulme und Linde wetteifern hier auf gutem Boden noch miteinander, die Waldnacht des Nadelwaldes mit ihrem sonnighellen Laube zu erheitern. Dort, wo sie sich einstellen, gewinnt die ganze Landschaft ein freundlicheres Gepräge; als der große Fußwanderer Seume, von Norden herkommend, im mittleren Schweden die erste Rieseneiche begrüßte, war ihm die Stunde wie ein Gottesdienst, und er konnte sich nicht genug tun, die Baumliebe des Germanen mit begeistertem Wort zu preisen. Aber leider wird die Eigenart der Wälder Skandinaviens nicht nur durch das Klima, sondern auch durch den Boden bestimmt, und der ist auch im Süden oft so dürftig, daß die Waldbäume über eine Kümmerform nicht hinauskommen. Merkwürdig ist es, daß die Stätte, da der große schwedische Botaniker Linné weilte, gerade an der Grenze des mitteleuropäischen Mischwaldes gelegen ist. Die wenigsten, die in dem botanischen Garten der Universität Uppsala lustwandeln, werden sich darüber klar, daß seine Platanen pflanzengeographisch ähnlich einzuschätzen sind wie die Palmen, die wir in den botanischen Gärten Oberitaliens finden.

Dabei wollen wir besonders hervorheben, daß es namentlich an Norwegens Westküste sehr schwer ist, mit scharf durchgezogenen Pflanzengrenzen zu rechnen. Fahren wir hier längs des Felsgestades gen Norden, so finden wir im Innern der Fjorde immer wieder windgeschützte, stark besonnte Fleckchen, wo uns Baumarten begegnen, deren Gebiet wir längst verlassen zu haben meinten. Dicht am Polarkreis, wo die Sonne zur Julzeit nur noch für Minuten über dem Horizont erscheint, freuen wir uns wieder der reichen Tracht hochstämmiger Kirschbäume, überrascht uns die Gabenfülle des Gemüsegartens, die in manchem ostmärkischen Pfarrgarten nicht reicher ist, wenn sie auch viel früher im Jahre beschert werden mag. Solche sonnige Winkel, denen wir bis zum Altenfjord hinauf immer wieder begegnen, mag auch ein Baum, ein Beerenbusch nach dem anderen zurückbleiben, kommen uns vor wie stille Glücksinseln; aber oft genug brauchen wir nur über den flußähnlich schmalen Fjord zu fahren, um am Gegengestade im Schatten der Felswände Feuchtigkeit und Dunkel, unwirschen Wind und wallende Nebel, kurz das Reich der herben Fürstin Melancholie zu finden. Niemand hat diese Gegensätze besser geschildert als der Nordlandssohn Björnson in seiner köstlichen Novelle Synnöve Solbakken (d. h. Synnöve von der Sonnenseite). Die anspruchslose Kartoffel und dem kurzen nordischen Sommer angepaßte Rübenarten gedeihen noch in der Nähe des Nordkaps, und die Gerste tut es ihnen fast gleich. Und doch gleicht solcher Anbau nur allzusehr einem Glücksspiel, da immer wieder Jahre kommen, deren Wärmemangel selbst diesen hart ge-

wöhnten Stiefkindern der Demeter das Reifen nicht mehr ermöglicht. Besonders günstig für das Sommergetreide liegen die Verhältnisse an den Ufern des Torneå-älvs, wo ein kurzer, warmer Sommer die Herrschaft zu führen pflegt. Hier finden wir stattliche Bauernhöfe noch in Breiten, wo weiter östlich und westlich nur der Wanderlappe über die nordische Heide streift. Aber mit diesen Dingen werden wir uns erst später auseinandersetzen, wenn es das Wirtschaftsleben der Halbinsel zu schildern gilt. Alle Reisenden rühmen die Blütenpracht der nordischen Wiesenmatten, zu denen Frau Sonne ohne nächtliche Pausen ihre Strahlen, die farbengebärenden, hinabflammen läßt, und im allgemeinen mögen sie auch recht haben, wenn unter diesen Berichterstattern auch so mancher sein dürfte, der sich nie darüber klar ward, wie sonnenfroh Mohn und Kamille, Distel und Natternzunge auf jedem Müllhaufen unseres Vaterlandes leuchten.

Steigen wir auf das Hochland empor, haben wir die letzten Fichten und Birken unter uns zurückgelassen, so dehnt sich vor uns die einsame nordische Heide. Üppige Flechtenpolster überziehen den nackten Fels, und wendet sich, müde vom endlosen Marsch, unser Geist zwecklosen Rechenkunststücken zu, so könnten wir feststellen, wieviel Millionen nordische Beeren auf einem Quadratkilometer reifen mögen. Dem Menschen bietet dieses Gelände keine Stätte mehr, und doch ist die Natur auch hier reich, ja überreich an Nahrung, die sich als Feist um die Lenden der Renntiere legt und es dem Lappmärker ermöglicht, Winter für Winter Zehntausende schmackhafter Schneehühner nach Süden zu schicken.

TIERWELT

Von der freilebenden Fauna der nordischen Länder macht sich der Laie leicht eine ganz falsche Vorstellung, weil er meint, die nordischen Wälder wimmelten nur so von Hirschen und Rehen. Das trifft nicht zu; mit den Gehegen der deutschen Mittelgebirge können sich die Wälder des Nordlands an Wildreichtum kaum messen; schon die geringe Größe des Wildes — die norwegischen Edelhirsche sind wohl die kleinsten Europas — zeigt uns zur Genüge, daß das Nordland diesen Tieren eine karge Mutter ist. Wohl finden wir dort Bär und Wolf, Elch und Biber, aber namentlich das Großwild ist doch recht dünn über die Fläche verteilt, und der Jäger darf es an Geduld nicht fehlen lassen, wenn er den Luchs, den seltsamen Vielfraß (Fjeldvras, d. h. Raubtier des Fjeldes) vor seinen Büchsenlauf bringen will. Und doch kommt er auf dem einsamen Fjeld schon auf seine Rechnung. Wer die herrlichen Tierbilder des tiefinnerlichen Nordlandsmenschen Liljefors kennt, weiß, daß dort die schreienden Wildgänse über die moorigen Tümpel hinwegziehn und der blitzschnelle Steinadler den schneeweißen Schneehasen mit selten fehlendem Stoß zu schlagen sucht. Zu hohen Lagen häufen sich bei dem Pelzhändler die Felle des Hermelins, des Marders, des Fuchses, und selbst dem eiligen Touristen glückt es wohl, mit Hilfe seiner norwegischen Gastfreunde ein schaufelhörniges Ren auf den blumenreichen Boden des Fjelds zu legen.

Weit reicher an Leben, als wir anfangs glauben mochten, ist auch das tundraähnliche Fjeld auf den Gebirgen, in der Lappmark. Nicht umsonst verwandeln sich die Millionen und aber Millionen leuchtender Blütchen in nahrhafte Beeren. Unzähligen Tieren geben sie ihre Nahrung, und die Insektenwelt ernährt wieder die leichtbeschwingten Vögel. In dem lichten Fichten- und Birkenwald nahe der

Baumgrenze nistet der Leinfink, zirpt der schöne Seidenschwanz; und wenn die Tage kürzer werden, rottet sich der metallisch schimmernde Bergfink, der hoch im Norden unseren Buchfink ersetzt, zu wolkenähnlichen Flügen zusammen, die über das Meer zu den deutschen Gebirgen hinüberstäuben, wo die Leute die fremden Bohemer-, d. h. Zigeunerfinken, anstaunen. Die Singdrossel, die „Waldnachtigall" Schwedens, ist da nicht mehr zu finden, aber dafür flötet dort der Karmingimpel, dessen rote Brust die Mitternachtsonne in purpurne Gluten taucht. Denn schön sind sie alle, diese Kinder des Nordens, an deren Federkleid sich die Nordlandssonne geradeso wie an den Blüten der arktischen Grasmatte als eine farbenfrohe Malerin bewährt.

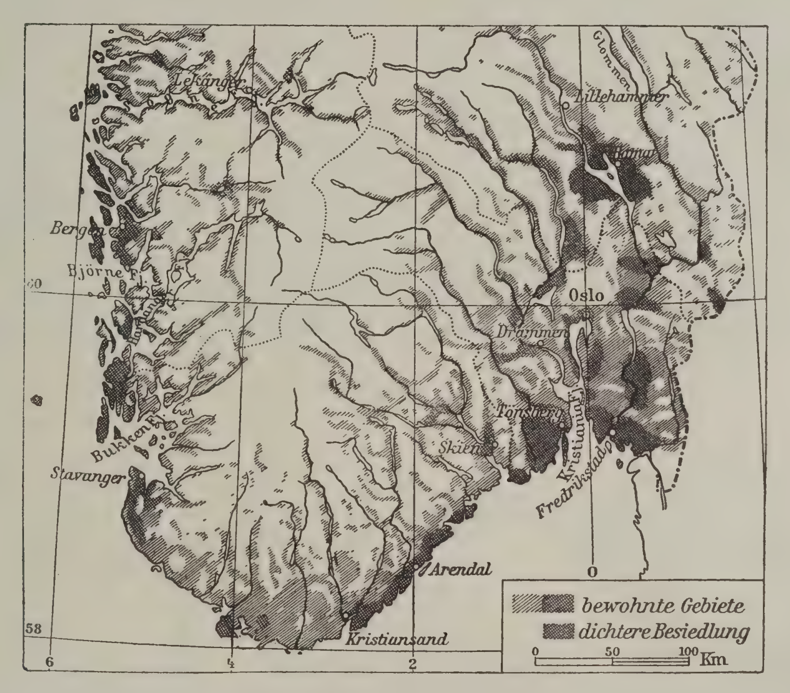
Ebenso wie die Lemminge, die winzigen, wanderlustigen Nagetiere der Trockenmoore, dienen auch die nordischen Vogelarten vielen Raubvögeln zur Nahrung. Die furchtbaren Moskitoschwärme, die im Sommer jedes Flußtal des Nordens füllen, vermag dagegen niemand zu zehnten; sie sind und bleiben eine Qual des Menschen, und es ist wohl begreiflich, daß man die Wanderungen der Renntierlappen einzig und allein auf das Auftreten und Verschwinden der Moskitos im Kreislauf des Jahres zurückführte.

Der gewaltigste Nahrungsspender ist auch in diesen Breiten, ja hier noch mehr als anderswo, das breitstraßige Meer. Seinen Bord säumen, namentlich im Norden, zahllose Vogelberge, über dessen nackten Fels zahllose Möwen, Alken, Sturmvögel einen schneeigen Mantel spreiten. An der ganzen norwegischen Küste sammelt man sorgfältig die Federn der Eiderenten, und Tausende und aber Tausende leben von der schuppigen Brut der Tiefe, dem schmalen Hering und dem schälfleischigen, dickköpfigen Stockfisch.

BEVÖLKERUNG

Es ist selbstverständlich, daß ein Erdraum, in dem Pflanze und Tier mit der Ungunst des Klimas hart zu ringen haben, auch für den Menschen kein ideales Gehäuse darstellen kann. Deshalb wird es uns auch nicht überraschen, daß die skandinavische Halbinsel recht dünn besiedelt ist und nur elf Menschen auf dem Quadratkilometer beherbergt. Dabei erkennen wir gerade hier aufs beste, wie bedingt bei so großräumigen Gebieten der Wert von Durchschnittszahlen ist. Sie sagen uns bei Skandinavien so gut wie gar nichts und führen uns eher in die Irre, da die Bevölkerung durchaus nicht gleichmäßig über den Raum verteilt ist, sondern recht dicht besiedelten Gebieten weite Landstrecken gegenüberstehen, die für menschliche Ansiedler überhaupt nicht in Frage kommen. Das weite, etwa 500 000 qkm umfassende Hochland ist menschenleere Öde. Auf einem Raum, der wohl 300 km in der Breite und ihrer 900 in der Länge mißt, wohnt im Durchschnitt auf dem Quadratkilometer noch nicht eine Seele. Stärkere Menschenansammlungen finden wir in Schonen, um Göteborg herum, und in geringerem Grade bei Bergen und Drontheim. Alle Gebiete, wo mehr als 40 Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen, sind zusammen kaum größer als der Freistaat Mecklenburg-Schwerin; die Räume, wo wir mit 20 und mehr zu rechnen haben, kommen vielleicht Bayern an Größe gleich. Das eigentliche süd- und mittelschwedische Bauernland besitzt etwa eine Dichte von 15—25 Einwohnern; es würde damit etwa den dünner bevölkerten Teilen der baltischen Seenplatte entsprechen. Namentlich im nördlicheren Teil der Halbinsel spiegelt die Siedelungsdichte die

Bodengestalt der Halbinsel getreulich wieder (vgl. die Karte auf S. 816). Bis zur Küstenstufe haben wir mit einem Durchschnitt von etwa 20 Einwohnern auf den Quadratkilometer zu rechnen, bis zur zweiten Höhenstufe mag dieser Wert höchstens 8—12 betragen, und das eigentliche Hochland ist bis auf den heutigen Tag so gut wie menschenleer geblieben. Auch das südschwedische Hochland tritt auf der Siedlungskarte deutlich hervor; die Bevölkerungsdichte ist hier nur etwa halb so groß wie in der großen Senke, die von dem schleusenreichen Götakanal durchquert wird. Über die Verteilung der Städte und Ortschaften werden wir besser in dem Abschnitt sprechen, wo wir uns mit den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes beschäftigen müssen.

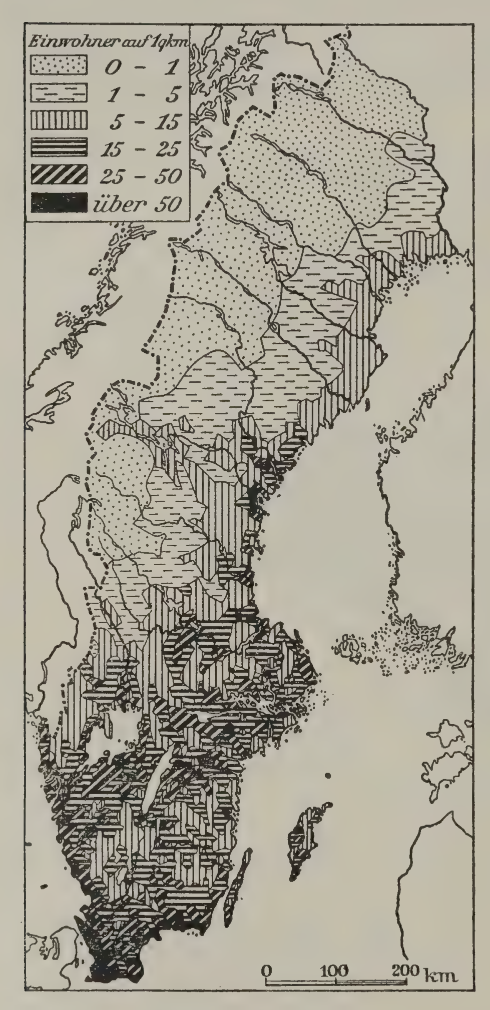


Besiedlung des südlichen Norwegens
(Nach „Norway“, 1900)

In anthropologischer Hinsicht verdient die Bevölkerung Skandinaviens namentlich aus dem Grunde unsere Teilnahme, weil wir Südschweden und Jütland heute als die Urheimat der germanischen Völker ansehen. Immer wieder wird uns von den Fachgelehrten auseinandergesetzt, daß unsere Urväter sich hier am Rande des Nordlandgletschers zu jener geistigen Leistungsfähigkeit hinaufzüchteten, welche die Nordlinge später befähigte, die Lichtbringer der Erde zu werden. Das hört sich so fabelhaft einfach an und kann doch kaum ohne Einwand anerkannt werden. Die Notwendigkeit, sich unter ganz besonderen und besonders einseitigen Verhältnissen zu behaupten, pflegt keine geistesmächtigen Kulturträger, sondern Stämme mit ganz einseitigen Fertigkeiten zu erziehen. Das beste Beispiel dafür sind wohl die Eskimos. Wären die Nordlinge nicht schon zu jener Zeit, wo die harte Erziehung durch eine lebensfeindliche Umwelt begann, Menschen von ganz besonderen Fähigkeiten gewesen, so würde sich in dem engen

Kreis eines wesentlich mechanischen Lebenskampfes ihr Geist nur verengert haben. Also seien wir nur aufrichtig und bescheiden genug, zuzugeben, daß uns über diese Fragen noch kein abschließendes Urteil zusteht.

Jedenfalls müssen wir die Tatsache anerkennen, daß wir in den Schweden und Norwegern hochstehende Kulturvölker germanischer Art vor uns sehen, in deren Adern nur recht wenig fremdes Blut fließen mag. Durch den Hinweis auf die Finnen und die kleinen, dunkeln Lappen des Nordens wird diese Meinung nicht widerlegt. Deren Zahl beträgt nur 80 000 bzw. 50 000; im Verhältnis zu den germanischen Nachbarn sind sie also noch nicht so zahlreich wie die Semiten in Deutschland; sie können daher auf das Blut ihrer Wirte kaum viel mehr Einfluß haben als bei uns die Zigeuner, zumal namentlich zwischen dem Lappen und dem Nordling, dem „Gelben" und dem „Weißen", der breite Graben des Rassenhasses klafft.



Volksdichte Schwedens
(Nach Guinchard, „Schweden", 2. Aufl., 1913)

Dennoch entspricht das Äußere der beiden nordischen Völker durchaus nicht immer der Vorstellung, die wir uns von dem „Germanen" gebildet haben. Bei den Norwegern haben wir geradeso wie bei den Dänen mit dem Vorkommen eines feingliedrigen Menschenschlages mit dunklem Haar und dunkeln Augen zu rechnen, den die Anthropologen wohl als mittelmeerisch bezeichnen, ohne doch damit in genetischer Hinsicht das geringste zu erklären. In Schweden treffen wir dagegen wieder recht häufig breitgesichtige Blonde, die in recht unnordischer Art zur Fettleibigkeit neigen und auch kürzere Gliedmaßen zu haben pflegen, als wir es bei den nordischen Rassen gewohnt sind. Hier redet man wohl von ostischen Einflüssen, ohne uns auch damit mehr als ein Wort zu bieten. Ob wir nicht in den Fehler verfallen sind, die menschengestaltende Kraft eigenartig gebildeter Länder stark zu unterschätzen? Ob nicht die Heimat selber im Laufe der Jahrtausende den Norweger so und den Schweden wieder anders geformt hat? Auffällig ist es jedenfalls, daß die Edelbilder, die vielen nordischen Künstlern vorschweben, von uns kaum noch als Geschwister von Siegfried und Kriemhild anerkannt werden möchten. Man betrachte nur einmal die Fülle von Aktbildern, die



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Nynäshamn im Schärengebiet südlich von Stockholm



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Stockholm



N. Thomasson, Åre

Fjeld im Grenzgebirge Mittelschwedens (im Winter)



A. Lundholm, Stromsund

Jormlien mit dem Jormsee in Jämtland

der genialische Anders Zorn geschaffen hat; diese breiten Köpfe, diese vom Fleisch schwellenden Leiber würde ein Günther kaum in die Bilderreihen seiner Nordlinge einfügen wollen. Man möchte kaum glauben, daß diese ziemlich animalischen Geschöpfe die geschlechtliche Ergänzung jener nordischen Lichtgestalten seien, die uns Oscar Matthiesen auf seinem wirklich „großen" Bilde „Die Meerreiter" vor Augen führt. Aber auch unter diesen schlanken Nordlandssöhnen, zu denen die Offiziere des Schonenschen Dragonerregiments Modell standen, sind ebenso viele braun wie blond. Andererseits bringen lichtbildernde Reisende von den Ufern des Hardangerfjords oft Bilder einfacher Landmädchen heim, die uns mit ihrer edeln Gesichtsbildung und den feinen, langen Gliedmaßen in der führenden Gesellschaft Deutschlands angenehm auffallen müßten.

Als einen Vorteil der Skandinavier möchten wir die Tatsache verbuchen, daß sie erst verhältnismäßig spät mit dem mittelmeerisch beeinflußten Kulturleben in Berührung kamen, viel später als das mittelalterliche, rheinische Kleindeutschland. So machen sie noch heute den Eindruck erdgeborener Menschenkinder, die auch ihre geistige und gemütliche Eigenart im Umgang mit einer schlichten, in ihrer Schlichtheit großen und wahrhaften Natur erhielten. Auch das „Seeräubertum" der Wikinger dürfen wir nicht anführen, um ihre Ahnen herabzusetzen. Die neuen Forschungen ergeben immer klarer, daß die Wikinger an vielen Küsten des baltischen Erdraumes eine ähnliche Rolle spielten wie die Phönizier im Mittelmeer, und den Umstand, daß sie etwas mehr Kriegshelden waren, wird ihnen gerade der Deutsche wohl nicht zum Nachteil auslegen.

Im Umgang mit der einfachen und doch so großzügigen Natur erhielten sich die Skandinavier weit länger als andere Völker ihre Jugend und Reinheit. Als die Schweden unter ihrem großen König Gustav Adolf nach Deutschland kamen, wirkten sie dort um ihrer edlen Einfalt und schlichten Frömmigkeit willen wie große Kinder. Alle Zeitgenossen rühmen den Siegern von Breitenfeld und Lützen aufrichtigen Biedersinn, frommen Glauben und die Fähigkeit nach, sich ihrem großen Führer vertrauensvoll hinzugeben. Sind das nicht die herrlichsten Eigenschaften, die wir Menschenkindern zuschreiben könnten?

Dabei macht sich frühzeitig ein großer Unterschied zwischen dem Norweger und dem Schweden bemerkbar, wobei auch geschichtliche Einflüsse mitwirkten. Die Jahrhunderte überdauernde Verbrüderung zwischen Norwegen und Dänemark blieb nicht ohne tiefgehende Folgen; sie brachte den Norweger sogar um seine sprachliche Eigenart, so daß die Gelehrten die Sprache ihrer Ahnen heute ausgraben wie die Prunkschiffe ihrer alten Herrscher. Der Schwede blickte dagegen mehr nach Osten. Kann man doch heute Finnland nicht behandeln, ohne der schwedischen Kolonisationstätigkeit einen recht ausführlichen Abschnitt zu widmen. Der Norweger „pflügt das grüne, kristallene Feld", der Schwede die steinige Scholle des oft genug recht dürftigen Ackers. Jener ist Seemann, dieser Bauer. So fliegt der Sinn des Norwegers in die Ferne, lernt er frühzeitig die Lebensgewohnheiten und Künste anderer Völker kennen und sucht das, was die Fremde ihm zeigte, in der Heimat nachzuahmen. Die Holzbaukunst am weltfernen Fjord brachte er so zu beispielloser Höhe und führte aus der Fremde manches Gut heim, das ihm die karge Heimat bei aller mütterlichen Liebe versagen mußte. Aber andererseits war der Norweger gegenüber dem Schweden doch auch in vieler Hinsicht im Nachteil. Der niedrige Wolkenhimmel seiner Heimat lastete drückend auf der Seele des Norwegers, und die lange Winternacht drückte sie mit

unentfliehbarer Schwere zu Boden. Sein Auge, das die Sonne nicht sah, erblickte allerlei Schreckbilder der überreizten Einbildungskraft, und Hellseher und Besessene ängstigten Nachbarn und Freunde, während robustere Naturen sich der Sinnlichkeit verschrieben, um so den Trollen und Unholden der Winternacht auf ihre Art zu entgehen. Und daneben wieder kindliche Einfalt und rührende Reinheit, Eigenschaften, die aus den Bauernnovellen eines Björnson so herzbezwingend zu uns sprechen, daß wir diese Fischermädchen und Bauernjungen deshalb glücklich preisen, weil das Leben sie noch nicht in den Kreis städtischen Daseins gezogen hat, das in den vereinzelten, auf sich angewiesenen Siedlungen der norwegischen Küste bei aller Rührigkeit doch einen kleinlichen Zug behalten mußte. Kommen uns nicht die städtischen Größen, die sozialen Führer Ibsens weniger wie Riesen als wie übergroße Zwerge vor, deren Grandezza einer gewissen Komik nur selten entbehrt? — Will man den Norweger von seiner besten Seite kennenlernen, so muß man sich an den kühnen Seemann, den wagemutigen Fischer halten. Die hat ihr gefährlicher Beruf zu ganzen Männern gemacht, und wir kennen aus dem Daseinskampf der nordischen Hochseefischer Schlachttage genug, an denen der unerbittliche Feind, der furchtbare Sturm, Hunderte von Opfern forderte. Immer wieder fischt man nach solchen Schreckenstagen gekenterte Boote auf, in deren Planken schwere Fischermesser stecken, die ihrem Herrn als letzter Halt dienten. Zählt man sie, so weiß man, wieviel Wackere an dem schwanken Gefährt um Leben und Rettung kämpften. Und doch wollen wir Gott danken, daß der Seewind die Stirn dieser Nordmänner kühlt und das schäumende Meer sie zwingt, die Augen aufzuhalten; sonst wäre der Zug zum abstrakten Grübeln, der Hang zum Doktrinären in ihrer Seele noch mächtiger geworden.

Die schwedischen Bauern sind weit einfachere Naturen. Ihre Söhne bewahren auch in anderen Berufen die Gradheit und Ehrlichkeit ihrer Väter; sie nehmen die Welt, wie sie ist, und behandeln geschäftliche Dinge als Geschäft, ohne deshalb in rein menschlichen Fragen den zu enttäuschen, der auf ihre Gutherzigkeit und ihren Opfermut gerechnet hat. Auch in der Wissenschaft haben diese ehrenfesten, fleißigen Männer allezeit Tüchtiges geleistet, ohne sonderlich viel Genialität dabei aufzubieten. Wo der Fremdling mit ihnen verkehren muß, lernt er sie bald schätzen; in der Regel sind es innerlich und äußerlich saubere Menschen. Selbstverständlich hat auch diese Regel ihre Ausnahmen, und bittere Armut ist hier wie anderswo der Todfeind der Sittlichkeit. Aber es handelt sich doch eben um Ausnahmen. Im allgemeinen rühmen alle übereinstimmend die Gastlichkeit und Ehrlichkeit, die Sauberkeit und Hilfsbereitschaft des schwedischen Landvolks.

Jene Geschichtsschreiber, welche die Bedeutung der Völker lediglich nach Taten der äußeren Politik abschätzen, mögen von den Skandinaviern recht gering denken, aber war die Selbsterziehung dieser nordischen Völker während der letzten drei, vier Menschenalter nicht auch eine Tat, eine große Tat sogar? Daß sie heute zu den gebildetsten Völkern der Erde gehören, und daß die Wohnstatt manches Nordmannes jenseits des Polarkreises ein trauliches, blumengeschmücktes Gehäuse darstellt, während die Landsleute Tartarins nicht selten in Schweineställen hausen, das alles hat sich doch nicht von selber gemacht. Darum gewährt es auch einen eigenen Genuß, die Kulturgeschichte der Schweden und Norweger an der Hand von Reisebeschreibungen aus den letzten beiden Jahr-

hunderten zu verfolgen. Manches Buch, das der gelehrte Fachmann kurzerhand als Schwarte abtun möchte, bietet uns in der Hinsicht recht viel. Gerade dies unscheinbare Schrifttum zeigt uns, wie die Skandinavier an sich arbeiteten, wie jedes Geschlecht gebildeter und weltkundiger wurde als das frühere. Wüßten wir von ihrer Art, ihrer Sprache ebensoviel wie sie von der unseren, so möchte das der Sache der germanischen Völker nichts schaden; vermutlich ist die geistige Sendung dieser Menschen mit Nansen, Björnson und Ibsen, mit Nordenskiöld, Strindberg und der Lagerlöf noch lange nicht abgeschlossen. Hoffen wir nur, daß ihre Enkel die Begriffe Kultur und Zivilisation nicht verwechseln! Der moderne Stockholmer legt uns diese Besorgnis recht nahe. Als wollte er zwischen sich und dem Bruder Bauer draußen auf dem flachen Lande eine möglichst große Kluft schaffen, legt er auf allerlei Äußerlichkeiten in Kleidung und Gesellschaftsformen einen übertriebenen Wert und zeigt immer wieder, daß die romanische Zivilisation ihm wertvoller erscheint als deutsche Kultur, daß ihm Paris mehr bedeutet als Wittenberg und Weimar. Sieht der Deutsche die prächtigen nordischen Menschen, die sich zu diesem Mummenschanz hergeben, so überkommt ihn tiefe Betrübnis, aber wir wollen uns trotz alledem den Glauben nicht rauben lassen, daß all dies posierende Getue — auch Strindberg war von Pose durchaus nicht frei — doch nur ein Zwischenspiel in der nordischen Geschichte bedeute, jenseits dessen die Skandinavier den Weg zu echtem Menschentum und einfältiger, großer Kunst finden werden. Hoffentlich wird es ihnen auch noch klar, daß die Völker als Ganzes ihre Rolle auf dem Welttheater spielen, deren Ausfall von ihrem Willen und Opfermut, hoher Zielsetzung und zähem Streben abhängt, und daß auch die Schweden und Norweger höhere Aufgaben haben, als Einzelhelden zu stellen, die als Entdecker und Gelehrte ihren Mann stehen. Möchte mit den alten Königsbooten der Wikingerzeit, die man in unseren Tagen der nordischen Erde entriß, auch jener Wikingergeist wiedererstehen, der sich dessen bewußt ist, daß der Völker keine große Zukunft, kein höheres Leben harrt, die nicht bereit sind, dies Leben für höchste Ziele einzusetzen! Und möchten sie doch begreifen, daß ihre Zukunft nicht so sehr in der Ausbildung der Industrie liegt, als in der zielbewußten Kolonisation aller der Gebiete, in denen frisch gerissene Furchen noch goldene Samen gedeihen lassen! Was für den Deutschen der Osten, für den Amerikaner der wilde Westen bedeutet, das bedeutet für Skandinavien, namentlich für Schweden, der noch anbaufähige Norden. Man spricht so oft von dem Kulturdünger der deutschen Auswanderer, aber die Fristen sind gar nicht lang, in denen Skandinavien je eine Million seiner Kinder an die Fremde abgibt, Opfer an bestem Menschentum, das in Übersee verweht und verflattert, ob es gleich der Heimat treffliche Dienste leisten könnte. So arm Skandinavien auch sein mag, könnte es doch bei richtiger Arbeitsverteilung das Anderthalbfache seiner heutigen Bevölkerung ernähren, und allein 10 Millionen Schweden würden für das Germanentum Europas eine unschätzbare Bereicherung bedeuten.

Die Finnen und Quänen haben wir nur im höchsten Norden zu suchen. Der Zahl nach spielen sie kaum eine Rolle; die Besten von ihnen suchen es den Schweden in Fleiß und Sauberkeit gleichzutun, andere hausen in Höfen, vor deren Schmutz der Reisende zurückschaudert.

In eine ganz andere Welt kommen wir, wenn wir die Gastfreundschaft der Lappen genießen wollen. Die einen von ihnen ziehen als Wanderlappen mit ihren

Renntierherden vom Fjeld zur Ebene, von der Küste zum Fjeld und bestreiten auch heutzutage noch alle Lebensbedürfnisse von dem, was ihnen der Hirsch des Nordens schenkt, die anderen wohnen in Blockhäusern, deren Form das alte Wanderzelt noch treulich nachahmt, und bauen Gerste, Rüben und Kartoffeln, wie sie das von den „Weißen" gelernt haben. In ihrer Seele schlummert das reiche Traum- und Triebleben des Naturmenschen, das dort nicht dürftiger ist, wo das Nordlicht die Rolle der Sonne übernehmen muß. So ist es verständlich, daß die Dichter des Nordlandes diesen Naturkindern neuerdings immer größere Teilnahme schenkten und dabei immer besser begriffen, daß ein reiches Seelenleben nicht an die Lebensformen äußerer Zivilisation gebunden ist. Aber als wesentliche Gehilfen skandinavischer Kulturarbeit dürfen wir weder die Finnen noch die Lappen bezeichnen; sie werden den Anthropologen allezeit mehr angehen als den Wirtschaftsgeographen.

WIRTSCHAFTSLEBEN

Ebenso wie das Klima Skandinaviens von dem abweicht, das wir sonst unter der Breite dieses Landes finden, dürfen wir auch sein Wirtschaftsleben kaum als das eines subarktischen Landes bezeichnen. Das gilt einmal von der Landwirtschaft, denn wo träfen wir sonst ein Gebiet, in dessen Dörfern noch jenseits des Polarkreises Ackerbau und Viehzucht in gleicher Weise zu ihrem Rechte kommen? — und zum anderen auch von dem schwedischen Bergbau, ist doch die Ausnutzung solcher Bodenschätze im allgemeinen auf südlichere Breiten beschränkt. Nur die Fischerei würden wir von vornherein an Skandinaviens Küsten erwarten; wie wir sehen werden, spielt Norwegen in dieser Hinsicht eine ähnliche Rolle in der Weltwirtschaft wie die Neufundlandinseln oder die Inseln des nördlichen Japan.

Es ist begreiflich, daß manche Geographen die schwedische L a n d w i r t s c h a f t — von der norwegischen gilt dies noch viel mehr — als recht unbedeutend hinstellen. Das läßt sich aber nur halten, wenn sie die skandinavische Landwirtschaft mit der anderer Länder Europas vergleichen; für den Haushalt der einheimischen Bevölkerung ist sie wichtig genug; ist doch der Schwede vor allem seit jeher hauptsächlich dieser Tätigkeit zugewandt. Ihre Eigenart können wir aber nur dann recht begreifen, wenn wir uns über die Bedingungen, mit denen der nordische Bauer rechnen muß, klar geworden sind. Wer nur die knappen Angaben eines kurzgefaßten Lehrbuchs kennt und bei deren Würdigung nur an deutsche Verhältnisse denkt, käme zu argen Fehlschlüssen.

Geradeso wie im Mittelmeergebiet dehnt sich die nordische Körnerwirtschaft nicht behaglich auf weiter Fläche, wie wir das in den Fruchtgefilden unseres Vaterlandes gewöhnt sind. In der Regel — b e s o n d e r s begünstigte Lagen abgerechnet — haben die Kornfelder und Wiesen etwas Oasenhaftes, geradeso wie in den Mittelmeerländern, nur daß diese nordischen Fruchtoasen nicht in Macchien und Heiden, sondern im Walde liegen.

Wäre es uns möglich, ganz Skandinavien aus der Vogelschau zu überblicken, so sähen wir unter uns inmitten des Landes die baumlosen Hochebenen des Gebirges, in denen hier und da gewaltige Eisfelder aufblinken. Im Westen fiele dieses Hochland so steil zum Meere ab, daß wir, falls das Land von Osten her beleuchtet würde, an Norwegens Küsten in der tiefen Schattenlage überhaupt

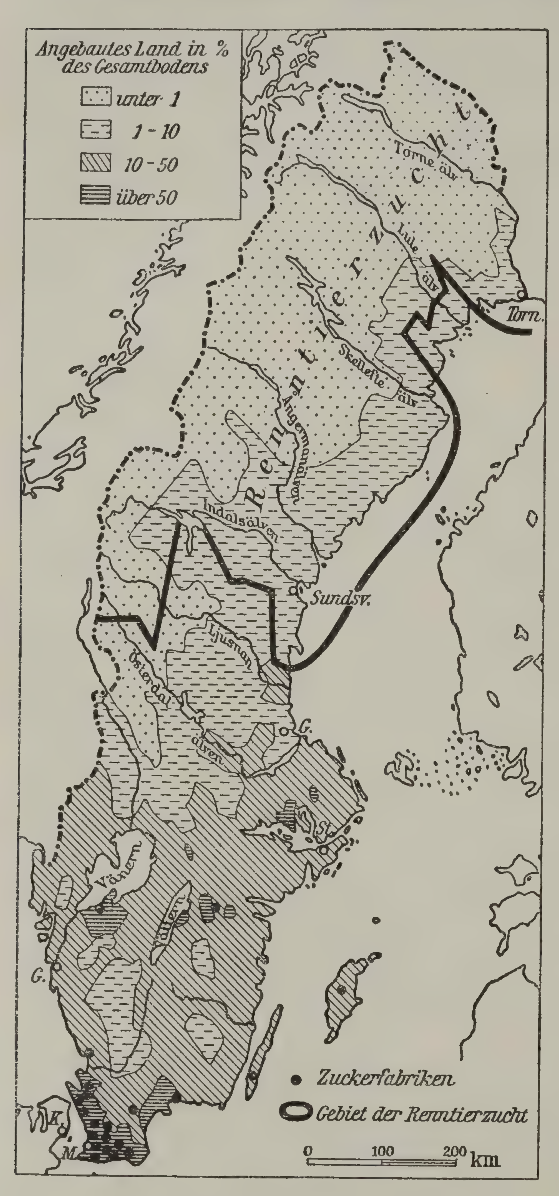
nichts wahrnehmen könnten, nach Osten zu aber senkte sich der grüne Teppich des Waldes hinab, dunkler im Norden und in der Nähe des Gebirges, lichter im Süden und in tieferen Lagen, wo die Laubbäume weitere Flächen erobern konnten. Und je näher wir der Küste und dem Süden kämen, desto häufiger fänden wir inmitten des Grüns gelbe Flecke, die uns reifende Kornfelder anzeigen, am dichtesten in der großen Senke der weiten Seen und den reichen Provinzen des äußersten Südens.

Weil der Anbau der Feldfrüchte in Skandinavien so erstaunlich weit nach Norden vordringt, liegt es nahe, daß dieser Umstand von den Reisenden immer wieder besonders hervorgehoben wird. Findet ein Tourist unter dem 64. ° n. Br. in günstiger Sonnenlage am Fjordufer noch ein Weizenfeld, so findet er nicht Worte genug, um dieser Merkwürdigkeit gerecht zu werden. Dabei vergißt er aber nur allzuleicht, daß es sich eben nur um eine Merkwürdigkeit, eine seltene Ausnahme handelt, und denkt bei sich, der Weizenbau gehe in Skandinavien bis zum 64.° hinauf, während er in Wirklichkeit nur im äußersten Süden nennenswerte Erträge liefert. Ähnlich steht es mit anderen Nutzgewächsen; oft genug entspricht ihr Vorkommen dem jener Zypressen am Bodensee, um derentwillen niemand diesen Baum als einen deutschen Landsmann bezeichnen möchte. Die Fruchtoasen am Ufer der nördlichen Fjorde entsprechen etwa jenen wohlig durchwärmten Schwarzwaldtälern, wo Mandel und Feige reifen und der Gärtner seine Zwergpalmen — wagemutig genug — immer wieder im Freien überwintern möchte —, so erfreulich sie sind, vermögen sie doch ihre Umwelt kaum wesentlich zu beeinflussen.

Namentlich in Norwegen herrscht die freie Natur mit fast unbestrittener Macht. Während in Deutschland das Ödland nur selten in einem Gau mehr als 10% der Fläche beanspruchen darf, beträgt diese Verhältniszahl in Norwegen rund 70%. Auf dem besseren Boden wogt der Wald, dem man nur 3% Wiesen und 1% Ackerland abgerungen hat, d. h. in einem Lande, das dem alten Königreich Preußen an Größe etwa gleichkommt, bedeckt die Ackerflur kaum die Räume des Herzogtums Anhalt. In Schweden ist das Ödland etwa auf ein Drittel des Raumes beschränkt worden, über 9% (vor allem in der großen Senke und südlich davon) geht der Pflug, und 3% — ebensoviel wie in Norwegen — stehen dem Viehzüchter als Wiese und Weide zur Verfügung. Schon an diesen Zahlen sehen wir, wieviel besser der Ackersmann in Schweden daran ist; während er sich in Norwegen mit einer Fläche begnügen mußte, die dem Herzogtum Anhalt entsprach, steht ihm in Schweden ein Gebiet zur Verfügung, auf dem Baden und Württemberg reichlich Platz fänden.

Das Hauptgetreide Skandinaviens ist der Hafer, vor allem in Schweden, wo der Roggen sich mit der Hälfte, die Gerste mit einem Viertel seiner Anbaufläche begnügen muß. In Norwegen kommt die Gerste dem Hafer an Bedeutung recht nahe, während der Roggen ganz zurücktritt. Im Vergleich zu diesen Getreidearten hat der Weizen hier wie dort mehr floristische Bedeutung als wirtschaftlichen Wert. Wirkliches Heimatrecht hat der Roggen bis 66°, der Hafer bis 64° n. Br. Jenseits dieser Grenzen muß sich ihr Anbau auf besonders günstige Lagen beschränken, während die Gerste noch in der Nähe des Nordkaps reift. Von großer Bedeutung für das Land ist die Kartoffel, die an Anspruchslosigkeit mit der Gerste wetteifert. Neben sie treten, namentlich im hohen Norden, manche Rübenarten, die sich an den kurzen Sommer gewöhnt haben. Der

Zuckerrübenbau beschränkt sich auf den äußersten Süden, während Hanf und Flachs auch unter mittlerer Breite genügende Erträge liefern. Als Nordgrenze des Obstbaus werden wir etwa 62° n. Br. annehmen dürfen; jenseits dieser Linie ist er an besonders günstige Lagen gebunden. Selbstverständlich gilt das nicht für das Beerenobst; fühlen sich doch die Beerengewächse gerade im subarktischen Gebiet am allerwohlsten; aber nicht nur jene Arten, deren Verwandte die Tundra in ihren Blütenmantel hüllen, sondern auch unsere Stachelbeere kann an den nördlichsten Fjorden noch mit Erfolg gezogen werden.



Intensität des Ackerbaus in Schweden, Rübenzuckerfabriken, Renntierzucht

Und die Skandinavier müßten nicht Germanen sein, sollten sie sich nicht allerorten dem Garten- und Gemüsebau mit besonderer Vorliebe zuwenden. Bewundern wir am Altenfjord den Gemüsegarten des Ansiedlers, so überkommt uns immer wieder das Gefühl, er treibe diese Arbeit nicht nur um des Nutzens willen, sondern weil er sich all des pflanzlichen Lebens von Herzen freue. So kommt er auch darüber hinweg, wenn die Zuckererbsen, die zu Ende des August in die Küche wandern sollen, wieder einmal in einem ungünstigen Jahre nicht recht zur Entwicklung kamen.

Mit den klimatischen Bedingungen des Landes müssen wir auch rechnen, wenn wir die Viehzucht Skandinaviens recht würdigen wollen. Am Torneåälv ist das Rind ebensogut menschliches Nutztier wie in der deutschen Marsch und auf den Weiden Andalusiens. Aber während es am Torneåälv neun Monate lang im Stall verbleibt, schrumpft diese Zeit in günstigen Lagen der Nordseemarsch auf die Hälfte zusammen, und schon die prächtigen Rinder des Rhonedeltas kennen den Stall kaum vom Hörensagen. Eine so wichtige Rolle die Kuh auch im Leben des Nordlandsbauern spielen mag, fällt es ihm doch nicht leicht, den kostbaren Viehstapel

zu erhalten und zu mehren. Wer nordische Bauernnovellen kennt, weiß, wie oft das Vieh im Frühling geschlachtet werden muß, weil es durch die lange Winterhaft so entkräftet ist, daß es sich nicht auf den Beinen erhalten kann, zumal auch das Winterfutter — gekochtes Sumpfgras in Nordschweden, Fischabfälle in Norwegen — nur einen kümmerlichen Ersatz für die Stoffe bildet, welche in Deutschland zur winterlichen Stallfütterung verwandt werden. Die Pferde sind zwar zahlreich — auf je 2 Einwohner kommt ein Pferd —, dienen aber ganz anderen wirtschaftlichen Aufgaben als bei uns; ein deutscher Landwirt möchte die Karriolpferdchen, ohne die sich der Verkehr in Skandinavien kaum denken ließe, verächtlich nur als Ponys bezeichnen. Schafe und Ziegen nutzen, namentlich in Norwegen, kargere Weidehänge aus. In diesem Lande spielt die Sennerei eine viel größere Rolle als in Schweden. Die zahlreichen „Fäbodar" Dalarnes werden wohl oft schlechthin als Sennereien bezeichnet, entsprechen aber doch mehr Einödhöfen, die hauptsächlich auf Viehzucht eingestellt sind.

In den meisten Gegenden des Nordens haben die Einwohner hart zu schaffen, um sich mit den Ihren durchzubringen; aber in guten Lagen begegnen wir noch jenseits des Polarkreises ziemlichem Wohlstand. Vergegenwärtigen wir uns nur einmal, was Du Chaillu vom Dorfe Pajala (unter 67° 10′ am rechten Ufer des Torneåflusses) sagt:

„Die Zahl der Bevölkerung belief sich auf etwa 150 Personen, welche sich auf 25 Wohnstätten verteilten; der Viehstand des Dorfes umfaßte 35 Pferde, 220 Stück Rindvieh und etwa 600 Schafe; an Wolle zum Spinnen und Anfertigen der Kleidung war also wenigstens kein Mangel. Der Preis eines ziemlich schönen Bauernhofes mit gutem Wohnhaus und sonstigen Gebäuden soll in hiesiger Gegend ungefähr 1000 $ betragen, der reichste Mann des Ortes soll ein Vermögen von 10 000 $ besitzen, während andere auf 1—4000 $ geschätzt werden. Das schöne Schulhaus macht der kleinen Gemeinde im hohen Norden alle Ehre, auch das Wirtshaus ist sehr gut und die Speisen bei mäßigem Preise ganz vortrefflich."

Aber dennoch werden selbst in guten Lagen die Einwohner oft daran erinnert, daß sie den Frostriesen gar zu nahe behaust sind. Treten die Nachtfröste zu früh ein, so tritt der Hunger seine harte Herrschaft an, und dem Brotmehl muß immer mehr Birkenrinde und Renntiermoos beigemischt werden, geradeso wie auch das Vieh auf Streu verzichten und mitunter mit der kümmerlichsten Nahrung auskommen muß.

In Nordschweden gehört oft genug demselben Besitzer eine Rinder- und eine Renntierherde, wenn auch die meisten dieser nordischen Hirsche den Lappen zu eigen sind. Im Hochland des Innern begegnen wir ihnen noch südlich der Breite von Drontheim; ihre Zahl mag 300 000 betragen, was einem Geldwert von etwa 3 800 000—4 200 000 Kronen entsprechen würde.

Bei der Ausdehnung der nordischen Wälder (in Norwegen 24%, in Schweden 52% des Bodens) ist es selbstverständlich, daß Holzfällen, Arbeit in den zahlreichen Sägemühlen, Holzflößen, Holzverladen und verwandte Hantierungen einem großen Teil der Bevölkerung lohnende Beschäftigung geben. In Norwegen wie in Schweden finden wir Gegenden, unter deren Landschaftsbilder ein Maler schlankweg das Wort „Holz" setzen könnte. Weite Flächen verschwinden unter lichtgelben Dielen, stundenlang wandern wir zwischen Sägewerken dahin, die im Handumdrehen aus den Riesen des Waldes allerlei Nutzholz machen, Seen und Flüsse sind von Floßholz überbrückt, dessen Stämme im Taumeltanz über

Wehre und Wasserfälle hinabschießen (vgl. auch die Karte auf S. 811). Wollen wir Bilder dieser Art sehen, so brauchen wir uns in Norwegen nur nach Drammen oder Frederikshald zu begeben oder im schwedischen Jämtland die Ortschaften an dem mächtigen, waldumfriedeten Storsee aufzusuchen. Und diese Waldnutzung hat noch eine gewaltige Zukunft, weil man in Skandinavien — im Gegensatz zu vielen slawischen Ländern — rechtzeitig zu vernünftiger Waldwirtschaft übergegangen ist, so daß jedes Geschlecht nur die Zinsen der Waldschätze nutzt, das Kapital aber trotz des langsamen Wachstums der nordischen Bäume späteren Enkeln erhalten bleibt.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst auch die Zahl der Arbeiter, die im Bergbau tätig sind, namentlich in Schweden, das die Natur durch unerschöpfliche Erzschätze für die Reichtümer entschädigen wollte, die Norwegen in seinen Fischgründen vor ihm voraus hat.

Die Eisenerzschätze Schwedens (vgl. die Karte auf S. 826) verteilen sich auf drei große Lager. Das südlichste finden wir am Südufer des Vätternsees; seinen Mittelpunkt bildet der mächtige Eisenblock des Taberges. Neuerdings tritt dies Lager sehr zurück, weil sein Erz schwer schmilzt und kaum ein Drittel Metall enthält, während man in Lappland mit dem doppelten Metallgehalt rechnen darf. Das mittlere Lager haben wir nördlich von Stockholm, rund um Dannemora, zu suchen. Am reichsten aber ist das dritte Lager, in Lappland, wo Gellivara und Kirunavara über schier unerschöpfliche Erzlager verfügen. In Gellivara werden jetzt jährlich durch 2000 Arbeiter mehr als 600 000 t Erz gefördert, das über Luleå und Narvik ins Ausland geht. Im ganzen bringt Schweden jetzt jährlich etwa 4 000 000 t Erz (3—4% der Welterzeugung) auf den Weltmarkt, von dem der größte Teil nach Deutschland geht.

Auch Kupfer wird in Schweden viel mehr gefunden als in Norwegen, wo Röros am Glommen geringe Mengen liefert. Das altberühmte Bergwerk von Falun, das uns Deutschen durch die Novelle E. Th. A. Hofmanns bekannt wurde, scheint sich jedoch allmählich zu erschöpfen und liefert jetzt nur noch einen Jahresertrag von 16 000 t. Wesentlich ist auch der Abbau von Zinkerzen; Silber und Blei werden in der Gegend von Uppsala gewonnen. Das Fehlen von Steinkohlen wird bei diesem Erzreichtum doppelt schmerzlich empfunden, denn was die Kohlenlager bei Helsingborg liefern (300 000 t), kommt für industrielle Zwecke kaum in Betracht.

Norwegens Bergwerke sind dagegen die Fischgründe des Küstenmeeres, wo in dem seichten Schelfgewässer Kabeljau und Hering in fabelhaften Mengen laichen. Man hat berechnet, daß etwa 8% der norwegischen Bevölkerung auf mehr als 10 000 seetüchtigen Booten und etwa 300 Dampfern diesen Fischen nachstellen, und zwar wird der Fang des Kabeljaus namentlich im Westfjord zwischen dem Festland und den Lofoten vom Januar bis April betrieben. Alle Orte an der Innenseite der Lofoten stehen dann im Zeichen des Kabeljaufangs, jeder Schuppen wird zum Fischspeicher, jeder Platz zur Arbeitsstätte der Frauen, die mit dem Ausnehmen und Zurichten der Fische beschäftigt sind; widriger Fischgeruch legt sich über die ganze Gegend, verdirbt aber den rührigen Handelsherren, die den Fisch im großen — zumeist nach Bergen — verhandeln, nicht die gute Laune, denn ein gutes Fangjahr trägt ihnen manchen Dollar ein; werden doch bisweilen an die 80 Millionen Kabeljaus im Werte von über 20 Mill. Mark gefangen.



B. Mesch, Kiruna

Zwei Gipfel im Kebnekaissegebiet



B. Mesch, Kiruna

Die Porjusfälle in Lappland



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Oslo



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Lillehammer in Hedemarken

Während der Fang des Kabeljaus hauptsächlich an den Lofoten betrieben wird, verteilt sich die Heringsfischerei auf die ganze Westküste bis zu den Lofoten hinauf. Leider ist der Hering nicht so zuverlässig wie der Stockfisch. In manchen Jahren stellt er sich nur spärlich ein, während zu anderer Zeit geräumige Fjorde von den silberigen Fischleibern fast erfüllt sind, so daß man nur ihren Ausgang mit Netzen zu verstellen braucht, um die überreiche Ernte zu bergen. In guten Jahren mag der Heringsfang etwa 10 Mill. Mark einbringen, d. h. mehr als die ganze schwedische Seefischerei.

Dabei ist mit diesem unmittelbaren Gewinn der Nutzen der Fischerei nicht erschöpft. Im leichten Fischerboot erzieht das stürmische Meer das junge Volk zu kernfesten Seeleuten, die Norwegens Handelsflagge zu den entferntesten Meeren der Erde tragen und es ermöglicht haben, daß die heimische Flotte in der Frachtschiffahrt heutzutage eine ähnliche Rolle spielt, wie einst die holländische vor der ihr so verhängnisvollen Schiffahrtsakte des großen Oliver Cromwell.

Als die nordische Halbinsel in das europäische Wirtschaftsleben einbezogen wurde, hatten ihre Bewohner dem Händler eigentlich nur das zu bieten, was ihnen die Natur sozusagen aus erster Hand bescherte, den Honig und das Wachs der Bienen, die Felle der Waldtiere und vor allem eine Fülle von Seefischen. Nach allen diesen Waren trug damals die Welt noch mehr Verlangen als heutzutage; erheischte doch der Gottesdienst unzählige Wachskerzen, während die Fastengebote der Kirche das Verlangen nach billiger Fischkost steigerten. Der Honig aber spielte damals noch die Rolle des Rohrzuckers, und Deutschlands reiche Bürger setzten ihren Stolz darein, im kostbaren Pelzmantel vor den Ratsverwandten einherzuprunken.

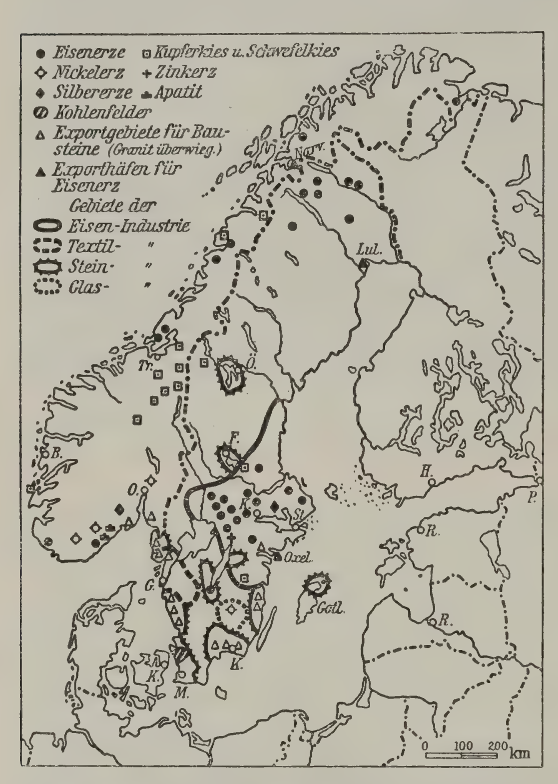
Als Gegenwerte für diese Güter brachte der Hanse den schlichten Söhnen des Nordlands die Erzeugnisse des heimischen Gewerbefleißes, die Waren und Gewürze des Orients und nebenher noch wertvollere Gastgeschenke. Mochte der hansische Kaufmann noch so bewußt danach trachten, seine oft genug übervorteilten Kunden in ihrem einfältigen Kindheitsalter zurückzuhalten, selbst wider seinen Willen wurde er zu ihrem Lehrer und übermittelte ihnen die höhere Bildung seiner Heimat, bis die Bevormundeten der Mundschaft des Fremden entwachsen waren.

Aber noch recht lange blieb das Wirtschaftsleben Skandinaviens ziemlich einfach und einfältig. Der Bauer war von jeher daran gewöhnt, fast alles, was er bedurfte — wie das auf der Stufe der Naturalwirtschaft die Regel ist —, selber herzustellen, und auch die Bewohner der recht unansehnlichen Städte kümmerten sich noch wenig um fremde Waren. Der Schuster machte dem Schreiner die Stiefel und dieser zimmerte ihm dafür seinen Sarg. So ging es von Geschlecht zu Geschlecht.

Wesentlich anders wurde das erst, als im 19. Jahrhundert die natürlichen Reichtümer des Landes zur rechten Geltung kamen, die Bergwerke des europäischen Hochkulturkreises gar nicht genug Grubenholz bekommen konnten, die Schwerindustrie eine unbegrenzte Aufnahmefähigkeit für die nordischen Erze zeigte und das papierne Zeitalter mit Zellulose und Papiermasse versorgt werden mußte. Da entstanden im weltfernen Lappland, wo vordem nur einsame Waldbauern ihr Dasein gefristet hatten, lebhafte Bergwerksorte, jede Küstenstadt mußte sich rüsten, den Umschlag der ins Ausland strebenden Rohstoffe zu bewirken, und es war dann nur natürlich, daß die anwachsende Bevölkerung sich auch bald bemühte,

ihren Bedarf an Industriewaren, soweit nur irgend möglich, in dem eigenen Lande herzustellen.

Das war fürs erste gar nicht leicht, da die Natur Skandinavien Steinkohlenschätze versagt hat. Aber einmal war die Fracht für fremde Kohlen als Wasserfracht nicht allzu teuer, und zum anderen lernte man mehr und mehr die Kraft der reißenden Gebirgsströme verwerten, so daß der Tag längst erreicht worden ist, wo die Steinkohle als Kraftspender bescheidentlich hinter ihnen zurücktrat. In Schweden setzte diese Entwicklung weit stärker ein als in Norwegen, dessen spärliche Bevölkerung sowieso schon von anderen Erwerbszweigen, wie der Fischerei und Schiffahrt vor anderen, hinlänglich in Anspruch genommen wurde.



Bodenschätze Skandinaviens (nach dem „Handbuch der regionalen Geologie“) und Industrie Schwedens (nach Guinchard, „Schweden“, 2. Aufl., 1913)

Begreiflicherweise suchte man vor allem die Massengüter der Schwer- und Textilindustrie im eigenen Lande herzustellen. Gießereien und Maschinenfabriken entstanden hauptsächlich in Malmö, Lund und Stockholm. Namentlich entwickelte sich Eskilstuna zwischen Hjelmar- und Mälarsee zum „schwedischen Sheffield“ und versorgte Europas Norden mit trefflichen Stahlwaren. Die Baumwollspinnerei konnte sich vornehmlich in Stockholm, Gotenburg und Oslo immer mehr entfalten; aber auch in kleineren Städten, wie Norrköping, Gävle und Drammen, beschäftigte sie bald viele Arbeiter. Welche Bedeutung dem Holz im Erwerbsleben des Landes zukommt, haben wir schon hervorgehoben, so daß wir hier nur auf die wichtige Zündholzindustrie (in Jönköping, Kalmar, Örebro und Oslo) hinzuweisen brauchen. Daß daneben alle Gewerbe, die sich unmittelbar an die Landwirtschaft anschließen, wie die Müllerei und andere, nicht zurückblieben, versteht sich von selber.

Alle diese Gewerbe entwickelten sich erklärlicherweise am schnellsten in den lebhaftesten Städten des Landes, d. h. in dessen Hafenplätzen, deren wirtschaftliche Eigenart in allen wesentlichen Stücken etwa der unserer norddeutschen Hafenstädte entspricht, nur daß die Verhältnisse in Skandinavien bescheidener blieben. Das ergab sich ja schon aus der Menschen- und Geldarmut der nordischen Länder, wo keine Großmacht Linienschiffsbauten und Heereslieferungen zu vergeben hatte. So erklärt es sich denn auch, daß die drei ansehnlichsten

Städte Skandinaviens zusammen die Einwohnerzahl der einen deutschen Handelsstadt Hamburg noch immer nicht erreicht haben.

SIEDLUNGEN

Diese wirtschaftlichen Verhältnisse muß man kennen, um die weitere Entwicklung der Siedlungen zu begreifen, deren Verteilung ursprünglich durch die Bodengestalt des Landes und die Wegführung bedingt war.

Hinsichtlich der Siedlungen zeigt sich Norwegen als das rechte Gegenteil eines Landes wie Frankreich, bei dem wir auf den ersten Blick erkennen, daß das ganze Land wie der Körper eines hochentwickelten Wirbeltieres auf ein einziges Nervenzentrum angewiesen ist. Norwegen scheint es dagegen mit den Insekten zu halten, in deren Körper wir eine große Zahl von Ganglienknoten finden, die durch Nervenstränge miteinander verbunden werden.

Jeder norwegische Fjord bildet eigentlich einen Lebensraum für sich, und an jedem finden wir eine oder mehrere Siedlungen, die dessen Bedeutung entsprechen und solche Nervenganglien darstellen. Den Nervenstrang, der die einzelnen Ganglien oder Ganglienpaare verbindet, müssen wir jedoch nicht auf dem Lande, sondern in dem Küstenmeer suchen, wo die Schiffahrt sich bemüht, die Verbindung zwischen den einzelnen Fjorden aufrechtzuerhalten. Selbst die Hauptstadt Norwegens ist im Grunde genommen nur der Mittelpunkt einer einzigen, für sich bestehenden Küstenlandschaft, die bis zum Bau der Gebirgsbahnen von Orten wie Bergen und Drontheim sehr entschieden getrennt war. Allerdings hatte dieser leidige Zustand auch sein Gutes, da die einzelnen Städte so gezwungen wurden, sich geistig wie wirtschaftlich möglichst auf eigene Füße zu stellen. Führte das auch mitunter zu verbissener Eigenbrötelei, wenn in Kristiania der Schlachtruf „Ibsen“ und in Bergen die Losung „Björnson“ tönte, so handelte es sich dabei schließlich doch auch um jenen Streit, welcher der Vater des Fortschritts zu sein pflegt.

Aber nicht nur die Städte, selbst die Dörfer litten in Norwegen an dem Raummangel, an der bedrückenden Enge ihrer Umwelt. Nur allzuoft bot die schmale Siedelungsrampe am Fjordufer bloß Platz für ein einziges Gehöft, so daß geschlossene volkreiche Dörfer dort die Ausnahme bilden. Um so mehr bemühte sich der Nordmann, sein Haus möglichst wohnlich zu gestalten, und erwies sich dabei immer wieder als Meister der Holzbaukunst, nicht nur dann, wenn es sich darum handelte, die schmucken Holzkirchen mit einer Unmenge übereinandergeschachtelter Balkendecken zu schmücken.

Von den großen Städten des Landes trägt Drontheim (Trondhjem; 56 000 Einwohner) am meisten geschichtliches Gepräge. Blicken wir zu seinem alten Dom empor, so denken wir der Tage, da Norwegens Könige hier zur Krönung niederknieten. Hier weilen wir im alten Kernlande Norwegens, weit entrückt dem dänischen Herrn und Feind. Rastet der phantasiereiche Fremdling an dem stillen Fjord, so tauchen Bilder einer großen Vorzeit vor ihm auf und er gedenkt gewaltiger Taten, die leider zumeist ebenso grausam wie heldisch waren, wenn wieder einmal im unerbittlichen Bruderkampf der Gegner kaltherzig zusah, wie die Feinde unter dem einstürzenden Gebälk der verbrannten Holzburg ein jammervolles Ende fanden.

In Bergen, Stavanger (93 000 bzw. 46 000 Einw.) und den übrigen Küstenstädten ist alles auf den Handel eingestellt. Das Heute gilt, „und es herrscht der Erde Gott, das Geld". Bergen, dem der Fischhandel seit den Tagen der Hansa überragende Bedeutung gesichert hat, wird bald mit der Einwohnerzahl einer Großstadt aufwarten können, doch dürfte es, ungleich Gotenburg, auch fürderhin hinter der begünstigteren Hauptstadt des Landes bescheidentlich zurückstehen. Wer suchenden Auges durch die Gassen der bergumrahmten Handelsstadt geht und sich von den Ahnen seiner Gastfreunde erzählen läßt, wird in der Regel auch bald feststellen, daß der Deutsche, der Hanse in dieser Stadt ehedem wohl behaust war.

Im Gegensatz zu diesen Siedlungen trägt Kristiania (270 000 Einw.) durchaus das Gepräge einer modernen Großstadt, mochten seine Einwohner auch neuerdings seinen Erstlingsnamen Oslo aus der Urväter Truhe wieder hervorkramen. Ja, oft genug haben wir in Oslos neuen Stadtteilen das Gefühl, wir seien ein paar Menschenalter zu früh gekommen und hätten die Städter beim Bau ihrer Wohnstätte wie unangemeldete Gäste überrascht, ehe sie noch überall Wald und Wiese, Feld und Holzraum in die rechte Entfernung von den funkelnagelneuen Straßenzügen rücken konnten. Nordisch mutet uns diese Hauptstadt durchaus nicht an, namentlich wenn wir im Sommer dort Einkehr halten und von ragender Warte ein großzügiges Gemälde überschauen, auf dem klare Meerflut, halbfertige Stadtviertel, nackter Fels und blauschwarze Nadelwälder ein ebenso malerisches wie anscheinend willkürliches Durcheinander bilden.

Geben wir uns hier im lauen Junimond dem Zauber der „weißen" Mitternachtstunde hin, so müssen wir uns schier gewaltsam daran erinnern, daß dieselbe Flagge, die unseren Wirtsgarten schmückt, an stürmischen Lenztagen über dem tranduftenden Tromsö flattert und zur Weihnachtszeit „sichtbar unsichtbar" auf Hammerfests endlose Winternacht niederschaut. Mit 270 000 Einwohnern beherbergt Oslo etwa den achten Teil der Bevölkerung des Landes; fast alle Bildungsanstalten drängen sich hier zusammen. Fragen wir den Arzt im entlegenen Dorf, den Pfarrer am weltfernen Nordlandsfjord, wann er in Oslo gewesen sei, so können wir sicher sein, daß er diese Frage als etwas Selbstverständliches hinnimmt und uns gleich die entsprechende Antwort gibt.

Die städtischen Siedlungen Nordschwedens, etwa bis Gävle hinunter, könnten wir ganz gut mit denen Norwegens vergleichen. Sie verhalten sich hier zu den Flüssen ganz ähnlich wie Norwegens Städte zu den Fjorden, und es ist nur allzu berechtigt, daß die Ströme ihren Namen tragen. Dichter besiedelt ist eigentlich nur der Küstenstreifen landeinwärts bis zu der wichtigen Küstenbahn. Hinter dieser Linie finden wir Höfe, Weiler und Dörfer nur noch recht vereinzelt. Je nach ihrer Lage können sie recht verschieden aussehen. Hier erreichen wir das einsame Gehäuse des Holzfällers, der sich nur gar zu gern etwas als Bauer und Gärtner betätigen möchte, ohne jedoch seitens der kargen Natur dabei rechte Unterstützung zu finden. Dort grüßen uns wieder im geschützten Flußtal freundliche Dörfer inmitten von Gerstenfeldern, Kartoffeläckern und blumigen Wiesen wie äußerste Vorposten des glücklicheren, reicheren Landes weiter nach Mittag zu. Aber beide Ansiedelungen sind doch nur schlichtes Beiwerk einer großen Natur, die dem Menschen gegenüber ihr Herrenrecht wohl zu wahren weiß. Anspruchslos fügen sich die Holzhäuser in die Landschaft ein, nicht viel anders als in Rußland, nur daß die Sauberkeit und Gesittung ihrer Bewohner

sie zu weit freundlicheren Gehäusen machen. Auch im schwedischen Bauernhause ist der riesige Ofen der wichtigste Teil der Ausstattung, nur daß der Schwede sich noch den Vorzug besonderer Bettstellen leistet, die tagsüber wie Schubfächer in die Wand geschoben werden, um den kargen Raum nicht noch weiter zu beengen.

Und schlicht genug sind auch die Hafenstädtchen der nordischen Läne (Provinzen), das durch seine Wetterwarte wohlbekannte Haparanda, Luleå (11 000 Einw.), dem als Ausfuhrhafen des nordischen Erzgebietes noch eine größere Zukunft erblühen dürfte, Umeå, Hernösand und wie sie alle heißen mögen. Erst Sundsvall (18 000 Einw.) und Gävle (38 000 Einw.) möchten wir, an schwedischen Verhältnissen gemessen, als Mittelstädte bezeichnen. Jenes verdankt seinen Aufschwung dem Holzhandel, dieses, in dessen Hinterland auch die Bergwerksstadt Falun (13 500 Einw.) zu suchen ist, der Erzausfuhr; ihretwillen wurde Gävle mit Hafenanlagen ausgestattet, um die es vor kurzem noch manche norddeutsche Hafenstadt beneiden mußte.

Im allgemeinen gleicht die Städtereihe zwischen Gävle und Haparanda einer Perlenschnur, an der die Perlen recht vereinzelt sitzen und immer kleiner werden, je weiter wir nach Norden wandern.

Dichter drängen sich die stadtähnlichen Siedelungen erst im Gebiet der großen Seensenke. Bei der rechten Würdigung aller dieser Gemeinwesen müssen wir stets bedenken, daß die schwedische Stadt eigentlich erst in den letzten beiden Jahrhunderten entstanden ist. Vor dieser Zeit vermochten die meisten Ortschaften, die sich als Stadt ausgaben, dem geographischen Begriff einer Stadt kaum gerecht zu werden. Noch vor hundert Jahren hatten Karlskrona, Kalmar, Norrköping u. a. m. (28 000, 17 500, rund 60 000 Einw.) kaum ihre fünftausend Einwohner, und der Reisende fühlte sich damals überall gemüßigt, die paar Steinbauten, die er in ihnen vorfand, namentlich aufzuzählen. Dennoch wußte er uns schon viel von Schulen, Wohltätigkeitsanstalten und ähnlichen Dingen zu berichten, die für die Gesittung ihrer Bewohner ein gutes Zeugnis ablegten. Stattlicher sah damals von den Provinzstädten eigentlich nur Uppsala (heute mit 30 000 Bewohnern) aus, die alte Krönungsstadt Schwedens, durch deren stille Gassen der Genius der Geschichte schritt.

Liest man Reisebeschreibungen aus verschiedenen Zeitabschnitten des 19. Jahrhunderts, so kann man recht gut verfolgen, wie die schwedischen Provinzialstädte sich recken und strecken, Vorstadtstraßen ins Grüne hinausschicken und ihre Einwohnerzahl in immer kürzerer Frist verdoppeln. Als die moderne Industrie sich dann immer rascher entwickelt, nimmt manche der vordem so stillen Siedelungen ein ganz anderes Gepräge an. Auch Schweden hat seine Gelsenkirchen und Hamborn; ich wette, auch mancher Erdkundige von Fach räuspert sich verlegen, wenn ihr ihn nach der Lage von Borås fragt, obgleich dieser Mittelpunkt des schwedisch-norwegischen Kleinhandels, diese Stadt der Weber mit ihren 30 000 Einwohnern heute schon zu den stattlicheren des Landes zählt.

In unseren Tagen entsprechen der Größenklasse der preußischen Provinzialhauptstädte in Schweden etwa Orte wie Norrköping, Jönköping (29 500 Einw.), die „Nabelstadt Schwedens“ am Vätternsee, der Kriegshafen Karlskrona und ähnliche mehr. Daß sie sich mit 25—40 000 Einwohnern begnügen müssen, erscheint bei der dünnen Bevölkerung Schwedens gar nicht befremdlich.

Der Handel und die Industrie unserer Tage bedingten auch hier den Aufschwung der Städte. Die stolze Hansekönigin Wisby (11 000 Einw.) auf Gotland träumt in Trümmern, deren Größe und Schönheit das Staunen jedes Besuchers wecken, und Uppsala, durch den großen Botaniker Linné und den Fritjofdichter Tegner ewigen Ruhmes sicher, hat es nur durch einiges Gewerbe auf die bescheidene Zahl von 30 000 Einwohner gebracht. Ähnliches gilt von Lund, der zweiten Universitätsstadt Schwedens, während Gotenburg (Göteborg; 212 000 Einw.), der atlantische Hafen des Königreichs, seine Einwohnerzahl seit 1830 fast verzehnfachte, geradeso wie das gewerbreiche Malmö (118 000 Einw.), Kopenhagens lebhafte Gegenstadt. Wie die Dinge heute liegen, darf man wohl Gotenburg als die zukunftsreichste Siedlung Schwedens bezeichnen, wenn es sich auch immerdar neben Stockholm wie der geschäftige Händler neben dem vornehm stillen Aristokraten darstellen wird.

In dem flachen Lande herrscht auch in Mittel- und Südschweden noch vielfach die Einsamkeit als unbeschränkte Herrin, und wer möchte wünschen, daß der Ruß der Essen, der Lärm der Maschinen Dalarnes stille Fluren entweihe? Wegen der Bodennatur wohnen die Gegensätze hier dicht beieinander. Da ringt der Bauer auf steiniger Scholle um kargste Ernten, und ein paar Meilen weiter drängen sich auf fruchtbaren Lehmböden reiche Kirchdörfer dicht zusammen. Und hin und wieder finden wir auch stattliche Herrensitze, auf denen stolze Grafen und Barone hausen, die etwas von Gösta Berlings Blut in den Adern spüren. Da jauchzen die Mägde in der weiten Halle, wenn sich am stillen Abend „Patron Jönssen", der Hausierer, einstellt und den frischen Burschen Gelegenheit bietet, ihre Freigebigkeit zu beweisen.

Im einsamen Waldhof, wo nur der Ruf des Unglückshähers die Stille des Herbstabends stört und der Bauer in der Winternacht aus der Bettlade muß, um den Hofhund vor dem scharfen Zahn des Wolfes zu retten, glaubt man kaum, daß dies Land eine so herrliche Hauptstadt sein eigen nennen könnte, wie das die schimmernde Königin des Mälars ist. Mag auch die reiche Hafenstadt am Götaälv den Handelsumsatz Stockholms immer mehr überflügeln, Stockholm (440 000 Einwohner) wird deshalb den Herzen der Schweden nicht weniger bedeuten. Die alten Kirchen und stolzen Paläste der Hauptstadt, die einen ganzen Archipelagos besetzt hält, reden zu uns von einer großen Geschichte, und glänzende Museen und weite Parkanlagen, in denen eine große Natur dem Landschaftsgärtner seine Arbeit sehr erleichterte, erinnern uns daran, daß Wissenschaft und Kunst hier immer eine Heimat fanden. Wenn wir Schwedens Hauptstadt als eine glänzende Residenz bezeichnen, so hat das doch einen ganz anderen Sinn, als wenn wir früher St. Petersburg den gleichen Namen gaben. Dort fanden wir eine Dynastie, die „Roß und Reisige" ängstlich hüten mußten, hier am Mälarsee wohnt ein Herrschergeschlecht von fast bürgerlicher Schlichtheit, das stets vorbildlich an den kulturellen Aufgaben seines Volkes mitwirkte und dessen Prinzen wir anführen müssen, wenn es die führenden Forscher und Künstler Schwedens zu nennen gilt.

Alles das macht es erklärlich, daß Jahr für Jahr unzählige Reisende, Schweden wie Landfremde, ihren Weg zu dem Gestade des Mälar finden, dessen Ufergelände den großen Naturpark Stockholms bilden, so daß der Dampfer hier für den fremden Gast eine ähnliche Bedeutung hat, wie in Venedig die Gondel. Der lebhafte Fremdenverkehr macht es denn auch erklärlich, daß die Stockholmer, hineingerissen in das Leben einer regen Welt, mittlerweile schon manches von

ihrer urväterlichen Einfalt einbüßten, um derentwillen sie vor Zeiten die fremden Gäste so hoch zu rühmen pflegten. Selbst die schmucken Mädchen, die als Sendboten der Fremdenheime und Gaststätten am Bahnhof und Hafen auf Gäste warten, verstehen sich heute schon viel besser auf das Geschäft, als man ihren zarten Gesichtern zutrauen möchte. Aber noch immer wird wohl kein Fremder von Stockholm scheiden, ohne eine Stadt liebgewonnen zu haben, in der die Natur mit dem Menschen noch immer in so innigem Bunde lebt.

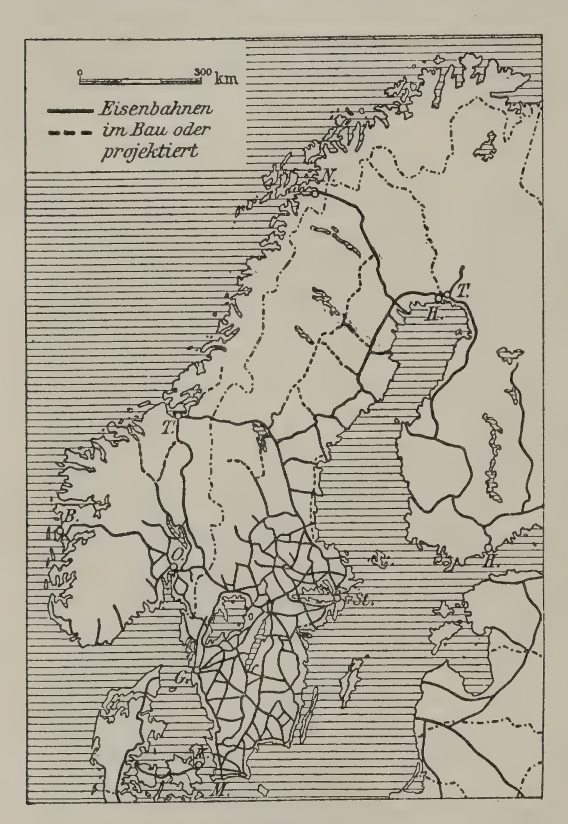
Gerade Stockholm straft die Ansicht Lüge, die in allen Großstädtern verkümmerte Geschöpfe erblicken möchte. Durchwandern wir seine vornehmen Straßenzüge, so staunen wir über die herrlichen Gestalten der schwedischen Damen, nach denen der Bildhauer Walküren und Brunhildens Wunderbild formen könnte, und auch an den Männern hätten wir unsere Freude, trügen die ihren „Dreß“ nicht gar zu sehr à la Paris.

VERKEHR

Die großräumigen Länder mit ihrer schütteren Bevölkerung und der breiten, schwer zu überwindenden Gebirgsschranke, die sich zwischen ihnen aufbaut, stellen natürlich auch dem Verkehr ganz andere Aufgaben, als die nach außen viel besser erschlossenen und zugleich aus viel kleinzelligerem Siedlungsgewebe aufgebauten Länder Mitteleuropas. Vordem gab es in diesem Erdraum, der noch sehr lange im Zustand der Naturalwirtschaft verharrte, auch keine Massengüter zu befördern; nur der Mensch selber wollte von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt gelangen. Um diesen Wunsch zu erfüllen, genügten schmälere Landstraßen, auf denen das kleine, zähe Bergpferd vor der leichten zweiräderigen Karre dahertraben konnte. Schon sehr frühzeitig verfügte Schweden über ein dichtes Netz solcher Landstraßen; schon vor hundert und mehr Jahren wissen die Reisenden die Wege und das treffliche Fahrpostwesen gar nicht genug zu rühmen. In abgelegenen Gegenden kommt das Reisen in Skandinavien dem Mitteleuropäer auch heute noch recht idyllisch vor. Immer wieder vertritt der Bauer den Gastwirt und setzt eine Ehre darein, dem Fremden den Aufenthalt in seiner Heimat gemütlich zu machen. Wiehert dann vor der Karre das muntere Rößlein, zum Aufbruch mahnend, so langt statt des unwirschen Kutschers oft genug ein rosiges, blondzöpfiges Mädchen nach Zügel und Peitsche und findet nicht das mindeste darin, mit dem wildfremden Mann aus weiter Ferne mutterseelenallein über Bergeshöhen und durch die Nacht dichter Wälder dahinzurollen.

Aber auch im Eisenbahnbau haben die Nordländer Großes geleistet; führen doch heute bereits vier Schienenwege über den breiten Rücken des schneereichen Gebirges. Das sind die Bahnlinien Oslo—Bergen, Oslo—Drontheim, Sundsvall—Drontheim und die Lapplandbahn Luleå—Narvik, die den Erzen des nordischen Bergbaugebiets nach beiden Meeren den Weg gebahnt hat. Verfolgen wir die Baugeschichte dieser Bahnstrecken, so haben wir immer wieder das Gefühl, daß bei dem Verwirklichen der titanischen Pläne nicht nur wirtschaftliche Rücksichten entscheidend waren. Mindestens ebensosehr wirkte dabei der Kampfeswille des Mannes mit, der im Kampfe mit der feindlichen Natur, mit den Jötunen und Trollen der Berge Sieger bleiben wollte. Bereits lange vor dem Bau dieser Gebirgsbahnen hatten die Küstenstädte am Bottnischen Meerbusen an das Eisenbahnnetz Europas Anschluß gefunden durch eine

Küstenbahn, die ähnlich zu schaffen dem Norweger durch die Natur seiner Heimat verwehrt wurde. Voraussichtlich werden nunmehr immer neue Stichbahnen entstehen, die von den Hafenplätzen ins Innere führen, um Verkehrsaufgaben zu lösen, denen die klippenreichen Ströme nicht gewachsen sind. Das Eisenbahnnetz Südschwedens zeigt eine ähnliche Maschenweite wie das Norddeutschlands, das bei seiner dichteren Bevölkerung aber über viel reichere Mittel verfügte. Alles in allem haben die Schweden guten Grund, auf ihre Leistungen im Eisenbahnbau stolz zu sein; entspricht doch dem Kopf der Bevölkerung nirgends in Europa eine so lange Bahnstrecke wie in diesem nordischen Königreich. Heute sind fast alle größeren Städte Schwedens durch Schnellzüge miteinander verbunden, und auch für den Anschluß an Mitteleuropa ist durch die Fährdampferlinien Trälleborg—Saßnitz auf Rügen, Malmö—Kopenhagen, Helsingborg—Helsingör genügend gesorgt worden. Um so aussichtsloser war in dem felsigen Lande mit seinen unausgeglichenen Flußläufen der Bau von künstlichen Wasserstraßen. Und doch haben die Nordländer auch auf diesem Gebiet ein Meisterstück vollbracht. Es ist der 387 km lange Götakanal, der unter Benutzung der großen Seen die mächtige Senke von Westen nach Süden durchquert und mancher Binnenstadt Anschluß an den Seehandel gebracht hat.



Die Eisenbahnen

Ob wir wohl in Europa noch ein anderes Land finden, in dem Land- und Seeverkehr so ungezwungen, so vielfach ineinander übergehen wie in Skandinavien? Die norwegische Küstenschiffahrt muß eigentlich mehr als Binnenschiffahrt denn als Seeverkehr schlechthin bezeichnet werden, womit es trefflich übereinstimmt, daß die Reisenden im Schutz der Schären, Inseln und Halbinseln das freie Meer in der Regel gar nicht erspähen können. Auch in Schweden spielt die Küstenfahrt eine große Rolle, mag sie gleich nicht von so ausschlaggebender Bedeutung sein wie in Norwegen. Namentlich der Fremde tut gut daran, sich, wo das nur irgend angeht, des Dampfers als Verkehrsmittel zu bedienen; auf dessen Deck vermag er das Volksleben trefflich zu beobachten, vor allem im Norden, wo der Lappe und Finne sich den germanischen Nordländern beigesellen. Erfahren wir, daß Norwegen, ein Land, dessen Ackerflur im Gebiet eines deutschen Herzogtums Platz fände, eine meergehende Flotte von über 2 500 000 t



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Der Dördalsfjord



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Hochgebirgslandschaft an der Raumabahn



Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Der Hafen von Balstad (Lofoten)

Technophotogr. Archiv, Berlin-Fried.

Der Hafen von Hammerfest

besitzt (1923), so könnten wir uns beinahe versucht fühlen, vergleichsweise an die attisch-ägäische Seemacht zu denken, jenes athenische Reich, dessen Kernland eigentlich nur aus einem Hafenplatz bestand. Und doch liegen in Norwegen die Dinge ganz anders; die Werte, die das Mutterland selbst verfrachtet, sind hier im Vergleich zu den von der Riesenflotte beförderten Gütermengen wohl noch weit geringer als dort. So manches norwegische Frachtschiff, das in den ostasiatischen Verkehr eingestellt wird, sieht die Heimat vielleicht nie wieder, ob es gleich ein Menschenalter hindurch die blaue Meerflut pflügt.

Der schwedischen Handelsflotte sind ganz andere Aufgaben zugefallen. Sie betätigt sich vor allem in dem baltischen Gebiet und in den nordischen Meeren Europas, wo ihr der Erz- und Holztransport genug zu tun gibt. So bleibt denn auch ihr Raumgehalt (1 200 000 t) sogar hinter dem der spanischen Flotte noch merklich zurück.

GEISTIGES LEBEN

Als eine recht erquickliche Aufgabe erweist es sich, von dem geistigen Leben der Skandinavier zu berichten. Als echte Nordlinge waren sie seit jeher von dem Geist erfüllt, „der aus dem Dunkeln ins Helle strebt". So haben sie ihr Schulwesen in geradezu bewundernswerter Weise entwickelt, und mancher norwegische Pfarrer und Lehrer führt am weltfernen Nordlandsfjord ein Leben der Entsagung, um den Brüdern zu helfen, die lange Polarnacht durch „inneres Licht" zu erhellen; ja, oft genug wird er zum Nomaden, der von Ort zu Ort, von Weiler zu Weiler zieht, um die Jugend der Umgegend für ein paar kurze Monate um sich zu scharen. Aber er weiß, daß die Eltern helfend einspringen; werden ihm doch oft genug Kinder zugeführt, welche der Mutter Unterweisung bereits schreib- und lesekundig gemacht hat. In anderen Ländern wird so mancher aus dem Kreise der Analphabeten herausgehoben, der kaum seinen Namen zu kritzeln vermag; hier in Skandinavien pflegt auch der schlichte Waldbauernsohn über eine weit größere Bildung zu verfügen und sich über Welt und Menschen seine Gedanken zu machen. Oft deren sogar allzuviele!

Immer wieder staunten fremde Reisende, wenn sie jenseits des Polarkreises in einsamen Gehöften hochgebildete Menschen fanden, die ihre Mußestunden mit Lesen, Musik, der sorglichen Pflege empfindlicher Zimmerpflanzen füllen, die durch das Studium fremden Schrifttums überall zu Hause waren und mit solchem Wissen eine seelische Feinfühligkeit verbanden, die man in den Großstädten Mittel- und Westeuropas oft vergeblich sucht. Die Nähe der großen Natur hat hier ihren Kindern ein tiefes Gefühl der eigenen Würde, des eigenen Wertes erhalten, das gegen die Bedientenhaftigkeit vieler deutscher Landsleute sehr angenehm absticht. Noch heutzutage treten die hochgewachsenen Söhne Dalarnes vor den König in der malerischen Volkstracht ihrer Heimat und wechseln mit ihm, Männer mit dem Manne, grad' und frei das brüderliche Du. Wir lächeln wohl, wenn wir lesen, das einfache Bauernkind, dem der Reisende als kleines, liebes Gastgeschenk einen Ring an den Finger steckte, glaube allen Ernstes, er begehre sie zur Frau; aber täten wir nicht besser, uns vor der Unschuld und dem Stolz eines solchen freien Naturkindes in Demut zu neigen?

Gottesfurcht und Bescheidenheit, Mannesstolz und Gastfreiheit gedeihen gut in dem steten Verkehr mit den Genien eines ebenso schönen wie einsamen Landes.

Vor religiöser Spaltung ist das lutherische Land bewahrt geblieben, und vor den Versuchungen einer ausschweifenden Zivilisation werden die meisten seiner Kinder schon durch ihre Weltabgeschiedenheit und ihre Armut geschützt.
Immerhin ist die Frage schon heute brennend geworden, wie sich die Enkel der Fischer und Bauern mit den Lebensbedingungen des Großhandels und der Großindustrie abfinden werden. Deren Gefahren sind hier um so größer, weil die Skandinavier ein Jahrhundert friedlicher Entwicklung durchlebten, während dessen sie nur an den eigenen Nutzen zu denken brauchten, nicht an heldische Opfer für das Gemeinwohl, für Vaterland und Freiheit. Da mußten sich Menschen entwickeln wie jene norwegischen Kaufleute, deren Welt ihr Städtchen, deren Gott ihr Ich war, Charaktere, die jeder kennt, der Ibsens soziale Dramen gelesen hat. Da suchten auch heldische Naturen sich als Forschungsreisende und Entdecker lediglich im Bannkreis der eigenen Persönlichkeit auszuwirken, ohne sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wie sie ihr Volk in der Welt zur rechten Geltung bringen könnten, wie sie imstande wären, durch ihren Willen den Lebenswillen der Nation zu steigern. So müssen denn in Stockholms und Oslos Museen die Bilder eines Harald Schönhaar, eines Gustav Wasa und Gustav Adolf recht vorwurfsvoll auf die Enkel hinabschauen, die ihr Pantheon nur mit dem Konterfei von Forschern und Künstlern, Entdeckern und Gelehrten schmücken möchten. Hier harren der kommenden Geschlechter hohe Aufgaben; von der Art, wie sie diese angreifen, wird die Zukunft des Nordgermanentums wohl in erster Linie abhängen.

STAATLICHES LEBEN

Die frühesten Staatengründungen in Skandinavien verschwinden im Dämmer der Vorzeit, doch haben die Suionen (Schweden) schon zu der Zeit des Tazitus ihrem Zusammenleben feste staatliche Form gegeben. Als die älteren Kulturländer Europas die Nordmannen (Normannen) kennenlernten, hatten sie ihre liebe Not, sich der räuberischen Besucher zu erwehren. Dennoch zerstörten diese nicht nur, sondern sie haben vielfach auch aufbauend gewirkt; dem damals in trüber, willenloser Kindheit hindämmernden Russentum schenkten sie in Rurik und seinen Nachkommen eine tatkräftige, Land und Volk formende Dynastie.
Das Christentum, das im 9. Jahrhundert nach Schweden kam, befriedete dann die wilden Kriegsmänner, die nunmehr ihrerseits das Evangelium nach Finnland trugen. Der Versuch, durch die Union von Kalmar (1397) die drei nordischen Völker zu einigen, ist nicht gelungen. Seit Gustav Wasa (1523) ging Schweden ganz seine eigenen Wege, während die Norweger bei den Dänen blieben, die ihnen ihre Sprache und Art so nachhaltig aufzwangen, daß man heute in Norwegen ernstlich bemüht ist, altnordisches Sprachgut im Gegensatz zum dänischen zur besseren Geltung zu bringen.
Auf der Höhe seiner Macht stand Schweden im 17. Jahrhundert, da Gustav Adolf einen kurzen Winter über die Rolle eines lutherischen deutschen Kaisers zu spielen schien und Karl X. Gustav, der deutsche Fürstensohn auf dem schwedischen Thron, die schwedische Herrschaft über die Ostsee durch die Eroberung des solange dänischen Südschwedens und der Baltischen Provinzen zum Abschluß brachte. Aber schon Karls XII. abenteuerndes Heldentum kostete Schweden die Ostseeprovinzen, und ein Jahrhundert später (1809) verlor es auch Finnland,

den Schauplatz seiner erfolgreichen Kolonisation. Fast gleichzeitig erwarb es Norwegen, das durch Personalunion mit Schweden vereinigt wurde. Das Verhältnis zwischen den Brüdervölkern blieb aber kalt und ablehnend, zumal sie bei ähnlichen Landesprodukten auch wirtschaftlich kaum aufeinander angewiesen sind. So mußte die Trennung im Jahre 1905 eigentlich als ein Sieg der Wahrheit begrüßt werden. Heute ist durch den Weltkrieg die furchtbare Gefahr, die den nordischen Königreichen von Rußland drohte, sehr verringert worden. Zwischen ihnen und den Sowjetrepubliken dehnt sich als Pufferstaat das großräumige Finnland. Doch fragt es sich sehr, ob dieser Wandel der Dinge für die Skandinavier segensreich sein wird, da sie sowieso zu unmännlichem Pazifismus neigen, der geschichtlichem Denken fremd gegenübersteht.

LITERATUR

Karten: Von Norwegen gibt es topographische Karten in 1 : 200 000; die südlichen Landschaften sind auch in 1 : 100 000 aufgenommen. Dasselbe gilt von den schwedischen Generalstabskarten.

Schrifttum: Gesamtdarstellung von F. Hahn in Kirchhoffs Länderkunde von Europa II. 1. Wien und Leipzig 1890. — L. v. Buch, Reise durch Norwegen und Lappland. Berlin 1810. — v. Schubert: Reise durch das südliche und östliche Schweden. Leipzig 1823. — Passarge, Aus baltischen Landen. Glogau 1878. — du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne. Leipzig 1882. — G. Wegener, Zum ewigen Eise. Berlin 1897. — Sophus Ruge, Norwegen, 1899. — Norway, Official Publication for the Paris Exhibition 1900. Kristiania 1900. — Passarge, Sommerfahrten in Norwegen. Leipzig 1901. — J. Guinchard: Historisch-statistisches Handbuch von Schweden, 2. Aufl. Stockholm 1913. — Gustav Braun, Staatenkunde der nordischen Länder. 1922. — Jürgens, Skandinavien von heute. Bonn 1922. — Wilhelm Credner, Landschaft und Wirtschaft in Schweden. 1926. — Vortreffliche Bilder enthält der 1924 in der Sammlung „Orbis terrarum“ in Berlin erschienene Band „Skandinavien“.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN TAFELN 95—102

Tafel 95 vereinigt drei Bilder aus dem südlichen Schweden. Båstad ist ein Seebad in der Landschaft Halland am Kattegat; es liegt auf dem schmalen, fruchtbaren, dicht bewohnten Küstenstreifen vor dem Abbruch der südschwedischen Urgebirgsplatte, das noch ganz mitteleuropäischen Charakter hat. — Die Insel Gotland, deren Hauptort das im Mittelalter mächtige Wisby ist, gehört nur räumlich und politisch Schweden, seinem Bau nach aber Rußland an; es ist eine Hochfläche aus silurischem Kalk. — Die Landschaft Dalarne, die zu den fruchtbareren Schwedens gehört und eins seiner wichtigsten Ackerbaugebiete ist, liegt schon nördlich der Seensenke.

Der Vätternsee auf Tafel 96 oben ragt von Süden her noch weit in die südschwedische Urgebirgsplatte hinein; er ist wegen seiner Stürme berüchtigt. An seinem Südende liegt der Taberg, einer der Eisenberge Schwedens und zugleich ein wichtiges Gewässerzentrum.

Stockholm (Tafel 97) liegt am Ostende der durch milderes Klima, Fruchtbarkeit und dichte Besiedlung wichtigen Seensenke, selbst von breiten Wasserläufen durchzogen. An der Küste in der Nähe der schwedischen Hauptstadt ist die Schärenbildung (unteres Bild) besonders Stark entwickelt.

Tafel 98 führt uns in die Landschaft Jämtland im Inneren Mittelschwedens; der düstere, schwermütige, nordische Charakter, den wir mit dem Begriff der schwedischen Landschaft verbinden, ist hier schon voll entwickelt; gegen die norwegische Grenze hin tritt mit der höheren Erhebung über den Meeresspiegel Fjeld auf.

Die höchsten Erhebungen Schwedens werden von schroffen Bergen aus hartem Gabbro gebildet, die sich aus den Hochflächen der Fjelde besonders ganz im Norden, in Norrland, erheben; zu den schönsten gehört der Kebnekaisse (2123 m; oberes Bild auf Tafel 99). Den Hauptteil Norrlands nimmt aber ein langsam zur Ostsee absinkendes weites, größtenteils mit eintönigem Nadelwald bestandenes Felsplateau ein, in das sich die wasserreichen Flüsse mit ihrem unausgeglichenen, schnellenreichen Laufe seit der Eiszeit erst wenig haben einschneiden können.

Auch Norwegen zeigt in seinen südlichen Teilen (Tafel 100), um die Hauptstadt Oslo nächst der Küste wie weit im Innern, etwa in Hedemarken und Gudbrandsdalen, sanft geformte Landschaften, in denen ziemlich ausgebreiteter Ackerbau möglich ist; erst in den tief eingeschnittenen Tälern, die zur atlantischen Küste herabführen, treten Hochgebirgsformen auf (Tafel 101); die unteren Teile der eiszeitlich umgestalteten gewaltigen Schluchten sind als Fjorde vom Meere in Besitz genommen worden.

Im südlichen und mittleren Norwegen beschränken sich die Hochgebirgsformen auf die Täler; oben schneiden Hochflächen diese ab. Berge von Alpencharakter treten erst weiter im Norden auf, zuerst auf dem großen Inselschwarm der Lofoten (Tafel 102), einem der Hauptsitze der Fischerei, schließlich auch auf dem Festlande selbst. Unser letztes Skandinavienbild zeigt den Hafen der nördlichsten Stadt Europas, Hammerfest, zwischen kahlen Felsenhöhen.

NORDISCHE INSELN

VON PROF. FRITZ BRAUN IN DANZIG-LANGFUHR

DIE FÄRÖER

Mitten zwischen Schottland und Island erhebt sich zwischen 61° 26′ und 62° 24′ n. Br., durchschnitten vom 7.° w. L., aus einem schmalen Streifen flacheren Meeres, der die beiden Länder verbindet, der Archipel der Färöer (zu deutsch: Schafinseln). Zerrissen wie Spitzbergen, nimmt die Inselgruppe etwa den Raum der Insel Seeland ein; ihre Landfläche mißt nur 1325 qkm. Die größte Insel ist Strömö; zur zweiten Größenklasse gehören Osterö, Suderö, Vaagö und Sandö. Außerdem finden wir noch viele kleinere Inseln, vom stattlichen Eiland bis zur unnahbaren Felsklippe, die nur Seevögeln eine Niststelle bietet. Strömö ist etwa so groß wie Langeland, die Inseln der zweiten Größenklasse entsprechen etwa Fehmarn.

Sonst haben die hochaufragenden, wegen der Verwitterung weicherer Tuffbänder terrassenförmig ansteigenden Felsinseln der Färöer mit jenen Eilanden nicht das mindeste gemein. In der Eiszeit trugen sie vermutlich noch eine Anzahl tätiger Vulkane; damals waren sie auch noch nicht durch Sunde und Meerengen in ein Gewirr einzelner Inseln aufgelöst. Außer den vulkanischen Gesteinen finden wir auf den Färöern noch miozäne Schichten und auf Suderö Steinkohlen. Die höchste Erhebung besitzt die Insel Osterö. Es ist der 882 m hohe Slattaretindur. Fast ebenso weit (767 m) steigt Strömö an und auch auf Suderö (605 m) und Sandö (478 m) finden wir Höhen, die im Hinblick auf ihre Meeresnähe sehr stattlich erscheinen.

Das Klima der Färöer ist ozeanisch; es besitzt eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Islands ohne dessen kontinentalere Eigenschaften; infolge der südlicheren Lage der Inseln und ihrer größeren Entfernung vom Polareis ist es im Winter schon wesentlich milder. Die mittlere Jahrestemperatur von Thorshavn ist 6,2°; die Mittel der einzelnen Monate sind: 3,4° (Januar), 3,1°, 3,0°, 4,9°, 6,9°, 9,6°, 10,9°, 10,8°, 8,9°, 6,7°, 3,8°, 3,2°. Die absoluten Extreme in der Zeit von 1867—1880 waren 21,9° und — 11,9°. Die Regenmenge beträgt 1809 mm, die Zahl der Niederschlagstage 269 die der Nebeltage 43. Auffällig und echt ozeanisch ist der Umstand, daß nicht der Januar, sondern erst der März die geringste Wärme aufweist.

Bäume sind auf den Färöern fast ebenso selten wie auf Island, doch finden wir hier noch Gerstenbau, wenn der auch neben der Viehzucht eine nur bescheidene Rolle spielt. Das wichtigste Nutztier der Inseln ist das Schaf; die Pferde neigen ähnlich wie auf den Shetlandinseln zu Zwergwuchs, sind aber stark und grobknochig. Auf die Nähe der arktischen Zone deutet auch die Erscheinung hin, daß hängende Moore mit ihren Moospolstern neben der Wiese großen Raum beanspruchen.

Die freilebende Tierwelt ist, wenn wir von den Seevögeln absehen, recht spärlich. Doch gesellen sich zu den auf Spitzbergen und der Bäreninsel heimischen Arten doch auch schon Landvögel wärmerer Gebiete, wie die Felsentaube, der Kolkrabe und der Zaunkönig. Die 21 000 Einwohner (14 auf den Quadratkilometer), die von Fischerei, Viehzucht und Vogelfang leben, sind altnordischer Herkunft und gebrauchen das Dänische nur als Amtssprache, da die Inselgruppe zu Dänemark gehört. Ähnlich wie die Isländer haben sie Selbstverwaltung. Sie verteilen sich natürlich nicht gleichmäßig über die Felsberge; spärliche Ortschaften verstecken sich in den schmalen Tälern; die meisten Färinger wohnen in Hafenorten, deren bedeutendster Thorshavn auf Strömö ist (2500 Einwohner und 3 Mill. Mark Ausfuhr). Vom Meer aus gesehen mutet Thorshavn mit seinen terrassenförmig am Hange aufsteigenden Holzbauten, deren Dächer Ziergärten tragen, freundlicher an, als man auf den nebligen Inseln erwarten sollte.

ISLAND

Weil wir die nordischen Inseln nur selten auf Karten, welche größere Räume behandeln, nebeneinander sehen, laufen wir Gefahr, uns von ihrer Lage zueinander und zu den Nachbarkontinenten falsche Vorstellungen zu machen und in unseren Gedanken solchen Gebieten dieselbe Breitenlage zu geben, die in Wirklichkeit durch zehn, ja durch fünfzehn Breitengrade getrennt sind.
Die große Insel Island liegt zwischen Grönland im Westen und Skandinavien im Osten, aber weit näher an Grönland. Durch den 65. ° n. B. wird sie etwa halbiert; Islands Südküste verläuft etwas südlicher, als das norwegische Drontheim und das grönländische Godthaab liegen.
Weil wir daran gewöhnt sind, die Größe von Landräumen gefühlsmäßig nach ihrer Lebensfülle einzuschätzen, halten wir Island gemeiniglich für viel kleiner, als es in Wirklichkeit ist. Mit 105 000 qkm ist es wesentlich größer als Irland (84 000 qkm) und nimmt mehr als den vierfachen Raum ein wie Sizilien, dessen Größe wir um seiner reichen Städtetracht willen so leicht überschätzen. Islands westlichster und östlichster Punkt sind weiter voneinander entfernt als Berlin und Wien, und seine durchschnittliche Breite entspricht etwa der Linie Dresden—Stettin. An Islands Südküste finden wir einen flachen Strand, der zumeist von Gletschersanden überschüttet ist, die übrigen Küsten zeigen Fjordbildungen, die namentlich im Westen und Norden tief ins Land reichen. Den Nordwesten der Insel bildet eine gewaltige Halbinsel, die beinahe ein insulares Gebilde darstellt, da sie mit dem Hauptkörper Islands nur durch eine 7 km breite Landenge verbunden wird.

Der „eisige Fels im Meer“ ist ein Horstland, der Rest eines weiten Basaltgebietes zwischen Norwegen und Grönland. Zwischen den einzelnen Basaltmassen finden sich dünne Braunkohlenschichten (Suturbrandr), die beweisen, daß die Basaltergüsse in der Tertiärzeit stattfanden; ungeheure Basaltergüsse — den wichtigsten stellt wohl die Wüste Odadahraun nordwestlich vom Vatna Jökull (-Gletscher) dar — haben weite Räume in ihren starren Mantel gehüllt, und vulkanische Aschen spielen eine ebenso große Rolle wie Gletschersande, die uns daran erinnern, daß mehrere Eiszeiten auf dieser Hochburg des Erdfeuers geherrscht haben. Abgesehen von schmalen Küstensäumen besteht das Land aus durchschnittlich 500 bis 600 m über dem Meere gelegenen Hochplateaus; wo sich das Gelände über 800 m erhebt, pflegt das Reich des Eises zu beginnen, so daß hier weite Strecken —

ähnlich wie in Grönland — von Gletschereis bedeckt sind. Die gewaltigsten Eisfelder (isländisch Jöklar, Einzahl Jökull) sind (vom Osten nach Westen) der Vatna Jökull, Hofs Jökull und Lang Jökull; von ihnen bedeckt der Vatna Jökull allein etwa 8000 qkm, das ist mehr als die Fläche des Freistaates Hessen. Die eigentlichen Gletscher (Gleitscher) Islands sind in der Regel mächtige Eismassen, die mit breiter Stirn vorrücken; die Talgletscher der Alpen, nach denen der Europäer sich seine Vorstellungen von Gletschern zu bilden pflegt, suchen wir in Island vergebens.

Noch besser als der Erdkundige, welcher sich mit der Geographie des Eises beschäftigt, kommt der Vulkanforscher in Island auf seine Rechnung. Dabei dürfen wir nicht meinen, die Ausbruchspunkte der Insel an den Fingern der Hand herzählen zu können; sie sind tatsächlich unzählbar. Eigentlich ist das ganze Innere ein Vulkangebiet. „Im ganzen mittleren Island ist man wahrhaftig nirgends vor vulkanischen Ausbrüchen gesichert; die Erfahrung beweist, daß sich an jeder beliebigen Stelle, und oft dort, wo man das am wenigsten erwartet, eine Spalte öffnen und Massen von Lava über die Umgebung ausschütten kann“.

Dabei ist die in Island an die Erdoberfläche tretende Lava besonders dünnflüssig und breitet sich weithin flach aus. Die eigentlichen Vulkane beschränken sich auf eine die ganze Insel von Südwesten nach Nordosten durchziehende „Zerrüttungszone“ und sind sehr mannigfacher Art; neben eigentlichen Aufschüttungsvulkanen, deren bekanntester der sagenberühmte Hekla (1550 m) ist, in dessen Krater die Menschen des Mittelalters die Seelen der Verdammten klagen und wimmern hörten, gibt es auch Explosionskrater, entsprechend dem Laacher See in der Eifel, kraterlose Domberge, wie sie in der Auvergne auftreten, z. B. der 1834 m hohe Snaefell, flache Schildvulkane, entsprechend denen der Hawaiischen Inseln, und andere mehr. Sehr weitverbreitet sind auch heiße Quellen, Springquellen (der berühmte „Geysir“ ruht jetzt allerdings), Fumarolen, Solfataren und Schlammsprudel.

Daß ein so vulkanreiches Gebiet auch häufig durch Erdbeben heimgesucht wird, versteht sich ganz von selber.

So bleibt denn nur etwa ein Drittel des Landes zur Besiedelung übrig. Dieses Gelände liegt zwar zumeist in Küstennähe, darf aber ursächlich kaum mit der Küste in Verbindung gebracht werden; eher schon mit den Senken der Flüsse. Längs der Ströme des Nordens dringen die Weidegründe fast bis zur Mitte der Insel vor.

Betrachten wir das Bild Islands auf der Landkarte, so scheint die Insel ein reich entwickeltes Flußnetz zu besitzen, und manche Ströme, wie die im Süden mündende Thorsaa, besitzen auch eine ansehnliche Länge. Und doch dürfen wir diese Wasserläufe kaum mit unseren Flüssen vergleichen. Die einen bilden Fälle auf Fälle, so daß ihre stäubende, wirbelnde Flut so gut wie nie zur Ruhe kommt, und andere scheinen, in seichter Breite auseinanderstrebend, auf den Sandirflächen verschwinden zu wollen. Es lassen sich wohl kaum größere Gegensätze denken als ein mitteleuropäischer Fluß zwischen engen, festen Bergufern und ein solch dichtgeflochtener Zopf winziger Rinnsale, der mitunter Hunderte von schmalen Wassersträhnen zwischen den Sandhalden aufblitzen läßt. Schiffbar ist keiner dieser Flüsse; sie erschweren nur den Verkehr, und schon mancher Reitersmann hat beim Übergang über die tückischen Gewässer den Tod gefunden.

Auch an Landseen ist Island nicht arm. Den größten finden wir östlich von Reykjavik südlich der Thingvallaflur. Kleine Wasserbecken gibt es allerorten. Manches, das noch vor fünfzig Jahren ein stinkender Schwefelpfuhl war, blickt

heute rein und klar wie ein Meerauge zum Himmel auf, umrahmt von schneeweiß blühendem Wollgras, zwischen dessen Stengeln die Wasservögel ihre Brut bergen. Noch weit größeren Raum nehmen die Moore ein; sie versorgen die Isländer wohl mit Torf, helfen aber die Nebelschleier, die sich sowieso schon oft genug über die Insel legen, noch viel dichter weben.

Klimatisch müssen wir Island als ein ozeanisches Land bezeichnen, wenn wir im Inneren der geräumigen Insel auch schwache Anklänge an kontinentale Verhältnisse finden mögen. Lebensfeindlich wirkt hier weniger die Kälte des Winters als der Wärmemangel des Sommers. An der Südküste Islands ist es im Januar wärmer als in Turin, und selbst an der Nordküste finden wir auch unter ungünstigen Verhältnissen (Eisblockaden!) kaum solche Kältegrade, wie wir sie in Rußland gewohnt werden. Dafür bringt aber der Sommer nur ausnahmsweise wirkliche Wärme (bis 28°); ehe der Mensch sich recht an sie gewöhnt hat, sind solche Wärmeblasen schon weitergewandert, und die Isländer müssen sich damit abfinden, daß von Juni bis September mehr feuchte, laulichte Kühle (9—10°) als wirklich sommerliches Wetter herrscht. Dabei ist der Norden insofern klimatisch bevorzugt, als er zwar mit niedrigeren Wärmegraden, aber dafür mit klarerem, trocknerem und ruhigerem Wetter aufwartet, namentlich, wenn die Nordküste, was etwa jedes vierte Jahr geschieht, von Treibeis freibleibt, das die Strömungen von den anderen Küsten der Insel überhaupt fernhalten. Die Niederschlagsmenge beträgt an der West- und Südküste etwa 1300 mm, an der Ostküste etwa 1100 mm; bei der geringen Verdunstung sind das schon recht hohe Werte. Die trockenere Nordküste empfängt kaum ein Drittel davon (rund 350 mm). Das ist natürlich ein großer Vorzug. Den Umstand, daß Island, über das fast alle barometrischen Minima hinweggehen, von Winden besonders heimgesucht wird, muß der Mensch bei der Waldarmut des Landes sehr lästig empfinden.

Mit solchem Klima verträgt sich kein reiches Pflanzenleben. Die nördliche Baumgrenze durchschneidet Island etwa so, daß sie nur das südliche Viertel der Insel einschließt. Manche Schriftsteller sprechen dem Lande jeden Baumwuchs ab, andere reden nur von kriechendem Birkengestrüpp. Das entspricht aber nicht der Wahrheit. Sicherlich dürfen wir nicht erwarten, auf den 450 qkm, deren Pflanzenwuchs die Statistik als „Wald" gelten läßt, deutsche Hochwälder zu finden. Aber immerhin hebt sich der Birkenbuschwald Islands doch ebenso hoch empor wie die Macchien am Mittelmeer (2—2,5 m), und als Sehenswürdigkeiten zeigt man uns nicht allzuselten Birken und Ebereschen von 6—8 m Höhe. Jedenfalls sind die Birkenwälder Islands, auf deren Boden die roten Blätter der Erdbeere leuchten, floristisch ebenso bemerkenswert wie die Kastanienwälder des Taunus und der Palmhain von Elche. Nadelbäume scheinen auf Island nicht mehr fortzukommen. Am erfreulichsten dünkt es uns, daß man neuerdings dem Forstwesen erhöhte Beachtung schenkt, die Holzungen umgattert und Forstbeamte mit ihrer Pflege betraut hat. Viel zwerghafter als die Waldfläche muten uns die Räume der sorglich gepflegten Hauswiesen (tun), der Kartoffel- und Rübengärten und der Bewässerungswiesen an (190,3 und 28 qkm). Immerhin baute man im Jahre 1910 3000 t Kartoffeln (à 1000 kg) und 1500 t Rüben und Kohl. Das sind Erträge, die bei (damals) 85000 Einwohnern doch schon recht erheblich sind. Dafür gelangt Getreide nicht zur Reife, und die Körner des Strandhafers bilden einen kläglichen Ersatz für Brotkorn; ebenso müssen das isländische Moos und manche Tangarten als menschliche Nahrung dienen.



Landschaft mit Ansiedlung im Innern Islands

Nach einem Original von Alf Bachmann

Neuerdings suchten ein Gartenbauverein und eine landwirtschaftliche Gesellschaft die Landeskultur zu fördern. Das ist um so nötiger, als sie durchaus nicht auf der Höhe steht. Auch das isländische Wiesenland darf man beleibe nicht mit dem Mitteleuropas vergleichen. Selbst auf den Hauswiesen, die am besten gepflegt werden, sitzt ein Erdbuckel am anderen, so daß ein deutscher Landarbeiter, der die „Wiese“ mähen sollte, in Verzweiflung geraten möchte.

Trotzdem leben die Isländer hauptsächlich von der Viehzucht. Auf je 100 Einwohner kamen 1910 1000 Schafe, 53 Pferde und 31 Rinder. Der Schafbestand hat im letzten Jahrhundert stark zugenommen, der Rinderstapel ist arg zusammengeschmolzen. Leider nur deshalb, weil das Rind dem Landwirt viel Arbeit macht. Schweine werden gar nicht, Ziegen nur spärlich (etwa 600) gehalten, und die Geflügelzucht pflegt sich auf das Haushuhn zu beschränken. Das Schaf bleibt in Island während des ganzen Jahres im Freien und nutzt jeden Fleck Beerenheide, ja, die winzigsten Grasbüschel auf den Bergweiden aus. Wintersüber müssen dann die Tiere in ebeneren Gebieten zusehen, wie sie sich durchhelfen. Schafwolle und Pferde werden für namhafte Beträge nach England ausgeführt; ein wehmütiger Gedanke ist es, daß die kleinen Rosse die freie Heide ihrer Heimatinsel zumeist mit der Nacht der britischen Bergwerke vertauschen.

Besteht die Flora von Island eigentlich nur aus den Pflanzengemeinschaften der nordischen Strauch- und Beerenheide und jenen Moosen und Flechten, die subarktische Hochebenen und tundraähnliche Gebiete überziehen, so ist naturgemäß auch die Landfauna recht ärmlich. Eine Waldmaus (Mus islandicus) ist das einzige Säugetier, das der Insel ureigen ist. Renntiere, die man vor 150 Jahren nach Island verpflanzt hat, weiden nur noch in entlegener Öde; um so frecher sind die Polarfüchse, welche die Schafe genau so zehnten wie anderswo Meister Isegrimm. Eisbären gelangen dann und wann mit dem Treibeis nach Island, doch pflegen Jahre zu vergehen, ehe wieder einer zur Strecke gebracht wird. Auch die Landvögel sind nur spärlich vertreten; eine Falkenart verdankt der Insel ihren Namen, und der Schneeammer vertritt in der Dichtung die Stelle unserer Frühlingssänger.

Um so zahlreicher ist alles Getier, das von dem Meere lebt; nur solche Geschöpfe, die für den Kampf ums Dasein in unmittelbarer Nähe der schießwütigen Menschen ungenügend ausgerüstet waren, wie der Riesenalk, haben das Feld räumen müssen und sind ausgestorben. Um die Vogelberge der Küste wallen und wehen noch immer schneeweiße und lichtgraue Vogelwolken. Das Brustfleisch der Seevögel dient als Nahrung, der Rest als Feuerung, und die Federn bilden eine wertvolle Handelsware. Seehunde und Wale werden auch heute noch eifrig verfolgt, und in dem Schelfmeer an den Küsten sammeln sich die Fischer Norwegens und der Bretagne, um dem Kabeljau und seinen Verwandten nachzustellen, die namentlich der Bevölkerung der Pyrenäenhalbinsel billige Fastenspeise liefern. Auch einer Haifischart mit tranreicher Leber, dem Hakarl (Scymnus borealis) wird eifrig nachgestellt, werden doch jährlich etwa 6000 t mit Haifischlebern gefüllt. Recht bedeutend ist auch die Fischerei im Binnenlande; sie wird hauptsächlich von Fremden betrieben, welche die konservierten Lachse und Forellen vor allem nach England ausführen.

So entspricht auch hier wie in den meisten subpolaren Erdräumen der Lebensarmut des Landes eine schier beispiellose Lebensfülle im Weltmeer. Sie zeigt uns, daß wir das Tierleben dieser Gewässer mit ebenso gutem Recht als Beispiel für die

schöpferische Kraft der Natur anführen dürfen, wie das undurchdringliche, an tierischem Leben reiche Pflanzenkleid des tropischen Sumpfwaldes.

Bis in das neunte nachchristliche Jahrhundert blieb das Naturleben der großen nordischen Insel sich selbst überlassen. Erst zu dieser Zeit kamen irisch-keltische Mönche nach Island. Seit 874 wurde dann das Land von Norwegern besiedelt, die aus politischen Gründen die Heimat meiden mußten. Sie traten in Island bald zum Christentum über und schufen dort einen Freistaat, dessen festes Gefüge unsere Bewunderung erregt und den Beweis erbrachte, daß auch im Mittelalter römische Kultur keine Vorbedingung staatlichen Lebens war. Das war Islands große Zeit. Der alte Thingplatz der Isländer befand sich in der Ebene von Thingvalla, einem der isländischen Paradiese, wo umgeben von ernsten Felsmauern — die weltberühmte Kluft der Almannagja ist ganz in der Nähe — Beerensträucher blühen, der Wacholder Würzduft haucht und junge Birkenblätter im Lenzwind zittern. Erst im Jahre 1264 wurde die Insel norwegisch. Als Norwegen an Dänemark fiel, teilte Island dessen Los.

In den letzten Jahrzehnten gelang es den Isländern, die absolute wirtschaftliche und politische Abhängigkeit, in die Dänemark sie gebracht hatte, allmählich zu lockern. 1854 mußte Dänemark auf sein staatliches Handelsmonopol verzichten, 1874 der Insel wieder ein eigenes Parlament und innere Selbstverwaltung zugestehen, seit 1902 war der dänische Minister für Island ein in Reykjavik wohnhafter Isländer, und seit 1918 ist Island auch formell selbständig geworden, ein unabhängiges Königreich, das mit Dänemark nur noch den König gemeinsam hat und von Dänemark im Ausland diplomatisch und konsularisch vertreten wird.

Sind dergestalt die Isländer von Abstammung norwegische Germanen, so finden sich unter ihnen doch auch kurzleibige, dunkle, fremdartig anmutende Menschen, bei denen der Forscher an keltischen Ursprung denken möchte. Fast wunderbar erscheint uns die Tatsache, daß die Isländer auf baumlosen, nebligen Heiden, der endlosen, von flackernden Polarlichtern erhellten Winternacht zum Trotz den Bildungstrieb der Väter und ihren poetischen Sinn, der einst die in knappste Form gebannten Sagas schuf, bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Man fühlt fast Ehrfurcht vor den schlichten Menschen, wenn man feststellt, daß die Literatur dieser Nordländer nur mit der unserer führenden Kulturvölker verglichen werden darf. Die Volksbildung steht in diesem „Eislande“ auf größerer Höhe als etwa in Frankreich. Neuerdings hat Island in Reykjavik sogar eine Universität erhalten, und wenn wir sie auch nicht mit der Sorbonne oder den deutschen Hochschulen vergleichen dürfen, genügt sie doch vollauf, Island mit Ärzten, Pfarrern und Lehrern zu versehen, zumal namentlich den Medizinern Gelegenheit geboten wird, ihre Kenntnisse in Kopenhagen zu erweitern. Weil die Lehrer zumeist als Wanderlehrer wirken müssen, bleibt der größte Teil der Unterweisung hier wie im nördlichsten Norwegen den Müttern vorbehalten. Auch das Zeitungswesen blüht, und den zahlreichen literarischen Vereinen möchte man fast gram sein, weil sie den Landmann nicht selten von seinen Pflichten ablenken.

Traurig ist es, daß die Isländer nicht mehr Geschmack an der Landwirtschaft finden, sondern in die Städte und Marktflecken ziehen, um sich dem Handel zuzuwenden; weil Islands Zukunft nun doch einmal auf der Landwirtschaft beruht, ist der vermeintliche Fortschritt nur Selbstbetrug. Letzten Endes liegt der betrübliche Wandel nur an der Abneigung der Isländer gegen strenge Arbeit, gegen „schwerster Pflichten tägliche“ — und stündliche — „Bewahrung“. Die Isländer

gleichen darin manchem deutschen Handwerksmann aus Vätertagen, Menschenkindern, wie sie uns namentlich Wilhelm Raabe köstlich geschildert hat, stillen Grüblern, die über allerlei Spintisieren Hammer und Ahle vergessen.
Die geringe Zahl der Einwohner (1923 : 98 000) müssen wir — über die Hälfte des Landes ist Wüstenei — zu etwa 43 000 qkm in Beziehung setzen, so daß der Quadratkilometer des bewohnbaren Raumes etwa 2 Einwohner aufweist. Alle Kenner des Landes sind sich darin einig, daß diese Zahl — wir sind schon recht bescheiden — vervierfacht werden könnte, wollten Islands Bauern nur bewässern und düngen, düngen und bewässern und seine Fischer die Arbeit, die Fremde in den isländischen Gewässern leisten, selber zu bewältigen suchen.
Der dünnen Bevölkerung entsprechen auch die Siedlungen und der Verkehr des Landes. Die Bauern wohnen in Einzelhöfen, Weilern und Dörfern, je nach der Größe des zusammenhängenden Nutzlandes. Ihre Wohnungen sehen von fern erdgedeckten Geschützständen sehr ähnlich. Der Hauptsache nach bestehen sie aus über den Boden erhöhten Erdhöhlen, die man neuerdings durch vermehrten Einbau von Holzdielen, welche den Giebel stützen, die Fenster halten und den Fußboden der Wohnräume bilden, freundlicher gestaltet. Immerhin ist die Luft darin oft wahrhaft fürchterlich, zumal dem Lüften nur schmale Luftschächte dienen. Diese Wohnstätten geben der isländischen Landschaft selbst da etwas Schwermütiges, wo Wiesen grünen, Bäche rauschen und der Lenz die Halden mit dem Goldgeflimmer junger Birkenblättchen schmückt; Alf Bachmanns an Ort und Stelle entstandenes Bild (bei S. 840) gibt diese Stimmung vortrefflich wieder.
Leider wohnt heutzutage schon ein Drittel der Isländer in größeren Siedlungen, und die Neigung, in Flecken und Städtchen überzusiedeln, wächst von Jahr zu Jahr. Es gibt kaum eine andere Hauptstadt, die so rasch gewachsen ist wie Reykjavik. Im Jahre 1923 hatte es 20 000, 1800 nur 300 Einwohner. Danach hätte Madrid 1800 nur 11 000 Einwohner, Paris deren nur 41 000 zählen dürfen. Wir wollen nicht übersehen, daß Reykjavik den fünften Teil der Isländer beherbergt. Nur in Dänemark besteht noch ein ähnliches Verhältnis zwischen der Hauptstadt und dem flachen Lande, wenn wir von den politischen Eintagsgründungen des Versailler Vertrages absehen. Größere Orte sind dann noch Akureyri, der Hauptort des Nordens (2700 Einwohner), Isafjördur, der Hauptplatz des Westens (2100 Einwohner), das Reykjavik benachbarte Hafnarfjördur (2600 Einwohner) und Seydisfjördur, an der Ostküste, bekannt als Wetterwarte (900 Einwohner). Daneben zählen noch neun Ortschaften mehr als 500 Einwohner. In den größeren Siedelungen, Reykjavik vor allem, finden wir heute bereits ganz stattliche Steinbauten, und zwischen die Hütten der Bauern haben fremde Gewerbetreibende, die den Fischreichtum der Flüsse nützen, mitunter buntbemalte Holzhäuser gesetzt, die dem Reisenden doppelt befremdlich erscheinen, wenn ihn sein Weg aus der ernsten Ödenei der Lavawüste wieder zu Menschen zurückführt.
Für das Bessern der Verkehrsstraßen konnte in dem menschenleeren, armen Lande nur wenig geschehen. Zwar gehen von Reykjavik einige Automobilstraßen aus (im ganzen 500 km), auf denen man übrigens kräftig durchgerüttelt wird. Aber das Hauptverkehrsmittel ist noch immer das Reitpferd, und die allermeisten Wege sind im Moor- und Wiesenland nur gerade so breit, daß Pferd hinter Pferd zu traben vermag. Oft sind sie so tief in den moorigen Grund eingetreten, daß der Reiter seine Beine mit der Kraft der Verzweiflung in die Höhe ziehen muß, wenn er sich

an den Erdschollen zu den Seiten des Weges nicht die Beine schinden und die Füße verstauchen möchte. Das Pferd trägt den Reiter und die Reiterin, mitunter zwei halbwüchsige Menschenkinder zu gleicher Zeit, es befördert Lasten aller Art, schwanke Holzdielen und trübselige Särge, Wollenballen und Kartoffelsäcke. In den Sommermonaten spielt daher die Küstenschiffahrt eine wichtige Rolle.
Da Island keinen nennenswerten Besitz seegehender Schiffe hat, wird die Ein- und Ausfuhr von Schiffen anderer Staaten bewerkstelligt, hauptsächlich von dänischen, denen aber die englischen neuerdings recht nahegerückt sind. Mit seinem Außenhandel von nicht weniger als etwa 1000 Kronen auf den Kopf der Bevölkerung (reichlich 100 Mill. Kronen im Jahr) ist die entlegene Insel ungewöhnlich eng in den Welthandel verflochten. Diese Verflechtung wird dadurch zur Abhängigkeit, daß Island im Absatz seiner Haupterzeugnisse auf einige wenige Länder angewiesen ist; so geht der Hauptteil der Salzfische nach Spanien als Fastenspeise, der Heringe nach Norwegen, der Wolle und der Schaffelle nach den Vereinigten Staaten, des Schaffleisches nach Schweden. Diese Staaten können daher jederzeit durch Erhöhung ihrer Einfuhrzölle auf die Isländer einen Druck ausüben, und jede Wirtschaftskrise in einem der Absatzländer macht sich sofort in Island bemerkbar.

JAN MAYEN

Die vulkanische Insel Jan Mayen liegt zwischen Island und Spitzbergen unter 71° n. Br. und 8—9° w. L. Im Jahre 1614 wurde das mitten im Treibeis gelegene Eiland von Jan Jacobsz May entdeckt. Mit 373 qkm ist es etwas kleiner als Naxos. Ein rundlicher Teil im Nordosten und ein langgestreckter im Südwesten sind durch einen niedrigen Paß verbunden. Jener besteht aus einem mächtigen Vulkan, in diesem drängt sich eine Herde kleinerer Vulkane dicht zusammen. Der gewaltige Vulkan auf der Nordhälfte, der bis zu 2550 m aufragende Beerenberg, bildet eine großartige Gebirgslandschaft. „Das ist ein kolossales Gebirg! Links (südlich) eine breite Schneekuppe, dem Mönch ähnlich; dann einige niedere Spitzen, woran, wie an der Ebenenfluh, der Schnee dachförmig überhängt; dann eine hohe Kuppe, in Form, Größe und herrlichem Glanz vollkommen dem Silberhorn an der Jungfrau ähnlich; dann wieder ein anderer Sattel und eine düstere, schneefreie Felsenspitze, die steil gegen die See herabfällt, wie der schwarze Mönch."
Obgleich das Klima ziemlich milde ist — Mitteltemperatur — 2,2° — scheint der Pflanzenwuchs (im Monat sind hier 27 Nebeltage!) doch viel dürftiger zu sein als auf Spitzbergen. Wohl gibt es blumenreiche Moospolster, „aber welche elende Pflänzchen! Alles kriecht am Boden hin, drückt sich zwischen die Steine, als suche es Schutz vor Schnee und Eis, die wenigstens neun Monate im Jahr alles decken." Das Tierleben ähnelt — abgesehen von den dort genannten Irrgästen — etwa dem der Bäreninsel. 1882—1883 beobachtete auf Jan Mayen eine österreichische Expedition; 1920 ging auf der Insel die norwegische Flagge hoch, 1921 wurde eine für Sturmwarnungen wichtige Wetterstation auf ihr errichtet.

DIE BÄRENINSEL

Die Bäreninsel, halbwegs zwischen Spitzbergen und dem Nordkap gelegen, wurde von Barents auf derselben Reise gefunden, die zur Entdeckung von Spitzbergen führte. Mit einer Größe von nur 173 qkm verdiente sie den Namen Bäreneiland. Ihre Fläche würde nur ein Fünftel der Insel Korfu bedecken.

Fast quadratisch gestaltet, fällt die Bäreninsel fast überall handlos und steil zum Meere ab. Die innere Hochebene wird von devonischen Schiefern gebildet; sie ist im Süden am höchsten und wird nur von verhältnismäßig bescheidenen Bergen überragt; auch der höchste von ihnen, der im Süden gelegene Mount Misery, steigt nur bis 544 m an. Ebenso wie Spitzbergen besitzt auch die Bäreninsel Steinkohlen, doch liegen sie so ungünstig, daß man sich bisher an ihren Abbau noch nicht gewagt hat. B. M. Keilhau, vielleicht der beste Kenner des Eilandes, hat zwar auf seiner Karte der Bäreninsel eine „schöne Grasoase" (ein blumiges Moospolster von 400 Faden Länge und Breite) eingezeichnet, doch stimmen alle Besucher darin überein, daß die Bäreninsel trotz des ziemlich hohen Jahresmittels von — 5° ein unwirtliches Gebiet ist. Während Island und Spitzbergen begeisterte Lobredner fanden, wollen von dem nebelumwallten Bäreneiland selbst die Forscher nichts Rechtes wissen, die ihm nur auf sommerlicher Spritzfahrt einen kurzen, mühelosen Besuch abstatteten. Daß die Insel eine Glazialzeit gehabt hat, ist rein logisch wohl anzunehmen, konnte aber bisher durch Gletscherschliffe und ähnliche Anzeichen nicht bewiesen werden. Die Oberfläche der Hochebene wird im Sommer eisfrei; auf ihr finden wir Landseen, die wie manche Gewässer Spitzbergens trotz des langen Polarwinters doch nicht bis auf den Grund gefrieren.

Die Küste zeigt abenteuerliche Grotten und kühne Felstrümmer, welche Meergevögel in rechte Vogelberge verwandelt hat. Die herbe Schönheit dieser Bildungen würde höher gerühmt werden, herrschte nicht an dieser Küste, wo Kälte und warme Strömungen aufeinandertreffen, fast beständig dichter Nebel.

Die Tierwelt ist — nur das Renntier fehlt — etwa die von Spitzbergen. Daß man hier schon Krähen, ja sogar Kreuzschnäbel gefunden hat, erinnert uns daran, daß die Bäreninsel Europa schon ein gut Stück näher liegt.

Ebenso wie bei Spitzbergen, wetteiferten auch hier Norweger, Russen und Engländer darin, die Meeresfauna möglichst rasch und rücksichtslos in bares Geld umzusetzen. Seit einem halben Jahrhundert ist an diesem Gestade, wo man sie früher Tag für Tag zu Hunderten schlug, kein einzelnes Walroß mehr gesichtet worden. 1920 erhielt Norwegen die Souveränitätsrechte über die Insel zuerkannt.

SPITZBERGEN

Der stattliche Archipel von Spitzbergen liegt etwa halbwegs zwischen Grönland und dem Nordkap Skandinaviens zwischen 76° 30′ und 80° 45′ n. Br. und 10° und 32° 80′ ö. L. von Greenwich. Er bedeckt etwa den Raum von Island, besitzt aber wegen der vielen Sunde und Zwischenmeere nur etwa 68 000 qkm Landfläche. Spitzbergen ist also wesentlich größer als Sizilien, Sardinien und Korsika zusammen. Die größte Insel Westspitzbergen mißt 39 500 qkm (gleich der Provinz Hannover); die übrigen größeren Eilande, das Nordostland, das Barentsland und Edgeland, sind wesentlich kleiner.

Die Westküste der Hauptinsel besteht aus kristallischem Gestein und altem Faltengebirge. Daneben finden sich Karbon, Jura und Tertiär. Von vulkanischem Gestein spielt der Hyperit eine große Rolle, die sich oft in schmäleren und breiteren Bändern zwischen Schichtgesteinen hinzieht und deren Abtragen hindert. Dieser Hyperit ist ein Bruder des Basalts und zeigt unregelmäßige, senkrechte, pris-

matische Spaltung. Das Magneteisen, das ihm beigemischt ist, wird an der Luft bräunlich rostfarben. In manchem Landschaftsbild der Westküste spielt gerade der Farbton eine Hauptrolle. In jüngster Zeit scheinen manche Täler des Archipels energisch gehoben zu sein; Meerengen verwandelten sich in Täler, und Treibholz und Reste von Meerestieren liegen nun weit über der Flutgrenze.
Die Mineralschätze der Inseln sind nicht genug erforscht; man fand dort Marmor, Graphit und Bleiglanz. Wichtiger sind die Steinkohlen, die so günstig zur Küste lagern, daß man trotz klimatischer Schwierigkeiten zu Beginn unseres Jahrhunderts mit ihrer Förderung begonnen hat. Die Hauptlager finden sich an der Westküste der Hauptinsel; die meisten Flöze scheinen am Eisfjord zu liegen.
Die kristallinischen Teile Spitzbergens zeigen jene schroffen Formen, denen der Archipel seinen Namen verdankt. Im übrigen herrschen Plateaubildungen vor. Der größte Teil der Nordostinsel ist unter Inlandeis begraben; auf der Westinsel hat die Oberflächenform des Sandsteinplateaus die Bildung von Inlandeis verhindert. Hier handelt es sich um echte Talgletscher, deren unterste Teile bis ins Meer reichen, wo sie von Zeit zu Zeit abbrechen und als Eisberge davonschwimmen. Hören die Talgletscher schon in einiger Entfernung von der Küste auf, so nennt sie der Seemann „tote“ Gletscher. Über der Hochebene ragen noch hier und da einzelne Berge empor. Die höchsten Erhebungen steigen etwa 1700 m an und reihen sich namentlich an der Westküste zu stattlichen Gebirgsketten auf. Weil die relative Höhe und die Meereshöhe hier fast zusammenfallen und der Nebel, der Zauberkünstler, zumeist alle Gegenstände größer erscheinen läßt, wird es verständlich, daß weitgereiste Besucher Spitzbergens die Großartigkeit dieser Gebirgsbilder begeistert rühmen. Ludwig F. Herz vergleicht die Gletscherberge an der Sassenbai mit dem Panorama des Himalaja, von Darjeeling aus gesehen; „nur daß die weißen Berge nicht über eine Welt von Bergen und Tälern, Wäldern und Triften herüberstarren, sondern von brausender See umspült sind.“
Zur Eiszeit war ganz Spitzbergen vereist. Heute ist die Küste zumeist eisfrei; selbst in größerer Höhe pflegen Hänge, deren Neigungswinkel starke Besonnung ermöglicht, im Sommer ein buntes Blumenkleid zu tragen, ganz gleich, ob ihre Meereshöhe 200 oder 700 m beträgt.
Bezeichnend für Spitzbergen ist der Mangel an Muttererde; er ist noch viel auffälliger als in den Teilen Skandinaviens, die in der Hinsicht am übelsten daran sind.
Das Klima ist auf den einzelnen Inseln recht verschieden. Die entgegengesetzten Pole bilden wohl der Südwesten und Nordosten. Dort wirkt der warme Golfstrom mildernd, hier pflegt das Osteis die Küste dauernd zu blockieren.
Dem Golfstrom, der eine weite Bucht im Polareis schuf, die in der Breite des Südkaps an die 400 km, etwas südlich von 80° n. B. noch 100 km breit zu sein pflegt, hat Spitzbergen es zu danken, daß die Westküste der Hauptinsel im Sommer zumeist eisfrei wird. So darf der behäbigste Spießbürger auf schmucken Dampfern diesem Wunderlande des Nordens ungefährliche Besuche abstatten. Am Eisfjord hat der wärmste Monat eine Durchschnittstemperatur von 4,6°, der kälteste — 18,5°; der Jahresdurchschnitt beträgt — 6,2°. Das absolute Maximum scheint etwa + 17° zu sein, doch steigt das Quecksilber im Mittsommer zuweilen 4, 5 Tage hintereinander auf 12—14°, und in der Sonne sind dann 26—29° gar nicht selten. Der Jäger empfindet dann das Wetter durchaus als sommerlich, mag auch das Schneewasser plätschern und der Einsturz von Eismassen namentlich mittags eine ferne Kanonade vortäuschen. Das sind Geräusche, die mit diesen Landschafts-

bildern so untrennbar verbunden sind wie die Lieder der Lerchen mit denen der deutschen Kultursteppe. Auch sie tragen dazu bei, Spitzbergen zur Sommerszeit eine unnennbare Schwermut aufzuprägen, die uns bei aller Lichtfülle, allem Spiel weißer und brauner, olivgrüner und rostgelber Tinten nicht vergessen läßt, daß der grimme Todesengel des Winters bald wieder seinen dunkeln Mantel ausbreitet.

Der „Sommer" Spitzbergens umfaßt etwa drei Monate; dann dürfen wir an den wärmsten Stellen auf eine Durchschnittstemperatur von + 5° rechnen. Die genügt bei dem endlosen Sommertage, ein verhältnismäßig reiches Pflanzenleben zu zeitigen; finden sich doch noch mehr als 120 Arten von Blütenpflanzen. Dennoch wäre es falsch, hier von Wiesen zu sprechen, weil im Gegensatz zu den arktischen Ländern Nordamerikas gerade der Mangel an Grasmatten für Spitzbergen bezeichnend ist. Bei den üppigsten Matten handelt es sich in der Regel um hangende Moore, die üppige, bis zwei Fuß mächtige Moospolster tragen, zwischen deren Stengeln arktischer Mohn, Steinbrecharten, Alpenarnika und ähnliche Pflanzen bunte Blüten emporrecken. Zu besonderer Pracht entwickelt sich diese Pflanzengemeinschaft unter Vogelbergen, deren Guano vom Wasser hinabgeschwemmt wird und dem hangenden Moor trefflichen Dünger liefert. Manchen Pflanzen, wie dem Heidekraut, scheint der Wärmeschutz der Moospolster sehr erwünscht zu sein, da ihre Reiser mehr unter als zwischen den Moosen wuchern.

Das Tierleben der Inseln entspricht ihrer Pflanzenwelt. Während das Renntier die Moosflecke abweidet, wechselt der Eisbär vom Meere landeinwärts, gefolgt von dem Polarfuchs, der sich an den Resten seiner Mahlzeit gütlich tut, um etwas Abwechslung in seine Alltagskost zu bringen, die aus Lemmingen besteht. Von den Sämereien und Knospen der arktischen Pflanzen lebt das Schneehuhn, das seine Nahrung selbst bei Mondschein und Polarlicht findet, wenn die Schneeammer längst in Mitteleuropa Winterquartier genommen hat.

Unsäglich reich war das Tierleben des Meeres, zu dem auch die Vogelheere gerechnet werden müssen, die, wie Alken, Teiste, Lummen und Mövenarten die Klippen in Vogelberge zu verwandeln pflegen. Nur die nordischen Gänsearten mögen ihre Nahrung zeitweise mehr auf den Mooren als am Seestrande suchen.

Die frühere Wirtschaftsgeschichte Spitzbergens war eine endlose Folge sinnloser Tiermetzeleien, bei denen niemand an die Zukunft dachte. Als der Archipel 1593 von dem Holländer Barents entdeckt worden war, kamen zuerst die Wale und Robben an die Reihe, die von holländischen und englischen Fangleuten hingemordet wurden. Daneben rauchten die Transiedereien von Smeerenberg an der Nordküste, und Neid und Eifersucht bewaffneten die Nebenbuhler gegeneinander. Die weltfernen Buchten hallten vom Lärm der Waffen wider, und die Ufer schwermütiger Fjorde wurden zu Friedhöfen, deren Holzsärge sich bei der Trockenheit der Luft (jährlich nur 15 cm Niederschläge!) bis heute erhalten haben. Als der Wal vertrieben war, spielte im 19. Jahrhundert das Walroß die Hauptrolle, und russische Jäger, an die noch heute die vereinsamten „Russenhütten" erinnern, stellten im Inneren dem Renntier und dem Polarfuchs nach.

Heute spielen Jagd und Fang keine Rolle mehr in der Wirtschaft Spitzbergens. Dafür gewinnen die Kohlenschätze steigende Bedeutung für die Versorgung einiger kohlenarmer Länder Europas. Sie treten in nicht weniger als drei geologischen Horizonten (Karbon, Jura und Kreide-Tertiär) auf und werden auf insgesamt 9 Milliarden t geschätzt. Überdies streichen die besten Flötze der Tertiär-

kohlen an den Fjordwänden der Westküste aus, sind also sehr bequem zugänglich; die Entfernung zwischen den Ausgängen der Bergwerksstollen und den Schiffen, die unmittelbar am Fjordufer anlegen können, beträgt meist nur wenige hundert m. 1909 wurde die Ausbeutung aufgenommen, und heute werden am Eis- und am Braganzafjord sechs Bergwerke von Schweden, Niederländern und namentlich Norwegern betrieben. Seit 1917 trotzt der größere Teil der Bergleute (etwa 1500) auch dem Polarwinter, und seitdem ist Spitzbergen in die Zahl der ständig bewohnten Länder eingerückt. Der größte Ort, Longyear City an der Adventbai, einem Seitenarm des Eisfjords, hat 350 Bewohner. 1925 übernahm Norwegen, dem der Archipel 1920 zugesprochen worden war, die Verwaltung unter dem Namen Svalbard, den man für die Wikingerbezeichnung für Spitzbergen hielt, während er sich in Wirklichkeit auf den Scoresbyfjord an Grönlands Ostküste bezieht.

LITERATUR

Björn Gumlaugsson: Karte von Island. — Thorvaldur Thoroddsen: Geologische Karten (Maßstab 1 : 600 000; 1 : 750 000), Höhenschichtenkarte (1 : 750 000). — Carl Vogt: Nordfahrt. Frankfurt (Main) 1863; enthält stimmungsvolle Bilder. —J. C. Poestion: Island, das Land und seine Bewohner. Wien 1885. — Gudmundsson: Island am Beginn des 20. Jahrhunderts (deutsch 1904). — Thorvaldur Toroddsen: Island. Ein Grundriß seiner Geographie und Geologie. Peterm. Mitt. Erg.-Heft 152/153. Gotha 1905/06. — Paul Hermann: Island in Vergangenheit und Gegenwart. 3 Bde. Leipzig 1907, 1910. Torgau 1913.

J. C. Poestion: Isländische Dichter der Neuzeit. Leipzig 1897; Eislandblüten. Leipzig 1904; Steingrimur Thorsteinson. Ein isländischer Dichter und Kulturbringer. München 1912.

Die schwedische Expedition nach Spitzbergen und Bären-Eiland, ausgeführt in den Jahren 1861, 1864 und 1868 unter Leitung von Torell und A. E. Nordenskiöld. Übersetzt von L. Passarge. Jena. Hermann Costenoble 1869. (Ein grundlegendes Werk voller reichsten, aber recht wirr durcheinander gequirlten Inhaltes.) — M. Th. von Heuglin, Reise nach dem Polarmeere in den Jahren 1870 und 1871. Braunschweig, Westermann 1872. — Miethe und Hergesell, Mit Zeppelin nach Spitzbergen. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart. Ohne Jahr. (Eine Sammlung köstlicher Landschaftsbilder. Der Text ist immer ansprechend, auch dort, wo er nicht tiefer schürft.) Nansen, Spitzbergen. Leipzig 1921. — Rudolphi, Die Faröer. Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde. Berlin 1913. — Wordie, Jan. Mayen. Geogr. Journai LIX, London 1922.

ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BILDERTAFELN 103 UND 104

Die beiden Bilder der Tafel 103 zeigen die durchaus arktische Natur Spitzbergens. Wildzerklüftete Hochgebirgsformen mit schnee- und eiserfüllten Nischen reichen auf dem unteren Bilde bis zur Meeresoberfläche hinab; wenig gegliederte Sandsteinplateaus zeigt dagegen das obere Bild.

Tafel 104 bringt eine Aufnahme aus Island, und zwar von den 20 km vor der Südküste gelegenen Westmänner-Inseln, deren kleine Eilande aus vulkanischem Fels zum Teil so unvermittelt aus der Brandung aufsteigen, daß Bergsteigerkünste erforderlich sind, um zu den als Schafweiden dienenden Grasplateaus oder den Niststätten der Eiderenten und unzähliger sonstiger Seevögel zu gelangen.

Die Färöer sind durch eine Ansicht ihres Hauptortes Thorshavn vertreten, die zugleich die Haupteinnahmequelle der Färinger, den Kabeljaufang, erkennen läßt; den ganzen Vordergrund nehmen zum Trocknen ausgelegten Salzfische ein, aus denen „Klippfisch" werden soll.



Schweiz. Luftverkehrsges. Ad Astra-Aero, Zürich

Fair Haven mit Fowlgletscher



Schweiz. Luftverkehrsges. Ad Astra-Aero, Zürich

Ekman- und Dicksonbai



Technophotogr. Archiv, Berlin-Friedenau

Thorshavn (Färöer)



Technophotograph. Archiv, Berlin-Friedenau

Die Küste der Westmänner-Inseln (vor der Südküste von Island)

STATISTISCHE TABELLEN

ZUSAMMENGESTELLT VOM HERAUSGEBER[1])

ALBANIEN

Verwaltungsbezirke

Landesteile	qkm	Bevölkerung 1923 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Argyrokastro	4 142	119	28
Berat	3 932	111	25
Dibra	2 386	94	39
Durazzo	2 446	81	33
Elbasan	2 955	84	28
Koritza	3 312	114	34
Kosowo	2 135	38	13
Skutari	4 870	121	24
Walona	1 360	42	31
	27 538	804	29

Nationalitäten

fast ausschließlich Albaner

Bekenntnisse 1923

(in 1000)

Mohammedaner	530
Griechisch-Orthodoxe	168
Römisch-Katholische	96

Größere Städte

(Einwohner in Tausenden)

Kortscha	26	Elbasan	10
Skutari	22	Berat	8
Argyrokastro	12	Walona	6
Dibra	10	Durazzo	5

Verkehrsmittel

1922: 65 km Eisenbahn

Ein- und Ausfuhr 1920

(in Mill. Goldfranken)

Einfuhr 12, Ausfuhr 13

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr

Ausfuhr 1922:

Schaf- und Ziegenhäute, Käse, Wolle, Eier, Oliven und Olivenöl, Fische

Einfuhr 1923 (aus Italien):

Zucker, Kaffee, Reis, Baumwollwaren

Hauptverkehrsländer 1922

(in 1000 Goldfrank)

	Einfuhr	Ausfuhr
Griechenland	1 406	533
Großbritannien	426	37
Italien	8 390	2 037
Österreich	372	—
Südslawien	596	101
Türkei	660	2
Verein. Staaten v. Amerika	193	133

Staatsbank

Albanische Nationalbank in der Hauptstadt Tirana

Währung (seit 1926): 1 Leka (Goldfrank) zu 100 Quinder

[1]) Wichtigste Quellen: Die neuesten Jahrgänge der periodischen statistischen Veröffentlichungen (The Statesman's Yearbook; Gothaisches Jahrbuch; Hübners Geographisch-statistische Tabellen; Hickmanns Statistischer Universal-Atlas; Kende, Erde und Wirtschaft in Zahlen; Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich) und die geographischen und statistischen Fachzeitschriften (von letzteren besonders: „Wirtschaft und Statistik" und „Wirtschaftsdienst").

ANDORRA

452 qkm mit 5 231 Einwohnern. Hauptort Andorra la Vieja 600 Einwohner.

BELGIEN

Verwaltungsbezirke

Provinzen	qkm	Einwohner 1920 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Antwerpen	2 832	1 017	359
Brabant	3 283	1 522	464
Hennegau	3 722	1 220	328
Limburg	2 408	300	125
Lüttich	2 898	863	298
Luxemburg	4 418	224	51
Namur	3 660	348	95
Ostflandern	3 000	1 107	368
Westflandern	3 234	804	248
	29 455	7 406	251
Eupen u. Malmedy	989	60	61
	30 444	7 466	245

Nationalitäten 1919

Wallonen . . . . 3,1 Mill. (42,9 %)
Flamen . . . . 3,8 „ (51,5 %)
Deutsche . . . . 50 Tsd.

Bekenntnisse

Die Bevölkerung ist fast ausschließl. katholisch

Bevölkerungsbewegung

Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Todesfälle	Geburtenüberschuß
1923	20,6	13,2	7,4
1924	19,9	13,0	6,9

Ein- und Auswanderung

1924 wanderten 51 000 Personen ein, 32 000 aus

Berufliche Gliederung

(in %)

Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei und Fischerei 16,6
Industrie und Bergbau 50,7
Handel und Verkehr 17,4
Militärdienst 1,3
Sonstiger öffentl. Dienst und freie Berufe 5,9
Häusliche Dienstboten 6,1
Sonstige Erwerbstätige 2,0

Größere Städte 1924

(Einwohner in Tausenden)

Brüssel . . . . . . 215, mit Vororten 775
Antwerpen 409
Lüttich . . . . . . 167, mit Vororten 244
Gent . . . . 164, mit Vororten 210
Brügge . . . . . . 53, mit Vororten 78
Mecheln 60
Ostende 44
Verviers 42

Bodenbenutzung

(in %)

Ackerland 43
Wiesen und Weiden 27
Wald 18
Unproduktiv 12

Viehstand 1923

(in 1000)

Pferde 243
Rindvieh 1 603
Schweine 1 176

Verkehrsmittel

Eisenbahnen . . . . . Ende 1922: 5027 km
Kleinbahnen . . . . . Ende 1921: 4280 km
Kanäle . . . . 1600 km

Handelsflotte: Anfang 1925:
161 Schiffe mit 350 000 Tonnen (davon 156 Dampfschiffe mit 343 000 Tonnen)

Seeschiffsverkehr 1925:
20 049 000 Reg.-T. netto im Mittel von Ein- und Ausgang

Seeschiffsverkehr in Antwerpen 1925:
17 017 000 N.-R.-T.

Ein- und Ausfuhr des belgisch-luxemburg. Zollvereins

(Spezialhandel in Mill. Franken)

	1922	1923	1924
Einfuhr	9 452	13 205	17 581
Ausfuhr	6 358	9 735	13 932

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1923

Einfuhr:
Weizen, Kohle, Wolle, Baumwolle, Maschinen, Häute, Bauholz, Mais, Kaffee, Fleisch, Zinkerz, Roheisen, Salpeter, Leinen, Eisenerz, Chemikalien

Ausfuhr:
Eisen und Stahl (geschmiedet und gewalzt), Wolle, Kohle, Glaswaren, Zucker (raffiniert), Leinengarn, Zink (roh), Leinen, Zement, Seidengarn, Häute (roh), Automobile, Koks, Eisenbahnfahrzeuge, lebende Tiere, Kalk

Hauptverkehrsländer im Spezialhandel 1924

(ohne Edelmetalle in Mill. Papierfranken)

	Einfuhr	Ausfuhr
Frankreich	3 823	2 251
Großbritannien	2 386	2 908
Niederlande	1 199	1 706
Vereinigte Staaten von Amerika	1 955	1 090
Deutscher Zollverein	1 615	1 582
Argentinien	1 463	423
Schweiz	198	358
Italien	244	282

Außenbesitzungen

Belgisch Kongo
(2 365 000 qkm, 1920: 8 421 000 Eingeb., 1923: 10 037 Weiße)

Mandat über Ruanda und Urundi
(54 000 qkm, etwa 3 Mill. Eingeborene)

BULGARIEN

Verwaltungsbezirke

Kreise	qkm	Einwohner 1920 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Burgas	13 349	428	32
Küstendil	4 067	229	56
Mastanli	3 283	113	34
Pachmakli	2 768	64	23
Petritsch	6 798	156	23
Philippopel (Plowdiw)	10 152	488	48
Plewen (Plewna)	7 661	395	52
Rustschuk (Russe)	4 923	304	62
Schumen (Schumla)	6 193	322	52
Sofia	8 979	531	59
Stara Sagora	12 313	550	45
Tirnowo	7 745	469	61
Warna	3 810	203	53
Widin	4 216	248	59
Wratza	6 916	346	50
	103 146	4 847	47

Nationalitäten 1920

(in %)

Bulgaren	83,26
Andere Slaven	0,32
Türken	10,73
Zigeuner	2,03
Griechen	0,87
Juden	0,89
Armenier	0,24
Sonstige	1,66

Sprachen 1920

(in %)

Bulgarisch	83,38
Türkisch	11,20
Rumänisch	1,55
Zigeunerisch	1,27
Griechisch	0,97
Jüdisch	0,86
Tartarisch	0,09
Armenisch	0,23
Deutsch	0,07
Russisch	0,19
Sonstige	0,19

Bekenntnisse 1920

	in 1000	in %
Griechisch-Orthodoxe	4 062	83,81
Mohammedaner	691	14,25
Israeliten	43	0,89
Römisch-Katholische	34	0,70
Armenisch-Gregorianer	11	0,22
Protestanten	6	0,12

Bevölkerungsbewegung

Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Todesfälle	Geburtenüberschuß
1891	39	27	12
1901	38	23	15
1911	41	22	19
1919	33	20	13
1920	40	21	19
1921	40	22	18

Berufliche Gliederung 1920

(in 1000)

Landwirtschaft, Fischerei, Jagd	3 666
Bergbau usw.	12
Industrie, Gewerbe	485
Verkehrs- u. Transportwesen, Handel	307
Öffentl. Dienste, freie Berufe	188
Militär und Polizei	70
Sonstige	130

Größere Städte 1920

(Einwohner in 1000)

Sofia	154
Philippopel (Plowdiw)	63
Warna	51
Rustschuk (Russe)	42

Bodenbenutzung

(in %)

Wiesen und Weiden	33
Ackerland	30
Unproduktiv	25
Wald	12

[noch BULGARIEN]

Viehstand 1920
(in 1000)

Pferde	177
Rindvieh	854
Schweine	300
Schafe	5 000

Verkehrsmittel 1922/23

Eisenbahnen	2 246 km
Schmalspurbahnen	383 km

Schiffsverkehr 1923:
Einlauf 14 422 Schiffe mit 4 Millionen Tonnen

Ein- und Ausfuhr
(Generalhandel in Millionen Lewa)

	1923	1924	1925
Einfuhr	5 125	5 557	1 291
Ausfuhr	3 537	4 902	5 642

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1925

Einfuhr:

Webwaren, Metallwaren, Maschinen usw., Leder und Lederwaren, Öle, Wachs usw., Mineralöle usw., Getreide, Kolonialwaren

Ausfuhr:

Tabak (41,3 $^0/_0$), Eier, Mais, Vieh, Weizen und Weizenmehl, Seidenkokons, Häute, Gerste, Rosenöl

Hauptverkehrsländer 1925
(in Millionen Lewa)

	Einfuhr	Ausfuhr
Deutsches Reich	1 430	1 131
Italien	1 020	771
Großbritannien	959	28
Österreich	702	461
Tschechoslowakei	570	350
Frankreich	493	311
Rumänien	421	24

DÄNEMARK

Verwaltungsbezirke

Landesteile	qkm	Bewohner 1921 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Seeland (6 Ämter)	7 514	1 270	169
Bornholm (1 Amt)	588	44	76
Lolland-Falster (1 Amt)	1 791	129	73
Fünen (2 Ämter)	3 476	327	96
Ostjütland (3 Ämter)	7 320	537	73
Nordjütland (3 Ämter)	7 561	390	52
Westjütland (3 Ämter)	10 782	408	39
Südjütland (4 Ämter)	3 984	164	41
Dänemark	43 016	3 268	76

Nationalitäten

Statistik fehlt

(in Dänemark geboren 96,6 %, in Deutschland 1,2 %, in Schweden 1,1 %)

Bekenntnisse
(in 1000 und %)

Lutheraner	2 715	(98,6 %)
Reformierte	42	
Katholiken	10	(0,7 %)
Israeliten	5	(0,2 %)
Baptisten	6	
Methodisten	4	

Bevölkerungsbewegung
(in $^0/_{00}$)

Zunahme 1916—1921 (ohne Nordschleswig) 12,2 jährlich. 1922 Geburten 22,3, Todesfälle 11,9, Geburtenüberschuß 10,4

Auswanderung

Es wanderten aus:

1922: 4 094, 1923: 7 601, 1924: 6 319, 1925: 4 578 Personen, meist nach den Vereinigten Staaten und Kanada

Berufliche Gliederung
(in 1000)

Land- und Forstwirtschaft	1 077
Industrie und Handwerk	942
Handel, Transportwesen	543
Freie Berufe	184
Dienstboten	207
Berufslos	278

Größere Städte 1921
(Einwohner in Tausenden)

Kopenhagen	561, mit Vororten 701
Aarhus	74
Odense	49
Aalborg	42

Bodenbenutzung
(in %)

Ackerland	43
Wiesen und Weiden	32
Wald	8
Unproduktiv	7

Viehstand 15. Juli 1925
(in 1000)

Pferde	536
Rindvieh	2 758
Schafe	261
Schweine	2 517
Geflügel	20 093

Fischerei

15 400 Fischerboote

Verkehrsmittel

Eisenbahnen Ende 1924: 4 968 km

Handelsflotte Ende 1924: 1 848 Schiffe (644 Dampfer, 866 Motorschiffe) mit 666 000 N.-R.-T.

Schiffsverkehr 1924: Einlauf 29 000 Schiffe mit 9,6 Mill. Tonnen

Seeschiffsverkehr 1925 von Kopenhagen: 3 252 000 N.-R.-T. im Mittel von Ein- und Ausgang

Ein- und Ausfuhr
(Spezialhandel in Mill. Kronen)

	1920	1921	1922
Einfuhr	2 943	1 549	1 456
Ausfuhr	1 591	1 410	1 176
	1923	1924	1925
Einfuhr	1 907	2 218	2 095
Ausfuhr	1 539	1 976	1 966

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr

Einfuhr:
Getreide, Ölkuchen, Steinkohlen, Eisenwaren, Baumwollwaren, Holz, Wollwaren, Mineralöle, Kaffee

Ausfuhr:
Butter, Fleisch, Eier, Vieh, Getreide, Häute, Fische, Schiffe, Maschinen

Hauptverkehrsländer 1925
(Generalhandel in Mill. Kronen)

	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	307	1 081
Deutsches Reich	583	402
Vereinigte Staaten	350	9
Schweden	114	148
Norwegen	43	76

Außenbesitzungen

Färöer (1 399 qkm, 21 000 Einwohner) und Grönland (2 174 000 qkm, 14 000 Einw.)

DANZIG

Fläche und Bevölkerung 1924

1 952 qkm mit 384 000 Einwohnern

Nationalitäten
(in %)

Deutsche . . . 96 Polen 4

Bekenntnisse
(in 1000 und ‰)

Protestanten	223	(587)
Katholiken	141	(367)
Juden	9	(24)
Andere	11	(29)

Bevölkerungsbewegung
Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1922	30,9	17,5	13,4
1923	26,4	15,3	11,1

Größere Orte 1924
(Einwohner in Tausenden)

Stadt Danzig	206
Zoppot	27
Tiegenhof	3
Neuteich	3

Viehstand 1920
(in 1000)

Pferde	35
Rindvieh	69
Schweine	72
Schafe	14

Verkehrsmittel und Warenverkehr

Seeschiffahrt 1924: Einlauf 3312 Schiffe mit 1,6 Mill. Nutz-T. 1925: 1 858 000 Reg.-T. netto im Mittel von Ein- und Ausgang

[noch DANZIG]

Handelsflotte 1925:
67 Seeschiffe mit 129 000 Roh-T., außerdem 454 Flußschiffe (davon 254 mit über 1000 Tonnen)

Warenverkehr im Seehandel (in 1000 t):

	1912	1923	1924	1925
Eingang . . .	1 141	655	738	691
Ausgang . . .	1 312	1 063	1 636	2 032
Insgesamt	2 453	1 718	2 375	2 723

Anteil Danzigs am polnischen Außenhandel 1924: in der Einfuhr 30,5 %, in der Ausfuhr 10,4 %

Hauptverkehrsländer 1925:
Deutschland, Großbritannien, Vereinigte Staaten, Frankreich, Chile, Dänemark, Niederlande, Schweden

Haupteinfuhrwaren:
Düngemittel, Baumwolle, Metallwaren

Hauptausfuhrwaren:
Polnisches Holz, Getreide und Zucker

DEUTSCHES REICH

Verwaltungsbezirke

Länder und Provinzen	Fläche in qkm	Einwohner in 1000[1])	Dichte auf 1 qkm
Ostpreußen . . .	37 046	2 258	61
Stadt Berlin . . .	878	4 014	4 569
Brandenburg . . .	39 036	2 589	66
Pommern	30 208	1 877	62
Grenzmark Posen-Westpr.	7 695	332	43
Niederschlesien . .	26 616	3 126	117
Oberschlesien . . .	9 702	1 378	142
Sachsen	25 274	3 272	129
Schlesw.-Holstein .	15 060	1 518	101
Hannover	38 584	3 188	83
Westfalen	20 217	4 819	238
Hessen-Nassau . .	15 703	2 389	152
Rheinprovinz (ohne Saargebiet) . . .	24 539	7 222	294
Hohenzollern . . .	1 142	72	63
Preußen (ohne Saargebiet)	291 700	38 054	130
Nordbayern . . .	33 210	3 148	95
Südbayern	37 283	3 300	89
Pfalz (o. Saargebiet)	5 504	932	169
Bayern (o. Saargebiet)	75 996	7 380	97
Sachsen	14 993	4 996	333
Württemberg	19 508	2 579	132
Baden	15 071	2 312	153
Thüringen	11 724	1 609	137
Hessen	7 693	1 347	175
Hamburg	415	1 152	2 775
Mecklenburg-Schwerin	13 127	674	51
Oldenburg	6 424	546	85
Braunschweig	3 672	502	137
Anhalt	2 299	351	153
Bremen	256	339	322
Lippe	1 215	164	135
Lübeck	298	128	430
Mecklenburg-Strelitz .	2 929	110	38
Waldeck	1 055	56	53
Schaumburg-Lippe . .	340	48	141
Zusammen	468 718	62 349	133
Saargebiet	1 926	725	
Deutsches Reich . .	470 644	63 074	

[1]) Wohnbevölkerung am 16. Juni 1925.

Großstädte 1925

(Einwohner in Tausenden)

Berlin	4 014
Hamburg	1 079
Köln	698
München	681
Leipzig	679
Dresden	619
Breslau	555
Essen	469
Frankfurt a. M.	462
Düsseldorf	431
Hannover	422
Nürnberg	392
Stuttgart	341
Chemnitz	332
Dortmund	320
Bremen	295
Magdeburg	292
Königsberg i. Pr.	280
Duisburg	272
Stettin	254
Mannheim	247
Kiel	214
Gelsenkirchen	207
Halle a. S.	194
Barmen	187
Altona	185
Cassel	171
Elberfeld	167
Augsburg	166
Bochum	156
Aachen	155
Braunschweig	147
Karlsruhe	146
Erfurt	135
Krefeld	130
Mülheim a. d. Ruhr	127
Hamborn	126
Saarbrücken	126
Lübeck	121
München-Gladbach	115
Plauen i. V.	111
Mainz	109
Münster i. W.	106
Oberhausen	105
Wiesbaden	103
Ludwigshafen a. Rh.	102

Konfessionen 1910

(in 1000 und ‰)

Evangelische	38 117	(652)
Römisch-Katholische	19 322	(331)
Israeliten	539	(9)
Andere	472	(8)

Bevölkerungsbewegung

(in ‰)

	Geburten einschl.	Sterbefälle Totgeborene	Geburten-überschuß
1851—1860	36,8	27,8	9,0
1861—1870	38,8	28,4	10,3
1871—1880	40,7	28,8	11,9
1881—1890	38,2	26,5	11,7
1891—1900	37,3	23,5	13,9
1901—1910	33,9	19,7	14,3
1912	29,1	16,4	12,7
1913	28,3	15,8	12,4
1917	14,4	21,0	— 6,6
1918	14,7	25,2	—10,5
1921	26,1	14,8	11,3
1922	23,7	15,1	8,5
1923	21,7	14,6	7,1
1924	21,1	12,9	8,2
1925	21,3	12,6	8,7

1925 betrug die Zahl der Lebendgeborenen 1 290 732, der Totgeborenen 43 579, der Gestorbenen 744 306; die Einwohnerzahl wuchs daher durch Geburtenüberschuß um 546 426 an

Auswanderung

Vor dem Weltkrieg wanderten jährlich 20 000 bis 30 000 Personen aus;

1919: 3 000, 1920: 8 000, 1921: 23 000, 1922: 36 000, 1923: 115 000, 1924: 58 000, 1925: 63 000

Von den Auswanderern wandten sich nach:

	1923	1924
Großbritannien	328	—
Vereinigte Staaten	93 000	22 000
Brasilien	9 000	21 000
Übriges Amerika	13 000	14 000
Afrika	635	1 000
Asien	125	60
Australien	51	3

Berufliche Gliederung 1907

(in %)

Land- und Forstwirtschaft	27,1
Industrie einschl. Bergbau u. Baugewerbe	44,0
Handel und Verkehr	13,8
Persönliche Dienste, auch Lohnarbeit wechselnder Art	1,3
Öffentl. Dienst und freie Berufe (einschl. Heer)	5,4
Berufslose Selbständige (Rentner, Pensionäre)	8,4

Bodenbenutzung (1924)

(in %)

Ackerland	47
Wald	27
Wiesen und Weiden	17
Unproduktiv	9

Viehstand

(in Tausenden)

	1913[1])	1924	1925
Pferde (ohne Militärpferde)	3 807	3 850	3 915
Rindvieh	18 474	17 296	26 239
Schweine	22 533	16 844	17 631
Schafe	4 988	5 717	4 742
Ziegen	3 164	4 351	3 792
Federvieh	71 907[2])	71 442	—

[1]) Auf das jetzige Reichsgebiet (jedoch ohne Saargebiet) umgerechnet. [2]) 1912

Verkehrsmittel

Eisenbahnen 1922 (Reichsbahn und Privatbahnen):

	km	Von der Gesamtlänge entfielen auf je 1000 qkm km	Von der Gesamtlänge entfielen auf je 100 000 Einw. km
Preußen (ohne Saargebiet)	33 080	113	88
Bayern (einschließlich Coburg, jedoch ohne Saarpfalz)	8 568	113	116
Sachsen	2 697	180	56
Württemberg	2 030	104	78
Baden	2 121	141	92
Thüringen	1 627	138	103
Hessen	1 551	202	115
Hamburg	75	180	7
Mecklenbg.-Schwerin	1 229	93	180
Oldenburg	699	109	128
Braunschweig	668	182	134
Anhalt	312	135	90
Bremen	94	368	29
Lippe	95	78	59
Lübeck	79	264	63
Mecklenburg-Strelitz	286	98	259
Waldeck	91	86	157
Schaumburg-Lippe	49	143	102
Deutsches Reich	55 351	118	90

Post 1922:

Postanstalten 34 000, Telegraphen- und Fernsprechnetz 373 000 km, Fernsprechstellen 2 000 000

Kraftfahrzeuge 1924:

Krafträder (ohne Kleinkrafträder)	98 000
Personenkraftwagen	132 000
Kraftomnibusse	2 000
Lastkraftwagen	61 000

[noch DEUTSCHES REICH]

Seeverkehr in der Gesamtheit der deutschen Häfen

Eingelaufen 1913: 116 000 Schiffe mit 35 Mill. Reg.-T; ausgelaufen 117 000 Schiffe mit 35 Mill. Reg.-T. 1923 eingelaufen: 54 000 Schiffe mit 31 Mill. Reg.-T.; ausgelaufen 58 000 Schiffe mit 31 Mill. Reg.-T.

Seeverkehr 1925: 49 Mill. Reg.-T. netto im Mittel von Eingang und Ausgang

Seeverkehr in den wichtigsten deutschen Häfen

	1925	
	Zahl d. ang. Sch.	1000 Reg.-T.
Ostsee	16 736	6 328
Königsberg	1 135	528
Swinemünde	421	86
Stettin	3 292	1 614
Stolzenhagen	513	401
Saßnitz	2 799	1 217
Rostock	2 352	1 152
Lübeck	2 792	672
Kiel	2 608	536
Flensburg	824	122
Nordsee	31 635	26 865
Cuxhaven	2 687	712
Hamburg	14 712	16 692
Altona	3 149	573
Harburg	1 075	736
Bremerhaven	964	1 880
Wesermünde	2 284	238
Bremen	3 603	3 893
Brake	144	113
Nordenham	475	242
Emden	2 542	1 786
Im ganzen 1925	48 371	33 193
„ „ 1913	59 479	31 437
„ „ 1924	44 515	29 692

Deutsche Handelsflotte 1914 und 1925

1914: 2 170 Dampf- und Motorschiffe mit 4 694 000 Brutto-Reg.-T.
2 765 Segelschiffe und Seeleichter mit 545 000 Brutto-Reg.-T.

1925: 1 987 Dampf- und Motorschiffe mit 2 829 000 Brutto-Reg.-T.
2 283 Segelschiffe und Seeleichter mit 340 000 Brutto-Reg.-T.

Luftverkehr 1925

1925 führten 324 Flugzeuge 18 643 Flüge aus, legten dabei 4 950 000 km zurück, beförderten 55 185 Personen und 808 t Fracht

Die Verkehrsbelastung deutscher Wasserstraßen 1924

	Länge in km	Gütermengen in 1000 t	Verkehr in 1000 t je km
Rhein	696	49 112	13 791
Main	450	3 177	444
Weser	448	1 500	515
Elbe	727	8 224	3 525
Havelwasserstraße	328	4 128	1 289
Oder	692	4 719	2 367
Rhein-Herne-Kanal	38	8 714	5 057
Dortmund-Ems-Kanal	281	5 042	2 983
Ems-Weser-Kanal	172	1 811	1 360
Spree-Oder-Wasserstraßen	133	5 352	1 921
Alle deutschen Wasserstraßen (ohne den Verkehr auf dem Bodensee u. der Flensburger Föhrde)	11 013	70 788	1 511

Gesamtverkehr der deutschen Stromgebiete 1924

Stromgebiete	1000 t	v. H.
Östliche Wasserstraßen	1 291	1,2
Odergebiet	7 251	6,9
Märkische Wasserstraßen	8 801	8,4
Elbgebiet	12 542	12,0
Ems-Weser-Gebiet	17 411	16,6
Rheingebiet	57 048	54,4
Donaugebiet	494	0,5
Insgesamt	104 838	100,0

Der deutsche Außenhandel nach Erdteilen

	1925	1924	1913	1925	1924	1913
	% der Gesamteinfuhr			% der Gesamtausfuhr		
Europa	52,7	55,6	55,6	72,9	72,6	76,2
Afrika	4	4,1	4,6	2,3	2,2	2,1
Asien	11,3	9,2	9,6	8,3	7,8	5,6
Amerika	29,5	28,2	27,3	16,1	17,0	15,3
Australien	2,5	2,9	2,9	0,4	0,4	1,0

Der deutsche Spezialhandel nach Ländern 1925

Einfuhr

	Mill. RM.
Vereinigte Staaten von Amerika	2 560
Großbritannien	1 058
Niederlande	752
Britisch-Indien	640
Argentinien	634

Einfuhr

	Mill. RM.
Tschechoslowakei	532
Italien	499
Schweiz	486
Polen	428
Belgien	374
Niederländisch-Indien	364
Frankreich	361
Dänemark	334
Australischer Bund	294
Schweden	294
Rußland	231
China	229
Elsaß-Lothringen	209
Brasilien	174
Canada	160

Ausfuhr

	Mill. RM.
Niederlande	997
Großbritannien	937
Vereinigte Staaten von Amerika	603
Tschechoslowakei	455
Schweiz	440
Italien	368
Dänemark	355
Schweden	343
Österreich	341
Polen	331
Argentinien	269
Rußland	250
Belgien	210
Brasilien	200
Britisch-Indien	196
Japan	178

Der deutsche Außenhandel 1913 und 1925 nach Warengruppen

(Gegenwartswerte in Mill. RM.)

	Lebende Tiere	Lebensmittel und Getränke	Rohstoffe und halbfertige Waren	Fertige Waren	Reiner Warenverkehr	Gold und Silber	Insgesamt
1913 E.	290	2 808	6 280	1 392	10 770	436	11 206
A.	7	1 069	2 274	6 746	10 097	101	10 199
1925 E.	122	4 032	6 269	2 005	12 428	718	13 146
A.	15	517	1 640	6 626	8 798	40	8 838

Ernteflächen und Ernteerträge 1925

	Roggen	Weizen	Winterspelz	Gerste	Hafer	Kartoffeln	Wiesenheu
Erntefläche ha	4,71 Mill.	1,55 Mill.	1,25 Mill.	1,43 Mill.	3,45 Mill.	2,81 Mill.	5,47 Mill.
Ernteertrag t	8,06 „	3,21 „	0,15 „	2,60 „	5,58 „	41,72 „	22,60 „
Ertrag vom ha dz	28,5	38,8	12,4	42,4	16,2	148,5	88,9

ESTLAND

Verwaltungsbezirke

Kreise	Bevölkerung 1923 (in Tausenden)
Viru	149
Järva	58
Harju	220
Lääne	76
Ösel (Saare)	57
Pernau (Pärnu)	94
Fellin (Viljandi)	77
Dorpat (Tartu)	176
Walk (Valga)	40
Werro (Vöru)	83
Petseri	61
	1 091

Die

Fläche

beträgt: 47 549 qkm

Nationalitäten 1922

(in %)

Esten	92
Russen	5
Deutsche	1,5
Juden	0,5
Andere	1

Bekenntnisse 1922

(in %)

evangelisch	92
griechisch-orthodox	7
israelitisch	0,5
römisch-katholisch	0,3

Bevölkerungsbewegung

Auf 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1921	20,6	15,4	5,2
1922	19,3	16,4	2,9
1923	19,3	14,9	4,4

[noch ESTLAND]

Ein- und Auswanderung

1923 wanderten	39 719 Personen	ein
1923 „	38 068 „	aus

Größere Städte 1923

(Einwohner in Tausenden)

Reval (Tallin)	122
Dorpat (Tartu)	50
Narwa	27

Bodenbenutzung

(in %)

Wiesen und Weiden	41
Ackerland	23
Wald	20
Unproduktiv	6

Viehbestand 1923

(in 1000 Stück)

Pferde	210
Rinder	513
Schweine	339
Schafe	666

Verkehrsmittel

Schiffahrt 1925:
1 122 000 Reg.-T. netto im Mittel von Ein- und Ausgang

Handelsflotte 1924:
472 Schiffe mit 67000 Roh-Tonnen und 45000 Nutz-Tonnen

Eisenbahn 1924:
1117 km; beförderte 4669000 Reisende, 1237000 Tonnen Waren

Ein- und Ausfuhr

(Handel in Mill. estn. Mark)

	1922	1923	1924
Einfuhr	5 589	9 322	8 050
Ausfuhr	4 812	5 712	7 866

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr (1924)

Einfuhr:
Getreide, Baumwolle, Zucker, Kohle, Koks, Mehl, Heringe, Baumwollwaren, Eisen, Wolle, Wollwaren, Petroleum. Tabak

Ausfuhr:
Flachs, Baumwollwaren, Bretter, Butter, Papier, Stuhlblattholz, Holz, Segeltuch, Zement, Eier, Fleisch

Hauptverkehrsländer 1924

(in Mill. estn. Mark)

	Einfuhr	Ausfuhr
Deutsches Reich	2 908	1 774
Großbritannien	1 142	2 633
Rußland	1 048	416
Vereinigte Staaten von Nordamerika	1 029	29
Lettland	311	587
Schweden	325	411
Finnland	196	522

FINNLAND

Verwaltungsbezirke

Verwaltungsbezirke	qkm	Bevölkerung 1923 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Nyland (Uusimaa)	12 241	463	40
Åbo-Björneborg	22 874	506	23
Åland (Ahvenmaa)[1]	1 442	27	19
Tawastehus (Häme)	21 015	372	21
Wiborg (Viipuri)	43 175	579	19
St. Michel (Mikkeli)	23 314	208	13
Kuopio	44 067	365	10
Wasa (Vaasa)	41 348	561	15
Uleåborg (Oulu)	179 007	388	2
	388 483[2]	3 469	10

[1]) „Landschaft“
[2]) Einschließl. 44 852 qkm innere Gewässer

Nationalitäten

Hauptsächlich Finnen, 1910: 344 000 Schweden, außerdem Lappen

Bekenntnisse 1923

(in 1000)

Evangelische	3335
Griechisch-Orthodoxe	54
Baptisten und Methodisten	7
Juden	2
Andere	1

Bevölkerungsbewegung

Auf 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburten-Überschuß
1922	80	49	31
1923	82	48	34

Auswanderung

1924 wanderten 5 429 Personen aus.

Berufliche Gliederung 1920
(in %)

Ackerbau	65,1
Industrie, Kunst und Gewerbe	14,8
Verkehr	3,4
Handel	3,4
Andere	13,3

Größere Städte 1923
(in Tausenden)

Helsingfors (Helsinki)	204
Åbo (Turku)	60
Tammerfors (Tampere)	50

Bodenbenutzung
(in %)

Wald	62
Unproduktiv	31
Wiesen und Weiden	5
Ackerland	2

Viehstand 1924
(in 1000)

Pferde	403
Rindvieh	864
Schafe	485
Ziegen	12
Schweine	376
Federvieh	1 213

Verkehrsmittel

Schiffahrt 1925: Einlauf 3,9, Auslauf 3,8 Mill. Br.-Reg.-T.

Handelsflotte 1924: 4 865 Schiffe mit 480 000 Tonnen

Eisenbahn 1924: 4 583 km

Ein- und Ausfuhr
(in Mill. finn. Mark)

	1923	1924	1925
Einfuhr	4 600	4 715	5 513
Ausfuhr	4 392	4 971	5 570

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:
Metall, Metallwaren, Zucker, Weizenmehl, Roggen, Maschinen, Apparate, Kaffee, Öle, Fette, Baumwolle, Häute, Leder, Rauchwerk, Wollwaren, Kohle

Ausfuhr:
Holz und Holzwaren, Papier, Zellulose, Butter, Häute, Leder, Rauchwerk, Käse, Streichhölzer

Hauptverkehrsländer 1925
(in Mill. finn. Mark)

	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	929	2 061
Deutsches Reich	1 762	747
Vereinigte Staaten von Amerika	811	296
Niederlande	307	514
Schweden	358	238
Dänemark	345	178
Rußland	74	430

FRANKREICH

Verwaltungsbezirke (1921)

Frankreich hat eine Fläche von 550 986 qkm mit 35 596 000 Einwohnern; davon 193 000 Beamte und Militär und Marine, die sich außerhalb und in den Kolonien aufhalten, und 1 550 000 Fremde (1923: 2 845 000 Fremde)

Frankreich ist eingeteilt in 89 Departements, deren Fläche zwischen 2 859 und 9 364 qkm, deren Bevölkerung zwischen 957 000 und 1 788 000 Personen schwankt. Das Departement Seine (Groß-Paris) umfaßt 480 qkm mit 4 412 000 Einwohnern. Dazu kommt das Territorium Belfort mit einer Fläche von 608 qkm und 94 000 Einwohnern

Nationalitäten, Bekenntnisse

Von den französischen Staatsangehörigen sprechen 1,6 bis 1,7 Mill. deutsch, etwa 125 000 baskisch, etwa 900 000 (500 000 ausschließlich) bretonisch. Von den in Frankreich ansässigen 2,8 bis 3 Mill. Ausländern sind über 800 000 Italiener, gegen 500 000 Spanier und Katalanen, etwa ebenso viele Belgier, über 300 000 Polen, 150 000 Schweizer, etwa 100 000 Russen, 80—90 000 Engländer, 70 000 Deutsche, 50 000 Nordamerikaner, 40—50 000 Tschechoslowaken

Nur 2 % Nichtkatholiken (Protestanten, Juden)

Bevölkerungsbewegung
(in 1000)

	Geburten	Todesfälle	Geburtenüberschuß
1922	762	667	95
1923	760	689	71

Berufliche Gliederung 1911
(in %)

Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei und Fischerei	40,7
Industrie und Bergbau	35,8
Handel und Verkehr	9,8
Heer und Kriegsflotte	3,4
Sonstiger öffentl. Dienst und freie Berufe	5,9
Häusliche Dienstboten	4,4

[noch FRANKREICH]

Größere Städte 1921

(Einwohner in Tausenden)

Paris	2 906
Marseille	586
Lyon	562
Bordeaux	267
Lille	201
Nantes	184
Toulouse	175
St. Etienne	168
Straßburg	167
Le Hâvre	163
Nizza	156
Rouen	124
Roubaix	113
Nancy	113
Toulon	106

Bodenbenutzung

(in %)

Ackerland	59
Wald	16
Unproduktiv	14
Wiesen und Weiden	11

Viehstand 1923

(in 1000)

Pferde	2 848
Maulesel	192
Esel	284
Rindvieh	13 749
Schafe	9 925
Schweine	5 406
Ziegen	1 353

Fischerei

(einschließlich Algerien)

1923: 121 000 Fischer arbeiteten mit 21 000 Segelbooten, 494 Dampfbooten, 1000 Motorbooten. Der Wert der gefangenen Fische betrug 607 Mill. Fr.

Verkehrsmittel

Die Handelsflotte 1924 bestand aus:

317 Segelschiffen mit 208 000 Br.-Reg.-T., 1 540 Dampf- und Motorschiffen mit 3 Mill. Br.-Reg.-T.

Binnenschiffahrt 1923:

Schiffbare Flüsse 6 781, Kanäle 5 252, zusammen 12 033 km

Eisenbahn 1922:

51 500 km Hauptbahnen (davon 1000 km Nebenbahnen)

Seeverkehr 1925:

40 414 000 Netto-Reg.-T. im Mittel von Ein- und Ausgang

Seeschiffsverkehr wichtiger Häfen 1925

im Mittel von Ein- und Ausgang (Auslandsverkehr) in 1000 N.-Reg.-T.:

Bordeaux	1 847
Boulogne	3 076
Cherbourg	10 933
Dünkirchen	2 541
Le Havre	4 247
Rouen	1 610
Marseille	9 346

(Nur die Schiffe mit Ladung)

Ein- und Ausfuhr

(Spezialhandel in Mill. Franken)

	1921	1922	1923	1924	1925
Einfuhr	22 068	23 901	32 615	39 928	43 980
Ausfuhr	19 773	20 642	30 432	41 468	45 414

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1923

Einfuhr:

Kohle und Koks, Baumwolle, Wolle, Getreide, Ölsaaten und -früchte, Seide, Zukker, Mineralöle

Ausfuhr:

Seidengewebe und -abfälle, Wäsche und Kleidung, Baumwollgewebe, Stahl und Eisen, Wollgewebe, Wolle

Hauptverkehrsländer 1923

(in Mill. Franken)

	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	5 272	6 154
Belg.-Luxemb. Zollverein	2 404	5 805
Verein. Staaten v. Amerika	5 049	2 490
Algerien	1 225	2 068
Schweiz	601	2 113
Deutsches Reich	1 048	1 085
Argentinien	1 271	612
Saargebiet	711	967
Niederlande	1 002	630
Spanien	607	907
Italien	1 223	1 181

Außenbesitzungen

Afrika (einschl. Sahara)	9 945 369 qkm	m.	32 015 000 E.
Asien	711 355 „	„	19 253 000 „
Amerika	91 248 „	„	522 000 „
Südsee	22 449 „	„	79 000 „
Insgesamt	10 770 421 qkm	m.	51 869 000 E.

GRIECHENLAND

Verwaltungsbezirke

Griechenland umfaßt eine Fläche von 127 339 qkm mit einer Bevölkerung von 5 027 000 (39 auf 1 qkm)

Es ist in 32 Provinzen (Nomoi) eingeteilt, die zwischen 418 und 12 290 qkm umfassen, mit einer Bevölkerung zwischen 37 000 und 623 000

Bekenntnis

größtenteils griechisch-orthodox

Bevölkerungsbewegung 1921

Auf 1000 Einwohner entfielen 21,4 Lebendgeburten, 13,8 Sterbefälle; der Geburtenüberschuß betrug 7,6

Größere Städte 1920

(Einwohner in Tausenden)

Athen	285, mit Bannmeile 293
Saloniki	169
Piräus	134
Patras	52
Volo	30

Bodenbenutzung

(in %)

Wiesen u. Weiden	37	Ackerland	15
Unproduktiv	35	Wald	13

Viehstand 1920

(in 1000)

Pferde	201	Rindvieh	659
Schweine	416	Schafe	5 811

Verkehrsmittel

Schiffahrt (ohne Küstenschiffahrt) 1924:
Einlauf: 3 411 Schiffe mit 4 Mill. Nutz-T.

Handelsflotte Mitte 1925:
458 Dampfer mit 892 000 T. und 866 Segelschiffe mit 75 000 T.

Kanal von Korinth 6 343 m lang, 8 m tief, Breite der Sohle 21 m. Verkehr 1924: 2 307 Dampfer mit 459 000 T. und 2 068 Segelschiffe mit 56 000 T.

Eisenbahn 1924:
2 456 km, davon 1 302 km Staatsbahnen

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Drachmen)

	1921	1922	1923	1924
Einfuhr	1 726	3 085	6 035	8 054
Ausfuhr	9 08	2 485	2 545	3 277

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:
Weizen, Mehl, Baumwollgewebe, Zucker, Wollgewebe, Bauholz, Tiere, Kohlen, Häute

Ausfuhr:
Tabak, Korinthen, Olivenöl, Wein, andere getrocknete Trauben, Oliven, Feigen, Häute, Seifen, Orangen

Hauptverkehrsländer 1924

(in Mill. Drachmen)

	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	1 273	480
Verein. Staaten v. Amerika	1 111	594
Italien	883	490
Deutsches Reich	468	860
Frankreich	663	156
Niederlande	209	254
Rumänien	360	34
Belgien	303	85
Südslawien	308	36
Türkei	209	28
Ägypten	191	138
Bulgarien	159	43

GROSSBRITANNIEN UND NORDIRLAND

Verwaltungsbezirke

	qkm	Bevölkerung 1921 in 1000	Dichte auf 1 qkm
England[1]	131 758	35 679	271
Wales	19 336	2 207	114
Schottland	78 746	4 882	62
Nordirland	13 434	1 278	95
Insel Man	588	60	103
Kanalinseln	195	90	462
	244 057	44 196	180

[1]) Einschl. Monmouthshire

Bekenntnisse

(in ‰)

Römisch-Katholische	122
Protestanten und Dissenters	287
Angehörige der englischen Staatskirche	537
Angehörige der schottischen Staatskirche	48
Juden	6

Bevölkerungsbewegung 1924

(in 1000)

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
England u. Wales (vorläuf. Ergebn.)	730	473	257
Schottland	107	70	37

[noch GROSSBRITANNIEN UND IRLAND]

Ein- und Auswanderung

(in 1000)

	Ausw.	Einw.	Ausw.-Überschuß
1913	702	373	329
1924	371	253	118
1925	355	241	114

1925: Nach den Vereinigten Staaten 55, Britisch-Nordamerika 30, Australien 35, Neuseeland 12, Britisch-Südafrika 7, Indien und Ceylon 12

Berufliche Gliederung

(Großbritannien und Irland in %)

	1911	1921
Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei und Fischerei	12,0	6,7
Industrie und Bergbau	44,9	49,3
Handel und Verkehr	24,2	20,0
Heer und Kriegsflotte	1,2	1,7
Sonst. öffentl. Dienste u. freie Berufe	5,6	9,9
Häusliche Dienstboten	8,5	9,0
Sonstige Erwerbstätige	3,6	3,4

Größere Städte 1921

(Einwohner in Tausenden)

London	4 483
Polizeibezirk	7 476
Glasgow	1 034
Birmingham	919
Liverpool	803
Manchester	731
Sheffield	491
Leeds	458
Edinburg	420
Bristol	377
Kingston upon Hull	287
Bradford	286
Newcastle on Tyne	275
Nottingham	263
Portsmouth	247
Stoke on Trent	240
Salford	234
Cardiff	200

Bodenbenutzung

(Großbritannien und Irland) in %

Wiesen und Weiden	52
Ackerland	25
Unproduktiv	19
Wald	4

Viehstand 1921

(Großbritannien und Irland 1921, in 1000)

Pferde	1 915
Rindvieh	11 854
Schweine	3 628
Schafe	24 161

Fischerei 1924

(in 1000 Tonnen)

Es wurden gefangen in:

England u. Wales 684 im Werte v. 15 150 000 £
Schottland 350 „ „ „ 4 648 000 £

ohne Schellfisch 1034 im Werte v. 19 798 000 £
dazu Schellfisch 400 „ „ „ 522 000 £
16 000 Fischerboote mit 290 000 Nutz-Tonnen

Verkehrsmittel

Seeschiffsverkehr wichtiger Häfen 1925 im Mittel von Ein- und Ausgang (Auslandsverkehr) in 1000 N.-Reg.-T.

Cardiff	6 839
Glasgow	4 559
Hull	4 512
Liverpool	13 273
London	17 161
Newcastle (einschl. North und South Shields)	6 479
Plymouth	4 836
Southampton	9 261

Handelsflotte 1922 (Ver. Königreich, einschließlich Insel Man u. Kanalinseln):

13 000 Dampfer mit 11 Mill. Nutz-T.
6 000 Segelschiffe „ 574 Tsd. „

19 000 Schiffe mit $11^1/_2$ Mill. Nutz-T.

Eisenbahn 1920:

32 656 km, 1924: 32 714 km. Nebenbahnen: 3 624 km. Schottland: 510 km.

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. £)

	Total-Einfuhr	Spezial-Ausfuhr	Wiederausfuhr fremder Erzeugnisse	Total-Ausfuhr
1913	769	525	110	635
1924	1 277	801	140	941
1925	1 323	773	154	927

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

(Generalhandel)

Einfuhr:

Lebensmittel, Baumwolle, Getreide, Mehl, Fleisch, Wolle, Ölsamen, Öle, Fette usw. (roh), Holz, Öle, Fette usw. (verarbeitet), Nicht-Eisenmetalle und -waren, verschiedene Webwaren, Seide- und Seidenwaren, Eisen-Stahlwaren, lebendes Vieh, Häute und Felle

Ausfuhr:

Baumwollgarne und -gewebe, Eisen- und Stahlwaren, Kohle, Wollgarne, Lebens-

mittel, Maschinen, Wolle, Kleider, Webwaren, Fahrzeuge, Chemikalien, Drogen, Farben, Nicht-Eisen- und -waren

Seeverkehr 1925 (ohne Irland):
58 908 000 Reg.-T. netto im Mittel von Ein- und Ausgang

Hauptverkehrsländer 1924

(Generalhandel in Mill. £)

	Einfuhr	Ausfuhr
Verein. Staaten von Amerika	242	78
Britisch-Indien	79	92
Australischer Bund	59	66
Frankreich	67	43
Deutsches Reich	37	72
Argentinien	79	28
Kanadischer Bund	66	31
Irischer Freistaat	51	42
Niederlande	43	32
Belgien	36	33

Außenbesitzungen

	qkm	Bevölkerung 1921 in 1000
in Europa	69 212	3 410
„ Asien	5 586 856	333 201
„ Afrika	10 020 297	50 722
„ Amerika	10 383 109	11 138
„ Australien u. Ozeanien	8 514 990	7 733

Verteilung des Außenhandels auf das Britische Weltreich (Empire) und das Ausland

(in %)

	Einfuhr aus		Ausfuhr nach dem		Durchfuhr vom	
	Empire	Ausland	Empire	Ausland	Empire	Ausland
1913	25	75	37	63	12	88
1925	30	70	39	61	11	89

Gliederung des Außenhandels nach Erdteilen

(in %)

	Einfuhr		Ausfuhr		Durchfuhr	
	1913	1925	1913	1925	1913	1925
Europa	41	33	35	32	56	66
Asien	13	14	25	23	3	2
Afrika	6	8	10	12	3	3
Nordamerika	24	28	12	13	32	24
Südamerika	9	9	10	9	2	1
Australien	8	10	9	11	4	3

IRISCHER FREISTAAT

Verwaltungsbezirke

Provinzen	qkm	Bevölkerung 1911 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Connaught	17 111	611	36
Leinster	24 133	1 162	48
Munster	19 618	1 035	53
3 Grafschaften von Ulster (Cavan, Donegal u. Monaghan)	8 531	331	39
	69 393	3 140	46

Mitte 1925 etwa 3 163 000 Einwohner.

Bekenntnisse 1911

(in 1000)

Römisch-Katholische	2 813
Anglikaner	250
Presbyterianer	45
Methodisten	16
Andere	16

Größere Städte 1911

(Einwohner in Tausenden)

Dublin	403
Cork	77
Limerick	38

Viehstand 1924

(in 1000)

Rindvieh	4 194
Schafe	3 128
Schweine	938
Ziegen	193
Pferde	380
Maultiere	23
Esel	218

Fischerei

1924 wurden 380 000 Zentner Fische im Werte von 316 000 £ gefangen.

Verkehrsmittel

Schiffsverkehr 1924:
Einlauf 14 000 Schiffe mit 8 Mill. Tonnen.

[noch IRISCHER FREISTAAT]

Handelsflotte 1922:
550 Schiffe mit 67 000 Nutz-Tonnen; 3511 Fischerfahrzeuge mit 13 000 Mann

Eisenbahn 1923: 4 879 km

Kanäle: 472 km

Ein- und Ausfuhr 1924

(in Millionen Pfund Sterling)

Einfuhr	69
Ausfuhr	50
Wiederausfuhr	1

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:
Kohle, Weizen, Mais, Weizenmehl

Ausfuhr:
Rindvieh, Bier, Speck, Butter, Eier

Hauptverkehrsländer 1924

(in Millionen Pfund Sterling)

	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	46	41
Nordirland	7	7
Verein. Staaten v. Amerika	3	—
Argentinien	2	—
Kanadischer Bund	1	—

ISLAND

Fläche und Bevölkerung

Fläche: 102 846 qkm, davon 43 365 qkm bewohnbar

Bevölkerung 1920: 95 000, auf 1 qkm 0,9

Bekenntnisse

Evangelisch-lutherische Landeskirche, 1920 nur 463 Andersgläubige

Bevölkerungsbewegung

(absolute Zahlen)

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1922	2 546	1 123	1 265
1923	2 582	1 241	1 371
1924	2 473	1 443	1 030

Größere Orte 1924

(Einwohner in Tausenden)

Reykjavik	21
Akureyri	3
Hafnarfjördur	3

Bodenbenutzung

6/7 des Bodens sind Ödland

Viehstand 1924

(in 1000)

Pferde	51
Rindvieh	27
Schafe	583
Ziegen	3

Fischerei

Der Gesamtwert betrug 1922: 28 338 000 Kr.

Verkehrsmittel 1923

Handelsflotte:

42 Dampfer	m. 16 000 Roh-T.	u. 7000 Nutz-T.
11 Motorschiffe „	814 „	„ 512 „
11 Segelschiffe „	963 „	„ 816 „
64 Schiffe	m. 17 481 Roh-T.	u. 8774 Nutz-T.

Keine Eisenbahnen, 500 km Straßen

Ein- und Ausfuhr

(in Millionen Kronen)

	1921	1922	1923
Einfuhr	46	52	51
Ausfuhr	48	51	58

Hauptgegenstände der Ausfuhr 1923

Fische, Öl, Fleisch, Wolle, Häute

Hauptverkehrsländer 1923

(in Millionen Kronen)

	Einfuhr	Ausfuhr
Dänemark	19	10
Großbritannien	17	10

ITALIEN

Verwaltungsbezirke

(Einteilung in 18 Landesteile oder Compartimenti mit 75 Provinzen)

Landesteile	qkm	Bevölkerung 1924 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Piemont	29 357	3 410	116
Ligurien	5 453	1 348	247
Lombardei	23 732	5 179	218
Venezien	24 515	4 323	176
Emilia	22 193	3 104	140
Toskana	23 012	2 810	122
Marken	9 691	1 183	122
Umbrien	8 390	651	78
Rom	13 460	1 679	125
Abbruzzen-Molise	16 545	1 475	89
Kampanien	16 262	3 657	225
Puglie	19 108	2 378	125
Basilicata	9 987	482	48
Kalabrien	15 075	1 564	104
Sizilien	25 738	4 163	162
Sardinien	24 090	889	37
Trident. Venezien	13 903	654	47
Julisches Venezien	9 206	742	81
Königreich	309 717	39 693	128

Bekenntnisse 1911

(in ‰)

Katholiken	951
Protestanten	4
Juden	1
Konfessionslose	25
Unbekannt	19

Bevölkerungsbewegung

Auf 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1922	30	18	12
1923	29	17	12
1924	28	17	11

Auswanderung

(in 1000)

	1921	1922	1923	1924	1925
Auswanderung nach Übersee	194	121	178	131	105
davon n. d. Ver. St. v. Amerika	138	45	58	38	.
Auswanderung innerh. Europas	61	156	170	271	208
davon n. Frankreich	45	99	168	231	.
Rückwanderung	.	.	119	168	181

Hauptziele der Auswanderer in Übersee 1925: Argentinien und Brasilien.

Berufliche Gliederung

(in %)

Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei und Fischerei	59,4
Industrie und Bergbau	24,5
Handel und Verkehr	7,4
Heer und Kriegsflotte	1,2
Sonst. öffentl. Dienst und freie Berufe	3,9
Häusliche Dienstboten	3,0
Sonstige Erwerbstätige	0,6

Größere Städte 1924

(Einwohner in Tausenden)

Mailand (Milano)	853
Neapel (Napoli)	784
Rom (Roma)	720
Turin (Torino)	508
Palermo	405
Genua (Genova)	323
Florenz (Firenze)	261
Catania	258
Triest (Trieste)	239
Bologna	218
Venedig (Venezia)	200
Messina	182
Bari delle Puglie	121
Livorno	119
Padua (Padova)	116
Ferrara	112
Tarent (Taranto)	108
Brescia	102

Bodenbenutzung

(in %)

Ackerland	46
Wiesen und Weiden	25
Wald	16
Unproduktiv	13

Viehstand 1920

(in 1000)

Pferde	990
Rindvieh	6 240
Schweine	2 339
Schafe	11 759

Verkehrsmittel

Seeverkehr 1925:
Raumgehalt 16 768 000 Reg.-T. netto im Mittel von Ein- und Ausgang

Handelsflotte 1924:
856 Dampfer mit 2 Mill. Tonnen

Eisenbahn 1925:
20 907 km, davon 14 486 km Staatsbahnen

[noch ITALIEN]

Seeschiffsverkehr der wichtigsten Häfen 1925

im Mittel von Ein- und Ausgang (Auslandsverkehr) in 1000 N.-Reg.-T.

Genua . . .	8 578	Triest	1 783
Neapel . . .	8 184	Venedig . . .	2 682

Ein- und Ausfuhr

(Spezialhandel in Mill. Lire)

	Einfuhr		Ausfuhr	
	Waren	Edelmetalle	Waren	Edelmetalle
1922 . .	15 765	42	9 302	4
1923 . .	17 189	28	11 086	4
1924 . .	19 388	23	14 318	2
1925 . .	26 157	.	18 275	.

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:
Baumwolle, Weizen, Kohle

Ausfuhr:
Seide, Baumwollwaren

Hauptverkehrsländer 1924

(in Millionen Lire)

	Einfuhr	Ausfuhr
Ver. Staaten v. Amerika	4 648	1 232
Großbritannien	2 176	1 493
Frankreich	1 479	1 822
Deutsches Reich	1 519	1 564

Außenbesitzungen

	qkm	Bevölkerung in 1000
Libyen: a) Tripolitanien .	900 000	1921: 550
b) Cyrenaika . .	600 000	1921: 225
Erythräische Kolonie . .	119 700	1921: 393
Somaligebiet u. Benadirküste u. Hinterland .	453 200	1920: 630
Rhodos, Dodekanes . .	2 625	1922: 62

JUGOSLAWIEN

Verwaltungsbezirke

Landesteile	qkm	Bevölkerung 1921 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Nord-Serbien	49 950	2 655	53
Süd-Serbien	45 717	1 475	32
Montenegro	9 668	200	21
Bosnien und Herzegowina	51 199	1 890	37
Dalmatien	12 732	621	49
Kroatien	43 822	2 740	62
Slowenien	16 197	1 056	65
Woywodina	19 702	1 380	70
	248 987	12 017	52

Seit 1926 Einteilung in 33 Kreise (Oblasti)

Nationalitäten 1920

(in 1000 und %)

Serbokroaten	8 947	74,4 %
Slowenen	1 025	8,5
Andere Slawen	190	1,5
Deutsche	508	4,3
Ungarn	494	3,9
Albaner	480	3,7
Rumänen	178	1,9
Italiener	10	

Bekenntnisse 1921

(in 1000)

Orthodoxe	5 602
Römisch-Katholische	4 735
Griechisch-Katholische	42
Protestanten	217
Mohammedaner	1 338
Israeliten	64
Andere	18
Konfessionslose	2

(in %)

Griechisch-Orthodoxe	46,6
Römisch-Katholische	39,4
Muselmanen	11,1
Protestanten	1,8
Israeliten	0,5

Größere Städte 1921

(Einwohner in Tausenden)

Belgrad (Beograd)	112
Agram (Zagreb)	108
Maria-Theresienstadt (Subotica) . . .	102
Sarajevo	60
Laibach (Ljubljana)	53
Skoplje	41

Bodenbenutzung

(in %)

Wald	30	Wiesen u. Weiden	27
Ackerland . . .	29	Unproduktiv . .	14

Viehstand 1924

(in 1000)

Pferde, Maultiere und Esel	1 172
Rindvieh	3 902
Schafe	7 639
Schweine	2 497
Ziegen	1 730

Fischerei

Der Fischfang betrug 1924: 4 154 000 Kilo im Werte von 38,5 Mill. Dinars

Verkehrsmittel

Schiffahrt 1923:
Einlauf 43 257 Schiffe mit 6 Mill. Tonnen

Heimatflotte Ende 1923:
161 000 Tonnen, davon 143 Dampfer mit 135 000 Tonnen

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Dinar)

	1921	1922	1923	1924
Einfuhr	4 122	6 442	8 310	8 222
Ausfuhr	2 461	3 691	8 049	9 539

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:
Baumwolle und Baumwollwaren, Eisen- und Eisenwaren, Wollwaren.

Ausfuhr: Holz, Vieh

Hauptverkehrsländer 1924

(in Mill. Dinar)

	Einfuhr	Ausfuhr
Italien	1 688	2 787
Österreich	1 626	2 333
Tschechoslowakei	1 650	944

LETTLAND

Verwaltungsbezirke

Provinzen	qkm	Bevölkerung 1925 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Riga	205	338	1 650
Livland (Vidzeme)	23 076	405	17
Kurland (Kurzeme)	13 210	286	22
Semgallen (Zemgale)	13 621	276	20
Lettgallen (Latgale)	15 680	540	34
	65 792	1 845	28

Nationalitäten 1925

(in %)

Letten	73
Russen	11
Juden	5
Weißruthenen	2
Deutsche	4
Polen	3
Litauer	1
Esten	0,43

Bekenntnisse 1925

(in %)

Protestanten	58
Katholiken	23
Orthodoxe	9
Juden	5
Andere	5

Bevölkerungsbewegung

Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1922	20,5	21,9	9,1
1923	11,4	13,7	8,2

Ein- und Auswanderung

1919 bis 1. 10. 1924 wanderten 232 000 Personen ein, 16 000 aus

Berufliche Gliederung 1920

(in %)

Ackerbau und Fischerei	79
Industrie und Gewerbe	7
Handel und Verkehr	4
Freie Berufe und Verwaltung	2
Dienstboten	1
Andere	7

Größere Orte 1925

(Einwohner in Tausenden)

Riga	338
Libau (Liepaja)	61
Dünaburg (Daugavpils)	41
Mitau (Jelgava)	28

Bodenbenutzung

(in %)

Wiesen u. Weiden	35	Ackerland	25
Wald	25	Unproduktiv	15

[noch LETTLAND]

Viehstand 1924

(in 1000)

Pferde	340
Rindvieh	905
Schafe	1 235
Schweine	458

Verkehrsmittel

Schiffahrt 1924:

Einlauf 3 937 Schiffe mit 1 Million Tonnen

Handelsflotte 1924:

54 Segler mit 7 604 Tonnen, 9 Segelmotorschiffe mit 12 267, 34 Dampfer mit 48 000 Tonnen

Eisenbahn 1924: 2 900 km

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Lat)

	1922	1923	1924	1925
Einfuhr	107	212	256	280
Ausfuhr	102	162	170	180

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1923

Einfuhr:

Baumwollgewebe, chemische Erzeugnisse, Zucker, industrielle Maschinen

Ausfuhr: Holz, Flachs

Hauptverkehrsländer 1924

(in Mill. Lat)

	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	42	72
Deutsches Reich	100	27
Belgien	4	32

LIECHTENSTEIN

Fläche

159 qkm

Bevölkerung 1921

11½ Tsd., 72 auf 1 qkm

Bekenntnis

katholisch

Stadt

Vaduz mit 1400 Einwohnern

LITAUEN

Fläche

54 257 qkm einschließl. des Memellandes (2 447 qkm)

Bevölkerung 1923

2 165 000, auf 1 qkm 45 (1926: 2 230 000), dazu 143 000 im Memelland

Nationalitäten 1923

(in 1000 und %, ohne das Memelland)

Litauer	1 696	(84)
Juden	153	(8)
Polen	4	(3)
Russen	48	(3)
Deutsche	24	(1)
Letten	14	(0,7)
Verschiedene	5	(0,2)
Fremde	6	(0,3)

Bekenntnisse 1923

(in %)

Römisch-Katholisch	86
Orthodoxe	3
Protestanten	4
Juden	8

Bevölkerungsbewegung

Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1922	22,4	28,1	8,0
1923	14,4	14,7	13,3

Größere Städte 1923

(Einwohner in Tausenden)

Kowno (Kaunas)	92
Schaulen (Siauliai)	21
Memel	41

Viehstand 1924

(in 1000)

Pferde	482
Rindvieh	1 252
Schafe	1 399
Schweine	1 564

Verkehrsmittel

Eisenbahn 1923:

1 601 km, davon 474 km schmalspurig

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Lita)

	1923	1924
Einfuhr	157	207
Ausfuhr	147	267

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:

Webwaren, Nahrungsmittel, Maschinen

Ausfuhr:

Holz, Flachs, Eier, tierische Rohstoffe

Hauptverkehrsländer 1924

(in Mill. Lita)

	Einfuhr	Ausfuhr
Deutschland	129	115
Großbritannien	17	74
Tschechoslowakei	9	10
Vereinigte Staaten	10	8

MEMELLAND

Fläche

2 447 km

Bevölkerung 1925

143 000 Einwohner, auf 1 qkm 58

Bekenntnis

fast ganz evangelisch

Stadt

Memel mit 41 500 Einwohnern

Seeverkehr (Auslandsverkehr)

1925: 327 000 Reg.-T. netto im Mittel von Ein- und Ausgang

LUXEMBURG

Fläche

2 586 qkm

Bevölkerung 1922

261 000 Einwohner, 100 auf 1 qkm

Nationalitäten 1922

	in Tausenden	in ‰
Luxemburger	227	873
Deutsche	15	58
Belgier, Franzosen	8	31
Italiener	6	23
Andere	4	15

Bekenntnisse 1922

(in ‰)

Katholiken	974	Andere	1
Protestanten	11	Konfessionslose	9
Israeliten	5		

Bevölkerungsbewegung

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1921	21,0	13,2	8,8
1922	19,5	13,5	6,0
1923	20,7	13,6	6,1

Größere Städte 1922

(Einwohner in Tausenden)

Luxemburg	46
Esch a. d. Elz	21

Viehstand 1922

(in 1000)

Pferde	17
Rindvieh	83
Schweine	89
Schafe	3
Ziegen	10

Verkehrsmittel

Eisenbahn 1918: 525 km

Hauptgegenstände der Ausfuhr 1923

Eisenerz, Schiefersteine, Wein, Alkohol, Gips Kalksteine, Dolomit

MONACO

Fläche

21 qkm

Einwohner 1922

23 000

Bekenntnisse

(auf 1000 Einwohner)

Katholiken	926	Andere	5
Evangelische	69		

Orte

Monaco	2 200	La Condamine	11 000
Monte Carlo	10 000		

NIEDERLANDE

Verwaltungsbezirke

Provinzen	qkm	Bevölkerung 1920 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Brabant, Nord- (Noord Br.)	5 099	734	160
Drenthe (Drente)	2 666	210	84
Friesland	3 322	383	123
Geldern (Gelderland)	5 091	730	154
Grõningen (Groningen)	2 364	365	168
Holland, Nord- (Noord-H.)	2 796	1 298	500
Holland, Süd- (Zuid-H.)	3 136	1 679	609
Limburg	2 206	440	220
Overijssel	3 412	439	139
Seeland (Zeeland)	2 731	245	136
Utrecht	1 386	342	274
	34 209	6 865	224

Bekenntnisse 1920

(in 1000)

Protestanten	3 019
Katholiken	2 455
Israeliten	115
Andere Bekenntnisse	741
Ohne Bekenntnis	534
Unbekannt	1

Bevölkerungsbewegung

(in 1000)

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1923	178	64	115
1924	181	69	114

Ein- und Auswanderung 1922

1922 wanderten 6 204 Personen ein, 3 904 aus

Berufliche Gliederung 1920

(in 1000)

Landwirtschaft	623
Fischerei	20
Bergbau, Torfgewinnung	47
Industrie und Gewerbe	981
Handel	318
Verkehr	262
Freie Berufe	143
Unterricht und Kirchendienst	80
Hausangestellte	221
Ohne besond. Gewerbe und deren Angabe	29
Ohne Beruf	4 143

Größere Orte 1924

(Einwohner in Tausenden)

Amsterdam	712
Rotterdam	544
Haag	391
Utrecht	150
Groningen	97
Haarlem	80
Arnheim (Arnhem)	75
Nimwegen (Nijmegen)	73
Tilburg	70
Leiden	68
Eindhoven	59
Maastricht	57
Dordrecht	55
Apeldoorn	54

Bodenbenutzung

(in %)

Wiesen und Weiden	38
Ackerland	27
Unproduktiv	27
Wald	8

Viehstand 1921

(in 1000)

Pferde	364
Rindvieh	2 062
Schafe	668
Schweine	1 519

Fischerei

1924 waren 5 137 Boote und Schiffe in der Fischerei tätig. Der Heringsfang hatte einen Wert von 14 Mill. holl. Gulden

Verkehrsmittel

Seeverkehr 1925:
42 618 000 Reg.-T. netto im Mittel von Ein- und Ausgang

Handelsflotte am 1. Jan. 1924:

	199 Segelschiffe	von	53 000 cbm
	657 Dampfer	„	3 708 000 „
Zus.	856 Schiffe	von	3 761 000 cbm

Eisenbahn 1924: 3 644 km

Seeschiffverkehr wichtiger Häfen 1925

im Mittel von Ein- und Ausgang (Auslandsverkehr) in 1000 N.-Reg.-T.:

Amsterdam	3 551
Rotterdam	11 059

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Gulden)

	1921	1922	1923	1924	1925
Einfuhr	2 288	2 035	2 025	2 378	2 455
Ausfuhr	1 472	1 457	1 315	1 802	1 808

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1925

Einfuhr:
Textil-Rohstoffe, Getreide und Mehl, Eisen und Stahl, Wolle, Kohlen, Kaffee, Sämereien, Petroleum, Zucker, Düngemittel

Ausfuhr:
Textilwaren, Käse, Butter, Zucker, Margarine, Kohlen, Papier

Hauptverkehrsländer 1925

(Spezialhandel ohne Edelmetalle in Millionen Gulden)

	Einfuhr	Ausfuhr
Deutsches Reich	594	469
Großbritannien	392	468
Belgien	274	164
Niederländisch-Indien	137	134
Verein. Staaten v. Amerika	276	71

Außenbesitzungen

Ostindien	1 900 151 qkm	mit	49 351 000 E.
Westindien	141 695 „	„	184 000 „

NORWEGEN

Verwaltungsbezirke

Ämter (Fylker)	qkm	Bevölkerung 1920 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Akershus	5 332	180	34
Aust-Agder	9 349	75	8
Bergen	35	91	—
Buskerud	14 809	137	9
Oslo (fr. Kristiania)	16	258	—
Finmark	48 152	44	0,9
Hedmark	27 484	150	5
Hordaland	15 518	156	10
Möre	15 052	159	11
Nordland	38 082	174	5
Nord-Tröndelag	22 417	89	4
Opland	25 258	129	5
Rogaland	9 135	166	18
Sogn og Fjordane	18 473	90	5
Sör-Tröndelag	18 740	167	9
Telemark	15 182	125	8
Tromsö	26 990	91	3,4
Vest-Agder	7 254	83	11
Vestfold	2 336	124	53
Östfold	4 181	160	38
	323 795[1]	2 648	8

[1]) Auf Wasserflächen entfallen 18 893 qkm

Nationalitäten 1920

	in 1000	auf 1000
Norweger	2 633	989
Lappen und Quänen	26	11

Bekenntnisse 1920

	in Tausenden	in ‰
Lutheraner	2 579	973
Römisch-Katholische	3	1
Juden	2	0,8
Methodisten	12	5
Baptisten	7	3
Andere	48	18

Bevölkerungsbewegung

Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1923	23,1	11,5	11,6
1924	21,8	11,2	10,6

Auswanderung

1923: 18 287, 1924: 8 492 Personen

noch NORWEGEN]

Berufsgliederung 1920

(in Tausenden)

Öffentl. Beamte, Militär, freie Berufe	131
Ackerbau und Fischerei	1 043
Bergbau und Industrie	764
Handel und Verkehr	478
Rentner usw.	233

Größere Städte 1920

(Einwohner in Tausenden)

Oslo (früher Kristiania)	258
Bergen	91
Drontheim (Trondhjem)	55
Stavanger	44

Bodenbenutzung

(in %)

Unproduktiv	70
Wiesen und Weiden	6
Wald	23
Ackerland	1

Viehstand 1925

(in 1000)

Pferde	184
Rindvieh	1 151
Schafe	1 529
Ziegen	276
Schweine	253

Fischerei

1923 betrug der Wert der gefangenen Fische 78 Mill. Kronen. Fang von Walfischen, Seerobben, Haifischen im Werte von 70 Mill. Kronen

Verkehrsmittel

Seeverkehr 1925:
4 387 000 Reg.-T. netto im Mittel von Ein- und Ausgang

Handelsflotte 1925:
3 379 Dampfer mit $1^1/_2$ Mill. Nutz-T.
256 Segelschiffe mit 62 000 Nutz-T.

Eisenbahn 1923/24: 4 968 km

Ein- und Ausfuhr

(Generalhandel in Mill. Kronen)

	1921	1922	1923	1924	1925
Einfuhr	1 464	1 314	1 343	1 537	1 401
Ausfuhr	638	787	831	1 066	1 047

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1925

Einfuhr:
Getreide, Textilwaren, Schiffe

Ausfuhr:
Fische, Holzschliff, Papier, Holz

Hauptverkehrsländer

(Generalhandel 1924 in Mill. Kronen)

	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	367	292
Deutsches Reich	312	104
Verein. Staaten v. Amerika	210	132

Außenbesitzungen 1924/25

Spitzbergen (Svalbard)	mit 65 000 qkm	u.	1 427 E.
Bäreninsel	„ 178 „	„	123 „
Jan Mayen	„ 372 „	„	3 „
	65 550 qkm	u.	1 553 E.

ÖSTERREICH

Verwaltungsbezirke

Länder	qkm	Bevölkerung 1923 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Wien	276	1 866	6 713
Nieder-Österreich	19 208	1 480	77
Ober-Österreich	11 982	876	73
Salzburg	7 153	223	31
Steiermark	16 373	978	60
Kärnten	9 551	371	39
Tirol	12 400	315	25
Vorarlberg	2 602	140	54
Burgenland	3 988	286	72
	83 533	6 536	78

Nationalitäten

Deutsche (bis auf wenige Slowenen)

Bekenntnisse

(in %)

Römisch-Katholische	94,4
Evangelische	2,6
Juden	3,0

Bevölkerungsbewegung

Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1922	151	113	38
1923	147	100	47

Auswanderung

1923 im ganzen 15 500

1925 wanderten aus nach:

Amerika insgesamt	4 271
davon Verein. Staaten	758
Argentinien	703
Brasilien	2 610
Übrige Länder	356
zusammen	4 627

Berufliche Gliederung 1920

(in ‰)

Land- und Forstwirtschaft	319
Industrie und Bergbau	333
Handel und Verkehr	121
Öffentlicher Dienst	88
Freie Berufe	26
Häusliche Dienstboten	113

Größere Städte 1923

(Einwohner in Tausenden)

Wien	1 866
Graz	153
Linz	102
Innsbruck	56
Salzburg	38

Bodenbenutzung

(in %)

Wald	38	Ackerland	25
Wiesen u. Weiden	27	Unproduktiv	10

Viehstand 1923

(in 1000)

Pferde	282	Schweine	1 473
Rinder	2 163	Schafe	597

Verkehrsmittel

Eisenbahnen im Betrieb am 31. Dez. 1924: 6 625 km

Ein- und Ausfuhr

(Spezialhandel in Mill. Schillingen)

	1924	1925
Einfuhr	3 520	2 883
Ausfuhr	1 989	1 948

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:
Baumwolle, Baumwollgarne und -waren, Getreide, Mehl und Hülsenfrüchte, Holz, Kohle, Torf, Wolle, Wollgarne und -waren.

Ausfuhr:
Baumwolle, Garne und Baumwollwaren, Eisen, Eisenwaren, Holz, Kohle, Torf

Hauptverkehrsländer

(in Mill. Goldkronen)

	Einfuhr	Ausfuhr
Tschechoslowakei	542	151
Deutsches Reich	359	190
Ungarn	279	120
Italien	173	140
Polen	180	135

POLEN

Verwaltungsbezirke

Wojwodschaften	qkm	Bevölkerung 1921 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Warschau (Warszawa)	121	937	7 741
Warschau-Land	29 310	2 113	72
Bialystok	32 745	1 308	40
Kielce	25 736	2 536	98
Krakau (Kraków)	17 448	1 983	114
Lemberg (Lwów)	27 024	2 718	101
Lodz (Lódź)	19 034	2 253	118
Lublin	31 160	2 088	67
Nowogródek	23 451	824	35
Polessien (Polesie)	42 286	881	21
Pomerellen (Pomorze)	16 386	936	57
Posen (Poznań)	26 603	1 968	74
Schlesien (Slask)	4 230	1 125	266
Stanislau (Stanislawów)	18 368	1 349	73
Tarnopol	16 240	1 429	88
Wilna (Wilno, Vilnius)	27 849	973	35
Wolhynien (Wolhyń)	30 288	1 438	48
Militär	—	319	—
	388 279	27 185	70

Nationalitäten 1921

	in Tausenden	in %
Polen	18 820	69
Ruthenen, Ukrainer	3 899	14
Juden	2 111	8
Weißrussen	1 060	4
Deutsche	1 059	4
Andere	235	0,9

Bekenntnisse 1921

	in 1000	in %
Römisch-Katholische	17 368	63,8
Griechisch-Katholische	3 033	11,2
Israeliten	2 849	10,5
Orthodoxe	2 846	10,5
Protestanten	1 014	3,7
Andere	74	0,3

Bevölkerungsbewegung

Auf je 1000 Einwohner entfielen 1922 etwa 30 Geburten und 20 Sterbefälle, so daß der Geburtenüberschuß 10‰ betrug

[noch POLEN]

Überseeische Auswanderung

1921: 107, 1922: 46, 1923: 127 000 Personen. Hauptzielländer in Europa Frankreich (1921—24 etwa 150 000), in Übersee Vereinigte Staaten (neuerdings auf 6 000 jährlich beschränkt), Argentinien, Kanada, Palästina, Brasilien. Gesamtzahl der Polen außerhalb Polens etwa 7 Millionen

Größere Städte 1921

(Einwohner in Tausenden)

Warschau (Warszawa)	964
Lodz (Lódź)	452
Lemberg (Lwów)	219
Posen (Poznań) (1925)	185
Krakau (Kraków)	184
Wilna (Wilno)	129
Kattowitz (Katowice)	105

Bodenbenutzung

(in %)

Ackerland	32	Wald	23
Wiesen u. Weiden	30	Unproduktiv	15

Viehstand

(in 1000)

Pferde	3 201	Schafe	2 178
Rindvieh	7 895	Schweine	5 171

Verkehrsmittel

Eisenbahn Ende 1924: 16 792 km einschließl. 140 km in Danzig. 1924 wurden 209 Mill. Personen und 82 Mill. Tonnen Güter befördert

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Zloty)

	1922	1923	1924	1925
Einfuhr	845	1 116	1 478	1 665
Ausfuhr	655	1 196	1 266	1 396

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:

Baumwolle, Baumwollabfälle, Wolle, Wollabfälle, Metalle, Metallwaren, Maschinen, Apparate

Ausfuhr:

Kohlen, Koks, Briketts, Zucker, Metalle, Metallwaren, Holz (halb verarbeitet), Petroleumderivate

Hauptverkehrsländer 1924

(in Mill. Zloty)

	Einfuhr	Ausfuhr
Deutsches Reich	510	547
Österreich	173	128
Großbritannien	110	133
Verein. Staaten von Amerika	184	7

PORTUGAL

Verwaltungsbezirke

(Distritos)	qkm	Bevölkerung 1920 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Aveiro	2 758	344	125
Beja	10 255	201	20
Braga	2 693	376	140
Bragança	6 510	170	26
Castello Branco	6 688	239	36
Coimbra	3 907	353	90
Evora	7 400	153	21
Faro	5 019	268	53
Guarda	5 482	256	47
Leiria	3 412	279	82
Lissabon	7 941	934	118
Portalegre	6 231	147	24
Porto	2 312	702	304
Santarem	6 619	332	50
Vianna do Castello	2 221	226	102
Villa Real	4 273	235	55
Vizeu	5 019	405	81
Festland	88 740	5 622	63
Azoren	2 393	232	97
Madeira	815	179	220
Inseln	3 208	411	128
Freistaat	91 948	6 033	66

Nationalitäten

Fast nur Portugiesen, etwa 3 000 Neger

Bekenntnis

fast ausschließlich römisch-katholisch

Bevölkerungsbewegung

Auf je 1000 Einwohner entfielen 1921:

Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
31,8	20,1	11,7

Die Auswanderung

betrug 1924: 24 523 Personen

Größere Städte 1920

(Einwohner in Tausenden)

Lissabon	486
Oporto	203
Setubal	37
Braga	22
Coimbra	21

Bodenbenutzung
(in %)

Unproduktiv	46
Ackerland	24
Wiesen und Weiden	27
Wald	3

Viehstand 1920
(in 1000)

Pferde	160
Rindvieh	741
Schweine	911
Schafe	3 851

Verkehrsmittel

Schiffsverkehr 1920:
Einlauf 9 909 Schiffe mit 16 Mill. Tonnen

Seeschiffsverkehr von Lissabon 1925 im Mittel von Ein- und Ausgang: 5 782 000 N.-Reg.-T.

Eisenbahn 1921:
3 425 km, davon 1 180 km Staatsbahnen

Ein- und Ausfuhr
(Spezialhandel in Mill. Escudos)

	1920	1921	1923	1924
Einfuhr	691	1 043	2 460	2 832
Ausfuhr	222	335	1 148	924

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1920

Einfuhr:
Kohlen, Baumwolle, Stockfisch, Weizen

Ausfuhr:
Wein, Sardinen

Hauptverkehrsländer 1920
(in Mill. Escudos)

	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	266	51
Verein. Staaten von Amerika	118	16
Frankreich	53	28
Brasilien	38	27
Argentinien	36	3
Spanien	35	11

Außenbesitzungen 1920

In Afrika	2 079 577 qkm	mit	8 836 000 Ew.
„ Asien	23 806 „	„	1 031 000 „

RUMÄNIEN

Verwaltungsbezirke
(seit 1925 Einteilung in 70 Gerichtssprengel oder Judete; die nachstehend aufgeführten Landesteile sind seitdem nur noch geographische Begriffe)

	qkm	Bevölkerung 1925 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Banat	18 393	950	52
Bessarabien (Basarabia)	44 422	2 957	66
Bukowina (Bukovina)	10 442	820	77
Dobrudscha (Dobrogea)	23 262	722	31
Marmarosch (Muramure)	8 283	520	62
Moldau (Moldava)	38 058	2 337	66
Kreisch (Crišana)	17 717	1 158	65
Siebenbürgen (Ardeal)	57 807	2 860	49
Große Walachei (Muntenia)	52 505	3 640	69
Kleine Walachei (Oltenia)	24 078	1 536	63
	294 967	17 500	59

Nationalitäten 1925
(in 1000 und %)

Rumänen	13 200	(75)
Madjaren	1 400	(8)
Juden	1 000	(6)
Deutsche	750	(4)
Großrussen und Ukrainer	530	(3)
Bulgaren	215	(1)
Türken und Tataren	170	(1)
Andere	235	(2)

Bekenntnisse 1921
(in 1000)

Rumänisch-Orthodoxe	11 654
Unierte Orientalen	1 365
Römisch-Katholische	1 230
Protestanten	1 204
Juden	865
Mohammedaner	165

Bevölkerungsbewegung
Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1923	36	22	14
1924	37	22	15

Auswanderung
1921 wanderten 24 523 Personen aus

[noch RUMÄNIEN]

Größere Städte 1925

(Einwohner in Tausenden)

Bukarest (Bucuresti)	600
Kischinew (Chisinau)	200
Klausenburg (Cluj)	105
Czernowitz (Cernauti)	90
Temesvar (Timisoara)	90
Großwardein (Oradea Mare)	90

Bodenbenutzung

(in %)

Ackerland	40
Wald	26
Wiesen und Weiden	17
Unproduktiv	17

Viehstand 1923

(in 1000)

Pferde und Esel	1 828
Rindvieh	5 739
Schafe und Ziegen	12 481
Schweine	2 925

Fischerei

Jährlich werden 23 000 Tonnen Fische gefangen

Verkehrsmittel

Schiffsverkehr 1924:
Seefahrt, Einlauf: 2 155 Schiffe mit 4 Mill. Tonnen. Flußfahrt, Einlauf: 28 616 Schiffe mit 7 Mill. Tonnen

Handelsflotte 1923:
Auf der Donau 715 Barken mit 632 000 Tonnen; 92 Schlepper u. Personendampfer. Seeflotte: 34 Schiffe mit 41 000 Tonnen

Eisenbahn 1924: 6 812 km

Kanäle: 1 370 km

Schiffbare Flüsse: 2 840 km

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Lei)

	1921	1922	1923	1924
Einfuhr	12 151	12 325	19 713	26 192
Ausfuhr	8 130	14 037	24 373	27 824

Die wichtigsten Gegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:
Webwaren aus tierischen Rohstoffen, Metalle und Metallwaren, Erze, Wolle und Wollwaren, Maschinen, Seide und Seidenwaren

Ausfuhr:
Getreide, Mehl usw., Holz, Holzerzeugnisse, Petroleum usw., lebende Tiere, Gemüse

RUSSLAND

Verwaltungsbezirke

Der europäische Teil des „Bundes der Sozialistischen Sowjetrepubliken" besteht aus der „Russischen föderativen Sowjetrepublik" (dem Staat der Großrussen) und den sozialistischen Sowjetrepubliken Ukraina und Weißrußland. Die Russische föderative Sowjetrepublik umfaßt 4 866 200 qkm mit (1925) 70 321 000 Bewohnern. Sie ist gegliedert in 34 Gouvernements, deren Größe zwischen 21 000 (Astrachan) und 450 000 qkm (Archangel) schwankt (abgesehen von den Stadtgouvernements Leningrad und Moskau), während sich ihre Einwohnerzahl zwischen 18 000 (Murman) und 3,2 Mill. (Woronesch) bewegt. Dazu kommen 9 autonome Republiken und Gebiete lt. folgender Übersicht und das geographisch teils zu Europa, teils zu Asien zu rechnende Uralgebiet (1 655 700 qkm mit 6 263 500 Einwohnern), das auch das autonome Gebiet der Syrjänen oder Komi einschließt (428 500 qkm, 210 000 Einwohner).

Autonome Republiken und Gebiete im Großrussenstaat:

	qkm	Einwohner in 1000
Sozialist. Sowjetrepublik der Baschkiren	155 000	2 483
Autonomes Kalmückengebiet	76 400	164
Sozialist. Sowjetrep. Karelien	146 300	242
Sozialist. Sowjetrep. Krim	25 300	579
Autonomes Mari-(Tscheremissen-) Gebiet	19 200	460
Sozialist. Sowjetrep. der Tataren	67 000	2 925
Autonomes Tschuwaschen-Gebiet	15 400	783
Sozialist. Sowjetrep. d. Wolgadeutschen	27 400	503
Autonomes Wotjaken-Gebiet	27 900	748

Die Ukraine ist seit 1925 in 41 Kreise geteilt und umschließt außerdem die Autonome

Sozialistische Sowjetrepublik Moldau. Im ganzen umfaßt sie 429 700 qkm mit 27 663 000 Bewohnern.

Die Sozialistische Sowjetrepublik Weißrußland enthält 109 951 qkm mit 4 204 000 Einwohnern und ist in 10 Kreise geteilt.

Städte

(Einwohner in Tausenden)

Inner-Rußland

Moskau (1923)	1 772
Leningrad (1923)	1 071
Sarátow (1920)	190
Rostow a. D. (1920)	177
Samára (1923)	150
Kasan (1920)	146
Astrachan (1920)	123
Tula (1923)	123
Stalingrad (Zarizyn) (1923)	109

Ukraine

Kiew (1923)	409
Charkow (1923)	310
Odessa (1923)	317
Jekaterinoslaw (1923)	169

Weißrußland

Minsk	118

Bodenbenutzung

(in %)

Wald	40
Ackerland	30
Unproduktiv	18
Wiesen und Weiden	12

Viehstand 1925

(in 1000)

Pferde	25 121
Rindvieh	53 779
Schafe	82 866
Ziegen	4 902
Schweine	17 230
Kamele	730

Verkehrsmittel 1923

Eisenbahn	68 107 km

Seeverkehr 1925

(Auslandsverkehr)

4 395 000 Reg.-T. netto im Mittel von Ein- und Ausgang

Seeschiffsverkehr wichtiger Häfen 1925

im Mittel von Ein- und Ausgang (Auslandsverkehr) in 1000 Reg.-T.

Leningrad	762
Batum	650
Noworossiisk	762
Odessa	382

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Vorkriegsrubeln)

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr
1913	1 221	1 421
1922/23	148	133
1923/24	201	340
1924/25	356	320

Hauptgegenstände der Ausfuhr 1924/25

Getreide, Ölkuchen, Samen, Butter, Eier, Flachs und Werg, Bauholz, Öl

Verkehrsländer 1923/24

(in % der russischen Ausfuhr)

England	23,1
Deutschland	18,9
Holland	4,6
Dänemark	3,1
Italien	4,5
Lettland	11,0
Polen	0,9
Vereinigte Staaten von Amerika	1,8
Türkei	7,1
Finnland	2,8
Frankreich	4,3
Estland	4,4
Andere Staaten	10,7
Belgien	2,7

SAN MARINO

Fläche

61 qkm

Bevölkerung 1924

12 812 katholische Einwohner, 215 auf 1 qkm

Hauptstadt

San Marino, 1 600 Einwohner

SCHWEDEN

Verwaltungsbezirke

Läne	qkm Land u. Wasser	Bevölkerung 1924 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Älfsborg	12 730	309	26
Blekinge	3 039	148	51
Gäfleborg	19 728	276	15
Götland	3 160	57	18
Gothenburg (Göteborg) und Bohus	5 047	439	90
Halland	4 923	150	31
Jämtland	51 734	136	3
Jönköping	11 522	231	22
Kalmar	11 540	231	21
Kopparberg	30 015	255	9
Kristianstad	6 456	244	39
Kronoberg	9 910	159	18
Malmöhus	4 847	500	105
Norrbotten	105 520	190	2
Örebro	9 223	223	26
Östergötland	11 049	309	31
Skaraborg	8 480	246	31
Södermanland	6 811	192	31
Stockholm (Län)	7 739	258	35
Stockholm (Stadt)	138	439	3 327
Uppsala	5 313	140	27
Värmland	19 235	271	15
Västerbotten	58 934	193	4
Västernorrland	25 533	272	11
Västmanland	6 756	167	26
Größere Seen	9 078	—	—
	484 460	6 033	15

Nationalitäten

Schweden bis auf einige Tausend Lappen und Finnen

Bekenntnisse 1920

(in 1000)

Lutheraner	5 881
Baptisten	7
Israeliten	6
Methodisten	5
Römisch-Katholische	3

Bevölkerungsbewegung

Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1923	113	68	45
1924	109	72	37

Ein- und Auswanderung

	1921	1922	1923	1924
Auswanderung	8 950	11 797	29 238	10 671
Einwanderung	8 551	6 303	5 827	5 942

Berufliche Gliederung 1910

(in 1000 und %)

Land- und Forstwirtschaft, Fischerei	1 016	(46)
Industrie und Bergbau	565	(26)
Handel und Verkehr	232	(11)
Armee und Marine	31	(1)
Sonst. öffentl. Dienst u. freie Berufe	76	(3)
Häusliche Dienstboten	167	(8)
Sonstige Erwerbstätige	112	(5)

Größere Städte 1925

(Einwohner in Tausenden)

Stockholm	439
Göteborg	230
Malmö	116
Norrköping	60
Hälsingborg	50

Bodenbenutzung

(in %)

Wald	49
Unproduktiv	38
Ackerland	9
Wiesen und Weiden	4

Viehstand 1920

(in 1000)

Pferde	728
Rindvieh	2 736
Schweine	1 011
Schafe	1 560

Verkehrsmittel

Seeverkehr 1925:

13 452 000 Reg.-T. netto im Mittel von Ein- und Ausgang

Handelsflotte 1. Jan. 1926:

1212 Segler mit 112 000, 1371 Dampfer und Motorschiffe mit 1 308 000 Brutto-Register-Tonnen

Eisenbahnen 1. Jan. 1925:

15 710 km, davon 5 836 km Staats- und 9 874 km Privatbahnen

Seeschiffsverkehr wichtiger Häfen 1925

im Mittel von Ein- und Ausgang (Auslandsverkehr) in 1000 N.-Reg.-T.:

Gothenburg	2 700
Malmö	2 661
Stockholm	1 830

Ein- und Ausfuhr
(in Mill. Kronen)

	1924	1925
Einfuhr	1 424	1 436
Ausfuhr	1 261	1 357

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:
Getreide, Kohle, Koks

Ausfuhr:
Papiermasse, Holz (roh und gesägt), Maschinen, Papier, Kartons.

Hauptverkehrsländer 1924
(in Mill. Kronen einschließl. Edelmetalle)

	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	308	359
Deutsches Reich	353	133
Verein. Staaten v. Amerika	227	152
Dänemark	121	83

SCHWEIZ

Verwaltungsbezirke

Kantone und Halbkantone	qkm	Bevölkerung 1920 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Aargau	1 403	241	172
Appenzell			
Außer-Rhoden	242	55	228
Inner-Rhoden	173	15	85
Basel Land	427	82	193
Basel Stadt	37	141	3 796
Bern	6884	674	98
Freiburg (Fribourg)	1 671	143	86
St. Gallen	2 014	296	147
Genf (Genève)	282	171	606
Glarus	685	34	49
Graubünden	7 114	120	17
Luzern	1 492	177	119
Neuenburg (Neuchâtel)	800	131	164
Schaffhausen	298	50	169
Schwyz	908	60	66
Solothurn	791	131	165
Tessin	2 813	152	54
Thurgau	1 006	136	135
Unterwalden			
Nidwalden	275	14	51
Obwalden	493	18	36
Uri	1 074	24	22
Waadt (Vaud)	3 209	317	99
Wallis (Valais)	5 235	128	24
Zug	240	32	131
Zürich	1 729	539	311
	41 295	3 881	94

Nationalitäten 1920

	in Tausenden	in ‰
Deutsche	2 751	709
Franzosen	824	213
Italiener	239	61
Romanen	43	11
Andere	24	6

Bekenntnisse 1920

	in Tausenden	in ‰
Protestanten	2 231	575
Katholiken	1 585	409
Juden	21	5
Andere Konfessionen	43	11

Bevölkerungsbewegung
Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1923	76	46	30
1924	73	49	24

Überseeische Auswanderung 1924
nach

Asien	232
Afrika	616
Australien	187
Nordamerika	2 122
Mittelamerika	49
Südamerika	934
	4 410

Berufliche Gliederung 1920
(in 1000 und %)

Land- und Forstwirtschaft	483	(26,8)
Industrie und Bergbau	831	(46,1)
Handel und Verkehr	309	(15,6)
Armee	4	(0,2)
Sonst. öffentl. Dienst u. freie Berufe	116	(4,9)
Häusliche Dienstboten	93	(5,0)
Sonstige Erwerbstätige	25	(1,4)

Größere Städte 1924
(Einwohner in Tausenden)

Zürich	205	Lausanne	69
Basel	137	St. Gallen	67
Genf	128	Winterthur	51
Bern	105		

[noch SCHWEIZ]

Bodenbenutzung

(in %)

Wiesen u. Weiden	37	Wald	21
Unproduktiv	25	Ackerland	17

Viehstand 1921

(in 1000)

Pferde	134	Schweine	639
Rindvieh	1 425	Schafe	242

Verkehrsmittel

Eisenbahn 1923: 5 363 km

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Franken)

	1922	1923	1924	1925
Einfuhr	1 914	2 243	2 504	2 634
Ausfuhr	1 762	1 760	2 070	2 039

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:

Getreide, Mehl, Graupen, Grieß usw., Seide, Rohkohlen, Baumwollwaren, Baumwolle, Rohwollwaren, Fleisch und Fleischwaren

Ausfuhr:

Baumwollwaren, Uhren, Seidenstoffe, Maschinen, Stickereien, chemische Erzeugnisse

Hauptverkehrsländer 1924

(in Mill. Franken)

	Einfuhr	Ausfuhr
Frankreich	454	206
Großbritannien	184	395
Deutsches Reich	486	328
Italien	289	94

SPANIEN

Verwaltungsbezirke

Provinzen	qkm	Bevölkerung 1920 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Alava	3 045	99	32
Albacete	14 863	292	20
Alicante	5 799	512	88
Almeria	8 777	358	41
Avila	8 047	209	26
Badajoz	21 848	645	30
Balearen	5 014	339	68
Barcelona	7 691	1 349	175
Burgos	14 196	336	24
Cáceres	20 012	410	20
Cadix (ohne Ceuta)	7 323	523	72
Castellón	6 663	307	46
Ciudad Real	19 741	427	22
Cordoba	13 727	565	41
Coruña	7 903	709	90
Cuenca	16 979	282	17
Gerona	5 865	326	56
Granada	12 529	574	46
Guadalajara	12 192	201	17
Guipúzcoa	1 885	259	137
Huelva	10 080	330	33
Huesca	15 149	251	17
Jaén	13 480	592	44
Kanarische Inseln	7 273	458	63
León	15 377	412	27
Lérida	12 151	315	26
Logroño	5 041	193	38
Lugo	9 881	470	48
Madrid	8 002	1 068	133
Málaga	7 285	554	76
Murcia	11 316	639	56
Navarra	10 506	330	31
Orense	6 979	412	59
Oviedo	10 895	744	68
Palencia	8 218	192	23
Pontevedra	4 391	533	122
Salamanca	12 321	322	26
Santander	5 460	328	60
Saragossa	17 424	495	28
Segóvia	6 943	167	24
Sevilla	14 063	704	50
Soria	10 311	152	15
Tarragona	6 490	355	55
Teruel	14 818	252	17
Toledo	15 334	443	29
Valencia	10 958	926	85
Valladolid	8 170	281	34
Vizcaja	2 165	410	189
Zamora	10 572	266	25
	505 152	21 314	42

Nationalitäten

Spanier bis auf 450 000 Basken, 60 000 Morisken und 50 000 Zigeuner

Bekenntnisse 1920

	in Tausenden	in ‰
Römisch-Katholische	21 317	998,6
Andere	30	1,4
darunter: Protestanten	7	0,4
Juden	4	0,2

Bevölkerungsbewegung

Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburtenüberschuß
1923	29,7	20,1	9,6
1924	29,2	19,3	9,9

Ein- und Auswanderung

(in 1000)

	1923	1924	1925
Auswanderung	93	87	56
Einwanderung	32	36	38

Auswanderung hauptsächlich nach Argentinien, Cuba, Brasilien, Uruguay, Mexiko.

Berufliche Gliederung 1910

(in 1000 und %)

Land- und Forstwirtschaft, Fischerei	4 221	(56)
Industrie und Bergbau	1 099	(15)
Handel und Verkehr	406	(5)
Armee und Marine	135	(2)
Sonst. öffentl. Dienst u. freie Berufe	319	(4)
Häusliche Dienstboten	320	(4)
Sonstige Erwerbstätige	1 008	(14)

Größere Städte 1920

(Einwohner in Tausenden)

Madrid	751
Barcelona	710
Valencia	251
Sevilla	206
Malaga	151
Saragossa	141
Murcia	141
Bilbao	113
Granada	103

Bodenbenutzung

(in %)

Ackerland	38
Wald	21
Wiesen und Weiden	20
Unproduktiv	21

Viehstand 1914

(in 1000)

Pferde	634
Maultiere	1 110
Esel	1 038
Kühe	3 436
Schafe	18 460
Ziegen	3 804
Schweine	4 160
Kamele	4
Geflügel	26 302

Fischerei

1920 gab es etwa 130 000 Fischer mit 17 878 Fischerbooten. Der Wert der 427 253 Metertonnen gefangenen Fische betrug 344 Mill. Peseten

Verkehrsmittel

Seeverkehr 1924:

22 290 000 Reg.-T. netto im Mittel von Ein- und Ausgang.

Handelsflotte Anfang 1923:

	1198	Dampfer	mit 1 069 000	Nutz-T.
	591	Segelschiffe	„ 97 000	„
zus.:	1789	Schiffe	„ 1 166 000	„

Mitte 1925 betrug der Tonnengehalt der Handelsflotte 1 120 000.

Eisenbahn 1. Jan. 1923:

Im Betrieb 15 890, davon schmalspurig 3998 km.

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Peseten)

	1921	1922	1923	1924	1925
Einfuhr . .	2 834	2 703	2 940	2 947	2 244
Ausfuhr . .	1 584	1 320	1 527	1 748	1 581

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:

Tabak, Baumwolle, Stockfisch, Weizen, Automobile.

Ausfuhr:

Orangen, Wein, Konserven.

Hauptverkehrsländer 1924

(in Mill. Peseten)

	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	435	424
Frankreich	349	346
Deutschland	150	99
Verein. Staaten von Amerika	422	175

Außenbesitzungen

in Afrika 339 859 qkm mit 905 810 Einwohnern

1. Spanisch Marokko mit 28 000 qkm und 744 000 E., 2. Rio de Oro mit 285 200 qkm und 50 000 E., 3. Spanisch-Guinea mit 26 659 qkm und 111 810 E.

TSCHECHOSLOWAKEI

Landesteile

	qkm	Bevölkerung 1921 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Böhmen	52 064	6 671	128
Mähren u. Schlesien	26 738	3 335	125
Slowakei	48 936	3 001	61
Karpathenrußland	12 656	607	48
	140 394	15 613	97

Verwaltungsbezirke: 13 Gaue

Nationalitäten 1921

	in Tausenden	in ‰
Tschechen und Slowaken	8 761	644
Ruthenen	462	34
Polen	76	6
Deutsche	3 124	229
Madjaren	745	55
Juden	181	13
Andere	26	1
Staatsfremde	239	18

Bekenntnisse 1921

	in Tausenden	in ‰
Katholiken	10 385	763
Griechisch- u. Armenisch-K.	536	39
Evangelische	990	73
Tschechosl.kath.Landeskirche	525	39
Griech.-orient.	73	5
Israeliten	354	26
Andere, unbekannte	25	2
Konfessionslose	725	53

Ein- und Auswanderung

Auswanderung 1923: 32 000, 1924: 54 000 Personen. Einwanderung 1923: 7 300 Personen

Größere Städte 1921

(Einwohner in Tausenden)

Prag (Praha)	677
Brünn (Brno)	222
Mährisch-Ostrau (Moravská Ostrava)	114
Preßburg (Bratislava)	93
Pilsen (Plzen)	88
Olmütz (Olomouc)	57
Kaschau (Košice)	53

Bodenbenutzung

(in %)

Ackerland	45
Wald	32
Wiesen und Weiden	18
Unproduktiv	5

Viehstand 1922

(in 1000)

Pferde	592
Rinder	4 391
Schweine	2 096
Schafe	987

Verkehrsmittel

Eisenbahnen 1922:
13 638 km (meist Staatsbahnen)

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Kronen)

	1921	1922	1923	1924	1925
Einfuhr	22 433	12 606	10 222	15 855	17 594
Ausfuhr	27 312	18 086	12 573	17 035	18 799

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1925

Einfuhr:
Baumwolle, Getreide, Wollwaren

Ausfuhr:
Baumwolle, Zucker, Holz, Kohle und Torf, Wollwaren, Glas, Eisen und Eisenwaren

Hauptverkehrsländer 1923

(in Mill. tschech. Kronen)

	Einfuhr	Ausfuhr
Deutsches Reich	4 132	2 559
Verein. Staaten v. Amerika	714	557
Österreich (mit Durchfahrt)	667	2 639
Italien	463	464
Niederlande	416	233
Polen	376	358
Dänemark	357	107
Frankreich	354	303
Ungarn	353	714
Großbritannien	337	1 219

TÜRKEI (in Europa)

Fläche

rd. 27 000 qkm

Verwaltungsbezirke und Bewohner

	Bevölkerung 1924 in 1000
Adrianopel	111
Tschataldscha	51
Konstantinopel	493
Pera	336
Gallipoli	38
Kirk Kilisse	64
Rodosto	96
	1 189

Größere Städte

Stambul (Konstantinopel) 881 000
Edirne (Adrianopel) 56 000

Schiffsverkehr

1925 liefen in Konstantinopel Schiffe mit einem Raumgehalt von 9 487 000 N.-Reg.-T. ein

UNGARN

Verwaltungsbezirke

	qkm	Bevölkerung 1920 in 1000	Dichte auf 1 qkm
Rechtes Donauufer	36 310	2 508	69
Linkes Donauufer	3 370	260	77
Donau-Theißbecken	27 307	3 286	120
Rechtes Theißufer	17 864	572	73
Linkes Theißufer	16 067	1 187	74
Theiß-Marosbecken	1 998	167	84
	92 916	7 980	86

Nationalitäten 1920

(in 1000 und %)

Madjaren	7 147	(89,6)
Deutsche	551	(6,9)
Slowaken	142	(1,8)
Kroaten	37	(0,5)
Rumänen	24	(0,3)
Serben	17	(0,2)
Ruthenen	1	—
Andere	61	(0,7)

Bekenntnisse 1920

(in 1000 und %)

Römisch-Katholische	5 097	(63,9)
Griechisch-Katholische	175	(2,2)
Helvetisch-Evangelische	1 670	(21,0)
Augsburgisch-Evangelische	497	(6,2)
Griechisch-Orientalische	51	(0,6)
Unitarier	6	(0,1)
Juden	473	(5,9)
Andere	10	(0,1)

Bevölkerungsbewegung

Auf je 1000 Einwohner entfielen:

	Geburten (einschl. Totgeb.)	Sterbefälle (einschl. Totgeb.)	Geburtenüberschuß
1923	30,0	20,3	10,7
1924	27,6	21,1	6,5

Ein- und Auswanderung

Die Zahl der Auswanderer betrug 1923: 2 951, die der Rückwanderer 287

Berufliche Gliederung

(in %)

Landwirtschaft und Viehzucht 56
Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr 29

Größere Städte 1920

(Einwohner in Tausenden)

Ofenpest (Budapest) 929
Szegedin (Szeged) 119
Debreczin (Debrecen) 103

Bodenbenutzung

(in %)

Ackerland	60
Wiesen und Gärten	11
Weiden	11
Wald	12
Unproduktiv	7

[noch UNGARN]

Viehstand 1925

(in 1000)

Pferde	876	Schafe	1 891
Rindvieh	1 920	Schweine	2 633

Verkehrsmittel

Eisenbahn 1924:

Hauptbahnen 3 692, Nebenbahnen 4 877, Straßenbahnen 230 km, zus. 8 799 km

Ein- und Ausfuhr

(in Mill. Goldkronen)

	1922	1923	1924	1925
Einfuhr	539	423	703	742
Ausfuhr	330	338	575	701

Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr 1924

Einfuhr:

Webwaren, Holz, Kohlen, Maschinen und Apparate, Leder, Papier

Ausfuhr:

Mehl, Vieh, Weizen, Zucker, Roggen, Geflügel, elektrische Maschinen und Apparate, Wolle, Fleisch

Hauptverkehrsländer 1924

(in Mill. Goldkronen)

	Einfuhr	Ausfuhr
Österreich	163	210
Tschechoslowakei	177	138
Deutsches Reich	88	45
Rumänien	55	30

REGISTER


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 057113943